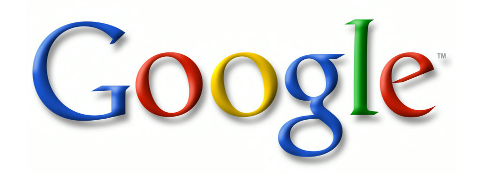
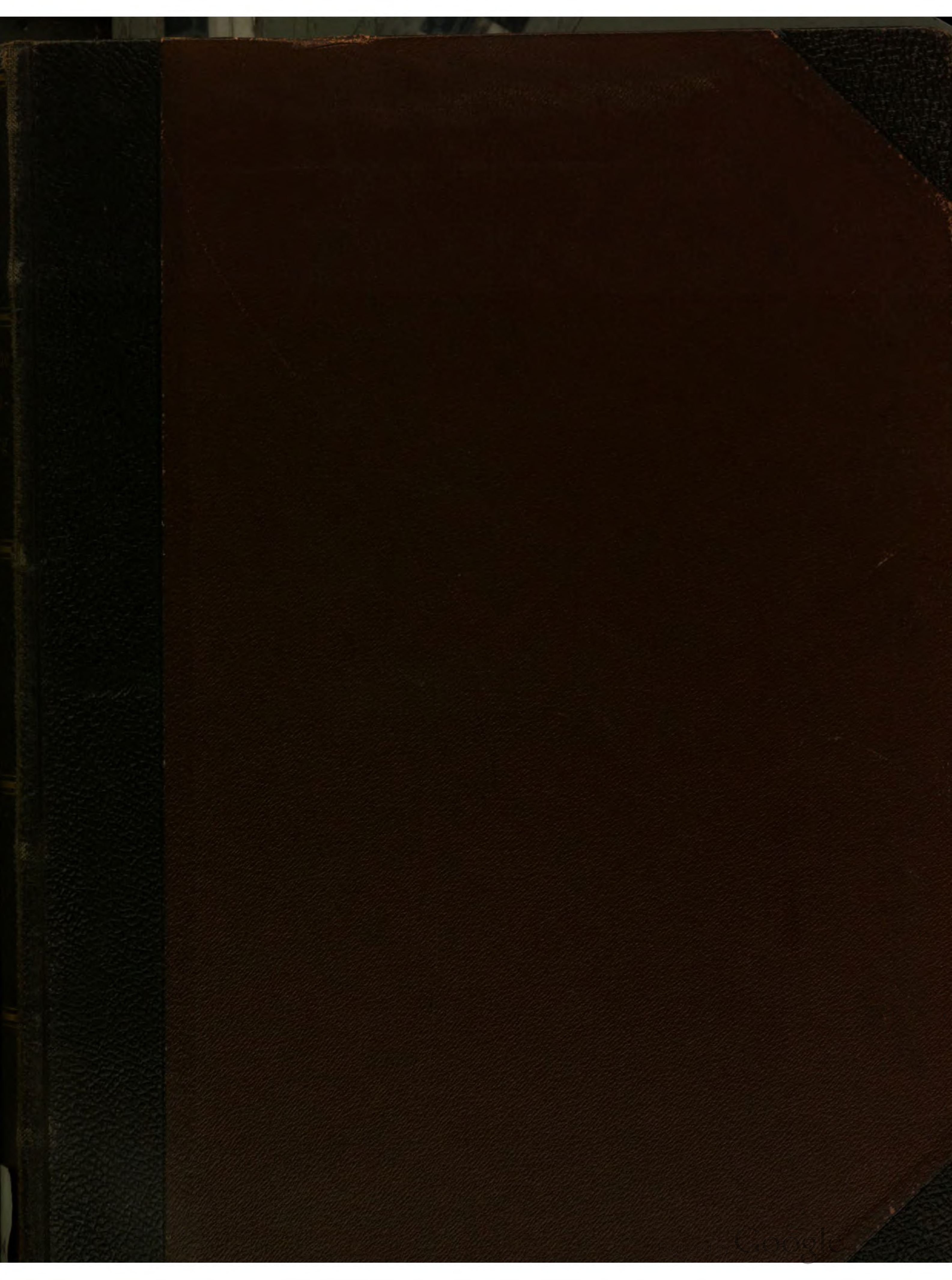
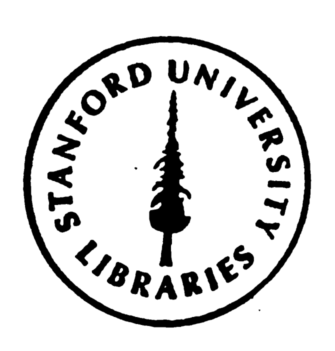





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

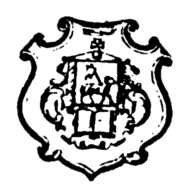


Deutsche

Roman-Zeitung.

Dreiunddreißigster Jahrgang. 1896.

Vierter Band.



Berlin, 1896.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Bandes.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werber. Fortsetzung und Schluß. Seite: 1—28; 73—100; 145—168; 217—240; 289—312; 361—374; 467—486; 543—560; 615—632; 687—702; 759—774; 829—844; 895—912.

Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. Fortsetzung und Schluß. Seite: 27—58; 99—128.

Ohne Gott. Roman von E. Karl. Seite: 169—200; 241—272; 311—344; 375—420.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Seite: 433—468; 505—542; 577—616; 649—686; 721—758; 793—828; 865—896.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite
Wetternacht. Von Hauna Ehlen	57
Eine Toilette vor achtzehnhundert Jahren. Von Adolf Kahle	58, 135
Unverzagt. Von August Krause	62
Die Amerikanerin in England. Von Luise Rebentisch	63, 131
Der wilde Rosenbusch. Von Gertrud Triepel	65
Verschiedenes. Von Viktor von Kohlenegg	67
Meine Toten. Von Agathe Moyscowicz-Uhlmann.	72
Randbemerkungen. Von J. Grebsen	72
Sommermärchen. Von A. von Auerswaldt	129
Im Walde. Von F. W. M.	129
Sommertag. Von P. Weiß	130
Mittagsfrieden. Von Anna Behnisch	130
Sommerabend. Von Otto Doepkemeyer	130
Sommernacht. Von Felicitas	131
Weckruf. Von Hans Biermann	134
„Blüten im düst'ren Hof". Von Elimar von Monsterberg	137
Der Dorffriedhof. Von L. v. Oberhofen	143
Grillenliedchen. Von Helene Bernard	201
Er spricht dorisch. Ein Genrebild aus klassischen Tagen. Von Oskar Linke	201
Gute Nacht. Von Luz Scheibe	207
Bei Seiner Excellenz. Von Marie Schwarz	207
Es ist ein Reif gekommen. Von L. Vaillant	211
Altes Gold. Von Konrad Ries	278
Die Anfänge der jüngsten litterarischen Bewegung in Deutschland. Von O von Leixner	278
Zwei Gedichte. Von Karl Vanselow	282
Die Liebespoesie in der alten Provence. Von Moritz Lilie	282
Erinnerung. Von Klara Müller	287
Credo	288
Sehnsucht. Von C. Theodor Schultz	345
Mann über Bord. Von Oswald Bergener	345
Rosenlieder. Von M. M.	350
Ihr Ideal. Eine moderne Ehegeschichte von Georg A. Albert	350, 423
Himmel und Erde. Von Oskar Linke	355
Die Kunst, zu vergessen	355
Einem Kinde. Von M. von Massow	359
Sprüche und Splitter. Von Eduard Schmidt	359
Gatte, Gatte, laß den Streit. Von Robert Burns, deutsch von W. Prinzhorn	419
Mopi. Von Max Heuer	419
Deutsch-polnisch. Von G. Hermann	423
Besänftigung. Von Otto Doepkemeyer	429
Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L.	429, 644, 717
An der Gruft des Reichsfreiherrn vom Stein zu Frücht bei Ems. Von Wilhelm Idel	487
Aus meinen Erinnerungen. Von Otto von Leixner	488
Maikönigs Tod. Von Wilhelm Schoof	492
Der Zimmerherr. Von Viktor von Kohlenegg	493
Mein Leid. Von Hans Biermann	501
Dilettantismus. Von M. v. M.	501
Trugbild. Von Paul Köhler	502
Sommernacht. Von Anna Behnisch	504
Erinnerung. Von Erich Schwartz	559
Ein pädagogischer Brief. Von Adolf Wilhelm Ernst	559
Morgenlied. Von Oskar Linke	566
Achtet die Lehrerin. Von M. Müller	567
In Ruhe singen. Von Roga	569
Aphorismen. Von Conrad Timm	570
Die „unehrlichen" Leute des Mittelalters. Von A. Stanislas	571, 708
Mädchens Klagelied	573
Krank. Von M. Sommerfeld	633
Das goldene Sprüchlein. Von Gertrud Triepel	633
Die Öde. Von Dorothee Goebeler	639
Eine Tragödie aus der Großstadt. Lebens- und Stimmungsbilder von F. Gebhardt	639, 703
Beethovens C-moll-Konzert. Von M. Haußer	644
Welkes Blatt. Von Hanna Ehlen	703
Versäumt. Von Max Brenke	708
Laß nur . . . Von Hans Biermann	710
Vom Wege. Von Anna Behnisch	714
Herbstlieder. Von Otto Kiefer	775
Die liebe Bequemlichkeit. Aus dem Leben von Martha Sommer	775
Auf der Heide. Von Chr. Dietr. Owesen	780
Die Lilien auf Schloß Söborg. Von A. Schilling	781
Morgenlied. Von Elisabeth Kolbe	785
Sesam. Von A. Hinckeldeyn	845
Das freudige Testament. Von Karl Pröll	845, 911
Das Ende. Von Clara Müller	849
Allerlei zur Frauenfrage. Von M. Müller	849
Wiegenlied. Von S. L. Wensel	856
Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst. Von O. v. L.	856
Das Lied vom Schmerz. Von Jul. Thomsen	857
Sinnsprüche. Von H. H.	860
Betrachtungen. Von E. Arnoldi	861
Splitter. Von G.	861
Sommernacht. Von Gertrud Triepel	911
Stiergefecht. Von Dom Alfredo Sao Mismo (Deutsch von Alfr. Friedmann.)	915
A los Toros. Von Max Tike	916
Nächtliche Wanderung. Von Lilia Guignon	923
Das ist ein lustiges Sterben . . . Von Valentin Traudt	924
Sprüche. Von Hans Norbeck	925

Litteratur.

Der Geisterseher. Von Baum	65
Deutscher Glaube	65
Verschüttet. Dichtung von Anna Bauer	66
Dirk Kluin. Episches Gedicht von H. Garner	66
Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied von Gustav Ad. Erdmann	66
Gretchen. Ein Sang aus den Freiheitskriegen von Theodor Herold	66

Seite

Die Kugelsucherin. Von Maximilian von Rosenberg 138
Judas. Von Ernst Clausen 138
Ein Schlagwort der Zeit. Von Fedor von Zobeltitz 138
Leidenschaften. Geschichten von Georg Frh von Ompteda 139
Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten von E. Eschricht 139
Berliner Höllenfahrt Ernstes und Heiteres aus der Reichshauptstadt von Rudolf Stratz . . 139
Sein Ich. Von Emil Roland 139
Reinheit Novelle von Wilhelm von Polenz . 139
Pension Fratelli. Von Felix Holländer . . . 140
Um das Weib. Von Hans Land 140
Aus den ersten Universitätsjahren. Von Peter Nansen 140
Dissonanzen. Von George Egerton. Deutsch von Dora Landé 140
Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende dieses Jahrhunderts. Von Hedwig Dohm . . . 141
Das Hungerlos Eine tragikomische Geschichte von H. V. Schuhmacher 142
Polnische Wirtschaft. Von Oskar Höcker . . . 211
Die Pflicht des Starken. Von Rudolf Elcho . 211
Lebensrätsel. Von E. Juncker (Else Schmieden) 212
Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman von Emil Brachvogel 212
Frauenehre. Von Marie Stahl 212
Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum 212
Rezepte. Satiren von Gust Schwartzkopf . . 213
Ernst Wicherts „Gesammelte Werke" 213
Das Magdalenenhaar Von Jean Rameau . . 213
„Selbstgerecht". Von Friedrich Spielhagen . . 213
Roman-Studien. Von Jerome K. Jerome . . 213
Jugendstürme. Von Karl Busse 213
Märchen. Von H Hermann 214
Anna Marie. Ein Berliner Idyll von Ludwig Jacobowski 214
Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst 214
Onkel Johns Prinzipien. Von Johanna Fellmann 214
Die Madonna von Swidlowice, Bilder und Skizzen von Taras Kunowski 214
Tabubu Altägyptischer Original-Roman in deutscher Bearbeitung von Leon Ritter . . 214
Die Elsässerin. Das Sonntagskind. Zwei Novellen von Karl Storck 215

Seite

Meyers Konversationslexikon 287
Napoleon I. von Armand Dayot 711
Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift übersetzt von Prof. Dr. Hermann Althof . 711
Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen von Berthold Litzmann. Dritte Aufl. 711
Robert Burns Lieder und Balladen 712
Sonja Kowalewsky. Biographie von Charlotte Leffler 712
Edgar Allan Poes Erzählungen 712
Argonautengeschichten von Bret Harte, 4 Teil, übersetzt von Johannes Hoogs 712
Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters von Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann . . 712
Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichten. Von Hans Schliepmann 713
Dulcamara. Von Paul Gerin 713
Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus . 713
Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Auerbacher. Von Max Radlkofer 714
Der Wandel deutschen Gefühlslebens. Von Dr. Georg Steinhauser 714
Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. Von Theodor Ebner 714
Die sibyllinischen Bücher in Rom. Von Dr. Karl Schulteß 714
Bertha von Marenholtz-Bülow. Von Henriette Goldschmidt 714
Die Bildung des Harzgebirges Von Otto Lang 714
Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Martin Wagner 714
Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Von Prof. Immanuel Schmidt 714
Drei Essays. Von Ralph Waldo Emerson. Deutsch von Thora Weigand 714
Aus meines Lebens Mai. Von A. Wehrmann . 786
Gedichte und Erzählungen 786
Liebeswonne. Lieder von E. Kling 786
Natur und Welt Von Julius Gersdorff . . 786
Lautenspielers Lieder. Von demselben 786
Eliana. Eine Symphonie von demselben . . 786
Träumen. Gedichte von Adolf Holst 786
Nach sieben Jahrzehnten Von Karl Stelter. . 787
Aus Hadlaubs Heim. Gedichte von Fritz Rohrer 787
Balladen und poetische Erzählungen von Franz Dittmar 787

Seite

Historien. Von Carl Poll 787
Deutsche Dichtungen von Alessandro Stradelli . 787
Jungdeutsche Lieder. Von Friedrich Wegener . 788
Zeitsonette. Von Th Maurer 788
Rügelieder. Von Wilhelm Weigand 788
Morgenstimmen und anderes. Von Max Hoffmann 788
Schmetterlinge. Gedichte von Carl von Arnswaldt und Albrecht Mendelssohn-Bartholdy . . 788
Göttinger Musen-Almanach für 1896 789
Aus Tag und Traum. Gedichte von Ludwig Jacobowsky 789

Vermischtes.

Noch ein englisches Urteil über das deutsche Heer 68
Vom ältesten Maß und Gewicht 69
Adalbert Stifter-Denkmal in Linz 143
Schopenhauer 431
Der heilige Niemand 503
Der berühmte „olle Ilrieche" Buttmann . . . 503
Eine bekannte Vorkämpferin 503
In einem Dorfe bei Schwedt a. O. 503
Eigenmächtige Justiz 571
Kardinal Nikolaus von Cusa 576
Soeben hat der allgemeine deutsche Sprachverein 646
Professor Unger 715
Eines Tages wurde das Erzdenkmal 715
Der König Friedrich Wilhelm I. 715
Charles Gravier 716
Die zerrissene Schleppe 789
Unter Pennalismus 858
In Wiener Studentenkreisen 859
Von Mommsens Zerstreutheit 924
Jemand besuchte kürzlich die Westminsterabtei . 924
Eine Zueignung 924
Die reisenden Handwerksburschen 924

Briefkasten.

Seite: 141, 215, 648, 792, 861, 925.

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 40.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Die Königin wollte etwas erwidern, lebhaft — und zweifellos zustimmend, doch hielt sie inne und blickte erwartungsvoll auf die Thüre, welcher von außen her ein wohlbekannter Schritt sich genähert.

Der König trat herein. Er stutzte leicht bei dem unerwarteten Anblick des Prinzen. Jeden anderen lieber, als gerade diesen Sausewind mit dem Feuerherzen hätte er bei seiner Gemahlin antreffen mögen, der er für sein unentschlossenes Zagen Sympathie einzuflößen gehofft.

„Euer Liebden haben es eilig gehabt," begann der König zögernd. „Ja, befinden uns in einer traurigen Situation! Werden mich gewiß darin verstehen! Ganz unerhörter Frevel! Völker- und Fürstenrechte verletzt! Und doch nach Lage der Dinge unmöglich, Konsul zur Rechenschaft zu ziehen, wie hiernach verdient!"

Prinz Louis stand frei und stolz, doch mit dem Ausdruck der Ehrerbietung seinem Könige gegenüber. „Da sei Gott vor," sagte er mit von tiefer Bewegung durchbebter Stimme, „daß Eure Majestät auch jetzt noch in der Lage sein sollten, diesen Frevel ungerächt hinnehmen zu müssen! Wessen bedarf es denn weiter? Die Armee steht schlaggerüstet da, ein Heer von Führern wartet nur mit Ungeduld auf den Befehl, sie dem Feinde entgegen zu führen! Der Moment ist gekommen, Majestät! Erklären Sie den Krieg! Ich spreche im Namen des ganzen Heeres! Es ist niemand unter uns, der sich nicht danach sehnte, Blut und Leben freudig für unseren König und des Vaterlandes Ehre dahinzugeben!"

Eine tiefe Erregung arbeitete in den stillen, edlen Zügen des Königs. War das nicht des Versuchers Stimme? War es nicht heiße Versuchung für das Hohenzollernherz, aufzufahren wie ein Adler und mit einem Wurf das Joch der Demütigungen abzuschütteln? Doch nein, die Anwandlung ging vorüber, eine Schwäche! Die Pflicht stand eisern vor ihm da.

„Immer das alte Lied!" rief er mit abweisender Handbewegung. „Kennen wir bereits! Will Ihre gute Gesinnung nicht unterschätzen, Cousin Louis, darf sie aber nicht zu der meinigen machen! Bin froh, daß Sie unser Land nicht zu regieren haben! — Halte Liebe zum Frieden für Landesvater wichtiger, als Vergnügen am Losschlagen bei jeder kleinen Widerwärtigkeit! — Andere Mächte auch alle sehr erregt, natürlich, doch für uns momentan nirgends sicherer Bundesgenosse!"

Heldenmütig bezwang Prinz Louis die in ihm aufschäumende Empfindung. Nur seine feinen Nasenflügel bebten wie die Nüstern eines edlen Streitrosses, das warten muß, und sich bezwingen, und gehorchen.

„Majestät — aus Liebe zum Frieden nimmt Preußen gegen alle Mächte eine friedliche Stellung an und wird in derselben einmal von einer Macht schonungslos überrascht werden, wenn dieser der Krieg gerade recht ist! Dann fallen wir — ohne Hilfe! Und vielleicht auch gar noch ohne Ehre!"*)

Wie von peinlicher Empfindung berührt, trat König Friedrich Wilhelm einen Schritt zurück. Es war noch gar nicht lange her, als er den Prinzen um dieser selben Reden willen für längere Zeit von seinem Angesicht und aus Berlin verbannt hatte. Doch heute war es ihm nicht möglich, in gleicher Weise dem feurig Erregten mit Zorn und Strafen entgegenzutreten. Zu tief fühlte er im Grunde seines Herzens, daß Wahrheit in den Worten des Prinzen lag. Zu klar flammten ihm die selbstlosen, hochherzigen Gefühle, der Ausdruck einer reinen Heldenseele aus den Augen desselben entgegen. Hatte nicht Königin Luise vorhin ähnlich so zu ihm

*) Des Prinzen eigene Worte.

gesprochen? Ob sie nicht doch vielleicht beide recht hatten? O, wer das wissen könnte! Wer doch der Richtigkeit seiner Entschließungen gewiß sein durfte, ohne sich niedergedrückt zu fühlen von der Last übermenschlicher Verantwortung! — Einen schweren Seufzer erpreßte dem sorgengequälten Monarchen diese Gedankenfolge.

„Sind Ansichten!“ sagte er beklommen. „Wollen uns heute nicht darüber streiten, können ein andermal darauf zurückkommen! Bin jetzt wichtiger beschäftigt!“ Ein kühler Abschiedsgruß mit der Hand und der König verließ das Gemach.

Des Prinzen Blicke folgten ihm stumm. Als die Thür sich geschlossen, wanderten sie zur Königin zurück. Schweigend hatte sie der kurzen Unterredung zugehört, schweigend stand sie da, die herabhängenden Hände leicht gefaltet, einen tiefbewegten Ausdruck auf dem wunderschönen Antlitz.

„Habe ich wieder einmal das Unglück gehabt, meinen königlichen Gebieter zu verletzen?“ fragte Prinz Louis mit gepreßter Stimme.

„Nein, ich denke, er hat Sie verstanden!“ entgegnete die Königin fest und blickte zu ihm auf, die großen, seelenvollen Augen von einem Glanze heiligen Ernstes erfüllt. „O, Vetter Louis, verkennen Sie ihn nicht! Halten Sie es nicht für zaghafte Schwäche, was doch nur die übergroße Mäßigung unendlicher Pflichttreue ist! Unterschätzen Sie nicht den ungeheuren Druck der Verantwortung, der auf eines Königs Herzen lastet! Sein Gewissen, sein Volk, die Geschichte fordern Rechenschaft von ihm für jede seiner Thaten. Ist es da zu tadeln, wenn er sie wägt und zaudert, und darüber sich's versagt, als ein Held zu erscheinen!“

„Wie aber, wenn Volk und Geschichte berechtigt sind, den Helden in ihm zu fordern?“ schaltete er ein.

Ein stolzer Zug ging über der Königin Gesicht. „Gott lasse uns bald den Tag erleben, da wir den Helden in ihm wiedererkennen dürfen, und stolz auf ihn sein! — Und wenn der Tag kommt, Vetter, dann werden Sie dem König zur Seite stehen? Sie sind ein Hohenzoller wie er! Sie werden ihn verstehen, zu ihm halten, auch wenn alles ihn verließe! Ich glaube mich darin nicht zu täuschen! Wenn es auch anderen scheinen will, als irrten Ihre Wege gar oft von den unsrigen ab — mein Vertrauen zu Ihnen ist unerschüttert!“

Das stolz getragene Haupt des Prinzen neigte sich tief. Unwillkürlich faßte seine Hand zum Herzen. „Majestät, wenn Sie an mich glauben, was ficht es mich an, ob die ganze übrige Welt mich verleugnet und verleumdet! Dann halte ich mich der höchsten und heiligsten Aufgaben für wert!“

„Ja, mein Cousin, ich glaube an Sie,“ entgegnete die Königin. „Ich glaube fest an die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen! Auch an Ihre ungetrübte, ehrliche Freundschaft für mich! Und habe auch dann nicht an ihr gezweifelt, als man sie mir zu verleumden versucht hat!“

Der Prinz hob rasch den Kopf und blickte sie forschend an. Er verstand sie. Zwei Jahre war es her, als an seiner eigenen Tafel von übermütigen Zechgenossen seine anbetende Begeisterung für die königliche Frau in ein zweifelhaftes Licht gezogen und zum Gegenstand der Spötterei gemacht worden war. In aufflammendem Zorn, wie ihn nur selten jemand an ihm gesehen, hatte er die Frevler zum Schweigen verwiesen, von Stund' an den Verkehr mit ihnen abgebrochen. Der Vorgang aber war dadurch bekannt geworden und hatte Aufsehen erregt. In böswilliger Entstellung, ja in sein Gegenteil verkehrt, war er auch zu den Ohren des Königs gedrungen und hatte diesen tief und nachhaltig gegen den Prinzen erzürnt. So hatte auch die Königin davon erfahren. Und das wußte er. Doch niemand konnte ihm sagen, ob sie's geglaubt, und ob auch sie bereit gewesen, das reinste und edelste Empfinden seines Herzens für Lüge und Gemeinheit zu halten. Was er gelitten unter diesem Zweifel, unter der Unmöglichkeit, sich zu reinigen von dem unwürdigen Verdacht, das konnten nur die wenigen ermessen, die ihn kannten in der glühenden Leidensfähigkeit seines Herzens. Sie aber, die Kluge, die feinfühligste aller Frauen, sie hatte ihn verstanden, lange schon. Und bei der ersten Gelegenheit, die sich ihr bot, löste sie mit linder Hand diesen Stachel aus seiner Brust.

Prinz Louis sank auf ein Knie vor ihr nieder und berührte den Saum ihres weißen Gewandes mit seinen Lippen. „Meine Königin — Dank habe ich nicht — Anbetung bis in den Tod!“

Königin Luise ließ ihn gewähren. Sie kannte ihn, seinen heißen Ungestüm und den edlen Kern seiner Seele! Sie wußte, daß Liebe und Vertrauen ihn emporzuziehen vermochten, über sich selber hinaus — das Gegenteil aber ihm nur Schaden zufügte. Mit all der holden Anmut, welche ihre Freundlichkeit besaß, blickte sie ihn an, als er sich langsam wieder erhob. „Also, mein Vetter, wir schließen einen Bund miteinander?“ Er bejahte mit seinem stummen Blick. — „Wenn endlich die ersehnte Stunde kommen wird, wenn das Vaterland Sie ruft zu seinem Schutze, dann stehen Sie zu uns!“

„Bis zum letzten Blutstropfen! So wahr ich ein Hohenzoller bin!“ Mit festem Druck hielt er die dargereichte Hand der Königin, neigte sich tief darüber und küßte sie.

Dann entließ sie ihn. —

Weiter rollten die Schicksalswürfel. Der Frevel von Vincennes blieb ungeahndet. Napoleon Bonapartes Macht und Übermut kannte keine Grenzen und wuchs empor wie eine Palme, die mit ihrer Krone zum Himmelsdom hinauf begehrt, und Europa schaute, vom falschen Licht geblendet, ehrfurchtsvoll und staunend zu. Wenige Monate schon nach diesem letzten Verbrechen — es war im Mai 1804 — ließ er sich zum Kaiser der Franzosen ausrufen und setzte mit eigener Hand die Krone auf sein und seiner Gemahlin Haupt.

Die europäischen Höfe ermangelten nicht, den neuen Kaiser in seiner Würde anzuerkennen und brachten ihm demütig ihre Glückwünsche dar.

VIII.

Der alte Diener mit weißgepuderter Perücke und Schnallenschuhen öffnete weit die Thür zu dem Wohngemach des Oberstlieutenant von Velbegg in der Wilhelmstraße. „Herr von Rochlitz!“ meldete er dabei in feierlichem Tone.

„Sehr angenehm!“ lautete der Bescheid, den die schöne, blonde Julie in ihrer Würde als Wirtin und Tochter des Hauses darauf erteilte. Sie lehnte behaglich in den Kissen des Kanapees und sonnte sich in der Glut der Bewunderung, welche ihr gezollt ward. Ein junger Künstler saß ihr gegenüber, blaß und blond, mit schmalen Schultern und dürftiger Kleidung, und verschlang sie mit den Blicken.

Sie schaute erwartungsvoll auf die Thür. Herr von Rochlitz, das konnte doch nur der elegante Hilmar vom Regiment Gendarmes sein!

Doch nein, es erschien ein Husar in dunkelrotem Dolman, schlank, kräftig, elastisch — mit dicht sprossendem rötlichem Schnurrbart und dunklen Augen. „Hasso!“ rief Julie und lachte, denn sein Anblick vergegenwärtigte ihr sogleich manch fröhlichen Moment, den sein eigenartiger Humor ihr bereitet.

„Junker Hasso!“ rief zugleich der Künstler und sprang von seinem Stuhle auf in unverkennbar freudigem Schreck. Und —

„Hasso!“ rief Renate jubelnd. Sie hatte, in ein Buch vertieft, in einer Ecke des Zimmers gesessen. Das Buch flog zur Erde und sie eilte ihm entgegen. „Hasso, Sie sind Lieutenant geworden!“ Mit diesem einen Blick hatte sie die Abzeichen der neuen Würde an seiner Uniform erkannt.

„Ja — und zur Schwadron des Rittmeisters von Zieten nach Berlin versetzt!“ erwiderte er und grenzenlose Freude klang aus seiner Stimme.

„Das ist ja herrlich! Sie verdanken es gewiß Ihrem hohen Gönner und Jagdgenossen — sonst hätte Lichnowsky Sie nicht fortgelassen!“ meinte Renate mit wichtiger Miene. Sie war jetzt fünfzehn Jahre alt und fühlte sich vollberechtigt, zuweilen mitzusprechen.

„Ich glaube, er war recht froh, mich los zu werden,“ erwiderte Hasso leichthin. „Aber daß ich überhaupt jetzt schon Offizier geworden, ist freilich zu verwundern!“

Renate fand das gar nicht. Ihre Freude war groß, alle Welt sollte daran teilnehmen und so eilte sie hinaus, den Vater herbeizuholen.

„Ludwig Zürn — was tausend, Dich gerade treff' ich hier?“ rief Hasso indessen, den jungen Musiker bei den Schultern fassend und im Kreise herumdrehend. Er war der Sohn des Reckentiner Pfarrers, um deswillen der alte Herr sich für Hassos Fortgang aus dem Elternhause hatte gewinnen lassen.

„Brechen Sie ihn nicht entzwei, Hasso!“ mahnte Julie. „Aus so solidem Stoff wie Sie ist er nicht gefertigt! Sie verstehen noch nicht mit der Kunst umzugehen. Jetzt aber, wenn Sie wünschen in dem Freundeskreis des Prinzen acceptiert zu werden, müssen Sie das lernen!“

„Nun, gnädiges Fräulein, von Marzipan ist er doch auch nicht gerade, und von Glas ebensowenig! Wenn Sie mir Unterricht geben, lerne ich's vielleicht bald. — Oder bist Du von Marzipan, Ludwig, holder Engel, so komm und schmilz an meinem Herzen!“

„Wenn auch nicht gerade von Marzipan,“ erwiderte der Künstler mit sanftem Lächeln, „so bin ich doch bereit, an Deinem Herzen zu schmelzen, Junker Hasso, und zwar aus lauter Dankbarkeit. Durch Deine Empfehlung bin ich in dieses Haus gekommen — und noch nicht einmal hinausgeworfen!“

„Rührende Seele! Es freut mich übrigens, wenn ich mich mit meiner Empfehlung nicht blamiert habe!“ gab Hasso zurück und der Ausdruck warmer Herzensgüte, der aus seinen Augen strahlte, stand wie so oft im Widerspruch mit dem übermütigen Ton seiner Worte.

Renate kam jetzt zurück in Begleitung ihres Vaters, der den Husarenlieutenant beglückwünschte. Hasso verlebte mit ihnen den Abend wie in trautem Familienkreise und als ein besonders belebendes Mitglied desselben.

Sehr oft kehrten diese Abende wieder. Hasso, der nie das Gefühl wirklicher Heimat gekannt, fand hier einen Ersatz für diesen Mangel. Die kleine Renate strahlte vor Freude, wenn er kam. Sie kannte nichts Schöneres, als die Plauderstunden mit ihm, als die Streiche und Schwänke, die er mit seinem Humor und Nachahmungstalent erzählte. Besonders seine Soldatengeschichten fesselten sie. Denn das Militär, die preußische Armee, die patriotische Begeisterung spielten die Hauptrolle in dem Gedankenleben des kleinen Mädchens. Seit nun Hasso in ihrer Seele den Franzosenhaß nährte, den Wunsch des Krieges, der Unterdrückung des übermütigen Feindes, gewöhnte sie sich zu Mademoiselles Verzweiflung sogar das Französischsprechen ab. Diese geplagte Dame fuhr deshalb fort in ihrem Groll gegen Hasso, so wie einst Mamsell Christiane in Reckentin, und Lottes Katze auf dem alten Hofe. Es war schade, daß er sich so oft unbeliebt machte, wie Renate mit Bedauern feststellen mußte. —

Ludwig Zürn war viel im Velbeggschen Hause. Er unterrichtete beide Töchter, Renate im Klavier-, Julie im Guitarrespiel und dieser klagte er in den Saiten des zarten Instruments seines Herzens Sehnen und Verlangen. Die schöne Julie ließ sich's gern gefallen, obgleich ihr Interesse gefesselt war durch die Huldigungen des eleganten Paul von Conreuth, des Erben von Tiefensee, in der Nachbarschaft von Penzlow. Er stand in Potsdam beim Regiment des Königs, und sie sah ihn oft in ihrem Vaterhause, traf ihn in jeder Gesellschaft. Es waren sehr bestimmte Träume und Wünsche, welche sie an diesen Verkehr knüpfte, daneben aber bereitete ihr die Anbetung des empfindsamen Künstlers ein gewisses schmeichelndes Behagen. Sie hatte das stolze Bewußtsein, ihn durch ihre Protektion zu fördern und, einer Göttin gleich, ihre schützenden Flügel über ihm ausgebreitet zu halten.

Jetzt sollte ihrer Ansicht nach Ludwig Zürn ein

Konzert geben, um in der Gesellschaft bekannt zu werden und Schüler für seinen vortrefflichen Unterricht zu gewinnen. Zur Ausführung ihrer Absichten hielt sie es notwendig, das Interesse des Prinzen Louis für ihren Schützling zu erwecken. Die Aufgabe war nicht leicht, aber wenn einer sie auszuführen vermochte, so war dies Hasso mit seiner gewandten Entschlossenheit. Er übernahm bereitwilligst diese Ehrenpflicht und ging alsbald mit Feuereifer an seinen Plan. Zunächst machte er Besuch bei Frau von Crayen, in deren Hause der Prinz intim verkehrte. Dann führte er Ludwig Zürn bei ihr ein, und gewann die kunstliebende Frau für sein Interesse. Sie erklärte sich bereit, ein gemütliches Zusammensein mit dem Prinzen herbeizuführen, zu welchem jedoch auch Velbeggs herangezogen werden sollten. Auf das Erscheinen der kleinen Renate legte sie besonderen Wert. Der Prinz fand zuweilen Gefallen daran, sich von freimütiger Kinderart überraschen zu lassen, darum sollte Renate als Fürsprecherin ihres Musiklehrers hier, wie Hasso sich ausdrückte, ins Gefecht geführt werden.

Der verabredete Abend war gekommen. Prinz Louis hatte sein Erscheinen angemeldet, um, wie so häufig, seinen engeren Freundeskreis in Frau von Crayens Hause beisammen zu finden.

In großer Aufregung, mit klopfendem Herzen, trat Renate in ihres Vaters und Schwester Julies Begleitung in die ihr so fremde Gesellschaft. Tröstlich erschien es ihr, als sie darunter das liebe Antlitz ihres Freundes Hasso erkannte, der sie mit einem strahlenden Blick des Einverständnisses begrüßte.

Das noch völlig kindliche, fünfzehnjährige Mädchen, schlank und zierlich in ihrem schmucklosen schneeweißen Kleide, bildete eine durchaus eigenartige Erscheinung. Mit den großen, fragenden Augen in dem feinen Kindergesicht glich sie eher einer Elfe als einem wirklichen Menschenkinde. Lebhaft empfand Frau von Crayen diesen fremdartigen Reiz. Sie zog Renates Arm durch den ihren und führte sie freundlich umher, hie und da eine Bekanntschaft für ihren jungen Gast vermittelnd.

„Sehen Sie nur, gnädige Frau, wer ist diese zarte Erscheinung dort, mit den großen, dunklen Augen?“ flüsterte Renate.

„Die kennen Sie nicht, liebes Kind? Das ist ja die Rahel Levin! Ich will Sie präsentieren, wenn es Ihnen Freude macht!“

Mit forschendem Blick musterten die klugen Augen der Jüdin das unreife Kind. „Lilienknospe!“ sagte sie und streckte ihr die Hand hin. „Sie kommen so freudig auf mich zu, mein junges Fräulein, als hätten Sie mir etwas Besonderes zu sagen! Darf ich's nicht hören?“

„Nichts Besonderes, Mademoiselle! Ich freue mich so sehr, Sie kennen zu lernen!“

„Eh bien! So reine helle Freude, wie sie in Ihren Augen geschrieben, die erscheint mir dennoch als etwas Besonderes. Und woraus entspringt sie? Warum freut es Sie, mich kennen zu lernen?“

„Mein guter Freund, Herr von Rochlitz, hat mir von Ihnen erzählt, Mademoiselle!“

„Rochlitz? Der Gendarmes-Lieutenant oder der flotte Husar dort, mit dem unternehmenden Gesicht und den melancholischen Augen?“

„Ja, dieser!“

„O, der gefällt mir außerordentlich. Schon weil er Ihr Freund ist, meine Kleine! Wollen Sie sich nicht zu mir setzen und ein wenig mit mir plaudern, Fräulein von Velbegg? Sie müssen mir noch Näheres von ihm erzählen!“

Sie hatte wohl das Recht, solch eine Erlaubnis als Gunst zu erteilen, denn die auserlesensten Menschen drängten sich nach derselben. Selbst wer den Vollwert ihrer Persönlichkeit nicht zu schätzen verstand, beachtete sie doch, schon wegen ihres eigenartigen Freundschaftsverhältnisses mit dem Prinzen. So kam sie mit den verschiedensten Menschen in Berührung und hatte sich gewöhnt, sie nach ihrem persönlichen Werte, nicht nach Rang und Stellung abzuwägen. Auch in ihrem erlauchten Freunde liebte und bewunderte sie einzig den Menschen, der ihr groß und herrlich und liebenswert in ihm entgegentrat. Daß er nebenbei noch königlicher Prinz von Preußen war, interessierte sie nur insofern, als eben dieser Begriff an sich von seiner Persönlichkeit untrennbar war. Und sie wußte, daß auch er sie nicht hätte höher stellen, sie nicht mit anderen Augen anschauen können, wenn sie eine Fürstin gewesen wäre.

Der eigentümliche Reiz dieser berühmten kleinen Person, der geistvolle Ausdruck ihres Gesichts, ihrer anmutigen Sprechweise, umfing auch Renate mit dem oft bewährten Zauber.

Plötzlich verstummte die Unterhaltung in dem ganzen Kreise. Die Herren erhoben sich. Rahel schaute auf und ein Strahl der Freude leuchtete aus ihren schwarzen Augen.

Ein neuer Ankömmling.

Renate heftete einen großen, durchdringenden Blick auf ihn. Ein General, so jugendlich noch, so schön und schlank! Das mußte er sein — Prinz Ludwig, der Held! Er trug den blauen Gesellschaftsrock seines Magdeburger Regiments, mit weißen Beinkleidern und hohen schwarzen Lackstiefeln, in der Hand den großen Generalshut, den er zuweilen beim Sprechen wie einen Fächer hin und her bewegte, als er die Anwesenden begrüßte und hie und da ein kurzes Gespräch anknüpfte. Jetzt drang seine Stimme an ihr Ohr, tiefer, weicher, musikalischer Wohllaut, und sein Lachen. Lebhaft wechselte während der Rede der Ausdruck seiner Augen, getreuer Spiegel seiner Seele, in der es brandende Hochflut und zu Zeiten versiegende Ebbe gab. Endlich trat er auf Rahel zu.

„Rahel, warum sind Sie gestern abend nicht gekommen?“ Ein Vorwurf in liebenswürdigster Bedeutung sprach aus dem Tone. Rahel legte ihre kleine feste Hand in seine dargereichte Rechte.

„Mein gnädigster Prinz, ich ließ Ihnen durch Assessor Vetter sagen, warum ich nicht käme. Wollen Sie meine angegebenen Gründe nicht gelten lassen, oder verlangen Sie, daß ich sie hinter Entschuldigungen verbarrikadiere?“

„Entschuldigungen, nein, was sollte es mir wohl

helfen, wenn ich die von Rahel verlangte!" lachte der Prinz. „Entschädigung fordere ich, nichts weiter! Sie sollen ein andermal kommen. Morgen, übermorgen, wann Ihre unerbittlichen Gründe es gestatten! Wann wird es sein, Kleine?" Er hielt ihre Hand noch und drückte sie fester, wie mit ungeduldiger Mahnung.

„Ich kann es heute noch nicht bestimmen, Königliche Hoheit! Sonst wissen Sie ja, wie gern ich diese liebenswürdigen Ansprüche erfülle!"

„Gut, so komme ich morgen und hole mir Bescheid. Aber ich störte hier ein tête-à-tête. Wollen Sie mich gütigst präsentieren, Mademoiselle!" Ein Blick des feinen Frauenkenners musterte dabei die zarte Mädchengestalt mit prüfendem Wohlgefallen.

Renate machte den allertiefsten Knicks, dessen sie sich von der Tanzstunde her erinnerte.

„Fräulein von Velbegg ist heute nur hier, um Eure Königliche Hoheit zu sehen und zu sprechen!" sagte Rahel. „Sie hat Ihnen eine Bitte vorzutragen."

„Mir, eine Bitte? O, Mademoiselle!" Er schob ihr einen Stuhl hin, in den sie sich folgsam niederließ, und setzte sich zu ihr. Eine Freundlichkeit und Güte sprach aus dem Blick, mit dem er sie erwartungsvoll anschaute, eine Anmut aus seinem ganzen Wesen, die ihr jede Scheu benahm. Leise und bescheiden trug sie ihm ihr Anliegen vor. Er sollte sich für ein Konzert ihres Musiklehrers interessieren und demselben dadurch zu Glanz verhelfen.

Prinz Louis sah nachdenklich aus. „Wollen Sie mir zunächst den Künstler zeigen. Ich zweifle nicht, daß er Ihre Teilnahme verdient. Aber es ist mit der Kunst eine eigene Sache! Ehe ich einen ihrer Jünger fördern helfe, muß ich mich selbst überzeugt haben, ob er dessen würdig sei!"

„Er ist hier, darf ich ihn rufen?" Auf ihren Wink holte Hasso, der in der Nähe gestanden, seinen Schützling herbei.

„Hasso, Sie auch hier? Weidmanns Heil!" rief Prinz Louis. „Wie geht es unserm Penzlower Jagdfreund, was machen die Hirsche? Ich denke, nächsten Sommer pirschen wir wieder zusammen. Vielleicht auch einmal bei mir, in Schricke! — Doch wen bringen Sie mir hier?

„Sie dienen derselben Kunst, die auch ich als meine Herrin betrachte!" redete Prinz Louis den Musiker freundlich an.

„Ja, Königliche Hoheit, aber ich diene ihr nur unvollkommen!" erwiderte dieser mit etwas mühsam erzwungenem Freimut. „Mein Freund hier versichert mich oft, daß es nur einen wahren Künstler auf dem Fortepiano gäbe und da er das Glück gehabt, diesen hören zu dürfen, meine Essays ihn forthin nicht mehr kontentieren könnten!"

Der Prinz streifte Hasso mit einem lächelnden Blick. „Ich bin überzeugt, daß Herr von Rochlitz über meine weidmännischen Leistungen mit absoluter Sachkenntnis zu urteilen versteht. Wo es sich aber um Fragen der Kunst handelt, da lassen Sie sich durch seine Meinung nicht einschüchtern, wenn ich Ihnen raten darf, Monsieur Zürn! Wollen Sie mir aber," fuhr er fort, „einen Einblick gestatten, so haben Sie die Güte! Der Flügel der Frau von Crayen ist vorzüglich, ich kenne ihn gut!"

Ludwig Zürn nahm an dem Flügel Platz und spielte Beethovens C-Dur-Sonate. Die zumeist aus Kunstfreunden bestehende Gesellschaft saß aufmerksam lauschend umher. Prinz Louis ruhte in einem tiefen Sessel, den Kopf leicht gesenkt, die Augen mit dem Ausdruck tiefsten Zuhörens auf den Musiker geheftet. Er las gleichsam von der blassen Stirn desselben den Gang der arbeitenden Phantasie, die das Spiel der Hände leitete. Als die Sonate geendet, blickte der Künstler auf, befangen, ungewiß und strich sich mit nervöser Hand über das lange, schlichte Haar.

„Ihre Musik interessiert mich ungemein, Herr Zürn!" sagte endlich der Prinz. „Sie klingt mir so, als hätten Sie viel der Sachen von Johann Sebastian Bach gespielt, so geschult und korrekt!"

Ludwig Zürn sprang auf wie elektrisiert. „Königliche Hoheit, wer das heraushört aus meinem Spiel — der — dann — dann — o — das verrät Meisterschaft!"

Der Prinz lächelte flüchtig. „Darf ich um eine Fuge des großen Orgelmeisters bitten?"

Ludwig Zürn gehorchte. Als die mächtigen Klänge verstummt waren, trat ein Schweigen ein. Dann erhob sich der Prinz und lehnte sich auf den Flügel.

„Ich möchte Ihnen gern helfen, Herr Zürn. Wo es in meiner Macht steht, der Kunst zu dienen, einem Künstler förderlich zu sein, da thue ich's mit Freuden. Aber wie fangen wir das an? Wenn ich Ihr Konzert besuche, wie es die kleine Velbegg plant, so kann ich mir davon nicht sonderlichen Erfolg versprechen. Ich bin dem Publikum kein so ungewohnter Anblick, daß es sich danach zerreißen sollte! Was wollen Sie sagen, Rochlitz?" mit dieser Frage streifte sein Blick Hasso, der an Zürns Seite getreten war.

„Wenn Königliche Hoheit die Gnade hätten, selber ein Stück in dem Konzert vorzutragen, dann käme die ganze Stadt, die ganze Gesellschaft!"

Der Prinz lachte. „Ein verrückter Einfall, Hasso — sieht Ihnen ganz ähnlich!" — Er besann sich ein wenig und fuhr dann fort. „Ich habe das nämlich schon einmal gethan — vor Jahren in Frankfurt am Main.*) Da ging es! Ich war noch sehr jung! — Aber jetzt — hier in Berlin! — Enfin, ich will es mir überlegen und mit kompetenten Leuten darüber sprechen. Mein Adjutant, Herr von Kleist, wird Ihnen Nachricht von mir bringen!"

„Der von Kleist wird seine helle Freude an der Eskapade haben!" flüsterte der Hofrat Gentz mit einiger Ironie in Rahels Ohr. „Aber in Scene gehen wird sie deshalb doch! Darauf können Sie sich verlassen! Der Prinz ist nicht imstande, eine Bitte abzuschlagen!"

„Das ist richtig," erwiderte Rahel. „Wenn er es könnte, es wäre oft besser für ihn! Und doch —

*) Historisch.

mir würde dann etwas fehlen an der Unendlichkeit des Gefühls in diesem großen Menschenherzen!"

IX.

Der Adjutant von Kleist war allerdings in gelinder Verzweiflung, als er dem Monsieur Zürn die Nachricht brachte, Königliche Hoheit wären entschlossen, selber in dem fraglichen Konzert eine Musikpiece vorzutragen. Nur einen öffentlichen Charakter durfte die Sache nicht annehmen, der Schein des geschlossenen, privaten Kreises sollte unter allen Umständen gewahrt werden. Die Vorkehrungen zu dem in einigen Tagen stattfindenden Musikfest waren vertrauensvoll in Frau von Crayens Hand gelegt. — —

Der große Saal füllte sich bis auf den letzten Platz. Hofgesellschaft, Offizierkorps, Künstler- und Gelehrtenkreise, alles war vertreten. Alle, denen es die „Einladungskarten" ermöglichten, waren herbeigeeilt, diesen neuerstandenen Schützling des Prinzen spielen zu hören und vor allen Dingen den Prinzen selbst.

Auch seine Schwester, die Fürstin Radziwill, erschien in Begleitung ihres Gemahls, und die junge Prinzessin Wilhelm. Prinz Louis begrüßte sie mit einem Ausdruck der Freude und Genugthuung. „Also ist über meine Caprice doch nicht völlig der Bann gesprochen?" sagte er mit seinem leichten Lachen. „Sonst hätten weder meine Schwester noch Sie, ma belle cousine, mir die Freude Ihres Kommens bereiten dürfen!"

„Am liebsten wäre die Königin selber erschienen!" gab Prinzeß Wilhelm freundlich zurück. Sie wollte noch etwas hinzusetzen, stockte jedoch.

„Doch das wäre der Gnade zu viel gewesen!" vollendete er selber mit dunkler werdendem Blick.

Das Konzert begann. Prinz Louis streifte die Handschuhe von seinen schlanken Ritterhänden und nahm vor dem Flügel Platz. Ein unterdrücktes Lächeln zuckte um seine feinen Nüstern. Die Situation amüsierte ihn. Er spielte eine seiner eigenen Kompositionen. Die Menge lauschte entzückt dem herrlichen Vortrage, der weichen, schwermütigen Musik, die romantisch wie Mondschein und Märchenduft ihr Ohr umschmeichelte. Als der Prinz geendet, erhob er sich und kam langsam die Stufen des Podiums herab. Der Beifall, der sich anfangs nur schüchtern hervorwagte, brach endlich mit enthusiastischem Ungestüm los. Er galt der Musik sowohl als der Person des von allen vergötterten Helden.

„Königliche Hoheit, wer wird mich nach Ihnen noch hören wollen?" stammelte Ludwig Zürn, als der Prinz auf ihn zutrat.

„Wenn Sie Bach und Beethoven spielen?" fragte dieser zurück. „Ich bin in Ihrem Interesse bei der Wahl meines Komponisten sehr bescheiden gewesen!"

„Königliche Hoheit!" rief Zürn fast vorwurfsvoll.

Der Prinz legte ihm freundlich die Hand auf die Schulter. „Nun gehen Sie nur, und möge Apoll Ihnen zum schönsten Erfolge verhelfen!"

mpathie, welche der hohe Herr ihm somit auf den Weg gab und die bei der Zuhörerschaft ein unwillkürliches Echo fand, hob den Künstler wie auf Flügeln empor über Bangigkeit und Scheu. Mit der Sicherheit kam Begeisterung über ihn und er löste die große Aufgabe, die er sich gestellt, mit Meisterschaft. Reichlicher Beifall belohnte ihn. Er hatte mithin erreicht, was er angestrebt, Wurzel gefaßt in der öffentlichen Meinung und durfte von diesem Standpunkt aus hoffen, immer weiter zu gelangen. Wonnetrunken nahm er die Glückwünsche seines hohen Gönners, seiner Freunde und Schüler entgegen. Die Fürstin Radziwill richtete huldvolle Worte an ihn. Sie war gleich ihrem Bruder musikalisch und voll feinsten Verständnisses.

Auch Renate hatte ihren Lehrer begrüßt.

„Ach, da ist ja unseres jungen Künstlers Protektorin!" rief Prinz Louis gut gelaunt. „Sind Sie denn zufrieden mit dem Siege Ihres Meisters, Mademoiselle?"

„Ja, sehr!"

„Und sind Sie auch mit mir zufrieden?" fragte er wieder. „Habe ich das Vertrauen gerechtfertigt, das Sie auf mich gesetzt hatten?"

„Ja, Königliche Hoheit haben mich sehr obligiert! Ich danke Ihnen vieltausendmal!"

Er blickte mit schalkhaftem Vergnügen in die strahlenden Augen. „Dieser Monsieur Zürn ist aber ein Glückspilz!" bemerkte er neckend. „So wie Sie sich erst für ihn verwendet haben und jetzt für ihn danken, erscheint er mir beneidenswert!"

Sie bog das Köpfchen zurück. Ein herber, fünfzehnjähriger Hochmut, der sie reizend kleidete, kräuselte ihre Lippen. „Für beneidenswert halte ich ihn nicht, Königliche Hoheit, sonst würde ich mich nicht für ihn verwandt haben!" —

„Wer war das charmante kleine Mädchen, das Dich so herzlich zum Lachen brachte?" fragte Fürstin Radziwill, als sie am Arm ihres Bruders den Saal verließ.

Er erzählte ihr im heiteren Tone, wer die Kleine sei und was er mit ihr gesprochen.

„Louis, Du bist heute wie in Sonnenschein getaucht, so sah ich Dich lange nicht!" flüsterte die zärtliche Schwester.

„Lange nicht!" wiederholte er.

Sie standen in dem Vorzimmer. Forschend, gedankenlesend, blickte Fürstin Luise zu ihm auf. „Ich weiß — Du hast wieder Frieden gemacht mit Deiner schönen Madame Wiesel, Dich mit ihr ausgesöhnt! Ich las es, als Du hereinkamst, in Deinen Augen, sonst hätte nicht so viel Licht darin gestrahlt!"

„Meine kluge Schwester!" sagte er leise.

„Und nicht wahr, sie war hier?" fuhr die Prinzessin fort. „Ich sah eine wunderschöne Person mit goldenem Haar, in griechischem Gewande — sie saß zwischen der Baronin Grotthuß und Deinem Freund, dem Assessor Vetter, und verwandte kein Auge von Dir!"

„Das war sie!" bestätigte er mit träumerischem Blick. —

* * *



Prinz Louis hatte sich von seinen fürstlichen Verwandten getrennt. Das Haus der Baronin Grotthuß suchte er auf, denn er wußte, er würde zu dieser Stunde sie dort finden, die Schöne, die Einzige, in deren Banden seine Seele gefesselt lag. Es war noch nicht lange her, seit er Pauline Wiesel kennen gelernt. Sie war die Tochter der Geheimrätin Cäsar in Berlin, in zarter Jugend an einen ältlichen, ungeliebten Mann verheiratet, der nur seinen eigenen Interessen lebte, und dem ehrgeizigen Streben nach Stellung, Ansehen und Reichtum jedes Gefühl zum Opfer brachte. Er hatte seine junge Gattin nach Paris geführt und in die große Welt. In das lockere, lachende, über blutigen Abgründen hintanzende Paris des „Ersten Kaiserreichs“, welches die Schrecken der Revolution zu vergessen trachtete über dem Siegesjubel und der Macht seines neuen, gewaltigen Beherrschers. Dort war sich Pauline ihrer Schönheit bewußt geworden und der siegenden Macht dieser Schönheit. Ihr Mann ergötzte sich an den Triumphen seiner Gattin und wußte dieselben für seine Zwecke auszubeuten. Die junge Frau geriet auf eine abschüssige, gefahrvolle Bahn. Ihrem Gatten, der ihr keinen Halt gewährte, entfremdete sie sich völlig, und er war es zufrieden.

So kam sie nach Berlin zurück, verwöhnt, aufgeklärt, genußsüchtig und in ihrer Haltlosigkeit tief unglücklich.

Da lernte Prinz Louis sie kennen. Er sah sie öfter, sah sie täglich, und bald gab sein Herz sich ihrem Liebreiz zu eigen in anbetender Leidenschaft. Das Glück, das sie entbehrte, wollte er ihr geben mit seiner Liebe, und er selber meinte in ihr das Glück seiner Seele zu finden, das er sehnsüchtig sein Leben lang gesucht.

Aber Pauline war nicht ganz das, was sein verklärender Blick in ihr sah. Weder ihr Herz noch ihr Charakter standen auf der Höhe, die er voraussetzte, und ihre Liebe bereitete ihm, zumal jetzt, da er gewissermaßen noch als Werbender vor ihr stand, ein „Glück ohne Ruh“.

Heute jedoch, wie Fürstin Luise richtig durchschaut, war eitel Sonnenschein. Als Prinz Louis den Salon der Frau von Grotthuß betrat, umfaßte sein erster Blick sie, die er suchte, — eine herrliche Gestalt von schlanker Fülle und jenem edlen Ebenmaß der Formen, das die Meister griechischer Kunst uns als das Ideal der Schönheit hingestellt haben. Ihr Antlitz trug den Ausdruck lebensvoller Frische und einen Liebreiz, der seinen Eindruck auf ihre Umgebung fast niemals verfehlte. Wie ein Magnetismus, gegen den er kein Schutzmittel besaß, wirkte er auf den Schönheitssinn des Prinzen und auf sein heißpochendes Herz.

In vollkommener Haltung begrüßte er die Anwesenden, Pauline zuletzt. Es lag sogar ein Etwas von Zurückhaltung, wenn nicht Befangenheit in seinem Wesen gegen sie.

„Ich dachte nicht, daß Königliche Hoheit noch kommen würden,“ bemerkte Assessor Vetter. „An diesem der Kunst geweihten Abend unter einen Kreis kunstfrember Laien —“ er sprach mit einem Anflug von Ironie im Tone. Er selbst war einer von Paulinens wärmsten Anbetern und sah mit Bangen dem fraglosen Siege seines fürstlichen Freundes entgegen.

Dieser zog die Augenbrauen empor. „Was fällt Ihnen ein, Vetter? Haben Sie mir's schon je zuvor verdacht, wenn ich durch raschen Wechsel den Genuß des Lebens zu erhöhen suchte? Machen Sie's nicht ebenso?“

„Gewiß, Königliche Hoheit! Aber heute schienen Sie so ganz Künstler von Beruf zu sein, daß ich glaubte, Sie würden sich für den Rest des Abends in keinem anderen Fahrwasser mehr amüsieren können!“

Prinz Louis zuckte die Achseln. „Sprechen Sie doch nicht von Amüsieren! Ich kenne nichts Trivialeres wie diesen Ausdruck! — Kinder, Hofdamen und Fähnriche — die amüsieren sich. Aber ein Mann, dessen Verstand sich beschäftigen, der denken, fühlen, genießen kann, der amüsiert sich nicht!“ *)

„O Königliche Hoheit, so lassen Sie uns mit Ihnen denken, fühlen, genießen,“ rief die Grotthuß enthusiastisch. „Dann freilich sind wir berechtigt, auf jedes ‚Amüsement‘ zu verzichten! Aber ich denke, für diese Anschauung werden Sie Verständnis bei vielen Menschen finden!“

Prinz Louis machte eine abwehrende Bewegung. „Verständnis bei den Menschen, gnädige Frau, das kenne ich nicht! — Gott, wie sind die Menschen! Bosheit, kalte Bosheit gilt ihnen als Witz und Verstand! Sie schämen sich, selbst gutmütig zu sein! Und zu lieben — verstehen die wenigsten! Sie treiben sich in der Welt herum ohne Lust und ohne Leidenschaft, mit erschlafftem Gemüt und herzloser Brust!“

„Hören Sie's, Vetter — Pauline —“ rief die Baronin lächelnd. „Uns wird die Aufgabe zufallen, unseres hohen Herrn Anschauung über die Menschen wieder in eine günstigere Richtung zu lenken!“

Die Unterhaltung ward noch eine Zeitlang in dieser Weise fortgeführt. Pauline, welche sich nicht daran beteiligt, erhob sich leise und verließ das Zimmer. Sie ging langsam, und wie die weichen Falten ihres hellen Gewandes über die Schwelle hinglitten, war es, als flösse ein Lichtstreif dort hinaus und hielte den Blick des Nachschauenden gefesselt — und zöge ihn nach.

Es war das Boudoir der Baronin, welches sie betrat, ein lauschiges, zierliches Gemach, von rötlichem Ampellicht erhellt. Da blieb sie stehen, gerade unter der Ampel, die Hände gefaltet, das Haupt gesenkt, die Augen vor sich hinschauend ins Ungewisse, als grübelte oder horchte sie.

Qualvolle Tage lagen hinter ihr. Sie war in einer Anwandlung böser Laune dem Prinzen mit herzloser Kälte begegnet, einer koketten Art von Kälte, die sein feines Gefühl aufs tiefste verletzt. Und er hatte sie gemieden, lange Tage, länger als sie gemeint, daß er's ertragen könnte. Aber er ertrug es, obschon krankend an der Herzenswunde, tiefer als sie es verstand. Doch auch sie litt schmerzlich. Und

*) Diese, wie alle folgenden Äußerungen des Prinzen in diesem Kapitel, wörtlich seinen Briefen an Pauline Wiesel ꝛc. entnommen.

als sie sah, er kam nicht wieder, er würde nimmer wiederkehren, bis sie gut gemacht, was sie ihm zuleid gethan, da überwand sie ihren Stolz und schrieb ihm zum ersten Male, reuevoll, flehend. Und sogleich kam er hierher, wo er sie zu finden wußte.

Sie stand und wartete auf ihn. Da endlich, sein leichter Schritt auf der Schwelle — und noch ehe sie aufgeschaut, fühlte sie sich von seinem Arm umschlungen. Ihr Haupt sank an seine Brust in seligem Selbstvergessen. Leidenschaftliche, zärtliche Hingebung war es, die er über sie ausschüttete, und doch kam er als der Verzeihende — stand vor ihr als der Gebietende.

„So darfst Du mich nicht wieder von Dir weisen, Pauline, nicht so vor mir fliehen!“ sagte er mit weicher, tiefer Stimme, welche sein heißes Empfinden durchzitterte wie die Saiten eines edlen Instrumentes. „Sieh mir in die Augen! Sag — könntest Du mich vergessen? — Nie!“ Er hob mit zärtlicher Bewegung ihr Haupt zu sich empor. „Nie! Geliebteste, nicht Stolz, nicht Eitelkeit spricht dieses Wort aus! Mein ist Dein zukünftiges Leben!“

„Ja!“ sagte sie und schaute strahlend, in beglückter Hingabe zu ihm auf. „Dein ist mein zukünftiges Leben! — Aber wie, Geliebtester, wird mein Los sich dadurch gestalten? Der Krieg, Du Krieger — die Jagd, Du Jäger — die Musik, Du Musikus — diese drei sind meine starken Rivalen. Dann erst kommt die Liebe! Bei mir aber giebt es keine Teilung! Ich liebe nur Dich allein in der Welt, alles andere tötest Du in mir!“*)

Prinz Louis Ferdinand lächelte, das entzückte Lächeln des Siegers. „Du hast diese Rivalen nicht zu fürchten, wenn Du Deine Liebe dagegen einsetzest und mir Dein Vertrauen giebst! Dann bin ich Dein, — ewig! Nur Du kannst mich von Dir trennen! — Pauline, Du wirst mich wieder an das Glück gewöhnen!“

X.

Wie ein echtes Jagdschloß, klein und schlicht, nur den Bedürfnissen des fürstlichen Jägers und seiner ländlichen Geselligkeit entsprechend, lag Schricke einsam, weltvergessen zwischen den unermeßlichen Wäldern, die sein Jagdrevier bildeten. Denn auch die rings umherliegenden Magdeburger Forsten hatte der König dem Prinzen für sein frohes Treiben zur Verfügung gestellt. In diesem Sommer sollte der erste Versuch der Parforcejagd gemacht werden. Die benachbarten Fürsten hatten ihre Hunde dazu hergesandt, um den Vielbewunderten in seinem Unternehmen zu unterstützen.**)

Schon harrte auf dem Hofe des Jagdschlosses die zusammengekoppelte Meute, schon standen einzelne Pferde gesattelt. Die Jagdgesellschaft begann sich zum Frühstück zu versammeln.

*) Pauline Wiesels eigene Worte.
**) Siehe Karl v. Nostitz' Tagebuch.

„Wer kommt da auf den Hof geritten?“ fragte Prinz Louis, durchs Fenster blickend. „Ein Husarenoffizier?“ Er trat in die Hausthür. Der Ankömmling sprang eben vom Pferde und meldete sich in dienstlicher Haltung bei seinem hohen Wirte.

„Willkommen, Rochlitz!“ rief dieser. „Sie sehen, ich komme Ihnen schon in der Hausthür entgegen, damit Sie mir nicht die Treppe hinauf durch die Zimmer reiten!“

„Ganz wie Königliche Hoheit befehlen! Mein Pferd sowohl wie ich wissen zu gehorchen!“ erwiderte Hasso mit der leichten Schlagfertigkeit, die ihm eigen.

„Elegantes Pferd übrigens!“ sagte der Prinz. „Tadellos auf allen vier Beinen! Hat es Zieten nicht früher geritten? Es kommt mir so bekannt vor!“

„Bincke von meinem Regiment hat es geritten, Königliche Hoheit! Ich habe es vor einigen Tagen von ihm gekauft!“

„Und Sie kommen direkt von Berlin?“

„Zu Befehl! Bin gegen Abend abgeritten!“

„Nun, dann ist der Rappe müde! Morgen werden Sie ihn mir in der Sauhatz vorreiten. Heut darf ich Ihnen eines meiner Pferde zur Verfügung stellen! Besorge das, Ordorf!“ befahl er seinem Leibjäger. „Laß die Stute fortführen und verpflegen. Und Sie begleiten mich hier hinein, Hasso, Sie kommen gerade recht zum Frühstück. Sie kennen Herrn von Rochlitz bereits, Nostitz?“ wandte er sich an seinen Adjutanten. „Als der Bruder Ihres Regimentskameraden hat er ja noch ein besonderes Anrecht an Ihr Interesse!“

Der Lieutenant Karl von Nostitz vom Regiment Gendarmes war seit kurzer Zeit als zweiter Adjutant des Prinzen kommandiert, ein riesengroßer Mensch, schön und stattlich, mit klugem, männlichem Gesicht, die urwüchsigen Formen seines Auftretens gemildert durch das Übergewicht eines feingebildeten und eigenartigen Geistes. Dabei feurig, verwegen und zu jeder Art von Unternehmung aufgelegt, erschien er wie geschaffen zum Schildknappen seines jungen Gebieters, da er auf allen Punkten seines Wesens mit ihm harmonierte, ohne ihm nur in einem überlegen zu sein. Er trat deshalb auch bald in vertrautere Beziehungen zu ihm als der Hauptmann von Kleist, der in seinem ernsten, förmlichen Wesen weniger mit der freien Leichtlebigkeit seines Herrn übereinstimmte.

„Ich freue mich besonders, Sie hier zu finden, Herr von Nostitz,“ sagte Hasso, von seinem Frühstück zu dem ihm gegenüber Sitzenden aufblickend. „Ich bin sonst ziemlich fremd unter dieser Gesellschaft!“

„Dieser Zustand pflegt bei Ihnen nicht lange anzuhalten!“ erwiderte Nostitz. „Doch auch ich freue mich, Sie gerade hier zu begrüßen und hoffe sehr, wir werden uns nähertreten in gemeinsamer Verehrung eines Herrn, wie's keinen zweiten auf der Welt giebt. Stoßen wir an auf gutes Zusammenhalten!“

Die Gläser klangen aneinander. Zugleich erhoben sich beide mit der ganzen Tafelrunde. Die Gesellschaft brach auf.

Herrlich verlief die Jagd bei köstlichstem Hubertuswetter. Prinz Louis betrieb jede Art von Weidwerk

mit Sachkenntnis und Leidenschaft. Gar zu bald ermüdete ihn sonst in allen Wettübungen das Bewußtsein des leichten Sieges, den er über alle Genossen davontrug. Das Jägerhandwerk aber war für ihn kein Sport, sondern ein Austoben der in ihm wohnenden Kraft und Thatenlust, eine Anstrengung, die das Einsetzen der vollen Kraft und Entschlossenheit von ihm forderte, durch die er sich freier, gesunder und wie veredelt fühlte. Er vertraute deshalb gern von vornherein den Menschen, die er als Jäger kannte und wählte aus ihrem Stande mit Vorliebe seine Dienerschaft. Aus diesem Grunde rechnete auch Nostitz darauf, Hasso in immer nähere Beziehung zu dem Prinzen treten zu sehen und trank ihm deshalb zu auf „gutes Zusammenhalten!"

Müde, auf dampfenden Rossen, doch in heiterer Stimmung kehrte um fünf Uhr die Jagdgesellschaft heim. Eine Stunde später versammelte sie sich zur Tafel in der mit Jagdtrophäen ausgeschmückten Halle des Schlößchens. Einige Freunde des Prinzen, die am Weidwerk nicht teilnahmen, und dazu gehörige Damen harrten ihrer bereits.

Auserlesene Speisen, gute Weine, perlender Sekt wurden geboten. Bald stieg die Stimmung zu einer Höhe und Freiheit, welche an die Gelage genußfroher griechischer Antike erinnerte, doch nie das Maß des Schönen überschritt.

Längst war das eigentliche Mahl beendet, doch unverändert dauerte das Beisammensein fort. Immer aufs neue wurden Erfrischungen herbeigetragen und zu beliebiger Auswahl hingestellt. Die Frauen ruhten in den Polstern eines Diwans, die Huldigungen der Kavaliere entgegennehmend und die Unterhaltung in den Grenzen des Zarten festhaltend.

Der Hand des Prinzen erreichbar stand ein Piano, unter allen Freunden seines Lebens ihm der wertvollste und unzertrennlichste. Eine Wendung nur aus der Unterhaltung heraus, und seine Hand führte dieselbe weiter in der Sprache der Töne, feuriger noch und süßer, als es Worte vermochten. In seiner Nähe saß Dussek, sein Klavierspieler und steter Begleiter, der diese Sprache seines Herrn verstand wie keiner sonst, und antwortend griff auch er in die Tasten. Hinüber, herüber klangen und wogten die Töne und gaben in berückendem Wohllaut wieder, was man gefühlt und empfunden, angeregt durch den freien Austausch der Gedanken.

Doch auch Karten und Würfel blieben nicht ausgeschlossen von diesen seltsam frohen Gelagen.*)

Unmerklich verrannen die Stunden. Durch die geschlossenen Läden herein drang endlich die helle Morgensonne und schien auf abgespannte, übernächtige Gesichter.

Todmüde suchte Hasso sein Lager auf. Doch wenige Stunden tiefen, gesunden Schlafes genügten, ihn wieder frisch und zu allen erdenklichen Unternehmungen aufgelegt zu machen. Er war der erste, der morgens unten im Frühstücksaal erschien. Niemand dort, auch Nostitz nicht. So schlenderte er entdeckungslustig in den Garten hinaus. Sonnenbeschienene Rasenflächen und verschnittene Hecken umgaben das Haus. Doch daran schloß sich gar bald die Forst, die mit ihrem rauschenden Wipfelmeer den Reiz und Charakter der Umgegend bildete.

Tiefer im Garten, unter freundlichem Grün halb verborgen, entdeckte Hasso ein Häuschen, zierlich anzuschauen. Gewiß war das die „Meierei", die er gestern mehrfach hatte erwähnen hören. Als er näher kam, blieb er überrascht stehen. Im Schatten eines Fliederstrauches, allein und unbesorgt ihres Lebens sich freuend, nur von einem großen Neufundländer gehütet, erblickte er zwei Kinder. Das eine, dem Alleingebrauch seiner Füßchen noch nicht anvertraut, in zierlichem Wagen gebettet, ein zartes, schneeweißes und rosiges kleines Geschöpf. Das andere, ein Knabe von etwa vier bis fünf Jahren, schlank gewachsen und schön, mit freier Haltung und leuchtendem Blick. Er war in hellblauen Sammet gekleidet, mit breitem Spitzenkragen, auf den das blonde, leichtgelockte Haar herabfiel.

Hasso kannte diese Kopfhaltung und die Gesichtszüge, wie dieser Knabe sie trug. Er konnte nicht im Zweifel sein, wessen Kinder er hier vor sich sah. Ein tiefes, fast peinigendes Staunen überkam ihn.

Wer aber war die Mutter dieser holden Geschöpfe? Jene hübsche, blonde, junge Frau vielleicht, die er gestern in so eifriger Unterhaltung neben dem Klavierspieler Dussek bei Tisch hatte sitzen sehen, und die man ihm als Demoiselle Fromm genannt? Er hatte sie für eine der Gäste gehalten, bis er zufällig gesehen, wie der Prinz sie durch einen zwar freundlichen, aber doch kurzen Wink bedeutet, sich zurückzuziehen. „Henriette Fromm" — ja, das mußte sie sein.

Er näherte sich den Kindern. Der Knabe hob den Kopf und sah ihm gespannt entgegen. Hasso war von seinen früheren, kindlichen Anschauungen, sich Prinzen und Fürstenkinder mit goldenen Kronen und Purpurgewändern vorzustellen, längst zurückgekommen. Jetzt fühlte er Neigung, sich denselben wieder zuzuwenden. „Es ist doch ein eigen Ding," dachte er bei sich, „um solch ein Adlergeschlecht, selbst wenn man die junge Brut in dem Nest einer Haustaube findet!"

Die blauen Louis Ferdinands-Augen musterten ihn prüfend, ein wenig von oben herab. „Bist Du auch einer von Papas Gästen? Ich kenne Dich ja noch gar nicht?"

„Ja, Du kleines Herrchen, wenn Du nichts dagegen hast! Gieb mir doch Deine Hand! Wie heißt Du denn?"

„Louis heiße ich!"

„Louis! Was tausend, auch das noch! — Und dies hier ist Deine Schwester?"

„Ja, das ist Blanche!"

Hasso trat an den Kinderwagen und ließ sich auf ein Knie nieder. „Blanche! Ei, was bist Du für eine niedliche Puppe! So etwas ist mir ja in meinem Leben noch nicht vorgekommen! Sieh mich

*) Alle diese Schilderungen dem Tagebuch von Nostitz entnommen.

doch einmal an mit Deinen merkwürdigen Guckaugen!"

Über das süße Gesicht der Kleinen ging ein nachdenklicher Schatten bei dieser ihr ungewohnt klingenden Rede. Doch blickte sie ihn nicht ohne Wohlwollen an. Er streckte ihr einen Finger hin, die Hand konnte er ihr nicht bieten, denn die erschien ihm größer als die ganze kleine Person, und sie erfaßte ihn zutraulich. Warm und weich wie ein Flaum war das Händchen, ein Atlaspolster mit winzigen Grübchen darin. Hasso berührte es leise mit den Lippen. Es war ihm zu Mute, als habe er einen verborgen gehaltenen Schatz entdeckt.

„Papa!" rief plötzlich der kleine Louis und eilte jubelnd quer über den Rasenplatz dem Ankommenden entgegen.

„Ah, mignonne, nimmst Du schon Cour an in aller Morgenfrühe?" rief die weiche musikklingende Stimme des Prinzen.

Hasso sprang auf. „Königliche Hoheit wollen gütigst entschuldigen —" begann er in leichter Verlegenheit.

„Bitte sehr! Ich freue mich, die Kinder in so guter Gesellschaft anzutreffen!" Er beugte sich über den Wagen. Jetzt erst ließ Blanche den Finger ihres neuen Verehrers fahren und streckte beide Ärmchen dem schönen jungen Vater entgegen.

Prinz Louis hob das kleine Wesen empor bis zur Höhe des eigenen Hauptes und schaute sekundenlang stumm, mit einem Blick voll Liebe in die strahlenden Augen seines Kindes. Dann küßte er es zärtlich, tändelnd und ließ es sanft zurückgleiten in die spitzenumsäumten Kissen, die er mit anmutiger Hand zurechtrückte.

Als er sich wieder fortwandte, begegnete er Hassos fragendem Blick und ein nicht zu unterdrückendes Lächeln ging über sein Gesicht. „Nun, was zerbrechen Sie sich den Kopf! Kommen Sie, mein Junge, das Dejeuner wartet auf uns!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür der Meierei und die hübsche blonde Frauengestalt, die Hasso gestern bewundert, erschien, licht und frisch in hellem Sommermorgenkleide. Ja, es war Henriette Fromm. Im Fortgehen begriffen, zog er grüßend den Hut. Der Prinz aber sah sie nicht, achtete nicht auf sie. In dem Blick, der ihm folgte, lag kein Magnet, der ihn zurückzog an ihre Seite oder auch nur den Kopf ihn wenden ließ, einen Gruß mit ihr zu tauschen. Der Zauber war erloschen, der einst hier gewaltet. Hassos ungeübtem, doch feinfühligem Verständnis ward es klar: der Prinz hielt sie wert und in Ehren als die Mutter jener Kinder. Er hielt sie mit Treue und Anhänglichkeit und deckte sie mit dem Schilde seiner Fürsorge, seines Schutzes um der Kinder willen, an denen seine Seele hing. Doch längst schlug sein heißes Herz in anderen Fesseln und ging durch Tiefen der Sehnsucht und des Hoffens, der Leiden und Glückseligkeit, die fernab lagen von diesem Idyll leidenschaftslosen Familienglückes. Hasso hatte von ihr gehört, er wußte den Namen und hatte sie gesehen, Pauline Wiesel, die vielgenannte Frau, die wunderschöne, die jetzt des Prinzen Liebe besaß. — —

„Rochlitz," sagte dieser plötzlich, frisch und lebhaft den Gedankengang seines Begleiters durchschneidend, „Ordorf meldete mir soeben einen groben Keiler, in den Tannendickungen der Wettiner Forsten gespürt. Das Hetzen geht dort nicht! Was meinen Sie, wir reiten beide diese Nacht hinüber und jagen morgen früh! Zum Diner sind wir dann wieder hier!"

Hassos Augen flammten. „Königliche Hoheit, ich gerade sollte es sein, den dieser unerhörte Vorzug trifft!?"

„Ja Sie!" erwiderte Prinz Louis gutgelaunt. „Kenn ich Sie nicht als hirschgerechten Jäger? Da denke ich werden Sie sich auch bei der Jagd auf den Keiler bewähren. Außer meinem getreuen Nostitz, der seinen Mann in jeder Feuerprobe steht, wüßte ich keinen unter meinen Gästen, von dem ich das sagen könnte! Der aber muß hier bleiben und die Honneurs machen! Sie sehen, es bleibt auf Ihnen sitzen!" —

Der Tag verging wie der gestrige mit Hallo und Hundegebell, mit tollkühnem Reiten und fröhlichem Halali, ermüdeter Heimkehr, kurzem Ausruhen und geselligem Gelage. Oftmals während der Tafel schweifte Hassos Blick hinüber zu der blonden Henriette Fromm, welche wieder neben Dussek saß und großes Interesse an dem Musiker zu nehmen schien. Sie gefiel Hasso nicht. „Gewiß," dachte er, „mag sie lieblich, sanft und hingebend gewesen sein und dadurch den Sinn des ritterlichen Helden gefesselt haben. Aber auf die Dauer können Tauben und Hühner sich im Adlernest nimmermehr wohl und an ihrem Platze fühlen!"

Er äußerte diese Ansicht zu Nostiz, welcher neben ihm saß. Der sah ihn an und lachte. „Sie haben recht! Mit diesem einen Wort ist die ganze Situation gekennzeichnet. Der Demoiselle Fromm hätte einst, sozusagen, eine große Aufgabe zufallen können, doch war sie derselben nicht gewachsen. Sie hat ihren hohen Gebieter nie verstanden, nie zu würdigen gewußt — das Huhn den Adler! Darum konnte sie auch auf die Dauer weder sein Herz ausfüllen noch selber beglückt sein!"

„Sie kennen die Madame Wiesel?" fragte Hasso.

„Gewiß!" Nostitz sah ihn bei der kurzen Antwort flüchtig von der Seite an. Hasso lächelte.

„Bitte, Herr von Nostitz, halten Sie mich nicht für indiskret, wenn ich mich nicht gar so leicht zur Ruhe verweisen lasse! Sie wissen, ich verehre den Prinzen so sehr hoch, ich möchte ihn auch gern in allen Dingen verstehen und bewundern können!"

Jetzt wandte Nostitz den Kopf zu ihm herum und seine klugen Augen schauten ihn ernst und nachdenklich an. „Mein lieber Rochlitz, bewundern dürfen Sie den Prinzen überall! Verstehen werden Sie ihn vielleicht nicht so bald! Aber Sie werden es einst, wenn Sie das Leben und die Menschen besser kennen gelernt und erfahren haben, was für ein Mensch er ist!" Er warf einen langen Blick zu seinem Herrn hinüber, der die ihm zunächst Sitzenden

in einem Sprühfeuer der Unterhaltung mit sich fortriß.

Hasso folgte dem Blick. „Ich meine fast, ich müßte ihn auch jetzt schon verstehen," sagte er. „Entziehen kann ich mich dem Einfluß seiner Persönlichkeit nicht! Entweder ich muß mich mit einem großen Fragezeichen von ihm wenden oder ihn lieben und bewundern! Gleichgültig zu bleiben ist unmöglich!"

„Unmöglich!" bestätigte Nostitz lebhaft. „Aber ich kann Ihnen nur zu dem letzteren raten, was auch die Tugendphilister darüber sagen mögen, die ihn nimmermehr zu würdigen verstehen! Man hat ihn von Jugend auf herabzudrücken versucht, durch Mangel an würdiger Beschäftigung, durch strenge Entfernung von allem, was seine großen Eigenschaften in einem würdigen Wirkungskreise angespannt hätte! Wenn dann sein feuriges Naturell hie und da auf Abwege gerät, so stempelt man das fein sittsam mit dem Namen Immoralität und nennt ihn einen verlorenen Menschen! Nun frage ich Sie aber, ist der verloren, der bei Weibern, beim Zechen und in allem wilden Jubel der Jugend sich selber nie verliert, der immer bleibt, was er ist? Der sich in dem Adel seiner Seele und in der Freiheit seines Geistes aus jeder Tiefe im Adlerflug erhebt, und das niedere Volk im Schlamm weit hinter sich läßt!"*) Er hielt inne, fast erschrocken über das Feuer, in das er sich hineingeredet, und das doch so aus der Tiefe seines treuen, begeisterungsfähigen Herzens flammte.

Der, dem diese Begeisterung galt, schaute jetzt herüber wie in magnetischem Verständnis und hob sein Glas auf. „Prosit, Karl!"

Nostitz sprang auf und leerte sein Glas. Der Prinz winkte ihn zu sich heran und sprach leise einige Worte zu ihm, dann erhob er sich schnell und verließ, mit einigen verbindlichen Worten der Entschuldigung an seine Gäste, das Zimmer. Hasso folgte ihm.

Ein scharfer Ritt war es, bei Nacht und Nebel, durch die Dunkelheit der meilengroßen Waldungen, über Thal und Hügel, durch Schluchten und Sümpfe, oft ohne Weg und Steg. Hasso hatte schon manch wundersame Mär gehört von diesen verwegenen, nächtlichen Ritten des Prinzen. Jetzt erhielt er eine Probe davon, die ihn mit Entzücken erfüllte.

Als die kalte, rötliche Morgendämmerung das Waldesdunkel zu lichten begann, hatten sie Burg Wettin erreicht. Eine verfallene Ruine war es, von dickem Epheu umsponnen. Zwei Zimmer darin für den fürstlichen Jagdherrn zur Unterkunft hergerichtet, ein drittes für den Kastellan, einen alten, invaliden Förster, dessen Lebensaufgabe es war, der Ankunft seines Gebieters gewärtig zu sein. In dem rauchgeschwärzten Kamin flackerte ein Feuer, das zugleich den niedriggewölbten Raum mit unruhigem Licht erhellte. Davor saßen die beiden Herren und tranken heißen Grog zur Neubelebung nach dem Ritt. Prinz Louis lockerte seinen Jägerrock ein wenig und dehnte die schlanke Rittergestalt in dem uralten, hochlehnigen Sessel. Zwei Jagdhunde kauerten zu seinen Füßen.

Hassos Sinn war empfänglich für Romantik und Poesie. Er glaubte sich in eine alte Ballade versetzt, in einen dunkel märchenhaften Traum, der ihn beglückte, und aus dem er zu erwachen fürchtete.

Der Oberförster wurde gemeldet — damit war die kurze Rast beendet. Die Herren brachen auf.

Ein Hauptschwein war bestätigt, und sachkundig waren die Saufinder auf der Fährte seines Einwechsels angelegt.

Prinz Louis stand auf seinem Posten in einer von niederen Tannen umgebenen Waldblöße, lange schon, in gespannter Erwartung — als endlich einer der Hunde, laut Hals gebend, bei seinen Kumpanen ein weit durch den Wald hinschallendes Echo hervorrief. Dazwischen ertönten die Hatzrufe des die Hunde führenden Jägers. Das Schwein schien die bergende Dickung nicht räumen zu wollen, sondern tapfer mit seinen Ruhestörern den Kampf aufzunehmen, wie hin und wieder das Schmerzgeheul eines schwer getroffenen Hundes andeutete.

Mit Aufbietung aller Sinne war Prinz Louis dem Gang des Kampfes gefolgt und mit jägerischer Sicherheit zu dem Entschluß gekommen, sich nicht von seinem Posten zu rühren. Er erkannte es als das Richtige, denn plötzlich war der Standlaut nahe vor ihm. Die Tannen knackten und bogen sich, die schwarzbraune Schwarte eines Hauptschweins wurde sichtbar. Die schußbereite Büchse des Prinzen flog an die Wange und suchte ihr Ziel. Doch halt. Zwei Saufinder, die sich fest verbissen, waren mit gefährdet.

Der Keiler hatte jetzt den Rand der Waldblöße erreicht. Plötzlich gewahrte er den neuen, den fürstlichen Gegner. Mit Blitzesschnelle wandte er sich gegen diesen, ihn anrennend, daß er strauchelte. Die Büchse entlud sich in die Luft und wehrlos stand der Prinz dem Wildschwein gegenüber. Kurz kehrt machte das Untier, wobei es ihm gelang, die Hunde abzuschütteln, und stürzte sich zum zweiten Male auf den Prinzen. Durch einen gewandten Seitensprung wich dieser dem Schlage aus, erfaßte gleichzeitig mit eisernem Griff den Keiler an den Gehören und warf sich mit der ganzen Kraft seines Körpers auf ihn, um die Bestie zu Boden zu drücken. Es war ein Ringen auf Tod und Leben. „Kraft mißt sich an Kraft". Erlahmte die des Mannes, so konnte der Kampf einen bösen Ausgang nehmen. Da — auf einen Moment gelang es ihm, die Hand frei zu bekommen. Der Moment genügte. Aus der Scheide fuhr das Weidmesser zum tödlichen Fang. Doch der Stoß war nicht stark genug, die Bewegung durch den Kampf gehemmt. Mit Wutröcheln verdoppelte das Untier die Gewaltanstrengung, sich seinem Bezwinger zu entwinden. Diesem verging der Atem, auf seine bläulichen Lippen trat der Schaum. Wie lange noch sollte der biegsame Stahl seiner Muskeln die übermenschliche Anspannung ertragen?

Da plötzlich ein Zuruf, ein wilder Schrei. Eine zweite Klinge blitzte in der Luft und traf den Keiler mit tödlicher Kraft. Todesmatt ward sein Sträuben, dunkelroter Schweiß mischte sich dem Geifer, der dem Gebreche entquoll. Dann streckte der unförmliche Waldriese verendend seine struppigen Glieder.

Aufrecht stand Prinz Ludwig da — heil und

*) Wörtliche Äußerungen von Nostitz.

unversehrt. Er nahm den Hut ab und strich sich langsam über die feuchte Stirn. „Hasso — das waren Sie?“ — Hasso antwortete nicht. Das Herz schlug ihm noch von der furchtbarsten Aufregung, die er je empfunden. Mit einem warmen, weichen Blick sah der Prinz auf ihn. „Hab' ich Ihnen zu danken für die Verlängerung dieses nutzlosen Lebens? Ich glaube fast, ohne Ihr Dazwischentreten läge ich jetzt da im Moose, und die Bestie lächte sich anstatt meiner ins Fäustchen!“

„Gewiß nicht, Königliche Hoheit,“ entgegnete Hasso jetzt. „An einem solchen Gegner wie Sie hatte selbst diese Bestie genug, ohne mein Zuthun! Ihr Weidmesser sitzt tadellos! Ein klein wenig tiefer, dann hätte der Kampf nicht mehr gedauert, bis ich kam!“

„Gut, behalten Sie Ihre Ansicht und gestatten Sie mir, bei der meinigen zu bleiben!“ sagte Prinz Louis mit der bezaubernden Liebenswürdigkeit, die ihm eigen. „Ich werde Ihnen diesen Augenblick nicht vergessen, Rochlitz!“ Er streckte ihm die Hand hin.

Entblößten Hauptes nahm Hasso diese Hand und küßte sie. „Gnädigster Herr, wenn ich für Sie mein Leben hätte hingeben dürfen, so wäre sein Zweck damit erfüllt und erschöpft gewesen!“

XI.

Wieder ging ein Schrei der Wut und Entrüstung durch die preußischen Lande. Napoleons Truppen unter Bernadotte hatten, Anfang Oktober 1805, das preußische Gebiet Ansbach-Bayreuth besetzt und hausten darin wie in Feindesland. Das war ein neuer, unerhörter Angriff auf Preußens Ehre, eine gröbliche Verletzung der von des Königs Seite so mühsam gegen alle europäischen Mächte und gegen die laut redende Volksstimme aufrecht gehaltene Neutralität. Da erwachte auch der Zorn in des Königs Herzen mit dem Bewußtsein, nicht länger dulden zu dürfen, wo das heilige Gebot der Ehre stolzes Aufraffen forderte. Einen schweren Kampf mit seinem pflichtgetreuen Herzen, das die Erhaltung des Friedens für die höchste Regentenpflicht erkannte, hatte er dennoch zu bestehen. Der Minister Haugwitz wurde an Napoleon entsendet, Rechenschaft zu fordern für diese unerhörte That, und um Sühne und neue Friedensbedingungen mit ihm zu unterhandeln.

Am Abend vor seiner Abreise war kleiner Familienzirkel bei der Königin, und Graf Haugwitz, noch immer der Vertraute des Königs, war dazu geladen. Er sollte sich bei der Gelegenheit von der Königin und den Mitgliedern des Herrscherhauses verabschieden dürfen, denn voraussichtlich konnte seine Abwesenheit sehr lange währen. Napoleon war auf siegreichem Feldzuge gegen Österreich begriffen, an seines Heeres Spitze bald hier, bald dort anzutreffen, dem rollenden Donner gleich, der über das geängstete Land hinzog, seine Blitze schleudernd, wohin es ihm gefiel. So galt es vielleicht, ihn mühsam aufzusuchen, wochen-, monatelang hinter ihm herzuziehen, auf der Fährte seiner rauchenden, blutigen Siege.

Graf Haugwitz jedoch sah keine Schwierigkeit in dem ihm zu teil gewordenen Auftrage. Seine Verehrung für Bonaparte war überschwenglich groß, so groß wie seine Verständnislosigkeit für das, was König, Volk und Vaterland von ihm, als ihrem ersten Minister, zu fordern hatten. Es dünkte ihm ein Vorzug und eine Ehre ersten Ranges, mit dem Kaiser der Franzosen unterhandeln zu dürfen, und zugleich eine Quelle von Erfolg, Ruhm und Ehren für seine eigene ruhmbedürftige Person.

„Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich wahrhaftig nicht gekommen!“ bemerkte Prinz Louis halblaut, doch im leichten unverfänglichen Unterhaltungston zu der neben ihm sitzenden Fürstin Radziwill.

Sie blickte mit einem klugen Lächeln auf, in ihres Bruders Augen. „Du wärest doch gekommen! Oder wiegt Dir etwa dieser ganze Mann, so lang und breit, wie wir ihn dort hüpfen sehen, schwerer als ein Stirnrunzeln der Königin über eine schwach motivierte Absage? Mehr als der Verlust eines Abends in ihrer Nähe?“

Das Lächeln ging auch auf seine Züge hinüber. „Du hast recht, ma petite soeur, ich beuge mich Deinen Argumenten! Wann hätte schon eine Dame mit Klugheit und Anmut Waffen gegen mich ins Feld geführt, denen ich mich nicht gebeugt? Aber nun gieb auch Du mir recht! Um mit einem Auftrage, wie dieser es ist, vor den siegestrunkenen Eroberer hinzutreten, dazu gehörte ein Charakter von der Art der alten Römer, aber kein Haugwitz!“

„Ja, Louis! Es gehörte dazu ein Mann, wie Du es bist!“ erwiderte die junge Fürstin in innigem Tone.

Über Prinz Louis Ferdinands Antlitz ging ein schmerzliches Zucken. Eine abwehrende Bewegung war seine Antwort.

Der Ausdruck „Hüpfen“, den Fürstin Luise gebraucht, war auf den würdigen Minister nicht ganz mit Unrecht angewandt. Unendlich zierlich und verbindlich lächelte und tänzelte er da vor der Königin, sich ihrer Huld und Gnade bis zu seiner Rückkehr empfehlend. Dann in ähnlicher Weise den anwesenden Prinzessinnen, endlich den Prinzen. Mit hämisch triumphierendem Lächeln trat er vor Prinz Louis hin. „Haben Eure Königliche Hoheit keine Befehle für mich nach Wien?“

Es sollte eine Anspielung sein auf die Reise nach Wien, die der Prinz das Jahr zuvor zu Haugwitz' Ärger unternommen, und auf welcher er so warme Sympathien für Österreich gewonnen, als man ihm dort Bewunderung und Huldigungen entgegengebracht.

Ein einziger Blick aus den Hohenzollernaugen glitt auf den Höfling herab. „Herr Graf, hätte ich Befehle zu geben — Sie würden sie nicht überbringen!“ *)

Graf Haugwitz folgte dem König in dessen Gemächer, um dort noch besondere Instruktionen entgegenzunehmen.

Als Prinz Louis sich umwandte, sah er den Blick der Königin auf sich gerichtet, von einem Lächeln

*) Historisch.

begleitet, so schalkhaft und anmutig zugleich, wie es nur ihrem Liebreiz gegeben war, sich zu äußern. Verstohlen drohte sie ihm dabei mit dem Fächer.

Rasch und lebhaft trat der Prinz zu ihr. „Galt diese Drohung mir, Majestät? Nun, dann wissen Sie auch, daß es nur eine Hand auf der Welt giebt, von der ich willig und gern alles hinnehme, was sie über mich verhängt! auch eine Drohung! Aber wodurch habe ich sie verdient? Welches Vergehens machte ich mich schuldig?"

Das leise, doch deutlich vernehmbare Knistern eines schweren Seidengewandes berührte warnend sein Ohr. Ein übermütiges Lächeln blitzte über sein Gesicht. Er verstand — es war die Gräfin Voß, die strenge Hüterin der Etikette, die nahe hinter ihrer Herrin stand und ihn erinnerte, in seinen Reden und Manieren nicht allzu vertraulich zu werden. Die Frau Oberhofmeisterin liebte ihn nicht! Sie trug ihm leisen Groll seit jenen längst vergangenen Tagen, da er der Schwester der damaligen Kronprinzessin, der nachherigen Fürstin Solms, in auffallender Weise den Hof gemacht. Die schlaflosen Stunden, die er da der treuen Wächterin bereitet, konnte sie nicht vergessen. Er wußte das wohl, doch ging es ihm nicht sonderlich zu Herzen. Der Beifall sittenstrenger alter Damen war nie das Ziel seines Ehrgeizes gewesen.

Auch die Königin verstand jenes ausdrucksvolle Knistern. Auch sie erschreckte es nicht. Der gesunde Humor, ein Bestandteil und zugleich Ergebnis ihrer hohen Geistes- und Charakterstärke, hob sie leicht und sicher über Etiketten- und sonstige Vorurteile empor. Er leuchtete jetzt wie ein Sonnenstrahl in ihrem schönen Auge auf, als sie mit halbem Blick den ihres Vetters streifte.

„Nehmen Sie es nicht als Drohung, mein Cousin! Ihre Antwort an den Grafen war gut — aber sie war scharf! Und ich wollte Sie nur warnen — Sie sehen, es wird hier heute viel gewarnt!" schaltete sie lachend ein. „Ich sehe nicht gern in Ihrem Auge den großen Zornfunken, selbst wenn er sich auf diese Zielscheibe richtet!"

Prinz Louis unterdrückte einen Seufzer. „Die Zielscheibe, welche Graf Haugwitz heißt, dürfen Eure Majestät immerhin meinen Zornfunken preisgeben! Sie schaden ihm, leider Gottes, nicht, sie erreichen ihn nicht einmal! Aber meine Gefühle ihm verbergen, das kann ich nicht, ob ich auch seiner Rache nur zu gewiß bin!"

Die Königin neigte sich näher zu ihm hin. „Rache — Vetter Louis, welch ein Wort! Trauen Sie ihm schon die Absicht zu, das mag sein! Aber die Macht besitzt er nicht, wenigstens nicht, wo er dazu seines Einflusses auf den König bedarf! An diesem Felsen scheitern Verleumdungen und Rachegelüste!"

„An dem Felsen, welcher Königin Luise heißt — ja, da scheitern sie, Gott sei es gedankt! Aber glauben Sie mir, Majestät, viel leichter würde ich jede Demütigung ertragen, die mir aus meines Königs Hand zu teil wird, wenn ich wüßte, sein unbeeinflußtes Urteil diktierte sie ihm! Doch überall und immer wieder erkenne ich Haugwitz' Hand! Seine Dolchstiche sind es, die ich hinnehmen muß, seinen Hohn obendrein! Und das ist hart!"

Königin Luise heftete einen forschenden Blick auf ihn. Da war wieder der große Funke, den sie nicht zu sehen gewünscht, aber es war nicht Zorn, den er spiegelte, sondern verhaltener, leidenschaftlicher Schmerz.

„Was ist wieder vorgefallen? Sagen Sie es mir!" befahl sie.

„O, nichts Neues, eine alltägliche Sache! Ich bat — Majestät, ich bat! mir bei der jetzigen Mobilmachung eine Heeresabteilung selbständig anzuvertrauen! Ich glaubte, was ich vor zwölf Jahren geleistet, würde man mir auch jetzt zutrauen können. Ich ward abschlägig beschieden. Die Regimenter sind ausgerückt — ich sitze hier! Ah, Majestät, wissen Sie, was Tantalusqualen bedeuten?"

Die Königin bewegte leise ihren Fächer hin und her, wie in ernster Erwägung. Dann näherte sie sich ihm wieder. „Vetter — was grämt Sie diese Mobilmachung, die sich gegen die Koalition, gegen unsere natürlichen Verbündeten richtet. Sie selbst verurteilen dieselbe am härtesten! Wenn wir erst unsere Heere gegen den Feind rüsten werden, dann erhalten Sie einen selbständigen Oberbefehl, verlassen Sie sich darauf!"

Prinz Louis hob einen stummen Blick zu ihr auf. Sie nickte ihm freundlich zu und wandte sich mit einer lebhaften Frage an die junge Prinzeß Wilhelm, ihre Schwägerin, dieselbe zu einem Sofaplatz hinführend. Die Unterhaltung ward eine allgemeine.

Jetzt kehrte der König zurück, sichtlich beunruhigt, sorgenerfüllt. Er wäre gern mit seiner Gemahlin allein gewesen, und wenn er auch diesem Wunsch keinerlei Ausdruck verlieh, so wirkte doch der Druck seiner Stimmung lähmend auf die der hohen Gäste. Der Fluß der Unterhaltung drohte zu stocken, doch Königin Luise wußte solchem Unfall vorzubeugen.

„Vetter Louis, geben Sie uns ein wenig Musik! Ich denke, es wird meinem Manne angenehm sein?" wandte sie sich mit lieblicher Freundlichkeit an diesen. „Also machen Sie uns die Freude!"

Prinz Louis sprang auf: „Wenn Eure Majestät befehlen, unendlich gern!" Die Aufforderung entsprach seiner Stimmung. Er nahm vor dem geöffneten Flügel Platz und mit den schlanken Händen darüber hingleitend, suchte er mit leichtgefalteter Stirn in seiner Erinnerung.

Dann aber quoll es aus den Tasten hervor, majestätisch, heldenhaft, eine Flut der Begeisterung, wie nur die Musik sie hervorzuzaubern vermag. Und sie wirkte in den Herzen seiner Zuhörer aufrüttelnd — fortreißend. Sie sang ihnen von Vaterlandsliebe, von Heldengröße, von Sieg und blutigem Tod, von unsterblichem Lorbeer. Es war Beethovensche Musik, die er ihnen gab. Als er sie einst so vor des Meisters eigenem Ohr gespielt, da sagte dieser bewundernd von ihm: „Er spielt gar nicht prinzlich, sondern wie ein echter, tüchtiger Musiker!" *)

*) S. Nohl, „Beethoven".

Der Heldengesang verstummte und tiefes, bewegtes Schweigen lag über der hohen Versammlung. In dem Auge der Königin schimmerte eine Thräne und rollte langsam über die zarte Wange hinab. Prinz Louis gewahrte sie mit dem einen Blick, den er zu ihr hinübersandte.

„Vorzüglich — kann man nicht anders sagen!" meinte der König. „Habe Dich nie so gehört, Louis! Was war es, das Du spieltest?"

Prinz Louis erhob sich langsam und strich mit dem feinen Seidentuch über die Stirn. „Es war eigentlich keine Klavierkomposition, Majestät," sagte er mit bedeckter Stimme. „Ich hatte es nur so in der Erinnerung, — die sinfonia eroica von Beethoven!"

Mit rascher Bewegung sah die Königin auf.

„Aber Louis, wie kannst Du die spielen!" bemerkte Prinz August, sein jüngerer Bruder, ein damals ebenso gesetzter und ehrbarer junger Herr, als der ältere das Gegenteil davon war. „Die Eroica ist auf Napoleon Bonaparte geschrieben und ihm gewidmet! ich dachte nicht, daß Du Dich mit solchem Werke abgeben würdest!"

„Nein," sagte Prinz Louis fest und er wandte sich damit an die Königin, deren Überraschung ihm nicht entgangen war. „Ich selber habe dem Meister, als ich ihn in Wien besuchte, diese Widmung zum Vorwurf gemacht, und er sagte mir, daß er sie Bonaparte zuerteilt, als derselbe seine Siege in Ägypten und Italien erfochten, ehe er der Feind unseres Vaterlandes geworden. ‚Ich kannte zur Zeit in Deutschland keinen Helden,' erklärte er mir, ‚ich habe auch jetzt noch keinen erkannt. Aber er wird kommen, des bin ich gewiß! Er wird auferstehen und Deutschlands Größe wieder aufrichten, herrlicher als je zuvor. Ob schon bald — als Sieger über den Helden meiner Eroica, das weiß ich nicht! Kommen aber wird er einst, uns an dem Unterdrücker zu rächen! Und dann soll ihm, wer es auch sei, die Eroica gewidmet sein!' In diesem Sinne sprach Meister Beethoven zu mir, und legte damit gewissermaßen ein Vermächtnis in meine Hände!" Prinz Louis trat vor die Königin hin. „Auf diesen Helden warten wir!" fuhr er fort. „Inzwischen aber weihe ich mit des Meisters Machtvollkommenheit die Sinfonia der Größe meines Vaterlandes, ich weihe sie dem Genius, den wir anbeten, der heilbringend und siegverheißend über Preußen schwebt!"

Königin Luise sah ihn an, und sie neigte in königlicher Demut ihr Haupt vor dem Glorienkranze, den er mit seinen Worten darauf gedrückt.

Sie entließ ihre Gäste.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Fortsetzung.)

Es leuchtete dabei Franziska zum ersten Male ein, weshalb die Mutter immer von den „Hunnenaugen" und von der „Etzelhand" Hétvárys redete. Es lag doch etwas Wahres in diesen Bezeichnungen verborgen. Der Blick brannte so heiß, daß sie nochmals tief errötete, und der Händedruck war so fest umklammernd, daß er schmerzte. Aber beides that ihr seltsamerweise doch so wohl. Eigentlich kostete es sie nicht geringe Überwindung, Hétváry nicht um den braunen Hals zu fallen. Als sie endlich den Sieg über sich selbst davongetragen hatte, that es ihr doch leid um den armen Menschen, und sie vermeinte, ihm einen Ersatz für diese verhaltene Umhalsung bieten zu müssen. So gab sie ihm denn dafür wenigstens nachträglich die Antwort, die sie vorhin auf seine Frage schuldig geblieben war, ob sie mit ihm „auf unsere Pußta" ziehen wollte. Sie nickte ihm nämlich treuherzig zu. Sie that es zweimal, und das zweite Mal ungeheuer auffällig, damit es ihm ja nicht entgehe. Weil er aber gar so verzückt und verwirrt aussah, traute sie ihm schließlich doch nicht recht zu, daß er das Nicken ordentlich verstehe. Darum erachtete sie es für alle Fälle als ersprießlich, seinem Verständnis mit einem kleinen Kommentar zu Hilfe zu eilen, und sagte, indem sie die Augen niederschlug: „Auf Wiedersehen, und — fast hätte ich es vergessen — ich will es mir ansehen kommen, ob die Brunnen dort wirklich nicht genug Wasser haben zu allen diesen . . ." Und dabei drängte sie ihn ängstlich zur Thüre hinaus. Denn der „Hunnenblick" machte ihr auf einmal schweren Kummer. Sie las in demselben deutlich, daß Hétváry sie jetzt gleich, und trotzdem der Papa im Nebengemach zuschaue, umarmen werde. Als sie ihn ohne Gefährde glücklich durch die Thüre gebracht hatte, benahm er sich zwar etwas beruhigender. Gleichwohl sah ihn der Freiherr sehr erstaunt an, als er erklärte, er werde morgen wiederkommen, um ihm und der Freiin eine wichtige Sache zur Entscheidung vorzulegen.

Franziska unterbrach energisch alle weiteren Auseinandersetzungen, indem sie sich zwischen Papa und Hétváry wie ein Keil einschob. Sie fand auch keine Ruhe, bis sie selbst hinter Hétváry die Thüre geschlossen hatte und ihm nachblickte, wie er auf seinem Rappenhengst in Sturmeseile zum Hofthore hinausjagte. Es war ein prächtiger Anblick — nur zu kurz dauernd! Und sie dachte mit einer gewissen

Befriedigung daran, um wieviel länger sich auf der weitgedehnten Pußta die Augen an einem solchen Schauspiele weiden können. Sie sah die Pußta wieder vor sich: groß, weit, flach, oben die Sonne, unten auf dem lichten Wolkengrund die dunkle Reitergestalt, erst groß, dann kleiner, dann winzig, immer näher dem Saume des Himmels entgegeneilend, bis sie wie ein Vogel hineintauchte und verschwand.

Der Freiherr rieb sich inzwischen die Hand, welche Hétváry zum Abschiede gedrückt hatte, und betrachtete sie dann aufmerksam von allen Seiten, ob sie noch die übliche Form besitze. Nachdem er sich über ihre äußere Gestalt beruhigt und sich auch durch mehrmaliges Schlenkern von ihrer inneren Unversehrtheit überzeugt hatte, sagte er zu Franziska mit unverhohlenem Verdruß: „Was fällt denn Hétváry um des Himmels willen wieder ein? Wir haben doch genug Brunnen in Oberlingen, übergenug. Nur zuviel eigentlich und zu kalte. Wozu also noch andere, die Du Dir ansehen willst? Die Mama ist imstande, wenn sie von diesen neuen Brunnen hört, wieder . . . kurz, daß Du mir ja nicht etwa der Mama davon zu schwatzen anfängst.“

„Lieber Papa, ich . . .“ sagte sie errötend. Sie fand jedoch keine rechte Erwiderung und benützte endlich seine eigene stereotype Antwort, indem sie ausrief: „Der Mama? Das fällt mir nicht einmal im Traume ein.“

„Mir auch nicht. Weißt Du, Fanny, sie ist ein Phänomen und wäre imstande . . .“

Aber Franziska war bereits wieder zum Klavier geeilt, um weiteren Auseinandersetzungen über die geographische Lage der geheimnisvollen Brunnen zu entschlüpfen. Daselbst wühlte sie sich vor neugierigen Fragen, die etwa noch aus dem Rauchgewölk des Nebenzimmers hereintönen konnten, in ein dröhnendes Fortissimo ein, spielte nacheinander eine ungarische Rhapsodie von Liszt, die ungarischen Tänze von Brahms, dann wieder eine ungarische Rhapsodie von Liszt, und versuchte endlich die Pußtaphantasie Hétvárys weiterzuspinnen. Aber der Cymbal klang wie eine Harfe, und aus den dunklen Zigeunerweisen wuchs es auf einmal so blond und schlicht und weich heraus, und hörte sich ganz an wie das alte:

Ach, wie ist's möglich dann,
Daß ich Dich lassen kann?
Hab Dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!

Dann ward zwar schleunigst wieder nach Ungarn zurückgelenkt; allein auch jetzt behaupteten sich die heldenhaft klirrenden Anklänge an den Rákóczi-Marsch doch nur wenige Takte lang und bildeten bloß eine etwas befremdende Einleitung zu dem lieblichen:

Wir winden Dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide.

XVI.

Es hatte sich wunderlich gefügt, daß die leibliche Tochter Gittas zur selben Stunde flügge ward, in welcher diese ihre Adoptivtochter Martina unter ihre schützenden Fittiche zu nehmen versuchte. Gitta war über das Leben in Wartenkron genau unterrichtet und brannte vor Eifer, umgestaltend in dasselbe einzugreifen. Jetzt war die Gelegenheit da, und sie gedachte dieselbe fest beim Schopf zu packen. Als sich Martina nach der Beratung über die Kinderwäsche verabschieden wollte, rief Gitta: „Nur noch einen Augenblick! Sieh Dir doch wenigstens meine Zimmer an! Du mußt nämlich wissen — nein, Du kannst nicht wissen, welchen Aufwand an geistiger und körperlicher Arbeit mich das gekostet hat. Und welche Mühe, der schablonenhaften Routine dieser begriffstützigen Handwerker ein wenig genialen Schwung anzubilden! Ich habe ihnen das Leben sauer genug gemacht, aber, wie Du siehst, es ist nett geworden, nicht wahr? Und zugleich praktisch. Alles meine Idee. Bitte, lasse Dich doch einmal auf diese Causeuse nieder! Was? Nicht wahr? Das ist einmal ein Sitzen! Auch meine Erfindung. Weißt Du, mein Mann hätte mich mit der größten Seelenruhe in dem gedankenlos konstruierten Mobiliar weiter vegetieren lassen, welches noch seine Großmutter . . . nebenbei gesagt, seine Großmutter war eine geborene Wartenkron. Daher hat André sicher den Mangel an Eigenwillen geerbt. Alle Wartenkroner haben das. Ulrich hat gleichfalls ein gut Teil von diesem Erbe mitbekommen. Draußen stellt Lex, drinnen Thomasine die Allmacht vor, Ulrich aber läßt sich von beiden . . .“

„Pardon, ich muß doch wohl aufbrechen,“ unterbrach Martina, sich erhebend. Das warme Entgegenkommen Gittas beim ersten Zusammentreffen auf Wartenkron hatte ihr wohl gethan. Sie war sich ihrer Unerfahrenheit zu gut bewußt, um sich durch Gittas Absicht, sie bevormunden zu wollen, gedemütigt zu fühlen. Auch zählte sie nicht so viele Freunde, um nicht eine Hand festzuhalten, die sich ihr herzlich, wenn auch etwas selbstbewußt, entgegenstreckte. Aber wider Ulrich sollte die Freiin nicht reden, und sie wollte es nicht anhören.

Gittas scharfen Augen war diese ablehnende Haltung nicht entgangen. Der plötzliche Aufbruch riß ihr den schön gesponnenen Faden jäh ab. Aber Gitta war keine geborene Wartenkron und besaß einen unerschöpflichen Vorrat an Eigenwillen. So drückte sie denn Martina energisch auf die Causeuse nieder, nahm die beiden Enden des Fadens ruhig auf und knotete sie kunstreich wieder zusammen, indem sie sagte: „Verzeih, Du hast mich nicht ausreden lassen. Bist Du wehleidig, und hast Du geahnt, daß jetzt die Reihe an Dich kommt, beanstandet zu werden? Ich sagte: Ulrich läßt sich von beiden fortschieben, und Du — wollte ich fortfahren, als Du mich unterbrachst — Du hilfst den beiden noch dabei, ihre Herrschaft zu verewigen. Du hast mir erlaubt, Dich als meine Tochter anzusehen. Also denke Dir, eine Mutter redet zu Dir, die es gut mit Dir meint, und renne mir nicht davon, wie Du Deiner Mutter nicht davonlaufen würdest, wenn sie offen mit Dir sprechen würde! Zunächst laß Dir sagen, Kind, daß man, um diesen Herren der Schöpfung zu gefallen, kein Ausbund von allen erdenklichen schönen Eigen-

schaften zu sein braucht. Im Gegenteil, es steckt etwas Verderbtes in ihnen, und eine solche Vollkommenheit schreckt sie eher ab. Um ihnen liebenswert zu erscheinen, genügt eine einzige Eigenheit, die ihnen just zusagt, und das ist häufig keine Tugend, sondern eine ganz gräuliche Schwäche. So hat auch Thomasine ihren Mann nicht mit einem auserlesenen Strauß von edlen Eigenschaften bezaubert, sondern mit einem Fehler. Eigentlich war sie ganz und gar nur eine Verkörperung dieses Fehlers — außen und innen nichts anderes als Unterhaltungssucht. Nicht ich allein, jeder weiß das, der sie ein einziges Mal mit den unerbittlichen Augen der Unbefangenheit gesehen hat. Daß ihr Mann diese Augen niemals im Kopfe hatte, dafür giebt es hundert und etliche Ursachen. Da ist vorerst sein Idealismus, der jedesmal lange braucht, ehe er von einer Illusion zurückkommt. Zumal um sich betreffs Thomasinens enttäuschen zu können, war die ihm gegönnte Frist einer dreijährigen Ehe viel zu kurz. Was sage ich: Ehe! Drei Jahre Schonzeit sind es gewesen. Schonung während der Brauttage, der Flitterwochen, der Honigmonde, schonendes Entgegenkommen bei ihren Bizarrerien vor der Geburt des Kindes, nach derselben schonender Ersatz für das inzwischen Versäumte, schonende Erholung von diesem tollen Nachholen, schonende Pflege in der nun folgenden Krankheit — Schonung vom ersten Augenblick bis zum letzten! Er ist nicht dazu gekommen, sie ein einziges Mal nicht schonungsbedürftig zu erblicken und entzaubert zu werden, so weit ein so eingefleischter Idealist überhaupt einer Entzauberung zugänglich ist. Sehr weit sicher nicht! Ich glaube fast, er wäre auch nach einem halben Jahrhundert nicht zur Raison gekommen. Denn just Thomasinens Sucht nach Unterhaltung, Aufregung, Abwechslung war der Zauber, der ihn knechtete . . ."

„Sprich nicht so hart von ihr!" unterbrach sie Martina. „Sie war ein liebliches, reizendes — armes Kind."

„Du mißverstehst mich. Es fällt mir nicht im Traum . . . ich will sagen: ich denke nicht daran, Thomasine zu tadeln. Im Gegenteil. Meine ganze Rede verfolgt den Zweck, sie Dir als Muster anzuempfehlen. Sie war eine ruhelose Natur, die ihren Mann nie zu Atem kommen ließ. Dafür habe ich nicht nur keinen Tadel, sondern persönlich viel Sympathie. Ich bin gleichfalls, wenn auch in anderer Richtung, eine ruhelose Natur. Mein Mann muß gleichfalls außer Atem gehalten werden, überhaupt — merke Dir das, Kind — überhaupt mehr oder minder alle Männer. Sie verfallen sonst in eine träge Tyrannei, in eine empörend egoistische Behaglichkeit, machen bodenlose Ansprüche, und wollen den ganzen Vorrat an aufopferungsvoller Liebe des Weibes alltäglich als Hausmannskost aufgetischt bekommen. Alle Männer neigen dazu, alle ohne Ausnahme — also auch der meine und der Deine. Darum müssen sie kurz gehalten werden. Das ist pure Selbsterhaltungspflicht. Wenn man hiezu unglücklicherweise keinen inneren Antrieb verspürt, wie Du, mein armes Kind, so muß man sich ein wenig zwingen. Bis zu einem gewissen Grade kann man sich das auch durch Anbildung eigen machen, und so viel Wandelbarkeit der Phantasie findet sich schließlich in jedem Frauenkopfe vor, um dem Herrn Gemahl abwechselnd den Stein des Sisyphus, das Rad des Ixion, das Faß der Danaiden zur heilsamen Beschäftigung anzuweisen — nicht zu vergessen die Leckerbissen des Tantalus. Wohlgemerkt: abwechselnd! Und ohne daß er ahnt, was eben jetzt an die Reihe kommt — es muß dabei immer auf eine Überraschung herauskommen. Hast Du Dich einmal hineingearbeitet, so geht es von selbst, und dann wird Dir auch die Lust daran steigen."

„Ich glaube nicht," entgegnete Martina. „Und siehst Du, ich möchte es auch nicht. Es widerstrebt nicht allein meiner Natur, sondern — aber Du darfst nicht böse werden — es ginge auch gegen mein Gewissen."

„Das habe ich von Dir erwartet, mein armes, armes Kind! Ich böse werden? Und Dir? Weil Du so stupid-sublim-herzensgut bist? Ein Gewissen würdest Du Dir daraus machen? Mein Gott, Kind, wie naiv Du noch bist! Du scheinst also nicht einmal zu ahnen, daß sich diese Herren zumeist vor Entzücken nicht zu fassen wissen, wenn sie nach Art des Sisyphus und dergleichen behandelt werden. Setzt man dies scharfe Verfahren konsequent fort, so verwandelt sich — wie bei meinem Mann — das Entzücken mit den Jahren in das ruhigere Gefühl dauernder Zufriedenheit. Geh und frage André, und wenn er Dir nicht glücklich scheint, so will ich mir auch ein Gewissen daraus machen. So, und dann geh zu Ulrich und frage auch ihn! Thomasine ist ihm täglich ein neues Räisel gewesen, an dessen Lösung er sich selbstvergessen abmühte. Jedes Wort kam unverhofft, alles Thun war eine Überraschung, kein Tag sah dem anderen ähnlich, keine Stunde brachte, was die vorhergehende erwarten ließ. Entzückt vom Reiz endloser Abwechslung, ließ er sich in einer Art Taumel aus einer Aufregung in die andere mitreißen, und ist dabei nie zur Ruhe, ja kaum zur Besinnung gekommen. Jetzt kann er ausruhen. Du, Kind, machst Dir ein Gewissen daraus, ihn aufzustören. Du bist gut und hell und durchsichtig wie frisches Quellwasser — das schäumt nicht und berauscht nicht. Du hast ihm vom ersten Augenblick an nichts zu erraten gegeben, und was in der nächsten Stunde, morgen, in einem Jahre, das ganze Leben hindurch von Dir zu gewärtigen ist, steht klar vor seinen Augen wie in einem aufgeschlagenen Buche."

„Und soll denn das nicht so sein?" fragte Martina lächelnd.

„Gewiß soll es so sein. Aber das ist eben das Verderbte und Verkehrte in der Männernatur, daß ihnen das lieber ist, was nicht sein soll. Was sein soll, langweilt sie leider. So ruht sich auch Ulrich jetzt bei Dir von Thomasinen aus, aber, glaube mir, er langweilt sich dabei. Es ist — ich mache Dir das Zugeständnis — eine behagliche Langweile, beruhigend, erquickend. Eine Weile thut das wohl, wie Waldesdämmern nach den sprunghaften Sonnenlichtern und krassen Farbenzusammenstellungen eines bunten Blumengartens. Aber wenn man so fortwandert, stumpft sich der zarte Reiz ab — es bleibt immer

dasselbe Grün nah und fern. Sieh Dir einmal, wenn Du heimkommst, diesen Ulrich bei guter Beleuchtung genau an, ob er derzeit in Deinem ruhsamen Waldesschatten ebenso entzückt ist, wie er es ehedem in Thomasinens grellfarbigem Irrgarten war. Solltest Du dabei ein Deficit für Deine Methode entdecken, dann . . ."

„Ich . . ."

„Kind, ich weiß, was Du sagen willst. Aber verschwöre es nicht, antworte mir nicht jetzt, beschlafe es erst — es ist praktisch . . ."

„Praktisch, das mag es wohl sein," sagte Martina versonnen. „Aber ich beginne nachgerade zu glauben, daß ich selbst zu dem einfachsten natürlichen Einfluß unpraktisch bin, geschweige denn zu dem verworren künstlichen, an welchen Du denkst. Mir ergeht es Deinem Rat gegenüber genau so, wie vorhin beim Vorschlage Deines Mannes, künstliche Rauchringe um die Wette zu bilden — ich kann nicht einmal rauchen."

„Nein, ich sehe es, das kannst Du wirklich nicht. Weder Tabak- noch Illusionsrauch verstehst Du jemandem vorzumachen. Es ist mit Dir nichts anzufangen, als Dich um den Hals zu nehmen und nach Herzenslust abzuküssen . . . so, Du widerspenstiges Kind! Aber ich habe Dich doch lieber, als wenn Du praktischer wärest. Im Vertrauen gesagt: ich hätte mich selbst lieber, wenn ich manchmal weniger praktisch sein würde. Andere praktische Leute kann ich eigentlich nicht recht ausstehen, wie zum Beispiel den Hétváry. Du aber bist mir jetzt erst recht ans Herz gewachsen, und wer Dir ein Härchen krümmt, der hat es mit mir zu thun!"

Unter allerlei geheimnisvollen Kriegserklärungen gegen jemanden, den sie offenbar im Verdachte solches Haarkrümmens hatte, begleitete sie mit dem Freiherrn und mit Franziska ihr Adoptivkind zum Wagen. Zachäus ließ diesen eine jener eleganten Bogenlinien beschreiben, die ihm kein Sterblicher nachkutschierte, und fuhr, von dem Freiherrn bewundert und sich selbst bewundernd, zum Thore hinaus.

„Nun, wer zuletzt lacht, lacht am besten," sagte Gitta zu dem Freiherrn, der noch immer den wunderbaren Schwung der Räderspur im Hofsande anstaunte.

„Wer?" fragte er aufblickend.

„Wer? Ich. Ich werde zuletzt lachen. Mit Martina ist nichts anzufangen. Sie ist eben ein Engel, und wenn man glaubt, man hat sie schon, so entfaltet sie gelassen ihre Flügel und schwebt himmelwärts. Aber Ulrich ist kein Engel . . ."

„Nein, ein Engel ist er nicht!"

„Habe ich das behauptet? Im Gegenteil. Aber Du mußt immer widersprechen. Nebenbei gesagt, will ich mir anstatt Martinas jetzt diesen Ulrich um die Finger wickeln!"

„Thu das! Du wirst das im Handumdrehen zustande bringen. Dieser alberne Ulrich! Ich glaube gar, er hat ihr das Rauchen verboten!" sagte der Freiherr, ließ sich ein Pferd satteln und ritt nach einem entlegenen Meierhof.

Als er abends heimkam, war er so ermüdet, daß er bald nach dem Souper im Schlafzimmer verschwand. Franziska hatte zwar von jeder servierten Schüssel eine große Portion auf ihren Teller genommen, dieselbe jedoch unberührt wieder wegtragen lassen. Dann war auf einmal ihr Stuhl leer. Gitta besorgte noch einige Korrespondenzen. Dabei hatte sie die unklare Empfindung, als summe beständig irgend etwas Melancholisches und zugleich Erotisches um ihre Ohren. Als sie beim Couvertieren eines Briefes einmal aufmerksamer horchte, erkannte sie in der erotischen Melancholie einen ungarischen Csárdás, welchen Franziska, durch zwei Zimmer von ihrem Schreibtisch entfernt, auf dem Klaviere spielte. Sie nahm sich vor, ihr morgen ernstlich ins Gewissen zu reden, daß sie sich mehr mit klassischer Musik abgebe, und schrieb weiter. Das Summen ging auch weiter. Als sie nach einer halben Stunde abermals einen Brief zuklebte, klang es immer noch herüber wie Sporengeklirr und Fersenstampfen, Cymbalschlag und Fiedelsang.

„Was soll denn das heißen?" sagte Gitta zu sich selbst. „Das Fannerl wird ja ein ganzer Zigeunerfratz!" Dabei erhob sie sich auch schon empört und stürzte ins Klavierzimmer mit den Worten: „Was treibst Du denn da seit einer Stunde für einen uncivilisierten Unfug? Um des Himmels willen, wie Du nur aussiehst! Rot, verweint, zitternd — was hast Du denn, Kind?"

„Liebe Mama, Hétváry ist da gewesen und . . . und wird morgen wiederkommen."

„Das thut er gewöhnlich, und ich verstehe nicht, wie das . . ."

„Er will Dir etwas sagen."

„Das thut er gewöhnlich nicht. In der Regel schweigt er. Aber ich begreife immer noch nicht, weshalb Du . . ."

„Er will mit Dir von Brunnen reden."

„Von Brunnen?"

„Ja, und von der Pußta, und . . . und auch von mir."

Gitta betrachtete jetzt Franziska sehr aufmerksam. Diese aber warf auf einmal beide Arme um Gittas Hals und barg ihr Gesicht an deren Brust.

„Mama, liebe Mama!" stammelte sie schluchzend.

Gitta sagte nichts, sie wartete.

„Mama . . . er will mich nämlich mitnehmen auf die Pußta."

„Sonst nichts? Und Du?"

„Ich? Ich, Mama — weißt Du, liebe Mama — ich lasse mich ganz gerne mitnehmen."

„Mitnehmen? Schon bei dem Gedanken daran könnte man das Gruseln lernen. Nein, Kind, daraus kann nie und nimmer etwas werden. Das ist kein Mann für Dich, Fannerl. Ein Hunne! Hast Du die Geschichte der Völkerwanderung schon so ganz vergessen? Ein Mensch, der imstande ist, seinen Wohnsitz auf irgend einem struppigen Pferde aufzuschlagen, wenn ihm seine Frau einmal eine ernste Vorstellung macht, und der sich sein Beefsteak unter dem Sattel gar reitet, wenn er aus Trotz oder Bosheit nicht mit seiner Frau dinieren will!"

„Aber Mama, die Magyaren stammen gar nicht

von den Hunnen ab. Und wenn auch, so ist diese Geschichte von der Beefsteakreiterei bereits ein und ein halbes Jahrtausend alt. Das ist schon so lange her . . ."

„Viel zu wenig lange. Beobachte ihn nur einmal, wenn er reitet! Ganz als ob der Pferderücken sein eigentliches Domizil wäre. Oder betrachte Dir ihn, wie er auf meinen niedrigen Salonstühlen mit seinen endlosen Hunnenbeinen reitet, wenn er mit dem Papa Schach spielt! Ganz als ob er auf einem kurzbeinigen Steppenpferde sein Diner mürbe galoppieren würde. Sieh Dir das genau an, und dann werden Dir diese Völkerwanderungsgeschichten nicht mehr so alt vorkommen. Und sein Blick, sein Händedruck — Fannerl, ich sage Dir, der Generaladjutant Etzels hat nicht um ein Haar anders ausgesehen als dieser Hétváry."

„Dann muß dieser Adjutant gar nicht übel ausgesehen haben — sei nicht böse, liebe, liebe Mama! Aber siehst Du, das alles ist ja doch kein Grund, um..."

„Kein Grund? Ja, wenn Du mir nachgeraten wärest! Dann wäre es in der That kein Grund, weil Du den alten Etzel in dieser neuen Hétváry-Auflage zähmen würdest. Aber Du blondes, blauäugiges Kind mit dem weichen, traumhaften, deutschen Herzchen — und dieser kaffeebraune, glutäugige, energische Steppenreiter! In acht Tagen würde er Dich maltraitieren."

„Liebe Mama, ich mache mir nichts daraus, daß er energisch ist. Ich glaube nicht recht daran, aber, siehst Du, von ihm ließe ich mich gerne auch ein bißchen maltraitieren."

„Höre ich denn recht? Wie ist es möglich, daß ein Geschöpf mit so verschrobenen Ansichten unter meinen Augen hat aufwachsen können? Und dieser Nomade siedelt überdies nicht in der Nachbarschaft, nicht einmal in demselben Lande, wo er wenigstens unter meiner mütterlichen Zucht stände. Aber wie willst Du, daß ich Dich hier in Oberlingen gegen die Barbaren-Despotie schütze, mit welcher er Dich auf seiner Avarensteppe knechtet? O, der Plan ist furchtbar praktisch: Dich irgendwohin an das Ende der Welt schleppen, und mich hier am andern Ende lassen! Er ist überhaupt durch und durch praktisch, dieser Hétváry! Daß Du es nur weißt: Lex hat Ursache zu glauben, Hétváry habe sich nur deshalb als Volontär auf Wartenkron festgesetzt, um sich in die Fabriksgeheimnisse der Glashütten einzuschleichen, welche Fremden gegenüber streng gehütet werden. Dieselben betreffen sowohl Glassorten als auch Glasfarben — durchaus Erfindungen von Ulrich Wartenkron, der in seinem Laboratorium oben ein Genie sein soll. Lex ist der Meinung, Hétváry wolle auf seinem Gute Glashütten errichten und mit den hier erschlichenen Erzeugungsmethoden betreiben. Ich bin überzeugt, er spekuliert auch darauf, neben diese Glasfabrik eine lukrative Kaltwasser-Heilanstalt hinzubauen, und lockt mir alle meine neuen Ideen für deren Ausstattung ab. Darum hat Lex alles daran gesetzt, daß der allzu praktische Herr möglichst weit abseit der Fabrik Beschäftigung finde. Die Heidehöfe haben gerade die rechte Entfernung.

Franziska hob das Gesicht von der Brust Gittas, warf den Kopf mit einer heftigen Bewegung rückwärts, daß die blonden Zöpfe einen unwirschen Sprung machten, und durch die feuchte Bläue der Augen schossen Blitze. — „Mama," sagte sie, und alle Weichheit war aus ihrer Stimme gewichen — „Herr von Hétváry ist ein Mann von Ehre, und Herr von Thurmbruck ist ein schlechter Mensch!" — Damit wandte sie sich und wollte gehen.

Gitta hielt sie am Arme zurück und sagte nachdrücklich: „Noch eins. Ich verpflichte Dich, von der vertraulichen Äußerung Thurmbrucks gegen niemanden Gebrauch zu machen, am allerwenigsten gegen Hétváry selbst, falls Du mit ihm an einem zweiten Orte zusammentreffen solltest — hier wirst Du nicht mehr in die Lage kommen. Was die Werbung selbst anbelangt, so sei überzeugt, daß Herr von Hétváry sich einer entschiedenen Ablehnung mit Gleichmut fügen wird. Praktische Naturen nützen sich nicht umsonst in aussichtslosen Kämpfen ab. Was Dich betrifft, so ist es eine Kinderei, die Du Dir morgen aus dem Kopfe schlagen und übermorgen schon vergessen haben wirst. Geh, sei mein kluges Kind, und denke lieber schon heute nicht mehr daran! Wenn Du es beschlafen hast, wirst Du morgen früh selbst über dieses Hunnenmärchen lachen."

„Es giebt Märchen, über die man auch weint. Er wird nicht mehr kommen, ich werde ihn nicht mehr sehen — Du willst es so. Ich darf ihm auch nicht sagen, weshalb . . . nicht einmal einen Wink von der Bosheit soll ich ihm geben, die der arglistige Thurmbruck gegen ihn ersonnen hat. Ich gehorche Dir, Mama. Aber lieb haben werde ich ihn doch, morgen, und übermorgen, und immer. Verzeih mir, aber dafür kann ich nichts, und dagegen kannst Du nichts! Praktische Naturen — hast Du vorhin gesagt — nützen sich nicht umsonst in aussichtslosen Kämpfen ab. Du bist eine praktische Natur, Mama, thu mir also nicht umsonst wehe in meinem Gefühle! In allem anderen bin ich Dir ja zu Willen. Gute Nacht, Mama!" —

Gitta stand noch immer und starrte auf die Thüre, durch welche ihre Tochter verschwunden war. „Ist denn das unser Fannerl?" sagte sie ganz erstaunt zu sich selbst. „Sie fängt auf einmal an, mir nachzugeraten. Gar nicht übel! Als Nestling schien sie mir ganz aus meiner Art geschlagen; aber jetzt, da sie flügge wird, ist die Ähnlichkeit nicht mehr zu verkennen. Die Krallen wachsen, sogar der Schnabel wird härter und spitzer. Ich sollte mich darüber freuen — wenn nur der Anlaß ein erfreulicherer wäre. Ach was! Es ist doch nur eine Kinderei, und kommt Zeit, kommt Rat!"

XVII.

Hétváry kam nach Oberlingen und warb um Franziskas Hand. Es war die längste Rede, die der schweigsame Mann in seinem Leben gehalten hatte. Die Antwort darauf mochte die kürzeste sein, welche die redselige Gitta je erteilt hatte. Es war ein un-

verblümtes entschiedenes Nein. Als sie sah, wie seine „Hunnenfarbe" dabei von einer fahlen Blässe überhaucht wurde, motivierte sie die kurze Abweisung wenigstens höflich damit, daß sie über ihre Tochter bereits anders entschieden habe. Er verneigte sich stumm und ging. Im Korridor drückte ihm jemand etwas in die Hand. Er war so verwirrt, daß er die Gabe eine Weile umklammert hielt, ohne nachzusehen, was es war. Als er sich dann besann und um sich blickte, war der Korridor leer. In der Hand hielt er ein schmales Streiflein Papier. Darauf standen die Worte:

„Sprechen darf ich nicht mehr. So schreibe ich denn, wenn auch nur dies einzige Mal. Nötig wäre es auch diesmal nicht, weil das, was ich schreiben will, selbstverständlich ist: daß ich halte, was ich versprochen habe. Ich thue es nur deshalb, weil ich gelesen habe, daß Reitervölker einen ungeduldigen Charakter besitzen, und weil es doch nicht geschehen kann, daß ich mir die Brunnen in der Pußta gleich ansehen kann, wahrscheinlich auch nicht bald — aber einmal sicherlich!

Franziska."

Hétváry preßte die Zeilen an die Lippen, warf den Kopf empor und schritt hochaufgerichtet die Schloßtreppe hinab. Unten sprang er mit elastischem Schwung in den Sattel und galoppierte in stolzer Haltung zum Thore hinaus. Gitta, die ihm nachblickte, murmelte: „Ob ich nicht recht habe? Wie mit dem Rappen zusammengewachsen! Ganz, wie wenn er als Ordonnanzoffizier bei den Centauren gedient hätte. Und das will einen friedlichen Haus- und Familienvater bei meinem blonden Fannerl abgeben! Lächerlich!"

Das blonde Fannerl aber sagte sich hinter der Vorhangspalte: „Und das da unten ist nun derselbe Erwin, der vor fünf Minuten mit gesenktem Kopf, bleich, zusammengebrochen aus Mamas Zimmer schwankte. Was so ein winziges Zettelchen vermag! Wie dasselbe ihn kühn, stattlich, heldenhaft gemacht hat, und so tannengerade hoch und schlank, sogar eine Taille hat es ihm angedrechselt — alles mein Zettelchen. Das liebe Zettelchen! Aber die Mama bekommt eine Abschrift davon — wenn sie auch einen Augenblick böse wird, es wäre unrecht, ihr nichts davon zu sagen."

Hétváry kam nicht mehr nach Oberlingen, und Franziska verlegte sich seitdem leidenschaftlich auf das Schachspiel. Sie war imstande, mit dem Papa eine ganze Partie zu Ende zu spielen, ohne ein einziges Mal aufzuspringen, was sie früher alle fünf Minuten lang gethan hatte. Und hiebei hatte sie noch dazu bloß Unannehmlichkeiten zu überdauern. Denn angenehm war es doch nicht, jeden Augenblick von Papa hören zu müssen, wie Hétváry in dieser Lage einen anderen Zug gewählt, wie er jenen Zwischenfall längst vorausgesehen, wie er überhaupt die Partie in einer sinnreicheren Weise durchgeführt hätte. Allein der Tadel Papas über ihr „kleinlich einhertrippelndes Dilettantentum" klang ihr wie die schönste Musik. Sie war ungeheuer zufrieden, wenn er die großartige Gelassenheit Hétvárys in den verzweifeltsten Momenten rühmte und ihr vorwarf, sie mache schon in einem halbwegs bedenklichen Falle ein Gesicht, als ob ihr die Hühner das Brot weggefressen hätten. Sie hörte ihm schrecklich gerne zu, wenn er Hétvárys Meisterleistungen auf ihre Kosten hervorhob, und es ward ihr immer wohler, je tiefer er sie selbst taxierte. Sie machte sich manchmal sogar hinterdrein Vorwürfe, daß sie ein klein wenig versucht hatte, dem Glücke nachzuhelfen, aber immer nur zu ihrem Nachteile, um aus Papa einen feurigen Hymnus zu Hétvárys Preis hervorzulocken, der schließlich in eine Elegie über den verlorenen Partner ausklang. Er seufzte, und sie seufzte auch — damit endete jede Partie.

Doch auch in sonstigen Gewohnheiten hatte sich manches an Franziska geändert. So war von dem früheren hurtigen Flattern und Herumschlüpfen einer Meise nichts mehr an ihr zu bemerken. Sie glich jetzt mehr einem Vöglein, das im Käfig auf seinem Stäbchen unbeweglich sitzt und das enge Gegitter anstarrt. Und wie das gefangene Vöglein sang sie aus Gram, aus Sehnsucht, aus Hoffnung, zu Zeiten auch aus Zorn. In der hoffnungsreichen Stimmung sang sie ungarische Volksgesänge, in der schmerzlich weichen deutsche, in der grimmigen jedesmal englische Lieder, weil sie das Englische nicht leiden konnte. In der Gesindestube aber verbreitete sich eines Morgens die schauerliche Märe, die Baronesse schließe sich am Abend in ihrem Zimmer hinter Schloß und Riegel ein und lerne Chinesisch. Die Kammerjungfer hatte es gehört, und es hatte den Aufschriften der chinesischen Theebüchsen ungeheuer ähnlich geklungen, ganz wie: „Assam-Pecco"-Blüten" oder schwarzer „Seosajun", oder aromatischer „Ljansin"-Thee. An demselben Abend waren die Hausnäherin, das Stubenmädchen und die Kammerjungfer in dem Zimmer der letzteren versammelt. Sie redeten nichts, sie lauschten nur. Aus dem anstoßenden Gemach tönte es in einförmigem Tonfall herüber:

„1. Fall. Kedves gyérvizü gémeskútaim,
meine lieben spärlichen Ziehbrunnen;
2. Fall. Kedves gyérvizü gémeskútaim',
meiner lieben spärlichen Ziehbrunnen;
3. Fall. Kedves gyérvizü gémeskútaimnak,
meinen lieben spärlichen Ziehbrunnen;
4. Fall. Kedves gyérvizü gémeskútaimat,
meine lieben spärlichen Ziehbrunnen." —

Es war in der That die Stimme der Baronesse, und sie las die ganze Deklination dreimal hintereinander her. Ein viertes Mal ging es unvergleichlich langsamer — wahrscheinlich sagte sie es jetzt auswendig auf. Als sie dabei stecken blieb, schlug sie zwar mit der Hand ungeduldig auf den Tisch, fing jedoch gleich danach wieder an:

„1. Fall. Kedves gyérvizü gémeskútaim,
meine lieben spärlichen Ziebrunnen;" —

und so weiter, ganz wie vorhin. Das klang freilich der Theebüchsen-Sprache ungeheuer ähnlich, und fortan stand, von drei Ohrenzeugen bestätigt, unbestreitbar die Thatsache fest, die Baronesse habe sich dem Studium des Chinesischen ergeben.

Aber es war bloß eine ungarische Grammatik,

die sich Franziska, nebst dem Schlüssel zum Selbststudium, von ihrem Taschengelde bestellt hatte. Sie war schrecklich neugierig auf die „Hunnensprache“. Als sie aber ihr Näschen darein vertiefte und sich mit Feuereifer auf die Deklinationen und Konjugationen stürzte, bekam sie reichliche Gelegenheit, sich in der Geduld zu üben. Es war „unsinnig schwer“, und sie hatte jeden Augenblick irgend einen triftigen Anlaß, mit dem Fäustchen den Tisch abzuklopfen. Die ganze ungarische Grammatik erschien ihr gleich der Pußta ungeheuer groß und weit, und wie die dunklen Balkenlinien der Ziehbrunnen standen an allen Ecken und Enden der Wörter drohende Anhängsel, „die Suffixe“, wie dieser „unausstehliche“ Grammatiker sie nannte. Sie hängten sich, eines hinter das andere, einem unglücklichen Worte rückwärts an, und dieses mußte sie dann keuchend mit sich schleppen, wie die Lokomotive einen unübersehbaren Lastzug. Der immer „unausstehliche“ Grammatiker schrieb natürlich mit der größten Seelenruhe Dinge her wie: alkalmatlankodom oder meggyözödéséhez, die doch zum Weinen und zum Verzweifeln waren. Bei dem entsetzlichen tapaszatalásokkal war sie nahe daran, dem Aberglauben ihrer Mama von der Hunnenabstammung der Magyaren doch einige Berechtigung zuzugestehen. Wortfoltern wie igazságtalanságot konnte eigentlich doch nur der grausame Etzel anwenden, wenn er auf der Pußta mit Frau Helke, oder nach deren Tode mit Frau Kriemhild eine unangenehme Konversation hatte. Vor einem solchen Heerwurm von Nachsilben lernte sie erst begreifen, wie aus der lieblichen Kriemhild vom Rheine in Etzels Landen ein so entsetzlich rachsüchtiges Weib werden konnte. Denn diese Suffixe verbitterten ihr selbst den Tag und durchgeisterten die Träume der Nacht als grauenhafte Gespenster, jedes mit einer langen Schleppe, auf deren Endsaum das nächste Gespenst saß, selbst wieder mit einer langen Schleppe, und so fort ohne Ende. Aber Franziska gab nicht nach. Diese „elenden Suffixe“ sollten sich nicht berühmen, daß sie die Oberhand behalten hätten! Und mit Trotz, Hartnäckigkeit, Fleiß, Tischabklopfen und Füßestampfen brachte sie dieselben auch glücklich unter. Um jedoch auch einer anderen Seite der ungarischen Volksseele näher zu treten, magyarisierte Franziska ihr Klavierspiel vollständig. Wenn sie daheim allein spielte, gab sie sich ausschließlich mit ungarischen Kompositionen ab, und suchte denselben beim vierhändigen Spielen mit Martina möglichst die Obmacht zu sichern, wenn sie nach Wartenkron heraufkam. Das letztere geschah jetzt häufig und jedesmal ziemlich lange.

Gitta war nämlich im vollsten Zuge, auf Wartenkron „normale Verhältnisse zu stiften“. Sie hielt es für eine unabweisbare Pflicht, ihre originelle und praktische Begabung zu Nutz und Frommen der ärmlicher Bedachten zu verausgaben. Sie wäre sich wie der ungetreue Knecht des Evangeliums vorgekommen, der sein Pfund vergrub, wenn sie das Wartenkroner Leben hätte so weiter gehen lassen, daß die Nachbarn es belächelten oder bespöttelten, amüsant oder toll, unpassend oder komisch fanden. Die Neugestaltung der Kinderwäsche für Agnes bot ihr die willkommene Gelegenheit, sich halbe Tage lang auf Wartenkron anzusiedeln. Da Martina nicht zu einem energischen Verfahren umzustimmen war, so versuchte Gitta an ihr wenigstens das Talent des Ausfragens, um das Terrain für die Bearbeitung Ulrichs genau zu sondieren. Aber Martina besaß ihrerseits das Talent des Schweigens. Seitdem nahm Gitta jedesmal Franziska mit und warf sie Martina gleichsam als Opfer hin, um desto ungestörter ihre Kreise um Ulrich ziehen zu können. „Liebes Kind,“ sagte sie zu Martina, „ich weiß durch Wimbacher, daß Du ein musikalisches Phänomen bist. Mit Händen und Füßen vor Wonne strampelnd, hat er mir erklärt, daß Du nicht bloß mit den Fingern, sondern auch mit dem Herzen und mit dem Kopfe zugleich Musik machst. Nimm Dich doch der Fanny an! Sie macht bloß mit den Fingern Musik, oder eigentlich „mit den Pfoten“, wie Wimbacher drastisch zu sagen pflegt. Also ich lasse sie Dir.“ —

Seither spielte Martina mit Franziska vierhändig. Es stellte sich heraus, daß letztere in der That bloß „mit den Pfoten“ Musik machte. Nur wenn etwas Ungarisches auf dem Pulte lag — und Fannerl schürfte unter dem Notenvorrat mit Vorliebe dergleichen heraus — dann spielte sie auch mit dem Herzen. Und dieses Herz gab sich dabei so ungestüm, so leidenschaftlich, so überquellend leidvoll und freudvoll, daß Martina nachgerade merkte, das sei nur ein Mittel, den gepreßten Gefühlen Luft zu machen. Eines Tages hatten sie die ungarischen Tänze von Brahms gespielt, dann folgte Schuberts Divertissement à la Hongroise, und zuletzt kamen Volkmanns sieben ungarische Skizzen daran. Da geschah es, daß Fannerl mitten in der vierten von den sieben mit den Fäustchen in die schöne Klaviatur des Erard hineinschlug und vor Martina in die Knie stürzte, um ihr Gesicht in deren Kleid zu verbergen. Als Martina hierauf das schluchzende Kind an ihre Brust emporzog, erfuhr sie in halb erstickten Worten, was ihr die ungarischen Melodien bereits verraten hatten. Nun war Martina in dem naturgemäßen Elemente, das ihr ganzes Wesen bestimmte. Sie übte auch diesmal ihre Zaubermacht mit dem altgewohnten Erfolge. Als Fannerl mit der Mutter heimfuhr, schien ihr die Welt wieder so schön, hell, hoffnungsreich, und mitten darin winkte die liebe Pußta mit ihren Ziehbrunnen als sichere Belohnung für Mädchen, die brav und folgsam, geduldig und mutig bleiben.

„Weshalb kommt Herr von Hétváry niemals herauf?“ fragte Martina Ulrich, sobald Gittas Wagen davonrollte. „Wie Du erwähntest, ist er Dein Studiengenosse gewesen, und man sagt mir, er sei ein tüchtiger, gebildeter, achtungswerter Mann. Wäre das nicht eine angenehme Gesellschaft für Dich?“

„Hétváry ist ein goldener Mensch. Auf der Hochschule waren wir täglich im Laboratorium beim chemischen Praktikum beisammen. Wir trieben damals beide Agrikulturchemie. Er blieb auch dabei, während ich zur Chemie der Farbstoffe überging, die mich wegen unserer Glasfabrikation sehr interessierte. Hétváry ist ein kenntnisreicher Ökonom

geworden, hat dann vielseitige Studien im Auslande gemacht und Ansichten über den landwirtschaftlichen Betrieb mitgebracht, welche Lex leider nicht billigt. Wir sind übereingekommen, daß er auf einem Meierhof seine Ideen selbständig verwirklicht. Er disponiert dort unumschränkt über Hof und Leute, was dadurch leichter ermöglicht ist, daß die Heidehöfe abgesondert als Enclave in dem ehemalig Thurmbruckschen, jetzt Wildenschildschen Besitztum liegen. Diese Absonderung hat den Reibungen zwischen ihm und Lex ein Ende gemacht, und er kommt bloß deshalb nicht herauf, um mit Lex nicht zusammenzustoßen. Ich bedaure das sehr; denn ich schätze Hétváry als Menschen, als Landwirt, als Edelmann aufrichtig, aber Lex . . ."

„Ist Herr von Hétváry vermögend? Man hat es mir versichert, aber dann begreife ich nicht, weshalb er unter solchen Verhältnissen hier bleibt."

„Hétváry ist der einzige Sohn eines reichen Mannes. Der Vater ist noch rüstig genug, um den großen ungarischen Grundbesitz verwalten zu können. Der Sohn studiert indessen die Wirtschaftsorganisation anderer Länder. Daß er trotz des unglückseligen Zerwürfnisses mit Lex auf den Heidehöfen ausharrt, mag so zu erklären sein, daß er sich selbst die Probe liefern will für jenes Bewirtschaftungssystem, welches er gegen Lex bei uns eingeführt wissen möchte. Denn auf dem fetten Weizenboden seines ungarischen Gutes kann er das Experiment nicht machen. Er ist auf meine drängende Einladung hier als Volontär eingetreten, hat mich jedoch gleich nach dem Zwist mit Lex ersucht, ihm die Heidehöfe in Pacht zu geben, was ich ihm auf der Stelle zusagte. Lex, der eben abwesend war, zeigte sich von dieser Maßregel sehr wenig erbaut. Aber ich hatte mein Wort gegeben, und so ist es dabei geblieben."

Während Martina sich Franziskas am Klavier annahm, hatte Gitta einigemal Rekognoscierungen gegen Ulrich unternommen, wobei es bereits zu kleinen Gefechten gekommen war. Nun hielt sie die Zeit für gekommen, den Hauptschlag wider ihn zu führen. Bei dem nächsten Besuch eröffnete sie die Feindseligkeiten damit, daß sie ihm gleich im vorhinein den Rückzug abschnitt. Sie überfiel ihn nämlich ohne weiteres mit einer Flut von Vorwürfen, daß er das junge Frauchen nirgends hinbringe, niemanden hinaufrufe, sie in die Einsamkeit förmlich einwickle, eigentlich lebendig begrabe. Als er einzuwenden versuchte, die Ursache solcher Zurückhaltung sei die beiderseitige Trauer, hatte sie ihn glücklich dort, wo sie ihn haben wollte. „Lieber Ulrich," sprach sie, „ich habe Sie als Kind gekannt, ich war eine Freundin Ihrer Eltern und bin eine Verwandte Ihres Hauses. Erlauben Sie mir, einmal offen mit Ihnen zu reden — als Verwandte, oder besser noch — wie ich mit meinem Sohne reden würde?"

Ulrich nickte mit dem Kopfe und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Sehen Sie, lieber Freund, diese Ihre Trauer ist es eben, über die ich mit Ihnen sprechen möchte. Es ist eine schöne Sache um die Trauer, und die Toten haben es gut. Alle Mängel und Fehler, Flecken und Schatten sind weggewischt, und die Phantasie stürzt sich mit einer Art wahnwitziger Übertreibung auf das Ausmalen ihrer Tugenden. Die Läuterung steigert sich zur Verklärung, diese zur Vergötterung. Es kann vorkommen, daß auf diese Weise ein nicht eben bedeutsames, vielleicht sogar launisches und kindisches Wesen unmittelbar nach seinem Hinscheiden Flügel bekommt und sich zum Engel umwandelt, dann immer höher wächst, bis es sich endlich auf den Himmelsthron niederläßt und mit der ruhigsten Miene sagt: ‚Du sollst keine fremden Götter haben neben mir!' Das erinnert mich an einen Abend, an dem ich mit André die Kreuzheide entlang fuhr. Ich war in eine neue Idee vertieft und fuhr erschrocken empor, als André auf einmal brummte: ‚So schön! Das wäre mir nicht im Traum eingefallen.' Ich wiederhole: erschrocken fuhr ich empor! Denn André ist kein Naturschwärmer, und besonders die Kreuzheide war mit ihrer unbesiegbaren Unfruchtbarkeit immer ein Gegenstand seines Grolles. Es giebt da nichts als Heidekraut, Flechten auf dem Gestein, hie und da verkümmerten Wacholderanflug, alles gedörrt und gebräunt von der Glut des Tages. Jetzt freilich erschien das alles ganz nett, weil sich die Sonne gerade als rotglühende Kugel davonmachte. Verklärung des Abschiedes — nichts weiter! André aber ging dabei sogar die Cigarre aus. In der rücksichtslosesten Weise, als ob ich Luft wäre, drückte er mich beiseite, um die von ihm so tief verachtete Heide besser überblicken zu können, und rief, als ob ich es nicht schon gehört hätte, und so laut, als ob ich halb taub wäre, noch einmal: ‚So schön! Wirklich — nicht einmal im Traum wäre mir so etwas eingefallen!' So wird durch die überschwengliche Abschiedsillumination aus der Kreuzheide der Zaubergarten Armidas, und die eigene treue Lebensgefährtin auf dem Wagensitz zur Rechten wird Luft. Von dem falschen Glanzlicht des Abschiedsschmerzes geblendet, hat man kein Auge mehr für das, was einem am nächsten steht. Es kann dies zum Beispiel eine Frau sein, deren Liebreiz und Anmut jeden hinreißt, deren Selbstverleugnung und schrankenlose Güte keinen ungerührt läßt, deren Charakterhoheit und Gefühlstiefe die Bewunderung jedermanns erregt. Ihr Mann allein ist blind dafür, weil er als ungetrösteter Witwer noch im verklärenden Abschiedsschmerze schwelgt."

„Sie wollten wie eine Mutter zu mir sprechen, Gitta," sagte Ulrich aufseufzend. „Darum habe ich Sie nicht unterbrochen. Aber Sie haben wie eine ungerechte Mutter geredet. Einem Sehenden sticht man nicht den Star. Kein Mensch kann schärfer als ich sehen, worin Sie mir Blindheit vorwerfen."

„Desto ärger! Wenn jener Mann nicht blind ist, dann ist er ungerecht. Dann unterschätzt er das Neue, weil es nicht das Alte ist — ich meine das Alte, nicht wie es war, sondern wie er es sich hinterdrein erträumt. Dann möchte er wenigstens der zweiten Frau ihren eigenen Kopf abnehmen und ebenso allen Heiligen, Engeln, Erzengeln und der Madonna dazu, und ihnen insgesamt das Haupt anzaubern, dessen Anblick allein ihn beglückt. Wie wäre es denn übrigens auch nur denkbar, daß ein lebendes Weib,

und wenn sie an Seele und Leib so niederzwingend herrlich wäre wie . . . kurz, daß ein bloß anbetungswertes lebendes Weib in Wettstreit treten könnte mit einem bereits angebeteten vergötterten Wesen nach dessen Himmelfahrt!“

„Auch darin würde eine Mutter mir nahe treten, Gitta. Ich bin nicht ungerecht, und kein Mensch könnte höher als ich den Wert dessen schätzen, was ihm zu teil geworden ist,“ sagte Ulrich, zu Boden blickend.

„Das ist ziemlich einerlei für die arme Frau, wenn ihr thatsächlich doch immer nur jene Blindheit oder Geringschätzung zum Bewußtsein gebracht wird. Mir hat die Sache Kummer gemacht, und ich habe die junge Frau ausgeholt . . .“

„Gitta, Sie haben . . .?“

„Beruhigen Sie sich! Sie versteht besser zu schweigen, als ich zu fragen. Sie ist eben in allem und jedem ein Weib wie kein zweites auf Erden.“

„Das ist sie,“ bestätigte Ulrich überzeugungsvoll.

Gitta blickte ihn zunächst tief erstaunt, dann nachdenklich an. Erst nach einer Weile fuhr sie fort: „Anvertraut hat sie mir nichts. Glücklicherweise disponiere ich über so viel Menschenkenntnis, um auch ohne Ohrenbeichte manches zu erfahren. Ich will es Ihnen als ehrliche Freundin nicht verhehlen. Ich denke, sie ist eine Heilige an Selbstverleugnung und Geduld. Es ist nicht Schwachheit, die es als pflichtgemäß erachtet, sich einer Kränkung demütig zu beugen; nicht Klugheit, die bloß Zeit und Gelegenheit ablauert, um dann mit der Schnellkraft des zurückgehaltenen Bogens loszubrechen; auch nicht Gelassenheit des Temperaments, welche gleichmütig die Dinge zu sich herantreten läßt. Ich bin auch überzeugt, daß sie sich selbst noch nicht ein einziges Mal gefragt hat: ‚Was habe ich denn diesem Mann Arges angethan, daß er so gegen mich ist?‘ Ich glaube vielmehr, daß sie sich immer nur das eine fragt: ‚Was kann ich denn diesem Mann noch Gutes thun, auf daß er gegen sich selbst anders ist?‘ Herzensgüte, nichts als unsägliche Herzensgüte ist alles an ihr — sie ist ein wahrer Engel. Ich bin ein nüchternes praktisches Geschöpf, aber sehen Sie, lieber Ulrich, es ist ein stiller, tiefer Zauber um diese Frau, den ich selbst jetzt nicht mehr missen möchte. Er gleitet so sacht und gleichmäßig sanft heran, daß man ihn wohl vorüberziehen lassen kann, ohne sich sonderlich seines Reizes bewußt zu werden; aber ich meine, hinterbrein mag man sich dann wohl krank danach sehnen.“

„Krank danach sehnen,“ wiederholte Ulrich in dem einförmigen Ton eines gänzlich Versonnenen, der unbewußt vor sich hinredet.

Gitta starrte Ulrich verblüfft an. Plötzlich zuckte es wie ein Lichtstrahl über ihr Gesicht. Es war ein Einfall — nein, etwas Höheres: eine Eingebung, die alles durchhellte. Sie betrachtete Ulrich jetzt mit einer ungeheuren Neugierde, wie er sich in ihrer neuen Beleuchtung ausnehme. Aber sie zwang sich zu einer leidenschaftslosen Kühle und fragte in nachlässig hingestreuten Worten: „Krank danach sehnen — sagten Sie vorhin. Wonach?“

Ulrich hatte die Hand über den Augen liegen. Jetzt nahm er sie herab und blickte Gitta betroffen an. „Pardon,“ sagte er verlegen, „ich war einen Augenblick zerstreut. Ich sann noch über Ihre früheren Worte nach. Herzensgüte haben Sie vorhin das einzige Motiv von Martinas Handlungsweise genannt. Nun fragte ich mich: was ist das Motiv, daß sich so viel Güte gerade einem Menschen zuwendet, der nach Ihrer Ansicht für dieselbe blind ist oder sie gering schätzt?“

Gitta lächelte. Es ist fast unglaublich naiv von dem Manne, wie er sich ihr so an Händen und Füßen gebunden selbst zur Probe für ihre Eingebung ausliefert. Einen Augenblick schwankt sie, ob sie diese Probe darauf machen soll, was er hofft, oder darauf, was er fürchten mag. Sie entscheidet sich für das letztere — eine enttäuschte Miene scheint ihr lesbarer zu sein als eine befriedigte. „Martinas Herzensgüte für Sie, lieber Freund?“ sagt sie nachdenklich, indem sie ihn mit mitleidigem Wohlwollen betrachtet. „Ich denke, es ist eine schöne Legierung von seelischer Krankenpflege und von einer schwesterlichen, vielleicht fast mütterlichen Zärtlichkeit. Das Ganze mag matter glänzen als die Liebe des Weibes zum Mann, aber es ist solchem Edelmetall wohl gleichwertig zu erachten und eine gute Mischung.“

„Das also!“ murmelt er, springt auf und beginnt in dem Zimmer heftig auf und ab zu gehen.

Gitta lächelt weiter — die Probe stimmt. Sie erhebt sich, und da er wieder an ihr vorbeistürmt, erhascht sie seine Hand. Diese Hand ist heiß und umklammert die ihre mit einem krampfhaften Druck. Es thut wehe, aber sie lächelt darüber, daß sie vorausgesehen hat, es werde wehethun, und weil sie ihre Eingebung jetzt sogar handgreiflich fühlen kann. „Auf Wiedersehen, lieber Ulrich!“ sagt sie, sich verabschiedend. „Ich werde Sie nicht wieder mit solchen Dingen quälen. Und wenn ich heute darin weiter gegangen sein sollte, als Ihnen angenehm und mir selbst lieb ist, nun, so denken Sie: Gitta ist eine alte Freundin, und unter Freunden nimmt man es nicht gar so streng!“

XVIII.

Stolz wie ein Triumphator fuhr Gitta heim. Sie fühlte ihre Brust von dem schwellenden Bewußtsein gehoben, Ulrich aus aller Irrung auf den richtigen Weg in Martinas Geleise hervorgelockt zu haben — alles infolge ihrer Eingebung. Aber es giebt Eingebungen, mit denen bloß ein neckischer Dämon die Phantasie am Narrenseile führt. Und derselbe boshafte Possenreißer bringt es zu stande, daß sich zwei auch auf demselben Weg und Geleise gegenseitig nicht näher rücken, sondern sogar immer weiter bis zum völligen Verlieren entfernen — er scheucht sie einfach mittels seiner täuschenden Eingebungen nach entgegengesetzten Richtungen auseinander.

Ulrich war allmählich in einen Zustand geraten, der ihn tief beunruhigte. Es begann damit, daß

seine Trauer versiegte. Er konnte sich darüber nicht mehr täuschen. Die Wunde vernarbte und that auch nicht mehr wehe. Nur wenn Lex mit aller Wucht darauf hämmerte, erwies sich die Stelle noch empfindlich; hingegen war es nicht einmal eine unangenehme Empfindung, sobald die zarte Hand Martinas lind darüber hinstrich. Diese Erkenntnis demütigte ihn unsäglich vor sich selbst. Er war empört über sein seichtes Gefühl, über die Stumpfheit oder Roheit seines Herzens, über die leichtsinnige Wandelbarkeit seines Charakters. Noch mehr jedoch war er gegen Martina aufgebracht als die Urheberin dieser beschämenden Wandlung. Er hatte von einer Art Suggestion geträumt, welche die tote Thomasine auf die lebende Martina ausüben sollte. Es hatte sich jedoch im Gegenteil eine Suggestion Martinas auf den ganzen Willensbereich der Verstorbenen entwickelt. Und es war eine Seelenwanderung geworden in dem alten tiefen Sinn der Läuterung auf einer höheren Stufe der Vollkommenheit. Mit Ingrimm vertiefte sich Ulrich in die Betrachtung dieses Aufschwunges. Es war eine fesselnde Plastik, eine abgeklärte Ruhe in Martinas Wesen, welche die ziellosen Anläufe, das Unfertige, Zersplitterte, Sprunghafte der vorangegangenen Zeit sieghaft aus der Erinnerung verdrängen mußte. Ulrich konnte sich sogar den bitteren Vorwurf nicht ersparen, daß er diese Erinnerung, wenn sie gleichwohl heranschlich, bereits ungeduldig beiseite schob, als ob sie ihm irgend eine Aussicht verstellen würde. Mit Scham, Reue, Mißachtung blickte er auf sich selbst, auf Martina aber mit jenem dumpfen Groll, welchen der Schuldige gegen den Mitschuldigen fühlt. Und wie ein Reumütiger in solcher Zerknirschung dem Gekränkten gar nicht genug thun kann an Liebe und Treue, so hatte Ulrich noch nie Thomasine so beständig im Munde geführt wie jetzt, da sie ihm aus dem Herzen geschwunden war. Niemals auch hatte ihn Martina schwerer befriedigen können als in den Tagen, da ihm die Unebenheiten an Thomasine sichtbar zu werden begannen. Indem er sich mit allen Kräften gegen die Anerkennung einer vollkommeneren Gegenwart sträubte, geriet er in eine Tyrannei, die seinem Wesen nicht nur fremd, sondern bei späterem Besinnen ihm selbst unverständlich und beschämend erschien. Von jener Güte, die er an andere im Übermaße zu vergeuden pflegte, fiel für Martina auch nicht ein Brosamen ab. Ihre bloße Gegenwart schien sein Gemüt zu verschatten und zu erkälten.

Nun war unglückseligerweise noch der Vermittelungsversuch Gittas dazugekommen. Was Gitta als Motiv von Martinas aufopfernder Herzensgüte für ihn angeführt hatte, machte die Verstimmung unheilbar. „Eine schöne Legierung von seelischer Krankenpflege und einer fast mütterlichen Zärtlichkeit —“ hatte sie es genannt. Und dies waren unzweifelhaft Martinas eigene Worte, da Gitta offen zugegeben hatte: „ich habe die junge Frau ausgeholt.“ Er erinnerte sich nicht, daß ihn irgend etwas je so verletzt, gedemütigt, beleidigt hatte wie dieser Gedanke.

So regte Reue wegen des Alten und Kränkung durch das Neue beständig seine Seele auf. Er war auffallend zerstreut, selbst im Verkehre mit Lex, der jetzt das Ventil gänzlich öffnete, ja alle Thore aufriß, um demjenigen rechtzeitig Abzug zu schaffen, was in Ulrich gärte, und was ihm um so bedenklicher erschien, als er es nicht ergründen konnte. Ulrich benützte jedoch Thurmbrucks Ventile widerwillig und irrte zu anderen Dingen ab. Er unterbrach ihn mitten in der interessantesten Auseinandersetzung, um in den Hof hinabzueilen und sich daselbst sämtliche Reit- und Jagdpferde vorreiten zu lassen; aber er sah gar nicht nach ihnen hin, sondern betrachtete aufmerksam den Zug der Wolken. Oder er befahl einzuspannen, weil er bald diese, bald jene Wagenpferde erproben wollte; wenn er aber herabkam, ließ er den Kutscher fahren und ging oder ritt in das holzige Hügelland hinein. Am häufigsten geriet er dabei auf die Heidehöfe zu dem schweigsamen Hétváry. Sie saßen dann beisammen, rauchten, ritten durch die Felder, ohne ein Wort zu reden, oder gingen auf die Jagd, ohne etwas zu schießen. Beide waren in heftiger Aufregung und suchten in heftiger Körperbewegung dazu ein Gegengewicht. Infolgedessen artete der Ritt jedesmal in einen tollen Galopp aus, und beim Gehen gerieten sie schließlich immer in einen weit ausholenden Sturmschritt. So verarbeiteten sie auch äußerlich, was sie im Innern durchkämpften, sahen aneinander vorüber in die Luft, als ob sie dort etwas suchten, und jeder hatte für den andern eine rechte Sympathie, ohne sich klar zu machen, worauf dieselbe beruhte. Nachdem sich Ulrich so mit Hétváry ausgeschwiegen hatte, nahm er daheim Zeitungen oder Revuen vor, wobei ihn Lex einige Male darauf ertappte, daß er die Blätter verkehrt in der Hand hielt. Dann verschwand er in seinem Laboratorium, wo er bis in die späte Nacht vor seinem Glasmalerofen brütete und braute, obzwar er hiezu bei Tage genug Zeit und ein richtigeres Licht gehabt hätte. Er hatte der Fabrik neue Farbentöne für das Farbenglas und für das farbig überfangene Glas geliefert, er hatte zumal für die Glasmaler Farbennuancen gefunden, die bisher noch nie beim Brennen herausgekommen waren. Er schien diesen Experimenten jetzt weit mehr Eifer als ehedem zu widmen; denn man hatte ihn nie vorher so oft in das Laboratorium gehen sehen. Gleichwohl konnte Lex daselbst weder einen neuen Erfolg, noch auch irgend eine erhebliche Förderung des bereits Angebahnten wahrnehmen. Ebensowenig fanden Korrespondenzen eine Erledigung, obzwar Ulrich sich mit großer Aufmerksamkeit in dieselben zu vertiefen schien. Bei allem steigerte sich seine nervöse Hast von Tag zu Tag; das plötzliche Abspringen von jedem eben begonnenen Thun ward nachgerade zur Regel.

Martina fand sich nicht mehr zurecht in der Planlosigkeit eines so zerstückten Daseins. Ulrich ging, man wußte nicht wohin, er kam, man wußte nicht woher, er verschwand plötzlich und tauchte plötzlich wieder auf; sein Erscheinen war eine Überraschung, sein Thun und Lassen war das Unerwartete. Martina erriet nicht, was er wollte, sie erriet vor allem nicht,

was er von ihr wollte. Sie forschte mit einer schmerzlichen Neugier in seinen Augen, was er noch mehr begehren könne. Was sie darin las, war entweder eine Enttäuschung, die sich dumpf in das Unvermeidliche ergiebt, oder eine Gereiztheit, die sich gegen Unerträgliches auflehnt. Unter diesem seltsamen Blick schwand Martina die anmutige Unbefangenheit, fröstelnd zog sich ihr Herz zusammen, das gewohnt war, seine Wärme offen auszustrahlen. Jeder Schritt, den sie that, schien ihr nun selbst falsch, sie zögerte ratlos mit kaum mehr gefaßter Seele. Sie wagte fast nicht zu sprechen oder sprach nur, um nichts zu sagen; was sie auch vorbringen mochte, er schien es anders erwartet, vielleicht dabei nach der Weise und Sprache der Verstorbenen ausgehorcht zu haben.

Ulrich fühlte aus Martinas Schweigen, aus ihren abgezirkelten Reden, aus dem Gezwungenen ihres Benehmens bloß neue Kränkungen heraus. Er gedachte der Zeiten, da dieselbe Martina um ihren Vater so inniges Wohlbehagen zu zaubern wußte, wo ihr Reden und Schweigen, Blick und Miene, Ruhe oder Bewegung, ja ihre bloße Gegenwart wie Morgenhauch und Frühlingsduft erquickend anmutete. Das war nun vorbei — für „die schöne Legierung“ wäre dies ein sinnloser Luxus gewesen, welchen sie offenbar vor sich selbst nicht hätte rechtfertigen können. In seiner Verbitterung mied er ihre Gegenwart und beschränkte sich darauf, bei den Hauptmahlzeiten mit ihr zusammenzutreffen. Er kam, verneigte sich, ergriff in steifer Haltung ihre Fingerspitzen und fragte mit einem gleichgültig scheinenden Ausdruck: „Dein Befinden?“ — Dann sprach er ungewöhnlich lebhaft mit Lex, und wenn er dazwischen das Wort an Martina richtete, so war es eine nichtssagende höfliche Redensart. Dabei sah er sie nicht an, sondern blickte neben ihr hin, oder betrachtete aufmerksam eines der Tischgeräte. Er beeilte sich mit dem Essen, ward ungeduldig und trieb die Diener zu rascherem Servieren an. Auch nach dem Essen hielt er es bloß wenige Augenblicke im Rauchzimmer aus, und hatte gewöhnlich ein dringendes Geschäft im Auge, das ihn abberief.

Es lag wuchtend über den Häuptern wie Gewitterschwüle. Beide hatten das Gefühl, es könne unmöglich so weiter gehen. Gleichwohl wichen sie vor dem Gewölke zurück, aus welchem der erlösende Blitz niederzucken sollte.

Lex war für mehrere Tage in die Residenz gefahren. Gitta hatte sich verkühlt und mußte das Zimmer hüten, wobei ihr Franziska Gesellschaft leistete. Ulrich und Martina waren aufeinander angewiesen, und dies um so mehr, als der Winter in seiner unwirtlichsten Gestalt eingebrochen war und jeden weiteren Ausflug verhinderte. An einem dieser düsteren kurzen Tage war es. Schon über der Mittagszeit lastete eine trübe Dämmerung, bald dunkelte es wie am späten Abend. Aschgraue Nebel ballten sich ineinander und stießen zu bleigrauen Massen zusammen. Zuletzt standen sie als undurchdringliche Wände — oben, unten, nach allen Seiten hin nichts als das öde graue Einerlei. Ulrich war mit Martina beim Diner beisammen gewesen. Sie hatten einige gezwungene Worte gewechselt, dann war Schweigen über beide gekommen, bis er schließlich trotz des Nebels in den Hof hinabgegangen und sie zu Agnes zurückgekehrt war. Am Abend fanden sie sich zum Souper wieder zusammen. Draußen war inzwischen ein ungestümes Wehen von Osten hereingestürzt und hatte wilde Stöße in die Nebelwand geführt, so daß dieselbe wie bei einem Erdbeben in unruhiges Wogen geriet, auseinanderklaffte, abseits niederbrach. Darüber kam dem Sturmwind erst die rechte Lust und Kraft: mit wuchtigen Fäusten in die Bresche greifend, riß er sie unter entsetzlichem Gelächter auseinander und schlug aufheulend in die Trümmerklumpen, daß sie zersplittert umherflogen, sich als wirbelnde Wölkchen himmelan retteten, als zerstäubter Schutt auf die Erde sanken.

Martina und Ulrich waren nach dem Souper in das Rauchzimmer gegangen. Er suchte seine gewohnte Ecke auf, sie saß dicht vor dem Kamine. Sie fröstelte und hatte die Füße auf die niedrige Metall-Barrière gestellt, welche das Kaminfeuer umzäunte. Die Flammen hüpften in jähen Sprüngen auf und nieder, oder griffen in mächtigen Sätzen seitwärts aus. Ihre unruhigen Lichter huschten schimmernd, anglänzend, aufblitzend über Martina hin und erloschen hinter ihr im dämmernden Dunkel. Zuweilen hielt der friedlos zuckende Flammenschein einen Augenblick an und lag unbewegt auf ihrem Antlitz. Es war eine wunderbare Ruhe in dieser hohen Gestalt, wie sie so sanft zurückgelehnt da saß, das edle Haupt mit dem herrlichen Profil leise seitwärts neigend. Ulrich erinnerte sich genau an das Frauenbildnis unter den Parthenonfiguren, dem sie so merkwürdig ähnlich erschien. Zugleich hätte er viel darum gegeben, nicht hier verweilen zu müssen, wo alles Frieden, Wärme, Licht und Schönheit war, sondern draußen in der durchstürmten, frostigen, schwarzen Nacht. Und er harrte sehnsüchtig des Augenblickes, wo er allein bleiben würde.

Beide schwiegen. Der Sturm brüllte unersättlich weiter. Draußen hatte er nunmehr sein Werk gethan und den Nebel gänzlich weggefegt. Aber er war noch nicht befriedigt, sondern schien auch drinnen Derartiges zu planen. Denn auf einmal kam er keuchend durch den Kamin heruntergerast. Unter Winseln und Heulen stürzte er sich über den Feuerherd. Der ganze Brand schauerte verschreckt zusammen, die noch eben emporzüngelnde Glut leckte verzagt am Boden hin, die vorher aufstrebenden Flämmchen bückten und duckten sich — immer niedriger, immer kleiner. Doch da half nicht Trotz, nicht Demut mehr, nur noch Flucht. Die ganze flackernde Lohe stürzte plötzlich kopfüber herein, im Gemache Rettung suchend. Sogleich stieß der Orkan in seiner Verfolgungswut sausend herab, wühlte Funken, Asche und Rauch in einen Knäuel zusammen und schleuderte ihn der flüchtenden Flamme in das Zimmer nach. Die Funken flogen über die Barrière und sprühten über Martinas Kleid hin, welches sogleich zu brennen begann.

Ulrich war in demselben Augenblick neben ihr, riß den Stuhl zurück, warf den Fußteppich über sie und preßte ihn um das brennende Kleid. Dadurch

war jede Gefahr im Entstehen unterdrückt. Martina dankte ihm mit bewegten Worten und tadelte ebenso ihre eigene Unvorsichtigkeit, wie sie seine Geistesgegenwart und Entschlossenheit rühmte. Er bat sie, sich sogleich umzuziehen und ihm vor dem Schlafengehen noch Nachricht zu schicken, ob ihr die Aufregung nicht geschadet habe. Sie verließ ihn, über die ängstliche Sorge erstaunt, die er nach der Härte und Herbheit der letzten Zeiten ihr auf einmal zuwendete. Aber noch mehr erstaunt wäre sie gewesen, und sie hätte nicht gewußt, was sie mit seinem Blicke anfangen sollte, wenn sie gesehen hätte, wie er ihr nachstarrte. Er selbst wußte sich nicht zu deuten, was ihn so aufregte. Er hatte einen Augenblick für ein Menschenleben gezittert — aber das war nun vorüber, sagte er sich selbst beruhigend. Gleichwohl fand er keine Ruhe. Plötzlich schritt er der Thüre zu, um nach dem rechten Flügel zu gehen und selbst zu fragen, wie es Martina gehe.

In demselben Augenblick öffnete jemand die Thüre. Es war Martina, die mit einem zaghaften Lächeln auf der Schwelle stehen blieb und sagte: „Ich bin doch lieber selbst gekommen, anstatt Nachricht herüberzuschicken. Du kannst nun mit eigenen Augen sehen, daß ich vollkommen wohl bin, nachdem Du so gut gewesen bist, Dich darüber zu beunruhigen. Auch danken wollte ich Dir noch einmal. Das Kleid ist an fünf Stellen durchbrannt, und auch an dem Unterkleid ist der Stoff stellenweise gebräunt und zerbröckelt morsch bei der Berührung. Es war keine geringe Gefahr, welcher Du mich entrissen hast. Wenn ich nur auch für Dich etwas thun könnte! Ich meine so, wie es Dir recht wäre. Denn in der jüngsten Zeit hatte ich bei allem eine unglückliche und ungeschickte Hand — aber verzeih! Ich vergesse Deine Hände, mit denen Du den brennenden Saum des Kleides zusammendrücktest. Und doch bin ich gerade deshalb vor allem selbst gekommen. Bitte, Deine Hände! Gott sei Dank, eine einzige Brandblase auf dem kleinen Finger. Aber sie ist groß! Du erlaubst, daß ich mein altes Hausmittel dafür anwende? Es ist harmlos und lindert den Schmerz, wie ich oft im Institute erprobt habe. Man ergiebt sich inmitten der zahllosen winzigen Schmerzen der Kleinen unvermerkt der Quacksalberei, und wird eine leidenschaftliche Kurpfuscherin. Und nun —“ dabei überflog ein heller Strahl ihre Züge, wie er in den letztverflossenen Tagen nie, und auch sonst selten, an ihr zu sehen war, ein traulich schalkhaftes Lächeln, welches in dem ernsten, edlen Antlitz hinreißend wirkte — „und nun will ich denn, wie für das kleine leidende Völklein des Institutes, ebenso für den armen kleinen Finger Arzt und Mütterchen sein!“

Da war sie wieder, „die schöne Legierung“. Man hielt dieselbe für ihn ganz so bereit wie für die fremden Kinder, für jeden Leidenden oder Bedürftigen, dem man eben begegnet. Sie untersuchte noch die Brandblase, als er ihr plötzlich die Hand entzog. „Danke, danke,“ stieß er hervor. „Es ist durchaus nicht nötig. Und wenn auch, ich mag dergleichen nicht, ich danke.“ — Dabei wandte er sich ab, trat zum Kamin und schürte mit dem Feuerhaken in dem verglimmenden Brande herum.

Martina stand und blickte ihm verständnislos nach. Daß ihr unterdrücktes Gefühl in dieser glücklichen Stunde nicht an sich halten konnte, war doch nur gekommen, weil er selbst ihm mit seiner Rettungsthat und dann mit seinen fürsorglichen Worten die Schleuse geöffnet hatte. Und jetzt hemmte er es und stieß es zurück, da es ihm rückhaltlos zuströmen wollte. Es war alles wie gelähmt in ihr. Sie rührte sich nicht, sie sagte auch nichts. Nur die Augen sprachen in dem bleichen Gesicht. Beredter als es Worte vermöchten, rang sich aus ihnen die wehe Frage der gequälten Seele empor: „Was habe ich Dir denn gethan?“

Er richtete sich langsam aus der gebückten Haltung vor dem Kamine empor. Plötzlich reckte er sich mit einem gewaltsamen Entschlusse in seiner ganzen Höhe auf und sagte: „Vergieb, ich rede und handle unverantwortlich! Auch was Du vorhin von Deiner unglücklichen Hand in der jüngsten Zeit vorgebracht hast, fällt einzig mir zur Last. Das Unrecht ist bloß auf meiner Seite: ich habe geschwiegen, wo ich hätte reden sollen. Das Schweigen mag ja gut sein, um zu verhüten und vorzubeugen; aber ein Palliativmittel ist kein Heilmittel und taugt nicht mehr, wenn das Leiden einmal zum Ausbruch gekommen ist. Nun denn: wenn es zuletzt nicht war, wie es hätte sein sollen, so erklärt sich dies aus einer körperlichen und seelischen Verstimmung, die mich reizbar macht. Ich fühle mich nicht wohl und hänge diesem Gefühle hypochondrisch nach. Das kommt von dem Einerlei des Alltagslebens, wo es heute so ist, wie es gestern war, und wo es morgen wie heute sein wird. Ich glaube, ein anderes Klima wird mich wohlthätig anregen. Dazu die neuen Eindrücke, die ablenkenden Unbequemlichkeiten des Reisens selbst — ich bin früher so viel gereist, daß mir vielleicht bloß das Reisen selbst abgeht. Auch möchte ich mir den einen oder den anderen campo santo in Italien ansehen — vielleicht findet sich da ein teilweise verwendbares Vorbild für Thomasinens Mausoleum. Und dann — kurz, es giebt außer den angeführten noch eine Menge von ‚Weil‘, mit denen ich Dich nicht langweilen möchte.“

Ihre Augen schienen in seinem Innern zu lesen. Sie sahen so aus, als wüßten sie alles das, was er etwa noch hätte sagen können. „Weil!“ sprach sie endlich leise. „Und so ein ‚Weil‘ auf das andere getürmt, wie ein Stein auf den anderen, bis die Mauer so hoch geworden ist, daß eines das andere nicht mehr sehen kann.“

„Ich glaube nicht, daß Du Dich auf die Fußspitzen stellen wirst, um herüberzuschauen,“ entgegnete er in einem scherzhaften Tone, welchen die harte Miene Lügen strafte. — „Ich bitte Dich um Vergebung,“ sagte er gleich darauf. „Du siehst nun selbst, wie krankhaft sogar meine Redeweise sich anläßt. Mir kommen Worte in den Mund, die unhöflich, ja geradezu roh sind. Wollte ich doch damit nichts anderes ausdrücken, als daß Deine selbständige Eigenart keiner Anlehnung bedarf. Ich bitte Dich, zu glauben, daß dies kein Vorwurf ist, sondern die einfache Anführung einer Thatsache. Aus derselben folgt, daß Du Dich ohne mich behelfen wirst, sobald

ich nicht mehr da bin, wie Du Dich ohne mich beholfen hast, während ich da war. Um das, was sonst zurückbleibt, sorge ich nicht — ich hinterlasse es in Deinen Händen wohlgeborgen. Was endlich mich betrifft, so bringt die Ferne zuweilen erstaunliche Wirkungen hervor. Vielleicht" — rief er, in einen bitteren Ton verfallend — „vielleicht fliegt mir von selbst eine richtigere Anschauung der Dinge an, wenn ich mir nur einmal Wartenkron in die gehörige Entfernung rücke. So tritt ja der Maler von dem Gemälde zurück, um es besser zu sehen. Man wird außerdem so klug in der Fremde und so selbständig — am Ende lernt man sich sogar emanzipieren von mitleidiger Pflege und einer fast mütterlichen Betreuung."

Martina starrte ihn fragend an. Er aber blickte gar nicht auf, sondern redete in seiner herben Weise weiter, bis er plötzlich innehielt und in dem eisigen Tone förmlicher Höflichkeit beifügte: „Vergieb, ich rede wie ein Fieberkranker! Achte nicht darauf, es ist auch gar nicht der Beachtung wert! Es beweist Dir nur die Unerläßlichkeit meines Vorhabens. Vielleicht ist es die Unruhe des Ortswechsels, das Mißbehagen des Körpers, der müßig daheim hockt, indes der Geist bereits auf Reisen ist. Kind und Haus überantworte ich Deiner Hut. Ich weiß, daß es in der Welt niemanden giebt, bei dem beide besser aufgehoben wären — auch bei mir nicht. Daß Du die alten Eltern drüben nicht vergessen wirst, brauche ich Dich gleichfalls nicht erst zu bitten. Für das übrige ist Lex da. Sollte einmal während seiner Abwesenheit eine unaufschiebbare Entscheidung zu treffen sein — aber nur in einem wirklich dringenden Falle — bitte ich Dich, Hétváry rufen zu lassen, er wird sich aus Freundschaft für mich gerne zu jedem Dienste bereit erklären."

Martina war es, als müsse sie noch etwas fragen oder sagen. Aber wieder rief es in ihr: thu es nicht, laß es! Wozu sollen Worte noch führen — dachte sie — wenn man einmal so weit gekommen ist, auseinanderzugehen! Und auch das Reden kann, wie es Ulrich vorhin vom Schweigen gesagt hatte, nicht mehr verhüten und vorbeugen, wenn das Leiden einmal zum Ausbruch gekommen ist. „Gute . . ." sprach sie, aber die Stimme versagte ihr, und mit einem neuen Anlauf wiederholte sie leise im Hinausgehen: „Gute Nacht!" —

Am nächsten Morgen kam Lex zurück und brachte den ganzen Tag in Besprechungen mit Ulrich zu. Am folgenden Tage reiste Ulrich ab. Martinas Augen hatten ein zitterndes, verschleiertes Leuchten, da sie unter den Bärensäulen des Portals von ihm Abschied nahm. Es war zugleich der Abschied von allen Hoffnungen und Träumen, von der reichbesetzten, blumengeschmückten Tafel des Erdenglückes. Hungernd und dürstend schied sie von dem großen Freudenmahle, bevor sie sich noch an ihrem Platze niedergelassen hatte, und die Blumen, die daselbst ihrer harrten, hatten sich schon entblättert, als sie nur von weitem die Hand zaghaft nach ihnen ausstreckte.

XIX.

Martina hat dem Schlitten Ulrichs nachgeblickt, bis er durch das Hofthor verschwunden war. Dann geht sie in ihr Gemach. Sie tritt an das Fenster und blickt in das neblige Dämmern der Winterlandschaft. Ein dunkler Vogel kreist einsam in einem mächtigen Bogen über den Schneewehen des Matthiasbaues. Es ist ein stilles, ruhevolles Gleiten, mühelos, ohne Flügelschlag. Unbewegt liegen die großen, schwarzen Schwingen ausgeweitet, kein Schrei tönt herab, kein leiser Laut. Die Bäume in der Tiefe nicken mit den weißen Häuptern sachte wie müde Greise beim Abenddämmern — die Blumenglocken des Grabhauses dort unten mögen sie wohl in den Traum einläuten. Dann stehen auf einmal die Wipfel ohne Regung, den dunklen Vogel hat die Schneewolke verschlungen, ausgeödet ist rings die Erde. Nur die Glöcklein des Waldhauses läuten noch immer und ohne Ende weiter.

Martina wendet sich ab — sie will zu Agnes gehen. Sie muß bei dem Pfeilerspiegel vorüber, welcher ihr das eigene Widerbild aufzwingt. An dessen Augen hängen Tropfen wie an Blumen, wenn der Gewitterregen längst vorüber ist. Nun weiß sie erst, daß sie geweint hat. Aber Agnes soll es nicht wissen, nicht einmal ahnen. Sie trocknet die Tropfen und wartet geduldig, bis sich jede Spur derselben verloren hat. Sie wird auch morgen und alle Tage die Thränen niederzwingen, bevor sie ihr die Augen trüben. Dem knospenden Seelchen des Kindes muß sie die Freude erhalten; darum läßt sie den Schmerz nicht aus der Tiefe aufschreien, die Kette der Enttäuschungen darf nicht klirren, kein dumpfes Brüten soll sich merkbar machen. Selbst nicht ein jedes Lächeln ist gut genug für Agnes. Martina kann sich nicht begnügen zu lächeln, wie etwa die umdüsterte Herbstsonne matt durch Schleier hervorschimmert, noch auch wie das frostige Winterlicht, das nicht wärmt, sondern nur aufdämmert, um alsbald im grauen Schneegewölk zu verlöschen. Nur *ein* Lächeln taugt für die zarte Menschenknospe, und darum glänzt es auch aus Martinas Antlitz über dieselbe hin. Es ist das Lächeln der Morgensonne an einem Maientag. So erwächst ihr aus der Hingebung an das Kind eine Stütze, an der sie festgelehnt Kraft sammeln kann. Die Aufmerksamkeit, welche sie dem hilflosen Wesen unablässig widmen muß, ruft auch alle wandernden Gedanken heim. Sie schweifen nur noch um das Kind herum — auch in jenen Stunden, da sie allein ist. Was soeben noch vor ihr gezappelt und sie umkreist hat, sie sieht es schon als aufblühendes, als halbreifes Mädchen, als Jungfrau. An jede dieser Stufen knüpfen sich Pläne der Lebensführung, bis sie der herangewachsenen Tochter schließlich einen Mann auswählt. Nun wendet sich diesem alle Gestaltungskraft der Phantasie zu, einer idealen Blüte der Menschheit, wie sie die unvollkommene Erde noch nie gezeitigt hat. Der Umgang mit solchen geliebten Traumgebilden ihrer zärtlichen Einbildungskraft benimmt ihr das Gefühl

der Einsamkeit — immer ist Agnes in irgend einem Klein- oder Großformat der Altersentwickelung an ihrer Seite. Aber wenn sie wieder das rosige Gesichtchen betrachtet, und Agnes die Händchen um ihren Hals schlingt, so fest, daß sie ganz rot wird und hörbar aufatmen muß von der Anstrengung, dann verwirft sie alle die Träumereien. Dann macht es ihr keine Freude mehr, an die größere, oder gar an eine große Agnes zu denken, am wenigsten jedoch an den künftigen Mann derselben. Es ist doch unvergleichlich besser, wenn sie bleibt, wie sie jetzt ist: etwas so Kleines, Herziges, das am liebsten auf der Mutter Schoß siedelt und am besten an der Mutter Herz schläft, das am lautesten zwitschert, am hellsten lacht, wenn die Mutter dabei ist. Es erscheint so süß, diesem hilflosen, flaumweichen Nestling alles zu sein, daß sie gern dies holde Glück weiter ausgesponnen hätte, immer weiter ohne Ende. Agnes selbst blüht dabei auf in beweglicher Frische und gerundeter Fülle, zu roten Wangen und festen Marschierbeinchen, wie es in so kurzer Frist kein Arzt und kein Heilmittel der Erde zu stande gebracht hätte. Martina staunt selbst über das liebliche Wunder. Daß sie es ist, die es vollbracht hat, daran denkt sie ebensowenig, wie der Maihauch, wenn er über ein kümmerlich verwaistes Gärtlein weht, und nun darin urplötzlich das Grünen und Sprossen anhebt, das Knospen und Blühen.

Die Kraft, mit welcher Martina um des Kindes willen ihr Herzeleid niederrang, sie hielt dann in anderen Stunden gleichfalls vor. Es erschien ihr unerläßlich für das Gedeihen des ihr anvertrauten Hauses, die Würde von dessen Herrin zu wahren. Das höhnische Lächeln, mit welchem Thurmbruck bei Ulrichs Abreise sie angeblickt hatte, war von seinen zuckenden Mundwinkeln unter die Beamten und Diener gesprungen und durchwanderte wieder, wie nach dem Einzuge, alle Schloßräume. Aber es ließ sich doch auf den Lippen der meisten anders an als damals, gutmütiger, milder, und Martina konnte die Wahrnehmung machen, daß sie die Leute zuweilen mitleidig von der Seite ansahen. Da hielt sie still und ließ sich geduldig betrachten. Weil sie dabei nichts von ihr absehen konnten, was anders als sonst gewesen wäre, und weil sich in allem Reden und Thun der sanfte Ernst von ehedem zeigte, so gaben sie es auf. Allein jenes Lächeln war auch wieder nach allen Weltgegenden auseinandergesprüht. Es gab abermals anregende Unterhaltungen über diese „Scheidung im Guten", christliche und unchristliche Hypothesen, barmherziges Bedauern und unbarmherzige Witze. Martina besaß der Trauer wegen bloß zur nächsten Nachbarschaft Beziehungen, und auch diese hatten sich auf je einen Besuch und Gegenbesuch beschränkt. In dieser engeren Umgebungsrunde schien man allerseits übereingekommen zu sein, eben jetzt sei der geeignete Zeitpunkt, im Vorbeifahren auf Wartenkron gelegentlich nachzusehen. Während dieser Besuche lachte Martina weder gezwungen, noch weinte sie sich vertraulich aus, sie geriet nicht einmal in Verlegenheit, sobald man mit zarten Umschreibungen nach Ulrich fragte. Er hatte für seine Gesundheit eines Klimawechsels bedurft und war deshalb nach Italien gegangen. Sie sagte das so ruhig, daß sich die meisten damit zufrieden gaben, zumal da Doktor Grilling dasselbe behauptete.

Sie kämpfte tapfer ihren Kummer nieder und that, was die Gegenwart verlangte. Mit einem stillen großen Blick umfaßte sie die Forderung jeder Stunde und streckte die Arme willig aus, ihr gerecht zu werden. So weit diese Arme reichten, wurden Menschen und Dinge gefördert, und das Alte wich einem Neuen, das besser war. Gitta behauptete, dieses rastlose Abmühen Martinas sei bloß die Ablenkung einer tiefen Verzweiflung, sowie ihre milde Ruhe nur die Maske eines nagenden Kummers. Sie war wie vom Donner gerührt gewesen, als sie in ihrer Krankenstube Ulrichs Abreise vernahm. Ihre Eingebung, ihr Stolz auf dieselbe, ihr genialer Plan, nicht mehr an den Dingen zu rühren, da sie bereits überreif von selbst in den Schoß fallen würden — alles war nichtig. Sie faßte einen leidenschaftlichen Haß gegen Ulrich und empfing Martina, als ihr diese einen Krankenbesuch machte, mit zerschmelzendem Erbarmen. Allein diese redete mit der alten Unbefangenheit über alle anderen Dinge und schwieg mit der früheren Zurückhaltung über die intimen Vorgänge auf Wartenkron. Sie lächelte Franziska zu wie sonst, setzte sich mit ihr an das Klavier und spielte meisterhaft wie immer. Unterweisung und Verbesserung brachte sie nebenbei in den Pausen und dabei zärtlich wie eine Liebkosung vor, so daß das Mädchen hingerissen sich an sie schmiegte oder sie mit stiller Anbetung verzückt anschaute. Gitta wäre fast eifersüchtig auf Martina geworden, wenn das grenzenlose Erstaunen über deren Gelassenheit sie nicht davon abgelenkt hätte. Sie ging von der Ansicht aus, daß man einen solchen Kummer vor einer mütterlichen Freundin offen zur Schau tragen solle. Sie selbst hielt sie für verpflichtet und auch für befähigt, diesen Kummer auf eine praktische Weise gänzlich aus der Welt hinauszudisputieren. Aber Martina bot nirgends eine Handhabe für Trostreden. Gitta betrachtete sie fortan als eine ungeheuer schwierige Charade, bei der es gilt, die Silben einzeln aufzuspüren, um schließlich das Ganze mühselig zu ergründen. Sie grübelte jeder Rede und Miene Martinas nach und beschaute sie dann wieder sinnend vom Kopf bis zu den Füßen. Endlich schickte sie Franziska mit einem Auftrage hinaus, um vielleicht unter vier Augen Martinas Vertrauen herauszufordern. Allein diese redete noch immer nicht von sich selbst und folgte auch der vorsichtigen Fragerin nicht auf dieses Gebiet, sondern lenkte im Gegenteil das Gespräch auf Gittas eigenen Hausbann. Sie sprach von Franziskas verändertem Wesen: daß die ehedem herumblitzenden Augen jetzt gern versonnen auf einem Punkte weilten, daß die blonden Zöpfe alle Schnacken, Schnörkel und Sprünge verlernt hätten, daß über dem ganzen sonst quecksilbernen Figürchen eine seltsame Windstille laste. Sie lenkte dann zu Hétváry ab und hob sein mannhaftes, tüchtiges Wesen hervor, dessen verhaltene Kraft man erst ahne, wenn sie einmal zufällig zum Überströmen gebracht werde.

Gitta gab den bedauerlichen Umschwung in Franziskas Benehmen zu, sie bestritt auch nicht die Ansammlung innerer Kraft in Hétváry. „Aber eben deshalb,“ schloß sie, „würde er für mich nicht zum Manne taugen.“

„Für Dich?“ fragte Martina erstaunt.

„Ja, für mich. Das ist mein Maßstab. Denn Fannerl ist mein Ebenbild. Sie hat, wie ich selbst, zu viel innere Kraftsammlung.“

„Verzeih, aber ich glaube, Franziska ist wirklich nicht ganz so wie Du . . .“

„Dann soll sie es werden, und an der Seite eines Hétváry ist keine Aussicht darauf. Das ist ein Mensch aus einem Guß, dem nirgends beizukommen ist. Hammer oder Amboß — und meine Tochter kann unmöglich für eine Amboßrolle geschaffen sein. Übrigens ist dies eine akademische Disputation. Die Sache ist seit Jahren entschieden: Fannerl bekommt den Max Wildenschild in Thurmbruck drüben zum Mann. Er ist ein harmloser phlegmatischer Junge mit viel Schlaf und gesundem Appetit, durch und durch gutmütig, ohne allen Eigensinn. Dazu wird er Majoratsherr und bleibt immer unser nächster Nachbar.“

„Ich habe ihn bloß einmal gesehen und möchte nicht zu vorschnell urteilen. Es schien mir, als sei er eine etwas magere Intelligenz . . .“

„Desto besser — das prädestiniert ihn zu meinem Schwiegersohn. Fannerl hat genug Intelligenz für sich und für ihn. Er bietet in jeder Hinsicht das Material, aus dem kluge und feste Frauenhände, wie die meiner Fanny, sich einen idealen Ehemann kneten.“

„Ich fürchte wirklich, Gitta, das Kind wird die Hände in den Schoß legen, weil es zu diesem Kneten keine Lust haben wird. Hast Du mit ihr bereits darüber gesprochen?“

„Welche Idee! Mit der Mama Wildenschild habe ich die Sache abgemacht. Die beiden Kinder wissen kein Wort davon. Auch das haben wir abgemacht. Nichts Unpraktischeres, als wenn man die jungen Leute einander offen aufdrängt. Sie sind dann imstande, einen förmlichen Widerwillen gegeneinander zu bekommen, wie kleine Kinder gegen den Brei, den man ihnen gewaltsam aufzwingt. Wir lassen nur beide möglichst oft zusammen kommen — natürlich in unauffälliger Weise. Die sanft fesselnde Macht der Gewohnheit erstarkt allmählich, das Gewohnte wird zum Unentbehrlichen, und so weiter — kurz, die Sache macht sich von selbst.“

„Ich fürchte, Gitta, Du unterschätzest Franziskas Gefühl für . . .“

„Du meinst für Hétváry? Das ist eine Kinderei. Du wirst es doch nicht ernst nehmen? Mein Gott, ich kenne das! Ich habe mich als Backfisch bei meiner ersten Eisenbahnreise für einen Lokomotivführer begeistert. Er hatte einen großen schwarzen Bart und sah auf seiner feuer- und rauchspeienden Maschine ganz aus wie Herkules, Theseus, Perseus und dergleichen Ungetümbezwinger. Ich habe eine Nacht von ihm geträumt und den Tag darauf verächtliche Blicke auf alle anderen Menschen geschleudert, weil sie nicht Lokomotivführer waren. Am nächsten Tag waren wir in der Residenz, und über den Offizieren, welche die Reitallee belebten, habe ich augenblicklich mein rußiges Ideal vergessen. Gerade so mag das Exotische an Hétváry, dieses gewisse interessante Hunnentum, für ein Weilchen den praktischen Sinn in Fannerl lahmgelegt haben. Aber dieses Übel liegt nach meiner eigenen Erfahrung so seicht an der Oberfläche, daß es sich schon auf physischem Wege beseitigen läßt. Ich werde sie einfach dazu anhalten, fleißiger und kälter zu duschen. Du wirst sehen, wie leicht sie jede Spur solcher Backfischschwäche dabei abbadet.“ —

Franziska begleitete Martina zum Schlitten hinab und fing plötzlich an zu weinen, als diese sie zum Abschied küßte. Martina drückte sie fest an sich und fuhr in trüben Gedanken von Oberlingen fort, um mit hellen Plänen in Wartenkron anzukommen. Der Kreis ihrer Nützlichkeit erweiterte sich fortan um die Sorge für Franziskas gequältes Herzchen. So scharf sie die Trugschlüsse Gittas durchschaute, konnte sie einen Widerstreit der Tochter gegen die Mutter nicht unterstützen. Wohl aber lenkte sie die reißende Gefühlsflut Franziskas in vielen seichten Bächlein ab. Der Hauptstrom floß zwar immer noch weiter, aber harmlos geduldig zwischen gesicherten Ufern; nur das dammbedrohende Übermaß des Schwalles wurde unschädlich auseinandergeleitet. Die rührende heimliche Anbetung, welche ihr Franziska widmete, drängte in dieser zeitweise den Gedanken an Hétváry nach dem Hintergrunde. So lange sie auf Wartenkron verweilte, vergaß sie, daß sie nicht glücklich sei, und war still zufrieden, wenn sie neben der untrennbaren Dreieinigkeit — Martina, Agnes, Puppe — als vierte sitzen oder auf den ausgeschaufelten Gartenwegen zwischen den hohen Schneewänden einherschreiten konnte. Niemand störte diesen innigen Verkehr. Wimbacher war der einzige, der regelmäßig am Sonntag heraufkam. Es wurde gute Musik gemacht, Wimbacher schwelgte im siebenten Himmel, Franziska aber gewann Freude am Mitwirken und Frieden in der Andacht des Zuhörens. Im übrigen führte Franziska ein wunderliches germanischmagyarisches Doppelleben. Auf Wartenkron wurde Beethoven gespielt, Schubert gesungen, Göthe gelesen. Oder man verlegte sich mit Stift und Pinsel auf die Romantik des deutschen Mittelalters, wie sie sich in dem winterlichen Bilde des Matthiasbaues so malerisch darstellte, wenn man durch das Fenster von Martinas Gemach hinausblickte. In der anderen Fensternische saß Martina und malte an einem Aquarellporträt von Agnes für die Großeltern jenseit des großen Wassers, während das kleine Modell inmitten des Zimmers auf dem Teppich saß und mit der Puppe spielte. Dabei wurde von deutscher Kunst und Art gesprochen, deutschen Gemütsregungen zart und sachte nachgegangen, und deutsche Geduld geübt. In Oberlingen hingegen war alles ungarisch: ungeduldiges Sporenklirren im Kopfe, im Herzchen, auf dem Klavier, in den Worten, selbst in der Stimme, deren natürlicher Umfang hinaufgeschraubt erschien. Sogar die blauen Augen schienen

nach einem fernher erlauschten Sporengeklirr auszuspähen. Sie hatten nichts mehr von jener sinnigen Versenkung, mit welcher sie den beschränkten Erdenausschnitt von Wartenkron zu betrachten pflegten, sondern den weit auslangenden, sehnsüchtig hinschweifenden Blick, vor welchem sich ein unübersehbarer Horizont aufgethan hat. Dieser ungeheuere Gesichtskreis stand so anschaulich vor ihr, daß sie sich denselben in einem umfangreichen Aquarell verbildlichte. Es stellte eine weite Ebene dar, im Hintergrund hing am Himmelssaum eine feuerrote Sonne, den Mittelgrund durchschnitten magere Balkenlinien eines Ziehbrunnens, im Vordergrund stand ein Hirt mit kleinem Hütchen und großem Schafpelz, den Beilstock in der Hand, einen Wolfshund zu seinen Füßen. Es war eine ideale Landschaft ohne alle lokalen Vorstudien, an welcher Franziska mit Feuereifer in ihrem Oberlinger Stübchen arbeitete. Das Notengestell war mit ungarischer Musik vollgepfropft, auf dem Schreibtisch und im Bücherkasten wimmelte es von ungarischen Büchern oder von Büchern über Ungarn. Das alles gab ihr eine angenehme Beschäftigung bis zum Einschlafen und versüßte auch noch ihre Träume. Dagegen überkam sie beim Erwachen gewöhnlich eine kummervolle Stimmung; denn zugleich mit der nüchternen Morgenbeleuchtung schlichen regelmäßig die Sorgen um ihre höchst zerrütteten Finanzen herein. Das Portemonnaie wies gänzlich verödete Fächer auf, in der Sparbüchse klirrte es auch nicht ein wenig, das Taschengeld für den ganzen Monat verschwand bereits in dessen ersten Tagen, und — dies war das Entsetzlichste — es gab überdies noch Schulden. In der Tischlade lag nämlich die noch nicht bezahlte Rechnung des Musikalienhändlers über sämtliche ungarische Rhapsodien von Liszt. Der ganze, vom Taufdukaten an zusammengesparte Barschatz Franziskas war dem ungarischen Buch- und Musikalienhandel zu gute gekommen.

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Wetternacht.

Im Wetterflammen ist der Tag versunken,
Der sonnenfroh in goldnem Glanz gelacht,
Vom Himmelsbrande sprühn die letzten Funken
Aus Wolkenschutt, durch trübe, schwüle Nacht.

Auf nassen Fluren weißes Nebelwallen:
Der letzte Atem jäh gelöschter Glut;
In regenschwerem Laub ein Tropfenfallen
Gleich müdem Weinen nach des Sturmes Wut.

Der Nachtwind schläft; kein frischer Hauch will tragen
Ersehnte Kühlung durch das dunst'ge Land.
Ein Unkenpaar stimmt an die Totenklagen
Um alle Schönheit, die im Dunkel schwand. —

Zu solcher Stunde wacht gestorbnes Sehnen,
Aus Todesschlummer schreckt es wild empor,
Und fieberschauernd pocht's in irrem Wähnen
An einst'gen Glückes festverschlossnes Thor.

„Mach auf — mach auf — laß mich noch einmal stehen
Im Sonnenglanz, im goldnen Tagesschein —
Laß Rosen blühn — und blaue Lüfte wehen —
Laß mich noch einmal — einmal glücklich sein!“

Umsonst. — Dahin — in Wetternacht versunken
Der goldne Tag, der sonnenfroh gelacht.
Im Weidensumpfe klagen dumpf die Unken,
Ein müdes Weinen zittert durch die Nacht.

Hanna Ehlen.

Eine Toilette vor achtzehnhundert Jahren.

Von **Adolf Kahle.**

I.

Vor achtzehnhundert Jahren war die launenhafteste, emancipierteste aller Göttinnen, die Mode, noch nicht viel in der Welt herumgewesen; sie war noch nicht heimatlos und doch überall zu Hause, am allerwenigsten hatte sie Lust, ihr zartes Füßchen in die kalten, sumpfigen Wälder Deutschlands zu setzen, deutsche Frauen zu putzen und deutsche Ehemänner seufzen zu machen. Monsieur und Madame gingen in gleicher Tracht — welches Glück, daß dem heute nicht mehr so ist: wie mancher Mann würde für seine Frau, und wie manche Frau für ihren Mann gehalten werden!

„Bedeckung ist allen ein Mantel,“ sagt Tacitus, der fast einzige Schriftsteller, der uns wenigstens etwas von unseren Vorfahren erzählt, „durch eine Spange oder, wenn diese fehlt, durch einen Dorn zusammengeheftet. Die Wohlhabendsten unterscheiden sich durch ein Kleid, das nicht so weit sie umschließt, wie bei den Sarmaten und Parthern, sondern eng ansitzt und die Glieder erkennen läßt. Sie tragen auch die Pelze wilder Tiere; die dem Ufer am nächsten Wohnenden ohne Sorgfalt, die weiter im Innern ausgesuchter, da ihnen kein anderer Schmuck durch Handel zu teil ward; die abgezogenen Häute des Wildes sprenkeln sie mit Flecken und Fellen anderer Tiere, die der Ocean und ein unbekanntes Meer erzeugt. Auch haben die Frauen keine andere Tracht als die Männer, außer daß sie des Kleides oberen Teil nicht in Ärmel ausdehnen; Arme, Schultern und Hals sind bei ihnen unbedeckt.“

Einfach, schmuck- und kunstlos müssen demnach unsere deutschen Damen damals ausgesehen haben, und doch — sollte man es glauben — wurden sie um einen Teil ihrer Toilette von der stolzen, macht- und glanzvollen Römerin beneidet! Das lange rotgoldene Haar der deutschen Frauen

wurde teuer in Rom erstanden und die daraus gefertigten Haartouren und Chignons zierten die Römerin bei glänzenden Festen. Wie Juvenal erzählt:

„— Sie bauet Stockwerk auf Stockwerk
Sich auf den Kopf und erhöht ihn durch Bindebalken zum Turme.“

In Rom allein fühlte sich damals die Göttin Mode heimisch unter dem ewig klaren Himmel, beim Dufte der Narzissen, beim Rauschen und Flüstern der Pinien und Cedern, dort schmückte sie mit der glühenden Kamelie und herrschte frei und launisch über Römerin und Römer, über Gold und Perlen, über die Schätze der ganzen Welt, die das stolze Rom gesammelt und geraubt hat und ihr demütig zu Füßen legte. — Was jetzt die stolzeste Fürstin, die hochgebietende Frau eines englischen Großen in Indien, was die launenhafteste russische Knesin kaum in der übermütigsten Herrscherlaune von ihren Dienerinnen verlangen und mit all ihren Schätzen kaum bezahlen kann, das machte die Frau eines römischen Senators, eines römischen Ritters, der ganze Länder geplündert, Könige zu seinen Füßen gesehen und Hunderte von Sklaven und Sklavinnen aus den unterjochten Provinzen in seine Häuser nach Rom und Italien geschleppt hatte, alle Tage des Jahres in ihrem Hause möglich. Die Toilettengegenstände heutiger Zeit, die kostbarsten Stoffe des jetzigen Luxus, sie wären kaum beachtenswerte Dinge in den Augen der reichen, stolzen Römerin gewesen. Ein Blick ins alte Rom mit seiner Pracht, mit seinen Palästen, ein Blick in das Boudoir der Senatorsfrau mag uns von der Wirklichkeit des Gesagten überzeugen.

Es ist noch früh am Morgen; die Sonne hat soeben erst ihre Bahn am wolkenlosen Himmel begonnen. Hinter uns liegt das Kapitol in stolzer Majestät auf dem tarpejischen Felsen, ein riesiger Bau, der Versammlungsort der Senatoren; dicht davor die Rostra, die Rednerbühne von Stein, mit den Schiffsschnäbeln erbeuteter Schiffe geziert, von der herab so manches Wort geklungen, das die ganze Welt erzittern machte, manche Weisheit gesprochen, die noch nach zwei Jahrtausenden bewundert wird. Geradeaus von der Rostra geht der breite Weg an herrlichen, mit Säulen geschmückten Tempeln vorbei bis zum riesenhaften Kolosseum. Rechts der palatinische Hügel mit dem goldenen Hause des Nero, einer ganzen Reihe der prachtvollsten Paläste und links hart am Tempel des Kastor und Pollux, dessen kostbare Marmorsäulen einst in Athen gestanden und zur Akropolis hinaufgeschaut, steht der Palast der Römerin, der wir heute einen Besuch zugedacht. Die Wege sind noch öde, nur hin und wieder erscheinen Sklaven in braunen oder erdfarbenen wollenen Kitteln von grobem Gewebe und tragen Wasser in Krügen oder kaufen Schnee zur künstlichen Bereitung des Eises und zur Kühlung des Weines. Mädchen und Frauen kommen mit Blumen und Früchten zum Markt, und der Besitzer eines kühlen offenen Gewölbes an der Ecke einer Nebenstraße hat dasselbe soeben geöffnet; weiche Polster an den Wänden desselben laden den von Staub und Hitze Erschöpften zur Ruhe ein, ausgespannte Leinwand schützt den weiten Eingang vor den Sonnenstrahlen und auf dem Marmortisch im Gewölbe steht das beliebte Gemisch von Wein, Wasser und Honig in mannigfach geformten Thonvasen schon fertig bereitet.

Noch einige Schritte, und wir stehen vor dem Palast unserer Römerin Terentilla, der Frau eines reichen Senators. Eine herrliche Decke auf schönen korinthischen Säulen wölbt sich vor dem Eingange; wir treten in die Vorhalle, rechts und links führen Thüren zu kleineren Gemächern, geradeaus kommen wir in den Hauptraum des ganzen Hauses, in das Atrium. Säulen aus ägyptischem Marmor tragen das Dach, welches in der Mitte offen ist. Gerade darunter ist ein großes Becken zum Auffangen des Regens. Ein Kreis von prächtigen Marmorstatuen umgiebt dasselbe, um deren Sockel die seltensten Schlingpflanzen sich schmiegen. Der Fußboden besteht aus dem feinsten Mosaik und der dunkelbraune Hintergrund der Wände läßt die auf denselben befindlichen herrlichen Gemälde in den schönsten Farben erscheinen. Dem Eingang gegenüber tragen vier mächtige Marmorsäulen das Gebälk; wir schlagen den herunterwallenden purpurnen Vorhang zurück und sind im zweiten Hauptgemach, ähnlich dem vorigen, nur prachtvoller. Das Licht fällt nicht wie im ersten von oben hinein, sondern kommt von der offenen, dem Eingange gegenüberliegenden Seite, deren Säulenbogen einen zauberhaften Blick in den üppig schönen Garten gewähren. Die Thüren rechts führen in die Gemächer des Hausherrn, die links zur Gebieterin. Wir treten ein in ihr Ankleidezimmer und ruhen aus von dem weiten Wege auf den schwellenden Polstern der kostbaren griechischen Sessel.

Ein Schwarm von Sklaven erwartet schon seit Stunden die Herrin in dem geräumigen Gemach; leise und ängstlich flüstern sie in verschiedenen Gruppen, kein Kichern wird gehört, kein heiterer Blick ist bei ihnen möglich: in Furcht und Zittern erwarten sie die Gebieterin, deren Laune frei schalten kann über Leben und Tod. Endlich erscheint die gefürchtete, die stolze, reiche und mächtige Römerin. Doch — wo ist die majestätische Gestalt, von der wir geträumt, wo die dunklen Augenbrauen, unter denen das dunkle Auge feurig brennt, wo die Korallenlippen, durch die das blendende Weiß der tadellosen Zähne schimmert? Ein Gespenst glauben wir zu sehen, über das uns Lucian folgende Auskunft giebt:

„Sollte jemand diese Frauen in dem Augenblicke sehen können, wo sie sich endlich aus ihrem Morgenschlaf erheben, er würde sicher glauben, er begegne einer Meerkatze oder einem Pavian, mit welchem beim ersten Ausgang am Morgen zusammenzutreffen man im gemeinen Leben für eine sehr schlechte Vorbedeutung zu halten pflegt. Ein Teig von Brot und Eselsmilch ist der stolzen Schönheit gestern abend vor dem Schlafengehen auf das Gesicht gepackt, um die Gesichtsfarbe weiß zu erhalten und die Runzeln zu vertreiben; die trockene, rußig gewordene Kruste bedeckt jetzt die Züge, nur die Augen blicken daraus hervor; wer kann daher dem Dichter verargen, wenn er dabei an eine Meerkatze denkt, wer dem Martial sein Epigramm verübeln:

„Galla, Dich setzt Dein Putztisch aus hundert Lügen zusammen;
Während in Rom Du lebst, rötet Dein Haar sich am Rhein.
Wie Dein seidenes Kleid, so hebst Du am Abend den Zahn auf
Und zwei Drittel von Dir liegen in Schachteln verpackt.
Wangen und Augenbrauen, womit Du Erhörung uns zuwinkst,
Malte des Mädchens Kunst, die Dich am Morgen geschmückt.
Darum kann auch kein Mann Dir: ich liebe Dich! sagen.
Was er liebt, bist nicht Du! Was Du bist — liebt kein Mann!“

Doch — mag die herbe Täuschung uns nicht hindern, unsere Neugier zu befriedigen, halten wir mutig aus und betrachten wir ungesehen den Vorgang der Toilette.

Terentilla winkt zuerst der Sklavin, die das Amt der Thürsteherin vor ihrem Ankleidezimmer hat und erteilt ihr Befehle, welche Kaufleute, Wahrsager, Unterhändlerinnen und Briefträgerinnen jetzt allein Zutritt erhalten können. Für

jeden Freund, jeden Bekannten ist sie krank; sie gedenkt der Worte des Dichters:

„Alles dient zur Schönheit. Doch ist's kein reizender Anblick,
Das entstehen zu seh'n, was nur entstanden gefällt."

Endlich nimmt sie Platz in dem zahlreichen, ängstlich harrenden Kreise ihrer Zofen und Schmuckbereiterinnen; jede derselben hat ihr eigenes Amt, jede bestrebt sich, durch pünktliche Beobachtung ihrer Pflichten und die gewandteste Behändigkeit, ihrer Gebieterin wenn auch nur einen huldreichen Blick abzugewinnen. Das ganze Heer der Sklavinnen ist, der gehörigen Ordnung willen, in kleinere Abteilungen geteilt. Sie treten jetzt gleichsam kompagnieweise auf. Ein Mädchen naht sich der Gebieterin mit silbernem Becken, in dem sich laue Eselsmilch befindet; zwei andere nehmen zarte Schwämme von Rhodus, feuchten die Kruste des Gesichtes, bis sie sich löst und entfernen dieselbe behutsam. Eine andere kommt mit lauem Wasser, in welches Schönheitsessenzen getröpfelt sind und wäscht damit und mit wohlriechenden Seifen das Gesicht der Gebieterin. Jetzt kommt die Schminkerin an die Reihe. Das reingewaschene und mit weißen Tüchern getrocknete Antlitz wird mit Rot und Weiß bemalt, doch darf die Sklavin diese Operation nicht eher vornehmen, bevor sie einen metallenen Spiegel angehaucht und diesen der Gebieterin zum Beriechen dargeboten hat. Daran erkennt diese, ob das Mädchen reinen Speichel im Munde führt, ob sie die vorgeschriebenen Pastillen schon gekaut hat, denn mit Speichel muß die Schminke erst angerieben werden. Kaum hat die Sklavin ihre Arbeit vollendet, so tritt schon eine andere heran, in der linken Hand eine Muschel mit fein gepulvertem, eigens bereitetem Bleiglanz, in der rechten einen Pinsel. Durch ihre Kunst wölben sich zwei schöne Augenbrauen, die an der Nasenwurzel eng zusammenschließen müssen, um die Gebieterin der schönäugigen Juno ähnlich werden zu lassen. Die Zahnputzerin folgt; sie bringt in kleiner goldener Schale weißgelbliche Mastixkörner, die die Herrin kaut; in einer anderen pulverisierten Bimstein, der durch Beimischung sehr fein geriebenen Marmors in allerlei Farben spielt; aus künstlich geformter Kapsel nimmt sie die bereits geputzten Zähne aus Elfenbein, welche mit Golddraht im Munde befestigt werden. Wachskugeln in den Kinnbacken, zur Hebung der eingefallenen Wangen, sind bei Terentilla noch nicht nötig, sie befindet sich noch in den besten Jahren.

Jetzt begiebt Terentilla sich in den Kreis ihrer Haarschmückerinnen, die heute alle ihre Verschönerungskünste aufbieten müssen, um die gestrenge Herrin zufrieden zu stellen. Vergeblich war bisher versucht, durch künstliche Mittel ihr Haar schön goldgelb zu färben; das Schwarzbraun war zwar lichter, aber nicht hochgelb, nicht lichtrot geworden. Schon war sie entschlossen gewesen, den, von vielen ihrer Freundinnen beliebten Schritt zu thun, das eigene Haar abzuschneiden und eine blonde, von deutschen Frauen genommene Perücke zu tragen, allein der Betrug war ihr wegen der häufigen Bäder zu lästig. Jetzt wird die Blase, in welche die Haare mit den kaustischen neuen Mitteln abends zuvor gepackt waren, abgenommen und: „Ei wie rot!" ruft die ganze Schar von Mädchen entzückt aus, als wäre ein Signal dazu gegeben; Terentilla, von dem einstimmigen Erstaunen erfreut, glaubt selbst im Spiegel die Bestätigung dessen zu sehen, was sie so eifrig zu sehen wünscht; sie lächelt gnädig und nimmt auf dem Sessel Platz, um von vier Dienerinnen auf einmal den kostbaren Bau ihres Haarputzes vollenden zu lassen. Die eine erhitzt das Brenneisen im silbernen Aschbecken und kräuselt die Haare an der Stirn und den Schläfen; eine andere bespritzt mit staunenswerter Fertigkeit die überall aufgelösten und gelockerten Haare mit kostbarem Nardenöle und wohlriechenden Essenzen. Die dritte tritt heran und muß die vorher eingesalbten und wohldurchkämmten Haare in zierliche Flechten von hinten zusammenlegen, dann in eine Art von Wulst über dem Scheitel so geschickt auftürmen, daß ein Haarputz daraus entsteht, der in sich selbst durch die mannigfaltigsten Verzierungen verschieden ist. Sie ist jetzt damit fertig und nimmt aus einem Schmuckkästchen von Elfenbein die von der Gebieterin unter den vielen gewählte Nadel und sticht dieselbe zwischen die zusammengeflochtenen und kunstmäßig übereinander gewickelten Zöpfe, wie Martial sagt:

„Daß die gesalbten Haare das seidne Gewand nicht beflecken,
Hält den gewundenen Zopf sichrer die Nadel Dir fest."

(Schluß folgt.)

Unverzagt.

Ob auch übers dunkle Land
Schwarz die Wolkennacht sich breite,
Ist zum Himmel doch gewandt
Eine gold'ne Sonnenseite.

Wenn auch hart ein Schmerz Dich drückt,
Unverzagt durchs Leben schreite,
Auch das schwerste Leiden schmückt
Eine gold'ne Sonnenseite.

August Krause.

Die Amerikanerin in England.

1.

In so ausgedehnter Weise man in England auch seit Jahren den gänzlich veränderten Ansprüchen und Zielen des weiblichen Geschlechts Rechnung getragen hat, so irren wir hier zu Lande, wo die Frauenbewegung einen späteren Anfang nahm und langsamere Fortschritte machte, dennoch in der Annahme, es sei dort bereits das Mögliche erreicht. Freilich hört man fortwährend von neuen Universitäten, Colleges und Klassen, die sich dort den schon bestehenden Lehranstalten für Frauen anreihen und auch in unabhängigen Verhältnissen, in denen man die geistige Ausbildung nicht etwa als Existenzmittel betrachtet und verwertet, thut sich der neuerwachte Drang der Frauen nach Vollentwickelung aller Kräfte deutlich kund. Das großartige System der Wohlthätigkeit, das bekanntlich sowohl in London wie auf dem Lande jede Art der Bedürftigen und Notleidenden umfaßt, ist ein weiterer Ausfluß dieses Dranges. Die Energie und der praktische Sinn der englischen Frauen, die selbstlose Hingebung vieler einzelnen unter ihnen wirken mit den segensreichsten Folgen bei diesen Liebeswerken und es beteiligen sich an denselben neben den Mitgliedern des Königshauses fast alle englischen Damen, eine jede in ihrer Weise, möge übrigens ihre sociale und politische Richtung sein welche sie wolle.

Bekannt ist ferner, daß viele englische Frauen der Jetzt-

zeit es nicht bei dem Streben bewenden lassen, das Wissen, die Rechte und die Unabhängigkeit des Mannes zu erlangen, seine Beschäftigung und seinen Beruf zu erwählen, sondern daß sie auch seine Gewohnheiten, seine Sprache, ja selbst seine Kleidung nachahmen und die früher beobachteten Formen, weiblichen Sitten und Gepflogenheiten beiseite legen. Von seiten des in seiner Daseinsberechtigung, seinen Charaktereigenschaften und seinen Existenzmitteln nach allen Richtungen hin hartbedrängten Mannes erscheinen seit lange schon mehr oder weniger ernst gemeinte Rufe der Notwehr, pathetische Klagen über die geschehenen Übergriffe und Beschwörungen an das schöne Geschlecht, zu weiblichem Thun und Sein zurückzukehren.

Männliche Besucher beschreiben die neugegründeten weiblichen Klubs in London, die Zufluchtsorte für die Freiheitsprediger der Frauenbewegung und unter diesen beispielsweise den luxuriös eingerichteten, mit Rauchzimmer und sonstigen Bequemlichkeiten versehenen Pionierklub in Bruton Street. Sie schildern ihre Verwunderung, dort viele hübsche junge Mädchen, ja, was noch mehr ihr Staunen erregt habe, auch verheiratete und zwar glücklich verheiratete Frauen gefunden zu haben und bemerken mit gutmütigem Spott, daß sich manche dieser Mitglieder allerdings noch herablassen, mit den Männern — natürlich auf dem Fuß der Gleichheit — zu verkehren, daß ihre Führerin indessen strengeren Regeln folgt und beispielsweise unlängst eins der besten Werke Robert Brownings aus der Klubbibliothek verbannte, auf Grund seines allzukühnen Titels „Männer und Frauen“, da ihre eigene Devise unwandelbar laute „Frauen und Männer“.

Könnte es somit freilich scheinen, als sei den englischen Frauen kaum noch eine Grenze ihrer Freiheit gesteckt — es können gleichwohl alle hier erreichten Siege sich nicht entfernt mit denen messen, deren Früchte die Amerikanerinnen seit lange schon in absoluter Ruhe genießen. In Amerika, wo alles einen kolossaleren Maßstab hat als in Europa — die Berge, die Seen, die Flüsse und Wasserfälle, die ungeheuren Privatvermögen, der Luxus, die Riesenhotels, die Unfälle — wurden auch die dort weit ältern Reformversuche des weiblichen Geschlechts gleich ins Große und Weite getragen. Die damit zusammenhängenden Excentricitäten nahmen einen bizarreren Charakter an als in andern Ländern und alles in England Erreichte, selbst die verwegensten Versuche der Britinnen versinken in Kleinlichkeit und Nichts gegenüber den Erfolgen ihrer transatlantischen Schwestern. In England glaubte man beispielsweise neuerdings in Bezug auf die Gewohnheit des Rauchens große Fortschritte gemacht zu haben. Früher blieb dies fast ausschließlich den Männern überlassen und pflegte daheim selbst für diese streng in die Grenzen des entlegenen Rauchzimmers gebannt zu werden. Jetzt hat man in vielen, sogar in einigen der früher strengsten Häuser nicht nur diese Regel erheblich gelockert, es leisten manche der Damen den Herren bis in späte Nachtstunden sogar thätige Gesellschaft bei diesem Zeitvertreib. Gehört doch selbst eine gewisse Anzahl von Cigarren- und Cigarettenkasten und -Taschen bereits zu dem Trousseau einer modernen Braut. Aber was will das bedeuten gegen die Freiheit, die in dieser Beziehung in Amerika herrscht! Als jüngst in England Lady Colin Campbell, eine schöne, geistreiche Frau, für ihre Mitschwestern das unbestrittene Recht des Rauchens in Anspruch nahm und behauptete, das weibliche Geschlecht, dem in so hohem Maße die Mühen und Beschwerden des täglichen Lebens zufallen, solle unbedingt auch teilhaben an der Beruhigung und Erholung, die sich die Männer durch diesen Sorgenbrecher, diese Panacee gegen alle Übel verschaffen, da fand sich alsbald aus weiblicher Feder eine kräftige Entgegnung, welche die Folgen einer solchen Geschmacksverirrung geißelte und die cigarettenrauchende Zofe beim Frisieren der Herrin, die am Herde mit ihrer Pfeife hantierende Köchin in drastischer Weise vorführte. Die Amerikanerin dagegen hält sich bei dergleichen Vorreden nicht mehr auf, bei ihr bedarf es des Kampfes um dieses Vorrecht nicht mehr. Bei einer Sammlung für notleidende Grubenarbeiter schickte ein amerikanisches Mädchen vor kurzem drei Schilling mit dem Zusatz: „Ersparnis durch achttägiges Enthalten vom Rauchen.“ Ja es fehlt diesem Rechte selbst die gerichtliche Bestätigung nicht mehr; als unlängst in Louisville drei Amerikanerinnen wegen Rauchens auf öffentlicher Straße vor dem Richter erschienen, entschied dieser, daß diese Gewohnheit, möge sie auch an einigen Orten noch von der öffentlichen Meinung beanstandet werden, eine Gesetzwidrigkeit jedenfalls nicht enthalte. In ähnlicher Weise wird jeder andere hier gemachte Fortschritt der Frauen drüben an Gründlichkeit und Vollständigkeit weit übertroffen.

Die ganze Erziehung der Amerikanerin fördert ihre Eigenart und dient dazu, einen entschlossenen, fast männlichen Sinn und eine Kraft und Schärfe des Urteils auszubilden, die nichts zu wünschen übrig lassen. In ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrer Sprache und ihrem ganzen Wesen versteht sie in sehr entschiedener Weise das Recht völliger Freiheit und Unabhängigkeit in Anspruch zu nehmen. Aus dem allen entwickelt sich ein höchst eigenartiges Wesen, das dem jungen Engländer eine neue, sehr reizvolle Offenbarung war, als es vor einigen Jahren für die vornehme männliche Jugend Englands Mode wurde, zum Zweck des Vergnügens und der Belehrung Reisen nach Amerika zu unternehmen. Der Ideenreichtum der Amerikanerin, ihre Art und Weise, die ganze pikante Verschiedenheit, die zwischen ihr und seinen Landsmänninnen bestand, entzückte den jungen Mann. War doch die Engländerin der vornehmen Stände bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit überhaupt noch in einer gewissen Lethargie und beschaulichen, nutzlosen Unthätigkeit befangen, die sie zu einem ziemlich unnützen Mitgliede der Gesellschaft machte. Von Kindheit auf bewacht, behütet und bevormundet, an großen Luxus gewöhnt, aber an geistiger Entfaltung und Kraftentwickelung gehindert und beschränkt, war sie eher ein kostbares, wenngleich oft sehr anmutiges Spielzeug für den Mann, als seine intelligente, hilfreiche Gefährtin. Sie war, wie ein scharfsichtiger Beobachter beider Nationen sich ausdrückte, monoton, einfarbig im Wesen wie im Leben, in Ansichten und Charakter. Der Mann aber bedarf der Abwechselung, er würde selbst einer Schmetterlingsnatur den Vorzug vor einem Wesen geben, das so gänzlich der Individualität ermangelt. Und wäre in einem solchen selbst das Rohmaterial zu einer entzückenden Frau vorhanden, der junge Brite fühlt sich zu dem erforderlichen Erziehungswerke weder fähig noch berufen, weit lieber wählt er das Fertige und ihm wirklich Zusagende. In der Amerikanerin nun fand er, was er wünschte, alle Vorzüge der Britinnen und viele andere, die jenen fehlten. Intelligenz, Ideen, Lebhaftigkeit, Ausbildung und Wissen von mehr als gleicher Höhe mit dem seinen, dazu Frische und Temperament, häufig glänzende Eigenschaften, stets aber unbedingt eine eigene Individualität. Das war ihm völlig neu und bezaubernd, kein Wunder,

daß er diese anziehenden Wesen seinen Landsmänninnen vorzog. Es wurde Mode unter der vornehmen Jugend Englands, sich die Lebensgefährtin von jenseit des Oceans zu holen. Die ersten Fälle dieser Art waren ein Ereignis, fast eine sociale Revolution. Bei einer dieser Verbindungen, von der man unerwünschte verwandtschaftliche Verwickelungen für das englische und deutsche Königshaus voraussehen wollte, wurde, so erzählt man, mit großem Fleiß zuvor die Ansicht und Haltung der bezüglichen Herrscherfamilien erkundet; die Frage gelangte successive an die hauptsächlichsten Mitglieder derselben und endlich an Bismarck, der kurz und charakteristisch entschied, es sei absolut gleichgültig, wen der Betreffende heirate! In der Folge dachte allerdings niemand mehr daran, dergleichen Fragen aufzuwerfen, man gewöhnte sich an den Stand der Dinge. Die britische Mutter freilich, so spottete man, die ihre Tochter fürder auf dem Heiratsmarkte nicht mehr anbringen konnte, klagte bitter über die eingetretene Geschmacksverirrung und über diese Wilderer in dem heimischen Revier, die, wie sie behauptete, nicht durch die Macht ihrer Reize siegten, sondern vielmehr durch ihre Ränke und die berechnenden Künste, mit denen sie den vornehmen englischen Gemahl zu ködern verstanden.

(Schluß folgt.)

Der wilde Rosenbusch.

Ich hab' im Wald einen Lieblingsfleck,
Umwuchert von Dornen und Ranken,
Die Falter irren durch mein Versteck
Wie stille Sehnsuchtsgedanken.

Und auf dem sonnigen Grunde steht
Ein Dornstrauch, blütenbehangen,
Sobald der Wind durch die Stoppeln weht,
Treibt hin mich ein ruhlos Verlangen.

Stumm lehne mein Haupt ich an einen Baum,
— Hoch über mir krächzen die Raben —
Hier hab' ich einst einen lieben Traum
Mit heißen Thränen begraben! — —

Gertrud Triepel.

Neue Epik.

Besprochen von **Karl Storck.**

Jetzt, in diesen schönen Sommertagen, liest es sich gut draußen im Freien, selbst wenn man nicht zu zweien ist, wie es der darin sachverständige Sänger vom Oberrhein für seinen „Trompeter“ verlangte. So füllte ich denn beide Rockschöße mit Büchern und zog hinaus an ein stilles Waldplätzchen. — Aber die Vögel mögen noch so lustig singen, die Bäume noch so traulich rauschen, die Blätter der Bücher rascheln nur um so dürrer, wenn kein frisches Leben darin ist. Und das pulsiert nicht allzu reich in den mir vorliegenden epischen Gedichten.

Baum, **Der Geisterseher** (Friedenau-Berlin bei G. Bohres) und **Deutscher Glaube** (anonym) (Berlin, Gustav Schabe) interessieren nur, insofern sie ein Zeichen dafür sind, daß unsere Zeit des öden Materialismus gründlich müde ist und sich nach einem Lande sehnt, wo auch die Seele daheim ist.

Auch Anna Bauers Dichtung **Verschüttet** (Dresden, E. Pierson) kann, selbst wenn man von der unwahrscheinlichen Handlung absieht, tiefere Teilnahme nicht erwecken.

Dagegen ist **Dirk Aluin,** episches Gedicht von H. Carmer (Pseudonym) (Köslin, Alfred Hofmann) das Werk eines großen Talentes, das, wenn es sich energischer zusammennimmt, den Stoff mehr ausreifen läßt, noch Besseres bieten wird. Aber auch die vorliegende Dichtung ist aller Achtung wert. Ein ergreifender, psychologisch scharf zugespitzter Vorgang ist in leidenschaftlicher, nur bisweilen etwas gewaltsamer Sprache gestaltet. Die tiefempfundenen lyrischen Gedichte sind nicht — wie so häufig in Epen — eine überflüssige Zugabe, sondern eng mit dem Stoff verwachsen und den Gang der Handlung fördernd. Alles in allem ein Buch, das auf keinen feinen Eindruck verfehlen wird.

Die beiden Dichtungen

Sempach, ein Schweizer Freiheitslied von Gustav Ad. Erdmann (Wittenberg, R. Herrosé) und

Gretchen, ein Sang aus den Freiheitskriegen von Theodor Herold (Münster i. W., Heinrich Schöningh) fordern in mancher Hinsicht zum Vergleich heraus. Beide haben die Freiheitskämpfe eines Volkes zum Gegenstand. Aber während Herold uns die Liebesgeschichte eines unter den Lützowern kämpfenden Grafensohnes zu einem bürgerlichen Mädchen erzählt, die weltbewegenden Ereignisse nur im Hintergrund schauen läßt, macht Erdmann gerade diese zum Gegenstand seiner Dichtung. Und doch hat Herold ein besseres Bild jener Tage gegeben — von denen Th. Körner an seinen Vater schreiben konnte: „Gott, was ist das für eine große, herrliche Zeit. Alles geht mit so freiem, stolzem Mute dem großen Kampfe fürs Vaterland entgegen, alles drängt sich, zuerst für die gute Sache bluten zu können. Es ist nur ein Wille, nur ein Wunsch in der ganzen Nation, und das abgenutzte: Sieg oder Tod! bekommt neue, heilige Bedeutung (22. März 1813)“ — als der Dichter des Sempachliedes. Solche Vorgänge, zumal blutige Schlachten, versagen leicht unter der Hand des Kunstdichters, sie gelingen fast nur dem Volksepiker. Vom Kunstdichter verlangen wir Menschen, Individuen, und er wird, wenn er große Vorgänge schildern will, diese in einzelnen Personen uns miterleben lassen. Bei Erdmann ist alles, was nicht zur eigentlichen Schilderung des Schweizeraufstandes gehört, in der nebensächlichen Episode stecken geblieben, mit dem Hauptstoff nicht tiefer in Verbindung gebracht. Die einzige Ausnahme machen die Winkelried betreffenden Abschnitte. Aber wie vollständig aus dem Stoff fallend ist die einen breiten Raum einnehmende Liebesgeschichte des Falkners Vitus zur schönen Rösl. Jener wird der heimischen Sache untreu, hält zu Habsburg und verstößt auch die Schweizermaid, die darüber wahnsinnig wird. In österreichischem Dienste wird er auf einer Kundschaft erschlagen. Hätte er wenigstens beim Feinde Ehre errungen und dann im Kampfe gegen das Vaterland den Lohn für seinen Verrat gefunden, so wäre von einer gewissen poetischen Gerechtigkeit die Rede, das Schicksal des einzelnen könnte mit dem Ganzen in Zusammenhang gebracht werden, der Verfasser hätte überdies Gelegenheit zur Schilderung des Seelenkonflikts des Verräters gefunden. So werden auch sonst manche Fäden angeknüpft, die nachher nicht weitergesponnen werden. Schade, daß der Stoff nicht besser durch-

gearbeitet ist, die Sprache ist sehr schön und kräftig und dem Verfasser eignet, trotz aller nötig gewesenen Ausstellungen, eine nicht unbedeutende Dichterkraft.

Herolds Epos ist viel anspruchsloser. Die Liebesgeschichte erweckt die Teilnahme des Lesers, die verschiedenen Stimmungen der Zeit spiegeln sich in den einzelnen Persönlichkeiten. Manche liebgewordene Gestalt aus der Schar der Freiheitskämpfer, vor allem die strahlende Körners, treten aus dem Hintergrund hervor — kurz, das Ganze ist eine genußreiche Lektüre, obwohl das Buch höhere Bedeutung nicht beanspruchen darf. Das beigegebene Bild ist höchst überflüssig und durchaus keine Zierde des sonst gut ausgestatteten Buches.

Verschiedenes.

Von Viktor von Kohlenegg.

I.

Müde warst Du ach vom weiten Gehen,
Schleppend war Dein Schritt und trüb Dein Auge,
Leer Dein starrer Blick in bleichem Antlitz.
Liebend neigt' ich mich zu Dir hinüber,
Wollt' Dich sorglich stützen, treulich führen
Ohn' Ermatten, so von Herzen gerne.
Leise nahm ich Deine kalten Hände,
Wärmte sie an meinen heißen Lippen —
Müde schrittest Du an meiner Seite,
Müde ach vom einsam-weiten Gehen;
Langsam wandest Du die blassen Hände
Aus dem inn'gen Griffe meiner Finger,
Sahst mir starr und müde in die Augen,
Hießest mich mit leiser Stimme gehen —
Zögernd ging ich, langsam, weiter, weiter . . .
Aus der Ferne sah ich dann zurück . . .
Einsam schlepptest Du die müden Glieder,
Und Dein Antlitz war so bleich in Totenstarrheit . . .

II.

Ein Adler hatte aus Laune sich
Zur Tiefe hinabgelassen;
Da kam etwas geflogen die Quer
Als wollt's den Adler fassen.
Der stutzte und hackte so nebenher
Nach dem rauschenden Wundertier,
Und als er sich's genauer besah,
War's ein Knäuel Zeitungspapier.

III.

Es ruht eine Saite in meiner Brust,
Hab' früher nichts von ihr gewußt,
Es ist eine heimliche Saite;
Dort wo das Herz am tiefsten ist,
Tönt leise sie zu mancher Frist,
Sang leis, als wär's im Leide.
Sie klinget in den Werkeltag,
Ich weiß nicht, was das werden mag,
Möcht' mich zur Freude wenden;
Doch immer süßer wird der Klang
Und weckt ein Sehnen herzensbang
Nach weichen Frauenhänden.

IV.

Du darfst nicht immer in Dich greifen,
Manche Gedanken wollen reifen
Nach eignem Gesetze; aus eigner Macht
Sich heben, verbinden im Seelenschacht.
Das giebt wohl für Zeiten ein unschlüssig Wollen,
Der Thörichte wird Deiner „Weichlichkeit" grollen;
Doch heimlich, beglückend in tiefster Brust,
Da webt und glüht die Werdelust.
Und geht Dir auch Zeit und Geld verloren —
Ein tiefer Gedanke wird Dir geboren.

Vermischtes.

Die „Alldeutschen Blätter" schreiben unter dem Titel „Noch ein englisches Urteil über das deutsche Heer" folgendes.

Zur Erheiterung unserer Leser teilen wir ihnen heute einige Auszüge aus dem Buche: „Kriegsabenteuer eines Feldarztes" mit, das ein Engländer, Dr. Ryan, der als freiwilliger Arzt einen Teil des Feldzuges von 1870/71 auf französischer Seite mitgemacht hat, kürzlich veröffentlichte. Es ist gar ergötzlich zu sehen, daß ihm die deutsche Kriegsführung und das deutsche Heer sehr gegen seinen Willen doch Bewunderung abgerungen haben; dies offen zuzugestehen, kann Dr. Ryan sich jedoch nicht überwinden, und so zieht er es denn vor, seine schiefen Ansichten und Übertreibungen auf den Markt zu bringen, um den verhaßten Deutschen, die seine lieben Franzosen so gründlich zu schlagen wagten, doch wenigstens eins anzuhängen.

Nachdem er die Katastrophe von Sedan geschildert, sich lebhaft über die mangelhafte Ausrüstung der französischen Soldaten, über die Unfähigkeit ihrer Offiziere und die Nichtachtung, der sie von seiten ihrer Mannschaften ausgesetzt gewesen seien, ausgesprochen hat, schreibt er über die deutschen Soldaten folgendes:

„Mein Eindruck von ihnen ist der: Man bekümmere sich nicht um einen deutschen Soldaten, man belästige ihn nicht, man trete ihm nicht in den Weg, besonders dann nicht, wenn er die Befehle seiner Vorgesetzten ausführt, und er wird so harmlos und so leicht zu befriedigen sein wie ein Kind. Aber wenn man andrerseits sich in seine Angelegenheiten mischt und seine Wut durch irgend etwas reizt, dann wird seine Rache nicht weniger schnell als schrecklich sein. Auf dem Schlachtfeld gebraucht er, wenn er erst erregt ist, sein Bajonett und sein Gewehr wie ein Zulu seinen Assegai oder ein Indianer seinen Tomahawk. Seine Manieren sind im besten Fall ungeschlacht, um nicht zu sagen widerwärtig und beim Essen ekelhaft. Er ist ein großer Esser, dem nicht viel an der Qualität dessen liegt, was er verschlingt, so lange die Quantität ausreichend ist, und obgleich er ein Quantum Bier trinkt, das jeden andern Europäer hoffnungslos berauschen würde, ist er selten betrunken. Nichts reizt ihn so sehr als Hunger und Durst, worin er den häßlichsten Gegensatz zu dem französischen Soldaten bildet, der immer geduldig und heiter ist unter solchen Entbehrungen. Wenn der deutsche Soldat in dieser Weise physisch litt (was übrigens selten vorkam, bei der bewundernswerten Einrichtung der deutschen Heeresverpflegung) pflegte er zu rauben und zu plündern, was vor ihn kam, um Essen oder Bier zu

bekommen. Für solche Ausschreitungen wurde er, wenn er dabei ertappt wurde, unbarmherzig gestraft. Und der deutsche Soldat unterwirft sich bedingungslos dieser Behandlung seitens seiner Offiziere, als ob er ein Hund sei, scheinbar ohne sie nachzutragen. Ich habe Offiziere und ihre Untergebenen auf den Quais von Orleans ihre Mannschaften wiederholt schlagen sehen, und bei der Parade die Rekruten mit dem flachen Säbel in gerade Reihen richten sehen — ein niederträchtiges Verfahren, dem sich weder ein englischer noch ein französischer Jüngling unterwerfen würde."

Die Meinung des Verfassers von den deutschen Offizieren ist in vieler Hinsicht durchaus nicht schmeichelhaft. Indem er von den höchsten Rangstufen spricht, von Prinzen, Herzögen und Generalen, erklärt er, daß wenngleich er nicht behaupten wolle, während eines Feldzuges könnten die Regeln des Anstandes immer beobachtet werden, es doch so etwas gäbe, was man das Betragen eines Gentleman nennt, und daß er „inmitten der großen Versammlung, welche sich des ältesten deutschen Blutes rühmte, wenige sah, die sich so verhielten, wie man es von einem englischen Offizier erwartet."

Dr. Ryan verurteilt hart die Gottlosigkeit der Franzosen und schreibt ihrer Verachtung der Religion und Moral den größten Teil ihres Unglücks zu; aber die Deutschen sollen sich skandalös betragen haben in Bezug auf Kirchen und Dome. So fand Dr. Ryan z. B. in der Pfarrkirche von Etampes eine Anzahl Kavalleriepferde untergebracht, und kann er sich nicht genug über diese Gottlosigkeit entsetzen, während er, wollte man ihm die Plünderung der rheinischen Dome, die Schändung der Gräber in ihnen durch die Franzosen entgegenhalten, hierfür wahrscheinlich nur ein Achselzucken: c'est la guerre! haben würde.

Nach kurzer in England verbrachter Ruhezeit fährt Dr. Ryan nach Frankreich zurück in Gesellschaft eines Kapitäns Brackenbury, der seinerseits in das Hauptquartier des deutschen Kronprinzen zurückkehrte. Als die beiden Herren sich Dieppe nähern, sehen sie in der Morgensonne die Bajonette „dieser allgegenwärtigen preußischen Schildwachen" glänzen, und nun erzählt Dr. Ryan:

„Sie gingen auf und ab auf dem Hafendamm in einer herausfordernden, um nicht zu sagen drohenden Art. Ich muß sagen, der Anblick erschreckte mich, wir hatten den Anblick von England noch vor unsern Augen, und diese ehrgeizigen Krieger schienen zu gefährlich nahe. Ich empfand den Wunsch, sie beim Kragen zu nehmen und ins Meer zu werfen. Ich konnte nicht umhin, zu Kapitän Brackenbury zu sagen, daß ich sie gern fragen möchte, nach was sie über den Kanal hinausschauten. Aber, wie dieser trocken bemerkte, ihre Antwort würde sein, daß sie nach einer kleinen Inselfestung (England natürlich!) auf hoher See ausschauten, ein kleiner Punkt der Schöpfung im Vergleich zu dem großen deutschen Reiche, welches soeben in Versailles verkündet worden war."

Und gegenüber dieser trockenen Antwort des Kapitän Brackenbury zog es Dr. Ryan doch vor, die deutschen Schildwachen lieber nicht zu befragen, geschweige sie denn ins Meer zu werfen, und daran hat er wohlgethan! Aber das in seiner Erzählung enthaltene unbewußte Eingeständnis seiner Angst und ohnmächtigen Wut gegenüber den Deutschen ist darum nicht minder köstlich

Vom ältesten Maß und Gewicht. Daß zwischen Gewicht und Längenmaß ein gewisses, häufig sogar ganz bestimmtes Verhältnis besteht, weiß heutzutage jedes Schulkind. Bildet doch schon seit Jahren das für wissenschaftliche Zwecke geradezu unentbehrlich gewordene Metersystem auch im gewöhnlichen Verkehr die Regel, indem als Grundgewicht das „Kilogramm" gilt, d. i. das Gewicht eines Kubikdecimeters destillierten Wassers im Zustande seiner größten Dichtigkeit (etwa 4° Celsius). Den Rauminhalt dieses Kubikdecimeters als Hohlmaß nennt man „Liter", der ungefähr 1,145 preuß. Quart entspricht, während das Kilogramm genau zwei alte Pfunde aufwiegt. Übrigens haben es schon die ältesten Kulturvölker verstanden, mit Zuhilfenahme eines Längenmaßes das Gewicht zu bestimmen. Die römische „Amphora" z. B., welche bei den byzantinischen Kaisern noch bis ins 10. Jahrh. n. Ch. im Gebrauch war, mußte gesetzlich 80 römische Pfunde wiegen, was einem Hohlmaße gleichkommt, dessen drei Dimensionen wieder genau die Länge des römischen Fußes aufweisen. Auch die Griechen gingen bei ihren Gewichtsbestimmungen meist vom Wassergewicht des sogenannten „attischen Metretes" aus, einem kubischen Maße, dem der griechische Fuß zu Grunde lag. Die römische Amphora faßte etwa zwei Drittel vom Inhalt des attischen Metretes.

Neuere Forschungen haben nun ergeben, daß die Hellenen keineswegs die Erfinder dieser Methode zur Feststellung eines Normalgewichts gewesen sind, sondern damit nur älteren und zwar morgenländischen Vorbildern folgten. Auf babylonischen Trümmerstätten nämlich wurden Mengen von Gewichtsstücken aus Bronze, Eisen und Stein (in Form von Löwen oder Enten) aufgefunden, welche in aramäischer Sprache Inschriften über Gebrauch und Bedeutung enthalten. Da guterhaltene Stücke von 15 Minen bis herab zur Viertelmine keine Seltenheit sind, so konnte die babylonisch-assyrische „Mine" als das Normalgewicht auch annähernd festgestellt werden: sie wog (nach Brandis) etwa 545 gr. Betrachten wir sie als Gewichtseinheit (Pfund), so zerfiel sie wieder in 60 Schekel oder Säkel (Lot), während anderseits 60 Minen ein Talent (Centner) ausmachten. Hiernach hätte das Talent also ursprünglich 3600 Schekel gezählt, doch verdoppelte sich in der späteren Zeit sein Gewicht, weshalb auch schwere und leichte Talente unterschieden werden. Bei Edelmetallen rechnete man die Mine nur zu 50 (das Talent also zu 3000) Schekel, und gab hier schon das Wertverhältnis den Ausschlag, denn es wird ausdrücklich zwischen Gold und Silbertalenten unterschieden. Dieses babylonische Gewichts- und Teilungssystem war natürlich später auch auf die Wertbestimmungen des Geldes, d. h. der gemünzten Metalle (Gold, Weißgold, Silber und Kupfer), von großem Einfluß. Die ältesten und bekannten Münzen überhaupt sind von Gold und stammen aus dem 7. Jahrh. v. Chr., doch haben sicher viel früher schon edle Metalle in Barren- oder Ringform mit bestimmter Gewichtsbezeichnung zu Tauschzwecken gedient und das Geld im öffentlichen Verkehr ersetzt. Für die Richtigkeit des Gewichts bürgte gewöhnlich ein von Staats wegen den einzelnen Stücken aufgedrückter Stempel.

Der berühmte Ägyptologe, Prof. Brugsch-Pascha, stellte zuerst im Gegensatz zu andern Forschern die Behauptung auf, daß die Idee eines Normalgewichts sowie des darauf fußenden Systems nicht babylonischen sondern viel eher wohl ägyptischen Ursprungs sei, und daß demnach das gesamte klassische Altertum auch Maß und Gewicht wie noch manches andere dem geheimnisreichen Nillande zu danken hätte. In der That deuten alle Spuren in diese Richtung, an den heiligen Nil, wo noch heute Bauwerke und Denkmäler über-

raschende Kunde geben von einer um Jahrtausende zurückliegenden Kultur in geradezu unerreichter Vollendung. Prof. Brugsch gelang es, altägyptische Inschriften aus dem 3. Jahrh. v. Chr. aufzudecken und zu entziffern, welche genauen Aufschluß über Maß und Gewicht gaben und seine Behauptung zur Thatsache erhoben. Wiederholt ist da nämlich von ganz bestimmten Gewichtsmengen der vier oben erwähnten Edelmetalle die Rede, welche genau wie unser Geld gebraucht wurden: man bemaß z. B. danach den von besiegten und unterjochten Fürsten zu entrichtenden Tribut, berechnete Arbeitslöhne und kaufte oder tauschte dafür ein lebende und tote Waren, Äcker, Gärten u. s. w. Diesen Spuren nachzugehen, erwies sich als sehr lehrreich.

Schon auf Darstellungen aus der Zeit der Pyramidenbauten (3500 v. Chr.) erscheint die Standwage in primitivster Gestalt als Mittel zu Gewichtsbestimmungen. Der Wagebalken ruht mit den an beiden Enden herabhängenden Schalen für die Gewichte auf einem aufrechten hölzernen Doppelständer, was unverkennbar an ein lebendes Modell, den Wasserträger, erinnert. Etwa 1500 Jahre später dagegen zeigt die Wage schon eine künstlerische Form, welche die genauesten Angaben bis zum kleinsten Bruchteil des Gewichts ermöglichte. Vom 16. Jahrh. an pflegten die Ägypter den größeren Gewichten die Gestalt lebender Tiere (ganze Figur), den kleineren die von Tierköpfen (Löwen, Rinder 2c.) zu geben. Die Babylonier haben diese Manier also einfach nachgeahmt, nur daß sie auch Vögel als Modelle benutzten, was in Ägypten niemals geschehen ist.

Eingehende Vergleichungen und Untersuchungen an derartigen Stücken, von denen ein abgeplattetes Kugelgewicht mit der Aufschrift: „5 Lot Schatzkammer von Heliopolis“, sich in Forscherkreisen besonderer Berühmtheit erfreut, ergaben für das altägyptische Lot etwa 9,096 gr. Das Zehnfache hiervon (90,96 gr) hieß „Wote“ oder „Uote“ und würde ungefähr unserer Bezeichnung „Pfund“ entsprechen. Bei den alten Hebräern mußte gleichfalls abgewogenes Edelmetall das gemünzte Geld ersetzen, wie der öfter wiederkehrende biblische Ausdruck „jemandem Geld abwägen“ (für bezahlen) verrät. Der Kurswert dieser Metalle nach heutiger Anschauungsweise war bei den einzelnen Völkern ein ganz verschiedener. Das Verhältnis von Gold zu Silber beispielsweise schwankt im Altertum zwischen $13^1/_3:1$ und 10:1, das von Silber zu Kupfer gar von 284:1 bis 48:1, während heut im ersten Falle die Proportion etwa $15^1/_2:1$, im zweiten 90:1 lauten dürfte. Sämtliche antike Gewichtssysteme, das steht unumstößlich fest, sind vom ägyptischen Lot als Einheit ausgegangen, dem das babylonische Minimalgewicht ($^1/_{60}$ Mine, der Schekel) gleichkommt. Man kann also unbedenklich behaupten, daß der Weltverkehr Maß und Gewicht eigentlich jenen roten Linien an den 5000 Jahre alten Pyramiden verdankt, die als ägyptische Ellen zu deuten sind. $^2/_3$ dieser Elle, der Fuß, war für die Dimensionen des Hohlmaßes bestimmend, und letzteres wiederum diente zur Feststellung des Gewichts. Hier gilt demnach vor allem das Wort: kleine Ursachen, große Wirkungen!

A. Stanislas.

Meine Toten.

Früh starb in mir der Glaube
An Menschentreu dahin,
Ihm folgte bald der leichte,
Lenzfrohe Kindersinn;

Dann bettete den Frieden
Der Seele ich zur Ruh —
Auf spätes Glück das Hoffen
Ich legt' es jüngst dazu.

So starb, was einst gewesen,
Was lebte froh und licht,
Willst Du die Grabschrift lesen?
Schau mir ins Angesicht.

Agathe Moyscowicz-Uhlmann.

Randbemerkungen.

Wenn sich Frauen nach Jahren wiedersehen, zählen sie zuerst in der Freude des Wiedersehens ihre durchgemachten Leiden auf.

*

Geselligkeit pflegen ist die Kunst: anderen das zu geben, was man selbst haben will.

*

Der Welt geht es wie so manchen schönen Lokalen — die dort verkehrende Gesellschaft bringt sie in schlechten Ruf.

J. Grebsen.

Inhalt der No. 40.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. Forts. — Beiblatt: Wetternacht. Von Hanna Ehlen. — Eine Toilette vor achtzehnhundert Jahren. Von Adolf Kahle. I. — Unverzagt. Von August Krause. — Die Amerikanerin in England. I. — Der wilde Rosenbusch. Von Gertrud Triepel. — Neue Lyrik. Besprochen von Karl Storck. — Verschiedenes. Von Viktor von Kohlenegg. — Vermischtes. — Meine Toten. Von Agathe Moyscowicz-Uhlmann. — Randbemerkungen. Von J. Grebsen.



Zur Beachtung!



Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 41.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

XII.

Die Antwort, welche Napoleon auf des Königs schriftliche Zurückweisung seines Auftretens erteilte, lautete völlig ungenügend. Ja, mehr als das, sie war höhnisch und verächtlich, und in dem edlen Herzen des Hohenzollern erwachte eine grenzenlose Entrüstung gegen den übermütigen Parvenu! „Ich will mit dem Menschen nichts mehr zu thun haben!“ war seine ganze Antwort, als Lombard und Beyme, Haugwitz' Geschöpfe, den König noch einmal mit Napoleons Handlungsweise auszusöhnen versuchten. Als gleich darauf, Anfang November 1805, der Zar Alexander zum Besuch in Berlin erschien, schloß der König mit ihm ein Bündnis, das am Sarge Friedrichs des Großen mit Schwüren und Umarmungen feierlich besiegelt wurde. Das preußische Heer rückte weiter nach Sachsen vor, und währenddessen reiste Haugwitz noch immer hinter Napoleon her, ohne ihn aufzufinden — vermutlich, weil es ihm doch nachgerade ängstlich wurde, welche Rolle er eigentlich dem Welteroberer gegenüber mit seiner Mission würde zu spielen haben.

In Erfurt, dem Hauptquartier des „General en chef“ Fürsten von Hohenlohe, traf jetzt auch Prinz Louis ein. „Durch seine frühere glorreiche Waffenprobe am Rhein,“*) schreibt sein Vertrauter Nostitz über ihn, „und durch natürliches Übergewicht ragte Prinz Louis über die Ersten des Heeres hervor. Seine Milde jedoch, sein Scherz und seine kameradschaftliche Art begegnete dem Neid und beugte alle Häupter. Ohne schwerfällige Berührung schritt er über die meisten von ihnen und die, bei denen er sich aufhielt, die mußten ihm Freunde sein, wenn er zu ihnen trat, denn seine Gegenwart übte eine siegende Gewalt, wo er sich nur zeigte.“

*) Erstürmung der Zahlbacher Schanzen vor Mainz 1792, wofür er, im Alter von 20 Jahren, zum Generalmajor befördert wurde.

Bei der schlagbereiten, doch immer nur zum Warten verurteilten Armee traf die Kunde der Schlacht von Austerlitz ein, in welcher Napoleon die Kaiser von Rußland und Österreich aufs Haupt geschlagen. Unendliches Entsetzen verbreitete sich, doch um so heißer loderte der Wunsch zum Losschlagen in der Armee empor. „Tantalusqualen“, sagte Prinz Louis immer wieder. Er rückte jetzt mit der Vorhut, aus Preußen und Sachsen bestehend, ins Erzgebirge vor und nahm sein Hauptquartier in Zwickau. Eine belebte Hofhaltung bildete dasselbe den langen, thatenlosen Winter hindurch. Außer seinen Adjutanten und dem Kapellmeister Dussek, die seine stete Umgebung bildeten, gingen Generale und Offiziere aller Waffengattungen bei ihm ein und aus und vereinigten sich an seiner Tafel zu froher, unterhaltender Gesellschaft.

Daneben bildete die Musik auch jetzt die Nahrung seiner Seele, der einzige Freund, der durchs ganze Leben ihm die Treue hielt, wie er selber sagte, und die schönsten seiner Werke komponierte er hier.

„Wir anderen vom Schweif,“ schreibt Nostitz,*) „überließen uns ganz unseren Neigungen, denn der kleine philosophische und absprechende Kleist absorbierte alle Dienstgeschäfte, so daß ich nur ganz von weitem zuschaute und mich allein die persönlichen Beziehungen zum Prinzen vor gänzlicher Nullität retteten. — —

„Ich hing wie ein Jünger griechischer Weltweisen an den Lippen des fürstlichen Meisters, und was ich damals von seinen Bemerkungen, Aussprüchen, Tischreden eilig aufs Papier geworfen hatte, würde als Beleg und teure Reliquie seines scharfen, tiefen und edlen Geistes dienen, wäre nicht die Sammlung im Sturme der Zeiten mit meinen anderen Skripturen untergegangen.“

*) Tagebuch.

Unterdessen hatte Napoleon nach dem Austerlitzer Siege den armen, herumirrenden Haugwitz endlich vor sein Angesicht treten lassen, ihm gedroht, geschmeichelt, und so mit leichter Mühe, unter schmählichen Bedingungen mit Preußen ein Schutz- und Trutzbündnis abgeschlossen.

Ein wenig beschämt durch diesen unerwarteten Erfolg seiner Sendung trat Haugwitz zögernd und langsam die Rückreise an, um seinem Allerhöchsten Gebieter persönlich und mit den nötigen Entschuldigungen das trostlose Ergebnis zu unterbreiten.

Eine unbeschreibliche Wut und Erbitterung ging durch alle Herzen, welche für des Vaterlandes Ehre schlugen. Das kampfbereite Heer ward zurückberufen und bezog grollend, in ohnmächtiger Wut seine Friedensgarnisonen.

Spät am Abend eines Februartages traf Prinz Louis zu Berlin in seiner Wohnung ein. Stürmischen Schrittes eilte er die Treppe hinan, ohne um sich zu blicken, ohne einen der ihn Erwartenden zu beachten. Er verschwand in seinem Zimmer und schloß die Thür hinter sich ab. Mit kummervoller Miene lauschte der alte François, sein Kammerdiener, stundenlang an der verschlossenen Pforte. Er wünschte seinem Herrn einen Imbiß anzurichten, ihn zu entkleiden für die Nachtruhe — doch der schien ihn vergessen zu haben, wie er Schlafen, Essen und Trinken vergaß. Ruhelos wanderte er auf und ab in dem weiten Gemach, in heißem Kampfe mit seinen aufbrausenden Gefühlen. O dies Bewußtsein der Schmach! Er trug es nicht nur als einer aus dem an seiner Ehre gekränkten Volke, als einer der Kriegsdurstigen, die das halbgezogene Schwert in die Scheide zurückstoßen und sich wenden mußten zu ruhmloser Heimkehr. Nein — er fühlte die Schmach des ganzen Preußenlandes vereinigt auf seinem Haupte brennen, sein schmerzzerrissenes Herz unter der Last zusammenbrechen. Er, ein Hohenzoller, den Prinz Heinrich, der „Feldherr ohne Fehle", erzogen, damit er ein geistiger Nachkomme Friedrichs des Einzigen werde!

Ganz allmählich erst wurde er ruhiger, warf sich auf sein Lager und drückte still den Kopf in beide Arme, wartend, ob ein milder Schlummer das ungestüme Herz zur Ruhe wiegen möchte.

Es war sehr spät am Vormittage, als er den Riegel zurückschob und nach François klingelte. Den ganzen Tag blieb er still in seinen Zimmern, unmöglich schien es ihm, sich den Blicken jener Menschen auszusetzen, die bei seinem Ausmarsch ihm zugejauchzt als dem Helden und Erretter des Vaterlandes.

Am Abend erst, bei hereingebrochener Dunkelheit, befahl er einen verschlossenen Wagen und fuhr allein durch die Straßen dem Palais seiner Eltern zu. Als er sich dem Hause des Ministers Grafen Harbenberg näherte, traf eigentümlich wüster Lärm sein Ohr. Ein Volkshaufe scharte sich zusammen, der durch sein Gedränge den Wagen am Weiterfahren hinderte.

„Das sind königliche Livreen, das ist der Jäger des Prinzen Louis!" riefen Stimmen aus der Menge, und verwundert beugte sich der Prinz aus dem Wagenfenster. Der Schein einer Laterne beleuchtete grell sein Gesicht, welches die Soldaten als das ihres Lieblingshelden, ihres Schlachtengottes erkannten. Ein Gebrüll erhob sich, „Prinz Louis hoch! Prinz Louis soll leben! Unser Held, unser Befreier! Prinz Louis gehört zu uns, er darf uns nicht im Stich lassen!" Der Wagenschlag wurde stürmisch geöffnet. Mit Entsetzen erkannte der Prinz Offiziersuniformen der Garde du Corps und Husaren unter der Menge. Hastig verließ er den Wagen.

„Meine Herren, um Gottes willen, was thun Sie hier! Ruhe vor allen Dingen! Gedenken Sie Ihrer Uniform, Ihres Eides —"

„Wir gedenken unseres Eides, Königliche Hoheit — wir thun nichts Böses — wir haben dem Grafen Hardenberg ein Ständchen gebracht, und nun wollen wir —"

„Nichts weiter, es ist gut — nun gehen Sie nach Hause, ich beschwöre Sie!"

„Nichts da, wir lassen Sie nicht fort, gnädigster Herr, schützen Sie das Vaterland," riefen wieder die Stimmen aus der Menge.

Prinz Louis aber schob entschlossen einen Husarenoffizier zur Seite, der vor ihm stand, und verschwand eiligen Schrittes im Dunkel des Gewühles. Zu Fuß legte er den Weg bis zum Palais seines Vaters zurück. Dieser hatte sich bereits zur Ruhe begeben — Prinzessin Ferdinand, die Mutter, aber war in ihrem Salon, wo sie den Sohn erwartete. Prinz August und Fürstin Radziwill, ihre Tochter, waren schon bei ihr. Prinz August, auch einer der ruhmlos heimgekehrten Krieger, fand sich durch dieses Schicksal verstimmt und gereizt, doch nicht viel mehr als das. Fürstin Luise aber trat ihrem Lieblingsbruder mit Thränen in den Augen entgegen. Sie las in seinem bekümmerten Herzen wie in einem aufgeschlagenen Buch, und litt mit ihm von ganzer Seele.

Prinzessin Ferdinand konnte einen Vorwurf nicht unterdrücken, daß ihr Sohn erst jetzt käme, die Mutter nach der langen Trennung zu begrüßen, da er doch schon vergangene Nacht in Berlin eingetroffen.

Prinz Louis antwortete nicht darauf. Er nahm den Sessel in ihrer Nähe, den sie ihm angewiesen, stützte den Arm auf sein Knie und verdeckte die Augen mit der Hand. Vorwürfe anzuhören, heute — auch das noch?

Fürstin Luise, die liebreiche Schwester, beugte sich über ihn und küßte seine Schläfe und sein duftiges Haar.

„Ein stillschweigender Protest gegen meinen ungerechten Vorwurf!" bemerkte die alte Prinzessin lächelnd. „Sei gut, mein Louis, ich weiß, Dein Herz ist schwer, und Dein Auge sieht trübe in die Zukunft!"

Prinz Louis schaute auf. Er ergriff die Hand, welche seine Mutter ihm gütig hinreichte, und zog sie voll Ehrerbietung an die Lippen.

„Nicht nur trübe, hoffnungslos sehe ich in die Zukunft! O, meine verehrte Mutter, Sie sind ein Mitglied unseres Königshauses wie ich, wir sind es alle vier, ich kann mich ungehindert aussprechen! Ich glaube nicht an den Sieg unserer guten Sache! Die Armee Friedrichs des Großen ist nicht mehr, was sie

war, nicht, was sie sein muß, um den Siegesscharen Napoleons gegenüber zu treten. Das Selbstbewußtsein ihrer Führer entspricht nicht ihrem Können, noch ihrer Tüchtigkeit, die Siegesgewißheit, die ich überall gefunden, nicht den Schäden und Mängeln, die mir schreiend an allen Ecken und Enden entgegentraten!"

„Louis, wie kannst Du das sagen!" mahnte Prinz August. „Du siehst zu schwarz! Wo auf Erden giebt es denn eine Armee, die der unsrigen gleichkommt!"

Prinz Louis Ferdinand antwortete nicht. Das Herz that ihm buchstäblich weh bei den Worten seines Bruders, denen er nicht beistimmen konnte und die ihm deshalb wie ein Hohn erschienen.

„Ich muß dem beipflichten," nahm Prinzeß Ferdinand wieder das Wort. „Du siehst zu schwarz, mein Sohn! Du, der Neffe unseres großen Friedrich, solltest solchen Kleinmut aus Deiner Seele verbannen, solltest zu seiner Armee und ihren Heerführern größeres Vertrauen haben. Du wirst anders sprechen, mein junger Feldherr," fügte sie mit einem Lächeln mütterlichen Stolzes hinzu, „wenn Du ruhmgekrönt aus siegreichem Feldzuge zu mir zurückkehrst!"

„Und wenn der Feldzug nicht siegreich wird?" fragte Fürstin Luise mit herber Betonung. „Was dann?"

„Was dann?" Prinz Ludwig blickte auf, in ihre Augen. In den seinen flimmerte es wie Fieberglut. „Dann wolle Gott dem Vaterlande gnädig sein! Ich — überlebe das nicht!"

Die Schwester lehnte sich in den Sessel zurück und schloß für einen Moment die Augen, als graute ihr vor dem Zukunftsbilde. „Und Du meinst nicht," fragte sie fast vorwurfsvoll, „daß dann gerade das Vaterland Deiner am dringendsten bedürfen würde, Louis? Wenn es vom Glück verlassen ist, müssen dann nicht seine Helden aufrecht stehen bleiben und mit letzter Kraft ihm dienen?"

„Bis in den Tod, ja — und mit ganzer Seele," erwiderte er glühend. „Doch ich habe ihm noch niemals recht dienen können! Und es wird mir auch fernerhin nicht vergönnt sein! In der Schlacht, ja, so Gott mir gnädig sein wolle! Wo ich handeln darf auf eigene Verantwortung und aus eigener Kraft. Sonst aber — sind mir nicht überall die Hände gebunden? Zu nah am Thron, um meiner Bewegungen Herr zu sein, zu fern dem Thron, um ihm mit meinem Einfluß nahen zu dürfen, durch Eifersucht und Mißtrauen ferngehalten, so habe ich meine fürstliche Geburt mein Leben lang nur als eine Kette empfunden!"

„Die Idee ist mir unverständlich!" schaltete Prinz August trocken ein.

„Mir wenigstens klingt sie sehr betrübend!" fügte die Prinzessin-Mutter hinzu. „Es liegt auch ein Irrtum darin, Louis. Gieb dem heiligen Glühen Deines Herzens keinen falschen Namen. Du könntest niemals ganz das sein, was Du bist, wärest Du nicht der Abkömmling eines so großen Heldengeschlechtes, wie es das preußische Königshaus ist!"

„Ich will Ihnen nicht widersprechen, teure Mutter," erwiderte Prinz Louis. „Doch meine ich, in anderer Stellung und Lebenslage hätte ich die Gaben, die mir angeboren sind, besser verwerten können. Ein Regiment zu exerzieren jahraus, jahrein, das ist keine Lebensaufgabe für mich. Und drüber hinaus gönnte man mir nicht einen Schritt! Für einen preußischen Prinzen giebt es keine Bewegungsfreiheit. Die härtesten Fesseln überall, wie ich schon sagte: Eifersucht und Mißtrauen!" Er sprang auf und durchmaß das Zimmer mit heftigen Schritten. Dann, wie erschöpft, sank er in den Sessel zurück.

„So haben sie meine Seele eingeschläfert," fuhr er wie zu sich selber redend fort, „und warfen mit Steinen auf mich, wenn ihr Selbsterhaltungstrieb sie wachrütteln wollte, indem sie sich in Thorheit und Leidenschaften stürzte! Und so wird es bleiben! Keine Besserung zu hoffen!"

„Doch!" sagte Luise mit Betonung. „Wenn endlich der Krieg ausbricht, so werden wir sehen, daß Deine Seele sich nicht einschläfern ließ, sie wird ihre Schwingen ausbreiten im Adlerflug und unsere Heere aufs neue siegen lehren!"

Prinz Ludwig sah sie an. In seinen Augen brannte eine düstere Flamme. „Oder vielmehr: Wenn Preußen ein Reis seines Königsstammes braucht als Totenopfer für seine Freiheit und Größe — dann soll es mich bereit finden!"

Er schwieg und die anderen mit ihm. Die Mutter war schmerzbewegt durch seine Worte. Fürstin Luise aber fühlte in tiefem Leid mit ihm den Schmerz und stolzen Todesmut, der seine Brust erfüllte.

Prinz August hielt es für angezeigt, dem Gespräch eine leichtere Wendung zu geben. Er fragte seinen Bruder, ob er auf der Herfahrt Lärm vernommen, die Straßen hätten ihm einen unruhigen Eindruck gemacht. Prinz Louis erzählte kurz, was er vor Hardenbergs Hause erlebt.

„Hardenberg ein Vivat gebracht," wiederholte Fürstin Radziwill, „dann wird doch auch Haugwitz sein Pereat bekommen haben! Glaubst Du, daß sie schon von dort kamen, oder vielleicht jetzt vor seinen Fenstern stehen und ihm Schmeicheleien zurufen?"

„Mon Dieu, das will ich nicht annehmen —" Prinz Louis erinnerte sich mit Schreck des Rufes: „wir haben Hardenberg ein Ständchen gebracht und nun wollen wir —" ja was? Luise mochte recht haben. „Das wäre mir sehr fatal! Ich will noch heute abend Ordorf ausschicken, er soll sich erkundigen!"

Die Nachricht, welche Ordorf zu später Nachtstunde seinem Gebieter überbrachte, war keineswegs erfreulich. Es hatte vor dem Hause des Grafen Haugwitz ein entsetzlicher Lärm stattgefunden, der sich ungebührlich lange ausgedehnt. Ein Offizier oder Kornett der Gödingschen Husaren und ein Schüler hatten Steine nach den Fenstern des Verhaßten geworfen, welchem Beispiel die Menge alsbald gefolgt war.

Im Laufe des nächsten Tages besuchten Fürst Radziwill und Prinz August den Bruder. Sie brachten die Nachricht, daß der Vorfall des gestrigen Abends bereits allgemein bekannt und auch dem Könige zur Kenntnis gebracht wäre. Und zwar mit

dem Vermerk, daß Prinz Louis als Urheber genannt sei, sowohl der Ovationen für Hardenberg als der Insulten gegen Haugwitz.

„Cela va sans dire!“ war des Prinzen ganze Entgegnung. Dann aber warf er sich in das Polster zurück und hell auflachend schlug er seine Hand über die Augen. „Als einen Rebellen werden sie mich noch brandmarken, das wird wohl die nächste Folge sein!“

Bruder und Schwager wechselten einen Blick miteinander. Ja, es wurden ihm nicht nur rebellische Gelüste untergeschoben, sondern auch Reden und Thaten bereits. Doch wozu das „löwenkranke“ Herz auch damit noch verwunden. „Ich kann ja bezeugen, daß es alles Verleumdung ist!“ sagte Prinz August beschwichtigend. „Ich habe Dich gestern gesehen und gesprochen zur selben Zeit als das geschah! Ich werde versuchen, gelegentlich beim Könige —“

„Dank Dir, lieber Junge! Es wird nicht viel nützen! Ob die Königin —“ er stockte.

„Dafür laß Luise sorgen!“ unterbrach ihn schnell der Fürst. „Die Königin ist niemals geneigt, Dir zu mißtrauen!“

Als die beiden ihn verlassen, kam Nostitz. Er wußte bereits alles, und der Prinz besprach sich eingehend mit dem Vertrauten.

„Es ärgert mich zu sehr, daß ich nicht dabei war!“ grollte dieser. „Königliche Hoheit sollten sich jetzt gar nicht ohne Ihren Schildknappen hinausbegeben. Das Augenmerk des ganzen Volkes ist auf Sie gerichtet! Bei dieser aufgeregten Stimmung kann durch Ihr Erscheinen überall Unruhe hervorgerufen werden. Dann ist es gut, wenn jemand zugegen war, der feststellen kann, wie's zugegangen ist!“

„Und der auch mich gleichzeitig ein wenig in Ordnung hält! Wollten Sie das nicht sagen, Nostitz?“

„Nein, mein gnädigster Herr! das wollte ich ganz und gar nicht sagen!“ erwiderte Nostitz gereizt.

Der Prinz lachte. „Sei doch nicht feindlich, Karl! Du am Ende traust es mir nicht zu, daß ich zu meinem Privatvergnügen Haugwitz die Fenster einwerfen lasse! Darauf rechne ich ja noch!“

Es war eine bekannte Gewohnheit des jungen Herrn, diejenigen, welche ihm innerlich nahe standen, zuweilen mit Du anzureden. Da es aber nur diesen wiederfuhr, so fühlten sie sich immer angenehm berührt. Selbst dem alten Blücher erging es nicht anders.

„Weißt Du übrigens,“ fuhr Prinz Louis fort, „wer der Husarenlieutenant gewesen ist, der den Fensterscheiben-Eclat pecciert hat?“

„Nein, ich weiß es nicht und bitte, daß Königliche Hoheit mir erlauben, meine etwaigen Vermutungen für mich zu behalten!“

„Ich erlaube es Dir, denn ich glaube, ich habe dieselben wie Du! Veranlasse doch bitte, daß Rochlitz heute abend bei Dunkelheit zu mir kommt!“

Hasso Rochlitz erschien zum befohlenen Zeitpunkt. Der freie, selbstbewußte Ausdruck, mit welchem er dem Prinzen gegenüber trat, deutete auf ein zufriedenes Gewissen hin.

„Rochlitz, wissen Sie, wer der Offizier Ihres Regiments war, der gestern abend den ersten Steinwurf gegen die Fenster des Grafen Haugwitz ausführte?“ redete der Prinz ihn an.

Über Hassos Gesicht blitzte es wie stolze Siegesfreude. „Zu Befehl, Königliche Hoheit —“

„Still!“ mit einer raschen Handbewegung schnitt der hohe Herr gleichsam die Antwort ab. Er sah deutlich genug, daß er den Missethäter vor sich hatte, und daß dieser sich im Bewußtsein einer Heldenthat sonnte.

„Weiß es noch jemand außer Ihnen?“ fragte er wieder. Auf seiner Stirn zeigte sich eine strenge Falte, die Hasso noch niemals dort gesehen. Seine Zuversicht sank um einige Grad. „Nein, Königliche Hoheit, das glaube ich nicht!“

„Gut, dann wünsche ich auch nicht, daß es jemand erfährt. Auch ich selber will es nicht wissen. Man hat bereits Seiner Majestät dem Könige berichtet, daß ich der Urheber dieses Unfuges sei! — Es wäre mir nicht angenehm, wenn dieses Gerücht an Wahrscheinlichkeit dadurch gewönne, daß man den Thäter solchen Streiches als einen erkennte, den ich in mein Haus und in meinen Verkehrskreis gezogen!“

Von Hassos Antlitz war alle Farbe gewichen, sein Atem ging schwer. Das freilich hatte er nimmermehr gewollt, noch geahnt. Nicht nur erzürnt hatte er den angebeteten fürstlichen Herrn, auch geschädigt hatte er ihn, der Verleumdung preisgegeben. Und das ohne allen Zweck und Grund, nur dem wilden Hange zu tollen Knabenstreichen folgend, der wie eine zweite Natur ihn beherrschte. Er sah wohl, es war nicht einerlei, ob man zu Haus der Mamsell Christiane die Fenster einwarf, oder hier dem Minister Haugwitz. Und obenein war dies letztere mit einem so stolzen Gefühl der Genugthuung verbunden gewesen — —

„Hat man in Ihrem Regiment Recherchen über die Sache angestellt?“ fragte der Prinz wieder.

„Nein, Königliche Hoheit! Und wahrscheinlich wird es auch nicht geschehen!“

„Woher glauben Sie das?“

„Der Regimentsadjutant L'Estocq sagte es heut in meiner Gegenwart zu dem von Rheinbaben und von Münster, die auch dort waren. Nur wenn Seine Majestät extra eine Untersuchung befehlen sollten!“

„So hoffen wir, daß das nicht geschehen wird! Zum Ruhme dürfte dem Thäter diese tour de gamin ohnehin nicht gereichen! Ich hoffe, Sie haben mich verstanden, mein lieber Rochlitz!“

In tiefer Beschämung nahm Hasso diesen scharfen Verweis entgegen. Er durfte ja nicht sagen, wie leid ihm seine Thorheit war. Deutlich aber sprach der flehende Blick es aus, den er zu dem Prinzen aufschlug. Dieser betrachtete ihn sekundenlang und sein menschlich fühlendes Herz ward davon gerührt.

„Nun gehen Sie nach Haus, mein Junge, und thun Sie Ihren Dienst,“ fuhr er in milderem Tone fort. „Und lassen Sie mich stets von Ihnen hören, daß Sie ein — ‚Taugenichts‘ sind, der höchstens

einmal seinen eigenen Ruf schädigt, aber nie die Ehre der Uniform, die er trägt!"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit!" war Hassos leise Antwort. Doch sie klang wie ein Gelübde. Gütig entließ ihn der Prinz.

XIII.

Im Berliner Tiergarten hielt der Frühling seinen Einzug mit grün aufknospendem Schmuck der Bäume und des Rasens, mit Vogelgesang und süßberauschendem Blütenduft. Ob es auch in Reckentin schon Frühling ward? Die Frage zog sehnsüchtig durch Hassos Herz. Einsam wanderte er durch den Tiergarten dahin. Sein Schleppsäbel schlug klirrend hin und wieder auf einen Stein im Wege.

Wie breit in den Schultern er geworden war, nicht sehr groß, doch biegsam und stählern. Tadellos saß ihm der pelzverbrämte, dunkelrote Schnürenrock. Das Gesicht erschien nicht mehr so dürftig und klein, das Haar nachgedunkelt. Nur der für sein Alter ungewöhnlich volle Schnurrbart zeigte noch die rötliche Schattierung, die seiner Pflegemutter einst so unangenehm gewesen. Selbst diese hätte sich jetzt beim besten Willen nicht mehr über seine Häßlichkeit aufregen können.

Diese Betrachtung stellte der elegante Gendarmes-Offizier an, der einen Seitenweg daherkam und den in Gedanken Versunkenen beobachtete. Endlich, in seiner unmittelbaren Nähe angelangt, rief er ihm ein etwas gereiztes Halt entgegen. „Hasso, bist Du denn im Traum, siehst und hörst nicht, was um Dich vorgeht! Denn absichtlich wolltest Du mich doch wohl nicht für Luft ansehen, hoffe ich!"

„Hilmar — entschuldige! Ich war in Gedanken!"

„Ja, das bemerkte ich! Aber wo rennst Du denn hin? Komm mit mir, mein Weg hat ein Ziel, das Dich interessieren wird!"

„Nein, danke, Hilmar, ich kann nicht! Ein andermal!"

„Weshalb nicht? Hast Du Dienst?"

„Nein, eine Einladung! Einen Befehl vielmehr!"

„Zum Kuckuck, Mensch, laß die Geheimniskrämerei, ich habe nicht Lust, Dir jedes Wort abzufragen. Wohin bist Du eingeladen?"

„Nach Moabit!"

„Moabit — zu wem?"

„Aber Hilmar, Du brauchst mich ja gar nicht zu fragen," lachte Hasso. „Wenn ich nur einsilbige Antworten geben mag, was kann ich dafür, wenn Du so neugierig bist!"

„Ganz egal — ich muß wissen, zu wem Du gehst — für wen Du Deine erste Garnitur angezogen hast! Wer ist in Moabit?"

Hasso zögerte eigensinnig noch einen Moment, dann aber sagte er: „In Moabit ist das Sommerhäuschen des Prinzen Louis!"

„Und dorthin bist Du befohlen?"

„Ja!"

Hilmar verstummte und eine Wolke ging über sein Gesicht. Er hatte keine Erklärung dafür, daß dieser Knabe, dieser Neuling in der Gesellschaft, ein- und ausgehen durfte in des vergötterten Kriegshelden Hause, dessen Pforten sich ihm, dem eleganten Gardeoffizier noch niemals geöffnet hatten. Er gönnte sonst seinem Pflegebruder alles Gute, ja wie er meinte, das Beste von der Welt. Aber diese unerhörte Auszeichnung vor ihm, vor so vielen Würdigeren, nein, die gönnte er ihm nicht!

„Darf ich mir die Frage erlauben," begann Hilmar nach längerer Pause ablenkend, „ob Du diese vielen Uniformen schon bezahlt hast, die der Umgang im prinzlichen Palais Dich kostet? Und die teuren Pferde, welche Du jetzt zu reiten pflegst, wahrscheinlich den Jagden in Schricke zu Ehren?"

„Entschuldige, Hilmar," erwiderte Hasso kühl, „ich sehe nicht ein, warum Du Dir die Frage erlauben darfst!"

„Das heißt also mit anderen Worten, sie sind nicht bezahlt! Und mein Vater kann sich auf eine hübsche Schuldensumme gefaßt machen, die eines Tages von ihm eingefordert werden wird," gab Hilmar scharf zurück.

Ein Gefühl der Entrüstung stieg in Hasso auf. Noch niemals hatte sein Bruder so mit ihm gesprochen. „Das glaubst Du ja selber nicht," sagte er kurz und schroff, doch weiter nichts. Er kannte den anderen und wußte, daß eine Art von Neid oder Eifersucht aus ihm sprach, darum that er ihm leid.

„Ich würde Dir alles glauben," rief Hilmar heftig, „wenn Du mir nicht überhaupt Dein Vertrauen entzögest und Deine eigenen Wege gingest, als wäre ich nicht mehr auf der Welt!"

Mit einem stumm-beredten Blick sah Hasso ihn an. Das war so ganz das alte bekannte Hasso-Gesicht, welches sich so unzählig oft mit unausgesprochener Bitte an das brüderliche Herz gewandt. So erkannte Hilmar ihn wieder. Und mit der alten Zuneigung regte sich das bessere Empfinden bei ihm. Er ließ das peinliche Thema fallen.

„Ich will nun übrigens weniger spröde sein als Du und Dir erzählen, wo ich hingehe und Dich mitnehmen wollte, wenn Du nicht unterdes zum Hofmann geworden wärest. Zu Onkel Ruprecht gehe ich."

Hasso sah ihn verständnislos an. „Zu Onkel Ruprecht? Hier in Berlin?"

„Ja, weißt Du nicht, daß Onkel Ruprecht jetzt hierhergezogen ist?"

„Keine Ahnung! Woher soll ich das wissen? Ist es wirklich wahr?"

„Ja sicher! Professor Fichte ist jetzt hier, und da hielt's den guten Ohm nicht länger auf dem alten Hofe. — Was das eigentlich für ein Meergreis ist, dieser Herr Fichte und was der Ohm an ihm gefressen hat, davon habe ich keinen Schimmer. Genug, dieser ist nun hier, und das ist mir die Hauptsache."

„Und Lotte mit?"

„Natürlich doch! Potz Blitz, denkst Du, ich würde um den Ohm Ruprecht mit seinem verräucherten Pelzrock in Aufregung geraten und mich darum

echauffieren, ob er hier oder im Pfefferlande Logis nähme?" Seine blauen Augen blitzten in glückseligem Übermut bei diesen Worten.

Hasso schwieg. Seit Wochen war Lotte schon in seiner Nähe und nahm sich nicht einmal die Mühe, es ihn wissen zu lassen. So wenig verlangte sie danach, ihn wiederzusehen.

„Lotte wird sich übrigens wundern, daß Du noch nicht bei ihr warst," bemerkte Hilmar noch zum Überfluß.

Hasso zuckte die Achseln. „Hätte sie mir ihr Hiersein mitgeteilt, so würde sich kein Grund zum Verwundern geboten haben."

„Warum kommst Du doch niemals zu mir!" zürnte Hilmar, sich gegen den Vorwurf wehrend.

„Ich werde Dich nächstens besuchen, vielleicht morgen schon. Adieu, Hilmar, ich muß jetzt gehen."

„Soll ich Lotte von Dir grüßen?"

„Danke —" das Nein verschluckte Hasso und ging rasch weiter. An der nächsten Wegecke begegnete er Nostitz, dem schlanken Riesen in Gendarmes-Uniform.

„Guten Abend, Rochlitz, wohin des Weges?" rief ihm dieser entgegen. „Nach dem Sommerhäuschen an der Spree? Charmant, da gehen wir zusammen. War das nicht übrigens einer meiner Regimentskameraden, mit dem Sie da eben Unterhaltung pflogen?"

„Jawohl, mein Vetter."

Nostitz streifte den Husarenlieutenant mit einem Seitenblick. „Sagen Sie, Hasso, warum sind Sie eigentlich nicht auch bei meinem Regiment eingetreten?"

„Wissen Sie das nicht?" fragte Hasso lächelnd zurück. „Seine Eltern wünschten nicht, daß ich unwürdiges Subjekt ihm durch mein Vorhandensein die Stellung im Offizierkorps verderben möchte. Ich nehme an, daß Sie das erklärlich finden werden."

Nostitz stieß mit seinem Pallasch auf den Boden, daß es klirrte. „Bomben und Granaten — — Nun, wissen Sie, dann hätte Hilmar sich lieber anderswohin verfügen sollen und Sie uns überlassen, das ist meine Ansicht von der Sache."

„Dieselbe ist für mich sehr schmeichelhaft," bemerkte Hasso, „doch weniger für meinen Vetter. Mögen Sie ihn nicht, Nostitz?"

„Wenn Sie mich fragen, nein! Er ist Salonmensch, ganz und gar, kein Soldat. Geht mich ja nichts an, aber ich liebe das nicht. Sie dagegen — was man so sagt — nun, im übrigen passen Sie auch besser zum Husaren, als zum Kürassier. Unser gnädigster Herr findet das auch."

„Nun, dann ist ja alles erfüllt," bestätigte Hasso lächelnd. „Seit wann ist denn der Prinz von Schricke zurück? Er kann nicht lange dort gewesen sein?"

„Nein, nur kurze Zeit," berichtete Nostitz, „und diesmal ganz allein. Ich las einen rührenden Brief an Madame Wiesel, in dem er ihr sein Einsiedlerleben beschreibt. Um sieben Uhr ausgeritten, nachher auf Jagd, bis neun Uhr in die Brücher, wie er sich ausdrückt, um Schnepfen und Bekassinen zu schießen. Dann diniert und schließlich höchst ermüdet zu Bett gegangen. Das ist sein Tageslauf, wie er ihn liebt und wie er ihm zuweilen notwendig ist. Mir ward unterdes der ehrenvolle Auftrag, das Moabiter Häuschen zu kaufen und nach dem Geschmack der Madame Wiesel einzurichten." *)

„Da bin ich ja doppelt neugierig," meinte Hasso. „Es ist wunderbar, Nostitz, wie ausgezeichnet gut Sie zu Ihrem Herrn passen. Ihm überall gewachsen und nirgend überlegen, ihn nie übersehend und doch voll Verständnis für ihn. Ganz geeignet, ihm Schildknappe und Freund zugleich zu sein. — Woher hat der Prinz Sie so gut gekannt, um diese Wahl zu treffen?"

„Er hat mich gar nicht gekannt, als er mich wählte," erwiderte Nostitz. „Aber jetzt, glaube ich, kennt er mich besser als irgend ein Mensch auf der Welt. Nie werde ich den Abend vergessen, als ich zum ersten Mal an seinem Tische saß. Es war in jenen Tagen, wo wir alle die Mobilmachung erwarteten, und er war so strahlend vor Freude in dem Gedanken, wie ich ihn nie sonst gesehen. Fürst Radziwill saß neben ihm, die beiden Schwäger stießen an auf einen fröhlichen, frischen Krieg. ‚Wir wollen uns mit Ehren betragen', sagte unser Prinz, ich hör' ihn noch. ‚Der Erfolg ist aber nicht leicht, darum muß alles dran, und einer für den andern stehen!' Und dann wandte er sich zu mir —" der Erzähler stockte.

„Bitte weiter, was sagte er?" mahnte Hasso.

„Er sagte: ‚Nun Nostitz, ich hoffe eine gute Wahl an Ihnen gemacht zu haben! Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein, auf den ich in allen Fällen zählen kann!' — Ich trat zu ihm, um ihm zu danken. Da umarmte er mich. Und dieser Augenblick machte mich ihm unterthänig auf Leben und Tod." **)

* * *

In Moabit, abseits von dem Getriebe der großen Stadt, malerisch am Ufer der Spree, im Schatten blühender Kastanien, lag das kleine Landhaus, welches der Prinz für seine schöne Freundin Pauline Wiesel hatte herrichten lassen. Äußerlich unscheinbar, wie ein zierliches Bauernhäuschen, innen ein Feennest an Schönheit und Luxus, eine glänzende Fassung, würdig diesen Karfunkel zu umschließen.

Da ruhte sie, in einem tiefen Sessel hingestreckt, durch die offene Glasthür hinausschauend auf die langsam vorüberfließenden Wasser der Spree, auf die lichtgrünen Bäume des Tiergartens am jenseitigen Ufer.

Das weiße, antike Gewand, das sie trug, durch einen goldenen Gürtel zusammengehalten, schien ihre Schönheit nur zu verhüllen, um sie desto besser zur Geltung bringen zu können. Das blonde, goldflimmernde Haar war gleichfalls nach Art der Antike geordnet. Wie eine Göttin war sie anzuschauen aus der

*) Büchner, Briefe des Prinzen Louis Ferdinand.
**) Wörtlich, Nostitz' Tagebuch.

schönheitsfrohen Griechenzeit — doch voll warmen, blühenden Lebens. Es war kein Wunder zu nennen, wenn der schönste der Fürstensöhne zu ihren Füßen die ganze übrige Welt vergaß.

Er saß neben ihr, ein wenig seitab, den Blick ihr zugewandt mit gespannt erregtem Ausdruck. Sie aber schaute ihn nicht an. Unverwandt ruhte ihr Auge auf dem eintönigen Frühlingsbilde draußen, und um ihre purpurrote Lippen zuckte es wie von unterdrücktem Weinen. Es sah wiederum aus, als brächte dieses Liebesglück nicht eitel selige Stunden. Auf der Stirn des jungen Kriegsgottes lagerte eine Wolke, die auf Gewitter deutete, auf ein schon vorübergebraustes, das aber dennoch nicht alles Gewölk mit hinweggeräumt. Etwas von Groll lag noch in dem Blick, mit dem er sie betrachtete.

„Wenn ich mich doch nicht immer zur Heftigkeit reizen ließe," begann er endlich gepreßt, „es ist so thöricht, da ich ja doch weiß, daß es Dir Freude macht, mich zu quälen! Diese Scenen haben aber das Üble, daß sie alles schöne, große Gefühl in mir zurückschrecken, und in der Gegenwirkung auch in Dir!"*)

Pauline wandte rasch den Blick ihm zu — aus großen, tiefdunklen Augen, einen kalten, trotzigen Blick — und eigensinniger noch als zuvor hob sich die volle Unterlippe. Ein Zucken ging um seine Augen. Doch allmählich milderte sich der Groll darin und der dunkle Schatten der Schwermut breitete sich über die blauen Tiefen.

„Pauline, es steht Dir schlecht an, eifersüchtig zu sein!" sagte er weicher als vorhin. „Du weißt ja doch, daß Du die einzige bist auf der ganzen Welt! Beurteile mich nicht falsch, die erbärmlichen ‚bonnes fortunes' sind für mich nicht reizend! Oft wünschte ich, nie mehr als ein Weib im Leben geliebt zu haben!"

Sie zuckte wie in Geringschätzung die Schultern. „Das wäre doch schade um alle die berühmten Abenteuer des galanten Prinzen! Wie sagt doch Leporello — im ganzen tausend und drei! Schade selbst um die interessanten Abwechselungen, die auch jetzt nicht ausbleiben — —"

„Pauline, sag' das nicht noch einmal!" gebot er ruhig und fest, und nur das Flimmern in seinem Blick deutete abermals auf unterdrücktes Zorngewitter hin. „Geliebte, verbanne doch diese erbärmliche, kleine Ansicht von meinem Charakter. Die Farbe, das Kolorit, das meine Handlungen tragen, ist, weil es andern gleicht, nicht dasselbe wie jene! Ich habe so hohe, heilige Begriffe von der Liebe, daß sie Dir und manchen andern vielleicht unbegreiflich scheinen würden. Die herben Erfahrungen des Lebens haben mein Herz nicht erkaltet, nicht abgestumpft gegen diese himmlische Poesie des Lebens! Sie allein begreift das Glück in sich!"

„Ein schönes Glück, das ich genieße!"**) kam es noch immer trotzig, doch schon zaghafter von den Lippen der Schönen. Immer noch schaute sie hinaus, an ihm vorüber. Er schüttelte leise den Kopf.

*) Alle Äußerungen des Prinzen in dieser ganzen Scene wörtlich seinen Briefen entnommen.

**) Paulines eigene Worte.

„Bei Gott, Pauline, Du kennst mich nicht, wenn Dich wirklich der Gedanke beherrscht, daß ich Frauen leicht liebe, daß der Wunsch nach Besitz stets rege in mir sei!" Er unterbrach sich durch eine ungeduldige Bewegung. „Gewiß, ich liebe die Frauen! Ich finde etwas Sanftes, Angenehmes in ihrer Gesellschaft! Rahels Freundschaft zum Beispiel hat einen Charakter, der viel süßer ist als alles übrige! Ich fühle das lebhaft! Der Männer Freundschaft ist so selten, so ungenügend! Ich finde es angenehm, mit Frauen umzugehen! — Aber Dich, Süße, Dich liebe ich! Du weißt es ja, ich bin bestimmt, Dich zu lieben!" Der Klang seiner Stimme war tiefer geworden, wie der einer Saite, die voller und mächtiger in der Kraft ureigenen Empfindens ertönt. Er drang ihr tief, unwiderstehlich zum Herzen, und eine Thräne löste sich von den dunklen Wimpern.

Prinz Louis schlang den Arm um ihren Nacken, so daß seine Hand ihr Kinn umfaßte und leise das gesenkte Haupt emporrichtete. So küßte er zart die schimmernden Tropfen von ihren Wimpern fort. Nicht länger vermochte Pauline dem unaussprechlichen Zauber seines Wesens zu widerstehen. Tiefer senkte sie das Haupt. Ihr Antlitz verbarg sich in seiner Handfläche und ihre bebenden Lippen berührten zärtlich, kaum merkbar die schlanken Finger dieser großmütigen Fürstenhand.

„Pauline," sagte er leise, „wenn Du nur die Hälfte der Mühe, die Du gebrauchst, mir zu schaden, oder mich falsch zu beurteilen, anwenden wolltest, mich zu entschuldigen, so würde ich glücklich sein!" Einen Seufzer, unhörbar, fühlte sie nur wie einen linden Hauch an den Haarwellen ihrer Schläfe zittern.

„Ich brauche Dich nicht zu entschuldigen, Louis, ich liebe Dich, ich bete Dich an, so wie Du bist!" und die schönen Arme schlangen sich um seinen Nacken in hingebender Zärtlichkeit.

O, sie hatte wohl Grund ihn zu lieben, so wie er war, sich genügen zu lassen an der Liebesfülle, die er ihr bot. Hatte er auch in vergangenen Zeiten von frühsten Jünglingsjahren an sein ungestümes Herz in ungezählten Abenteuern, Tändeleien und Leidenschaften zersplittert, Gefühl und Seelenkräfte vergeudet — was er dieser seiner letzten Liebe gab, war ein so unversiegbarer Reichtum edelster Hingebung, daß auch eine höher veranlagte Natur, als Pauline Wiesel, beglückt und beseligt dadurch hätte sein können. Und sie sprach es aus — Jahre schon, nachdem das hochschlagende Heldenherz die Grabesruhe gefunden — in einer Stunde schmerzlichen Erinnerns:*)

„Gott wie hat der geliebt! Wie Goethe sagt:
‚Wahre Liebe ist die, die immer und immer sich gleich bleibt,
Ob man ihr alles gewährt, ob man ihr alles versagt!'" — —

Es war gut, daß der Friede nun wieder hergestellt, die Stirn des jungen Mars entwölkt war, und die Rosenlippen der Schönen wieder lächelten. Denn schon nahten sich einige der Gäste, wie sie allabendlich im Hause des Prinzen anzutreffen waren. Humboldt, Hardenberg, Johannes von Müller sah man am

*) Brief Paulines an Rahel S. Varnhagen.

häufigsten, zuweilen selbst den Minister Stein, an welchen sich Prinz Louis mit Verehrung und Zutrauen angeschlossen, wie der Jünger an seinen Meister.*)

Heute waren es Humboldt und Hardenberg, die zuerst hereintraten. Wie fortgeweht waren von des Prinzen Antlitz die Spuren der vorangegangenen Scene, vergessen Liebesleid und -Glück. Was diese Männer ihm entgegenbrachten, nahm seinen Sinn und Interesse gänzlich gefangen.

Neue politische Ereignisse bereiteten sich vor. Der König weigerte sich, dem Rheinbunde beizutreten, in welchen Napoleon die deutschen Länder zusammenschmiedete, um das Ganze alsdann wie einen Spielball in seiner Hand zu halten.

Noch immer versuchte Haugwitz den König auch zu dieser Nachgiebigkeit zu überreden, um dadurch das jammervolle Bündnis mit Napoleon zu krönen und dessen Freundschaft für Preußen zu gewinnen. Doch nein — mit Entrüstung wies der Herrscher das schmähliche Ansinnen zurück. Soeben hatte er sich in diesem Sinne zu Graf Hardenberg geäußert, der sogleich glückstrahlend dem Prinzen Louis Mitteilung hiervon machte.

„Endgültig hat es Majestät abgelehnt! ich versichere Sie, Königliche Hoheit, selbst Graf Haugwitz wird davon nun nicht wieder anfangen. Selten sah ich solche Entschlossenheit auf der Stirn unseres Allergnädigsten Gebieters! O ich wußte es gleich — schon als ich hineinging in das Kabinett Seiner Majestät, da begegnete mir die Königin, die eben da heraus kam! — Ah, Königliche Hoheit," fuhr der elegante Kavalier mit einem Seufzer innigster Begeisterung fort, „wenn ich jemals Ihre Majestät bewundert habe, so war es in diesem Augenblick, als sie an mir vorüberging und mich mit einem Lächeln grüßte. Welche Huld und Gnade lag darin! Welche frohe Zuversicht zugleich, und welche Königinnenwürde! Es wollte mich bedünken, als hätte sie, ohne gekämpft, ohne es gewollt zu haben, einen Sieg erfochten! Ich kostete die Früchte davon, und lege sie nun Ihnen, mein gnädigster Herr, zu Füßen, wenn ich mich so ausdrücken darf!"

Prinz Ludwig hatte keine Erwiderung für die ihm so erwiesene Aufmerksamkeit. Bewegt, mit warmem Händedruck nahm er sie entgegen. „Gott sei Dank!" sagte er nur dabei. — „Aber nun versuchen Sie, bester Graf, Majestät in solcher Stimmung zu erhalten!" nahm er dann das Wort. „Jetzt müssen die Waffen sprechen! Diese Zurückweisung ist zu völlig, zu großartig, als daß Napoleon sie einstecken könnte. Er hat deren schon mehrere erhalten, wenn auch leider ohne den nötigen Nachdruck des Schwertes! Und das war ein Mangel, ja mehr als das: eine Gefahr! Hier gilt gewiß das Wort meines großen Oheims: Il est dangereux d'offenser à demi — et quiconque menace, doit frapper!"

Höher leuchteten Prinz Ludwigs Augen, während er so sprach, und sein fein gebräuntes Antlitz färbte sich tiefer. Er stand mit einem Arm auf den Flügel gelehnt, hineinversenkt mit glühender Seele in das fesselnde Gespräch mit den beiden so bewanderten Männern.

Endlich öffnete sich abermals die Thür des Salons. Von ihrem guten Freunde, dem Assessor Vetter, begleitet, trat die Rahel herein. Lebhaft richtete der Prinz sich auf und ging ihr entgegen.

„Liebe Kleine, lassen Sie sich endlich einmal sehen!" rief er, mit beiden Händen ihre Rechte umschließend.

Die zierliche Jüdin sah mit strahlendem Blick zu ihm auf. „O mein teurer Prinz, es ist gütig, ja rührend, daß Sie mich heute so begrüßen, nachdem ich Ihnen gestern lauter unverbindliche Dinge gesagt habe!"

„Dann sind meine Begrüßungen für Sie immer rührend, liebe Rahel," rief er lebhaft. „Denn Sie sagen mir sehr oft unverbindliche Dinge. Es ist Ihr Vorrecht und Sie nützen es aus, das wissen wir beide doch zur Genüge!"

„Nein, mein Prinz, ich muß Ihnen widersprechen," erwiderte Rahel. „Daß ich Ihnen die Wahrheit sage, ja — das wissen wir beide! Aber die Wahrheit braucht Ihnen gegenüber nur in seltenen Fällen Unfreundlichkeiten zu enthalten!

„Heute aber," fuhr sie fort, „bin ich lediglich gekommen, Pauline wiederzusehen und das neue Quartett mit anzuhören. Selbst den unmusikalischen Vetter hat es begeistert. Wie viel mehr darf ich mir davon versprechen!"

„Es soll Ihnen werden, Kleine! Aber auf Vetters Empfehlung, wo es sich um ein Musikstück handelt, würde ich keinen großen Wert legen — wenn ich auch sonst von tiefstem Respekt vor seiner Geistesgröße erfüllt bin! Nicht wahr, Vetter, davon sind Sie überzeugt!"

„Ja, Königliche Hoheit, bis auf einige Löcher, die sich in dieser Respektstoga doch wohl hin und wieder zeigen dürften," lachte Assessor Vetter. Er war ein hübscher, begabter, junger Mann und durfte sich mit gutem Recht zu den vertrauteren Freunden des Prinzen zählen. Daß er einstmals Pauline Wiesel geliebt, bis die Leidenschaft des hohen Herrn sie wie eine unsichtbar machende Wolke umhüllt und ihm entrückt, ja, daß er sie vielleicht jetzt noch liebte, hinderte das Fortbestehen dieser Freundschaft keineswegs.

Der Kreis der Anwesenden sammelte sich jetzt um eine kleine Tafel mitten im Zimmer, woselbst Speisen und Getränke zu beliebiger Auswahl aufgetragen waren. Es ging sehr zwanglos zu bei diesen Zusammenkünften.

Karl Nostitz und Hasso traten herein. Der Prinz erhob sich leicht und kam ihnen entgegen. „Nostitz, gut, daß Sie da sind! Fesseln Sie für einige Minuten die Aufmerksamkeit, damit niemand meine Abwesenheit merkt. Ein paar Atemzüge frischer Luft nur will ich schöpfen! Mir brennt der Kopf! Kommen Sie mit, Rochlitz!"

Sie traten durch die Glasthür ins Freie hinaus. Über den Bäumen des Tiergartens war der Mond aufgegangen und warf ein zitterndes Netz von Silberfäden über das dunkel fließende Wasser der Spree.

*) Nostitz.



Ein feuchter Windhauch strich herüber und kühlte lind die heiße Stirn des kriegerischen Helden, in dessen Seele das Hoffen der nahenden Entscheidung Flammen entfachte. Schweigend ging er einige Male auf und nieder, am Ufer entlang, ohne auf seinen Begleiter zu achten. Dann aber hemmte er plötzlich den Schritt.

„Rochlitz, unser letztes Zusammensein war ein wenig stürmischer Art. Ich hoffe, das heutige wird sich desto erfreulicher gestalten!“

Hasso atmete tief auf. Diesen Moment hatte er ersehnt. „Darf ich hoffen, daß Eure Königliche Hoheit für mein Vergehen Verzeihung haben?“ fragte er mit bewegter Stimme. Dabei fiel ihm ein, daß er nun zum ersten Male und so ganz freiwillig eine Bitte um Verzeihung ausgesprochen, die seit seinen Kinderjahren niemand weder durch Güte noch Härte hatte erpressen können. Auch das also hatte der angebetete Held über ihn vermocht!

„Ja, Hasso, das ist erledigt! Ich habe jetzt eine andere Frage an Sie! Wenn wir nun ins Feld rücken sollten, Gott gebe es, bald, wollen Sie dann bei mir ordonnanzieren? Überlegen Sie sich's! Ich denke, Sie werden mir keinen Korb geben!“ —

Als sie ins Haus zurückkehrten, waren Kapellmeister Dussek und Rittmeister von Möllendorf angekommen. Die Künstlerschaft war somit beisammen und das Konzert begann. Das wundervolle Quartett F-Moll, sein reifstes und gediegenstes Werk, im vergangenen Winter in Zwickau komponiert, ward vorgeführt, zum Entzücken der Zuhörer.

Rahel hielt still den Blick auf den fürstlichen Musiker gerichtet. Für sie war es nicht allein der Wohllaut der Töne, der zu ihrem Empfinden sprach als vielmehr der Herzschlag, den sie zwischen den Tönen pochen hörte, voller Lust und Weh, voller Kraft und Ungestüm, bald schwermütig, bald übermütig, doch immer edel und tief empfunden.

Als das Quartett beendet, wandte der Prinz sich fort, mit einer abgeschlossenen Bewegung, die weder Frage noch Kundgebung zuließ. Auch Musik wollte er heute nicht mehr. Zu deutlich hatte er jetzt bei seinem Werke noch einmal nachempfinden müssen, was damals durch seine Seele gestürmt war, als er thatendurstig, zum Harren verurteilt, seine pochenden Nerven zu beruhigen versucht im Dienste der Kunst.

Erregt und heiß trat er zur Tafel, füllte ein Kelchglas mit perlendem Sekt und stürzte ihn hinunter.

Mit halbem Ohr nur nahm er weiter an der Unterhaltung teil, die unter seinen Gästen fortgeführt wurde. Bald empfahlen sich dieselben nacheinander. Auch Pauline zog sich zurück.

Prinz Ludwig stand allein und schaute in die Mondnacht hinaus. Er dachte jetzt nicht an seine Liebe, vernahm nicht mehr den Nachklang der Musik, die ihn so tief bewegt. Die nimmer rastende und neu aufglühende Sehnsucht nach Größe und Heldentum wob ihren Traum um ihn. Es war, als breitete seine Seele ihre Schwingen aus zu mächtigem Fluge, alles Unwesentliche und Geringe tief unten zurücklassend, wie der Adler, der einsam emporsteigt mit gewaltigem Flügelschlage, zur Sonne hinauf.

Dritter Abschnitt.

Des Adlers Todesflug.

Nur Todgeweihten
Taugt mein Anblick.
Wer mich erschaut,
Der scheidet vom Lebenslicht!
Auf der Walstatt allein
Erschein ich den Helden,
Zu Walvater,
Der Dich gewählt
Führ ich Dich!
Nach Walhall folgst Du mir!

I.

Der Sommer des Jahres 1806 ging zu Ende.

Preußens Schicksal drängte immer gewaltsamer zur Entscheidung hin. Das Deutsche Reich war aufgelöst worden, das tausendjährige Reich Karls des Großen zu Grabe getragen. Ein Dritteil desselben stand, zum Rheinbund vereinigt, unter dem Schutze des französischen Kaisers als seine Vasallen und Verbündeten. Österreich, Rußland und England schlossen mit Frankreich Frieden. Preußen sah sich allein und schutzlos dem Haß und Übermut Napoleons überantwortet, an den es durch ein unfreiwilliges Bündnis gekettet war. Dieses Bündnis erhielt erst seine richtige Form, als Haugwitz, nach Paris entsendet, dort mit Napoleon den Allianzvertrag abschloß. Dieser aber glich mehr einer Kapitulation, als einer freiwilligen Handlung. Haugwitz' Günstling Lombard spielte in Berlin den Spion des französischen Gesandten, so daß Napoleon, über alle Vorfälle und Schwankungen im preußischen Kabinett unterrichtet, dasselbe nur um so übermütiger hintergehen und Preußen seine Überlegenheit fühlen lassen konnte. Auf beiden Seiten häuften sich Kränkungen und Verstimmungen, die unvermeidlich den Ausbruch des Krieges heraufbeschworen. Wie ein Raubtier mit erhobener Pranke beobachtete Napoleon die Windungen des preußischen Kabinetts, das noch immer seinem Gewaltschlage zu entkommen hoffte. Er wartete kalten Blutes auf den richtigen Augenblick, die wehrlose Beute zu zermalmen, mit all der Fülle von Haß und Rachsucht, deren seine Korsennatur fähig war. Der König von Preußen aber hoffte noch jetzt auf die Möglichkeit einer friedlichen Lösung, selbst da, als die Heere schon gegeneinander vorzurücken begannen. Und diese Unsicherheit wirkte lähmend und verderblich selbst auf die Entschließungen der Heerführer ein. Auch unter diesen gab es keinen einheitlichen Willen, keine gegenseitige Verständigung und Unterordnung. Und so zog man den sieggewohnten Scharen Napoleons entgegen, mit halbem Herzen und halben Maßregeln, voller Illusionen und Selbsttäuschungen und doch ohne rechte Siegesfreudigkeit. Mit mattem Flügelschlage zog der Adler aus, — dem sprungbereiten Tiger entgegen.

Das Regiment Gendarmes hatte Befehl zum Ausrücken erhalten, übermorgen früh. So war heute der vorletzte Tag in Berlin.

Hilmar Rochlitz ging raschen Schrittes in der Abendstunde die Häuserreihen entlang, der Dorotheenstraße zu, in welcher Onkel Ruprecht Wohnung ge-

nommen, wo die Geliebte ihn erwartete. Es war spät und dunkel und wurde jetzt stiller auf den unruhig belebten Straßen. Sein klirrender Schritt hallte auf dem unebenen Steinpflaster. Als er sich der Hausthür, der wohlbekannten, näherte, trat, von entgegengesetzter Richtung kommend, ein anderer gleichfalls auf dieselbe zu. Ein Mann mit waffenklirrendem Schritt, im goldverschnürtem Husarendolman, wie der Schein der Straßenlaterne ihm zeigte.

„Hasso, Du?“

„Ja, Hilmar, ich! Lotte hat mich gebeten, zu dieser Stunde zu kommen! Es soll zugleich mein Abschiedsbesuch bei ihr sein!“

„Gewiß — aber wart' noch einen Augenblick — ich will Dir sagen, warum sie Dich zu dieser Stunde gerade gerufen. Es ist besser, Du erfährst es hier, jetzt gleich! — Siehst Du, wie hell die Fenster da oben sind? — Zu meiner Hochzeit gehe ich hinauf! Unser Trauzeuge sollst Du sein, Hasso!“

„Ach, Hilmar, wirklich?“

„Ja wirklich! Freust Du Dich nicht mit mir darüber?“

„Gewiß, ja, ich freue mich! Ihr wünschtet es Euch ja wohl beide seit lange! Aber nun — zu Anfang dieses Krieges — — arme Lotte!“

„Arme Lotte — ist das Dein ganzer Glückwunsch?“

„Was sagen Deine Eltern dazu?“ fragte Hasso zurück.

„Ich habe es Mama in größter Eile mitgeteilt, aber ich weiß lange, daß sie mit meiner Wahl von Herzen einverstanden ist! — Wir hätten freilich noch eine Ewigkeit warten müssen, wenn nicht dieser herrliche, fröhliche Krieg — — komm, nun schnell, Hasso! Wir haben ihnen allen das Recht über den Kopf genommen!“

Er flog die Treppe hinan, rascher, stürmischer mit jeder Stufe, und die Zimmerthür öffnete sich vor ihm. Da stand seine Braut im schlichten, weißen Kleide, ein Myrtenkränzlein in dem braunen Haar, und wartete auf ihn. Mit einem leisen schluchzenden Laut, halb Jubel, halb Weh, sank sie an seine Brust.

„Arme Lotte!“ sagte er unwillkürlich.

Sie hob den schüchtern gesenkten Veilchenblick zu ihm auf mit banger Frage. „Warum sagst Du das Hilmar?“

„Hasso sagte es, aber das Wort soll keine Vorbedeutung für uns haben, meine süße Lotte! Mit Gottes Hilfe kehre ich wieder aus dem Felde, siegreich und glücklich, und unsere Wonne dann wird unendlich sein!“ Er flüsterte es leise schmeichelnd und tröstend in ihr Ohr.

Dann aber löste sie sich sanft aus seinem Arm. Sie waren nicht mehr allein. Ihr Vater stand da, mit verlegener, unbefriedigter Miene. Ihm vor allen war das Recht über den Kopf genommen und er vermochte noch nicht, sich in die Sachlage zu finden.

Ein Freund und Regimentskamerad von Hilmar, Lieutenant von Bredow, war Zeuge, der Geistliche im Ornat vollzog die Trauung. Hilmar und Lotte von Rochlitz waren Mann und Weib.

Hasso sah das tiefe, innige Glück aus beider Augen strahlen und gönnte es ihnen von Grund seiner Seele. Doch das Herz war ihm schwer dabei. Sie gingen einer dunklen Zukunft entgegen! Er nahm Abschied von beiden und verließ mit Bredow zusammen das Haus.

Seiner Mutter hatte Hilmar die Nachricht der so rasch beschlossenen Heirat gesandt und sie und den Vater um ihren Segen gebeten. Derselbe ward ihm nicht vorenthalten. Die Mutter war beseligt durch das Glück ihres Sohnes, das aus seinem Briefe jubelnd zu ihr sprach. Wäre nur nicht die qualvolle Angst damit verbunden gewesen, daß nun wirklich der Krieg begann und ihr Liebling mit hinausziehen mußte in Strapazen und Todesgefahr. So war es für sie ein Glück unter Ängsten und Thränen.

Einen Stich ins Herz gab ihr zugleich die Nachricht, daß Hasso zum Ordonnanzoffizier des Prinzen Louis Ferdinand kommandiert wäre. Wie kam dieser Stalljunge — so bezeichnete sie ihn in ihren Selbstgesprächen — zu solcher bevorzugten Stellung und an den Hof des Prinzen? Dieses leichtsinnigen jungen Herrn, der noch dazu gewiß seinen Spott mit ihm trieb und ihn zum Trinken, Spielen und wer weiß was sonst noch für Lastern verführte! Den Knaben, den sie aufgezogen unter so viel Sorgen und Mühen!

Herr von Rochlitz aber verwies ihr diesen Ausfall auf den königlichen Prinzen. Wenn der Schlingel, der Hasso, zu Grunde ging, so war dies seine eigene Schuld! Den Neffen seines großen Königs aber dafür verantwortlich zu machen, den jungen Kriegshelden, der sich schon als zwanzigjähriger Jüngling durch die Erstürmung der Zahlbacher Schanzen so prächtig bewährt, von dem er jetzt so Großes erwartete — solche Unbilden duldete er in seinem Hause nicht. Und Frau von Rochlitz gab sich zufrieden. Mochte denn Hasso zu Grunde gehen, wie und durch wen er wollte, mochte er sich selbst seiner bevorzugten Stellung erfreuen! Wenn nur Hilmar ihr erhalten blieb, der Abgott ihres Herzens! Wenn nur dieser Krieg vorüber ging, ohne ihn zu gefährden — keinen andern Wunsch und Sehnen mehr kannte ihr Herz! — — — — — — — — — —

Als Hasso das Haus seiner Verwandten verlassen, ging er nach der Wilhelmstraße. Dort erwartete ihn Renate zum letzten gemütlichen Beisammensein in altgewohnter Weise und zum Abschiednehmen. Denn übermorgen rückte auch er aus im Gefolge seines Prinzen.

Renate war in heller Begeisterung. Am liebsten wäre sie selber mit hinausgezogen in Schlacht und Sieg, und sie beneidete die Männer, denen dieses herrliche Vorrecht vergönnt war.

Herr von Veldegg, der mit ganzer Seele zur Kriegspartei gehörte, war Feuer und Flamme für die Sache. Eingehend sprach er alle die Hoffnungen und Aussichten des Feldzuges in seiner lebhaften Weise durch, und Hasso mußte ihm berichten über die Stimmung und Ansichten des Prinzen, so viel er nur irgend vermochte.

Und dann kam der Abschied. Als Hasso seinen Säbel umschnallte, die scharfe Husarenklinge für den

mörderischen Krieg, da kam es Renate plötzlich ins Bewußtsein, daß er jetzt von ihnen ging, in grimme Todesgefahr hinaus. Daß er nach langer Zeit erst wiederkehren würde, ein kriegserfahrener Mann, ein Held und Sieger, oder vielleicht auch nimmermehr! —

Und wie er nun vor ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt zum innigen Abschied, da flossen ihre Thränen unaufhaltsam, als sollte ihr das Herz zerspringen im Trennungsleid.

Mit tiefem, warmem Blick sah Hasso auf sie nieder. So weinte sie um ihn und würde um ihn bangen, für ihn beten, während er draußen im Kriege war, und würde sich freuen, wenn er lebend wiederkehrte? Ach, daß er die Gewißheit mit hinausnehmen durfte! Das Herz schwoll ihm in zärtlicher Dankbarkeit. Nie, bis zum letzten Atemzuge würde er ihr das vergessen, nie aufhören, sie zu lieben für dieses süße Mitgefühl, durch das sie ihm so unendlich wohlgethan. — — — — — — — —

Prinz Louis Ferdinand saß allein in seinem Zimmer am Schreibtisch. Die zu dem Korps des Fürsten Hohenlohe gehörige Avantgarde war unter seinen Befehl gestellt. Morgen wollte er den schon ausgerückten Truppen folgen, um sich zunächst in das Hauptquartier des Fürsten nach Dresden zu begeben.

Mit fiebernder Ungeduld sah er die Entscheidung näher rücken. Morgen endlich sollte dem Ausharren in friedlicher Umgebung ein Ende gemacht werden. Es war der letzte Abend, und ein schwerer Tag lag hinter ihm. Von seinen Eltern hatte er Abschied genommen und von Fürstin Luise, der geliebten Schwester. Wie traurig war das gewesen! Sie hatte ja die großen Ziele vor Augen wie er, und ihre Seele war die einer Heldin! Er wußte sich eins mit ihr im Wollen und Empfinden, so wie es nur möglich zwischen Bruder und Schwester, zwei Reisern aus einer Wurzel, an einem Stamm gewachsen. Darum verstand er wohl das hoffnungslose Weh, mit dem sie den vielgeliebten Bruder scheiden sah. Es war auf Nimmerwiedersehen!

Dann der Abschied von Henriette und von seinen Kindern. Sie wußten nicht, die ahnungslosen kleinen Geschöpfchen, was ihnen widerfuhr, als er da von ihnen ging, mit thränenschwerem Blick ihre unschuldigen Liebkosungen erwidernd. Er aber wußte, daß der Schutz seiner Liebe und Fürsorge ihnen genommen ward mit diesem Augenblick und sie fortan allein, verlassen zurückblieben fürs Leben. So gut er konnte, hatte er für sie und ihre Mutter gesorgt. Doch wie viel blieb noch zurück, sein Herz mit schwerer Sorge zu belasten! —

Er hatte alle seine Arbeiten beendet, alle Pflichten erledigt, und nun lag auch der Abschiedsbrief an die Königin vollendet vor ihm da. Sie hatte kürzlich Berlin verlassen, während er sich bei seinem Regiment in Magdeburg befand. So hatte er ihr nicht Lebewohl sagen, nicht ihren Segen erbitten können für diesen Kampf, in welchen er auszog als ihr Paladin, das Herz von glühendem Zorn erfüllt, seine Königin an dem korsischen Barbaren zu rächen. Schon jetzt hatte dieser begonnen, beißende Schmähworte gegen sie, die edelste aller Frauen, zu richten, und sich dadurch in seiner Unritterlichkeit und Gemeinheit zu brandmarken für alle Zeiten. Ja — ihr Rächer hoffte Prinz Ludwig zu werden.

So hatte er an sie geschrieben, in feurigen Worten seinen Abschiedsgruß und seine Huldigung dem Siegesgenius und Schutzengel Preußens zu Füßen gelegt, hatte sie angefleht um ihren Segen und um ein gütiges Gedenken, falls sein Auge sie nicht wieder erschauen sollte in diesem Leben. Der Brief war fertig und Prinz Louis blickte sinnend darauf nieder, den Kopf in die Hand gestützt. Auf seinem Antlitz lag ein tiefer Schatten, welcher Todesahnung bedeutete.

Und zugleich zog es durch seine Seele wie ein Rückblick auf das vergangene Leben. In seinem vierunddreißigsten Lebensjahre stand er jetzt. Eine Jugendzeit lag hinter ihm voll brausender Stürme und glühenden Sonnenlichtes, schwarz wie Gewitternacht und rosig wie sanfter Abendschein. Sie war zu Ende, die reifen, ernsten Jahre standen vor ihm, in denen er handeln und wirken sollte, sich bewähren als ein Mann und ein Held. Würden sie kommen, oder wartete sein das frühe Grab? Ach um die verlorenen Jahre! Um all die unerfüllten Wünsche, vernichteten Hoffnungen, all die Seelenkräfte, die sich aufgezehrt im Kampf der Leidenschaften, der inneren und äußeren Rastlosigkeit.

Wieder gingen seine Augen über den Brief hin, der vor ihm lag. „Meine Königin, über allen Abgrundtiefen meines Lebens standest Du wie ein klarer Stern und warfst Dein Spiegelbild hinein, läuternd und veredelnd. Hätte ich noch einmal nur vor Dir stehen dürfen und Dir Beichte ablegen über mein Irren und Streben! Hättest Du Deine gütige Hand auf mein Haupt gelegt, segnend ihm die letzte Weihe zu geben — für den nahen Tod — —“

Wie aus schwerem Traum fuhr er endlich auf und berührte die silberne Glocke auf seinem Schreibtisch. — „Meinen Wagen, Ordorf! — Nach der Jägerstraße!“

Rahel erwartete ihn. Sie hatte viel gelitten und viel geweint den Tag hindurch. Jetzt war sie ruhig, denn sie wußte, daß der heißgeliebte Freund der Ruhe und Klarheit ihrerseits bedürfen würde. Die Wachskerzen, auf hohen silbernen Leuchtern brennend, erhellten freundlich das trauliche Gemach.

Der Prinz trat herein. Stumm grüßten sie seine Augen. Er warf sich in eine Ecke des Kanapees, dort, wo er so manches Mal ein stilles Ausruhen gefunden, wenn die Welt und des eigenen Herzens Stürme ihn müde gehetzt. Rahels dunkle Augen ruhten auf ihm voll Liebe und Weh. Es lag in seinen Augen der Ausdruck eines unlösbaren, doch unwiderstehlich anziehenden Rätsels.

„Er war die feinste Seele,“ sagte sie einstmals von ihm, „von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt — und viel verkannt!“*)

Sie aber kannte ihn.

*) Varnhagen, „Galerie von Bildnissen“.

nommen, wo die Geliebte ihn erwartete. Es war spät und dunkel und wurde jetzt stiller auf den unruhig belebten Straßen. Sein klirrender Schritt hallte auf dem unebenen Steinpflaster. Als er sich der Hausthür, der wohlbekannten, näherte, trat, von entgegengesetzter Richtung kommend, ein anderer gleichfalls auf dieselbe zu. Ein Mann mit waffenklirrendem Schritt, im goldverschnürtem Husarendolman, wie der Schein der Straßenlaterne ihm zeigte.

„Hasso, Du?"

„Ja, Hilmar, ich! Lotte hat mich gebeten, zu dieser Stunde zu kommen! Es soll zugleich mein Abschiedsbesuch bei ihr sein!"

„Gewiß — aber wart' noch einen Augenblick — ich will Dir sagen, warum sie Dich zu dieser Stunde gerade gerufen. Es ist besser, Du erfährst es hier, jetzt gleich! — Siehst Du, wie hell die Fenster da oben sind? — Zu meiner Hochzeit gehe ich hinauf! Unser Trauzeuge sollst Du sein, Hasso!"

„Ach, Hilmar, wirklich?"

„Ja wirklich! Freust Du Dich nicht mit mir darüber?"

„Gewiß, ja, ich freue mich! Ihr wünschtet es Euch ja wohl beide seit lange! Aber nun — zu Anfang dieses Krieges — — arme Lotte!"

„Arme Lotte — ist das Dein ganzer Glückwunsch?"

„Was sagen Deine Eltern dazu?" fragte Hasso zurück.

„Ich habe es Mama in größter Eile mitgeteilt, aber ich weiß lange, daß sie mit meiner Wahl von Herzen einverstanden ist! — Wir hätten freilich noch eine Ewigkeit warten müssen, wenn nicht dieser herrliche, fröhliche Krieg — — komm, nun schnell, Hasso! Wir haben ihnen allen das Recht über den Kopf genommen!"

Er flog die Treppe hinan, rascher, stürmischer mit jeder Stufe, und die Zimmerthür öffnete sich vor ihm. Da stand seine Braut im schlichten, weißen Kleide, ein Myrtenkränzlein in dem braunen Haar, und wartete auf ihn. Mit einem leisen schluchzenden Laut, halb Jubel, halb Weh, sank sie an seine Brust.

„Arme Lotte!" sagte er unwillkürlich.

Sie hob den schüchtern gesenkten Veilchenblick zu ihm auf mit banger Frage. „Warum sagst Du das Hilmar?"

„Hasso sagte es, aber das Wort soll keine Vorbedeutung für uns haben, meine süße Lotte! Mit Gottes Hilfe kehre ich wieder aus dem Felde, siegreich und glücklich, und unsere Wonne dann wird unendlich sein!" Er flüsterte es leise schmeichelnd und tröstend in ihr Ohr.

Dann aber löste sie sich sanft aus seinem Arm. Sie waren nicht mehr allein. Ihr Vater stand da, mit verlegener, unbefriedigter Miene. Ihm vor allen war das Recht über den Kopf genommen und er vermochte noch nicht, sich in die Sachlage zu finden.

Ein Freund und Regimentskamerad von Hilmar, Lieutenant von Bredow, war Zeuge, der Geistliche im Ornat vollzog die Trauung. Hilmar und Lotte von Rochlitz waren Mann und Weib.

Hasso sah das tiefe, innige Glück aus beider Augen strahlen und gönnte es ihnen von Grund seiner Seele. Doch das Herz war ihm schwer dabei. Sie gingen einer dunklen Zukunft entgegen! Er nahm Abschied von beiden und verließ mit Bredow zusammen das Haus.

Seiner Mutter hatte Hilmar die Nachricht der so rasch beschlossenen Heirat gesandt und sie und den Vater um ihren Segen gebeten. Derselbe ward ihm nicht vorenthalten. Die Mutter war beseligt durch das Glück ihres Sohnes, das aus seinem Briefe jubelnd zu ihr sprach. Wäre nur nicht die qualvolle Angst damit verbunden gewesen, daß nun wirklich der Krieg begann und ihr Liebling mit hinausziehen mußte in Strapazen und Todesgefahr. So war es für sie ein Glück unter Ängsten und Thränen.

Einen Stich ins Herz gab ihr zugleich die Nachricht, daß Hasso zum Ordonnanzoffizier des Prinzen Louis Ferdinand kommandiert wäre. Wie kam dieser Stalljunge — so bezeichnete sie ihn in ihren Selbstgesprächen — zu solcher bevorzugten Stellung und an den Hof des Prinzen? Dieses leichtsinnigen jungen Herrn, der noch dazu gewiß seinen Spott mit ihm trieb und ihn zum Trinken, Spielen und wer weiß was sonst noch für Lastern verführte! Den Knaben, den sie aufgezogen unter so viel Sorgen und Mühen!

Herr von Rochlitz aber verwies ihr diesen Ausfall auf den königlichen Prinzen. Wenn der Schlingel, der Hasso, zu Grunde ging, so war dies seine eigene Schuld! Den Neffen seines großen Königs aber dafür verantwortlich zu machen, den jungen Kriegshelden, der sich schon als zwanzigjähriger Jüngling durch die Erstürmung der Zahlbacher Schanzen so prächtig bewährt, von dem er jetzt so Großes erwartete — solche Unbilden duldete er in seinem Hause nicht. Und Frau von Rochlitz gab sich zufrieden. Mochte denn Hasso zu Grunde gehen, wie und durch wen er wollte, mochte er sich selbst seiner bevorzugten Stellung erfreuen! Wenn nur Hilmar ihr erhalten blieb, der Abgott ihres Herzens! Wenn nur dieser Krieg vorüber ging, ohne ihn zu gefährden — keinen andern Wunsch und Sehnen mehr kannte ihr Herz! — — — — — — — — —

Als Hasso das Haus seiner Verwandten verlassen, ging er nach der Wilhelmstraße. Dort erwartete ihn Renate zum letzten gemütlichen Beisammensein in altgewohnter Weise und zum Abschiednehmen. Denn übermorgen rückte auch er aus im Gefolge seines Prinzen.

Renate war in heller Begeisterung. Am liebsten wäre sie selber mit hinausgezogen in Schlacht und Sieg, und sie beneidete die Männer, denen dieses herrliche Vorrecht vergönnt war.

Herr von Veldegg, der mit ganzer Seele zur Kriegspartei gehörte, war Feuer und Flamme für die Sache. Eingehend sprach er alle die Hoffnungen und Aussichten des Feldzuges in seiner lebhaften Weise durch, und Hasso mußte ihm berichten über die Stimmung und Ansichten des Prinzen, so viel er nur irgend vermochte.

Und dann kam der Abschied. Als Hasso seinen Säbel umschnallte, die scharfe Husarenklinge für den

mörderischen Krieg, da kam es Renate plötzlich ins Bewußtsein, daß er jetzt von ihnen ging, in grimme Todesgefahr hinaus. Daß er nach langer Zeit erst wiederkehren würde, ein kriegserfahrener Mann, ein Held und Sieger, oder vielleicht auch nimmermehr! —

Und wie er nun vor ihr stand und ihre Hand in der seinen hielt zum innigen Abschied, da flossen ihre Thränen unaufhaltsam, als sollte ihr das Herz zerspringen im Trennungsleid.

Mit tiefem, warmem Blick sah Hasso auf sie nieder. So weinte sie um ihn und würde um ihn bangen, für ihn beten, während er draußen im Kriege war, und würde sich freuen, wenn er lebend wiederkehrte? Ach, daß er die Gewißheit mit hinausnehmen durfte! Das Herz schwoll ihm in zärtlicher Dankbarkeit. Nie, bis zum letzten Atemzuge würde er ihr das vergessen, nie aufhören, sie zu lieben für dieses süße Mitgefühl, durch das sie ihm so unendlich wohlgethan. — — — — — — — —

Prinz Louis Ferdinand saß allein in seinem Zimmer am Schreibtisch. Die zu dem Korps des Fürsten Hohenlohe gehörige Avantgarde war unter seinen Befehl gestellt. Morgen wollte er den schon ausgerückten Truppen folgen, um sich zunächst in das Hauptquartier des Fürsten nach Dresden zu begeben.

Mit fiebernder Ungeduld sah er die Entscheidung näher rücken. Morgen endlich sollte dem Ausharren in friedlicher Umgebung ein Ende gemacht werden. Es war der letzte Abend, und ein schwerer Tag lag hinter ihm. Von seinen Eltern hatte er Abschied genommen und von Fürstin Luise, der geliebten Schwester. Wie traurig war das gewesen! Sie hatte ja die großen Ziele vor Augen wie er, und ihre Seele war die einer Heldin! Er wußte sich eins mit ihr im Wollen und Empfinden, so wie es nur möglich zwischen Bruder und Schwester, zwei Reisern aus einer Wurzel, an einem Stamm gewachsen. Darum verstand er wohl das hoffnungslose Weh, mit dem sie den vielgeliebten Bruder scheiden sah. Es war auf Nimmerwiedersehen!

Dann der Abschied von Henriette und von seinen Kindern. Sie wußten nicht, die ahnungslosen kleinen Geschöpfchen, was ihnen widerfuhr, als er da von ihnen ging, mit thränenschwerem Blick ihre unschuldigen Liebkosungen erwidernd. Er aber wußte, daß der Schutz seiner Liebe und Fürsorge ihnen genommen ward mit diesem Augenblick und sie fortan allein, verlassen zurückblieben fürs Leben. So gut er konnte, hatte er für sie und ihre Mutter gesorgt. Doch wie viel blieb noch zurück, sein Herz mit schwerer Sorge zu belasten! —

Er hatte alle seine Arbeiten beendet, alle Pflichten erledigt, und nun lag auch der Abschiedsbrief an die Königin vollendet vor ihm da. Sie hatte kürzlich Berlin verlassen, während er sich bei seinem Regiment in Magdeburg befand. So hatte er ihr nicht Lebewohl sagen, nicht ihren Segen erbitten können für diesen Kampf, in welchen er auszog als ihr Paladin, das Herz von glühendem Zorn erfüllt, seine Königin an dem korsischen Barbaren zu rächen. Schon jetzt hatte dieser begonnen, beißende Schmähworte gegen sie, die edelste aller Frauen, zu richten, und sich dadurch in seiner Unritterlichkeit und Gemeinheit zu brandmarken für alle Zeiten. Ja — ihr Rächer hoffte Prinz Ludwig zu werden.

So hatte er an sie geschrieben, in feurigen Worten seinen Abschiedsgruß und seine Huldigung dem Siegesgenius und Schutzengel Preußens zu Füßen gelegt, hatte sie angefleht um ihren Segen und um ein gütiges Gedenken, falls sein Auge sie nicht wieder erschauen sollte in diesem Leben. Der Brief war fertig und Prinz Louis blickte sinnend darauf nieder, den Kopf in die Hand gestützt. Auf seinem Antlitz lag ein tiefer Schatten, welcher Todesahnung bedeutete.

Und zugleich zog es durch seine Seele wie ein Rückblick auf das vergangene Leben. In seinem vierunddreißigsten Lebensjahre stand er jetzt. Eine Jugendzeit lag hinter ihm voll brausender Stürme und glühenden Sonnenlichtes, schwarz wie Gewitternacht und rosig wie sanfter Abendschein. Sie war zu Ende, die reifen, ernsten Jahre standen vor ihm, in denen er handeln und wirken sollte, sich bewähren als ein Mann und ein Held. Würden sie kommen, oder wartete sein das frühe Grab? Ach um die verlorenen Jahre! Um all die unerfüllten Wünsche, vernichteten Hoffnungen, all die Seelenkräfte, die sich aufgezehrt im Kampf der Leidenschaften, der inneren und äußeren Rastlosigkeit.

Wieder gingen seine Augen über den Brief hin, der vor ihm lag. „Meine Königin, über allen Abgrundtiefen meines Lebens standest Du wie ein klarer Stern und warfst Dein Spiegelbild hinein, läuternd und veredelnd. Hätte ich noch einmal nur vor Dir stehen dürfen und Dir Beichte ablegen über mein Irren und Streben! Hättest Du Deine gütige Hand auf mein Haupt gelegt, segnend ihm die letzte Weihe zu geben — für den nahen Tod — —“

Wie aus schwerem Traum fuhr er endlich auf und berührte die silberne Glocke auf seinem Schreibtisch. — „Meinen Wagen, Ordorf! — Nach der Jägerstraße!“

Rahel erwartete ihn. Sie hatte viel gelitten und viel geweint den Tag hindurch. Jetzt war sie ruhig, denn sie wußte, daß der heißgeliebte Freund der Ruhe und Klarheit ihrerseits bedürfen würde. Die Wachskerzen, auf hohen silbernen Leuchtern brennend, erhellten freundlich das trauliche Gemach.

Der Prinz trat herein. Stumm grüßten sie seine Augen. Er warf sich in eine Ecke des Kanapees, dort, wo er so manches Mal ein stilles Ausruhen gefunden, wenn die Welt und des eigenen Herzens Stürme ihn müde gehetzt. Rahels dunkle Augen ruhten auf ihm voll Liebe und Weh. Es lag in seinen Augen der Ausdruck eines unlösbaren, doch unwiderstehlich anziehenden Rätsels.

„Er war die feinste Seele,“ sagte sie einstmals von ihm, „von beinah niemand gekannt, wenn auch viel geliebt — und viel verkannt!“*)

Sie aber kannte ihn.

*) Varnhagen, „Galerie von Bildnissen“.

„Rahel, es war ein harter Kampf," sagte er endlich. „Er hatte mich müde gemacht. Nun bin ich ruhig. Wenn man mit Freudigkeit in den Tod gehen will, dann muß man ruhig sein -- nicht müde!"

„Ist der Abschied überwunden?" fragte Rahel.

„Von allen, außer von Pauline. — An Sie, Rahel, ‚mein Freund', aber habe ich ein Vermächtnis!" Er streckte die Rechte nach ihr aus, als wollte er sie näher zu sich ziehen. Rahel erfaßte diese Hand und drückte einen langen Kuß darauf. Er sah sie an mit warmem Blick. „Wenn ich tot bin, Rahel, werden sie alle mich mit der Zeit vergessen, nur Du nicht! Meine Kinder werden unter Fremden aufwachsen und niemand wird in ihren Seelen das Bild ihres Vaters lebendig erhalten. Die Welt wird den Stab über mich brechen, wie sie es bisher gethan. Ich gab ihr leider gar oft ein Recht dazu. Wenige verstanden mich — außer Dir! Was in meinem Herzen vorging — Du hast es immer gewußt, — Du sollst es meinen Kindern sagen, sollst sie lehren, mich auch nach meinem Tode zu lieben. Willst Du das, Rahel?"

„Ja, so wahr ich Sie liebe!"

Er hob den weichen, tiefen Blick zu ihr auf. „Das ist ein großer Schwur, denn Deine Liebe ist groß. Sie war mir sehr teuer im Leben, und wird mir über den Tod hinaus die Treue halten!"

„Sie lohnen mir wie ein Königssohn! Ich will es verdienen!"*) sagte Rahel mit tiefer, fester Stimme. Er schloß sie in seine Arme zum letzten Abschied — und ging.

Der schwerste Augenblick war ihm noch vorbehalten — die Trennung von Pauline. Zum Ausmarsch fertig, in der Morgenfrühe ritt er vor ihr Haus und stieg vom Pferde. Waffenklirrend eilte er hinauf, doch nicht vermochte der kriegerische Klang den bangen Schlag seines Herzens zu übertönen.

Schluchzend sank Pauline in seine Arme. „Nimm mich mit, Louis, ich folge Dir in Schlacht und Gefahren! Mein Platz ist an Deiner Seite! Ich kann nicht leben ohne Dich!"

Mit schmerzlichem Lächeln blickte er nieder in das traurige Antlitz. „Nein, mein Lieb! Der preußische Soldat läßt seine Lieben daheim, Du kannst mich nicht begleiten! — Weine nicht! Laß mich ein ungetrübtes Bild von Dir mitnehmen, und laß mich Dich so liebend wiederfinden, wenn ich heimkehre, den Sieg in Händen! Oder —" Doch nein, er sprach es nicht aus! Das war nicht für Paulines Ohr.

Ihr Schmerzensausbruch, als sie ihn unerbittlich fand, that ihm weh, weher vielleicht als ihr selber. Doch vermochte er seine Standhaftigkeit nicht zu erschüttern und auch nicht einmal seine Ruhe. Das war vorbei. Sein Blick blieb vorwärts gerichtet, den Ereignissen zu, die große Anforderungen an ihn stellten. Was den Kreis seines eigenen Lebens ausgefüllt, versank davor in die Dämmerung der Vergangenheit.

Freilich konnten ihn selbst in der Ferne die Sorgen und der Zwiespalt seiner eigentümlichen Verhältnisse nicht verschonen. Auch hier blieb Rahel die Vertraute seiner Kümmernisse, auf deren Verständnis er zuversichtlich bauen konnte.

Vom Hauptquartier aus schrieb er an sie:

Den 11. Sept. abends 1806.

„Liebe Kleine, hier, wo ich Paulinen wie sie mich sehnlichst zu sehen wünschte, empfing ich diese beiden Briefe. Wie alles dieses mich beugt, meinen Schmerz und die Angst, die ich darüber habe, können Sie leicht erraten. Gott! Hier schicke ich Ihnen zwei offene Briefe, einen an Pauline, einen an Jettchen, in der Angst und im Schmerz geschrieben. Sie sehen alles darin — so wahr es in meinem Herzen liegt, meine heiße Leidenschaft für Pauline, meine innige Anhänglichkeit an Henriette, siegeln Sie sie beide zu und schicken sie hin. — — —

Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen früheren Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, Blumenstein, ein Franzose oder Elsasser, fand ich hier wieder — es ist eine Freundschaft, die so alte Kameradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten und alle mit der Jugend verbundenen Ideen, erzeugt hat, die sich aber über diese Grenze nicht erhoben, weil die meisten Franzosen über diese kassierten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der verschiedenen drei Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel und mir, der die des linken Armeekorps kommandiert. Morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß es soll gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet — oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll gewiß so sein! Der Geist der Armee ist trefflich und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft von oben wäre, und ein fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schöne Hoffnungen von unseren Herzen! So muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen, menschenbeglückende Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet! —

Einen Brief von Pauline, aus Schricke mir geschrieben, fand ich hier, er war gut und liebend und wahr. Wenn ich mich so oft ins weibliche

*) S. Fanny Lewald.

Herz hinein dachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein, als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wär' in meinen Augen noch schlimmer als ein Mord! —

Hier, liebe Kleine, einen Brief, einen langen Brief für Paulinen, ich gebrauche eine Estafette, die nach Berlin geht, geben Sie ihr diesen Brief, er ist so lang, so schlecht geschrieben, allein ich litt zu viel, als ich ihn schrieb, und meine Ideen konnte ich also wenig ordnen, bitten Sie Paulinen, ihn zu lesen, und des undeutlichen Schreibens wegen nicht zu ermüden. — Leben Sie glücklich — schreiben Sie mir oft. — Wachen Sie über Pauline — seien Sie wahr gegen mich, und lieben Sie mich etwas, weil ich es verdiene.

Louis."

II.

Eine bunte, interessante Gesellschaft fand sich in Dresden zusammen, als dem Mittelpunkt der Begebenheiten, die man erwartete, und von denen man einen Umschwung der Verhältnisse Europas erhoffte. Aller Augen waren auf Preußen gerichtet, als auf den Felsen, an dem Bonapartes Macht wenigstens eine Hemmung erleiden sollte. Das preußische Hauptquartier bildete den Brennpunkt der Dresdener Gesellschaft. Die Stadt war ein Zufluchtsort französischer Emigranten, politischer Märtyrer, die vor Napoleons Bedrückung entflohen. Jetzt ward sie der Sammelplatz neugieriger Zuschauer für das große, erwartete Kriegstheater.

Wie auf der Bühne wurden die einzelnen bedeutenden Persönlichkeiten als Helden des zukünftigen Dramas beobachtet und mit Interesse verfolgt. Mit doppelter Wärme natürlich der Stern unter ihnen, der gefeierte, interessante Prinz Louis Ferdinand. Sein Hoflager ward auch hier der glänzende Mittelpunkt allen geselligen Lebens.

Mitten in diesem Treiben bewegte sich Hasso von Rochlitz als Ordonnanzoffizier des Prinzen mit unbefangener Sicherheit, als ob er unter den Verhältnissen eines kriegerischen Hoflagers groß geworden wäre. Einigen der Herren, mit denen er in tägliche Berührung kam, schloß er sich an in freundschaftlichem Verkehr und galt bei ihnen als ein treuer, warmherziger Kamerad und lustiger Gesellschafter. Andere wieder, welche weder Sympathie für ihn empfanden noch bei ihm erweckten, sahen in ihm einen schroffen, unzugänglichen Charakter, tadelten sein übermütiges Gebaren und mochten ihn nicht leiden.

„Sie sind eigentlich ein rabiater Geselle, Hasso," sagte der Prinz einmal zu ihm. „Freundschaft oder Feindschaft, eine neutrale Stellung kennen Sie gar nicht! Erschwert Ihnen das, zumal bei Ihrer großen Jugend, nicht den Umgang mit den Menschen?"

„Mag sein, Königliche Hoheit, ich kann das nicht beurteilen," erwiderte Hasso. „Ich bin von klein auf daran gewöhnt, allein meinen Weg zu gehen und mir selber zu meinem Recht zu verhelfen. Dabei habe ich gelernt, rücksichtslos gegen diejenigen zu sein, die mir's erschwerten. Vielleicht aber —" fügte er nachdenklich hinzu — „paßt das nicht für meine jetzige Stellung?"

„So war das nicht gemeint," entgegnete der Prinz. „Sie sind ja kein Hofmann, Sie sind Soldat! Gegen mich werden Sie ja wohl nicht rücksichtslos sein, denn ich habe Ihre Rechte nicht beeinträchtigt, soviel ich weiß. Und den anderen gegenüber sehen Sie zu, wie weit Sie kommen. Sich selbst zur Geltung zu bringen ist gut und geboten für einen Soldaten!" Ein leichter Seufzer begleitete diese Worte. Prinz Louis wußte wohl, daß der eiserne Druck der Verhältnisse ihn hinderte, sein Selbst so zur Geltung zu bringen, wie er die Kraft und Berechtigung dazu in sich fühlte. Ob ihm der so heiß ersehnte Feldzug diese Möglichkeit gewähren würde?

Ehe in den letzten Septembertagen das Hauptquartier von Dresden aufbrach, folgte Prinz Louis noch einer Einladung des Fürsten Lobkowitz nach Eisenberg, jenseits der böhmischen Grenze. Für zwei Tage nur. Dann eilte er seinen bereits ausgerückten Truppen nach und traf am zweiten Marschtage, in Öderau, bei denselben ein. Der kurze Aufenthalt unter den ihm so wohlgesinnten österreichischen Freunden hatte ihn erheitert, manche ihrer Äußerungen seine Zuversicht neu belebt. Eine aufregende Saujagd, durch die man den hohen Besuch gefeiert, seine Nerven erfrischt. Nostitz sah es auf den ersten Blick, als der Prinz aus dem Sattel stieg, den Gruß seines Getreuen durch ein Lächeln erwidernd.

„Ich habe Ihnen viel zu erzählen, Nostitz! Vor allen Dingen müssen Sie aber jetzt meine neueste Errungenschaft bewundern, auf die ich sehr stolz bin! Ein Pferd, das ich mir gekauft habe! Laß uns den ‚Slop'*) vorführen, Ordorf!"

„Slop" stand da, vom Reitknecht lang am Zügel gehalten, ein englisches Vollblutpferd, von schlankem, kraftvollem Gliederbau und unvergleichlicher Schönheit.

Bewundernd standen die Herren umher. Prinz Louis streichelte liebkosend die feine Mähne, den atlasglänzenden Hals des Renners. „Mein tapferer Kamerad in der Schlacht sollst Du werden! — Wirst Du mich auch sicher zum Siege tragen?"

Leise wieherte das Roß und legte den schönen, feinen Kopf auf die Schulter seines Herrn. Es klang nicht freudig, eher einem Seufzer ähnlich. Prinz Louis ward ernst. Wie tröstend glitt seine Hand noch einmal über die sammetweiche Nüster. „Führ ihn fort, Ordorf!" —

Immer kriegerischer gestaltete sich jetzt das Treiben. Die Quartiere wurden enger, die Märsche anstrengender. In größeren Massen drängten sich Truppen zusammen. Ein Befehl jagte den andern. Die Dispositionen der Generale wurden häufig umgestoßen und durch andere ersetzt, die Ordonnanzoffiziere jagten mit den widersprechendsten Befehlen

*) Historisch.



hin und her und das Ganze gab ein aufregendes, doch wenig erfreuliches Schauspiel.

Endlich wurde in den ersten Oktobertagen das Hauptquartier zu Jena aufgeschlagen. In Erfurt erwartete man den König und den Herzog von Braunschweig, der den Oberbefehl über die gesamte Armee übernommen hatte. Fürst Hohenlohe mit seinem General-Quartiermeister Oberst von Maßenbach wurde zum Kriegsrat dorthin befohlen. Des Prinzen Anwesenheit war nicht gewünscht worden und dieser blieb in Jena zurück.

Der Herzog von Braunschweig war ihm nicht wohlgesinnt. Einst an öffentlicher Tafel zu Magdeburg saßen sie einander gegenüber. Es war am Schluß der Herbstmanöver und der Herzog feierte denselben gleichsam jedes Jahr dadurch, daß er mit großer Anstrengung und Weitläufigkeit den unweit Magdeburg gelegenen „Butterberg“ erstürmen ließ. Da tadelte der alte Herzog mit scharfen Worten die Kriegsliebe des Prinzen, der dieser soeben in gewohnter, blitzscharfer Weise Ausdruck verliehen. Der Tadel seines Vorgesetzten änderte an seiner Anschauung nichts. „Wie soll ich den Krieg nicht wünschen,“ antwortete er herb, „da nur er uns sichert! Das Erstürmen des ‚Butterberges‘ thut's halt nimmermehr!“ Das Wort vergaß ihm der Herzog nicht.*)

Mit fieberhafter Ungeduld wartete Prinz Louis in Jena auf die Entscheidung aus dem Hauptquartier zu Erfurt. Doch sie kam noch immer nicht! Gar zu vieles hatte man dort zu erwägen und zu beraten, zu viele Ratschläge stürmten auf den zagenden Mut des Königs ein und raubten ihm jede Festigkeit des Entschlusses. Nicht einmal, ob Krieg oder abermals Frieden sein sollte, stand ganz fest bei ihm, dafür sorgte Haugwitz durch seine unermüdlichen Schlangenwindungen.

*) Nostitz.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Herrin.

Roman

von

Karl Erdm. Edler.

(Schluß.)

Inzwischen hatte Martina auch in einen näheren Verkehr mit dem Manne treten müssen, welchem zuliebe Franziska jenen fremdländischen Dingen nachhing. Martina war nämlich unerwartet vor eine Entscheidung gestellt worden, welche in der That unaufschiebbar war, wie es Ulrich als Bedingung für Hétvárys Berufung gefordert hatte. Die zweite Bedingung, die er hiefür als unerläßlich betont hatte, fehlte dagegen: Lex war derzeit nicht abwesend. Gleichwohl legte Martina die Angelegenheit nicht ihm vor; denn es handelte sich zunächst nicht um das Haus Wartenkron, sondern um das Haus Lestenach. Entscheiden sollte übrigens auch Hétváry nicht darüber, die Entscheidung hatte sie schon selbst getroffen, bevor sie ihn berief. Nur des Rates ermangelte sie, wie sie ihren Willen auszugestalten habe, und zu solchem Rate bedurfte sie eines Mannes, dem sie rückhaltlos vertrauen konnte. Lex hatte sich offen als ihr Widersacher erwiesen, und war heimlich ihr hartnäckigster Verfolger gewesen. Seit Ulrichs Abreise nahm er sich hiezu zwar nicht mehr die Mühe — Martina war eine gestürzte Größe, die er zu fürchten aufgehört hatte. Es wäre Verschwendung gewesen, die wohl gespitzten und vergisteten Pfeile an ein so nichtiges Ziel zu wenden; daß er dieselben gleichwohl stets schußbereit im Köcher hielt, trat sosofort zu Tage, wenn Martina sich eines armen Kindes oder einer kranken Frau in den Arbeitshäusern annehmen wollte. Im übrigen kümmerte er sich kaum mehr um sie und kam höchst selten von Unter-Wartenkron herauf.

Die Post hatte Martina ein Paket Schriftstücke gebracht nebst der Todesnachricht eines Fräuleins von Lestenach, deren Verlassenschaft der Gräfin Wartenkron als Erbe anheimfalle. Es war ein großes Vermögen — sie erschrak vor der märchenhaften Ziffer der Gesamtsumme. Es war dasselbe Vermögen, welches einst die Tante ihrem Vater zugedacht, dann jedoch in launenhaftem Groll einer Cousine vererbt hatte. Diese, eine unvermählte Dame, deren eigener Reichtum ebenso sprichwörtlich geworden war wie ihr Geiz, hatte das Erbe nicht nur nicht angegriffen, sondern mit Zins und Zinseszins anschwellen lassen. Ursprünglich schon bedeutend, fiel es nun verdoppelt an Martina Wartenkron, die letzte Lestenach; dazu erbte sie noch die ganze reiche Eigenhabe der Verstorbenen.

Martina las die Dokumente flüchtig durch, legte sie dann auf den Schreibtisch und fuhr sich mit der Hand über die nassen Augen. Vor den Schätzen, die ihr da unverhofft in den Schoß fielen, hatte sie nur den einzigen Gedanken: hätte doch mein armer Vater das erlebt! Und sie fühlte einen empörten Widerwillen gegen diesen Reichtum, der zu spät kam. Dem Vater hätte er Freude gemacht, ihn körperlich und geistig aufgerichtet, ihm vielleicht das Leben

verlängert. Zu spät! Unaufhaltsam flossen ihr die Thränen über die Wangen — der Rechtsanwalt hätte nicht wenig gestaunt über eine solche Wirkung seiner vermeintlichen Freudenbotschaft. Zu spät für den Vater — und was sollten diese Unsummen ihr selbst, die nicht einmal ihr Nadelgeld verbrauchte, weil ihr Lex in den Arm fiel, so oft sie irgend ein Werk der Barmherzigkeit unter den Arbeitern üben wollte! Traurig erhob sie sich endlich und trat zu dem Fenster. Dort ragte die Matthiasburg, und der auftauende Schnee fraß an dem morschen Gemäuer. Obzwar die Aufrichtung des alten Baues große Summen kosten würde — hatte Ulrich gesagt — könne er gleichwohl den Plan als Vermächtnis seines Vaters nicht aufgeben, sondern harre günstigerer Zeiten. Er sollte nicht mehr harren, dachte Martina. In diese seine Lieblingsidee sollte er ihr Erbe verbauen. Aber der Rechtsanwalt hatte sofortige Antwort gewünscht und Befehle über die nächsten Maßnahmen erbeten. Martina wandte sich von dem Fenster, läutete und befahl, einen Reitknecht an Herrn von Hétváry nach den Heidehöfen zu schicken.

Zwei Stunden danach ritt Hétváry in den Wartenkroner Hof ein. Martina trat ihm wie einem alten Freunde entgegen. Daß er ihr Freund sei, wußte sie, obzwar sie ihm nur selten begegnet war; in ihr war jener feine Kinderinstinkt noch nicht abgestumpft, der eine wohlwollende Seele untrüglich herausfühlt. Sie wußte auch, daß sein ganzes Herz an Franziska hing; er dagegen wußte, wie warmherzig sie sich derselben Franziska annahm. Sie durften beide nicht über das liebe Mädchen reden, aber sie verstanden einander und dachten beide an sie, während sie sich die Hände reichten. Martina legte ihm die Dokumente vor und erbat sich seinen Rat, indem sie ihre Willensmeinung dahin aussprach, das Erbe sei als eine nachträglich eingelangte Mitgift zu betrachten, welche sie in die Ehe mitgebracht habe. Hétváry bedeutete ihr, jetzt ließe sich solches nur in Form eines Geschenkes an Ulrich oder eines Vertrages mit ihm bewerkstelligen.

„Ich bin es zufrieden," erwiderte Martina. „Die Form ist für mich dabei gleichgültig."

„Aber nicht für den Grafen," warf Hétváry ein. „Man müßte doch die Annahme dieses großen Geschenkes mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen, und soweit ich den Grafen kenne . . ."

„Zweifeln Sie an seiner Zustimmung? Sie haben recht. Er würde dieselbe verweigern. Wir müssen eine andere Form wählen. Aber welche?"

„Zunächst keine. Doch nicht allein in der Form, auch in der Sache ist derzeit keine besondere Entscheidung zu treffen. Es genügt, daß Sie vorerst nicht über das Vermögen zu Ihren persönlichen Zwecken verfügen, sondern es unangetastet lassen, um später damit irgend einen Familienzweck, irgend ein Wartenkroner Interesse zu fördern. In solcher allgemeinen Fassung wird der Graf kaum etwas dagegen einwenden. Das Erbe ist also zu übernehmen, sicher anzulegen und daran nicht zu rühren, bis der Graf heimkehrt. Ich fahre noch heute abend mit Ihrer Vollmacht in die Residenz und ordne die Angelegenheit in diesem Sinne, wenn es Ihnen so recht ist." —

Martina gab ihre Zustimmung, und acht Tage später legte Hétváry die ganze Angelegenheit gesichert und geordnet in ihre Hände.

XX

Inzwischen war über Nacht der Vorfrühling hereingekommen, für den Landbewohner die unangenehmste Zeit des Jahres. Dem einzigen Zachäus gefiel sie wunderschön; er konnte täglich für sein Comteßchen einspannen, weil an einen Spaziergang nicht zu denken war. Die Alleen des Parkes trieften, auf den durchweichten Gartenwegen sank der Fuß bis zum Knöchel ein, die Straße war unterwaschen. Im Walde träufelte es von den Baumwänden, auf allen Pfaden lustwandelten hurtige Wässerlein, von der Höhe kamen die Quellen in breitem Geström über den Moosboden niedergestürzt und fegten allen Moder des Wintertodes hinweg. In Unter-Wartenkron sahen die Fabrikbeamten mit besorgten Blicken auf den anschwellenden Bach, während Ökonomiebeamte und Schloßgärtner einander unter Kopfschütteln verderblichen Spätfrost prophezeiten.

Aber es wandte sich alles zum Guten. Der Matthiasturm lüftete das Visier des Wolkenhelmes, welchen er bisher trotzig aufgestülpt hatte. Dann nahm er denselben ganz herab — es mußte ihm dort oben in der Sonnennähe wohl zu schwül geworden sein. Da saß auch schon auf seinem bemoosten Haupte ein kecker Edelfink und begann sogleich das Vorspiel zu dem gewaltigen Frühlingssange der Natur. Es bestand aus einem fröhlich herausfordernden Pfeifen, woran jedesmal ein übermütig geschmetterter Schnörkel gehängt wurde — „ein Suffix" nannte es Franziska, welche dem munteren Bürschlein mit Martina andächtig lauschte. Agnes sah lieber den beiden Störchen zu, die auf einer Mauerkante des Matthiasbaues saßen. Sie waren erst gestern von ihrer Reise angelangt, aber es schienen alte Bekannte von Agnes zu sein; denn sie lächelte ihnen zu, rief ihnen Kosenamen hinauf und ergänzte diese mit einer leidenschaftlich zärtlichen Gebärdensprache. Sie schienen dies alles auch gut zu verstehen und wohl zu würdigen, denn sie verneigten sich sehr höflich, obzwar sie bloß auf einem Beine standen. Aber dann hielten sie es doch in dieser ceremoniösen Steifheit nicht mehr aus, sondern klapperten vor lauter Lust und Freude des Wiedersehens, wie kleine Gassenjungen mit Osterklappern.' Wenn solche tiefernste Gesellen einmal in das Lustige geraten, kommt ihnen gern das Maß abhanden, und so begannen sie denn in wilder Ausgelassenheit Agnes zu necken, indem sie, bald verschwindend, bald wieder auftauchend, zwischen dem Ruinengemäuer hinflogen. Agnes wollte ihnen durchaus nach, um mit ihnen Haschen zu spielen, aber da stürzten sie sich thalwärts und kamen nicht zurück. Franziska beruhigte die schmerzlich berührte Agnes mit der Erklärung, ihre beiden langbeinigen Freunde säßen jetzt unten am Wasser bei

ihrem Vesperbrot und kämen erst nach gestilltem Hunger wieder an ihr gewohntes Lieblingsplätzchen. Martina aber wies ihr zum Ersatz für die Zwischenzeit die zahllosen weißen Wölklein oben — eine große Lämmerherde, welche über den ganzen Frühlingshimmel ausgebreitet war und langsam einherweidete.

In Unter-Wartenkron war der drohend angeschwollene Wasserschwall wieder zum friedsamen Bache geworden. Harmlos hüpfte er zwischen den grünen Uferrändern einher und rauschte nur noch unwillig auf, wo ihm eine Schleuse das lustige Fließen verlegte oder ein Rad seine freien Wellen knechtete. Haselstauden beugten sich lauschend über das brodelnde Wasser, saftige Weiden langten mit schlanken Armen spielend in die Flut, untermischt mit Erlen, welche in derselben den Fuß badeten. Sie standen zu beiden Seiten, das Ufer entlang und bildeten einen fortlaufenden lebenden Zaun in den Vorgärten der Arbeiterhäuschen. In jenen Tagen, da der verstorbene Graf die Industrie als Notstandsbeschäftigung einführte, mußte er zunächst wohlgeschulte Arbeiter als Lehrer der Einheimischen aus der Ferne herbeirufen. Für diese fremden Glasbläser, Vorrichter, Maler, Schleifer, Modelldrechsler waren die niedlichen Arbeiterhäuschen hergestellt worden, je eines für zwei Familien mit einem zweiteiligen Vorgärtchen am Bache. Nach der Rückseite hin besaß jedes einen ummauerten Hof mit Hühnerverschlägen und kleinen Ställen für Ziegen oder Borstenvieh. Die Häuschen blieben fast wie eine Eigenhabe im Besitze derselben Arbeiterfamilien und waren zumeist von den Söhnen, manche schon von den Enkeln der ursprünglichen Bewohner besetzt. Dieser eingewanderte Kern der Arbeiterschaft, welchem schon seiner Geschicklichkeit halber gewisse Vorrechte eingeräumt worden waren, hatte sich durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem behaglichen Wohlstand aufgeschwungen, auch wohl ein Kartoffelfeld oder eine Wiese für eine Kuh erworben. Den Arbeitern trat der alte Graf willig ein Stück Grund ab, während er sonst keinen Fußbreit Wartenkroner Bodens veräußerte; er sah es gern, wenn sich hiedurch das Gefühl der Seßhaftigkeit und Heimat in ihnen festigte. Es ging ihnen gut in Wartenkron. Der Fall kam überhaupt nicht vor, das einer ausgewandert wäre. Der Nachwuchs der Einheimischen geriet den eingewanderten Lehrmeistern in allem und jedem nach. Es wurden neue Häuschen am Ufer aufgebaut, und auch in diesen gab es genügendes Auskommen und mit der Zeit Ersparnisse, die endlich zur Erwerbung von Feld und Viehstand führten. Es war auch in dieser neuen Generation kein Beispiel von Auswanderung erlebt worden. Wesentlich verändert hatten sich diese Verhältnisse unter Lex. Die jüngeren Arbeiter wollten sich seiner Tyrannei nicht fügen und zogen fort. Sie mußten durch Fremde ersetzt werden, zumeist untaugliche, sittenrohe, arbeitscheue Elemente mit unklar gärenden socialistischen oder bereits abgeklärten anarchistischen Ideen im Kopfe. Auch von diesen hielten es viele nicht lange aus, es gab ein ruheloses Kommen und Gehen, und jeder folgende Nachschub war ein verschlechterter Abklatsch des vorangegangenen. Die älteren Meister blieben, jedoch nicht mehr wie vor Zeiten deshalb, weil es ihnen gut ging; sie blieben jetzt, trotzdem es ihnen schlecht ging. Sie mußten selbst das Unleidliche von Lex geduldig ertragen, weil sie die Scholle festhielt, welche ihnen gehörte. Häuschen und Garten waren wie ihr Eigentum, Acker und Wiese, Kuh und Ziege waren es in der That. Die Freizügigkeit hatte für sie als ansässige Leute bloß den Sinn, aus dem Wohlstand freiwillig in die Bettelarmut fortziehen zu können. Denn die unbewegliche Habe, welche ihre Eltern und sie selbst mit Weib und Kind erarbeitet und zusammengespart hatten, war höchstens um einen lächerlichen Schleuderpreis an den Mann zu bringen. Das wußte Lex, und daran hielt er sie fest. Die Beamten mußten Thurmbrucks Beispiel folgen und seine bis zum Widersinn peinlichen Disciplinarregeln in seiner abstoßenden Weise handhaben. Der Direktor Würz sorgte dafür, daß diesen Absichten genau entsprochen werde, und wo sich seine ungeheure Körperfülle durch eine Thüre hereinklemmte, nahm selbst der niedrigste Aufseher schärfere Worte in den Mund und verhärtete seine Miene. Daß sich trotzdem in der Arbeiterschaft der willenlose Sklavensinn nicht so völlig einbürgern wollte, wie es Lex wünschte, rührte nach seiner Überzeugung davon her, daß es ihnen immer noch zu gut ging. Er führte infolgedessen ein unbarmherzig erklügeltes System von Geldstrafen und Lohnabzügen ein, setzte den Stücklohn für sämtliche Arbeiten herab, und verschärfte die Strenge bei der Durchmusterung des Gelieferten. Ein Auskommen war dabei nicht mehr zu finden. Man arbeitete sich entweder krank, oder man lebte vom Ersparten und verarmte. Das Wirtshaus war niemals so gut besucht gewesen; daselbst ertränkte man die verzweifelten Gedanken über die hoffnungslose Lage und die argen Gedanken gegen die Vorgesetzten.

So war in diese Musterkolonie des verstorbenen Grafen durch Lex Dürftigkeit, Siechtum und ein empörter Geist verpflanzt worden. Das Grollen, welches sich lange stumm verhalten hatte, war allmählich laut geworden, erst in unverständlichem Murren oder in Geflüster, dann in offener Rede, endlich bei dem jüngeren Volke in Geschrei und Tosen. Als dieses bedenklich zu werden anfing, faßten sich um des beiderseitigen Wohles willen die sechs ältesten Meister ein Herz und klopften an das Thor der Villa, welche Lex in Unter-Wartenkron bewohnte. Sie mußten lange warten, erst im Flur, dann im Vorzimmer. Endlich wurden sie vorgelassen.

Lex lag im Fauteuil zurückgelehnt, rauchte eine Cigarette, hatte den rechten Fuß über das linke Knie gelegt und hielt sich gleichsam an dem türkischen Pantoffel mit der linken Hand fest. Mit einer Nachlässigkeit, die unverkennbar Verachtung ausdrückte, hob er ein wenig die Rechte und winkte ihnen, zu reden. Das thaten sie in Ehrfurcht, bescheiden warnend, demütig bittend. Er besah indessen seine Finger, bewegte sie langsam auf und ab, und ließ die kostbaren Ringsteine daran blitzen, während die linke Hand mit dem Pantoffel spielte. Diese zweifache Unterhaltung schien ihn ganz in Anspruch zu nehmen. Er ließ

die Männer reden, er unterbrach sie nicht, er erhob keinen Einwand; es war, als ob er sie gar nicht höre, denn auch seine hochfahrende Miene zeigte nicht die mindeste Veränderung. Aber es war bloß die Trägheit der Geringschätzung. Als die Männer schwiegen, blickte er mit seinem bösen Lächeln auf. Er sagte noch immer nichts, er betrachtete sie nur grinsend von oben bis unten. Er sah dabei nicht die schneeweißen Haare, die durchfurchten Gesichter, die matten Augen, welche länger als ein halbes Jahrhundert durch die Feuerbrille zu schauen gewohnt waren; er beachtete auch nicht die nervigen Hände, welche sich ebensolange in wackerer Arbeit gemüht hatten, wahre Künstlerhände, geübt, im Fluge die schöne Form aus einem Stoff zu gestalten, der nur einen Augenblick bildsam bleibt. Er hatte auch bei ihren Reden nicht herausgehört, daß sie nicht aus Selbstsucht warnten und baten, sondern weil sie für Wartenkron das Ärgste fürchteten. Er sah und hörte nur eines, und er sagte es ihnen auch, indem er mit Pantoffel und Ringdiamanten weiterspielte, in schleppenden Worten, kalt, ohne jede Erregung: „Was die Jungen draußen laut ausbrüllen, das bringt Ihr hier stöckisch mit Ränken und Kniffen vor. Stänker, Krakeeler, Rebellen seid Ihr alle miteinander, ob Ihr mit der Faust in der Luft herumfuchtelt, oder ob Ihr sie in der Tasche ballt und mir dabei allerlei Mittel und Mittelchen vorschlagt. Ich kenne bloß ein Mittel für Euch alle: das Müssen. In wessen Hause wohnt Ihr? Wessen Brot esset Ihr? Habt Ihr nie gehört, daß ein Hund, der wider seinen eigenen Herrn bellt, sich dafür hinterdrein auf das Winseln und Heulen verlegen muß? Nun denn, damit das widerbellische Murren einmal gründlich abgethan wird, und auf daß sich alle anderen an dem Heulen der Betroffenen ein heilsames Exempel nehmen, so seid Ihr sechs Wortführer hiemit aus dem Arbeitsverhältnis entlassen. Laut meiner neuen Vertragsklausel, die Ihr alle unterschrieben habt, werdet Ihr in vierzehn Tagen Euere Arbeit am Ofen oder Schleifrad einstellen und Euere Wohnhäuser in ordentlichem Zustand übergeben." Langsam erhob er sich und schlenderte, ohne sie eines Blickes zu würdigen, in das Nebengemach.

Die sechs alten Männer schritten gesenkten Hauptes hinaus, drei zu den Glasöfen, drei in die Schleifereien. Eine halbe Stunde später verließen mitten in der Arbeitzeit sämtliche Meister die Fabrikgebäude in einem stillen, fast feierlichen Zuge, und gingen heim. Unfug und Possen treibend, lärmend und drohend schwärmte der größere Zug der Gehilfen und Lehrlinge durch die Ortschaft. Die Arbeit war in ganz Unter-Wartenkron eingestellt. Lex erhielt die Nachricht davon durch den Direktor Würz, welcher keuchend mit ängstlicher Beflissenheit auseinandersetzte, um der lieben Ruhe willen wäre es doch am besten, von der Entlassung der sechs Ältesten abzusehen.

Lex hatte wieder sein arges Lächeln, indem er entschied: „Die sechs bleiben entlassen. Die Öfen werden kalt gestellt, und wenn auch die Spatzen inzwischen darin nisten sollten, bis dieses Pack zum Kreuze kriecht. Wir wollen sehen, wie lange sie sich selbst aushungern werden. Adieu, lieber Würz — diese Tollhäusler unterschätzen mich" — dabei drückte er dem Direktor die Hand und begann eine Opernarie zu summen.

Am selben Nachmittag hatte sich die gesamte Jugend der Arbeiter auf der Kreuzheide versammelt. Das Wetter war warm, in dem Heidewirtshaus fanden die Getränke reißenden Absatz, die Stimmung wurde allmählich erregter. Böse Andeutungen fielen, gefährliche Drohungen wurden laut, man plante verderbliche Anschläge und erörterte schon die äußersten Mittel.

Ein einziger Mann redete zum Guten, lenkte ab, beschwichtigte. Er war sehr bleich und hüstelte, er trank nicht und rauchte nicht. Wenn er redete, geschah es in heiserem Tone, und die anderen ließen ab vom Tosen, um ihn zu hören. Elmer war der geschickteste in der ganzen Schleiferzunft, dazu ein wackerer Kamerad und ein braver Mensch. Sein Vater war wie er ein fleißiger und geschickter Meister gewesen, so lange er sich nicht in der Luft der Schleiferei, welche von schneidenden Glasatomen flirrt, die furchtbare Schleiferkrankheit in die Lungen geatmet hatte. Dann erhielt Elmer den siechen Vater und die jüngeren Geschwister mit seiner Arbeit allein, bis der Alte starb und von den Kindern bloß seine Schwester Magdalena übrig blieb. Aber nun siechte er selbst an der Krankheit der Glasschleifer dahin, nachdem er sich vom Morgengrauen bis zum Abenddämmern keinen Atemzug in gesunder Luft und dabei bloß die notdürftigste Nahrung gegönnt hatte. Doch auch jetzt arbeitete er mit unvermindertem Eifer fort, obzwar er den Tod vor Augen hatte. Er that es für seine Schwester. Er hatte sie immer von den Fabrikarbeiten ferngehalten aus Angst, sie werde auch dahinsterben wie die übrigen Geschwister. Sie führte bloß seine kleine Wirtschaft und beschäftigte sich daneben mit Handarbeiten. Nun war sie ein blühendes schönes Mädchen geworden, feiner geartet als die anderen Frauen und Mädchen von Wartenkron, welche beim Einbinden und Verpacken des Glases, als Handlangerinnen bei den Holzsägen oder beim Feldbau beschäftigt waren. Magdalena war Elmers Stolz, seine Liebe, die Stütze, die ihn aufrecht erhielt; er lebte nur noch, um den Sparpfennig zu mehren, welchen er ihr hinterlassen wollte. Der Strike war ihm nicht willkommen; er verlor durch denselben Arbeitzeit und wußte zu gut, daß er davon nur noch sehr wenig vor sich habe. Doch empörte auch ihn des Freiherrn Verfahren gegen die sechs greisen Männer; nur wollte er mit seinem redlichen Sinn die Sache im guten geschlichtet wissen, weshalb er von jeder Gewaltthätigkeit abriet. Als er seine beschwichtigende Mahnung beendet hatte, war es einen Augenblick still. Dann rief aus der Menge eine höhnische Stimme: „Natürlich! So kann nur der gnädige Herr Schwager unseres ungnädigen Herrn Barons reden!"

Elmer blickte fragend auf den Mann. Es war einer von den kürzlich Eingewanderten. Dieser lachte ihm spöttisch ins Gesicht. Elmer sah die befreundeten Genossen an, die in seiner Nähe standen. Sie schlugen

vor seinem forschenden Blick die Augen nieder oder wandten sich ab. Elmer faßte den nächsten beim Arm und führte ihn aus dem Gedränge abseits. Dort erfuhr er, was alle wußten, nur er allein nicht: Magdalena war Thurmbrucks Geliebte. Elmer sagte kein Wort, ließ den Erzähler stehen und ging ohne Abschied heim. Mit gefestetem, ruhigem Gesicht betrat er Magdalenas Kammer, mit entstellter, zerwühlter Miene verließ er dieselbe und schritt geradeaus auf Thurmbrucks Villa zu. Den Diener, der ihn aufhalten wollte, schleuderte er beiseite. Dem Freiherrn, der sich überrascht umwandte, sagte Elmer mit unheimlicher Ruhe: „Herr Baron, Sie werden meine Schwester Magdalena heiraten!"

„Ohne weiteres?" fragte Lex auflachend. „Und sonst hast Du keine anderen Schmerzen?"

„Herr Baron, Sie werden meine Schwester Magdalena heiraten!" wiederholte Elmer mit gespenstiger Gelassenheit.

„Mein lieber Elmer, Du bist sehr jung. In Deinem Kopfe spuken noch allerlei rührselige dumme Geschichten herum, die Du in Lesebüchern und auf Schönschreibvorlagen gelesen hast. Deine Schwester ist ein netter Schatz — ich werde für sie anständig sorgen, das ist selbstverständlich."

„Herr Baron, Sie werden meine Schwester Magdalena heiraten!" kam es abermals eintönig von Elmers Lippen.

„Zu Euch soll man nie mit Worten reden, sondern immer mit der Reitpeitsche!" schrie Lex voll Zorn und stampfte heftig auf. Dann schleuderte er einen Stuhl, der neben ihm stand, gegen die Wand, versetzte seinem Hund, welcher ihm gerade im Wege lag, einen unbarmherzigen Fußtritt in die Rippen und langte nach dem Glockenzug. Bevor er denselben jedoch erreicht hatte, faßte Elmers Hand seinen Arm. Es war dieselbe Hand, deren Muskelkraft gewohnt war, vom Morgen bis zum Abend die Gläser an das Schleifrad zu pressen. Wie eine eiserne Schraubenklammer hielt sie umspannt, was sie einmal ergriffen hatte.

Kreidebleich, vor Wut knirschend, mit halb erstickter Stimme stammelte Lex: „Das sollst Du mir bezahlen! Und Dein huldreiches Schwesterlein mit, das Dich angestiftet hat, das nichtswürdige, elende Geschöpf . . ."

Da schnellte die eiserne Schraubenklammer von dem Arme ab und sprang jäh an Thurmbrucks Kehle, weitere Schmähungen erstickend. Lex war ein Riese an Größe und Stärke gegen Elmer, er war ein gesunder und mutiger Mann, er wehrte sich, wie sich das blühende Leben gegen den Tod zur Wehr setzt. Ein furchtbares Ringen folgte, ein entsetzliches Keuchen, ein grauenhaftes Röcheln. Aber der Hals konnte die Hand nicht abschütteln, so sehr er sich drehte und wand; sie war es gewohnt, daß sich unter ihr das Schleiferrad noch viel heftiger in rasendem Kreisen regte. Zuletzt lag der Freiherr auf dem Teppich hingestreckt, während Elmer vor ihm kniete und mit den zähen Fingern immer noch seinen Hals festhielt. Elmer horchte. Das war nur noch sein eigener Atem, welchen er vernahm, und aus der Zimmerecke das wehe Winseln des Hundes, dem sein Herr vorhin den Fuß in die Rippen gestoßen hatte. Elmer neigte sich tiefer über den Liegenden und lauschte wieder. Aber der Freiherr war ganz still geworden, er schmähte nicht mehr auf Magdalena, er röchelte nicht, er atmete nicht. Elmer stand langsam auf, verbeugte sich ehrfurchtsvoll gegen den Toten und sagte eintönig: „Herr Baron, Sie werden meine Schwester Magdalena heiraten!" Hierauf ging er in die Zimmerecke, hob den stöhnenden Hund auf, nahm ihn unter den Arm und schritt ruhig heim. Dort öffnete er ein wenig die Thüre zu Magdalenas Kammer, schob den noch immer winselnden Hund hinein und sagte freundlich: „Da hast Du Dein Hochzeitsgeschenk!" Ehe sie aufstand und zur Thüre kam, war er bereits hinter dem Hause verschwunden. Er geriet aus der unnatürlichen Ruhe auf einmal in große Eile und stürzte der Antoni-Glashütte zu. In dem Ofen, welchen die ausständigen Arbeiter daselbst in Stich gelassen hatten, glomm das Feuer nur noch matt weiter, und darin standen die Glashafen mit der nunmehr halbflüssigen Krystallmasse. Elmer riß die Thüren des Ofens auf und schleuderte mit jener ungeheueren Kraft und Beweglichkeit, wie sie nur der Wahnsinn verleiht, große Holzscheite hinein, bis es darin wieder hell aufbrannte. Dann stellte er sich dicht vor ein gedrechseltes Gußmodell und sagte eintönig: „Herr Baron, Sie werden meine Schwester Magdalena heiraten!" Als er jedoch keine Antwort erhielt, faßte er dasselbe mit der eisernen Klammerhand, preßte es wütend und warf es unter die anderen Holzmodelle hin. Aber er riß auch noch einen Feuerbrand aus dem offenen Ofen und schleuderte ihn wütend dem Modelle nach, und so einen zweiten, einen dritten, bis alles gedrechselte Holz mit den zur Feuerung aufgeschichteten Scheiten in einer Flamme zusammenschlug.

Der Abend war angebrochen. Die Arbeiterjugend zog von der Kreuzheide singend und johlend heim. An der Spitze und zu beiden Seiten des Zuges trugen einige brennende Fackeln, welche sie soeben selbst im Walde aus harzigem Holze zugehauen hatten. Dieselben waren nicht notwendig, denn es dämmerte noch; aber es schien der grell flackernden Stimmung der Menge besser zu entsprechen, bei Fackellicht zu marschieren. Doch auch für solche stimmungsvolle Beleuchtung erwiesen sich die Fackeln als überflüssig, sobald sie um die Thalecke bogen. Denn die ganze große Antoni-Glashütte brannte wie eine ungeheuere Fackel himmelwärts. Der Zug hielt einen Augenblick im Gehen und Lärmen an und starrte in den Brand. Da war es auf einmal, als leuchte der Flammenschein in die verwirrten trunkenen Köpfe hinein. Sie hatten stundenlang auf der Kreuzheide beraten, geplant, gestritten, ohne zu einem festen Entschluß zu gelangen. Jetzt wußten sie in einem Augenblick genau, was sie zu thun hatten. Das Feuer dort drüben gab das Muster her — sie brauchten es ihm nur nachzuthun oder ihm auch bloß nachzuhelfen, um alle diese verhaßten Arbeitzwinger dem Erdboden gleich zu machen. Wie sie so gierig in den giftig roten Schein starrten, steigerte sich die Trunkenheit zum Wahnsinn, zur Tollheit. Mit einem weithin hallenden

Wutgeschrei geriet die Menge plötzlich wieder in Bewegung. Allein dies war kein Gehen mehr, sondern ein Stürmen. Der Wucht und Raserei dieser anprallenden Menschenmasse hielt auch nichts mehr stand. Die Löschenden wurden verjagt, die Beamten, welche die Löscharbeiten leiteten, umringt und in ein Amtshaus gedrängt, die Thüren desselben versperrt und mit einer starken Wache besetzt. Hierauf standen sie und sahen dem Brande mit einer freudigen Neugier zu, wie Kinder einem Feuerwerk. Einige packte mitten in dem wirren Taumel ein fast lächerlicher Ordnungstrieb, und sie brachten die Spritzen und sonstigen Löschgeräte sorgsam in das Spritzenhaus. Ein anderes Häuflein trennte sich und begann mit Steinen nach allen Fensterscheiben zu werfen, wobei sie wetteten, wer besser zielen könne. Die Fackelträger des Zuges fühlten sich mit einer gewissen Beschämung völlig überflüssig; deshalb marschierten sie zur Theobald-Glashütte und mühten sich, dieselbe nach dem Muster der Antonihütte in Brand zu bringen. Es gelang ihnen auch, worüber sie unbändig lachten. Dann kam einer gelaufen und sagte: „Der Baron ist erschlagen.“ Da ließen sie vom Feuer ab. Es freute sie nicht mehr. Sie sahen, der Brand war gar nicht das rechte Muster gewesen. Dieses hatten sie jetzt erst vor den Augen. Was nützte es, die Zwinger zu zerstören, wenn die Peiniger blieben? Vor allem dieser Teufel Würz und seine treuen Helfer und Helfershelfer? Diese mußten dem Baron nach, man wollte ihrer ledig sein für alle Ewigkeit, und das sogleich! Allein weder Würz war in seinem Hause, noch sein Sekretär, noch auch seine rechte Hand, der Ober-Controleur. Aber man mußte sie finden. Und sie suchten.

Auf Schloß Wartenkron war an demselben Nachmittag der junge Baron Max Wildenschild zu Gaste. Er hatte in Oberlingen zu Mittag gespeist und war sowohl von Gitta wie von Andreas mit einem Auftrag für Schloß Wartenkron bedacht worden, an welchem er auf dem Heimwege nach Thurmbruck vorüberritt. Dem Freiherrn Andreas, welchem Ulrich die Obsorge über Stall und Meute anvertraut hatte, lag daran, daß Wildenschild beides einmal gründlich ansehe. Ihm selbst mangelte es der Frühjahrsbestellung wegen an Zeit, und Max, der sonst gar nichts verstand als Hunde- und Pferdezucht, schien ihm ein verläßlicher Ersatzmann. Gittas Auftrag dagegen war bloß eine praktische und geniale Finte, um ihren künftigen Schwiegersohn Martina zur näheren Kenntnisnahme aufzudrängen. Sie sollte sich einmal in der Nähe „das harmlose Material“ besehen, aus dem sich Franziska „einen idealen Ehemann kneten“ würde. Harmlos war er in der That bis zur Lächerlichkeit, und auch wirklich bloß ein Material, aus dem erst irgend etwas geknetet werden sollte. Aber Martina begann bald zu zweifeln, daß sich daraus jemals etwas Rechtes würde formen lassen. Er redete ihr von Pferden, Hunden, Stroh, Heu und Hundefutter vor, inspizierte dann unter großem Geschrei die genannten Tiere und Gegenstände zwei Stunden lang in den Ställen und Höfen von Ober-Wartenkron, und kam endlich herauf, um abermals von diesen selben Tieren und Gegenständen mit Martina zu reden.

Da erschien ein Bote mit der ersten Schreckensnachricht aus Unter-Wartenkron, und bald darauf ein zweiter, der dieselbe ergänzte. Martina erhob sich. Sie läutete und befahl, augenblicklich ihren Wagen einzuspannen.

Max Wildenschild war bei der Schilderung der Greuelscenen auffallend bleich geworden. Jetzt sprang er auf und verabschiedete sich mit überstürzter Hast, indem er stammelte, er wolle lieber allein vorausreiten und nicht neben Martinas Wagen, obzwar sie denselben Weg hätten — man müsse unnötiges Aufsehen vermeiden. Der große, starke, dicke Mensch schlotterte dabei vor Angst. Im Hinausgehen brachte er auf der Schwelle doch noch die Phrase zu stande: „Ich bedaure nur, Gräfin, daß ich Ihnen in dieser fatalen Situation mit nichts dienlich sein kann.“

„Doch, Baron. Sie reiten auf dem Heimweg an den Heidehöfen vorbei. Benachrichtigen Sie Herrn von Hétváry! Ich bitte ihn, zu kommen — schnell, gleich. Er findet mich in Unter-Wartenkron. Aber Sie müßten rasch reiten — sonst schicke ich lieber einen von den Schloßleuten, obzwar vielleicht jeder Mann hier oben von nöten sein kann.“

„Ich werde rasch reiten,“ flüsterte der große Mensch, schob sich eilfertig hinaus und galoppierte mit der versprochenen Raschheit aus dem Innenhof.

Einige Minuten später stieg Martina in den offenen Wagen. Dem Diener, welcher sich neben den Kutscher setzen wollte, befahl sie, daheim zu bleiben, und rief Zachäus zu, so schnell als möglich zu fahren. Der alte Mann nickte, und die Pferde rasten thalwärts. Hinter ihm ließ nach Martinas Auftrag der Schloßverwalter alle Thore der Schloßhöfe absperren und hielt die Leute zu etwaiger Abwehr hinter dem äußeren Turme beisammen.

Als Zachäus den Wagen über die Brücke des Fabrikbaches donnern ließ, bot Unter-Wartenkron ein schreckenerregendes Bild. Die weitgestreckten Gebäude der Antoni- und Theobald-Glashütte lohten in zwei ungeheuren Bränden zum Himmel auf; dazwischen leckten da und dort aus Häusern, Magazinen, Arbeiterwohnungen, Holzvorräten niedrigere Flammen empor. In das Prasseln der Feuersbrunst hallte wildes Geschrei, aus dem sich zuweilen ein Brüllen emporwühlte, wie von einem Rudel hungriger Raubtiere, das vergebens nach Beute sucht. Sie suchten auch alle und allerorten. Und überall, wo sie Würz nicht fanden, ließen sie ihre Enttäuschung blindwütig an den Dingen aus, indem sie alles zu Splittern und Fetzen auseinanderschlugen. Kerze, Lampe oder Span, womit sie in Verstecke geleuchtet, schleuderten sie achtlos weg, so daß bald da, bald dort neue Flämmchen aufzüngelten. Alles war nur noch ein gräßliches Gemisch von Feuer, Rauch, Gebrüll, Herumtaumeln entmenschter Geschöpfe. Aus diesem Brodem stieg auf einmal ein greller Freudenschrei. Immer lauter, immer vielstimmiger ward das schauerliche Jauchzen. Würz war gefunden. In dem äußersten Pochwerk nächst der Brücke, welche nach dem Schloß Wartenkron

führt, hatte er sich hinter den großen Kiesfässern versteckt. Das war höchst gelegen. Man brauchte sich nicht die Mühe zu nehmen, ihn weiter zu schleppen; er war bereits an dem geeignetsten Ort. Die Gewalt des Pochwerkes, welche den Kies klein stampft, würde mit dem aufgedunsenen Fettklumpen spielend fertig werden. Unter allgemeinem Jubel zerrten sie den halbtoten Mann dem Pocher zu, welcher ihn schon im nächsten Augenblick zu einer formlosen Masse zerdrücken mußte.

Da hob sich plötzlich aus der weiß bestäubten Umgebung der Wände und Kiesfässer, wie ein scharf ausgeschnittenes Schattenbild, eine schwarze Frauengestalt ab. „Die neue Gräfin!" murmelte aufblickend der Vorderste an dem Pocher.

„Halt!" sagte Martina. Sie überlegte nicht, sie plante nichts, sie folgte dem inneren Antrieb und stellte sich schützend vor Würz hin. Es war ein furchtbares Wagestück, und selbst anzusehen erschreckend.

„Halt!" wiederholte sie lauter, als die Außenstehenden nachdrängten, hielt das Haupt hochragend über der wütenden Menge und sah unverwandt in die verwilderten, entstellten, verzerrten Gesichter. Es war kein Stolz in ihrem Blick noch auch Verachtung, auch keine Furcht und kein Zagen — nur mitleidige Trauer. Es wurde ihnen weh bei diesem Blick. Sie starrten auf die hohe, stille Gestalt, in das blasse Antlitz, in die schwermütigen Augen. So standen sie und rührten sich nicht. Es war ganz still geworden.

„Und lasset ab von ihm!" sagte sie in ruhigem, festem Ton.

Aber sie standen und wichen nicht. Im Hintergrunde murrten schon wieder einige, und plötzlich rief eine schrille Stimme: „Der Baron ist erschlagen. Würz muß ihm nach! Erst der Herr, dann der Diener!" — Es war ein schicksalsschwerer Augenblick, und er mußte sie mit hinabreißen, wenn sie zagte oder auch nur ratlos zögerte. Schon erhob sich wieder die schrille Stimme und rief unwirsch: „Unser Herr, der uns bis aufs Blut gequält hat, ist erschlagen, und . . ."

„Und darum bin ich jetzt Euer Herr," setzte Martina seine Rede fort, und plötzlich überflog das traurige, bleiche Antlitz jenes leise, schalkhafte Lächeln, welches schon einmal bei der ersten Begrüßung in der Schloßhalle die Arbeiter hingerissen hatte. „Und da denket Ihr wohl, auch ich werde Euch quälen?" fragte sie weich.

Wenn schon jenem Lächeln kein Mensch widerstehen konnte, bei dem guten, schlichten, herzlichen Ton, mit dem sie diese Frage in die Menge hinwarf, hob sich auf einmal ein tosender Lärm. „Nein, nein!" rief es rings um sie und schüttelte mit den Köpfen und hob die Arme abwehrend in die Höhe. „Nein, nein!" schrieen sie leidenschaftlich weiter, beleidigt über diese Zumutung, und wurden böse auf sie, daß sie so etwas glaubte. Dazwischen aber rief eine helle Stimme, welche das dumpfe Gewirr übertönte: „Vivat unsere neue Herrin!" — Und der Ruf ging weiter und hinaus.

Sie stand und lächelte immer noch. Dann sagte sie: „Nun denn, so lasset Würz frei und auch die anderen! Niemand von Euch glaubt, daß Eure neue Herrin Euch peinigen wird. Glaubet Ihr etwa, sie wird Euch von anderen peinigen lassen? Würz ist nicht mehr Euer Direktor — gebet Raum!" Indem sie Würz, der kaum aufrecht stehen konnte, bei dem Arme faßte, führte sie ihn hinaus, half ihm selbst in ihren Wagen und befahl Zachäus, ihn rasch in das Schloß hinaufzufahren. Dann schritt sie auf das Spritzenhaus zu, und die Menge mit ihr, endlos rufend: „Vivat unsere neue Herrin!" Wie ein Lauffeuer pflanzte sich der Huldigungsruf von einem Ende des Ortes zum andern fort. Von allen Seiten strömten die verlaufenen Häuflein herbei und wiederholten: „Vivat unsere neue Herrin!" Sie rissen die Thore des Spritzenhauses vor ihrem Winke auf, sie spannten sich selbst vor die Spritzen, und jene, die am lautesten gelärmt hatten, waren jetzt die eifrigsten beim Löschen.

Dann kam Hétváry samt seinen Knechten mit Spritzen und Löscheimern angefahren. Ein Ackerknecht, welcher um die Thalecke heimkehrte, hatte ihm das Schadenfeuer angezeigt. Er kam noch zeitig genug, um die ohnmächtige Magdalena Elmer aus dem brennenden Häuschen zu retten. Es geschah mit Lebensgefahr, indem er mit ihr durch das flammenumzüngelte Fenster hinabsprang, während das Dach zusammenbrach. Aber es glückte. Bloß sein schwarzer „Hunnenbart" und auch eine Seite der Kopfhaare war dabei verbrannt. Inzwischen rasselte auch die Schloßspritze von Oberlingen heran, und ihr voran sprengte der Freiherr Andreas an der Spitze berittener bewaffneter Knechte — ein kriegerischer Haufe, der keinen Feind mehr vorfand. Wohl aber gab es bei den vereinzelten Brandstätten noch genügende Arbeit für ihn sowie für die Nachbarn, die nach und nach von allen Seiten mit Löschgeräten und Mannen herbeieilten.

Der Morgen dämmerte bereits, als „die neue Herrin" heimfuhr. In den Wagen unterbrachte sie die betäubte Magdalena mit Hilfe des Doktors Grilling, welcher sich zu der Kranken setzte und sie stützend umfaßt hielt. Martina selbst setzte sich auf den Kutschbock neben Zachäus und sagte zu ihm: „Fahre langsam, recht langsam — des armen Mädchens wegen!"

Der Alte sah auf sie mit einem Blick hin, wie der verzückte Beter sein Heiligenbild anschaut. Weil sich aber sein übervolles Gemüt irgendwie Luft machen mußte, so trat ihm unwillkürlich über die Lippen, was er die ganze Nacht hindurch viele hundert Male gehört hatte: „Vivat unsere neue Herrin!"

„Mein guter Alter!" sagte Martina gerührt.

Da begann Zachäus auf einmal zu schluchzen, und große Thränen liefen in den tiefen Wangenfurchen wie auf wohl eingedämmten Weglein hin. Er sah weder Straße noch Pferde mehr, und Martina erhaschte eben noch die Zügel, als sie zu Boden gleiten wollten. Ungelenkt schritten die Pferde die gewohnte Bergstraße hinan den ersten Sonnenstrahlen entgegen, die hinter dem Matthiasbau schräg hervorbrachen. Aus der Waldestiefe tönte das Morgenlied

der Amsel herauf, und die Blumenglocken des Grabhauses begleiteten es mit sachte verschwebenden Klängen. Neben Martina aber weinte der weißhaarige Alte leise vor sich hin wie ein kleines Kind. Es gehörte alles zu einander und stimmte rührend zusammen — aber das Schönste war doch, was sie oben zu hören bekam, der jauchzende Freudenruf der erwachenden Agnes: „Mama! Mama!"

XXI.

In Oberlingen hatte man den Aufstand und Brand von Unter-Wartenkron durch Max Wildenschild erfahren. Derselbe war mit Martinas Auftrag an Hétváry bereitwillig den Wartenkroner Berg hinabgaloppiert. Als er jedoch das Feuer, den Lärm, das Stimmengewoge, die dunklen Menschenhaufen erblickte, an denen er vorüber sollte, um nach den Heidehöfen zu gelangen, da besann er sich nicht lange und peitschte sein Roß in der entgegengesetzten Richtung nach Oberlingen. Dort berichtete er, vor Schreck noch ganz verstört, die Geschehnisse.

„Und Sie haben Hétváry nicht benachrichtigt?" fragte Gitta. „Sie haben es überhaupt zugelassen, daß die Gräfin hinunterfährt? Sie sind nicht anstatt ihrer mit den Hofknechten hinabgeritten, um Ordnung zu schaffen? Und wenn schon — Sie sind nicht mit ihr gefahren oder neben ihr hergeritten?" Wie Hiebe mit der Reitpeitsche sausten ihm Gittas Worte um die Ohren. Dann wandte sie sich und rief: „André!" Aber der Freiherr war bereits an der Thür, um hinauszueilen. Sie ging ihm nach, gab ihm einen herzlichen Kuß und sagte: „Du bist mein lieber Mann! Fannerl, umarme den Papa zum Abschied! Ihm fällt von selber ein, was Menschen- und Christenpflicht ist. Ihm braucht man nicht zu sagen, was ein Mann und Edelmann zu thun hat, selbst wenn es ihm ans Leben geht. Gute Nacht, Baron Wildenschild!"

In der trägen Masse, welche Wildenschild sein Hirn nannte, begann doch etwas wie eine Ahnung aufzudämmern, als sei ihm soeben eine Art moralischen Fußtrittes versetzt worden. Franziska aber ging an ihm vorüber wie an den „nassen Greueln" der Baderequisitten, mit zurückgebeugtem Oberkörper, die Hände auf dem Rücken, um jede Berührung zu vermeiden.

Einen Augenblick danach hörte man unten die Donnerstimme des Freiherrn Knechte und Pferde aufstürmen, und alsbald raste der Oberlinger Hilfsschwarm zu Roß auf der Straße gegen Wartenkron. Erst spät am nächsten Morgen, als alle Arbeit gethan war, kam der Freiherr heim. Aber er legte sich nicht schlafen, sondern erzählte Gitta und Franziska eine geschlagene Stunde lang nur von Martina. „Diese kleine Wartenkron!" schloß er seinen feurigen Bericht. „Das wäre mir nicht im Traum eingefallen. Das ist ein Weib wie kein zweites . . . Dich ausgenommen!"

„Auch mich nicht ausgenommen, André. Du mußt immer etwas zu mäkeln haben, ich begreife Dich nicht."

„Also — weißt Du was, Gitta — sagen wir: sie ist ein Mann wie kein zweiter. Sie hat es heute bewiesen. Das macht ihr keiner von uns nach, keiner! Ich habe einen ungeheuren Respekt vor ihr. Aber ihr zunächst kommt der Hétváry." — Nun erzählte er ausführlich, wie Hétváry das ohnmächtige Mädchen durch die Flammen trug, und wie unmittelbar nach seinem verwegenen Sprung durch das Fenster das Dachgebälk des Hauses einstürzte.

Franziska hörte bleich und zitternd zu. Dann ging sie in ihr Zimmer. Dort saß sie eine Weile mit gefalteten Händen. Später setzte sie sich an das Klavier. Aber sie spielte nichts Ungarisches. Es war Beethovens Eroica.

Gitta ließ sogleich einspannen und fuhr nach Wartenkron. „Du bist ein tapferes Herz!" rief sie, Martina leidenschaftlich umarmend. „Noch unsere Kindeskinder werden von Dir erzählen und stolz auf Dich sein — wir sind es alle: André, Fannerl, ich — nebenbei, Du bist mir auch in anderem über. Ich habe Dir gestern den Max zugeschickt, damit Du Dir ihn ansiehst. Er ist dann zurückgekommen, bei welcher Gelegenheit ich mir ihn genauer als bisher besichtigt habe. Du hast recht. Das ist kein Mann für Fannerl. Das ist überhaupt kein Mann. Das ist eine Vogelscheuche."

„Ich wüßte einen Ersatz," sagte Martina.

„Hétváry? André behauptet, er sei wie ein Salamander im Feuer herumspaziert. Auch ein Mädchen hat er mit Lebensgefahr gerettet. Eigentlich handelt er trotz seines Hunnentums doch wie ein braver germanischer Christenmensch. Ich glaube, es wäre praktisch, ihn bei solcher Umwandlung zu ermutigen, auch sollte man seine wackere Rettungsthat irgendwie belohnen — ich denke, Fannerl taugt eigentlich ausnehmend gut für diese beiden Zwecke . . . aber Martina, liebes Herz, Du erdrückst mich ja mit Deiner Umarmung! Und weinen? Weinen wie ein Kind, Du, die Heldin, die Bezwingerin dieser wütenden Arbeiterhorde? Ich glaube, Du hast mein Fannerl lieber als Dich selbst. Überhaupt hast Du alle Menschen lieber als Dich selbst. Darum hängen sie auch an Dir wie die Zecken, selbst wenn sie in der tollsten Rebellion sind. Und was den Hétváry betrifft, siehst Du, so habe ich im Innersten immer eine gewisse Schwäche für ihn gehabt. Aber eine unerläßliche Bedingung setze ich, und Du mußt mir im vorhinein versprechen, Dich daran zu halten. Also gut, ich habe Dein Wort. André sowie alle Nachbarn werden Dir in dieser ersten Verwirrung helfen, selbst wenn sie daheim alles stehen und liegen lassen müßten — erstens weil es Nächstenpflicht ist, zweitens weil sie Dich nach der heutigen Schreckensnacht insgesamt vergöttern werden, wie es André jetzt schon thut. Wer Dir jedoch am besten helfen kann, ist Hétváry. Du brauchst ihn jetzt wie das tägliche Brot. Darum darf er nichts davon erfahren, daß ich ihm mein Fannerl geben will. Er soll nicht zerstreut nach Vergißmeinnicht herumsuchen, er soll keine Hunnenritte nach Oberlingen machen, er soll nicht stundenlang vor Fannerl Süßholz raspeln — er soll an nichts anderes denken als an

führt, hatte er sich hinter den großen Kiesfässern versteckt. Das war höchst gelegen. Man brauchte sich nicht die Mühe zu nehmen, ihn weiter zu schleppen; er war bereits an dem geeignetsten Ort. Die Gewalt des Pochwerkes, welche den Kies klein stampft, würde mit dem aufgedunsenen Fettklumpen spielend fertig werden. Unter allgemeinem Jubel zerrten sie den halbtoten Mann dem Pocher zu, welcher ihn schon im nächsten Augenblick zu einer formlosen Masse zerdrücken mußte.

Da hob sich plötzlich aus der weiß bestäubten Umgebung der Wände und Kiesfässer, wie ein scharf ausgeschnittenes Schattenbild, eine schwarze Frauengestalt ab. „Die neue Gräfin!“ murmelte aufblickend der Vorderste an dem Pocher.

„Halt!“ sagte Martina. Sie überlegte nicht, sie plante nichts, sie folgte dem inneren Antrieb und stellte sich schützend vor Würz hin. Es war ein furchtbares Wagestück, und selbst anzusehen erschreckend.

„Halt!“ wiederholte sie lauter, als die Außenstehenden nachdrängten, hielt das Haupt hochragend über der wütenden Menge und sah unverwandt in die verwilderten, entstellten, verzerrten Gesichter. Es war kein Stolz in ihrem Blick noch auch Verachtung, auch keine Furcht und kein Zagen — nur mitleidige Trauer. Es wurde ihnen weh bei diesem Blick. Sie starrten auf die hohe, stille Gestalt, in das blasse Antlitz, in die schwermütigen Augen. So standen sie und rührten sich nicht. Es war ganz still geworden.

„Und lasset ab von ihm!“ sagte sie in ruhigem, festem Ton.

Aber sie standen und wichen nicht. Im Hintergrunde murrten schon wieder einige, und plötzlich rief eine schrille Stimme: „Der Baron ist erschlagen. Würz muß ihm nach! Erst der Herr, dann der Diener!“ — Es war ein schicksalsschwerer Augenblick, und er mußte sie mit hinabreißen, wenn sie zagte oder auch nur ratlos zögerte. Schon erhob sich wieder die schrille Stimme und rief unwirsch: „Unser Herr, der uns bis aufs Blut gequält hat, ist erschlagen, und . . .“

„Und darum bin ich jetzt Euer Herr,“ setzte Martina seine Rede fort, und plötzlich überflog das traurige, bleiche Antlitz jenes leise, schalkhafte Lächeln, welches schon einmal bei der ersten Begrüßung in der Schloßhalle die Arbeiter hingerissen hatte. „Und da denket Ihr wohl, auch ich werde Euch quälen?“ fragte sie weich.

Wenn schon jenem Lächeln kein Mensch widerstehen konnte, bei dem guten, schlichten, herzlichen Ton, mit dem sie diese Frage in die Menge hinwarf, hob sich auf einmal ein tosender Lärm. „Nein, nein!“ rief es rings um sie und schüttelte mit den Köpfen und hob die Arme abwehrend in die Höhe. „Nein, nein!“ schrieen sie leidenschaftlich weiter, beleidigt über diese Zumutung, und wurden böse auf sie, daß sie so etwas glaubte. Dazwischen aber rief eine helle Stimme, welche das dumpfe Gewirr übertönte: „Vivat unsere neue Herrin!“ — Und der Ruf ging weiter und hinaus.

Sie stand und lächelte immer noch. Dann sagte sie: „Nun denn, so lasset Würz frei und auch die anderen! Niemand von Euch glaubt, daß Eure neue Herrin Euch peinigen wird. Glaubet Ihr etwa, sie wird Euch von anderen peinigen lassen? Würz ist nicht mehr Euer Direktor — gebet Raum!“ Indem sie Würz, der kaum aufrecht stehen konnte, bei dem Arme faßte, führte sie ihn hinaus, half ihm selbst in ihren Wagen und befahl Zachäus, ihn rasch in das Schloß hinaufzufahren. Dann schritt sie auf das Spritzenhaus zu, und die Menge mit ihr, endlos rufend: „Vivat unsere neue Herrin!“ Wie ein Lauffeuer pflanzte sich der Huldigungsruf von einem Ende des Ortes zum andern fort. Von allen Seiten strömten die verlaufenen Häuflein herbei und wiederholten: „Vivat unsere neue Herrin!“ Sie rissen die Thore des Spritzenhauses vor ihrem Winke auf, sie spannten sich selbst vor die Spritzen, und jene, die am lautesten gelärmt hatten, waren jetzt die eifrigsten beim Löschen.

Dann kam Hétváry samt seinen Knechten mit Spritzen und Löscheimern angefahren. Ein Ackerknecht, welcher um die Thalecke heimkehrte, hatte ihm das Schadenfeuer angezeigt. Er kam noch zeitig genug, um die ohnmächtige Magdalena Elmer aus dem brennenden Häuschen zu retten. Es geschah mit Lebensgefahr, indem er mit ihr durch das flammenumzüngelte Fenster hinabsprang, während das Dach zusammenbrach. Aber es glückte. Bloß sein schwarzer „Hunnenbart“ und auch eine Seite der Kopfhaare war dabei verbrannt. Inzwischen rasselte auch die Schloßspritze von Oberlingen heran, und ihr voran sprengte der Freiherr Andreas an der Spitze berittener bewaffneter Knechte — ein kriegerischer Haufe, der keinen Feind mehr vorfand. Wohl aber gab es bei den vereinzelten Brandstätten noch genügende Arbeit für ihn sowie für die Nachbarn, die nach und nach von allen Seiten mit Löschgeräten und Mannen herbeieilten.

Der Morgen dämmerte bereits, als „die neue Herrin“ heimfuhr. In den Wagen unterbrachte sie die betäubte Magdalena mit Hilfe des Doktors Grilling, welcher sich zu der Kranken setzte und sie stützend umfaßt hielt. Martina selbst setzte sich auf den Kutschbock neben Zachäus und sagte zu ihm: „Fahre langsam, recht langsam — des armen Mädchens wegen!“

Der Alte sah auf sie mit einem Blick hin, wie der verzückte Beter sein Heiligenbild anschaut. Weil sich aber sein übervolles Gemüt irgendwie Luft machen mußte, so trat ihm unwillkürlich über die Lippen, was er die ganze Nacht hindurch viele hundert Male gehört hatte: „Vivat unsere neue Herrin!“

„Mein guter Alter!“ sagte Martina gerührt.

Da begann Zachäus auf einmal zu schluchzen, und große Thränen liefen in den tiefen Wangenfurchen wie auf wohl eingedämmten Weglein hin. Er sah weder Straße noch Pferde mehr, und Martina erhaschte eben noch die Zügel, als sie zu Boden gleiten wollten. Ungelenkt schritten die Pferde die gewohnte Bergstraße hinan den ersten Sonnenstrahlen entgegen, die hinter dem Matthiasbau schräg hervorbrachen. Aus der Waldestiefe tönte das Morgenlied

der Amsel herauf, und die Blumenglocken des Grabhauses begleiteten es mit sachte verschwebenden Klängen. Neben Martina aber weinte der weißhaarige Alte leise vor sich hin wie ein kleines Kind. Es gehörte alles zu einander und stimmte rührend zusammen — aber das Schönste war doch, was sie oben zu hören bekam, der jauchzende Freudenruf der erwachenden Agnes: „Mama! Mama!“

XXI.

In Oberlingen hatte man den Aufstand und Brand von Unter-Wartenkron durch Max Wildenschild erfahren. Derselbe war mit Martinas Auftrag an Hétváry bereitwillig den Wartenkroner Berg hinabgaloppiert. Als er jedoch das Feuer, den Lärm, das Stimmengewoge, die dunklen Menschenhaufen erblickte, an denen er vorüber sollte, um nach den Heidehöfen zu gelangen, da besann er sich nicht lange und peitschte sein Roß in der entgegengesetzten Richtung nach Oberlingen. Dort berichtete er, vor Schreck noch ganz verstört, die Geschehnisse.

„Und Sie haben Hétváry nicht benachrichtigt?“ fragte Gitta. „Sie haben es überhaupt zugelassen, daß die Gräfin hinunterfährt? Sie sind nicht anstatt ihrer mit den Hofknechten hinabgeritten, um Ordnung zu schaffen? Und wenn schon — Sie sind nicht mit ihr gefahren oder neben ihr hergeritten?“ Wie Hiebe mit der Reitpeitsche sausten ihm Gittas Worte um die Ohren. Dann wandte sie sich und rief: „André!“ Aber der Freiherr war bereits an der Thür, um hinauszueilen. Sie ging ihm nach, gab ihm einen herzlichen Kuß und sagte: „Du bist mein lieber Mann! Fannerl, umarme den Papa zum Abschied! Ihm fällt von selber ein, was Menschen- und Christenpflicht ist. Ihm braucht man nicht zu sagen, was ein Mann und Edelmann zu thun hat, selbst wenn es ihm ans Leben geht. Gute Nacht, Baron Wildenschild!“

In der trägen Masse, welche Wildenschild sein Hirn nannte, begann doch etwas wie eine Ahnung aufzudämmern, als sei ihm soeben eine Art moralischen Fußtrittes versetzt worden. Franziska aber ging an ihm vorüber wie an den „nassen Greueln“ der Baderequisiten, mit zurückgebeugtem Oberkörper, die Hände auf dem Rücken, um jede Berührung zu vermeiden.

Einen Augenblick danach hörte man unten die Donnerstimme des Freiherrn Knechte und Pferde aufstürmen, und alsbald raste der Oberlinger Hilfsschwarm zu Roß auf der Straße gegen Wartenkron. Erst spät am nächsten Morgen, als alle Arbeit gethan war, kam der Freiherr heim. Aber er legte sich nicht schlafen, sondern erzählte Gitta und Franziska eine geschlagene Stunde lang nur von Martina. „Diese kleine Wartenkron!“ schloß er seinen feurigen Bericht. „Das wäre mir nicht im Traum eingefallen. Das ist ein Weib wie kein zweites ... Dich ausgenommen!“

„Auch mich nicht ausgenommen, André. Du mußt immer etwas zu mäkeln haben, ich begreife Dich nicht.“

„Also — weißt Du was, Gitta — sagen wir: sie ist ein Mann wie kein zweiter. Sie hat es heute bewiesen. Das macht ihr keiner von uns nach, keiner! Ich habe einen ungeheuren Respekt vor ihr. Aber ihr zunächst kommt der Hétváry.“ — Nun erzählte er ausführlich, wie Hétváry das ohnmächtige Mädchen durch die Flammen trug, und wie unmittelbar nach seinem verwegenen Sprung durch das Fenster das Dachgebälk des Hauses einstürzte.

Franziska hörte bleich und zitternd zu. Dann ging sie in ihr Zimmer. Dort saß sie eine Weile mit gefalteten Händen. Später setzte sie sich an das Klavier. Aber sie spielte nichts Ungarisches. Es war Beethovens Eroica.

Gitta ließ sogleich einspannen und fuhr nach Wartenkron. „Du bist ein tapferes Herz!“ rief sie, Martina leidenschaftlich umarmend. „Noch unsere Kindeskinder werden von Dir erzählen und stolz auf Dich sein — wir sind es alle: André, Fannerl, ich — nebenbei, Du bist mir auch in anderem über. Ich habe Dir gestern den Max zugeschickt, damit Du Dir ihn ansiehst. Er ist dann zurückgekommen, bei welcher Gelegenheit ich mir ihn genauer als bisher besichtigt habe. Du hast recht. Das ist kein Mann für Fannerl. Das ist überhaupt kein Mann. Das ist eine Vogelscheuche.“

„Ich wüßte einen Ersatz,“ sagte Martina.

„Hétváry? André behauptet, er sei wie ein Salamander im Feuer herumspaziert. Auch ein Mädchen hat er mit Lebensgefahr gerettet. Eigentlich handelt er trotz seines Hunnentums doch wie ein braver germanischer Christenmensch. Ich glaube, es wäre praktisch, ihn bei solcher Umwandlung zu ermutigen, auch sollte man seine wackere Rettungsthat irgendwie belohnen — ich denke, Fannerl taugt eigentlich ausnehmend gut für diese beiden Zwecke ... aber Martina, liebes Herz, Du erdrückst mich ja mit Deiner Umarmung! Und weinen? Weinen wie ein Kind, Du, die Heldin, die Bezwingerin dieser wütenden Arbeiterhorde? Ich glaube, Du hast mein Fannerl lieber als Dich selbst. Überhaupt hast Du alle Menschen lieber als Dich selbst. Darum hängen sie auch an Dir wie die Zecken, selbst wenn sie in der tollsten Rebellion sind. Und was den Hétváry betrifft, siehst Du, so habe ich im Innersten immer eine gewisse Schwäche für ihn gehabt. Aber eine unerläßliche Bedingung setze ich, und Du mußt mir im vorhinein versprechen, Dich daran zu halten. Also gut, ich habe Dein Wort. André sowie alle Nachbarn werden Dir in dieser ersten Verwirrung helfen, selbst wenn sie daheim alles stehen und liegen lassen müßten — erstens weil es Nächstenpflicht ist, zweitens weil sie Dich nach der heutigen Schreckensnacht insgesamt vergöttern werden, wie es André jetzt schon thut. Wer Dir jedoch am besten helfen kann, ist Hétváry. Du brauchst ihn jetzt wie das tägliche Brot. Darum darf er nichts davon erfahren, daß ich ihm mein Fannerl geben will. Er soll nicht zerstreut nach Vergißmeinnicht herumsuchen, er soll keine Hunnenritte nach Oberlingen machen, er soll nicht stundenlang vor Fannerl Süßholz raspeln — er soll an nichts anderes denken als an

Wartenkron. Du hast mir im vorhinein Dein Versprechen gegeben — hinterdrein hätte ich es Dir doch nicht abzwingen können, ich weiß. Also ich bedinge mir: kein Wort davon zu ihm, noch auch zu ihr! Sobald einmal Ulrich heimgekehrt und alles wieder im Gang ist, dann erst schicke mir diesen braunen lieben Jungen herüber, und lasse mich wissen: der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen. Und nun schlafe Dich tüchtig aus — Du hast es Dir verdient, meine Heldin, mein liebes, liebes Kind!" —

Aber Martina schlief sich nicht aus. Denn kurz nach Gittas Abfahrt kam Hétváry. Sie erkannte ihn kaum. Da ihm das Feuer den Bart und teilweise auch die Kopfhaare versengt hatte, kam er glatt rasiert und kurz geschoren. Über die Schläfe lief bis zur Wange herab ein Pflaster, das ihm Grilling angeheftet hatte, der linke Arm ruhte verbunden in einer Schlinge. Martina sagte ihm keine lobpreisenden Worte, sie drückte ihm nur herzlich die gesunde rechte Hand. Schlicht, wie er ihr seine Hilfe ohne Worte als etwas Selbstverständliches entgegenbrachte, nahm sie dieselbe von dem treuen Freunde an. Es wurden sogleich die dringendsten Vorkehrungen vereinbart und ein Plan für die nächste Zukunft festgesetzt. Dann schloß Hétváry die Beratung in seiner entschiedenen Weise mit den Worten: „Jetzt will ich die beiden Briefe in Ihrem Sinne schreiben. Sie aber, Gräfin, müssen schlafen!" Darauf ritt er nach Unter-Wartenkron, wo er sich in der Direktionskanzlei ein Feldbett und einen Schreibtisch aufstellen ließ. Nachdem er sich so häuslich angesiedelt hatte, schrieb er die zwei Briefe. In dem ersten beauftragte er Martinas Rechtsanwalt, ohne Verzug einen Teil des Lestenachschen Erbes flüssig zu machen und an die Gräfin Wartenkron zu schicken; der zweite war an den Grafen Wartenkron gerichtet.

Ulrich hatte kurze kühle Briefe zuerst aus Ober-Italien, dann aus Rom, aus Neapel, aus Sizilien geschrieben. Plötzlich war er wieder in Genua, um sich für Amerika einzuschiffen, weil die alten Eltern erkrankt seien. Er schrieb, er werde der Freiin die Nachricht bringen, Thomasine sei außer stande, an ihr Krankenlager zu eilen, da sie selbst durch ein Leiden festgehalten werde. Um die alte Frau nicht zu erschrecken, dürfe bloß ein unbedenkliches Leiden zum Vorwand gewählt werden — er werde also sagen: eine Sehnenzerreißung am Fuße. Schließlich bat er Martina, gleichfalls in diesem Sinne zu schreiben, daß sie an die Chaiselongue gefesselt sei und ihr Fuß in einem Verbande festliege. Dies hatte Martina gethan. Jetzt gab Hétváry in einem geschäftlichen Schreiben an Ulrich eine gedrängte Darstellung der Ereignisse und der zunächst getroffenen Maßregeln. Hierauf kam als Antwort ein Kabeltelegramm mit der Gutheißung des Gethanen und der Nachricht von einer Verschlimmerung im Zustand der beiden Kranken, die er nicht verlassen könne. Dasselbe meldete ein späterer Brief in ausführlicher Weise und schloß mit der Bitte, alles Nötige mit unbeschränkter Vollmacht zu verfügen.

Hétváry berief einen ihm persönlich bekannten tüchtigen Direktor für die Glasfabriken. Die Leitung der Landwirtschaft übertrug er einem Unterbeamten, der wegen seiner Umsicht und Ehrlichkeit bisher abwegs gehalten und zu unwesentlicher Dienstleistung verwendet worden war. Überhaupt waren gerade die niederen Stellen zumeist mit brauchbaren, redlichen Männern besetzt, und Hétváry bedeutete Martina, „daß viel Korn unbeachtet unter dem Stroh gelegen hatte." Was sich von dem Beamtenkörper als unverläßlich erwies, ersetzten die neuen Direktoren mit besseren Männern. Dabei überbot sich die Nachbarschaft in Wetteifer, der tapferen Gräfin Wartenkron mit Rat und That, mit Anbot von Menschen und Dingen beizustehen, und in den ältesten Herren erwachte ein ritterlicher Geist, so daß sie sich der jungen Frau für jeden Wunsch zur Verfügung stellten.

Die neuen Beamten gingen vorerst an die Musterung der Bücher und Kassen. Lex hatte kein festes Gehalt bezogen, sondern die Kassen standen zu seiner uneingeschränkten Disposition. „Du bist mein Kompagnon," hatte ihm Ulrich bei seiner Bestallung gesagt, „Deine Einlage ist Deine mühevolle Arbeit." Jetzt stellte es sich heraus, daß Lex in jene krankhafte Vergeudungsmanie zurückgefallen war, welche er vom Vater geerbt, und durch die er den Familienbesitz überschuldet hatte. Er pflegte von Zeit zu Zeit mit vollen Händen aus den Kassen zu schöpfen und in die Residenz zu reisen. Dort verschwanden die mitgenommenen Summen hinter den Balletcoulissen, auf dem Rennplatz, zumeist jedoch am Spieltisch mit einer unglaublichen Leichtigkeit. Die größten Beträge waren für ihn bloß ein flüchtiger Besitz, welchen er an einem Abend, im besten Falle binnen wenigen Tagen losschlug. Zu Hause sträubte sich sein hochfahrendes Blut dagegen, wie ein Bankbediensteter für die richtige Einkassierung der Gelder zu sorgen. Würz und Maltdörfer waren dazu hier, die Kassen zu füllen, und zwar möglichst ausgiebig und zum gewünschten Zeitpunkt. Dafür sah er ihnen nicht auf die Finger, wieviel beim Einlegen an denselben kleben geblieben war; ebenso hatten sie die unbewachte Nachlese, wenn er sich seinen Bedarf vorweg genommen hatte. Sie waren ihm, er ihnen dienlich, und sie selbst wieder bis zu einem gewissen Grade den nächsten Oberbeamten. Die Unterbeamten blieben als Uneingeweihte von dem Bunde ausgeschlossen, und die Arbeiter trugen die Kosten davon. Ober-Wartenkron erhielt der Form halber einige lächerliche Reste der Einnahmen, lebte von seinen anderweitigen Renten, und bekam beim Bücherabschluß unabänderlich die Phrase zu hören: „Es ist eben heuer wieder ein schlechtes Jahr gewesen."

Mit Schauder blickte Martina in diese schmachvollen Verhältnisse, welche ihr Hétváry darlegte, nachdem er dieselben durch Sachverständige hatte klarstellen lassen. Und wie viel blieb noch übrig, was sich nicht ziffermäßig als Unterschleif nachweisen ließ, aber doch keine helle Beleuchtung vertrug! Leichtsinn an der Spitze, Veruntreuung oben, Aussaugung unten! Der Betrug der Oberbeamten um-

faßte nachweisbar so bedeutende Summen, daß die Sachverständigen ein gerichtliches Einschreiten befürworteten. Als Hétváry dies Martina mitteilte, entschied sie: „Nein. Wenn der Richter die Fäden unverwirrt in seiner Hand behalten will, welche sich durch diese schlammigen winkligen Schleichpfade fortschlängeln, so muß er sie alle an Lex anknüpfen. Lex aber ist ohne Schuld, weil er über die Eingänge frei verfügen durfte und ein Recht hatte, zu thun, wie er that. Wenn er dies Recht weiter ausnützte, als ein anderer gethan hätte, so hat er dafür eine Entschuldigung: es war eine ererbte Krankheit. Der Gerichtshof kann ihm nichts anhaben, wohl aber könnten ihm Fernerstehende eine Schuld beimessen. Ich will nicht, daß der Name Thurmbruck in Verhandlungen und öffentlichen Berichten herumgezerrt werde. Auf Thomasinens Bruder soll kein Makel fallen — er verdient ihn auch in dieser Sache nicht. Und die ihn verdienen, sollen es dem Toten danken, daß sie einem gerechten Gerichte entgehen." — Aber die ehrliche Entrüstung, welche Martina auf die Schuldigen hinabblitzte, die ächtenden Worte, mit denen sie aus dem Amte gefegt wurden, waren auch ein Gericht.

Nun, da Unterschleif und Mißbrauch beseitigt waren, galt es, die ganze Verwaltung neu zu schaffen. Es war eine schwere Zeit für Martina. Eine verhängnisvolle Stunde hatte sie dazu aufgerufen, das stille Leben des Weibes mit dem Drängen, Stoßen und Ringen des Männerwerkes zu vertauschen. Die Notwendigkeit hob die Tüchtigkeit ihres Wesens wie eine edle getriebene Arbeit aus der Fläche hervor, und im Bewußtsein der Verantwortlichkeit wuchs ihre Thatkraft zu bewundernswerter Höhe. Sie hatte den unerschütterlichen Glauben, daß sie alle die Arbeitslast zu einem glücklichen Ende führen werde, und darum brachte sie es zu stande. In dem harten Boden ihrer arbeitsamen, aufopferungsvollen Jugend lagen die Wurzeln solcher unermüdlichen Energie, der Wißbegierde, die selbst sehen und hören will, des untrüglichen Instinktes, der errät, wo Auge und Ohr versagen. Sie ging zu den Arbeitern in ihre Häuser, in die Magazine, auf die Felder, um mit eigenen Augen zu sehen, welche Übertretungssünden, welche Unterlassungssünden an ihnen gut zu machen waren. Sie lernte die Menschen, ihre Verhältnisse, ihre Bedürfnisse kennen. Die Arbeiter fühlten, daß die Augen der neuen Herrin nicht in müßiger Neugier auf ihnen ruhten, sondern mit herzlicher Wärme, mit jener schwesterlichen Teilnahme, die sich selbst einen Teil des großen Weltleides tapfer aufbürdet, auf daß es die Schwächeren nicht erdrücke. Wo sie als Geberin kam, da rührte mehr noch als das Geschenk die Art, wie sie es ihnen reichte. Man sah ihr die helle Freude des Schenkens an, und dabei erschien es ihr so selbstverständlich, daß sie die Gabe still hinlegte oder oft auch ganz unbemerkt das Verbrauchte mit dem Neuen vertauschte. Wie sie mit ihren guten, ehrlichen Blicken den Beamten und Arbeitern gerade in die Augen schaute, so sagte sie ihnen auch ihre ehrliche Meinung geradeaus. Wo sie selbst eingriff, that sie es einfach, ohne damit wichtig zu thun. Dabei bildete sie zugleich ein heilsames Gegengewicht zu den weit ausgreifenden Maßregeln Hétvárys, der mit seinen Pußtaaugen in große Horizonte zu schauen gewohnt war und deshalb zuweilen übersah, was zu seinen Füßen lag. So kam es, daß keine Fehlgriffe geschahen, und daß jedermann der neuen Herrin recht gab. Aber mehr noch als der Verstand thaten Gemüt und Stimmung dazu. Daß sie bei allem ihr Herz zu Rate zog, welches selbst im stürmischen Wellengang geprüft worden war, daß sie den Zustrom ihrer Gedanken an diesem Herzen erwärmte, bevor sie denselben in Wort oder That umsetzte — darin lag das eigentliche Geheimnis der Macht, welche die neue Herrin ausübte. Das Vertrauen wuchs zu einer tiefen Zuversicht, die sich oft in wahrhaft rührender Weise äußerte.

Für ausgiebige Arbeit hatte die neue Herrin gleich am ersten Tage nach dem Aufstande gesorgt. Die Antoni- und die Theobald-Glashütte waren vollständig niedergebrannt; ebenso eine kleinere Schleifmühle, zwei Beamtenhäuser, mehrere Magazine, eine ganze Reihe Arbeiterhäuser und endlich große Holzvorräte. Es stand noch eine dritte Glasfabrik, die sogenannte „alte Hütte". Sie wurde den ältesten Meistern zur Verfügung gestellt, und diese begannen daselbst schon am nächsten Tage das Einlegen in den Ofen. Die Thätigkeit in der großen Schleiferei, am Glasmalerofen, in der Drechslerei ging ungestört weiter. Die Arbeitslosen wurden zum Abräumen des Schuttes gerufen. Sie fanden beim ersten Vordringen unter den Brandtrümmern der Antonihütte den halbverkohlten Leichnam Elmers. Zunächst gingen sie daran, den Schutt der beiden Fabriken zu beseitigen, um vorerst wieder Arbeitstätten für die Glasarbeiter zu schaffen. Alle unbeschäftigten älteren Hände, das vereinte junge Volk griff rastlos zu, alle Wagen und Pferde waren in Thätigkeit. Wenige Tage danach kamen Maurer und Zimmerleute, und abermals griffen alle Hände zu, um Stein und Holz herbeizuschleppen. Zuletzt erschienen fremde Ofenbauer und errichteten neuartige Gasöfen. So standen durch allseitiges angestrengtes Mühen sowie durch den Zauber des Geldes, das man nicht zu sparen brauchte, in unglaublich kurzer Zeit die Antoni- und die Theobald-Glashütte an den alten Stätten. Martina wurde gebeten, sie einzuweihen. Als sie die Antonihütte betrat, riefen alle: „Vivat unsere neue Herrin!" und die alten Meister umspannen sie nach hergebrachter Sitte mit Glasfäden im Kreise. Nach hergebrachter Sitte sollte sie sich nun aus solcher Haft loskaufen. Das übliche Lösegeld besteht in einem guten Trunk für Meister, Gehilfen und Zuträger.

Martina stand lächelnd inmitten der Glasfäden und sagte zu den alten Meistern: „Wie Ihr mich da umstrickt habt, daß ich müßig anhalten muß, so umstrickt Euch alle das Alter. Löset mich, so will auch ich Euch lösen! Ich will Euch ein Haus hinbauen mit Pfründen für die, welche in der Arbeit hier alt geworden sind, auf daß sie dort sorglos und

bequemlich ausruhen. Ich weiß am Waldrand vor der Brücke ein Plätzchen dafür. Es ist grün, still, mit freundlichem Ausblick, der Bach rauscht vorüber; die Sonne wird vormittags warm auf den Gartenbänklein vor dem Hause liegen, am Abend aber an dessen Rückseite auf dem weiten Wiesenplatz. Das sei mein Lösegeld!" —

In der neuen Theobaldhütte löste sie sich aus dem Glasgespinst, indem sie versprach, neben die Schule ein Haus zu errichten für eine Kleinkinderbewahranstalt und für eine Krippe. In der Schleiferei, welche neu eingerichtet und mit sinnreichen Ventilationsapparaten versehen worden war, sagte sie eine allgemeine Erhöhung des Stücklohnes zu. Außerdem kündigte sie sämtlichen Arbeitern die Errichtung eines Spitales an mit einem abgesonderten Pavillon für Kinderkrankheiten.

Die Nachrichten Ulrichs lauteten inzwischen immer betrübender. Zuerst war der alte Thurmbruck unheilbar erkrankt. Die Freiin konnte nichts mehr für dies weißhaarige Kind thun, um welches sie seit jeher gesorgt hatte. Er war nun versorgt für diese Welt, und als sei damit ihr Tagewerk hienieden vollendet, machte auch sie auf Erden Feierabend. Sie ließ sich von der Chaiselongue auf das Bett legen und harrte geduldig des Augenblickes, mit ihrem Manne in die Ewigkeit zu ziehen; sie konnte sich ihn auch dort drüben nicht ohne ihre Bevormundung denken. Er besaß eine ungemeine Widerstandskraft, und sie wollte nicht vor, nicht nach ihm hinübergehen, sondern, weil er ihrer bedurfte, zugleich mit ihm. So kämpften denn sein riesiger Körper und ihr starrsinniger Wille monatelang gegen die Vernichtung. Einen erfahrenen Arzt hatte Ulrich dem nächsten Stadtspital entnommen und für die ausschließliche Behandlung des alten Paares gewonnen. Er brachte ihn nebst einer Hausapotheke auf die Thurmbrucksche Besitzung und teilte sich mit ihm in die Pflege. Beide Kranke waren nicht anspruchsvoll. Die Augen des Freiherrn mit dem stets verwunderten Kinderblick hingen zumeist an seiner Frau. Ihre Blicke schweiften von ihm zu der Wand, wo ein verblichenes Kinderbild Thomasinens hing, und daneben ein Aquarellportrait der kleinen Agnes, das ihr Thomasine erst vor wenig Tagen geschickt hatte. — „Sie hat meisterhaft malen gelernt," sagte die Freiin einmal nach langer Betrachtung des Aquarelles zu Ulrich. „Auch manches andere."

„Was, liebe Mama?"

„Auch manches andere hat sie gelernt. Ich hätte es ihr nicht zugetraut. Sie muß sich sehr geändert haben — Gott sei Dank!"

„Worin, meinen Sie, geändert?" fragte Ulrich, beunruhigt durch ihren nachdenklichen Ton.

„Im innersten Wesen. Die Briefe aus den ersten Jahren haben mir Sorge gemacht um Euer beider Glück. Dagegen brachte mir jeder Brief der letzten Monate einen Festtag. Auch an ihr ist wahr geworden, daß der Mensch nur zu wollen braucht; dann fallen alle Schlacken von ihm ab. Unkenntlich ist sie mir fast geworden. Engelhaft — möchte ich sagen. Das danke ich Dir, Ulrich. Du hast mein Kind so glücklich gemacht, daß es vor Glück edler wird. Der schönste Dank, den ich Dir dafür geben kann, ist, daß ich Dich die Briefe lesen lasse. Hier der Schlüssel — dort in der grauen Schublade rechts liegen alle, die alten und die neuen. Nimm, lies, und vergleiche selbst!"

Ulrich that nach ihrem Geheiß. Wehmütig durchblätterte er die zwei getrennten Bücher seines Lebens, welche für die Sterbende bloß ein einziges Werk bildeten, von der menschlichen Unvollkommenheit im Beginne sich steigernd bis zur engelhaften Verklärung des Schlusses. Das echte ältere Häuflein bot das wohlbekannte, nur etwas nachgedunkelte Bild hastigen Dahinjagens, rastlosen Wechsels, abspringender Gedanken, zersplitterten Gefühles, ewig lechzenden Wollens — alles unter die einheitliche Beleuchtung eines entzückenden kindlichen Lächelns gebracht. Aber seltsam: er hatte ehedem diesen sonnigen Lichtstrahl allein gesehen, jetzt sah er auch, was derselbe mit seinem täuschenden Glanz überwebte. Und er erschrak über die grauen Schatten, über die dunklen Ahnungen, die im Hintergrunde des Bildes lauerten, indem er die Worte der Kranken wiederholte: „Die Briefe aus den ersten Tagen haben mir Sorge gemacht um Euer beider Glück."

Nun kamen die Briefe an die Reihe, welche von Martina geschrieben waren. Martina hatte seit ihrer Kindheit ihr Leid liebreich vor dem Vater, scheu vor Fremden gehehlt, und das, was sie sonst bewegte, keusch verschlossen dahingetragen. Der alten Mutter dagegen legte sie ihr Herz offen hin — sie sollte ja ihr Kind sein. Wie ein Kind am Mutterherzen stammelte sie all ihr Sinnen und Fühlen aus. Es war aber nichts als Freude, Glück, Liebe, wovon sie der alten Mutter berichtete — genau so, wie sie das Bild ihres Lebens auf Wartenkron sich einst ausgemalt, wie sie es als süßen Traum im Herzen getragen hatte. Alles war von einem verklärenden Licht übergoldet und auf einen seligen Ton gestimmt, welcher rührend an das alte Mutterherz schlagen und beglückend darin verklingen mußte. Zuweilen trat aus den Worten eine verhaltene stille Größe hervor, welche den eingeschrumpften Geist der alten einsamen Frau ausweiten mußte. Auch diese neueren Briefe erschienen Ulrich wohlbekannt — es war ihm, als habe er sie alle mit erlebt und nur nicht beachtet, weil seine Augen von einer einzigen Vision erfüllt waren. Diese ist jetzt zu unbestimmter Erinnerung zerschmolzen, und hinter ihr tritt rührend aus der Umnachtung ein anderes Bild von holder Hoheit, von Opfermut, von Leidenskraft. Engelhaft hat es die Mutter genannt. Erschreckt blickt er zu demselben empor mit der bangen Frage, ob es zu der Fähigkeit, alles zu ertragen, auch jene besitze, alles zu vergeben.

Aber es währte noch viele lange Wochen, bevor er sie selbst fragen konnte. Der Frühling war längst in den Sommer übergegangen, als es mit dem Freiherrn zu Ende ging. Den Tag nach seinem Hinscheiden erlosch auch die Freiin friedlich, ohne daß es jemand merkte. Es fiel Ulrich erst nachträglich auf, daß sie ihm die Hand lange gedrückt hatte, wie zum

Abschied. Dann hatte sie wohl ruhig zu sich selbst gesagt: „Ich will sterben“ — und ihren Willen schlicht ins Werk gesetzt. Die Ordnung der Hinterlassenschaft vermochte Ulrich nicht zurückzuhalten; er gab dem treuen Verwalter Vollmacht und eilte ohne Säumen in das Vaterland zurück.

XXII

Ulrich hatte nichts von seiner Abreise geschrieben, er wollte unangemeldet zu Hause eintreffen. Als er sich am letzten Reisetage der Wartenkroner Bahnstation näherte, bestiegen zwei alte Herren sein Coupé. Es waren Gutsnachbarn Ulrichs, und von ihnen erfuhr er alles, was Martina gethan, und was ihm Hétváry auf deren Wunsch verschwiegen hatte. Ihr beispielloser Heroismus erweckte selbst in den beiden weißbärtigen Landedelleuten eine jugendliche Begeisterung und feurige Beredsamkeit. Ulrich aber ward dabei immer stiller.

Endlich stand er vor ihr. Sie sagte nichts über sein langes Fernbleiben und über sein unerwartetes Heimkommen. Sprachlos reichte sie ihm die Hand, das Antlitz von Frieden überglänzt. Es war dasselbe bleiche, holde Antlitz, wie er es in der Erinnerung mit sich genommen hatte; aber der Ausdruck war ein anderer geworden. Es wirkte nicht mehr durch seine Trauer und Demut; es strahlte jetzt sanft gebietend, in ruhevoller Majestät. Es rührte nicht mehr, es schüchterte ihn ein. Als sie endlich zu reden begann, da sah er ein, daß sie auch im übrigen eine andere geworden war, ein ernstes Weib, wie es wohl die Ehe aus einem scheuen Mädchen zu bilden pflegt. Aber nicht er ist es gewesen, sondern sie selbst, die sich so umgebildet hat. Sie ist kein Windling, welcher gelehrig schmiegsam an der Stütze aufklettert, sondern ein Lärchenbaum, hoch, stolz, sturmgefestet, blitzableitend. Er hat das Gefühl, daß die Zwischenzeit sie ihm gänzlich entfrembet und in unnahbare Ferne gerückt hat.

Dann eilte sie hinaus und führte an der Hand die trippelnde, jauchzende, blühende Agnes dem Vater zu. Auf dem anderen Arm trug sie, von Hüllen umwickelt, ein winziges Kindlein, das vollkommene Abbild von Agnes. „Das Töchterlein des unglücklichen Lex und der armen Magdalena, welche ihm bald in den Tod nachgegangen ist!“ sagte sie. „Hétváry hat sie aus den Flammen gerettet. Wir haben sie heraufgenommen und betreut. Aber ich glaube, das Leben war ihr eine Last nach allen den Greueln, an denen sich die Arme die Schuld beimaß. Nun habe ich zwei Kinder. Sie sehen einander wie Geschwister ähnlich, und sieh nur“ — sie hielt ihm das Kind näher hin — „die großen blauen Augen mahnen getreu an die Augen drüben auf den Bildern, ganz Thomasinens Augen!“ Sie sagte es mit so herzlichem Eifer, sie lächelte so beglückt, daß es offenbar wurde, wie ihr diese Ähnlichkeit lieb und teuer sein mußte. Und dabei sah sie Ulrich an, dem sie mit dieser Mitteilung eine holde Überraschung hatte machen wollen.

Sie vernahm nur einen leisen Seufzer, mit dem er sich rasch abwandte. Hétváry trat ein, und Ulrich fuhr mit ihm nach Unter-Wartenkron. Als er zurückkehrte, faßte er Martinas Hand und sagte: „Ich danke Dir. Was könnte ich auch sonst sagen? Alle Worte würden es ja doch nicht ausreden, wie tapfer und wie weise Du gehandelt hast. Alle Worte schienen auch den Menschen unten unzulänglich, die mir von der heldenhaften, klugen und guten neuen Herrin erzählt haben. Dein Vater faßte es in den Ausspruch zusammen: ‚Sie ist ein wackeres Herz.‘ Wartenkron, seine Bevölkerung, ich — wir alle bleiben Deine Schuldner für alle Zeit. Was Du dabei auch von Deinem Vermögen hergeliehen hast, wird mein Bevollmächtigter Deinem Anwalt zurückerstatten.“

„Vergieb — das darfst Du nicht thun! Es ist kein Geschenk gewesen, noch auch eine Anleihe an Wartenkron, sondern ein Werk der Barmherzigkeit. Die Arbeiter waren durch den Brand der Fabriken brotlos, für sie habe ich dieselben rasch aufgebaut. Dann habe ich für die Armen, für die Invaliden, für die Kinder vorgesorgt. Du siehst, für Dich ist bei diesen Thaten der Nächstenliebe nicht das mindeste abgefallen. Es geschah aus Christenpflicht und wird auch fürderhin so geschehen — das macht mich glücklich, und die Freude wirst Du mir nicht nehmen wollen. Wenn Du gleichwohl meinst, es sei damit auch Wartenkron selbst gedient worden, und wenn Dich dies dermaßen drückt, daß Du es nicht annehmen magst, so schenke mir eine Gegengabe! Sie ist nicht allein mir, sondern auch Dir weit mehr wert als das, was ich an jene Samariterwerke gewendet habe. Du machst dabei einen schlechten Tausch — willst Du? Du nickst. Ich danke Dir. Nun denn — von dieser Stunde an ist das Matthiasschloß mein Eigentum. Vielleicht wird Agnes oder Magdalena dereinst darin hausen wollen. Morgen lasse ich die Wiederaufrichtung der Burg beginnen — nicht aus Laune, nicht Dir zur Augenweide, sondern gleichfalls als Werk der Barmherzigkeit, als Notstandsbau. Es sind viele Bauarbeiter hergezogen zur eiligen Herstellung der Fabriken, es leben auch hier viele, zumal unter der weiblichen Bevölkerung, die Beschäftigung brauchen — der Wiederaufbau des Matthiasschlosses soll ihnen dieselbe auf eine Reihe von Jahren hinaus gewähren.“ —

Am nächsten Morgen fuhr Martina wie alltäglich nach Unter-Wartenkron hinab. Als die Direktoren, Beamte, Arbeiter sich ihre Befehle einholen kamen, sagte die neue Herrin: „Von heute ab befiehlt der Graf. Ich bin nur noch einmal herabgekommen, um Euch allen von Herzen zu danken für Euren treuen Beistand in der schweren Zeit.“ — Dann schickte sie auch den Baumeister zum Grafen hinauf, daß er dessen Anordnungen erfrage betreffs der Schuttabräumung im Matthiasbau, bevor der Architekt aus der Residenz eintreffe. Zuletzt wandte sie sich an Hétváry mit den Worten: „Kommen Sie, mein getreuer Kompagnon in der Not, auch Ihr Werk ist zu Ende!“ Sie bat ihn, zu ihr in den

Wagen zu steigen. Dieser fuhr jedoch nicht nach Wartenkron hinauf, sondern schlug den Weg nach Oberlingen ein. Hétváry wollte sich verabschieden und den Wagen verlassen, sobald die Oberlinger Schloßallee in Sicht kam. Aber Martina erbat sich seine Begleitung bis zum Schloßthor. Daselbst stieg sie nicht ab, sondern ließ durch den Diener die Baronesse Franziska herabbitten, weil sie nur wenige Augenblicke zur Verfügung habe. Franziska kam atemlos die Treppe herab, blieb jedoch errötend vor dem Portale stehen, als sie Erwin erblickte. Martina aber sagte zu Hétváry: „Ich danke Ihnen, lieber Freund, für Ihre treue Begleitung heute und die ganzen letzten Monate hindurch. — Da hast Du ihn, Fannerl — ich brauche ihn nicht mehr, er gehört jetzt Dir allein! Deine Mama hat nichts dagegen. Führe ihn nur hinauf und melde ihr nebst meinem Gruß: Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen."

Hétváry war mit einem Satz aus dem Wagen und im nächsten Augenblick auf der Portalschwelle. Aber Franziska, die noch immer hochrot und bebend dastand, wollte jetzt auf einmal zu dem Wagen hineilen, um an Martinas Herzen ihre Seligkeit zu bergen. Martina war so selbstlos, daß sie auch dies erste Entzücken nicht dem edlen Freunde entziehen wollte. Blitzschnell hatte auf ihren Wink Zachäus den Wagen durch das Oberlinger Thor verschwinden lassen. Martina blickte nicht mehr zurück, sie sah auch nicht vor sich hin, weil ihr die Augen voll Freudenthränen hingen. Sie hörte nicht einmal, wie Franziska flüsterte: „Magam jövök el, hogy kedves gyérvizü gémeskútaimat meglátogassam!"

Der Magyare Hétváry verstand zwar diese magyarischen Worte nicht, aber es dämmerte ihm etwas wie eine Ahnung auf, daß sie bedeuten könnten: „Ich werde selbst hinkommen, meine lieben, spärlichen Ziehbrunnen zu besuchen." Es war nämlich ein schauerlich falscher Accent darin, wie man sich ihn anzueignen pflegt, wenn man eine Sprache heimlich mit einem Schlüssel lernt. Aber es war ungarisch. Da erlebte Franziska erst, wie sehr die Mama recht gehabt hatte. Erwin war ganz und gar einer jener Wildlinge, die sie aus der Geschichte der Völkerwanderung kannte, ein Hunne, wie er im Buche steht. Er schaute sie mit seinen glühenden schwarzen Augen verzückt an und trug sie dann ganz einfach die Schloßtreppe hinauf. —

Martina kam heim, setzte sich an Magdas Wiege und hob Agnes auf ihren Schoß. Der Fuß schaukelte die Wiege, die Hand streichelte Agnes' Löckchen. Plötzlich atmete sie tief auf wie der Taucher, welcher wieder in das gewohnte Lebenselement emporkommt. Nun konnte sie ausruhen von der übermenschlichen Anstrengung in nervenverzehrender Männerarbeit. Es war Feierabend, obzwar die Sonne hoch am Himmel hing. Die Wiege stand auf einmal still, die Hand lag unbeweglich auf Agnes' Köpfchen. Sie schlummerte. Als sie erwachte, fühlte sie im ganzen Körper eine Müdigkeit, wie nach einer erschöpfenden Wanderung. Ein Übermaß war in allem gewesen, was sie in so kurzer Frist gefühlt, geduldet, gethan hatte; nun folgte die natürliche Abspannung. Es zeigte sich ein Nachlassen in der Haltung, in der Stimme, im ganzen Wesen. Am deutlichsten sichtbar wurde die Veränderung in den Augen; sie waren tief eingesunken und von dunklen Schatten umgeben, so daß sie größer und ernster erschienen. Im Verkehr mit Ulrich beobachtete sie eine gleichmäßige Zurückhaltung. Es war nichts Unfreundliches darin, sondern nur jene unüberwindliche Scheu, die sich nicht mehr vorwagen mag. All sein sehnliches Bemühen vermochte diesem Zagen keinen Vorsprung abzugewinnen. Sie hatte den Ton an jenem Tage angenommen, da er fortzog, sie hatte ihn behalten für die dazwischen liegende und, wie es schien, für alle künftige Zeit. Welche Saite Ulrich auch greifen, wie immer er sie anschlagen mochte, es blieb stets dieselbe verhaltene, umschleierte Stimmung.

Seine Haltung vor ihr war die eines Verbrechers, den man verurteilt, jedoch begnadigt hat. Er weiß, er ist aus ihrem Leben herausgefallen, er hat kein Anrecht mehr auf ihr Vertrauen, doppelsinnig klingt seine Rede, verdächtig erscheint sein Thun, gelähmt sinkt Auge und Hand vor dem argwöhnisch forschenden Blick. Er hätte ihr so gerne sein Herz aus der Brust geschält, auf daß sie sehe, wie es sich verwandelt hatte. Jenes alte, thörichte Herz, das sie einst gekannt hatte, er kannte es jetzt selbst nicht mehr. Wildfremd, unbegreiflich erschien ihm alles Vergangene — sein Fühlen in seinem Hause oben, sein Verhalten in seinem Besitztum unten. Die Hände, die unthätig alles Lex überlassen hatten, griffen jetzt bis zur Ermüdung in das vielräderige Getriebe ein. Sein idealer Sinn hatte es verschmäht, sich an Kleinigkeiten und Einzelnem zu bethätigen, da er sich des Großen und Ganzen neben Lex nicht bemächtigen konnte. Diese Sprödigkeit einer stolzen Natur wich nun einem ruhelosen Schaffen, weil dasselbe der Mühe wert erschien, und weil er sich sein kleines Reich endlich ganz nach seinem Ideal gestalten konnte. Es war kein Umbau, sondern ein Weiterbau dessen, wozu „die neue Herrin" den Grund gelegt hatte, und es erfüllte ihn mit unsäglicher Freude, daß sein Ideal auch das ihre war. So wurde er in unermüdlicher Thätigkeit für Unter-Wartenkron thatsächlich „ein neuer Herr", und „fast so gut wie die neue Herrin", sagten die Leute. Wenn er dann voll Sehnsucht für eine Stunde hinaufeilte und vor Martina trat, empfing ihn ein Lächeln, dessen wehmütige Heiterkeit ihm wie ein Dolchstich ins Herz drang. Rasch wandte er sich ab und schritt ruhelos hin und her. Er sah ihr Gesicht nicht, aber er wußte, daß sie jetzt aufgehört hatte zu lächeln, und es war für ihn ein tiefer Schmerz, nicht einmal dieses leise Lächeln mehr in ihrem Antlitz zu wissen. Ihre bloße Nähe war Glück und Qual zugleich; er hätte ihre Gegenwart mit keiner anderen Freude vertauschen mögen, und er kannte nichts, was ihm mehr wehe thun konnte. Er staunte nicht darüber: was von dieser Frau kam, machte edel, gut, gesegnet, selbst wenn es der tiefste Schmerz war. Und wenn sie auch nicht lächelte — die sanfte Schwermut, welche dann in ihrem Antlitz ruhte, war immer noch leuchtend wie die Sonne hinter dünnen Wolkenschleiern.

Einmal aber brach diese Sonne auf ein Stündchen mit ihren hellsten Strahlen hervor. Dies geschah an jenem Tage, da Gitta mit ihrem Mann bei Martina eintrat, und hinter ihnen Franziska mit Hétváry. Gitta erklärte, sie komme, um die beiden in aller Form feierlich als Brautpaar vorzustellen. Franziska warf sich stürmisch an Martinas Hals und flüsterte ihr in das Ohr: „Das verdanke ich Dir, Du immer Gute!" Der Freiherr Andreas aber sagte zu Ulrich, indem er einen stolzen Blick auf Hétváry warf: „Ich danke Dir für Deinen Glückwunsch, lieber Ulrich. Es ist wirklich ein Glück — ein Prachtmensch dieser Erwin, hat Rasse! Tüchtig in allem, was er anfängt: Ökonomie, Reiten, Schachspielen, Leben retten und Franziska den Kopf verdrehen. Ich habe ihn seit jeher gut leiden mögen, aber leider meine Frau — kurz, es wäre mir nicht im Traum eingefallen, daß er mein Schwiegersohn werden könnte. Aber da war wieder meine Frau — nun ja, sie ist ein Phänomen!"

Gitta nahm inzwischen Martina beiseite und flüsterte im vertraulichen Tone: „Weißt Du, daß ich über diese Verlobung Fannerls entzückt bin? Doch nein, das kannst Du noch nicht wissen, weil das eine neue Idee von mir ist. Diese Ehe dient höheren Zwecken, und Fannerl wird als Frau von Hétváry eine Mission zu erfüllen haben. Eine große Mission! Hast Du nie gehört oder gelesen, daß die Ungarn alles magyarisieren? Daß sie die Siebenbürger Sachsen, die Deutschen am Südhang der Karpathen, und was sonst in Kolonien oder vereinzelt vom germanischen Stamme unter ihnen siedelt, ihrer Nationalität entfremden? Glaubst Du, daß man kaltblütig zusehen wird bei solcher Erdrosselung des Deutschtums durch die Magyaren?"

„Meinst Du," erwiderte Martina mit ihrem sachten, guten Lächeln, „daß deutsche Mädchen dieser Erdrosselung Einhalt thun, wenn sie ihr deutsches Herzchen einem Magyaren schenken und ungarisch parlieren?"

„Liebes Kind, Du hast eine zu geringe Meinung von Erwin. Das ist ein edler Mensch — Du hast ihn seit jeher unterschätzt. Ich begreife Dich nicht. Ein Mann, der sich sein Wissen, seine Bildung und schließlich seine Frau von den Deutschen holt, ist wohl über den Verdacht erhaben, zu diesen Meuchlern des Germanentums zu gehören."

„Gewiß, das meinte ich auch," entgegnete Martina, erfreut über den Eifer, mit welchem Gitta jetzt für den einst so schlecht behandelten Erwin eintrat. „Und darum entfällt zum Glück für Franziska die Mission, bei ihrem Mann . . ."

„O doch nicht! Meine neue Idee ist kühner. Wenn sie dort das Deutschtum erdrosseln, so kann man ja die Sache umkehren. Und Fannerl ist meine Tochter. Sie fängt ihre Mission schon hier als Braut an. Du mußt sie nur hören, wenn sie Erwin korrigiert, weil er zuweilen die deutschen Worte auf der ersten Silbe betont und ‚Gélegenheit' sagt. Sie läßt ihn ‚die Wacht am Rhein' singen, obzwar er keine Stimme hat und es gar nicht vertrauenerweckend klingt, wenn er in schauerlich falschen Tönen losbricht: ‚lieb Vaterland magst ruhig sein!' Gestern hat sie ihn Goethesche Gedichte aufsagen lassen, obgleich er genau so abschreckend deklamiert, wie er singt. Und dann, was ich so abseits und mit gelegentlichen Seitenblicken wahrgenommen habe: wenn er ihre germanischen blonden Zöpfe anstarrt, sobald sie abgewendet schmollt, oder wenn er in die ebenso germanischen blauen Augen schaut, sobald sie wieder gut ist, da vergißt Dir dieser Mensch vollständig, was für ein Landsmann er ist. Das Magyarentum ist bereits halb erdrosselt. Fannerl versteht ihre Mission. Daß sie derselben nicht vergißt, dafür werde ich sorgen. Ich werde zeitweilig nachschauen kommen in diese Hunnensteppe. Heutzutage giebt es gar keine Entfernung mehr, alles ist nur noch ein Katzensprung . . . guten Tag, lieber Freund," rief sie dem eben eintretenden Doktor Grilling entgegen. „Gut, daß Sie kommen! Sagen Sie, wird Hétváry die Brandnarbe an der Schläfe behalten?"

„Leider ja. Aber das thut ja nichts zur Sache."

„Leider? sagen Sie. Sie sind eben ein neidischer Mensch, Doktor. Leider! Im Gegenteil. Das ist eine Lebensrettungsmedaille, die nicht abgelegt wird. Mich freut es. Bei jedem Blick auf sein Gesicht wird dies seine Frau mahnen, daß ihr Mann ein ganzer Mann ist. Und das thut sehr viel zur Sache. Sie steht ihm eigentlich sehr gut, diese Narbe! Martina, meinst Du nicht?"

Ulrich führte den Doktor in eine Fenstervertiefung und machte ihn auf Martinas krankhaft verändertes, ermattetes Wesen aufmerksam.

„Wundert Sie das?" entgegnete Grilling. „Nach der ungeheueren Überanstrengung folgt eben der entsprechende Grad der Reaktion. Das thut nichts zur Sache. Ruhe macht alles wieder gut." —

Nach der Abfahrt der Oberlinger besprach Grilling mit Ulrich noch einige hygienische Neuerungen in den Fabrikräumen. Dann begab er sich in den rechten Schloßflügel, wohin ihm Martina vorangegangen war. Martina saß in der Fensternische und blickte hinaus. Sie vernahm nicht einmal sein Eintreten, so versonnen war sie.

„Woran denken Sie, Gräfin?" sagte er, ihre Hand ergreifend. Dieselbe war eisig kalt, und der Puls, an welchem er wie zufällig tastete, schleichend und unregelmäßig.

„Woran ich denke? An die zwei lieben Menschen, welche ich jetzt auch verliere, weil sie in ein fernes Land fortziehen. Aber das ist nun einmal nicht zu ändern, wie so vieles andere nicht. Laß es, laß es — sagt man endlich zu sich selbst. Lassen wir es denn, mein Freund! Werfen Sie lieber einen Blick auf die stille Schönheit dort draußen, wie sie gemeinsam von Himmel und Erde hingezaubert wird. So sanft ist die Farbenstimmung, daß man im Schauen von einem süßen Traum umwoben wird. Es ist, als fächle eine milde Hand alles Leid hinweg, und als enthalte die Welt ringsum nur noch den tiefsten Frieden, das reinste Glück — dies alles ist ja auch zu finden auf Erden, man muß sich nur begnügen lernen und vom Leben so wenig fordern — ach, so wenig! Man muß die Sehnsucht nach Un-

erreichbarem verbannen und die Wünsche herabstimmen, oder am besten sie ganz still nacheinander zur Ruhe legen — nur so ist Frieden, so ist Glück möglich, anders nicht!" —

Doktor Grilling ging zu Ulrich zurück, obzwar er sich schon von ihm verabschiedet hatte, und sagte: „Ich würde Sie nicht unnötig beunruhigen, aber die Sache ist ernster, als sie sich beim ersten Anblick dargestellt hat. Es ist auch eine Abspannung der Seele da. Die Gräfin ist immer so tapfer, mutig, stark gewesen — ich erkenne sie nicht mehr. Es fehlt die rechte Lebensfreudigkeit und selbst der Wille dazu. Dies erschwert dem Körper ungemein das Aufraffen aus solchen Depressionen. Sie müssen ernstlich nach ihr sehen, Herr Graf, und auf ihr Gemüt einzuwirken trachten."

„Auf ihr Gemüt einwirken!" murmelte Ulrich und dachte mit bitterer Reue, daß hiezu jeder andere besser tauge als er selbst. „Ernstlich nach ihr sehen," wiederholte er eintönig Grillings Worte. „Ernstlich!" rief er plötzlich laut, sprang in jähem Schrecken auf und eilte nach dem rechten Flügel.

Da saß sie noch in der Fensternische, aber sie blickte nicht mehr hinaus, sondern auf die beiden Kinder. Magda lag in einer Polsterhülle auf ihrem rechten Arm, Agnes saß auf ihrem Schoß fest gegen den linken Arm gelehnt. Beide schlummerten, und Martina regte sich nicht. Als er eintrat und ihr die Hand entgegenstreckte, flüsterte sie: „Verzeih — die Kinder, sie haben mir beide Arme mit Beschlag belegt." Dabei hatte sie wieder das matte Lächeln, nach welchem er so sehnsüchtig ausspähte, und das ihm doch so wehe that.

Er hielt einen Augenblick an und wollte etwas sagen. Aber eine ungeschickte Schüchternheit schloß ihm die Lippen, und er wandte den Blick ab, als sie verwundert dessen flehenden Ausdruck gewahrte. Hastig trat er in die zweite Fensternische, um sich vor ihren klaren Augen zu retten. Dies war das treffendste Bild — dachte er — sie hatte zwei Arme, aber beide waren schon mit Beschlag belegt — für ihn blieb nichts mehr übrig! Ein Seufzer entglitt seinen Lippen, so leise, wie ihn nur eine Frau vernehmen kann, die mit dem Herzen lauscht.

„Fühlst Du Dich nicht wohl?" fragte sie sachte herüber. „Du bist so blaß . . ."

Er wandte sich und wollte antworten. Aber wie er ihren Kopf weit vorgeneigt um die Fensterkante nach ihm ausschauen sah mit dem ängstlich forschenden guten Blick, da war es vorbei mit aller Kraft, auch nur den Schein der Fassung zu wahren — er kniete plötzlich zu ihren Füßen und barg sein Haupt in ihrem Schoß.

„Was hast Du?" stammelte sie erschrocken. Und da sie die beiden Arme der Kinder wegen nicht rühren konnte, so neigte sie das Haupt tief zu dem seinen hinab und hob mit ihrer Stirne seine Stirn sachte in die Höhe, bis sie sein Antlitz dicht vor ihren Augen hatte.

„Um Gottes willen," rief sie, „Ulrich, was fehlt Dir?"

„Du," sagte er. „Du, Martina, fehlst mir, Du hast mir immer gefehlt. Ich wußte es nur nicht, ich habe sogar verblendet dagegen angekämpft. Ich weiß, Du trägst anderes im Herzen: Agnes, Magda, alle Leidenden, alle Dürftigen. Dulde denn wenigstens meine Liebe! Deine beiden Arme sind mit Beschlag belegt — so laß mich zu Deinen Füßen, wie jetzt! Sieh, mein thörichtes wirres Leben und Treiben, seit ich Dich kenne, ist ja nichts anderes gewesen, als die unbewußte Sehnsucht, vor Dir auf die Knie zu fallen."

„Und mein armes Leben, Ulrich, seit ich Dich kenne," flüsterte Martina errötend, „sieh, es ist nie etwas anderes gewesen, als die Sehnsucht, Dir um den Hals zu fallen."

Er starrte sie einen Augenblick an, dann sagte er: „Das bist eben Du, Du allein! Du rächst nicht an mir, Du verdammst mich nicht, Du willst mich sogar nicht ohne Trost lassen, weil Du gut bist wie ein Engel, und barmherzig wie die Heiligen, während ich schuldvoll . . ."

„Laß es, laß es, Ulrich!" unterbrach ihn Martina. „Jetzt ist ja alles gut." Dabei stand sie auf und trug die schlummernden Kinder mit sich fort. Nachdem sie Magda in die Wiege und Agnes in ihr Gitterbettchen gelegt, kam sie zurück und stand mitten im Gemach still. Eine leise Röte war in die bleichen Wangen aufgestiegen, und die Augen waren niedergeschlagen. „Ulrich!" sagte sie leise, und zum ersten Mal seit seiner Heimkehr sah er das hinreißende schalkhafte Lächeln auf dem ernsten Antlitz. „Ulrich, ich habe nun beide Arme frei!" — Aber im nächsten Augenblick, da er zu ihr hinstürzte, lagen sie fest um seinen Hals.

Ende.



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommer im Liede.

I.

Sommermärchen.

Eine Fee sah ich vorüberschreiten
Durch das Wiesenland.
Ihren Zauberstab, den goldnen,
Hielt sie in der Hand.

Leicht berührte sie die Blumen,
Siehe da, und flink
Wandelte sich diese, jene,
Um zum Schmetterling.

Weiße, gelbe, bunte flogen
Gaukelnd durch die Luft,
Badeten befreit sich selig
In dem Blütenduft.

Flatterten im Sonnenschein
Träumend hin und her,
Und erzählten ihren Schwestern
Wundersame Mär.

Diese standen stumm und traurig
Auf dem Wiesenland,
Ihre süßen Blütenaugen
Zu der Fee gewandt.

Aber lächelnd sprach die Holde,
Gütig: „Morgen Ihr!
Heute dient dem grünen Grunde
Noch zur lichten Zier.

Morgen fang' ich Eure Schwestern
Alle wieder ein,
Ei, und dann könnt Ihr ein Weilchen
Schmetterlinge sein.“

A. von Auerswald.

II.

Im Walde.

Von Finkenruf und Amselschlag
Tönt wieder Baum und Hecke;
In Zweig und Busch, am blum'gen Hag
Welch lustige Verstecke.
Wie schmettert es laut, und wie klingt es so hell
Und wiegt sich und schwingt sich von Stelle zu Stell',
Als ging es mit tänzelndem Reigen
Zum Reigen.

Ein Blütenhauch, ein Rosenduft
Geht um auf allen Wegen,
Mit weicher, warmer Lenzesluft
Auf alles sich zu legen;
Es schmeichelt uns spielend um Stirne und Haar
Und wehet so lieblich, so würzig und klar
Und nimmt uns mit glühenden Wangen
Gefangen.

F. W. M.

III.

„Sommertag“.

Müd' blickt der warme Sommertag
In seinem stählern blauen Kleide;
Des Windes lauer Flügelschlag
Tönt mattgedämpft nur von der Heide.

Die Häupter neigt der rote Mohn
Und träumt in grüne Einsamkeiten,
Und dann und wann ein Glockenton,
Verloren aus umblauten Weiten.

Heut schweigt und schlummert jeder Schmerz.
In dumpfem Bann liegt Wunsch und Wille,
Und auch das tiefbewegte Herz,
Das stürmische, ist einmal stille.

F. Weiß.

IV.

Mittagsfrieden.

Ein zitternd Goldgespinst liegt auf den Fluten,
Im Sonnenduft verschwimmt der Berge Zug,
Die Erde träumt im Bann der Mittagsgluten,
Der Menschengeist ruht aus von stolzem Flug.

Auch nur ein leises, wundersames Träumen
Bebt durch des Herzens unerforschten Grund
Und wie die weißen Wogen wallend schäumen,
Heilt in der Seele still, was krank und wund.

Ein altes Hoffen regt sich scheu verstohlen
Und bringt des Herzens Blütenzeit zurück,
In lichten Schleiern naht auf weichen Sohlen
Ein himmlisch Bild und segnet mich — das Glück.

Mir ist, als ob sich Gottes milde Hände
Im Mittagsfrieden mir aufs Haupt gelegt,
Daß alles sich fortan zur Freude wende,
Was mir die Brust in banger Furcht bewegt.

Anna Behnisch.

V.

Sommerabend.

Soweit umher mein Auge schaut,
Ist Fried' und süße Ruh:
Da fällt der abgetriebnen Welt
Das müde Auge zu.

Es tritt die sanfte Dämmerung
Mit leisem Fuß herein
Und hüllt, was alles schroff sich schied,
So mildversöhnend ein.

Und was der grelle Tag getrennt
In meiner eignen Brust,
Nun fließt es friedevoll in eins:
Der Kummer und die Lust.

Otto Doepkemeyer.

VI.

Sommernacht.

O Sommernacht im Vollmondscheine!
Dem dunkelblauen Edelsteine,
Aus dessen Tiefen Lichter sprühen,
Vergleich' ich Deines Himmels Glühen!
Mondstrahlen schlafen in den Rosen,
Im Busch die Nachtigallen kosen,
Vom Mondnachtzauber wonnetrunken
Umschwirrt's den Hain wie Feuerfunken.
Es fliegt ein Rauschen in den Bäumen,
Das wiegt Dich ein wie Liebesträumen,
Duftwellen fluten um die Sinne,
Aus Rosenlauben winkt Frau Minne,
Der Himmel glüht in Strahlengarben,
Die Erde blüht in Zauberfarben —
Ein Paradies ist uns geblieben,
Und offen steht's, wo zwei sich lieben.

Felicitas.

Die Amerikanerin in England.

(Schluß.)

Kommen übrigens bei diesen Eheschließungen auch Fälle vor, in denen, wie es kürzlich geschah, der junge Edelmann es vorzieht, die Hochzeit drüben zu feiern, da er es schlechterdings unmöglich findet, die Eltern seiner Braut in die aristokratischen Kreise daheim einzuführen, so ist dagegen die Erwählte selbst gar bald in diesen Kreisen daheim und erregt in ihnen ein sehr berechtigtes Erstaunen. Sie entzückt nicht nur durch ihre unleugbaren Reize und ihre graziöse Sicherheit, sondern auch durch jenen ihrer Schönheit und ihrem ganzen Wesen innewohnenden Zug von Vornehmheit und aristokratischer Verfeinerung, den man bisher gewohnt war, zu den Vorzügen zu zählen, die echte Rasse giebt und die nur im Lauf der Generationen durch eine lange Reihe von Ahnen fortgepflanzt zu werden pflegen. Wie es scheint, besitzt die junge Amerikanerin eben in eminentem Grade jene leichte Beweglichkeit und das schnelle Verständnis, die sie befähigen, sich sowohl ein vielseitiges Wissen, wie jegliche Art gesellschaftlicher Politur zu eigen zu machen. Sind es auch hauptsächlich die vornehmen Kreise, in denen diese Verbindungen stattfinden, so hat man in England in letzter Zeit auch in anderen Umgebungen reichliche Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit diesen eigenartigen Wesen, ihrer Anmut, ihrem kühlen Gleichmut, ihrer herrischen Bestimmtheit und ihren verschwenderischen Gewohnheiten, da sich jetzt viele Amerikanerinnen in England aufhalten. Denn wie der Bürger des „freiesten Landes der Erde“ trotz seines republikanischen Stolzes und der vorgeblichen Nichtachtung aller Standesunterschiede eine große Vorliebe für die ehrwürdigen Institutionen, die prächtigen alten Landsitze und den Adel Albions hegt und für „einen lebenden Lord“ eine unzweifelhafte Hochachtung empfindet, so hat auch für die Amerikanerin die vornehme Gesellschaft Londons einen außerordentlichen Reiz und manche unter ihnen lassen es sich namhafte Opfer kosten, um von einer englischen Dowager, deren beschränkten Verhältnissen zeitweise aus der Aufnahme einer dieser reichen Fremden ein wünschenswerter Zuschuß erwächst, bei Hofe vorgestellt und in jene begehrten Kreise eingeführt zu werden. Ihrerseits erregen sie dort oft unzweifelhaftes Aufsehen. Ihre eigenen Vorzüge werden aufs beste unterstützt durch die großen Mittel, die diesem oft anmutigen und reizenden, stets pikanten, zielbewußten und kühl überlegenden Wesen zu Gebote stehen und diese Mittel, die ihnen aus der Silbermine, der Goldgrube oder dem Diamantenlager ihres Vaters oder aus einem der kommerziellen Unternehmen zufließen, aus denen diese amerikanischen Millionäre ihren Reichtum schöpfen, setzen ihren verschwenderischen Launen und originellen Ideen nach außen kaum eine Schranke.

Ihre haushohen Koffer bergen Schätze an Kleidern und Schmuck, die selbst die an den größten Luxus gewöhnte Engländerin in Staunen versetzen. Mit einer unglaublichen Nichtachtung des Preises verwenden ganz junge Mädchen die reichsten Stoffe und die kostbarsten Spitzen zu ihrer Toilette und tragen Diamantschmuck von fabelhaftem Wert, was in England anfänglich um so mehr auffiel, als dort bis vor kurzem das Tragen von Diamanten für die Jugend überhaupt nicht für passend galt. Das amerikanische Mädchen legt eine vier Meter lange Boa aus frischen, an den Stengeln aufgereihten Chrysanthemumblüten von der Farbe des Ballkleides um, unbekümmert um die Vergänglichkeit dieses Schmuckstückes, das höchstens einige kurze Abendstunden dauert, und bekundet auch in jeder anderen Hinsicht ein ähnliches Talent, die meistens unbegrenzte väterliche Freigebigkeit zum Nutzen und zum Schmuck ihrer reizenden Persönlichkeit zu verwenden. Mit dieser Nichtachtung der Kosten und mancher freigebigen Wallung und Laune verbindet sie indessen ein äußerst kühles, praktisches Verständnis von dem Wert der Dinge, eine sichere, gewandte Art, zu prüfen und zu rechnen, und eine scharfe Bestimmtheit gegenüber Versuchen der Erpressung oder Übervorteilung, die dem Besitzer der bescheidensten Mittel Ehre machen würden und die bei denen, welche hofften, von der Unerfahrenheit oder Leichtgläubigkeit eines jungen Mädchens Vorteil zu ziehen, einen solchen Gedanken sicherlich nicht zum zweiten Male aufkommen lassen.

Freilich ist seit ihren Kinderjahren in ihrem Leben, ihrer Erziehung und Gewöhnung alles darauf berechnet, eine frühreife Entwickelung zu fördern und die fast unbegrenzte Freiheit im Reden und Handeln zu befestigen, die sie überall kennzeichnet. Als Kind von 5 bis 6 Jahren trägt sie Ringe an ihren kleinen rundlichen Fingern und darf laut mit drein reden; von 12 oder 14 Jahren nimmt sie an den späten Diners und der Unterhaltung teil, mit 16 Jahren werden ihre gesellschaftlichen Erfolge in den Zeitungen besprochen. Eine ganze Spalte in einem fashionablen Blatte ist den Leistungen der Schulmädchen von New York und Washington während ihrer Ferienzeit gewidmet, man bespricht die Hotels, die sie bewohnen, ihre Toiletten und ihr Treiben. Diese jungen Mädchen geben ihren Freundinnen Feste, bei denen der Blumenluxus — bekanntlich nehmen in Amerika die Blumenspenden, das sogenannte bunching, überhaupt unglaubliche Dimensionen an — samt den tausend originellen, mit verschwenderischer Pracht ausgeführten Ideen und dem Raffinement in jeglichem Detail, geradezu verblüffend wirken. Entwickelt schon der ungestörte Verkehr beider Geschlechter eine große Freiheit im Umgange, so ist vollends die Unabhängigkeit, die dem amerikanischen Mädchen in Bezug auf die Wahl eines

Lebensgefährten von ihren Eltern gewährt wird, eine absolute. Ob dies Verfahren zu loben ist, oder wünschenswerte Folgen hat, das erscheint allerdings angesichts des sehr zweifelhaften Eheglückes manches jungen Paares und der drüben so häufig vorkommenden Ehescheidungen im hohen Grade fraglich.

Die Folgen des Einflusses, den diese unternehmende Weiblichkeit seit geraumer Zeit in Altengland erlangt hat, machte sich übrigens in den gesellschaftlichen Verhältnissen noch in anderer Weise unerfreulich bemerkbar. Als der jungen Engländerin die Einsicht kam, daß sie ihre Herrschaft über den Mann verlor und daß er sich augenscheinlich ihrem Geschmack nicht anpassen wollte, bequemte sie sich zu dem seinigen. Eine ganze Anzahl weiblicher Wesen ahmte die Gewohnheiten des Mannes, seine Manieren, seinen slang, den Sport, das Treiben auf dem Turf und auf der Fuchsjagd nach, sie wurden mit Stall und Hundezwinger, manchmal auch mit dem Rauchzimmer vertraut und nicht selten hörte man von frischen jungen Lippen Ausdrücke, deren Bedeutung der Redenden selbst vermutlich zum großen Teil unverständlich war. Sie selbst veranlaßten den jungen Mann zu denken, daß er sich in Gesellschaft der Damen keinerlei Zwang oder Rücksicht aufzuerlegen brauche.

Daß sich indessen das weibliche Geschlecht irrte, wenn es mit solcher Nachgiebigkeit den Mann dauernd zu fesseln dachte, das zeigte sich selbst zur Zeit der größten Formlosigkeit bei denen unter den jungen Engländerinnen, die, unbekümmert um das allgemeine Treiben, unentwegt an vornehmem Ton und feiner Form festhielten. Ihnen gegenüber ließ sich der junge Mann keinerlei Nachlässigkeit oder Rücksichtslosigkeit zu Schulden kommen. Übrigens ist der Einfluß der Amerikanerin nicht nur in der erwähnten Willfährigkeit zu suchen, auch ist es keineswegs etwa der Reichtum allein, der sie „wirkungsvoll" macht. Selbst in mittellosen Verhältnissen weiß sie einen Weg zum Fortkommen zu finden und sie ist in dieser Beziehung unerschöpflich in neuen Ideen. Junge hübsche Amerikanerinnen haben unter anderen in charakteristischer Weise eine neue Erwerbsquelle darin gefunden, daß sie sich während einiger Abendstunden damit beschäftigen, für die englische jeunesse dorée graziöse Krawattenknoten zu schlingen, da der englische masher längst zu der Überzeugung gekommen ist, daß die fertig geknüpften weit weniger leicht und gefällig sind und er außerdem einen pikanten Reiz darin findet, diesen Teil seines Abendanzuges von hübschen Mädchenhänden vervollständigen zu lassen.

So viel Nacheiferung in gutem und schlechtem Sinne die Amerikanerin auch herausgefordert hat, so ist sie ihren englischen Schwestern doch im Grunde keineswegs verständlich oder sympathisch. Die antagonistische Haltung zwischen den Bewohnern beider Länder tritt indessen weit weniger schroff zu Tage als ehemals und insbesondere hat die früher kaum verhehlte Verachtung der Britin für ihre transatlantische Schwester sich angesichts der gesellschaftlichen Erfolge der letzteren allerdings erheblich vermindert.

Im ganzen fallen die Vergleiche, die von Kennern beider Länder zwischen der Amerikanerin und Engländerin angestellt werden, zum Nachteil der ersteren aus. In England, sagt einer dieser Kritiker, findet man eine weit größere Anzahl schöner Mädchen und Frauen. Und begegnet man freilich auch in New York einer Menge hübscher Gesichter, so wird ihr Reiz doch gar sehr beeinträchtigt durch den selbstbewußten Ausdruck, den sie im Durchschnitt alle tragen. Bei dem besten Typus der englischen Aristokratin findet man von solchem Selbstbewußtsein keine Spur und diese anmutige Unbefangenheit ist einer ihrer größten Reize. Die Blütezeit der Amerikanerin ist zudem eine weit kürzere als die der Engländerin. Möge der Grund davon in der Übersättigung aller Genüsse liegen, eine natürliche Folge der beschriebenen, so frühzeitig entwickelten Gewohnheiten, oder in einer durch ein Übermaß von Thee, Eis und Süßigkeiten geschädigten Konstitution — genug, die Amerikanerin altert früher als ihre englische Schwester. Nach dem vierzigsten Jahre wird sie plötzlich grau und schweigsam und ihre vertrockneten, scharfen und farblosen Züge bilden einen großen Kontrast mit denen der englischen Matrone, die bis zu einem weit höheren Alter ihr hübsches, frisches, fröhliches Aussehen bewahrt. Am interessantesten ist die verheiratete Amerikanerin von 25 Jahren bis zu dem erwähnten kritischen Alter. Vorausgesetzt, daß sie keine zu große Vorliebe für Kokaine und jene gewissen französischen Romane auf grauem Papier besitzt, ist sie die unterhaltendste Gefährtin, die es geben kann. Gewöhnlich hat sie mehr gesehen, gelesen und gedacht als die Engländerin und versteht es besser als diese, das Erlebte und durch Reisen und Lektüre Aufgenommene zu verarbeiten und sich zu eigen zu machen. Dabei wird ihre belebte Unterhaltung nicht durch ähnliche Geistesabwesenheit gestört, wie sie die Sorge für ihre Kinder bei der jungen englischen Mutter mitten im Gespräch hervorzubringen pflegt. Und doch widmet die Amerikanerin ihren Kindern im Grunde eine weit eingehendere und umfassendere Sorgfalt als die Engländerin, nur versteht sie es freilich, sich diese Sorge während der Unterhaltung, für die sie überhaupt ein großes Talent besitzt, ganz aus den Gedanken zu schlagen.

Die Amerikanerin, so schließt derselbe Kenner, ist wie die englische Rose und Nelke ohne deren Duft, oder wie Musik mit fortwährendem lauten Pedal; sie ist wie das elektrische Licht, ganz Glanz und Feuer, es fehlen ihr gänzlich die wohlthuenden kühlen Schatten, die Zurückhaltung der Engländerin verleiht.

Luise Rebentisch.

Weckruf.

Durch den jungen Frühlingstag
Geht ein mildes Düften,
Finkenlied und Drosselschlag
Schallt aus Hecken und Lüften;
Lauschend halt ich ein im Streit,
Senkend die schlagerhobenen Waffen; —
Will im Hauch der Frühlingszeit
Träumend mein trotziger Sinn erschlaffen?

Starkes Herz! vergiß Dich nicht!
Schwerterklang und Singen
Mag gar wohl im hellen Licht
Freudig zusammenklingen.
Schlag den Takt zum Liederklang,
Lasse die Waffen blitzen und funkeln!
Ohne Sang und ohne Klang
Kämpfst Du noch lange genug im Dunkeln.

Hans Biermann.

Eine Toilette vor achtzehnhundert Jahren.

Von **Adolf Kahle**.

(Schluß.)

Die letzte der vier Dienerinnen vollendet nun den Kopfputz; die Herrin hatte die Form der hohen Schleife beliebt. Letztere bestand aus den Haaren selbst, die vorn über der Stirn zusammengeschlungen und ineinandergeknüpft wurden. Diese Art von Toupet wurde auf beiden Seiten mit Locken eingefaßt; das übrige Haar wurde um Stirn und Schläfen geführt, eine goldene Platte wurde davor befestigt und das Haar selbst mit Perlen geschmückt.

Niemand hat während dieses ganzen Getümmels eine so schreckliche Aufgabe, als die Sklavin, welche der Herrin den Spiegel bald zur Rechten, bald zur Linken vorhalten muß. Drehbare Spiegel auf Toilettentischchen waren noch nicht erfunden, und so mußte die Sklavin einen lebendigen Spiegelhalter abgeben, mußte mit kunstmäßiger Gewandtheit den Blick ihrer Gebieterin auffangen. Aber es verlohnte sich, für einen Spiegel, wie den der Terentilla, ein eigenes Mädchen zu halten. Er ist nicht von Glas, sondern besteht aus einer silbernen, schön polierten Platte, deren hintere Seite mit getriebenem Goldblech überlegt ist und deren Rand von den kostbarsten Edelsteinen umfaßt wird. Die runde Spiegelplatte ruht auf einem aus Elfenbein künstlich gedrehten Griffe, an welchem zu beiden Seiten zwei Schwämmchen befestigt sind, um den geringsten Hauch von der Spiegelfläche sogleich abzuwischen. Weit mehr kostet der Spiegel als die Sklavin selbst; wehe ihr, wenn sie ihn fallen ließe! Terentilla würde zur Nadel greifen und Arme und Brust der Unglücklichen damit peinigen.

Die Thürsteherin meldet, daß eine alexandrinische Kranzflechterin vorgelassen zu werden wünsche. Dieselbe darf eintreten, und zwei kleine Sklaven bringen teils frische, teils künstliche Blumen, Levkoyen, Narzissen, Lilien, Krokus, Hyazinthen und Rosen schlingen sich um zarte Myrtensprößlinge mit der feinsten Berechnung der Schattierungen. Kaum würdigt Terentilla all die Pracht eines flüchtigen Blickes, sie wählt einen andern Kranz der jetzt allbeliebten Mode: zarte Schnüren aus dem feinsten Bast der Papyrusstaude gedreht, und in zierliche Bandschleifen verschlungen, bilden den Körper des Kranzes, aus welchem in kleinen Zwischenräumen Palmenblätter von weißem Silberblech wie Strahlen hervorragen. Hinten, wo der Kranz sich zusammenfügt, flattern Bänder, die beim Aufsetzen über die Schultern fallen. Die Blumenhändlerin wird entlassen, und während die Nägelputzerin ihre Arbeit verrichtet und mit einem in Weinessig getauchten Schwämmchen die Finger der Gebieterin abreibt, treten zwei, in die feinste ägyptische Leinwand gekleidete, zierlich aufgeschürzte und schön gelockte Knaben in das Zimmer und bringen der Gebieterin das Frühstück. Der eine trägt eine silberne Kochmaschine, aus welcher die Dämpfe des Wassers zischend hervorbrodeln. Der andere hat ein Körbchen aus mattpolierten Silberstäben, in welchem acht der schönsten Feigen auf Weinblättern liegen, auf einem aus Citronenholz geschnitzten Teller trägt er eine kostbare Vase, in welcher der feurige Wein von Chios sich befindet, und zwei silberne Schälchen, um in das eine das kochende Wasser, in das andere den Wein zu gießen, um so seiner Herrin, wenn sie die Feigen genossen, den glühenden Wein zu kredenzen. Während Terentilla mit dem Frühstück beschäftigt ist, liest eine Sklavin von einem beschriebenen Täfelchen die durch den eigens dazu angestellten Hausphilosophen gesammelten Neuigkeiten der Stadt, die Chronique scandaleuse. Mit häufigem Lächeln hat die Herrin zugehört; das Lesen ist beendet, und sie befiehlt dem betreffenden Mädchen, den Anzug zu bringen. Dieses eilt zu der im Seitenflügel des Palastes gelegenen Garderobe, vorbei an den Stuben der Spinnerinnen, der Weberinnen, der Kleidermacherinnen und Kleiderfalterinnen — denn all die Arbeiten derselben werden im Hause selbst von eigenen Sklavinnen besorgt — und kehrt mit der Schar der Kleiderfalterinnen zurück, über deren Armen die verschiedenen Teile des Anzuges gebreitet sind, während eine andere Sklavin bereits der Herrin die Schuhe von weißem Leder angezogen hat. Statt des noch nicht erfundenen Korsetts werden schmale Purpurstreifen um die Brust gewunden, worüber die Tunika geworfen wird. Diese bildet das Hauptgewand, an dem die meiste Pracht verschwendet ist. Sie besteht aus der feinsten milesischen Wolle, mit baumwollenem Einschlag gewebt und ist von blendend weißer Farbe. Das Gewand hat kurze Ärmel, die nur den Oberarm bedecken und welche aufgeschlitzt und wieder mit goldener Agraffe zusammengesetzt sind. Über dem Ausschnitt der Brust ist sie mit einem zwei Finger breiten Purpurstreifen eingefaßt. Von derselben Farbe ist auch die unterste Einfassung der Falbel, die für das auszeichnende Merkmal der römischen Damentunika gehalten wird. Die einfache, weiße Tunika geht nämlich nur etwas über die Knie herab und wurde von den einfacheren Frauen nur so getragen, wobei jedoch mehr oder minder kostbare Fußbänder über den Knöcheln befestigt wurden. Die Tunika der Terentilla hat jedoch einen besonderen Ansatz, in viele Fältchen gelegte Falbel, die soweit herabgeht, daß man kaum die Fußspitzen erblickt. Feingeschlagene Goldbleche sind darauf geheftet, gediegene Goldfäden durchziehen dieselbe, ein weiter Purpurrand faßt sie ein und eine künstlich aufgesteckte Perlenschnur hebt ihren Glanz noch mehr Die Schmuckbewahrerin tritt jetzt mit dem Schmuckkästchen vor die Gebieterin; das Siegel ist noch unversehrt, welches statt des Schlosses daran befestigt ist; Terentilla befiehlt es zu öffnen und die Perlenschnur zu wählen. Dieselbe besteht eigentlich aus drei Schnüren, wovon die eine, enger angezogen, nur den Hals, die zweite und dritte aber, welche weiter und lockerer herabhängen, den Busen bedecken und sich in der Mitte etwas tiefer hinuntersenken. Die oberste Schnur, das eigentliche Halsband, besteht nur aus Perlen, die beiden anderen aber haben noch zwischen jeder Perle einen grünen, goldigen oder perlfarbigen Edelstein. Dieses Halsband hat, nach der Versicherung des beschreibenden Autors, dem Herrn Gemahl die Kleinigkeit von 300 000 Mk. gekostet. Die dazu gehörigen Ohrgehänge werden angelegt; sie bestehen aus je drei künstlich nebeneinander gefügten Glockenperlen; endlich werden die Ringe ausgesucht. Sie wählt heute eine Sommergarnitur; da nämlich sämtliche Ringe mit Gemmen oder geschnittenen Steinen geziert sind, werden die großen und kostspieligen ihrer Schwere halber für die kalten Monate aufbewahrt. Die schönsten werden an den kleinen Finger gesteckt, der, wie die andern, außer dem frei bleibenden Mittelfinger, mit zwei Ringen geschmückt wird; also sechzehn Ringe erglänzen heute an Terentillas zarten Händen.

Jetzt wird der Mantel oder die Palla umgelegt. Dieses



Umlegen oder Umwerfen bildet ein Hauptstück der Toilette. An Festhalten derselben durch Bänder, Agraffen, oder gar durch Stecknadeln, dieser barbarischen Erfindung späterer Zeiten, war dabei nicht zu denken. Die Palla wurde so gefaßt, daß der eine Teil, unter der rechten Brust sich herumschlingend, den rechten Arm und die rechte Schulter völlig unverhüllt ließ, der andere aber über die linke Schulter geworfen, und vom linken Arm, den er oft ganz, oft bis zur Hand bedeckte, gehoben wurde. Vor allem kam es dabei auf einen zierlichen Faltenwurf an; sie konnte tiefer und höher getragen werden, um die Falbel der Tunika in ihrem Glanze mehr oder weniger zu zeigen; schleppen durfte sie niemals.

Die Toilette ist vollendet. „Herrlich!" rufen mit geheucheltem Staunen die Sklavinnen, „Herrin, ganz Rom wird auf Dich schauen, so schön warst Du noch nie!"

Die Herrin lächelt, dann aber — verzeih, schöne Leserin — speit sie dreimal in ihren Busen, um das Unglück, welches diese Lobeserhebungen mit sich bringen könnten, abzuwenden. Sie tritt jetzt vor den großen Spiegel aus mächtiger Silberplatte, der ihre ganze Gestalt zeigt, lächelnd schaut sie ihr Bild. Edel geformt sind die Züge, herrlich — majestätisch erscheinen sie trotz der Schminke, doch so manches Fältchen zeugt von wildem, wüstem Leben und auf der hohen, plastisch schönen Stirne thront die Göttin des Hochmutes, kalt blickt das stolze Auge und nie hat die innige, aufopfernde Liebe ein Plätzchen im Herzen der Terentilla gefunden. So steht sie da vor dem Spiegel, von dem Seneca versichert, daß er allein mehr als in früheren Zeiten die ganze Aussteuer gekostet hat.

Eine Sklavin eilt der Herrin voraus und die übrige Schar geleitet sie zur Sänfte, die draußen unter dem Portikus ihrer harrt. Purpurne Kissen ruhen auf dem kostbar vergoldeten Gestell; acht riesige kappadocische Sklaven sind die Träger. Terentilla nimmt eine halb liegende Stellung auf dem Ruhebett der Sänfte ein, ihre Lieblingssklavin bringt ihr zwei Kugeln, eine von Bergkrystall, eine von Bernstein, welche zur Kühlung in den Händen gehalten werden. Ein anderes Mädchen übergiebt ihr die kleine zahme Lieblingsschlange, welcher der Platz am schönen Busen der Herrin zukommt. Endlich ist alles vollendet. Die acht Kappadocier heben in einem Moment die Sänfte auf die Schulter, der Zug setzt sich in Bewegung. Voran zwei Mohren aus dem Machyen-Stamme, gekleidet in weißes Linnen mit breiten, schön verzierten Arm- und Fußringen von Silberblech; zur Rechten der Terentilla ihre Lieblingssklavin mit dem Wedel aus Flamingofedern, zur Linken eine andere mit dem hohen Schirm von Bambus, dahinter zwei Sklavinnen mit purpurnen Kissen, für den Fall die Herrin weicher zu liegen wünscht, und zum Schluß zwei Sklaven mit Fußschemeln, um der Herrin ein etwaiges Aufstehen zu erleichtern. In gemessenem Taktschritte bewegt sich der Zug vorwärts — die schöne Terentilla macht ihrer Freundin eine einfache Morgenvisite!

„Blüten im düstren Hof".

In einem engen, düster feuchten Raum,
Des Lichtes fast beraubt von hoher Mauer,
Steht voll erblüht ein junger, schwanker Baum,
Um sich verstreuend dichten Blütenschauer.
Fast ohne Sonnenstrahl und klare Luft,
Erstrahlt er doch im schönsten Blütenprangen — —
Wie viele Knospen, wonnig rein, voll Duft,
Sind schon in düstrem Raum erblüht — vergangen?!

Elimar v. Monsterberg.

Neue Romane und andere Unterhaltungsbücher.

Angezeigt von **H. v. L.**

I.

In anderen Jahren pflegt in der Zeit vom Mai bis Anfang August eine gewisse Ruhe im deutschen Verlag einzutreten: die Schonzeit für die Berichterstatter. Dieses Mal aber sind alle Teufel los und besonders der Romanteufel, so daß die Flut der Bücher zu einem Papiermeer angeschwollen ist. Und die Wogen ergießen sich über die Armen, die vom Schicksal zum Besprechen bestimmt sind. Ach, wie gerne bespräche ich sie mit einem kräftigen Zaubersprüchlein, daß sie in das Hirn der Erzeuger zurückkröchen! Aber ich habe leider den Höllenzwang nicht in der Gewalt und muß mich mit meinen Schicksalsgenossen fügen.

Besonders eifrig ist der Verlag von Fontane & Co. (Berlin W.), der uns großmütig gleich zehn Bände in den Schoß geworfen hat. Unter ihnen sind einige bemerkenswerte Arbeiten, besonders:

Die Angelsucherin. Von Maximilian von Rosenberg.

Der Verf. ist eine reife Kraft, ein Kenner des Lebens und der Menschen, mit gesundem Blick für das Gute und Böse. Entschiedener Wirklichkeitssinn zeichnet ihn aus, aber er sieht Helles und Dunkles und versteht, ohne künstliche Mache, im kleinen Rahmen ein Weltbild zu geben. Einzelne Abschnitte sind etwas gedehnt; etwas größere Straffheit wäre für eine zweite Auflage von großem Vorteil. Die Hauptträgerin der Handlung ist vortrefflich ausgeführt; aber auch die anderen Gestalten fesseln durch innere Lebenswahrheit. Zu rühmen ist die sorgfältige Behandlung der Sprache; abgebrauchte Wendungen sind sehr selten. (S. 307 „Blutroter Nebel legte sich auf meine Augen" — dieser „blutrote Nebel" ist zu einem Cliché geworden, das ein Schriftsteller wie Rosenberg nicht benützen dürfte.) Ich empfehle das Buch ernsten und reifen Lesern. Wenn ich bemerke, daß es zuweilen an Otto Ludwigs Art erinnert, dürften sie wissen, was sie zu erwarten haben.

Judas. Von Ernst Clausen. 2 Mk.

Den Hauptstoff bildet die Geschichte zweier Freunde, die das gleiche Mädchen lieben und deren einer, Weltmensch, ehrgeizig, an dem zweiten zum Judas wird. Das Ganze ist geschickt gebaut, obwohl am Schluß überhastet. Die Darstellung ist gewandt, entbehrt aber noch der Eigenart; auch muß der Verf. streben, den Stil von Flüchtigkeitsfehlern frei zu machen. „Fliegend geht die Feder" (158) und ähnliche Wendungen darf ein strebsamer Schriftsteller nicht stehen lassen.

Ein Schlagwort der Zeit. Von Fedor von Zobeltitz. 2 Bde. 8 Mk.

Dem frisch geschriebenen und gut gebauten Roman liegt ein gesunder Gedanke zu Grunde, der, ohne sich vorzudrängen, das Ganze beherrscht. Der Verf. wendet sich gegen die falsche

Auffassung des Begriffs „modern“, der heute nicht nur bei Künstlern und Schriftstellern, sondern auch im gesellschaftlichen Leben viel Verwirrung anstiftet, das Gute gesunder Überlieferung untergräbt und so oft auch begabte Menschen um die geistige oder sittliche Klarheit bringt. F. v. Z. hat sich gehütet, den dargestellten Träger des Modernen zu übertreiben und zu verzerren; sie sind alle wahrscheinlich, was die Beweiskraft der Vorgänge verstärkt. Der Roman spielt in Berlin und in der Provinz und entnimmt seine Gestalten den Ständen, die in unserer Gesellschaft am meisten hervortreten. Wohlthuend ist's, daß er die Hauptgestalt nicht in dem Wirbel zu Grunde gehen läßt; eine reine Liebe weckt das Gute in ihm und führt ihn aus dem Treiben der Weltstadt und deren überhitzter Stimmungen in klare Verhältnisse, in denen seine tüchtigen Eigenschaften die Führung des Lebens übernehmen. Etwas einseitig ist des Verfassers Standpunkt, aber heute ist auch das berechtigt. Der Stil ist gewandt, wenn auch nicht frei von einzelnen Flüchtigkeiten. 1. 62 z. B. läßt er eine Bügelfalte sich blähen. Eckiges kann sich nicht blähen.

Leidenschaften. Männliche, weibliche, sächliche Geschichten. Von Georg Frh. von Ompteda. 3,50 Mk.

Der Band enthält neun Geschichten. Drei davon haben litterarischen Wert: „Sonnenzeit“, eine wirklich sonnige Novelle mit frischen, liebenswerten Menschen; „Der Spiegel“, eine Seelenschilderung in Selbstgesprächen, als Ganzes unmöglich, aber fein und geschickt gearbeitet, und „Das Kriegsrecht“. Diese Arbeiten sind der Anerkennung wert, besonders die erste. Das andere beweist die Gewandtheit des Verfassers, aber erhebt sich in keinem Zuge über den Durchschnitt.

Reine Liebe. Geschichten aus dem fernen Osten von C. Eschricht.

Der Band enthält zwei Erzählungen: „Unter den Verschickten“ und „Passio pura“. Das Buch verdient wegen der Innigkeit und Kraft der Darstellung, die einzelne Schwächen vergessen lassen, wärmste Anerkennung. Die erste Erzählung erschüttert, obwohl ungewöhnliche Mittel nicht angewendet sind; der schlichte Vortrag erhöht die Wirkung. Hier ist nicht ein Wort zu viel; die Kennzeichnung der Menschen ist tadellos, und die der Umgebung von genauer Kenntnis zeugend. Die zweite Geschichte ist äußerlich viel reicher an Gestalten, entbehrt auch nicht — besonders in der Darstellung der Judenfamilie — Komik, aber die ganze Technik ist nicht frei vom Einfluß russischer Vorbilder. Aber jedenfalls verdient das Buch warme Empfehlung.

Berliner Höllenfahrt. Heiteres und Ernstes aus der Reichshauptstadt von Rudolf Stratz.

Der Band enthält sechzehn Skizzen, denen aber alles Diabolische fehlt. Der Verf. will es mit „Tout Berlin“ nicht verderben und so hat er Handschuhe, sehr weiche, angezogen. Die Lesung kann unterhalten.

Sein Ich. Von Emil Roland. 3 Mk.

Lebhaft erzählt; der Stoff fesselnd, die Hauptgestalten geschickt durchgeführt; neben dem Ernst des leitenden Gedankens kommt auch drollige Frohlaune zur Geltung; der Eindruck des Ganzen gut.

Reinheit. Novelle von Wilhelm von Polenz. 3 Mk.

Der Verf. ist in allen seinen Arbeiten bemüht, sein Bestes zu geben. Überall tritt eine ernste Gesinnung als das Leitende hervor; die Sprache wird mit Sorgfalt behandelt. Wenn ich auch die Novellen nicht so hoch stellen kann, wie den Roman „Der Büttnerbauer“, so sind doch auch sie als Erzeugnisse eines ehrlichen Künstlers zu bezeichnen und reifen Lesern bestens zu empfehlen.

Vom Verlage S. Fischer, Berlin, sind uns folgende Werke zugekommen:

Pension Fratelli. Von Felix Holländer. Ein kurzer Roman und anderes.

Der Band enthält fünf Geschichten, die das Mittelmaß nirgendwo überragen. Überall zeigt sich das Bestreben des Verfassers, sich über sein natürliches Maß zu strecken, aber er muß auf den Zehen stehen, um größer zu scheinen. Dabei erinnert jede Geschichte an fremde Vorbilder, nirgendwo offenbart sich ein Selbst, das aus eigenem Besitz gestaltet. Seit dem Roman „Frau Ellen Nöte“, der zwar zu breit war, aber doch Gutbeobachtetes bot, hat der Schriftsteller keinen Fortschritt mehr gemacht. Das Angelesene und Aufgelesene drängt sich immer mehr vor.

Um das Weib. Von Hans Land. 3 Mk.

Die früheren Arbeiten litten unter der zu stark hervortretenden lehrhaften Absicht. Diese tritt hier zurück und so kommt die Begabung des Verfassers mehr zur Geltung. Der Eindruck der Hauptgestalt, des Schriftstellers Ost und der anderen Federmenschen ist vortrefflich, da sie in ihrer Art typisch ausgestaltet sind, für weitere Kreise aber schwächt sich die Wirkung ab, weil diese das Kennzeichnende nicht zu beurteilen vermögen und auch die Schuld Osts nicht recht verstehen werden. Dieser hat an das dramatische Bruchstück aus dem Nachlasse eines Freundes die fehlenden Akte geknüpft und damit einen großen Erfolg errungen. Das Bewußtsein dieser halben Unehrlichkeit verwirrt sein ganzes Innenleben. Das ist fein durchgeführt, aber doch um einen Ton zu schrill. Aber trotzdem verdient das Buch Anerkennung, weil es das Streben nach Vertiefung offenbart.

Aus den ersten Universitätsjahren. Von Peter Nansen. Übersetzt von Matth. Mann.

Nansen ist einer der neuesten Lieblinge der Mode. Ein Teil der Presse hebt ihn in den Himmel, findet in ihm die lauterste „Natur“. Ich vermag diese Begeisterung nicht zu teilen. Auch bei Nansen ist sehr viel Künstelei und Mache, was mir besonders „Maria, ein Buch der Liebe“ bewiesen hat. Die Geschichte des Studenten, der sich in kurzer Zeit von allen zu Hause erhaltenen Überlieferungen und Anschauungen loslöst und auch mit dem Vater bricht, enthält sicher sehr viel richtige Züge. Aber den Kunstwert kann ich nicht hoch bemessen. Die Briefform, in der der Roman abgefaßt ist, bringt an sich etwas Schwankendes mit sich, da sich sehr schwer in ihr ein allseitig ausgearbeitetes Bild geben läßt. Außerdem ist der Stoff durchaus nicht neu oder durch besondere Züge ausgezeichnet. Derartige „Überwindungen“ sind schon häufig und tiefer dargestellt worden, als es hier geschehen ist.

Dissonanzen. Von George Egerton. Deutsch von Dora Landé.

Auch diese Engländerin ist durch eine Laune des Geschmacks in die erste Reihe der beliebten Schriftstellerinnen geschoben worden. Geist soll ihr nicht abgesprochen werden. Aber es ist ein unfruchtbarer, auflösender; eisige Kälte liegt über allen seinen Äußerungen, tieferes warmes Gemütsleben offenbart sich nirgends. An dessen Stelle tritt kränkelnde Reizbarkeit der Empfindung. Es ist bezeichnend, daß ein Zug mehrmals wiederkehrt: wenn die Heldinnen sich in wirrer Stimmung befinden, beißen sie sich in den Arm, um sich durch körperlichen Schmerz abzu-

lenken. Rein verstandesmäßige Erörterungen schieben sich in den Ablauf der Gefühle, die sich bei dem geistig und körperlich gesunden Weibe von selber ordnen. Das Leitende sind stets die Beziehungen zwischen Mann und Weib. Der Mann erscheint fast stets als Bestie, die nur das „Weibchen" sucht. In der letzten Novelle „Wiedergeburt" aber hat die Verf. so eine Art von Leitbild für Ehe und Liebe aufgestellt: die erste erfaßt als freien Bund, der auf Zeit geschlossen wird. Es ist dieser Gedanke bei den Vertretern der radikalen Ansichten heute sehr beliebt. Wie tief dadurch das Weib sänke, wenn er sich verwirklichte, darüber zerbricht man sich nicht den Kopf. Übrigens ist auch diese Novelle ganz künstlich aufgebaut. Eine Modedame, die sich niemals mit etwas Ernsterem beschäftigt hat, reich und verwitwet, lernt einen Dichter kennen, dessen Worte ihre Seele erwecken. Im Handumdrehen wird sie ein wirtschaftliches Genie und gründet eine Art von „harmonischer Gemeinde", die sie allein ordnet und beherrscht. Das ist sehr unwahrscheinlich. Dann kommt sie wieder durch einen fast undenkbaren Zufall mit dem Manne zusammen, der geradezu ein Waschlappen ist, und sie gehen als „freier Mann" und „freies Weib" den Vertrag auf Kündigung ein.

Natürlich begegnet man auch bei dieser Schriftstellerin Stirner und Nietzsche. Wie George Sand ihre Gedanken von Sandeau, Musset, Liszt, Lammenais, Bourges, Leroux bezog, so muß auch die Egerton ihren Geist von Männern befruchten lassen. Wo das geschieht, giebt die Frau ihren angeborenen Reichtum auf, um dafür mit geborgtem zu prunken. Die Übersetzung ist mäßig. S. 113 heißt es „so unflätig wie Sterne". Das kann unmöglich richtig sein. Das Berlinisch, mit dem die Verdeutscherin die Mundart in „Ehestand" wiedergiebt, ist stellenweise sehr gekünstelt.

Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende dieses Jahrhunderts. Von Hedwig Dohm. 4 Mk.

Die Verfasserin ist eine Frau von ungewöhnlichem Verstande und bedeutendem Wissen; in beiden überragt sie die Egerton um vieles. Das beweisen auch ihre älteren Schriften. Der Anlage nach könnte man sie, die Eitelkeit abgerechnet, einen weiblichen Lassalle nennen. Ihr Verstand ist viel schärfer entwickelt, als der irgend einer der vielgenannten Frauenrechtlerinnen; dazu besitzt sie Ironie, die oft harmloser scheint, als sie ist. Aber auch ihr Verstand ist nur verneinend, in solcher Einseitigkeit, daß er, um eine Warze auf der Nase gründlich zu entfernen, den Kopf abschneidet. Für das Leben und Weben des deutschen Gemüts, für das Glück stillen Waltens, die sich hingebende Liebe fehlt ihr das Verständnis, und sie hat fast nur Worte des Spottes für die Hausfrau, vielleicht weil sie, ein Großstadtkind durch und durch, nur Zerrbilder solcher kennen gelernt hat. Daß des Volkes Wohl auf den echten Müttern und echten Hausfrauen, auf deren Gemütseigenschaften beruht und nicht auf einem oder zweien Tausenden gelehrter Frauen, die in allen „Rechten" dem Manne gleichstehen, bekümmert sie nicht.

Aus diesen Anschauungen heraus will auch dieser Roman beurteilt sein. Er enthält, das wird jeder Kenner Berliner Verhältnisse sehen, viel Selbstbeobachtetes und noch mehr Selbstgelebtes. Die eigentliche Trägerin des Hauptgedankens ist eine Berlinerin, und zwar, wie aus einer Bemerkung vom „Judenschicksel" zu entnehmen, der Sprößling eines Hauses von jüdischer Abstammung. Diese Sibilla schreibt mit zwölf Jahren in ihr Tagebuch: „— — sie ist ein Kind und das bin ich nicht mehr, vielleicht bin ich es nie gewesen." Und das stimmt. Dieses Mädchen hat die Dämmerungen des Gemüts, aus denen erst der echte Mann, das rechte Weib hervorgehen, nie gekannt; sie besitzt überhaupt Gemüt nicht. Aber viel Verstand, viel Ironie; liest als Kind schon Unmenge von Romanen, und dann später alles mögliche. Ein Hirngeschöpf, mit starken Nervenbewegungen, die zuweilen Leidenschaft heucheln. Wohl spricht sie in den Briefen, die sie als Gattin eines reichen Mannes an ihre Mutter schreibt — diese Briefe sind der Kern des Ganzen — von „Überschuß an Thatkraft". In Wahrheit hat sie gar keine. Alles ist nur Vorstellung; sie besitzt zu wenig sittliche Bildung, zu wenig wahre Innerlichkeit, um ihr Leben gestalten zu können, daß es nütze. Sie verpufft ihren Intellekt in kleinen oder großen Bosheiten, in Witzen und Witzeleien, in verblüffenden Wendungen, die nicht selten mit „Kalauern" verwandt sind. Und dieser thatkraftlose Irrwisch, der nichts als sein Ich kennt, sagt: (S. 205) „Mein Beruf wäre gewesen, zu denken, nichts weiter. Als männliches Geschöpf wäre ich vielleicht Spencer oder Stuart Mill oder Nietzsche geworden." Sie irrt sich; denn selbst zu dem Denken dieser beiden Engländer, die nirgendwo in das Tiefste gehen, gehört Thatkraft und Beharrlichkeit — die sie nicht besitzt; und auch ein Nietzsche zu sein, muß man neben der Phantasie ein sehr weiches Herz besitzen — seine Härte ist ja nur maskierte Weichheit. Sibilla aber hat ein weiches Herz nicht. So sind alle solche Bemerkungen Feuerwerk. Wie sie innerlich herrschsüchtig ist, beweist ihr Leitbild von einem Manne (S. 170) „— — — und Professor müßte er sein, ein sehr gelehrter. Und sanft von Gemüt und naiv wie ein Kind will ich ihn, einen Menschen will ich, dem ich die Hände küssen möchte". Wohl deutet der letzte Satz auf den unklaren Drang, zu dienen, aber das ist doch Schein. Sibille will das „Kind" beherrschen, es übersehen. Hätte sie einen solchen Mann bekommen, er wäre ihr in einem halben Jahre zum Sterben langweilig gewesen.

Wenn die Verf. nur eine Zeitkrankheit hätte schildern wollen, dann wäre die Kennzeichnung trotz manches verkünstelten Teiles vortrefflich. So aber stehen hinter dem Ganzen alle lehrhaften Absichten, alle Überzeugungen der äußersten Linken, Sibille soll als Opfer ihrer Zeit gelten, die den Weibern nicht die volle Gleichheit mit den Männern zugesteht und dadurch die großen Geister unter ihnen zu Grunde richtet. Durch diese Absicht wird die Beweiskraft des Einzelfalles vernichtet. Denn Sibille ist nicht ein großangelegtes Weib, sondern nur das Ergebnis einer durchaus schlechten Erziehung durch eine thörichte Mutter und einen leichtsinnigen Vater, die beide im Grunde nur dem Scheine gelebt haben, durch das Treiben im Gesellschaftsleben, das schon Kinder künstlich erhitzt, ihnen das Gemüt vergiftet. Das aber, was Schuld einzelner ist, der „Zeit" — einem Begriff — als Schuld aufzulasten, ist rechtswidrig.

Dennoch sei der Roman empfohlen, da er wertvolle Beiträge zur Kenntnis der Stimmungen in einem kleineren Kreise der Frauen bietet.

Im „Deutschen Verlagshaus Bong und Co. Berlin W. sind erschienen:

H. V. Schumacher **„Das Hungerlos"**. Eine tragikomische Geschichte.

Der Anfang des Werkes hält den Leser zum besten. Wir werden auf ein Gut geführt, wo, wie es scheint aus Not, die äußerste Sparsamkeit, ja Filzigkeit herrscht. Indessen sorgen kleine komische Auftritte, daß der Eindruck nicht

quälend wird. Weshalb der Besitzer sich und die Seinigen zum „Hungerlos“ verdammt, trotzdem er wohlhabend ist, wird erst gegen Ende offenbar. Die Geschichte darf sich mit Recht tragikomisch nennen, denn beide Bestandteile sind in ihr vorhanden und sehr geschickt vereint. Der Verf. hat unstreitig für diese Art besondere Begabung; zuweilen zwar übertreibt er, aber er verfällt niemals in jene rohe Komik, die heute oft als „Humor“ gilt. Das Buch sei besonders unsern Lesern auf dem Lande bestens empfohlen; die werden auch für drollige Züge, die den Stadtleuten nicht recht eingehen, das richtige Verständnis haben. (3 Mk.)

Der Dorffriedhof.

Als wär' es Schlafenszeit, regt sich kein Laut,
Die grünen Hügel mit vermorschten Kreuzen
Sind herbstlich schon vom Abendtau betaut;
Es ist so still.

Die welken Blätter, die der Wind verweht,
Sie konnten müde nun zur Ruh' gelangen
Und in der Luft es schwebt ein stumm Gebet;
Es ist so still.

Grün webt sich's über jeden Hügel hin,
Es mischt sich Epheu mit den Herbstzeitlosen.
Ein wehmutsvoller Friede füllt den Sinn —
Es ist so still.

Wenn tiefer noch das Thal der Schatten füllt
Erklingt das Glöcklein für die Ruh' der Toten
Und jeder Ton mir aus dem Herzen quillt.
Es ist so still.

L. v. Oberhofen.

Vermischtes.

Wir haben folgende Zuschrift erhalten:

Adalbert Stifter-Denkmal in Linz. In Linz, der Hauptstadt Oberösterreichs, in der Adalbert Stifter mehr als zwanzig Jahre lebte, als Schulmann wirkte, hat sich unter dem Ehrenvorsitze des Bürgermeisters ein Ausschuß gebildet, um dem Dichter des „Hochwaldes“ an den Ufern der rauschenden Donau im Angesicht der Berge und Wälder, der Ausläufer seines heimatlichen Böhmerwaldes, ein würdiges Denkmal zu errichten.

Der Ausschuß wendet sich hiebei an alle Verehrer von Adalbert Stifters Muse mit der Bitte, ein Scherflein beizutragen, um diesen Zweck zu fördern. Adalbert Stifters Werke sind heute noch wahre Perlen deutscher Erzählungskunst und gewähren heute noch Tausenden von Lesern einen hohen Genuß und hohe Freude. Möge jeder, den dieser Dichter erquickt und begeistert, es auch als eine Pflicht ansehen, dazu beizutragen, daß ein würdiges Denkmal an der Stätte, wo der Dichter lebte und wirkte und schrieb, von der Dankbarkeit seines Volkes Kunde geben kann.

Jeder Beitrag ist willkommen, und wir bitten, denselben an den Ausschuß zur Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals in Linz a. d. Donau, zu Handen des Schatzmeisters, Herrn k. u. k. Hofbuchhändlers Vinc. Fink, senden zu wollen. Der Ausschuß zur Errichtung eines Adalbert Stifter-Denkmals in Linz a. d. Donau.

Briefkasten.

Frl. M. M. in K. „Rosenlieder“ 2. u. 3 angenommen. 1. ist zu spielerisch. — Frl. G. L. in H. Nicht ganz so gut, wie manches frühere. Die Arbeit kommt; verzeihen Sie, daß ich Ihre Geduld so hart geprüft habe. Besten Gruß. — Herrn Fritz H. in M. Die Gedichte sind gut gemeint, aber noch zu unreif in Form und Inhalt — Ein Suchender. Das haben Sie falsch aufgefaßt. Wer mir sein Vertrauen schenkt, Mensch zum Menschen, der mag mir schreiben, wie viel er will; ich werde ihm gerne, wenn auch kurz antworten und nach bester Einsicht meine Meinung sagen. Nur muß es sich um wirklich ernste Lebensfragen handeln. Also schreiben Sie, Ihren Namen brauche ich ja nicht zu wissen. — Frl. K. W. in D. Gedichte werden nicht zurückgesendet. Die 20 Pf. sind in eine Sammelbüchse für die Ferienkolonien gesteckt worden. Leider unbrauchbar. — Herrn stud. B. in L. Reines Gefühl, aber zu empfindsam und im Ausdruck noch ohne Eigenart. — Alter Abonnent in Wiesbaden. Ein Buch „Der Mönch von Amalfi“ ist mir nicht zugekommen. — Herrn Rekt. W. J. in W. „An der Gruft“ werde ich wohl bei günstiger Gelegenheit etwas gekürzt bringen. — Frl. M. Br. in W. Daß Du, im Schein der Sonne lebend, „wonnebebend“ dichtest, auf Deiner Heimat Höh'n, ist schön. Doch daß Du Dich nicht zur Einsicht wendest, nicht auf den Druck verzichtest und mir die Reime sendest, nicht meine Qualen endest, beweist einen Geist der Grausamkeit und des Gemütes Rauhsamkeit!

Inhalt der No. 41.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Die neue Herrin. Roman von Karl Erdm. Edler. Schluß. — **Beiblatt:** Sommer im Liede. — Die Amerikanerin in England. Von Luise Rebentisch. Schluß. — Weckruf. Von Hans Biermann. — Eine Toilette vor achtzehnhundert Jahren. Von Adolf Kahle. Schluß. — „Blüten im düstren Hof“. Von Elimar von Monsterberg. — Neue Romane und andere Unterhaltungsschriften. Angezeigt von O. v. L. — Der Dorffriedhof. Von L. v. Oberhofen. — Vermischtes. — Briefkasten.

 Zur Beachtung! 

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 42.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Tag und Nacht wartete Prinz Louis auf den Kurier, den ihm Hohenlohe verheißen. Daß in dem bisher festgesetzten Schlachtplan verhängnisvolle Änderungen eingetreten waren, wußte er bereits und schwere Sorge erfüllte sein Herz. Ach, dies Schwanken und Zagen, während die Heere des Feindes sich wie eine große Klammer um die preußische Armee zusammenzogen! All die heiße Kampfesungeduld, die seit Jahren an dem jungen Heldenherzen genagt, preßte sich jetzt zusammen, da an der Versäumnis einer Stunde der Erfolg zu scheitern vermochte, und brannte wie verzehrende Flamme.

Die Stunden verrannen. Prinz Louis war still und ernst. All die freimütige Offenheit seines Wesens war von ihm gewichen, der kameradschaftliche Ton verschwunden, als Feldherr nur stand er den Seinigen gegenüber und zeigte ihnen eine ruhig heitere Stirn, die Qual der Sorge stumm in seiner Brust verschließend. Doch die ihn kannten, errieten nur um so leichter, was in seiner Seele vorging und trugen still mit ihm die Sorge.

Der kluge, klare Blick seines treuen Nostitz erschien dem Prinzen jetzt allzu hellsehend, er sandte ihn voraus nach Rudolstadt, dem dortigen Fürsten von Schwarzburg seine Grüße zu überbringen und bei ihm Quartier zu bestellen. Nach dorthin mußte unter allen Verhältnissen sein Marsch sich richten.

Die Nacht brach herein. In überreizter Müdigkeit warf der Prinz sich endlich in voller Uniform auf sein Lager. Da schreckte ein Posthorn ihn auf. Sofort flog er empor und stand aufrecht in bebender Ungeduld — Ordorf öffnete seine Thür, Fürst Hohenlohe selbst trat zu ihm herein. „Durchlaucht — Gott sei Dank, daß Sie kommen!" mit dem Ausruf empfing ihn der Prinz.

Zwei Stunden währte die Unterredung, dann verließ ihn der Fürst wieder. Prinz Louis hatte die nötigen Instruktionen empfangen. Sogleich brach er mit seinen Truppen auf und traf alsbald — am 7. Oktober — in Rudolstadt ein. Nostitz ritt ihm entgegen und traf seinen Herrn auf der Landstraße, kurz vor den Thoren der Stadt. „Gott sei Dank — endlich hat man sich zu etwas entschlossen!" rief ihm dieser entgegen.

Der Prinz mit seinem Gefolge, bestehend aus Nostitz, Kleist, Rochlitz, dem Quartiermeister Hauptmann von Valentini und einigen anderen Offizieren, bezog Quartier im Schlosse des Fürsten, der ihn mit strahlender Freude empfing. Ein großes Festmahl und Ball sollte am Abend die Ankunft des bewunderten Gastes feiern. Die Adjutanten bestanden darauf, daß der Prinz sich vorher einige Stunden zurückziehen und der Ruhe pflegen sollte, und er ließ sich die Fürsorge gefallen. Jetzt, da für den Augenblick die furchtbare Spannung von ihm gewichen, vermochte er sich einem kurzen, erquickenden Schlummer hinzugeben.*)

Abends an der Festtafel seines fürstlichen Wirtes schien er dann völlig wie sonst zu sein — der liebenswürdige Gesellschafter, der spielend die Unterhaltung beherrschte und durch seine geistvollen Äußerungen alles bezauberte.

Zu dem Ball, welcher auf das Galadiner folgte, erschienen zahlreiche Offiziere der Feldarmee. Es war ein glänzendes Fest, mit Tanz und rauschender Musik. Die edelsten Weine aus dem fürstlichen Keller sorgten dafür, die fröhliche Stimmung auf der Höhe zu erhalten. Und doch waren die Herren nur mit halbem Herzen dabei. Gar zu nahe bevor stand die Schlacht und die Blicke der Offiziere suchten das Antlitz ihres hohen Führers, das in seiner ernsten, geschlossenen Ruhe nicht wie sonst auf ihre Stimmung zündend wirkte. Die edle Fürstin fühlte mit sicherem

*) Alles, auch das folgende, genau historisch, zum Teil nach Nostitz' Erzählung.

Takt heraus, daß der laute Jubel in dem Herzen ihres Gastes kein Echo fand. Sobald es angängig war, nahm sie seinen Arm und verließ mit ihm den Ballsaal. Nur die fürstliche Familie nebst den Hofstaaten folgten ihnen und der kleine Kreis blieb noch in zwangloser Unterhaltung beisammen.

„Mein Prinz," wandte sich die Fürstin an diesen, „Sie sehen, dort steht der Flügel geöffnet, das Renommee von der Künstlerschaft des Prinzen Louis ist auch zu uns gedrungen, ich glaube, Sie würden ein dankbares auditoire in uns finden!"

„Eure Durchlaucht haben über mich zu befehlen!" erwiderte der Prinz, „nur um einige Minuten Zeit bitte ich noch!"

Die Unterhaltung ging weiter. Allmählich ward er schweigsam, als hörte er nicht mehr, was um ihn her gesprochen wurde und seine Augen nahmen einen in sich gekehrten Blick an. Langsam erhob er sich und nahm vor dem Flügel Platz. Das ganze Gespräch — jedes Flüstern verstummte. Atemlose Stille herrschte im Saal. Prinz Ludwig begann zu spielen. Freie Phantasien fluteten durch seine Seele, über die Saiten hin. Schwermütig erst und düster. Aufjauchzende Lebenslust und schmerzvolles Entsagen rangen miteinander in titanenhaftem, erschütterndem Kampf. Süße Liebesklage flüsterte sirenengleich dazwischen. Dann aber ward die Stimmung freier, mächtiger. Kriegerische Klänge schienen die Seele aus der Betäubung wach zu rütteln. Hehr und gewaltig wuchsen sie an, doch nicht wie Siegesfreude über den fliehenden Feind, sondern feierlich, erschütternd, wie der Einzug erschlagener Helden in Walhalla. Triumphierend lösten sich die Dissonanzen. Klar und sieghaft brach es hindurch wie Sonnenlicht, befreit und erlöst von Erdennot und Enge, aufatmend in großen, freien Harmonien, so verhallte endlich der Heldengesang und verstummte.

Gesungen hatte der königliche Schwan und sich die Brust befreit, und aufwärts gerichtet blieb sein Blick, dorthin wo seine Schwingen ihn trugen, zum Siegen oder Sterben.

III.

Wieder brach ein neuer Morgen an, der den Tag der Entscheidung näher rückte. Nostitz trat in seines Herrn Gemach, die Befehle desselben entgegenzunehmen. Der Prinz saß an seinem Schreibtisch, den Kopf leicht in die Hand gestützt. Vor ihm stand sein Frühstück, zurückgeschoben, nur wenig berührt. Ein angefangenes Schreiben an den Fürsten Hohenlohe lag vor ihm. Nostitz stand am Schreibtisch und der Prinz gab die erwünschten Befehle. Dann aber unterbrach er sich und lächelte — er wollte unterdrücken, was er zu sagen hatte, und erlag doch der Versuchung.

„Nostitz — denken Sie, daß mir diese Nacht die weiße Frau erschienen ist!"

„Königliche Hoheit!" es klang wie ein zürnender Vorwurf.

Prinz Louis mußte lachen. „Natürlich war es ein Traum, obgleich ich mich nicht erinnere, geschlafen zu haben! Sie stand vor mir und sah mich an, die Züge erinnerten mich an die der Königin, aber geisterhaft. Sie lächelte, ein so trauriges Lächeln, und berührte mich mit schneeweißem Finger am Kopf und auf der Brust! Ich wollte zu ihr sprechen, aber sie ging fort, langsam, mit nachflatternden, weißen Schleiern. Ich hätte sie gern noch zurückgehalten!"

„Nun, zu sagen hat das nichts, gnädigster Herr!" bemerkte Nostitz nach einer kleinen Pause. „Die weiße Frau, die unserm Königshause bedeutungsvoll sein will, die spukt im königlichen Schlosse zu Berlin — nicht hier in Thüringen!"

„O Nostitz, wenn sie mir wirklich etwas zu sagen hätte, meinst Du nicht, sie könnte sich um meinetwillen bis hierher in mein Kriegslager bemühen? Sollte ich das nicht verdient haben um die Frauen?" Er weidete sich sekundenlang an dem mühsam beherrschten Ausdruck auf dem Antlitz seines Adjutanten. „Laß es gut sein, Nostitz, wen es treffen soll, den trifft es, dafür sind wir im Kriege! Aber wer es auch sei von uns beiden, Du oder ich, immer wird der Zurückbleibende sich sagen können, daß er getreu zu dem andern gehalten hat, bis in den Tod!" Er reichte ihm herzlich die Hand hin, welche Nostitz, keines Wortes mächtig, an seine Lippen drückte.

„Und nun schicke mir Valentini her," fuhr Prinz Louis in verändertem Tone fort, „er soll diesen Brief an den Fürsten Hohenlohe bringen — ich denke, die Entscheidung ist da!"

Zwischen den Herrschern der beiden kriegerischen Mächte waren endlich die Würfel gefallen. Der König hatte ein „Ultimatum" gestellt, auf welches Napoleon mit höhnendem Übermut geantwortet. „Man giebt uns ein Rendezvous auf den 8. Oktober," schrieb er an einen seiner Generale. „Ein Franzose läßt nie auf sich warten. Man sagt aber, eine schöne Königin wolle Zeuge sein bei den Kämpfen, gut, wir wollen artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschieren!"

Unmittelbar standen die feindlichen Heere einander gegenüber. Im preußischen Hauptquartier aber herrschte Uneinigkeit nach wie vor. Unablässig wurden die Dispositionen geändert, und keiner der Feldherren konnte ganz sicher sein, von dem andern seine Befehle nicht wenigstens umgangen zu sehen.

Prinz Louis Ferdinand wußte das alles. Auch die letzten Illusionen waren ihm geschwunden und damit zugleich der Glaube an den Erfolg. Aber kein Zagen und kein Verzweifeln kam in seine Seele. Konnte die heilige Sache, für die er in den Kampf gezogen, nach Verstandesberechnung nicht mehr auf Gelingen hoffen, so wollte er sich und das ihm anvertraute Heer in die Schanze schlagen, verdoppelt gleichsam, im heiligen Feuer des Todesmutes, und ehrenvoll untergehen, wenn der Sieg unmöglich war. So hatte er mit fester Hand das Los über sich geworfen, und nichts trübte ihm mehr die befreite Seelenruhe.

Die Nacht vom 9. zum 10. Oktober ging zu Ende. Der Prinz vernahm Schüsse, die ihm ver-



kündeten, daß seine Vorposten mit denen der Franzosen zusammengetroffen waren. Aus den hochgelegenen Fenstern seines Quartiers im Schlosse sah er die feindlichen Wachtfeuer fern am Horizont entlang. O, wäre die Nacht erst vorüber!

Eine letzte Botschaft aus dem Hauptquartier erwartete er noch. Doch da sie seiner Ansicht nach nichts anderes bringen konnte, als den Befehl zum Angriff, so traf er daraufhin alle Anordnungen aufs bestimmteste. Bei Tagesgrauen erreichte ihn die Kunde, jenseits Saalfeld seien die vorgeschobenen Posten in ein Gefecht verwickelt und vermöchten sich nicht zu halten. Der Prinz erteilte sofort die nötigen Befehle. Um acht Uhr traf er selbst bei der Kolonne ein.

Den Stern des Schwarzen Adlerordens auf der Brust, den Federbusch auf dem Haupte, das Siegesleuchten im Auge, so ritt er der Schlacht entgegen, „wie der erstgeborene Sohn des Mars“.

Die französischen Truppen, welche der Prinz zunächst für eine „starke Avantgarde“ gehalten, erwiesen sich bald als den seinen um das Dreifache überlegen. Ein heißes Gefecht entbrannte. Mit großer Tapferkeit fochten Preußen und Sachsen unter ihrem fürstlichen Führer, doch die Übermacht des Feindes war zu groß und alle Vorteile auf gegnerischer Seite. Als der Prinz sich auch in der Flanke attackiert sah, ohne dort die nötige Deckung zur Hand zu haben, befahl er, dem dringenden Rate seiner Umgebung folgend, nach Schwarza hin zurückzugehen. Schweren Herzens begab er sich selber, von Nostitz und Hasso begleitet, an den gefährdetsten Punkt jenseits von Saalfeld, um den Rückzug zu leiten. Doch schon in der Stadt traf er überall Haufen fliehender Füsiliere und Jäger. Bei seinem Anblick prallten ganze Trupps zurück und blieben stehen. Im Bügel sich hebend, rief er mit weithin schallender Stimme ihnen zu: „Preußen, wollt Ihr mich im Stich lassen, Euren General, Euren Prinzen!?“ Ein stürmisches Hurra war die Antwort. Sie scharten sich um ihn, als gehorchten sie einer Zaubermacht, und bald standen die Reihen wieder, wie von dem Blick seines Auges gebannt. Ruhig, gelassen beherrschte er die Situation, kein Blick, keine Bewegung verriet den ungeheuren Schmerz seiner Seele, obschon die ganze Größe der Gefahr und die Aussichtslosigkeit des Kampfes ihm klar vor Augen stand. Sein Erscheinen stellte die gestörte Ordnung wieder her, Mut und Ruhe verbreitend, wo er sich zeigte.

Inzwischen war Kavallerie und Artillerie nach Wölsdorf hin zurückgegangen. Die Artillerie hatte sich in einem Hohlwege festgefahren. In diesem gefahrvollen Augenblick erschien zahlreiche französische Kavallerie, um, in zwei Treffen entwickelt, die Artillerie anzugreifen. Mit mörderischem Feuer wurde sie empfangen, und das vorderste der französischen Regimenter zog sich eilig wieder zurück. Das war der Moment, der dem Prinzen Rettung zu verheißen schien. An der Spitze der bereits vereinigten fünf Schwadronen sächsischer Husaren warf er sich auf den Feind, von den weiter zurückstehenden Schimmelpfennig-Husaren Hilfe erwartend. Doch sie kamen zu spät. Schon griff ihn das zweite Treffen französischer Kavallerie mit erdrückender Übermacht in der Flanke an. Von Minute zu Minute wurde der Widerstand schwieriger und endigte mit wilder Flucht seiner aufgelösten Reiterschar. Noch wollte der Prinz sie zum Stehen bringen — es war vergebens. Sie hörten seine Stimme, sie sahen auf ihn, doch alles verschlang das Entsetzen der Flucht und des Kampfes. Im dichtesten Handgemenge, wie ein Löwe, focht Prinz Ludwig, den Tod herausforderud, Brust an Brust.

In Todesangst drängten die Seinen sich um ihn.

„Retten Sie sich, mein Prinz, um Gottes willen!“ schrie Nostitz ihm verzweifelnd ins Ohr.

„Was liegt an meinem Leben! Die Schlacht ist verloren!“ klang sein Ruf zurück.

„Alles, Herr! — man nimmt Sie gefangen, das ist schlimmer als die verlorne Schlacht!“

Gefangen! das Wort schlug ihm zündend in die Seele. Keine Verzweiflung, auch jetzt nicht. Überall gab es Rettung, nur in der Gefangenschaft nicht! Schon warf Nostitz gewaltsam des Prinzen Pferd mit dem seinen herum. Der Feind folgte unmittelbar, nur eiliges Fliehen konnte Rettung bringen. Wie ein Vogel flog „Slop“, der Renner, über den Boden dahin, über Gräben und Hecken — nichtachtend — nur vorwärts! Ein hoher Zaun versperrte den Weg. Das ist kein Hindernis für den Reiterfürsten! — Schenkel und Sporn dem Pferde — und wie ein Pfeil zum Sprunge streckt sich der Renner — hinüber! Doch schon ist seine Kraft ermattet nach des Tages schwerer Arbeit — er bleibt hängen mit einem Fuß und stürzt nieder.

Eilig raffte Prinz Louis sich auf, der Hut war ihm im Sturz vom Kopfe geflogen. Schon umdrängten ihn feindliche Reiterhaufen. Ein Säbelhieb traf sein entblößtes Haupt. Er schwankte. Doch einen Augenblick nur und fest saß er wieder im Sattel. Wie die Rasenden fochten die Seinen neben ihm. Wie einen Schild, mit seinem Leibe ihn deckend, warf sich Hasso vor ihn hin, doch ein wuchtiger Hieb über den Kopf streckte ihn zu Boden.

„Herr, Ihren Degen, Sie sind mein Gefangener!“ schrie ein französischer Wachtmeister dem Prinzen zu.

„Da hast Du ihn!“ — und noch einen Todesstreich führte das Preußenschwert in der löwenhaften Faust. Da aber traf ein Degenstoß die unbewehrte Brust. Noch hielt der Held sich aufrecht. Um ihn drängten sich Nostitz und Valentini, mit ihrem Herzblut ihn zu schützen, auch Rochlitz, sich aufraffend, blutüberströmt, zu kämpfen mit letztem Atemzuge.

Der Prinz schwankte. In seinen Armen fing Nostitz den Sinkenden auf und hielt ihn, stützte ihn. Schon verhauchte er sein Leben.

„Prinz Louis, mein geliebter Herr!“

Schwer lag das Haupt des sterbenden Helden auf seiner Schulter. Das Löwenherz hatte seinen letzten Schlag gethan.

Mit der Raserei der Verzweiflung fochten die beiden andern, um nur den geheiligten Toten den Feinden zu entreißen. Schon lähmte eine Wunde

Takt heraus, daß der laute Jubel in dem Herzen ihres Gastes kein Echo fand. Sobald es angängig war, nahm sie seinen Arm und verließ mit ihm den Ballsaal. Nur die fürstliche Familie nebst den Hofstaaten folgten ihnen und der kleine Kreis blieb noch in zwangloser Unterhaltung beisammen.

„Mein Prinz," wandte sich die Fürstin an diesen, „Sie sehen, dort steht der Flügel geöffnet, das Renommee von der Künstlerschaft des Prinzen Louis ist auch zu uns gedrungen, ich glaube, Sie würden ein dankbares auditoire in uns finden!"

„Eure Durchlaucht haben über mich zu befehlen!" erwiderte der Prinz, „nur um einige Minuten Zeit bitte ich noch!"

Die Unterhaltung ging weiter. Allmählich ward er schweigsam, als hörte er nicht mehr, was um ihn her gesprochen wurde und seine Augen nahmen einen in sich gekehrten Blick an. Langsam erhob er sich und nahm vor dem Flügel Platz. Das ganze Gespräch — jedes Flüstern verstummte. Atemlose Stille herrschte im Saal. Prinz Ludwig begann zu spielen. Freie Phantasien fluteten durch seine Seele, über die Saiten hin. Schwermütig erst und düster. Aufjauchzende Lebenslust und schmerzvolles Entsagen rangen miteinander in titanenhaftem, erschütterndem Kampf. Süße Liebesklage flüsterte sirenengleich dazwischen. Dann aber ward die Stimmung freier, mächtiger. Kriegerische Klänge schienen die Seele aus der Betäubung wach zu rütteln. Hehr und gewaltig wuchsen sie an, doch nicht wie Siegesfreude über den fliehenden Feind, sondern feierlich, erschütternd, wie der Einzug erschlagener Helden in Walhalla. Triumphierend lösten sich die Dissonanzen. Klar und sieghaft brach es hindurch wie Sonnenlicht, befreit und erlöst von Erdennot und Enge, aufatmend in großen, freien Harmonien, so verhallte endlich der Heldengesang und verstummte.

Gesungen hatte der königliche Schwan und sich die Brust befreit, und aufwärts gerichtet blieb sein Blick, dorthin wo seine Schwingen ihn trugen, zum Siegen oder Sterben.

III.

Wieder brach ein neuer Morgen an, der den Tag der Entscheidung näher rückte. Nostitz trat in seines Herrn Gemach, die Befehle desselben entgegenzunehmen. Der Prinz saß an seinem Schreibtisch, den Kopf leicht in die Hand gestützt. Vor ihm stand sein Frühstück, zurückgeschoben, nur wenig berührt. Ein angefangenes Schreiben an den Fürsten Hohenlohe lag vor ihm. Nostitz stand am Schreibtisch und der Prinz gab die erwünschten Befehle. Dann aber unterbrach er sich und lächelte — er wollte unterdrücken, was er zu sagen hatte, und erlag doch der Versuchung.

„Nostitz — denken Sie, daß mir diese Nacht die weiße Frau erschienen ist!"

„Königliche Hoheit!" es klang wie ein zürnender Vorwurf.

Prinz Louis mußte lachen. „Natürlich war es ein Traum, obgleich ich mich nicht erinnere, geschlafen zu haben! Sie stand vor mir und sah mich an, die Züge erinnerten mich an die der Königin, aber geisterhaft. Sie lächelte, ein so trauriges Lächeln, und berührte mich mit schneeweißem Finger am Kopf und auf der Brust! Ich wollte zu ihr sprechen, aber sie ging fort, langsam, mit nachflatternden, weißen Schleiern. Ich hätte sie gern noch zurückgehalten!"

„Nun, zu sagen hat das nichts, gnädigster Herr!" bemerkte Nostitz nach einer kleinen Pause. „Die weiße Frau, die unserm Königshause bedeutungsvoll sein will, die spukt im königlichen Schlosse zu Berlin — nicht hier in Thüringen!"

„O Nostitz, wenn sie mir wirklich etwas zu sagen hätte, meinst Du nicht, sie könnte sich um meinetwillen bis hierher in mein Kriegslager bemühen? Sollte ich das nicht verdient haben um die Frauen?" Er weidete sich sekundenlang an dem mühsam beherrschten Ausdruck auf dem Antlitz seines Adjutanten. „Laß es gut sein, Nostitz, wen es treffen soll, den trifft es, dafür sind wir im Kriege! Aber wer es auch sei von uns beiden, Du oder ich, immer wird der Zurückbleibende sich sagen können, daß er getreu zu dem andern gehalten hat, bis in den Tod!" Er reichte ihm herzlich die Hand hin, welche Nostitz, keines Wortes mächtig, an seine Lippen drückte.

„Und nun schicke mir Valentini her," fuhr Prinz Louis in verändertem Tone fort, „er soll diesen Brief an den Fürsten Hohenlohe bringen — ich denke, die Entscheidung ist da!"

Zwischen den Herrschern der beiden kriegerischen Mächte waren endlich die Würfel gefallen. Der König hatte ein „Ultimatum" gestellt, auf welches Napoleon mit höhnendem Übermut geantwortet. „Man giebt uns ein Rendezvous auf den 8. Oktober," schrieb er an einen seiner Generale. „Ein Franzose läßt nie auf sich warten. Man sagt aber, eine schöne Königin wolle Zeuge sein bei den Kämpfen, gut, wir wollen artig sein und ohne Aufenthalt nach Sachsen marschieren!"

Unmittelbar standen die feindlichen Heere einander gegenüber. Im preußischen Hauptquartier aber herrschte Uneinigkeit nach wie vor. Unablässig wurden die Dispositionen geändert, und keiner der Feldherren konnte ganz sicher sein, von dem andern seine Befehle nicht wenigstens umgangen zu sehen.

Prinz Louis Ferdinand wußte das alles. Auch die letzten Illusionen waren ihm geschwunden und damit zugleich der Glaube an den Erfolg. Aber kein Zagen und kein Verzweifeln kam in seine Seele. Konnte die heilige Sache, für die er in den Kampf gezogen, nach Verstandesberechnung nicht mehr auf Gelingen hoffen, so wollte er sich und das ihm anvertraute Heer in die Schanze schlagen, verdoppelt gleichsam, im heiligen Feuer des Todesmutes, und ehrenvoll untergehen, wenn der Sieg unmöglich war. So hatte er mit fester Hand das Los über sich geworfen, und nichts trübte ihm mehr die befreite Seelenruhe.

Die Nacht vom 9. zum 10. Oktober ging zu Ende. Der Prinz vernahm Schüsse, die ihm ver-

kündeten, daß seine Vorposten mit denen der Franzosen zusammengetroffen waren. Aus den hochgelegenen Fenstern seines Quartiers im Schlosse sah er die feindlichen Wachtfeuer fern am Horizont entlang. O, wäre die Nacht erst vorüber!

Eine letzte Botschaft aus dem Hauptquartier erwartete er noch. Doch da sie seiner Ansicht nach nichts anderes bringen konnte, als den Befehl zum Angriff, so traf er daraufhin alle Anordnungen aufs bestimmteste. Bei Tagesgrauen erreichte ihn die Kunde, jenseits Saalfeld seien die vorgeschobenen Posten in ein Gefecht verwickelt und vermöchten sich nicht zu halten. Der Prinz erteilte sofort die nötigen Befehle. Um acht Uhr traf er selbst bei der Kolonne ein.

Den Stern des Schwarzen Adlerordens auf der Brust, den Federbusch auf dem Haupte, das Siegesleuchten im Auge, so ritt er der Schlacht entgegen, „wie der erstgeborene Sohn des Mars“.

Die französischen Truppen, welche der Prinz zunächst für eine „starke Avantgarde“ gehalten, erwiesen sich bald als den seinen um das Dreifache überlegen. Ein heißes Gefecht entbrannte. Mit großer Tapferkeit fochten Preußen und Sachsen unter ihrem fürstlichen Führer, doch die Übermacht des Feindes war zu groß und alle Vorteile auf gegnerischer Seite. Als der Prinz sich auch in der Flanke attackiert sah, ohne dort die nötige Deckung zur Hand zu haben, befahl er, dem dringenden Rate seiner Umgebung folgend, nach Schwarza hin zurückzugehen. Schweren Herzens begab er sich selber, von Nostitz und Hasso begleitet, an den gefährdetsten Punkt jenseits von Saalfeld, um den Rückzug zu leiten. Doch schon in der Stadt traf er überall Haufen fliehender Füsiliere und Jäger. Bei seinem Anblick prallten ganze Trupps zurück und blieben stehen. Im Bügel sich hebend, rief er mit weithin schallender Stimme ihnen zu: „Preußen, wollt Ihr mich im Stich lassen, Euren General, Euren Prinzen!?“ Ein stürmisches Hurra war die Antwort. Sie scharten sich um ihn, als gehorchten sie einer Zaubermacht, und bald standen die Reihen wieder, wie von dem Blick seines Auges gebannt. Ruhig, gelassen beherrschte er die Situation, kein Blick, keine Bewegung verriet den ungeheuren Schmerz seiner Seele, obschon die ganze Größe der Gefahr und die Aussichtslosigkeit des Kampfes ihm klar vor Augen stand. Sein Erscheinen stellte die gestörte Ordnung wieder her, Mut und Ruhe verbreitend, wo er sich zeigte.

Inzwischen war Kavallerie und Artillerie nach Wölsdorf hin zurückgegangen. Die Artillerie hatte sich in einem Hohlwege festgefahren. In diesem gefahrvollen Augenblick erschien zahlreiche französische Kavallerie, um, in zwei Treffen entwickelt, die Artillerie anzugreifen. Mit mörderischem Feuer wurde sie empfangen, und das vorderste der französischen Regimenter zog sich eilig wieder zurück. Das war der Moment, der dem Prinzen Rettung zu verheißen schien. An der Spitze der bereits vereinigten fünf Schwadronen sächsischer Husaren warf er sich auf den Feind, von den weiter zurückstehenden Schimmelpfennig-Husaren Hilfe erwartend. Doch sie kamen zu spät. Schon griff ihn das zweite Treffen französischer Kavallerie mit erdrückender Übermacht in der Flanke an. Von Minute zu Minute wurde der Widerstand schwieriger und endigte mit wilder Flucht seiner aufgelösten Reiterschar. Noch wollte der Prinz sie zum Stehen bringen — es war vergebens. Sie hörten seine Stimme, sie sahen auf ihn, doch alles verschlang das Entsetzen der Flucht und des Kampfes. Im dichtesten Handgemenge, wie ein Löwe, focht Prinz Ludwig, den Tod herausfordernd, Brust an Brust.

In Todesangst drängten die Seinen sich um ihn.

„Retten Sie sich, mein Prinz, um Gottes willen!“ schrie Nostitz ihm verzweifelnd ins Ohr.

„Was liegt an meinem Leben! Die Schlacht ist verloren!“ klang sein Ruf zurück.

„Alles, Herr! — man nimmt Sie gefangen, das ist schlimmer als die verlorne Schlacht!“

Gefangen! das Wort schlug ihm zündend in die Seele. Keine Verzweiflung, auch jetzt nicht. Überall gab es Rettung, nur in der Gefangenschaft nicht! Schon warf Nostitz gewaltsam des Prinzen Pferd mit dem seinen herum. Der Feind folgte unmittelbar, nur eiliges Fliehen konnte Rettung bringen. Wie ein Vogel flog „Slop“, der Renner, über den Boden dahin, über Gräben und Hecken — nichtachtend — nur vorwärts! Ein hoher Zaun versperrte den Weg. Das ist kein Hindernis für den Reiterfürsten! — Schenkel und Sporn dem Pferde — und wie ein Pfeil zum Sprunge streckt sich der Renner — hinüber! Doch schon ist seine Kraft ermattet nach des Tages schwerer Arbeit — er bleibt hängen mit einem Fuß und stürzt nieder.

Eilig raffte Prinz Louis sich auf, der Hut war ihm im Sturz vom Kopfe geflogen. Schon umdrängten ihn feindliche Reiterhaufen. Ein Säbelhieb traf sein entblößtes Haupt. Er schwankte. Doch einen Augenblick nur und fest saß er wieder im Sattel. Wie die Rasenden fochten die Seinen neben ihm. Wie einen Schild, mit seinem Leibe ihn deckend, warf sich Hasso vor ihn hin, doch ein wuchtiger Hieb über den Kopf streckte ihn zu Boden.

„Herr, Ihren Degen, Sie sind mein Gefangener!“ schrie ein französischer Wachtmeister dem Prinzen zu.

„Da hast Du ihn!“ — und noch einen Todesstreich führte das Preußenschwert in der löwenhaften Faust. Da aber traf ein Degenstoß die unbewehrte Brust. Noch hielt der Held sich aufrecht. Um ihn drängten sich Nostitz und Valentini, mit ihrem Herzblut ihn zu schützen, auch Rochlitz, sich aufraffend, blutüberströmt, zu kämpfen mit letztem Atemzuge.

Der Prinz schwankte. In seinen Armen fing Nostitz den Sinkenden auf und hielt ihn, stützte ihn. Schon verhauchte er sein Leben.

„Prinz Louis, mein geliebter Herr!“

Schwer lag das Haupt des sterbenden Helden auf seiner Schulter. Das Löwenherz hatte seinen letzten Schlag gethan.

Mit der Raserei der Verzweiflung fochten die beiden andern, um nur den geheiligten Toten den Feinden zu entreißen. Schon lähmte eine Wunde

Nostitz' Arm und Seite, er konnte sich nicht mehr halten. Des Prinzen Brieftasche zog er heraus, und nun galt es Rettung aus äußerster Gefahr. Wütend hieb der Riese sich durch den feindlichen Knäuel.

Nur Hasso hielt noch mit beiden Armen den teuren Leichnam umklammert. Doch schon schwand ihm das Bewußtsein, und wie ein vom Sturm getroffener junger Eichbaum brach er nieder zu Füßen des erschlagenen Herrn. — — — — — — — — —

Das war der Tag von Saalfeld. Verloren die Schlacht. Und erschlagen auf blutiger Walstatt lag Prinz Ludwig von Preußen, der Held — von Todeswunden überdeckt, ein heiliges Opfer — der Not des Vaterlandes dargebracht. Hinweg war er genommen, ehe Schmach und Jammer mit tausendfachen Schmerzen ihm das Herz gebrochen hätten. In hoffnungsloser Ferne lagen für Preußen die Tage der Rache und Vergeltung. Doch als sie endlich kamen, da schwebte es vor Preußens sieghaften Fahnen her, gleich rauschenden Fittichen, wie ein Ruf zur Freiheit, wie ein Siegestraum: der Geist des toten Königsadlers!

Zweiter Teil.

Vierter Abschnitt.

Unter des Siegers Fuß.

„Deutsches Volk, Du konntest fallen,
Aber sinken kannst Du nicht!“

I.

Der blutige Tag von Saalfeld war nur ein Vorspiel zu der grausigen Tragödie von Jena und Auerstädt, der Preußens Macht zum Opfer fallen sollte. Die Nachricht jenes unglücklichen Gefechtes trug wesentlich dazu bei, die Ratlosigkeit und Unentschlossenheit im preußischen Hauptquartier zu erhöhen. Über die Stellungen des Feindes herrschten nur dunkle Gerüchte. Als man dem Herzog von Braunschweig am 11. Oktober meldete, daß die Franzosen am nächsten Tage in Naumburg sein und das preußische Heer vollständig umgangen haben würden, erwiderte er ruhig: „Sie wollen mich wohl glauben machen, daß die Franzosen fliegen können?“

Ach, leider Gottes, ja! Auf Flügeln der stolzesten Siegeszuversicht zog das Verderben heran. Mit scharf berechnender Klugheit senkte es sich auf sein Opfer hernieder. Kaiser Napoleon seinerseits hielt es für nicht glaublich, daß die preußischen Feldherren ihm so ganz alle Vorteile der Sachlage sollten überlassen haben. Bei Nacht und Nebel ritt er auf seinem Falben, wie ein Geisterfürst, über Heide und Felder, die Stellungen des preußischen Heeres in Augenschein zu nehmen, und über sein ehernes Antlitz leuchtete triumphierender Hohn: „Les prussiens se trompent! — Ils se trompent furieusement, ces vieilles perruques!“ — Sein Schlachtplan stand bereits fest. Am nächsten Tage, — es war der 14. Oktober 1806 — ging hinter dichtem Nebel die Sonne auf. Ach, in blutigen Wolken ging sie für Preußen unter — auf lange Zeit. Ihr Angesicht verbarg sie vor der Schmach und dem Jammer! Es war der Tag von Jena und Auerstädt! — — — — — — — — — — — —

Die Schlacht war geschlagen, und Preußen lag am Boden, in den Staub getreten.

„Wo ist der König?“ fragte die Königin mit stockendem Herzschlag den Kurier, welcher ihr die Schreckenskunde überbracht.

„Majestät — ich weiß es nicht!“ war seine Antwort.

„Aber ist der König denn nicht bei der Armee?“

„Die Armee? — Sie existiert nicht mehr!“

Preußens Armee — das Heer des großen Friedrich existierte nicht mehr. Vor dem verfolgenden Feinde her flohen vereinzelte Scharen — aufgelöste Haufen — gehetzt — unaufhaltsam! Mit den wenigen, noch geschlossenen Truppenteilen in Ostpreußen Verbindung zu suchen war ihr nächstes Ziel oder auch nur Leben und Freiheit davonzubringen vor den verfolgenden Siegerscharen. Nichts weiter konnten die Flüchtigen retten. Ruhm und Ehre waren verloren, das Vaterland vernichtet, Preußens Größe zu Spott und Schanden gemacht.

Der siegestrunkene Eroberer zog am 27. Oktober unter dem Donner der Geschütze und dem Läuten aller Glocken durch das Brandenburger Thor in die preußische Königsstadt ein. Eine Schar von Marschällen und Generalen in blitzenden Uniformen, mit Sternen und Ordensbändern geschmückt und mit wallenden Federn auf den Hüten, bildete das glänzende Gefolge des Kaisers. Er selbst, ohne Schmuck noch Abzeichen seiner Macht, im schlichten Kriegerrock — der Kriegsgott seiner Scharen ritt er einher, in nachlässiger Haltung, mit gleichgültigem Blick, die Augen der ganzen Welt auf sich gerichtet. Sein prächtiger, andalusischer Schimmelhengst nahm anstatt seines Herrn mit stolzem Kopfnicken die Grüße der Menge, den brüllenden Siegesjubel der Garden entgegen. Regungslos blickte das Antlitz des Imperators, gelbbraun wie aus Bronze gegossen. Wohnte denn eine menschliche Seele mit lebendigem Fühlen hinter dieser ehernen Stirn? O ja! Das große, dunkelblaue Auge konnte Todesblitze der Vernichtung schleudern und Sonnenschein spenden. Die feingeschnittenen Lippen konnten verführerisch lächeln. Doch nicht jetzt. Mit gleichgültiger Verachtung streifte sein Auge hin über Preußens bezwungene Königsstadt und das vor ihm im Staube liegende Volk. In dem hohenzollernschen Königsschlosse schlug der Kaiser sein Hoflager auf.

Totenstille herrschte in den Straßen, die der Siegeslärm nicht erreichte. Dumpf und schauerlich tönte er herüber. Und die Glocken läuteten des Vaterlandes Macht und Ehre zu Grabe.

Oberstlieutenant von Veldegg war in seiner Wohnung und horchte auf das Getöse der in der Ferne vorübermarschierenden Kavallerie.

Jetzt zog die erste Einquartierung in sein Haus. Er hatte die Befehle zur Aufnahme der Feinde gegeben und saß nun stumm, seine beiden Töchter neben sich, das Unvermeidliche über sich ergehen lassend. Des Vaterlandes Feinde und Besieger wurden

Herren in seinem Hause — auf Jahre hinaus — wie sie die Herren des Vaterlandes geworden.

Blaß und still kauerte Renate neben ihm. Die Augen thaten ihr weh und ihr Herz war müde vom vielen Weinen. Die Nachricht vom Tode des Prinzen Louis war zu ihnen gedrungen und erfüllte sie mit tiefstem Leid. Sie hatte ihn bewundert in dem Zauber seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, hatte ihn in der Seele ihres Freundes angebetet und die Hoffnung des Vaterlandes in ihm verkörpert gesehen. Auch diese war nun hinweggenommen, so schien es ihr, mit seinem heldenhaften Tode, wie aller Glanz und Sonnenschein von dieser Erde! Mit seinem Prinzen mußte auch Hasso gefallen sein — er konnte und wollte ihn nicht überleben, das wußte sie gewiß. Und doch hoffte sie und betete für sein Leben und seine Wiederkehr mit aller Inbrunst ihrer jungen Seele. Wie ein scheues Wild, in den stillsten Winkel geflüchtet, vertrauerte sie ihre Tage. Schon der Blick aus dem Fenster bereitete ihr grauenhaftes Entsetzen, denn er bot ihr den steten Anblick des napoleonischen Heeres. Viele Generale der Garden wohnten dort in der Nähe — täglich wurden die Adler am Hause vorübergetragen. Die ganze Wilhelmstraße entlang reihten sich diese weltberühmten Grenadiers de la Garde mit dem selbstbewußten Ausdruck des unbezwinglichen Siegers in Haltung und Mienen. Auf und ab wogte das Meer ihrer feuerroten Federbüsche, hallte das widerlich heulende französische Kommando, der helle Klang ihrer Trommeln, unausgesetzt oft, von früh bis spät. O, es war eine Folter für jedes deutsch schlagende Herz.

Entsetzlich waren die Schilderungen von dem Auftreten Napoleons und seiner Marschälle. In Potsdam schon empfing der Kaiser die Deputation des Berliner Magistrats. Und unwillig, nur diese und nicht auch eine Abordnung des hohen Adels vor sich zu sehen, ließ er sie den ganzen Zorn seiner Laune fühlen und verschmähte es nicht in den rohesten Ausfällen selbst über den König und die Königin sich zu ergehen.

„Pourquoi avez-vous permis aux officiers des Gardes, de casser les fenêtres de Monsieur de Haugwitz?“ war die erste Frage, mit der er sie anschnaubte. „Mon cousin Fréderic Guillaume avait cessé de régner, dès le moment qu'il a manqué de faire pendre le prince Louis pour cette cause la!“

Mit grenzenlosem Entsetzen hörte Renate durch einen Herrn der Deputation diese Worte ihrem Vater wiederholen. Sie allein wußte ja, wer jenen wilden Knabenstreich an den Fenstern des Grafen Haugwitz vollbracht, wußte am besten, daß Prinz Louis und der Berliner Magistrat unschuldig daran waren und wie dies Vorkommnis ihrem Freunde einst den ersten Unwillen seines geliebten Prinzen eingebracht. — Sie kam sich vor wie eine Mitschuldige den Drohungen Napoleons gegenüber.

Neue Schreckenskunden liefen ein, der Fall all der Festungen nacheinander: Magdeburg, Erfurt, Stettin, Küstrin — dann die Kapitulation des Hohenloheschen Korps bei Prenzlau.

Prinz August, Louis Ferdinands Bruder, hatte sich tapfer gegen die anstürmenden französischen Dragoner verteidigt. Bei Prenzlau, an der Ucker entlang, versuchte er darauf sein Grenadier-Bataillon in Sicherheit zu bringen, doch vergebens. Gräben, Sümpfe und Moräste hinderten sein Vordringen, spotteten aller Anstrengungen und machten die Rettung unmöglich. Der Prinz hatte sein Pferd am Zügel geführt. Es war Slop, der englische Renner, der seinen Heldenbruder Ludwig auf dem Todesritt in der Saalfelder Schlacht getragen. Das edle Roß, die Schmach der Gefangenschaft ahnend, riß sich los und sprang in die Ucker hinein — Freiheit oder Untergang.*) Vielleicht daß sein toter Herr es gerufen — zum Ritt nach Walhalla.

Gefangenschaft war nun das Los des tapferen Prinzen. Er wurde von Prenzlau nach Berlin gebracht. Ohne Hut, mit zerfetzter Uniform und abgerissenem Orden, wie er war, mußte er vor dem Kaiser erscheinen. Und trotz dieses elenden Aufzuges ein Fürst vom Scheitel bis zur Sohle, in edler, würdiger Haltung, stand der junge Hohenzoller vor dem rohen Eroberer, der ihn mit übermütigen Schmähungen empfing.

„Haben Eure Königliche Hoheit sich jetzt die Kriegshitze ein wenig abgekühlt?“ spöttelte der Kaiser. „Sie hat Ihnen und Ihrem Bruder Louis lange genug den Kopf verdreht! Ihm hat sie den Kopf gekostet! Und Sie, Monseigneur —“ sein Blick musterte mit vielsagendem Ausdruck die junge Kriegergestalt vom Kopf bis zu dem verwundeten Fuße.

„Verwechseln mich Eure Majestät bitte nicht mit denen, welche die Kapitulation von Prenzlau abgeschlossen haben!“ war Prinz Augusts kalte Erwiderung. Napoleons Übermut vermochte solcher Haltung gegenüber nur selten Triumphe zu feiern. Er zog alsbald höflichere Seiten auf und versicherte den Prinzen seines Respektes vor der bewiesenen Tapferkeit.

Mit ewigen Lettern stehen alle die Worte im Schicksalsbuch verzeichnet, durch welche der plebejische Eroberer unser Königshaus zu verunglimpfen gewagt! Die Vergeltung ist über sein Haupt dahingegangen wie ein eisernes Rad, das ihn zermalmt hat, mitten in der Laufbahn seines himmelstürmenden Ruhmes! — —

„Gott sei gelobt, daß Prinz Louis in der Schlacht gefallen ist!“ rief Herr von Veldegg, als er diese Geschichte vernahm. Und Renate stimmte ihm im Herzen bei. Viel tausendmal besser für den Königsadler der ehrenvolle Schlachtentod, als so entweiht, zerfetzt, geschunden das Unerträgliche zu überleben.

Und er hätte es doch nicht überlebt! Ließen schon des eigenen Lebens Kümmernisse so oft in ihm den Wunsch entbrennen, des heißen Herzens Schlag zu ewigem Schweigen zu bringen, wie hätte er so Ungeheures ertragen sollen — des ganzen großen Vaterlandes Jammer und Schmach zusammengepreßt in der eigenen Brust, wie ein Brennglas das Himmelsfeuer in sich zusammenfaßt. Es mußte

*) Historisch.



darunter brechen — heilig glühend Herz! Wohl ihm, daß es vorher seinen letzten Schlag gethan.

Wie groß aber mußte das Unglück sein, daß dieser tiefbetrauerte Verlust des Helden dagegen als ein Trost erscheinen konnte!

Schwere Trübsal bereitete auch überall das Geschick der tapferen Gendarmes. Das Regiment hatte sich zwischen den Seen von Boitzenburg gegen die Übermacht der Franzosen gewehrt, und sich schließlich übermüdet und verschmachtet nach Wolfshagen hin zu retten vermocht. Endlich mußte es sich doch ergeben und wurde — eine verzweifelte Schar Gefangener — nach Berlin transportiert. Zu Fuß, teilweis ohne Stiefel und Hüte, wie eine Herde, trieb man die Reiter durch die Stadt. Das Offizierkorps die Linden entlang, nach dem Lustgarten hin, wo der Kaiser gerade die Parade über seine Fußgarden abhielt Dort mußte auch das geschlagene, einst so stolze Regiment in seinem jammervollen Aufzuge an ihm vorbeidefilieren. Hinter dem Dom blieben sie stehen, der Befehle des Kaisers gewärtig, und stundenlang ließ man sie warten. General Duroc, der in dem Major von Schack einen alten Bekannten aus fröhlichen Zeiten in Paris wiedererkannte, ritt heran und bot ihm seine Dienste und seine Börse an. Herr von Schack lehnte die Freundlichkeit dankend ab. „Wollen Sie sich aber gütigst unserer alten Beziehungen erinnern," fügte er hinzu, „so bitte ich Sie für mich und alle meine Kameraden um die eine Gunst: Sagen Sie dem Kaiser, er möchte Barmherzigkeit üben und uns alle im Hofe des Schlosses erschießen lassen!"

Duroc ritt an den Kaiser heran und überbrachte ihm die Bitte der Unglücklichen. „A Spandau!" war seine kurze und kalte Antwort.

Und nach Spandau zu ging der Zug die Linden entlang. Einen Monat war es her, als sie denselben Weg geritten, zum Brandenburger Thor hinaus, glänzend in stolzer Siegeshoffnung! Damals begleiteten sie die Hurrarufe der frohen Menge, jetzt trafen höhnische Zurufe, grausamer Spott ihr Ohr. An ihren verschlossenen Wohnungen kamen sie vorüber, doch durften sie nicht hinein, nicht eine Minute, um sich mit frischer Kleidung, Wäsche und Geld zu versehen.

Unter die Menschenmenge, welche die Offiziere vorüberziehen sah, drängten sich die Frauen derselben, um ihren Männern nach Möglichkeit einen Gruß oder irgend einen Trost zu spenden. In vorderster Reihe stand Lotte Rochlitz und schaute sie an, die müden, gequälten Gesichter, von Schweiß und Staub entstellt, die den Stempel hoffnungsloser Verzweiflung trugen, eins wie das andere! Sie schaute und suchte. Da fand sie das Antlitz ihres Gatten — war er das wirklich? Er sah auf, von ihrem flehenden Blick gefesselt, und sah sie an aus matten, eingesunkenen Augen. Er schrack nervös zusammen, als er sie erkannte und öffnete die trockenen Lippen, als wollte er ihr zurufen. Lotte schob sich gewaltsam zu ihm heran und griff nach seiner Hand. Er erfaßte die ihre und preßte sie kurz und heftig. „Kannst Du mir helfen, Geliebte, mir Geld und Wäsche senden — ich bin wie ein Bettler! Nach Spandau!"

„Ich werde thun, was ich kann, Hilmar!" sie schob ein Täschchen in seine Hand, das ihre ganze Habe enthielt. Dann ward sie zurückgedrängt, von dem Zuge getrennt und bahnte sich mühsam den Weg zu der Stelle hin, wo ihr Vater sie erwartete. Mit ihm kehrte sie in sein Haus zurück, doch Lebensmut und Glückeshoffnung hatte sie draußen gelassen. Hilmars verstörtes Antlitz und der Blick der Verzweiflung in seinem Auge standen vor ihrer Seele bei Tag und Nacht. Sie wußte, daß des Vaterlandes Unglück ihr eigenes Lebensglück zerbrochen, in der Wurzel vernichtet hatte!

* * *

Um diese Zeit drang die Kunde von der Schlacht bei Jena auch in das stille Herrenhaus von Reckentin. Der Pfarrer Zürn war nach der Stadt gefahren, und als er abends zurückkehrte, ließ er sein strohdurchflochtenes Wägelchen zuerst vor dem Neuen Hofe halten.

„Ist der gnädige Herr zu sprechen?" rief er mit seiner hellen Stimme hinauf.

Der alte Seydlitz-Dragoner saß still auf dem Kanapee in seiner behaglichen Kemnate und dampfte aus kurzer Pfeife gemächlich die Rauchwolken vor sich hin. Draußen wehte kalter Herbstwind. Dann schmerzte ihn die alte Kunersdorfer Wunde und seine Gedanken wanderten zurück in vergangene herrliche Tage voller Schlachten und Todesgefahr, voll Sieg und kühner Abenteuer, die unvergeßlichen Zeiten des alten Fritz! Und diese Tage sollten sich jetzt erneuern! Die Armee des großen Friedrich stand dem Feinde gegenüber, demselben Feinde, der einst bei Roßbach vor ihnen hergetrieben wurde! — Jetzt war sein Sohn mit darunter, sein einziger Sohn, und lernte, was es hieß, zu kämpfen für König und Vaterland, und zu siegen.

Ein Lächeln ging über des alten Kriegers Gesicht, als er die Stimme des Pfarrers erkannte. Ja, er sollte nur kommen, der teilte seine Kriegsbegeisterung und seinen Siegesmut, und ließ sich so gern immer wieder die alten Geschichten erzählen!

Aber das Lächeln verging ihm, als der Pfarrer hereintrat. „Himmelkreuzgewitter — Herr Pfarrer, was machen Sie für ein Gesichte? Wo waren Sie, was bringen Sie für Kunde?"

„Ich war in der Stadt, Herr Oberstwachtmeister, und ich bringe böse Kunde! Der Herr hat sein Angesicht im Zorne von uns gewendet — hat uns in die Hand der Feinde gegeben!"

„Der — Feinde —" die Hand des Dragonermajors packte mit krampfhaftem Griff den Arm des Pfarrers.

„Hier — lesen Sie selber, was die Blätter berichten! — Unsere Armee ist bei Jena und Auerstädt aufs Haupt geschlagen — der König geflohen!"

„Das ist nicht wahr!" brüllte der Major. „Unser König — unsere Armee — geschlagen — das Heer des alten Fritz! — Sie lügen, Herr — die Zeitungen

lügen — hören Sie mich? — Es ist nicht wahr, sage ich Ihnen!"

Erschüttert faltete der Pfarrer die Hände. „Des Herrn Zorn ist schrecklich über uns entbrannt! Seine Fluten gehen über unser Haupt daher!" murmelte er — „Kyrie eleison — Herr erbarme Dich!"

Währenddessen aber las Herr von Rochlitz mit starren Blicken die Schreckensnachrichten aus den Zeitungsblättern. „Geschlagen! Auch die Garde? Mein Gott, das ist ja nicht möglich, es kann ja nicht sein! Und das Regiment Gendarmes? Das kann doch nicht auch geschlagen sein — das Regiment, bei dem mein Sohn steht!"

„Das Regiment soll bei Prenzlau kapituliert haben und gefangen sein!"

„Gefangen — doch nicht das Offizierkorps! Wer wagt eine solche Verleumdung über das Offizierkorps der Gendarmes?"

„Man sagte mir so, Herr Oberstwachtmeister — das ganze Regiment!"

„O Du barmherziger Gott!" rief Herr von Rochlitz aus. „Dann also ist mein Hilmar tot! Denn gefangen — gefangen kann mein Sohn nicht sein!"

II.

Bei Wöhlsdorf, unweit des Schlachtfeldes von Saalfeld, lag eine kleine Bauernhütte, einsam, unter Waldbäumen halb versteckt und deshalb vom Schlachtgetöse verschont geblieben. Die beiden alten Leutchen, die darin hausten, sahen ihr Leben gerettet und sogar das alte, liebe Dach über ihrem Haupte unversehrt. Als nun der Kampf vorbei und die Truppen abgezogen waren, wagte der alte Mann sich zaghaft hinaus, zu sehen, ob draußen die Welt noch stünde, deren alsbaldigen Untergang während des schrecklichen Kanonendonners er als wahrscheinlich angesehen hatte. Vorsichtig spähte er umher. Es lagen Tote und Verwundete überall — Freund und Feind durcheinander — und herzzerreißendes Stöhnen und Jammern drang an sein Ohr. „Wenn man hier doch helfen könnte," dachte der Bauer. „Allen, das ist ja nicht möglich! Aber einigen doch! Ein wenig Leinenzeug zum Verband wird meine Alte wohl haben! Ein paar von unseren tapferen Kerlen könnten doch gerettet werden!"

Seine Aufmerksamkeit ward gefesselt durch klägliches Hundegeheul. Da stand ein schlanker, braun- und weißgefleckter Hühnerhund und verkündete seinen Jammer in herzbrechenden Tönen. „Sollte die arme Kreatur verwundet sein? Wollen ihr den Garaus machen," dachte der Bauer und näherte sich dem Hunde. Doch dieser lief vor ihm her, ängstlich zurückschauend, als wollte er ihn bitten, ihm zu folgen. Und der Bauer erfüllte die Bitte.

Unweit des breiten Grabens, an welchem man vor einigen Stunden die Leiche des Prinzen Louis Ferdinand aufgehoben, blieb der Hund laut aufheulend stehen. Ein verwundeter Husar saß hier am Boden und hielt in seinen Armen einen jungen Offizier, seinen Herrn, wie es schien.

„Helf Er mir, Alter — mein Lieutenant lebt noch!" stöhnte der Husar.

Der Bauer trat näher und beugte sich über den Offizier. Das Antlitz desselben war bleich und starr. Eine tiefe, klaffende Wunde lief von der Mitte der Stirn aufwärts über den Schädel hin. „Ich gebe keinen Sechser für das Leben Seines Lieutenants," bemerkte er trocken.

„Sie haben mir das Bein zerschossen, die Canaillen — sonst würde ich ihn tragen!" ächzte der Husar. „Fides hat ihn gefunden! Helf Er mir, Bauer, ich will es Ihm mein Leben lang gedenken!"

Der Bauer holte Hilfe und so brachten sie den Lieutenant von Rochlitz in die Hütte. Jägers Fritze, sein Bursche, schleppte sich ihnen nach. Seine Wunde war nicht gefährlich und er konnte der Bäuerin in der Pflege seines Herrn beistehen. Sie war wohl bewandert in der Heilkunde und das junge Blut, das da so hilflos vor ihr lag, dauerte sie von Herzen. Durch ihre treue Sorgfalt rangen ihn die beiden dem Tode ab.

Eines Tages öffnete Hasso die Augen. Es dauerte lange, bis er begriff, wo er sich befand und was mit ihm geschehen war. Er sah nur, wie Fides seine Hand leckte und daß Jägers Fritze bei ihm saß — das war ja zunächst ein ganz wohlthuendes Gefühl. Allmählich aber dämmerte eine furchtbare Erinnerung in seinem Hirn herauf.

„Fritze, sag' mir, ob es wahr ist — haben wir die Schlacht verloren?"

Fritze senkte den Kopf, als trüge er die Schuld an dem Unglück. „Ja, Herr Lieutenant!" murmelte er.

„Aber der Prinz — sag' es mir, Fritze — Prinz Louis, mein Herr — ist er noch am Leben?"

Fritze schwieg, seine Augen füllten sich mit Thränen. Hasso sah es — und die Erinnerung kam ihm wieder, die Erinnerung an den fürchterlichsten Augenblick, den das Dasein mit allen Schrecknissen der Hölle ihm bereiten konnte. Von Entsetzen getroffen, fuhr er auf.

„Prinz Louis ist tot — mein Herr, mein Held — und ich lebe noch, wie ist das möglich! Mein Gott, warum starb ich nicht auch — ich darf — ich kann ja ohne ihn nicht weiter leben!" Und er griff mit beiden Händen nach seinem Haupt, als wolle er den Verband von seiner Wunde gewaltsam herunterreißen.

Da richtete von einem zweiten Strohlager neben ihm ein anderer sich empor und hielt ihm mit festem Griff die Hand. Es war ein junger Infanterieoffizier, Lieutenant Scriver, den die alten Leutchen gleich ihm in ihr Haus gebracht, mit ihm zusammen gepflegt und vom Tode gerettet, der aber früher schon als Hasso durch Genesungsanfänge ihre Mühen zu belohnen schien.

„Begehen Sie keine Thorheiten, Kamerad," sagte er ruhig. „Wenn wir unserem herrlichen Prinzen dadurch das Leben wiedergeben könnten, ich risse mir das Herz aus der Brust, wie Sie! Aber da ihm das nicht mehr nützt, so wollen wir unser

Leben bewahren, um es nochmals einzusetzen für König und Vaterland!"

„Ich wollte ihn schützen — was soll ich nun auf der Welt!" gab Hasso traurig zurück.

„Sie haben Ihr möglichstes gethan!" erwiderte der andere. „Sie hielten Ihren Herrn umklammert, als wollten Sie auch im Grabe nicht von ihm lassen. Ich sah es mit an, als man Sie losriß von der Leiche!"

Laut stöhnend warf sich Hasso auf sein Lager zurück. In wilden Fieberphantasien ging abermals sein Bewußtsein unter, ihn befreiend von der Qual seines verzweifelten Schmerzes. Schon fürchteten sie, das junge Leben würde diesmal nicht ankämpfen können gegen die verheerende Glut des Fiebers. Endlich jedoch siegte aufs neue seine Jugendkraft über die Gewalt der Krankheit. Das Fieber wich, die Wunde heilte.

Der Infanterielieutenant hatte mit seiner Genesung bereits bessere Fortschritte gemacht. Er vermochte das Bett zu verlassen und übte seine Kräfte durch Geh- und selbst schüchterne Turnversuche. Hasso begleitete ihn dabei mit müden, ungeduldigen Blicken aus den krankhaft großen Augen. Der Lieutenant fühlte diesen Blick. Er setzte sich auf einen hölzernen Schemel in die Nähe des Ofens und heftete seine kühlen, hellen Blauaugen mit forschendem Interesse auf den kranken Kameraden.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Herr von Rochlitz, beeilen müssen Sie sich jetzt, gesund zu werden. Sie können es, wenn Sie wollen und es ist hohe Zeit!"

„Warum meinen Sie das?" fragte Hasso mit einiger Verwunderung.

„Weil der König seine Offiziere braucht! Unser braves Bäuerlein hat uns mit List und Courage hier versteckt gehalten — Dank seinem braven Herzen! Aber nun müssen wir fort, sonst bringen wir uns und unsere Gastfreunde in Gefahr! Der Feind ist im Lande, Sie wissen noch nicht alles, was geschehen ist seit dem traurigen Tage von Saalfeld — er war nur der erste in der Reihe der Unglücksschläge, die uns betroffen haben!" Er beugte sich zu Hasso nieder und erzählte ihm leise, was er während seiner Krankheitshaft, zumeist durch den Pfarrer des nahen Dorfes, der die Verwundeten zuweilen besucht, erfahren, von den Schlachten, die das preußische Heer vernichtet, von dem Siegeszuge der Franzosen durch das zertretene, geknechtete Land.

Mit zusammengebissenen Zähnen hörte Hasso der Erzählung zu. Das Herz stand ihm still vor namenlosem Entsetzen. „Ja, ich will gesund werden," sagte er endlich. „Ich danke Ihnen, daß Sie mir alles gesagt! Aber gehen Sie nicht ohne mich! Ein paar Tage gedulden Sie sich noch, dann komme ich mit Ihnen!"

Nach einigen Tagen verließen die drei Schicksalsgefährten zusammen das schützende Obdach. Der patriotisch gesinnte Pfarrer, der an den Verwundeten that, was er konnte, ließ ihnen auch jetzt nach Kräften Hilfe angedeihen. Zunächst verschaffte er ihnen die zur Flucht notwendigen Kleidungsstücke. So gingen sie denn gut ausgerüstet aus dem Häuschen hervor, der schlanke hagere Scriver als ehrsamer Schulmeister, im langen, schwarzen Rock, mit leichtgebeugter Haltung, eine Brille auf der Nase. Jägers Fritze als Bauersmann verkleidet, und Hasso, der Kleinere, als dessen Sohn. Die verräterische Wunde, mit dem schwarzen Heftpflaster auf der Stirn, war durch eine tief herabreichende Perücke verdeckt, unter der das magere, verwegene Gesicht seltsam genug hervorschaute. Jetzt, da er die große Körperschwäche des Blutverlustes und Fiebers glücklich überwunden, war ihm sein todverachtender Mut und sein abenteuersuchender Übermut zurückgekehrt. Es durchglühte ihn der heiße Wunsch, mitzuhelfen an der Vergeltung und zu retten, wo noch zu retten war.

So wanderten die drei quer durch das vom Feinde besetzte Land, von Saalfeld nach Schlesien. Es war ein gefahrvolles Wagnis für preußische Offiziere. Sobald sie den geringsten Verdacht erregten, waren sie verloren. Nicht nur durch die Franzosen allein drohte ihnen Gefahr. Sie hatten auch alle Ursache sich in acht zu nehmen vor jenem großen Teil der Einwohnerschaft, die, knechtisch kriechend vor dem siegreichen Feinde, bereitwilligst ihr Vaterland und ihre Brüder verriet. Und schwerlich wären sie unbeargwohnt hindurchgekommen. Doch Hasso mit seiner Geschmeidigkeit und seinem merkwürdigen Talent spielte den thüringischen Bauernburschen in Sprache und Manieren so täuschend, durch die unbefangene Dreistigkeit so verblüffend, daß man die Wanderer ungehindert überall passieren ließ. Die beiden Genossen, nicht geübt in dieser Mimenkunst, schwiegen fein still und ließen ihren „Jüngsten" für sich reden.

In Schlesien hielt General Graf Götzen noch das Feld gegen die aus Kontingenten des Rheinbundes bestehende Armee des Prinzen Jérôme Bonaparte, der die Festungen belagerte. Schweidnitz war noch nicht eingeschlossen und dorthin gingen die drei. In dem Vorterrain der Festung gab es tägliche Gefechte und mit Hochgenuß meldeten sich die Saalfelder Flüchtlinge dort zum Dienst. „Gott sei Dank," sagte Hasso, als er zum ersten Mal wieder in preußischer Uniform die Glieder dehnte. „Es ist keine Kleinigkeit für einen pommerschen Junker und Rudorff-Husaren, sich als thüringischer Bauernlümmel durch die Welt zu schlagen!"

Ach, es waren herrliche Tage, da man wieder fechten konnte im offenen Kampf gegen den verhaßten Feind — den Tod ihm entgegensendend, und selber dem Tode ins Angesicht schauend.

Doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Die Festung wurde cerniert, das Bombardement begann. Der Kommandant erklärte sich außer stande, wegen Mangel an Lebensmitteln und Munition, eine Belagerung durchzuhalten. Es gebrach ihm am rechten Vertrauen in seine heilige Sache. Es gebrach ihm an Umsicht und Übersicht, an Seelenstärke und dem Mut der Verantwortung, der allein befähigt, solchem entscheidenden Posten vorzustehen.

Er kapitulierte.

Entwaffnung der Truppen, Überführung in Gefangenschaft! — so lautete die Übergabe-Konvention.



Starr vor Wut und Entsetzen hörte Hasso diesen Beschluß. „Das mache ich nicht mit!“ erklärte er. „Ich bin hierhergekommen, die Festung verteidigen zu helfen, aber nicht in Gefangenschaft zu gehen. Das hätte ich früher haben können! Mögen sie mich über den Haufen schießen oder sonst mit mir machen was sie wollen — aber das thue ich nicht!“

„Und wie wollten Sie sich diesem Verhängnis entziehen?“ fragte Richard Scriver gespannt. Er ahnte bereits, daß Rochlitz etwas ganz Besonderes im Schilde führte.

„Ich entziehe mich der Übergabe-Konvention, ich kapituliere nicht mit! Wenn die Namen der Offiziere aufgerufen werden, die ihre Säbel abzugeben haben — ich bin nicht dabei! Prinz Louis kannte nur eine Antwort, als man ihm seinen Degen abverlangte — ich folge seinem Beispiel und wenn sie mich in Stücke hacken!“

„Ich auch!“ sagte Scriver. „Ich thue mit, was Sie thun. Besser, wir sterben zusammen einen ehrlichen Soldatentod, als dieser Höllenbande zum Opfer zu fallen. Das Gaudium wollen wir ihr nicht bereiten.“

„Weiß Gott, sie hat ohnehin Gaudium genug!“ knirschte Hasso vor sich hin. „Wir wollen wenigstens nicht die Musik dazu machen! — Aber Fritze — was thun wir mit dem?“

„Ihren Fritze müssen Sie seinem Schicksal überlassen,“ entschied Scriver. „Das, was wir beide vorhaben, kann nur ein Mann aus eigener, freier Initiative unternehmen und vollbringen, um seiner selbst und um der Ehre und Überzeugung willen! Kein Diener aber aus Liebe zu seinem Herrn, kein schlichter Soldat, der all seine Kameraden sich willig und anstandslos ergeben sieht!“

„Mag alles sein, aber schade ist es doch um ihn!“ brummte Hasso. „Könnten wir uns nicht zu dreien ebensogut durchhelfen?“

„Nein, sicher nicht! Glauben Sie mir nur diesmal, Rochlitz, im übrigen will ich mich ja blind Ihrer Leitung anvertrauen!“

„Bis auf die Momente, wo Sie selber die Leitung übernehmen!“ gab Hasso lachend zurück.

Die beiden Herren saßen gemütlich zusammen in dem warmen und gut eingerichteten Wohnzimmer des respektablen Bürgerhauses, in dem sie Quartier genommen. Theresel, die hübsche rotwangige Magd, trug soeben auf dampfender Schüssel das Mittagessen herein, welches der Lieutenant von Rochlitz mit wohlgefälligen Äußerungen begrüßte. Bald erschien der Hausherr, der behäbige Drechslermeister Lamprecht, und sein Sohn und Geselle, ein still und nüchtern dreinschauender Jüngling. Eine Hausmutter war nicht vorhanden.

„Wissen die Herren schon — wir kapitulieren!“ rief der Meister mit Wichtigkeit. „Ach, jammerschade ist es um unsere schöne, stolze Festung, daß sie nun doch dem Franzmann in die Hände fallen muß!“

„Wir kapitulieren —“ wiederholte Hasso. „Wenn Ihr das thut, mein braver Meister, ich thue es keinesfalls! Wenn wir mit französischer Gefangenschaft unsere Laufbahn beenden wollten, so hätten wir das bequemer haben können, mein Kamerad und ich, ohne diese mühsame Reise nach Schweidnitz zu vollführen!“ Er war während dieser Worte dem Beispiel seines Wirtes gefolgt und hatte an dem sauber gedeckten Tisch Platz genommen, hieb auch mit kräftig gesundem Appetit in die wohlgefüllte Schüssel ein.

„Ja, aber was wollten Sie thun, Herr Lieutenant?“ entgegnete der Meister. „Uns allen wird's wohl sauer genug! Eine Weile, denke ich, hätten wir uns noch halten können. Aber schließlich — auf Entsatz durfte man nicht rechnen bei diesen Zeitläuften, und wenn uns dann die Häuser über dem Kopf eingeschossen worden, wenn die Lebensmittel zu Ende gingen und Hungersnot ausbrach, wie weiland in dem belagerten Jerusalem —“ er hielt inne bei den schaudervollen Bildern, die in seiner Seele heraufstiegen und blickte seufzend an seinem stattlichen Leibesumfange hernieder.

„Vor der Hungersnot à la Jerusalem seid Ihr diesmal bewahrt geblieben,“ bemerkte Richard Scriver. „Im übrigen aber werden die Franzosen Euch bald beweisen, wozu Eure respektablen Vorräte von Naß und Trocken gut sind, darauf könnt Ihr Euch verlassen, mein werter Meister!“

„Ach Gott, ach Gott, diese Franzosenwirtschaft! Herr Lieutenant, wenn ich Rat schaffen könnte!“

„Rat schaffen gegen Kapitulation und Einquartierung, das könnt Ihr nicht, Meister!“ nahm Hasso wieder das Wort. „Uns beiden aber helfen bei dem, was wir vorhaben, das könnt Ihr gewiß!“

Richard Scriver blickte nachdenklich auf seinen Teller nieder, die drei anderen aber starrten dem Sprecher mit weit aufgerissenen Augen der Neugierde ins Gesicht.

„Ihr drei gerade müßt ja in unserem Bunde sein,“ fuhr Hasso fort, „jeder von Euch muß aushelfen und einverstanden sein, darum kann ich mich jetzt gleich darüber äußern. Wir beide, Herr Lieutenant Scriver und ich, entziehen uns der Kapitulation, wir geben uns nicht gefangen! Wollt Ihr uns in Eurem Hause verbergen, Meister?“

Dem Meister fiel vor Schreck das Messer aus der Hand. „Herr Lieutenant — —“ er erstarrte in Entsetzen.

„Das geht nicht — ach Gott, Herr Lieutenant, das geht nicht!“ flüsterte der Sohn aus beklommener Kehle. Theresel aber schaute den Lieutenant an. Was hätte sie nicht für ihn gethan, und wenn's das junge Leben gegolten hätte! Wie freundlich begegnete er ihr stets. Und wie verstand er zu erzählen! Solche schnurrigen Geschichten und solche kuriosen Einfälle, dergleichen hatte Theresel in ihrem Leben noch nicht gehört. Auch solche Augen hatte sie noch nicht gesehen. Es gab keinen Panzer, oder wenigstens die Theresel hatte keinen, der ihr Herz vor dem dunklen, schimmernden Blick dieser Augen hätte schützen können. Wie sie nun aufschaute, begegnete sie selbigem Blick.

„Aber Anton, seid nicht so ängstlichen Gemütes!“ gab sie auf den verneinenden Seufzer des Meister-

sohnes zurück. „Warum sollten wir die Herren nicht verstecken können! In diesem großen Haus wird doch wohl Platz genug sein?"

„Schweige Sie, Theresel!" verwies der Meister die Vorlaute. „Sie weiß nicht, was Sie spricht. Wenn nachher das Haus voll französischer Einquartierung steckt, wo sollte da wohl Platz sein, zwei preußische Offiziere zu bergen, so daß der Feind sie nicht findet?"

„Oben auf der Bodenkammer, Meister!" entgegnete Theresel unverzagt. „Wenn wir die Herren da unter dem Gerümpel verstecken, findet sie keine Katze!"

„Und wenn die Katze sie dennoch findet — und es geht den Herren ans Leben — uns vielleicht an den Kragen? Nein, nein, so gerne ich's thäte — zwei edle, tapfere Offiziere — so liebenswürdige Herren!" Er schwieg. Desgleichen auch sein Sohn. Herr Richard Scriver lächelte vielsagend. Hasso und Theresel tauschten einen Blick miteinander, und verstanden sich.

III.

Die Festung Schweidnitz hatte kapituliert. Der Trommelwirbel der siegreichen Truppen hallte durch die Straßen der Stadt — der Feind war darinnen und begehrte Quartier in den friedlichen Bürgerhäusern. Zum Glück waren es zumeist Deutsche, gemütliche Württemberger, darum war das Entsetzen nicht so furchtbar, wie die französischen Sieger es um sich zu verbreiten pflegten, mit denen keine Verständigung möglich war, welche kein Erbarmen kannten.

Das preußische Besatzungsheer wurde entwaffnet, um dann in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Die Zahl und Namen der Offiziere wurden festgestellt. Zwei darunter fehlten, die Lieutenants Scriver und von Rochlitz waren nicht zur Stelle. Der Kommandant zog Erkundigungen ein, doch ohne jeden Erfolg. In ihrem Quartier beim Drechslermeister Lamprecht waren sie schon seit früh morgens nicht gesehen worden. Der Meister selber und sein Sohn durchstreiften die Stadt, sie zu suchen, wobei das böse Gewissen ihnen die hellen Schweißtropfen der Angst auf die Stirn trieb. Die beiden Offiziere mußten desertiert, auf unbegreifliche Weise entkommen sein, daran war kaum zu zweifeln.*)

Wieder schallte Trommelwirbel durch die Straßen der Stadt. An den Ecken, auf den Plätzen verlas man eine Ordre des französischen Kommandanten von Schweidnitz. Die Lieutenants von Rochlitz und Scriver wurden als konventionsbrüchig für vogelfrei erklärt. Auf ihre Einlieferung ward eine Belohnung gesetzt, ein Unterstützen ihrer Flucht mit schwerer Strafe bedroht. Sie selbst waren verurteilt, standrechtlich erschossen zu werden, und Patrouillen durchzogen die Stadt, um die Delinquenten einzufangen.

Hoch oben unter dem Ziegeldach des Lamprechtschen Hauses, hinter einem Bretterverschlag, der dem Urväter-Hausrat zur unwandelbaren Herberge diente, vergraben unter zerbrochenen Möbelstücken, altem Eisen und anderen wertlosen Überbleibseln einer einst nützlichen Vergangenheit, kauerten die zwei preußischen Offiziere, deren Todesurteil unten auf der Straße verkündigt wurde. Daß Menschen unter diesem Gerümpel verborgen lagen, war nicht leicht anzunehmen, ja man konnte es nicht einmal für möglich halten. Wären die beiden nicht so schlank und geschmeidig gewesen, so war es eben auch eine Unmöglichkeit. Ein Fenster besaß der Raum nicht, doch zwischen den klapprigen Ziegelsteinen schimmerte der helle Tag hindurch. Auch Kälte, Wind und Regen verhießen auf diesem Wege zu ihnen hereinzudringen. Aber ebenso der Schall von der Straße her, die schnarrende Stimme der Ordonnanz, welche das Todesurteil über die Flüchtlinge verlas, man hörte jeden Ton, verstand jede Silbe. Mit angehaltenem Atem lauschten die beiden. Es war immerhin interessant, was sie da zu hören bekamen.

„Scriver," flüsterte Hasso, „jetzt bin ich Ihnen dankbar, daß Sie mich verhindert haben, meinen Fritze mit hier hereinzuziehen! Ich fühle mich zwar höllisch behaglich in diesem lieblichen Quartier — aber die Verantwortung möchte ich denn doch nicht auf mich nehmen für einen, der sich um meinetwillen da hereinbegeben!"

„Auch möchte ich wohl wissen," setzte Scriver hinzu, „wo ein dritter hier noch Platz finden sollte, ohne uns alle drei bemerkbar zu machen. Enger eingeschachtelt als wir beide hier, das vermag meine Phantasie nur schwer sich auszumalen!"

„Richard," fragte Hasso leise, „ist es Ihnen auch wahrhaftig nicht leid, daß Sie sich zu diesem Streich haben überreden lassen? Ich möchte nicht gern jemand auf dem Gewissen haben! Es ist eine faule Sache, wenn man nicht mit ganz unbeschwertem Herzen in solch einen Scherz hineingehen kann!"

„Hören Sie, Rochlitz, jetzt will ich Ihnen etwas sagen! Sie haben diese Frage schon einmal an mich gestellt und nun habe ich's satt. Ich wußte genau, was ich that, als ich auf Ihren Vorschlag einging. Ein Zurück giebt es nicht mehr für uns, nur ein Vorwärts und Zusammenhalten ohne Zweifeln und Fragen, mit festem Verlaß einer auf den andern, bis in den Tod, oder in die Freiheit!"

„Schlagen Sie ein!" ergänzte Hasso, ihm die Hand hinhaltend. Es war eine kühle, feste Männerhand, welche den Druck der seinen erwiderte. —

Unten in der Wohnstube saß an dem wohlbekannten Eßtisch die feindliche Einquartierung, zwölf Mann an der Zahl, und ließ sich schmecken, was Theresel gekocht hatte. Diese stand am Herd und blickte trüben Auges in die Flammen. Den Riegel der Küchenthür hatte sie vorgeschoben. Anton trug die Speisen für das fremde Kriegsvolk hinein, denn Meister Lamprecht wünschte diesem den Anblick der hübschen Dirne solange als möglich vorzuenthalten. Sie war sehr froh darüber. Auch sie hatte die in den Straßen verlesene Ordre mit angehört und ihre

*) Alles wirkliche Erlebnisse nach den Aufzeichnungen des betreffenden Offiziers.

Seele war voll Angst und Sorge um die beiden, die sie unter ihre Obhut genommen, um „ihren“ Lieutenant zumal.

Der Meister aber saß auf seinem Bett in dem Kämmerlein, das er bei der jetzigen Raumbedrängnis mit seinem Sohne teilte, und rang die kurzen dicken Hände in Angst und Verzweiflung. „Ans Leben wird es mir gehen — nicht nur den armen Herren, auch mir! Ach und mein Sohn Anton! Hätte ich doch den Unfug nicht geduldet! Wenn ich nur gewußt hätte, daß die Sache so barbarisch ernst genommen würde! Todesstrafe! Ach, hätte ich doch — nun ist es zu spät — ach, hätte ich doch!“

Der jugendliche Anton kam hereingeschlichen, anzuschauen wie die wandelnde Betrübnis, und nahm an seines Vaters Seite auf dem Bettrande Platz.

„Vater, sie reden von nichts als von unsern beiden Lieutenants! Die Haussuchungen sollen morgen noch einmal und gründlicher vorgenommen werden! Wenn sie die Herren finden — Vater, ach, Vater, dann ist's um uns geschehen!“

Die Ängstlichkeit seines Sohnes erweckte in der Brust des Vaters einen Heldenmut, der solange nicht zu Tage getreten, also vermutlich in derselben geschlummert. „Schweig und rede Dich nicht in unnötige Besorgnis hinein! Daß wir die Harmlosen spielen und nicht durch Armesündermienen Verdacht erregen, darauf allein kommt es an! Nimm Dich zusammen, Junge, und behalte den Kopf oben! Können wir so viel nicht einmal thun für unseren König,“ fuhr er mit immer wachsendem Tapferkeitsbewußtsein fort, „daß wir ihm zwei so brave Offiziere zu retten versuchen, dann sind wir's auch nicht wert — nun, wie soll ich gleich sagen — preußische Landeskinder zu heißen! — Aber nun höre, Anton, dies ist das letzte Mal, daß wir darüber reden! die Wände haben Ohren. Wir müssen dies — Pack (seine Stimme dämpfte sich unwillkürlich) nun im Hause dulden, sie haben die Macht, also sind wir's unserer eigenen Haut schuldig, mit peinlichster Vorsicht und Kaltblütigkeit aufzutreten!“

Anton Lamprecht nickte trübselig mit dem Kopfe. Er glaubte, was sein Vater sprach und war zu jeder Art von „peinlichster Vorsicht“ bereit, darüber konnte gar kein Zweifel aufkommen.

„Wenn Deine Mutter selig noch lebte,“ begann der Vater aufs neue, „so könnten wir die Sache nimmermehr verschweigen! Ohne ihr nahetreten zu wollen — sie war eine brave Frau! Gott hab' sie selig, aber den Mund zu halten, das verstehen die Weibsen einmal nicht und wenn's Kopf und Kragen kostet! Ob wohl die Theresel wird dicht halten können? Ist mir sehr zweifelhaft!“

Da fuhr Herr Anton aus seinem Brüten auf. „Ja, Vater, die Theresel — die hält reinen Mund — könnt Euch drauf verlassen! Das ist's ja eben, der Lieutenant hat's ihr angethan, der mit den Augen, und für den thut sie alles — alles —“ seine Stimme ward weinerlich und stockte. —

Zu später Abendstunde, als die württembergischen Soldaten nach der guten Aufnahme in des Drechslermeisters Hause im festen Schlummer ruhten, schlüpfte Theresel leise, leise auf unhörbaren Sohlen die Stiege hinauf, die zur Bodenkammer führte. Sie blieb stehen und lauschte — alles war still, es mußte sie niemand gehört haben. Vorsichtig schlug sie Licht mit dem Feuerstein und zündete die Unschlittkerze an. Dann bahnte sie sich den Weg zwischen dem Gerümpel hindurch und räumte geräuschlos einige Stücke desselben hinweg, bis sie der Verfolgten ansichtig ward.

„Nun, Theresel, wie steht's?“ fragte Hasso leise.

„Für den Augenblick gut, mein lieber Herr Lieutenant! Hier lassen's die Herren sich wohl bekommen!“ Sie reichte jedem ein Krüglein warmer Suppe und eine derbe Brotschnitte mit kaltem Fleisch belegt.

„Thereselein, Gott woll' es Dir vergelten, was Du an uns thust!“ raunte Hasso ihr zu, und dann vertilgten die beiden das Mitgebrachte mit dem gesunden Hunger vielstündigen Fastens und kräftiger Jugend.

„Morgen soll noch einmal Haussuchung in der ganzen Stadt vorgenommen werden,“ erzählte Theresel indessen. „Die Herren müssen liegen wie im Schraubstock! Ich werde noch mehr Schurrmurr darauf packen, damit's recht unverfänglich aussieht!“

„Das nennt sie unverfänglich, wenn wir hier unter Schurrmurr ersticken! Nun mein gutes Thereselein, packe nur auf! Wenn wir erstickt sind, sagen wir's Dir!“

Am andern Vormittag kam wirklich noch einmal die Haussuchungs-Kommission in das Lamprechtsche Quartier. Die Wohnräume wurden durchstöbert bis in die letzten Winkel, Küche, Keller, Vorratskammern, Drechslerwerkstatt. Kein Schrank und keine Truhe blieb uneröffnet. Jetzt knarrte die Treppe, die hinauf zur Bodenkammer führte, das Schloß ward geöffnet. „Ein sapperlotsches Loch ist dies daher oben!“ knurrte eine bärbeißige Stimme. „Wenn hier die Spitzbuben halt unterschlupft sind —“ ein Poltern mit Kisten und Kasten unterbrach die Rede.

Regungslos lagen die beiden da — kein Atemzug — nur das Blut klopfte und hämmerte in ihren Adern.

„Schau halt diesen Rumpelhaufen!“ schrie ein zweiter. „Liegen die Sappermenters hier herunten, so holt sie alleweil der Teufel!“ Er stieß mit einem Fußtritt in das morsche Möbelwerk, daß es darunter erkrachte. Ein henkelloser Krug ward dabei durch eine Stuhllehne hindurchgestoßen und schlug Hasso gerade ins Gesicht. Er zuckte nicht.

„Keine Katz pfeift hier innen, wieviel weniger zwei preußische Canaillen! Der Henker mag halt wissen, wo er die schon am Kragen gefaßt hat! Komm, Kamerad!“

Die Bodenthür ward zugeschlagen, verschlossen mit des Meisters rasselndem Schlüsselbund. Die Stiege erdröhnte unter den schweren Tritten der Herabsteigenden. Tief aufatmeten die Gefangenen in ihrer Enge.

Unten am Feuerherd stand Theresel und betete in Herzensangst um Schutz und Errettung für ihre Pfleglinge. Dann hörte sie herabkommende Schritte

— die Stimmen — sie sah auf und jubelte im Herzensgrunde: ihre Schützlinge waren gerettet.

Die württembergische Einquartierung machte sich's völlig heimisch in dem Lamprechtschen Hause. Kein Winkel war vor ihnen sicher und Theresel hatte große Mühe, für ihre Gefangenen da oben zu sorgen, ohne daß jene es gewahr wurden. Wären sie nur nicht noch obendrein so zudringlich gegen das hübsche Mädchen gewesen und hätten sie mit ihren Aufmerksamkeiten in Ruhe gelassen! So aber gestaltete sich ihr freiwilliges Kerkermeisteramt noch um vieles schwieriger! Vorsichtig stahl sie sich eines Abends die Treppe hinauf, einen Korb in der Hand, der das Abendbrot für ihre Schützlinge enthielt. Da gerade, ehe sie um die Treppenwindung verschwand, trat ein Württemberger in den Hausflur. Es war der Lange, Semmelblonde, der ihr so besonders zugethan, und so besonders zuwider war.

„Jungfer, wo geht Sie hin, was trägt Sie da?" rief der Soldat ihr zu. Kopflos stürzte Theresel vorwärts. Wenn er sie einholte — das Essen in ihrem Korbe sah und sich Gedanken darüber machte, aus welchem Grunde sie den Korb da oben hinaufbrächte! Nein — das durfte nicht sein! In langen Sätzen flog sie hinauf. „Jungfer, Jungfer, Sie kann ja springen als a Gambs!" rief der Soldat ihr atemlos nach. Aber da hatte sie schon den gewünschten Vorsprung erreicht, schob mit einem Ruck den Korb zwischen zwei Schränke und ergriff den ersten besten Besen, der gerade ihrer Hand erreichbar. So blieb sie stehen und erwartete ihren württembergischen Verehrer, der keuchend jetzt erschien.

„Was will Er hier!" herrschte sie ihn ungnädig an. „Kann ich nicht einmal die Treppe abfegen, ohne daß Er mich dabei molestiert?"

„Die Treppen kehren — aber Jungfer, das war doch kein Besen, den Sie da in der Hand gehabt? Sah mir doch halt aus wie a Körbel!"

„Hier hat's kein Körbel!" rief sie in edlem Zorn erglühend. „Er wird mir wohl weiß machen, was ich in der Hand gehabt hab! Laß Er mich ungeschoren, sonst kann Er noch was erleben!" Und sie schwang den Besen über ihrem Haupt mit drohender Gebärde. Der Württemberger versuchte noch, sie zu besänftigen, und endlich stieg sie mit ihm die Treppe hinab, auf das Abfegen derselben für heute verzichtend.

Zu vorgerückter Stunde erst schlich sie wieder hinauf, holte das „Körbel" aus seinem Versteck und schaffte es sorglich nach seinem Bestimmungsort.

„Ihr habt uns ja heute so lange schmachten lassen, Jüngferlein?" bemerkte Scriver. Ach, jeder neue Tag ward ihnen länger als der vorhergehende. Die enge Haft war kaum noch zu ertragen. Theresel erzählte ihr Abenteuer mit der Gambs, dem Körbel und dem Besen. Hasso sah nachdenklich aus. Ein kleines Versehen dieses Mädchens — und sie waren verloren, das war klar wie der Tag.

„Thereselein," sagte er, „Du versprachst mir, zuzusehen, ob die Festungsgräben schon zugefroren seien! Warst Du schon dort?"

„Ja, ich war dort, noch hielt das Eis nicht, aber vielleicht friert es diese Nacht stärker — es ist sehr kalt!"

Ja freilich — das brauchte Thereselein ihnen nicht zu erzählen. Eisig drang die Kälte durch die Ritzen des Daches herein und trotz der Decken, die das gute Kind ihnen herbeigeschafft, froren die beiden in ihrer regungslosen Lage bis ins Mark hinein.

Am nächsten Abend kam sie wieder. Ihre Augen glänzten vor Aufregung. „Das Eis hält, Herr Lieutenant, auf den Wallgräben schlitterten heute die Buben."

„Dann vorwärts!" entschied Hasso sofort. „Mich dünkt, Scriver, wir haben kein Zeit zu verlieren!"

Sie krochen aus ihrem Versteck hervor, in der bäuerischen Tracht, in welcher sie einst nach Schweidnitz gekommen, und rüsteten sich leise zum Aufbruch. Mit Geld waren sie versehen, für einen kräftigen Imbiß und die nötige Schnapsflasche sorgte Theresel. „Aber ich weiß nicht," meinte sie zagend, „überall mag das Eis doch noch nicht halten! Wenn nur die Herren nicht zum Unglück kommen! O du himmlische Güte, dann wär's durch meine Schuld!"

Scriver sah ein, daß sie recht haben könnte. „Wir wollen's wenigstens versuchen!" schlug er vor. „Will Sie am Küchenfenster auf uns warten, Jungfer, und uns aufmachen, wenn wir wiederkommen? Sind wir in einer Stunde nicht zurück, dann kann Sie annehmen, daß wir hinaus sind aus der Falle!"

„Ich will auch zwei Stunden warten — auch drei — die Herren können sich auf mich verlassen!" schwor Theresel.

Aus dem niedrigen Küchenfenster, das sie leise geöffnet, schwangen die beiden Herren sich geräuschlos nieder auf das Steinpflaster der Straße. Es war eine sternenhelle, eiskalte Nacht. Sie mußten vorsichtig gehen, daß ihre Schritte nicht schallten auf den Steinen.

„Ich hab' dem Thereselein gar nicht ordentlich Adieu gesagt," bemerkte Hasso plötzlich. „Das wird wohl eine Vorahnung sein, daß ich noch einmal zurück muß in ihr Haus!"

„Unsinn!" brummte Richard Scriver ärgerlich als Antwort.

„Hier in diesem Turmschatten müssen wir den Wall überklettern!" sagte Hasso. „Hier sieht uns niemand und drüben ist das Eis!"

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Gott!*)

Roman

von

E. Karl.

I.

Schneidend pfiff der Nordost durch die Straßen der alten Stadt, fegte stoßweise den losen, trockenen Schnee von den Dächern und ließ ihn über die Köpfe der Passanten hinstieben. Schräge weiße Streifen davon lagen auf dem überfrorenen Pflaster, wie die Laune der Windsbraut sie gerade hingeweht hatte, um sie im nächsten Augenblick in tollem Spiel wieder aufzurollen und nebelgleich vor sich herzutreiben.

Wer ein Heim hatte, strebte ihm zu, und wem sein Beruf den Aufenthalt im Freien gebot, der schlug wenigstens den Rockkragen in die Höhe und rieb gelegentlich Wangen und Ohren, die von den scharfen Krystallen wie mit Nadeln gestochen wurden.

Die Abenddämmerung sank bereits herab und immer schärfer ward der Sturm, immer unheimlicher das Sausen in der Luft, das Klappern auf den Dächern. Es kam wohl vor, daß ein schlecht befestigtes Fenster oder ein lockerer Dachstein auf die Straße klirrte, und die Vorsichtigen hielten sich in der Mitte derselben.

Weit ab vom Mittelpunkt der Stadt und fern vom Geheimratsviertel, in einer der langen häßlichen Straßen, die vorwiegend der Arbeiterbevölkerung zum Wohnplatz dienten, schritt eine einsame Frau. Sie gehörte ihrer Kleidung nach den besseren Ständen an, war fest in einen Mantel gehüllt und hatte zu besserem Schutz gegen das Unwetter ein Tuch über den Hut geschlungen. So verwahrt schritt sie zielbewußt weiter, und man sah es den Bewegungen ihrer mittelgroßen, rundlichen Gestalt an, daß sie nicht gewohnt war, sich durch äußere Hindernisse von ihrem Wege abbringen zu lassen.

Fast am letzten Ende der Straße, nahe der großen Eisengießerei, die einen Teil ihrer Bewohner ernährte, trat die Frau in die Thür eines dreistöckigen, aber sehr verwahrlost aussehenden Hauses. In dem schwachen rötlichen Schein, den die Abenddämmerung durch schmale Fenster auf die steilen Stiegen warf, schritt sie aufwärts und erklomm auch die vierte und letzte derselben, die bereits auf dem Dachboden des Hauses endete. Menschliche Habgier hatte aber auch diesem unwirtlichen Raum noch zwei „Wohnungen“ abgezwungen und menschliches Elend sie als solche bezogen.

Als auf leises Klopfen an der nächsten Thür eine schwache Antwort erfolgte, öffnete die Dame und trat in das schmale, auf einer Seite abgeschrägte Zimmer. Das Abendrot, durch kein gegenüberliegendes Gebäude mehr gehindert, leuchtete durch das ziemlich große Fenster und füllte den Raum mit rosigem Licht, glitzerte aber auch auf den mit Eiskrystallen überzogenen Wänden. Die Fensterscheiben hatten Kinderhände teilweise von der Eisschicht befreit, um einen Blick auf den prachtvoll geröteten Himmel und die jagenden Wolken zu gewinnen. Ein etwa sechsjähriger Junge stand davor und hauchte in die steifen Hände, während ein zwölfjähriges, sehr krank aussehendes Mädchen sich mit ebenso steifen Fingern abmühte, den letzten Tagesschein für eine Häkelarbeit zu verwerten.

Der äußerst dürftige, aber peinlich sauber gehaltene Raum hätte durch diese letztere Eigenschaft anmutend wirken können, wenn die eisige Kälte, die ihn erfüllte, nicht jedes Gefühl des Behagens schon im Entstehen unterdrückt hätte. Die Temperatur stand jedenfalls noch etwas unter dem Gefrierpunkt, denn das Wasser des Waschbeckens in der Ecke zeigte eine leise Eisschicht.

Die Dame löste unter freundlichen Begrüßungsworten das Kopftuch und enthüllte damit das rundliche Gesicht einer Fünfzigerin. Die frische Hautfarbe deutete auf Gesundheit, das dunkle, sprechende Auge unter kräftigen Brauen auf Klugheit, ein Zug von Energie um den feingeschnittenen Mund sprach von Lebenserfahrung; aber über dem ganzen Gesicht, das von welligem, ergrautem Haar eingerahmt wurde, lag, wie Sonnenschein auf einer Herbstlandschaft, eine solche Fülle von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, daß jedes Auge sich wohlthuend davon berührt fühlte. Frau Professor Niederstetter war aus einem anmutigen Mädchen nach und nach eine würdige Matrone geworden, ohne ihre Beliebtheit einzubüßen, weil die Schönheit ihrer Seele über den Verfall des Körpers hinwegtäuschte.

„Nun, Minna,“ wendete sie sich an die kranke Frau, welche unterhalb der schrägen Decke in einem ärmlichen Bette lag, „wie geht es heute? Hat Mariechen Dir die Suppe, die ich schickte, schön gewärmt und hat sie Dir geschmeckt?“

Über die eingefallenen, fieberglühenden Wangen der Kranken rollten große Thränen, sie hielt die dargereichte Hand des Gastes fest und führte sie an ihre trockenen Lippen. „Ach, gnädiges Frauchen, ich hab' die Suppe gegessen, weil Sie es so haben wollten, und damit ich bald zu Kräften komm, Appetit hab' ich noch gar keinen. Ach Gott, was soll doch aus uns werden,“ klagte sie, „Köhler hat seit vier Wochen, seitdem der Fluß zu ist, keine Arbeit, und

*) Wenn auch die leitenden Gedanken dieses Romans unseren Anschauungen nicht ganz entsprechen, so glaubten wir doch die Arbeit unseren Lesern nicht vorenthalten zu sollen, weil sie gewisse Strömungen unserer Tage in klarer Weise wiedergiebt.
Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

ich liege hier und kann auch nichts verdienen. Ich hab' schon alles ins Leihhaus geschickt, oder an die alte Bänken verkauft, was ich irgend abgeben konnte, nun hab' ich nichts mehr, und die Kinder hungern. Wir wären ja schon längst verkommen und verdorben ohne Sie, Frau Professern, aber wir können Ihnen doch nicht immer zur Last liegen."

„Nun, das lasse meine Sorge sein, Minna," antwortete die Dame freundlich, „ich thäte gern mehr, wenn ich es könnte, das weißt Du ja, aber ich muß mich doch auch nach meiner Decke strecken. — Was macht denn das Kleine?"

„Ich denk', es wird nicht lange mehr leben," antwortete die Kranke in müdem Ton, „es ist zu schwach, und die schlechte blaue Milch bekommt ihm auch nicht. Der Doktor sagt, ich soll ihm von der Milch aus der neuen Anstalt geben, aber die kostet dreißig Pfennig der Liter, und soviel können wir im Tage nicht für uns alle ausgeben. Da muß der Kleine denn sterben und es ist ja auch das beste für ihn und für uns. — Wenn ich nur wüßte, wie wir den Sarg bezahlen sollen?"

Die Frau Professor hob von der Wandseite des Bettes ein kleines Bündel herauf und enthüllte aus den darumgeschlungenen Tüchern ein winzig kleines Menschenkind.

„Es war so ein hübsches Kindchen," seufzte die kranke Frau, „wenn ich gesund geblieben wäre — ich hätte es gewiß groß bekommen."

Die alte Dame sah mitleidig auf das dem Tode geweihte Geschöpfchen herab, dem der Ersatz für die fehlende Muttermilch nicht beschafft werden konnte, weil die geringen Mittel selbst eine so kleine Ausgabe nicht gestatteten. Wer da bessern könnte, wer die Macht zu energischer Abhilfe hätte; denn so wie hier das eine, gingen in der großen Stadt jährlich Hunderte zu Grunde — aus Mangel an Nahrung, an Pflege, an Aufsicht. Wöchentlich brachten die Zeitungen Mitteilungen über verbrannte, überfahrene oder aus dem Fenster gestürzte Kinder, und nur in den seltensten Fällen war Nachlässigkeit der Mütter die Ursache. Sie hatten derweil ums tägliche Brot gearbeitet. Wer aber zählte erst die Säuglinge, die, wie dieser, der Not erlagen.

„Entsetzlich," murmelte die warmherzige Frau. „‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!'"

Das Würmchen begann leise zu weinen, es fror wohl in dem kalten Raum. Frau Niederstetter hüllte es wieder ein und schob es unter die Bettdecke, dann wendete sie sich an das Mädchen, das eben der hereinbrechenden Dunkelheit wegen die Häkelarbeit fortgelegt hatte.

„Hattet Ihr denn heute kein Feuer? Es ist ja bitterkalt bei Euch."

„Doch, gnädige Frau," sprach des Kind, indem es näher trat, „aber es waren nur noch einige Späne da, die gerade langten, den Kaffee zu kochen. Das bißchen Wärme hat der Sturm wieder herausgeblasen, das Fenster schließt so schlecht."

Frau Niederstetter trat zum Fenster, von dem der kleine Junge sich entfernt hatte, um zu den Füßen seiner kranken Mutter ins Bett zu kriechen, es war da wärmer. Der Fensterrahmen zeigte breite Spalten, die man notdürftig mit Lumpen verstopft hatte; die losen Scheiben klirrten, und die nur einen Ziegel starke Mauer schien unter den Stößen des Windes zu erbeben. Ab und zu ging ein polterndes Geräusch über die schräge Fläche oberhalb des Bettes hin. — Es war der Sturm, der die Dachpfannen bewegte, sie waren dem Auge durch eine dünne Bretterschicht entzogen.

Frau Niederstetter griff in die Tasche und wendete sich dann an Mariechen, um ihr einen Auftrag zu geben; ehe sie aber dazu kam, begann das Kind furchtbar zu husten. In entsetzlicher Atemnot lehnte es sich gegen die bereifte Mauer, während dunkelrote Flecke auf den Wangen erschienen, und die Augen aus ihren Höhlen traten. Vergebens blickte die erschreckte Frau nach irgend einem Linderungsmittel umher; das eisbedeckte Wasser aus dem vorhandenen Wasserkruge wagte sie der Hustenden nicht zu bieten.

„Lassen Sie man, Frau Professern, da hilft doch nichts mehr," flüsterte die Kranke, und von neuem schoß ein Thränenstrom aus ihren Augen. Endlich beruhigte sich das Mädchen und sank schweißbedeckt und atemlos auf einen Holzschemel. Die alte Dame sprach ihm gütig zu, strich ihm das feuchte Haar aus der Stirn und flüsterte ihm leise Worte ins Ohr, die zur Folge hatten, daß die matten Augen plötzlich zu glänzen begannen. Dann sprang die Kleine auf, um die Stube zu verlassen.

„Halt, halt," rief die alte Dame, „so erhitzt darfst Du nicht in die Kälte," und sie nahm ihr eigenes Tuch, das sie auf den Tisch gelegt hatte, und hüllte das Kind sorglich hinein. „So, nun lauf, und der kleine Bruder kann helfen, er bekommt dann die Zugabesemmel."

Mit einem Satz war der Kleine aus dem Bett und zur Thür hinaus.

Frau Niederstetter sah sich in dem jetzt fast dunkeln Zimmer um, fragte nach Feuerzeug und Lampe und zündete diese an, dann nahm sie am Bette Platz. „Was ist es mit Mariechen? Geht es dem Kinde wieder so schlecht? Du solltest doch den Arzt fragen."

„Ich hab' ihn vorige Woche gefragt," weinte die Frau, „als Mariechen so starke Brustschmerzen hatte; da hat er sie untersucht und gemeint, länger als ein bis zwei Jahre wird es nicht mehr mit ihr dauern, sie hat eine ganz kranke Lunge. Aber sie weiß es nicht und spricht schon von ihrer Einsegnung, und daß sie dann Kindermädchen werden will. Sie friert immer so und denkt dabei an die warme Stube, in der sie dann sitzen kann. — Ach Gott, gnädiges Frauchen, wenn ich auch das Kind noch hergeben muß, dann weiß ich nicht, wie ich weiter leben soll. Ich habe ja schon vier auf dem Kirchhof, aber sie waren doch noch klein. Dieses Mädchen ist mein einziger Trost und meine Hoffnung gewesen, aber ich weiß ja schon seit drei Jahren, daß es auch sterben muß."

„Verliere den Mut nicht, Minna," sprach die Professorin tröstend, „Gott ist barmherzig, und die

ärztliche Wissenschaft nicht unfehlbar. Rege Dich nicht auf, sondern sieh zu, daß Du wieder ganz gesund wirst, es geht Dir ja schon besser, und dann — zum Frühjahr — schicke ich Mariechen für einige Wochen auf das Gut meines Bruders, da wird sie sich schon erholen."

Die Kranke haschte wieder nach der Hand der gütigen Frau, um sie an ihre Lippen zu führen.

„Der liebe Gott vergelte Ihnen tausendfach, was Sie an uns thun," sprach sie inbrünstig, fügte dann aber zögernd hinzu: „Sie sagen ja aber, es giebt keinen Gott, und manchmal denke ich wirklich, die Leute haben recht."

„Um Gottes willen, Minna, laß Dich nicht zu solchem Unglauben bethören," rief die alte Dame entsetzt, „gewiß giebt es einen Gott, der die Welt schuf und sie erhält, laß Dich nicht irre machen, laß Dir den Glauben an ihn nicht nehmen."

Ein scharfer Luftzug machte sie plötzlich umschauen. In der Thür, deren Öffnen sie überhört hatte, stand eine schlanke Männergestalt, groß, aber nicht kräftig, die bei den letzten Worten der alten Frau sarkastisch auflachte. Der Mann lehnte gegen den Pfosten der offenen Thür, als suche er einen Halt, er war augenscheinlich berauscht. Dieser Umstand ließ ihn auch den sonst geübten Respekt der Wohlthäterin seiner Familie gegenüber vergessen.

„Sie stehen wohl mit dem lieben Gott auf Du und Du, Frau Professern, daß Sie so genau Bescheid wissen," sprach er höhnisch. „Ich find' auch, daß er alles sehr schön eingerichtet hat. Die Reichen können drei Tage in eins prassen und schlemmen, ohne daran zu ersticken, und wir können noch länger hungern und frieren, bis wir über unsere eigenen Füße fallen, und sterben noch lange nicht daran. Der liebe Gott hat wirklich alles sehr schön gemacht."

„Kommen Sie herein, Köhler," sprach Frau Niederstetter streng, „und schließen Sie die Thür, es ist ohnehin schon kalt genug, weil Sie das Geld, das den Ihrigen eine warme Stube und warmes Essen verschafft hätte, vertrunken haben. Schämen Sie sich!"

Der Mann schloß die Thür, ließ sich schwer auf den nächsten Schemel fallen und antwortete trotzig: „Die lumpigen fünfzig Pfennige, die mir heute ein Herr gab, dem ich zwei Stunden lang sein Pferd hielt, hätten nich hin, nich her gereicht für so viele — und etwas muß ein Familienvater doch auch für sich selbst thun, um seine Kraft zu behalten."

„Die Kraft aus der Kneipe macht schwache Beine, wie ich sehe," bemerkte Frau Niederstetter sarkastisch und wendete ihm den Rücken. Sie beugte sich über das Bett, um den Kleinen, welcher inzwischen zu schreien begonnen, in frische Wäsche zu hüllen, die die Mutter an ihrem fiebernden Körper gewärmt hatte.

„Ach mein Gott, mein Gott," seufzte die Leidende, „wenn nicht bald Hilfe kommt, dann geht mein Mann zu Grunde. Er kann das Elend nicht ertragen und sucht es im Schnaps zu ersäufen."

Auf der Treppe polterten die Füße der zurückkehrenden Kinder, nun traten sie, im Vorgenuß der zu erwartenden Herrlichkeiten, mit strahlenden Augen ein. Sie trugen zwischen sich einen Korb mit Brennmaterial, das Mädchen außerdem ein Handkörbchen, in welchem Bierflaschen und eine blecherne Milchkanne sichtbar waren, und der Junge unter dem Arm ein großes Brot. Die verheißene Zugabesemmel hatte er bereits zwischen den Zähnen. Die vier Treppen unter ziemlich bedeutender Last hatten den kleinen stämmigen Kerl nicht im geringsten angefochten, Mariechen dagegen keuchte hörbar und die Flecke auf den bleichen Wangen brannten in lebhaftem Inkarnat. Trotz dessen schickte sich das Kind sofort an, mit flinken Fingern Feuer zu entzünden, während Frau Niederstetter eine Flasche entkorkte und ihm Anweisung gab, aus Brot, Bier und Milch eine Suppe zu bereiten. Auch die Milchflasche des Kleinen sollte frisch gefüllt und für die Kranke eine Tasse Kakao aufgebrüht werden, von dem die Dame eine Büchse voll in ihrer Handtasche mitgebracht hatte. Sogar ein Töpfchen Schmalz entwickelte sich aus derselben und wurde den jubelnden Kindern als Zukost zum Brote übergeben.

Als alles genügend vorbereitet war, um den geschickten Händen des kleinen Mädchens zur Vollendung überlassen zu werden, wendete sich Frau Niederstetter an den Mann, der bisher teilnahmlos in der Ecke gesessen hatte, jetzt aber durch die appetitlichen Gerüche, die vom Kochofen herüberdrangen, aus seiner Lethargie geweckt zu werden schien.

„Sie haben, wie mir schien, vor einer Weile dem lieben Gott sein Dasein abgesprochen, er sendet Ihnen aber durch mich ein Zeichen davon." Damit zog sie einen Zettel hervor und reichte ihn dem Manne. „Melden Sie sich damit morgen früh in dem Comptoir der Eisengießerei, Sie haben ja schon einmal da gearbeitet, bevor der Betrieb zeitweise eingeschränkt werden mußte."

Der Mann stierte auf das Blatt in seiner Hand. „Der Arbeiter Gottlieb Köhler erhält in meiner Fabrik Beschäftigung als Hilfsarbeiter," stand darauf, durch die Unterschrift des Besitzers beglaubigt.

Das Papier begann in seinen ohnehin zitternden Fingern zu flattern, wie vom Winde bewegt. Mit der den Trunkenen eigenen Maßlosigkeit schlug seine Stimmung plötzlich ins Gegenteil um. Hatte er vorher bramarbasiert, so begann er jetzt zu weinen.

„Und nun noch eins, Köhler," fuhr die Dame fort, „mögen Sie an Gott glauben oder nicht, ein tüchtiger, braver Mensch können und müssen Sie unter allen Umständen sein, wenn Sie sich nicht an Weib und Kindern versündigen wollen. Kehren Sie um von dem Wege, den Sie in letzter Zeit gegangen sind, er führt direkt ins Elend. Meiden Sie die Schenke und ihre Besucher — was man Ihnen da predigt als Geist der neuen Zeit, sind ganz oder halb verkehrt verstandene Anschauungen, die von Euch allen ebensowenig verdaut werden, als ob man Euch Perlen und Edelsteine zum Mittagessen vorsetzen wollte. Ich habe mich für Sie verbürgt, Köhler, habe Sie als einen ordentlichen, nüchternen Mann geschildert, machen Sie mir keine Schande."

Der Mann griff laut schluchzend nach ihren

Kleiderfalten und drückte das Gesicht hinein. „Sie können sich auf mich verlassen, Frau Professor, Sie sollen mich einen Hund schimpfen, wenn ich mich noch ein einziges Mal betrinke.“

Die Dame löste ihr Kleid sanft aus den Händen des Mannes und trat, sich verabschiedend, an das Bett der Kranken. „Nur Mut und Zuversicht, Minna, es kommen wieder bessere Zeiten. Sprich Deinem Manne freundlich zu, daß er die Kneipe läßt; nur nicht Schelte oder Vorwürfe, Du jagst ihn damit vollends aus dem Hause, das ihm jetzt ohnehin durch Deine Krankheit nicht behaglich ist.“

Sie sah sich nach ihrem Tuch um. Mariechen hatte es noch nicht abgelegt, sondern kauerte selbstvergessen, die Hände darunter geborgen, neben dem Kochofen, auf dem die Suppe ihrer Vollendung entgegenging. Es war der alten Dame unmöglich, dem kranken Kinde die wärmende Hülle zu nehmen.

„Leuchte mir die Treppe hinunter, Mariechen, ich will noch bei Liedkes ansprechen, das Tuch darfst Du behalten, mein Hut ist mir warm genug.“

* * *

Die Dame stieg zwei Treppen tiefer und klopfte an die rückwärts gelegene Stubenthür, hinter der ihr wüster Kinderlärm entgegenschallte. Derselbe verstummte zwar bei ihrem Eintritt, doch konnte die wilde kleine Bande die Spuren ihrer Beschäftigung nicht schnell genug beseitigen und Frau Niederstetter hatte noch einen tief betrübenden Anblick.

Am Fenster des jetzt durch ein Lämpchen beleuchteten Zimmers saß in einem alten Lehnstuhl eine völlig gelähmte Frau von etwa siebzig Jahren, die die rohen, schlecht erzogenen Kinder zum Gegenstand ihrer Belustigung gemacht hatten. Eine spitze Papiermütze thronte über dem welken Gesicht, dem sie mit Kohle einen gewaltigen Schnurrbart gemalt hatten, während in den unbeweglichen Armen ein Besen und ein Schrubber ruhten, letzterer ein Scheuertuch wie eine Fahne tragend.

Mit einigen kräftigen Klapsen fuhr Frau Niederstetter über die kleinen Unholde her und scheuchte sie von ihrem Opfer hinweg, dann befreite sie dieses von seiner sonderbaren Verkleidung.

„Ach, gnädige Frau, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich von dieser Rotte Korah erlösen,“ sprach die Alte dankbar, während die Dame mit einem Handtuch ihr die Kohlenstriche abwusch. „So quälen sie mich schon zwei Stunden, seitdem die Male, die noch die Beste ist, fortgehen mußte. Es sind zu ungezogene Rangen.“

„Aber warum behalten Sie denn die Familie in Ihrer Wohnung, suchen Sie doch ruhige Leute.“

„Ich finde sie so schwer,“ antwortete die Alte, „und kann doch nicht allein bleiben, seitdem meine gute Schwiegertochter gestorben ist und meine Großtochter Alma Tag für Tag schneidert, um Brot für uns zu schaffen. Es will niemand solch elenden Krüppel, der gefüttert und wie ein Kind aus- und angezogen werden muß, um sich dulden. Da muß ich eben nehmen, was sich findet, die städtische Unterstützung reicht nur zur halben Miete.“

„Sie arme Frau,“ sprach die Professorin mitleidig, „verlieren Sie nur nicht die Geduld, Sie wissen ja, daß Sie ins Siechenhaus kommen sollen, sobald eine Stelle frei wird.“

„Ich die Geduld verlieren,“ rief die alte Frau eifrig, „denken Sie das ja nicht, Frau Professor. Des Herrn Hand liegt schwer auf mir, aber ich murre nicht. Unser Hergott weiß, was er thut und wen er lieb hat, den züchtigt er. Ich weiß, daß er mich einst in sein himmlisches Reich rufen wird — darauf warte ich. Nun sind es bald zwanzig Jahr, daß ich so dasitze, nun wird meine Prüfungszeit bald beendet sein.“

„Schon zwanzig Jahre sind Sie so völlig bewegungslos?“ fragte Frau Niederstetter, die erst seit kurzer Zeit durch ihre Schneiderin Alma in die näheren Familienverhältnisse eingeweiht war.

„Ja, es ist bald so lange, gnädige Frau, daß ich auf diesem Stuhl sitze, ich bekam den bösen Rheumatismus in die Beine, als ich noch Waschfrau war. — Sehen Sie, wenn einer immer in den zugigen Waschhäusern steht und dann erhitzt ans Wasser spülen geht und nachher keine Zeit hat, sich trockene Strümpfe anzuziehen, da kann so was kommen. Aber ich hab' nachher noch zehn Jahre wenigstens häkeln und stricken können und hab' meinem Sohn nicht zur Last gelegen. — Ja, wie der liebe Gott meinen armen Jungen dann zu sich genommen hat — Sie wissen, er war Maurer und stürzte vom Gerüst — da hab' ich meiner Schwiegertochter noch was abgeben können und die Alma erziehen helfen. Aber dann, wie wir in der nassen Borchertschen Wohnung wohnten, da ist die Krankheit in meinen ganzen Körper gekommen und nun bin ich nur noch ein unnützes Holz, das der Herr je eher, je lieber ausreißen könnte. Aber meine Schwiegertochter ist immer gut zu mir gewesen und die Alma ist es auch. Ich freue mich bloß auf das Siechenhaus, weil das arme Kind mich dann los ist und seinen Verdienst für sich behalten kann. Auch giebt es dort wohl keine ungezogenen Kinder.“

Frau Niederstetter rief die Kinder heran und hielt ihnen eine eindringliche Standrede, sie glaubte aber selbst kaum an den Erfolg und nahm sich vor, im Armenverein, dessen Vorsitzende sie war, für anderweitige Unterbringung der armen Dulderin zu plaidieren.

„Ich freue mich, daß Alma sich so gut entwickelt hat,“ sprach sie dann zu der alten Frau, deren Gesicht sich bei dem Lobe der Enkelin völlig verklärte, „sie ist eine recht geschickte Arbeiterin und ein liebenswürdiges Mädchen dazu. Ich ziehe sie ganz zur Familie, wenn sie bei mir arbeitet.“

„Ja, es ist ein gutes Kind, die Alma,“ antwortete die Großmutter, „wenn sie sich nur nicht mit dem Menschen, dem Schmieder, einläßt, der ihr immer nachgeht. Ich bitte den lieben Gott alle Tage, er möchte ihr Herz von ihm abwenden, aber bis jetzt ist noch keine Besserung zu spüren, sie wird immer schon rot,

wenn sie nur seinen Namen hört. Und er kann sie doch nicht heiraten."

„Warum kann er sie nicht heiraten?"

„Weil er schon eine Frau hat, wenn sie auch von ihm fort ist. Sie haben sich nicht vertragen, aber es soll ja mehr an ihm als an ihr gelegen haben. Und dazu ist Schmieder einer von den ganz Gottlosen, er predigt den Leuten, daß es gar keinen Gott giebt."

Die Thränen waren der alten Frau aus den Augen gestürzt, und die Professorin wünschte sie zu beruhigen.

„Ich denke, Sie haben für Alma nichts zu fürchten, liebe Frau, sie ist ein braves Mädchen und wird zur Besinnung kommen."

„O, Sie kennen den Schmieder nicht, gnädige Frau, der kann reden wie ein Buch, er ist ein halb Studierter und dazu ein hübscher, ansehnlicher Mann. Ach, Frau Professor, ich habe meinen Mann und alle meine Kinder überlebt, aber wenn meine alten Augen noch sehen sollten, wie mein Fleisch und Blut in Schande fällt — das müßte mir den letzten Stoß geben. O mein Gott und Herr," betete sie, „erbarme Dich und laß das nicht geschehen. Ich habe Dir still gehalten in allem Elend, denn ich weiß, daß Du mich im Jenseits dafür belohnen wirst, aber das — das erspare mir."

Sie hatte die Finger, das einzige, was sie an ihrem Körper noch etwas bewegen konnte, im Schoß, wo die Hände nebeneinander ruhten, zu falten versucht und blickte zur Decke empor; so blieb sie einige Augenblicke unbeweglich, dann neigte sie leise das graue Haupt und sprach ergeben: „Herr, Dein Wille geschehe, Du weißt, was Du thust."

Tief erschüttert verabschiedete sich die Professorin. Hier hatte sie gesehen, was die Religion den Armen und Elenden ist. — Wie hätte wohl dieses bedauernswerte Wesen das Leben ertragen können, ohne den Glauben an einen gütigen Gott, ohne die Hoffnung auf ein besseres Jenseits.

II.

Als Frau Professor Niederstetter auf die Straße kam, faßte sie der Sturm mit derselben Heftigkeit, aber er blies ihr in den Rücken und beschleunigte nur ihre Schritte. Bald lag das Arbeiterviertel hinter ihr, die Straßen wurden breiter und freundlicher, die Menschen darin sahen besser genährt aus und waren besser gekleidet. Jetzt rollte die Equipage eines bekannten Millionärs vorüber, Kutscher und Diener in dicke Pelze gehüllt, der Besitzer nachlässig in die seidenen Polster gelehnt, ein rechtes Bild des thatenlosen Wohllebens. Mit dem, was dieser bekannte Lebemann zuweilen an einem Tage ausgab, hätten die armen Familien, von denen sie eben kam, ein Jahr sorgenfrei leben können.

Die Frau seufzte tief auf. Ist es den Armen, die hungern und frieren und die Ihrigen aus Mangel sterben sehen, wohl zu verdenken, wenn sie mit Groll auf solche Existenzen blicken und wenn sie in ihrer Kurzsichtigkeit wähnen, eine gleichmäßige Verteilung aller vorhandenen Werte könne die irdische Glückseligkeit herbeiführen?

Nein, zu verdenken ist es ihnen nicht, aber auf dem Wege, den sie sich vorstellen, ihnen zu helfen, ist ebenfalls unmöglich. Nur der Zwang bringt das Gros des Menschengeschlechtes zur Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit, man nehme ihm die treibenden Faktoren, und es versinkt in Trägheit und Genußsucht.

Der Großvater des Mannes, der eben auf Gummirädern an ihr vorüberrollte, war einfacher Arbeiter gewesen, sein Vater hatte als armer Ingenieur begonnen, um als Krösus zu sterben. Der Sohn genoß, was der Vater erworben, er verschleuderte die Früchte seines Fleißes, ohne an ihre Ergänzung zu denken. Seine Nachkommen mochten einst wieder auf demselben Punkt enden, wo ihr Ahn angefangen, als Arbeiter oder kleine Beamte. So war der Kreislauf gewesen seit Beginn unserer Civilisation und so wird es bleiben, wenn es nicht gelingt, den moralischen Gehalt des Menschengeschlechtes durchweg auf eine höhere Stufe zu heben.

Die Mehrzahl arbeitet nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb", und viele der heftigsten Schreier, die „das Recht auf Arbeit" nicht genug betonen können, würden sie als überflüssige Zuthat betrachten, sobald man ihnen die Mittel zur Existenz ohne Gegenleistung gäbe. Nur der kleinere Teil steht hoch genug, um zu erkennen, daß die Arbeit nicht nur Mittel zum Zweck, sondern der wahre Zweck des Lebens ist. Freiwillige Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Aber werden wir je dahin gelangen? Das socialdemokratische Ideal eines Zukunftstaates mit Zwang zur Arbeit für alle, ohne persönlichen Vorteil für den einzelnen würde schlimmere Tyrannei sein, als der jetzige Zustand. Es liegt in den meisten Menschen der Trieb, ihr oder der Ihrigen Wohlergehen und Behagen durch eigene Thätigkeit zu fördern; noch über das Grab hinaus gewissermaßen der Schutzgeist ihrer Geliebten zu sein. Man nehme ihnen diese Möglichkeit und nur ein sehr kleiner Teil wird seine ganze Leistungsfähigkeit für ein Ideal einsetzen.

Frau Niederstetter überschritt jetzt eine Straßenkreuzung, sie näherte sich bereits ihrem Heim. Ein Herr, der aus der Seitenstraße trat, zog ehrerbietig den Hut.

„Guten Abend, liebe Tante! So spät in diesem Unwetter auf der Straße?"

„Ei sieh da, Egon — bist Du auf dem Wege zu uns?"

„Jawohl, liebe Tante, ich wollte Dir und dem Onkel mitteilen, daß ich am nächsten Sonntage in der Altstadt meine erste Predigt halten werde. Vielleicht schenkst Du mir Deine Gegenwart. Auf Onkelchen darf ich wohl nicht rechnen."

Frau Niederstetter lachte. „Kaum, Du kennst ja seine Abneigung gegen Kirchenluft, ich aber komme bestimmt."

„Nun aber sage mir, wo Du herkommst, Tantchen, Du siehst ja wie ein Schneemann aus und es ist

nicht anzunehmen, daß Du Dir dieses Höllenwetter freiwillig zur Promenade ausgesuchtest."

„Ich komme aus dem Elend," antwortete die alte Dame sehr ernst. „Denke Dir eine Mutter, die durch Schuld einer unwissenden Frau schwer krank daniederliegt und ihre Gesundheit wohl nie völlig zurückerhalten wird. Denke Dir ihr Neugeborenes, ein ursprünglich gesundes, kräftiges Kind, sterbend aus Mangel an Pflege und geeigneter Nahrung, denke Dir dazu als Stütze und Versorgerin der Familie ein zwölfjähriges, schwindsüchtiges Mädchen und einen bisher ordentlichen Mann, den Not und Verzweiflung zum Trunkenbold gemacht haben. Denke Dir diese alle in einer zugigen, ungeheizten, eisumkrusteten Dachkammer, von Cichorienbrühe und trockenem Brot lebend, und Du hast einen Blick in das Elend gethan, das sich in unserem Arbeiterstande breit macht, sobald Krankheit oder Arbeitslosigkeit die Familie heimsuchen."

„Welch furchtbares Bild entrollst Du da, Tante," sprach der Kandidat erschüttert, „kann man denn nicht helfen?"

„In diesem einen Falle vielleicht etwas, wenn auch nur wenig. Ich thue, was ich kann, aus Interesse für die Frau, mein ehemaliges Dienstmädchen, wer aber hilft allen denen, die keine Gönner und Freunde haben? Das Schicksal meiner Minna ist keine seltene Ausnahme. Es droht jedem und jeder. Der einzige Lichtblick in allem Jammer der Köhlerschen Häuslichkeit ist ein prächtiger, kleiner Junge, wohl das einzige von sieben Kindern, das ihnen erhalten bleiben wird."

„Der Herr hat sie ihnen gegeben, der Herr hat sie genommen," sprach der Kandidat fromm.

Frau Niederstetter, die gerade im Flur ihrer Wohnung den Mantel ablegte, fuhr herum. „Jawohl, der Herr hat sie genommen," rief sie sarkastisch, „er ließ eines durch das Fenster auf die Straße fallen, zwei sich in der Nachbarwohnung die Diphtheritis holen, als die Mutter im Wochenbett lag und sie nicht beaufsichtigen konnte. Das vierte ließ er an ganz natürlicher Schwäche sterben. Vielleicht hätte es aber etwas mehr Lebenskraft mit auf die Welt gebracht, wenn seine Mutter weniger schwer gearbeitet und dafür etwas besser gelebt hätte. Es kam am Ende eines Winters zur Welt, in dem der Mann eine schwere Lungenentzündung durchgemacht hatte und drei Monate arbeitsunfähig gewesen war."

Die Stirn des Kandidaten hatte sich gerötet. „Aber liebe Tante," schaltete er ein.

„Es ist merkwürdig," fuhr Frau Niederstetter fort, „daß der liebe Gott immer nur den Armen die Kinder, die er ihnen gab, in so großer Zahl wieder fortnimmt. Ich fürchte fast, daß ihm dann Volkskindergärten, Kleinkinderbewahranstalten und Kinderheilstätten ein Greuel sind, sie arbeiten ihm ja entgegen."

Frau Niederstetter und ihr Gast waren inzwischen ins Wohnzimmer getreten, einen freundlichen, etwas altmodischen, aber unendlich behaglich eingerichteten Raum. Die Dame schritt zu einem Tisch, auf dem bereits Theegerät stand und entzündete die Spiritusflamme unter dem spiegelnd blanken Theekessel.

„Ich bin durchkältet an Leib und Seele, ich freue mich auf den warmen Trank," sprach sie, „meine Schützlinge haben nun ihre Extrasuppe auch bereits gegessen und sammeln in ihrer durchwärmten Stube Kraft für die Leiden des nächsten Tages."

„Hältst Du es für angebracht, liebe Tante, wenn ich die unglückliche Familie besuche, um sie mit geistlichem Trost zu unterstützen?" fragte Egon Schmidt.

Die Frau Professor sann nach. „Du kannst es ja versuchen," meinte sie schließlich, „obwohl ich Dir für den Erfolg nicht stehen kann. Es ist in unsere Arbeiterkreise schon zu viel von dem gedrungen, was Du ‚das Gift der Aufklärung' nennst. Das heißt also Kenntnis vom natürlichen Wesen der Dinge. Die socialistischen Ideen, meistenteils mit krassestem Materialismus gepaart, sind jeder positiven Religion abhold. Die Kenntnis der Naturwissenschaften erobert sich immer weitere Kreise, und unser Christentum in seiner jetzigen Form ist nicht in der Lage, den Kampf mit so unerbittlichen Gegnern aufzunehmen."

Der Kandidat starrte der Sprecherin ins Gesicht, als traue er seinen Ohren nicht. „Ist es möglich, Tante, Du sprichst unserer göttlichen Religion die Kraft ab, den Geist des Atheismus, der jetzt die Welt durchdringt, zu überwinden? Das heißt den Untergang des Christentums prophezeien."

„Den Untergang der christlichen Kirche in ihrer jetzigen Gestalt allerdings, aber das Unglück wäre nicht zu groß, denn die Kirche ist nicht identisch mit dem Christentum. Wir sind weit abgekommen von dem, was Christus lehrte, obwohl seine Lehre der reinste Socialismus war, freilich in mehr idealer Form als man ihn heute fordert. Wenn es aber auch möglich wäre, seine Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, so würde sie dem heutigen Bedürfnis nicht genügen. — Keine Religion, auch nicht die idealste, kann unverändert dauern für alle Zeiten."

„Ich muß Dir widersprechen, liebe Tante," sprach der Kandidat fest, „unsere uns von Gott offenbarte Religion kann die Zeit sehr wohl überdauern, eben weil sie göttlich ist. Es gehen Anfechtungen über die Erde, schwere, dunkle Zeiten, in denen das Wort Gottes gleichsam am Boden liegt. Aber wie ein Samenkorn in dunkler Erde, bleibt es dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen wohl eine Zeitlang verborgen, um dann siegreich als strahlende Blüte emporzusteigen ans Licht der Sonne."

„Richtig," stimmte die Tante bei, „aber wenn das Erdreich sich ändert, muß sich die Pflanze ihm anpassen, oder sie geht zu Grunde. In diesem Falle befindet sich zur Zeit unser religiöses Bekenntnis. Der Boden, aus dem es zuerst herauswuchs, war ein wesentlich anderer als unsere Jetztzeit mit ihrer hoch entwickelten Wissenschaft ihn der Religion bietet, und doch steift Ihr Gottesgelehrten Euch darauf, immer noch die alten Märchen aufrecht zu erhalten. Ihr verschmäht es, das zarte Pflänzchen Religion so zu kultivieren, daß es den scharfen, kritischen Luftzug der neuen Zeit vertragen kann, und wundert Euch dann, wenn es verdorrt. Hütet Euch, daß Ihr nicht

durch eigene Schuld eine Sandwüste schafft, wo blühende Landschaft sein könnte. Das Religionsbedürfnis liegt tief in der menschlichen Natur begründet, aber es ist uns Modernen nicht zuzumuten, im eigenen Gemüt eine Dunkelkammer einrichten zu sollen, in die kein Strahl vom Lichte der Wissenschaft fallen darf. Das aber müssen wir, wenn wir an unser christliches Dogma glauben sollen."

„Der Glaube und die Wissenschaft haben sich stets feindlich gegenüber gestanden, liebe Tante. All unser Wissen ist Stückwerk, Menschenwerk, wie weit wir auch im letzten Jahrhundert gekommen sein mögen. Unsere uns durch Christus, den Gottessohn, offenbarte Religion mit diesem Maß zu messen, haben wir kein Recht — uns ziemt nur demütiger, aber felsenfester Glaube. Und das eben ist der Krebsschaden der heutigen Zeit. Es giebt keinen Glauben und darum keine Religiosität mehr. Man liest die Bibel nur, um sie auf Widersprüche oder noch schlimmere Dinge anklagen zu können, man tastet an den Heilswahrheiten herum, wie an einem anatomischen Präparat, anstatt sie hinzunehmen und zu bewahren wie ein heiliges Kleinod. Der Glaube ist die Himmelsleiter, auf der wir vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen."

„Richtig, wo das Begreifen aufhört, bleibt uns nur das Nichts oder der Glaube, aber man muß ihn uns nicht in einer Form zumuten, die dem bereits Begriffenen widerspricht. Das aber thut Ihr — Ihr Strenggläubigen — und schädigt die Menschheit damit schlimmer als der eifrigste Socialdemokrat, wenn er sagt: ‚Gott ist Unsinn, die Kraft ist alles. Sie war und wird sein und weiter nichts'."

Der Professor trat ein, um am Abendthee teilzunehmen. Er war ein kleines, dürres Männchen mit faltigem, gelblichem Gesicht, in dem die intelligenten Augen hinter scharfen Brillengläsern funkelten und dessen mächtige Stirn nur noch von spärlichem grauem Haar umkränzt wurde. Nachdem er Gattin und Neffen herzlich begrüßt hatte, nahm er am Tische Platz und griff die letzten Worte der alten Dame wieder auf.

„Die Kraft ist auch alles, Anna, und Euer alter Gott nur ein menschlicher Begriff, ein vom Menschen erschaffenes Wesen, das seine Eigenschaften änderte, je nach dem Stande der augenblicklichen Kultur. Als Moloch forderte er lebendig gebratene Menschenopfer, als der Jehova der ersten Bücher Moses wütete er mit Feuer und Wasserfluten gegen das schwache, sündige Menschengeschlecht, das er selbst doch so geschaffen haben sollte und dessen mangelhafte Beschaffenheit er als Allwissender doch kennen mußte. Als bedeutend veredelter Gott des Christentums ließ er sich zwar herbei, diverse Wunder zu verrichten und seine von ihm selbst geschaffene Weltordnung damit auf den Kopf zu stellen, aber das einzig Richtige that er nicht. Er unterließ es, den wahren Glauben so deutlich zu ‚offenbaren', daß Zweifel daran ausgeschlossen blieben. Er, der Allwissende, alles Vorherbestimmende, kleidete seine ‚Offenbarungen' in so unbestimmte Formen, daß sich die christliche Menschheit ein paar Jahrtausende lang gegenseitig zerfleischen konnte, um dahinter zu kommen, welche Auslegung etwa die richtige sein dürfte. Er ließ und läßt Millionen Menschen ohne ihr Zuthun in Gegenden geboren werden, in die noch nie ein Strahl seines Lichts — wie Ihr Geistlichen sagt — gedrungen ist, und schickt sie dann als Heiden in die Hölle. In dieselbe Hölle, die er doch samt ihrem Beherrscher, dem Teufel, selbst geschaffen haben müßte, wenn man ihn als ‚alleinigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde', ansehen soll. — Geht mir mit Eurem Bibelgott, der Glaube an ihn hat unsägliches Unheil über die Welt gebracht."

Der Kandidat wendete sich mit gekränkter Miene ab, er stritt grundsätzlich nicht mit dem Oheim, den zu überzeugen er nicht hoffen durfte. Frau Anna aber sprang auf und rief mit hochroten Wangen: „Und doch ist ein Gott und er offenbart sich stündlich vor Euren Augen, Ihr klugen Herren, wenn Ihr diese nur aufthun wolltet. Ich bin leider eine ganz ungelehrte Frau, besitze nichts von der glänzenden Dialektik, die es Euch ermöglicht, scheinbar logisch zu beweisen, daß schwarz eigentlich weiß ist. Ich muß zu Deinen Gründen oft schweigen, weil mir das Rüstzeug der Gelehrsamkeit fehlt, um ihnen zu begegnen, und doch fühle ich, daß sie unrichtig, will sagen, nicht erschöpfend sind. An den aus Widersprüchen zusammengesetzten Gott, wie ihn die Bibel lehrt, kann auch ich nicht glauben, aber muß man denn seine Existenz abstreiten, weil die Form, unter der man ihn bisher darstellte, sich als unhaltbar erweist? Ich muß Dir zustimmen, wenn Du die sinnliche Vorstellung Gottes als ein Produkt des Menschengeistes bezeichnest, auch Goethe sagt:

‚Wie einer ist, so ist sein Gott,
Darum wird Gott so oft zu Spott.'

Rohe Völker haben also rohe Götter, sie können in ihren Begriffen nicht über sich selbst hinaus. Darum kann auch, wie ich erst zu Egon äußerte, eine Religionsform niemals ewig währen, jedes Bekenntnis ist nur ein Gleichnis für ein uns Unbekanntes — es muß sich ändern, sobald mit steigernder Erkenntnis das Gleichnis nicht mehr paßt. Soll ich aber Gott darum leugnen, weil ich ihn mir nicht vorstellen kann? Soll ich die Unendlichkeit, die Ewigkeit leugnen, weil ich keinen Begriff dafür habe?"

„Das thun auch wir nicht," sprach der Professor, „wir wissen, daß es für unser Wissen eine Grenze giebt, aber wir haben der Natur bereits genug hinter die Coulissen geschaut, wir haben erkennen gelernt, daß Kraft und Stoff die wahren Götter sind. In unendlichem Wechsel verbinden und lösen sich die Stoffe, aber nicht willkürlich auf göttliches Gebot, sondern nach Gesetzen, die keines Gottes Hand durchbrechen kann."

„Und woher kamen diese Gesetze und woher kam der Stoff? Mögt Ihr nach Darwin vom Urschleim reden, mögt Ihr mit Laplace als kosmische Materie eine Art Nebel annehmen, die den Weltraum erfüllte, um sich mit Hilfe der Anziehungskraft und Rotation zu Sonnensystemen zu verdichten, immer müßt Ihr etwas bereits Vorhandenes voraussetzen und einen Willen, oder nenne es eine Kraft, die diesem Vor-

handenen den richtigen Anstoß gab, um aus dem Gleichförmigen ein Mannigfaltiges zu schaffen. Dieser Wille, diese bewußte Kraft ist Gott. Ich möchte ihn das Weltbewußtsein nennen. Da er aber die Naturgesetze nicht willkürlich durchbrechen darf, wenn er sein eigenes Werk nicht zerstören will, so kann er sich nicht in plumper Form ‚offenbaren‘, er muß es unserer steigenden Entwickelung überlassen, seinem wahren Wesen näher zu kommen."

Die Frau schwieg und blickte den Gatten an; aber dieser schien nicht gewillt, sie zu unterbrechen, da fuhr sie fort:

„Ihr sagt sehr geistreich: ‚Was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist die Fähigkeit, Geist zu entwickeln, zu denken.‘ — Nun, ist dieser Geist, der sich auf der Stufenleiter des Gewordenen erst beim Menschen findet, der ihn befähigt, innerhalb der Grenzen der Gesetzmäßigkeit selbständig zu handeln, respektive zu schaffen — ist er nicht ein Teil Gottes? Wir können uns einen lebenden Menschen nicht vorstellen ohne diesen Geist, warum sollen wir uns denn das Weltall nur als Materie, nur als geistlosen Körper vorstellen? Wir geistesbegabten Menschen denken und handeln trotz unserer scheinbaren Willensfreiheit nur im Banne der Gesetzmäßigkeit und doch bewußt. — Warum soll der Geist, der den ganzen Organismus des Weltalls durchdringt, nicht erst recht sich seiner selbst bewußt sein und innerhalb gegebener Grenzen immer noch schaffen, bewußt schaffen? Wir sehen, daß Tiere, in andere Zonen versetzt, anderen Gefahren ausgesetzt, ihre Farbe, ihre Form verändern. Ihr Pelz wird im hohen Norden dicker und nimmt weiße Farbe an, um die Kälte ertragen und der Verfolgung durch Feinde sich auf den weißen Schnee- und Eisfeldern besser entziehen zu können. Ihr nennt das ‚Selbstschutz der Tiere‘; habt Ihr aber schon erlebt, daß irgend ein Geschöpf nur einem seiner Haare aus eigener Kraft eine andere Farbe gegeben hätte? Die ‚Natur‘ sorgt also nach Bedürfnis für ihre Geschöpfe. Sollte sie das unbewußt thun? Warum sorgt sie denn nicht für den vernunftbegabten Menschen? Der Eskimo kommt auf Grönland ebenso nackt zur Welt wie der Afrikaner am Äquator, sein Haar ist nicht weiß wie das des Eisbären — es handelt sich also hier nicht um ein allgemeines Naturgesetz."

Der Professor lachte und strich liebevoll über das erhitzte Gesicht seiner Gattin. „Ich streite nicht mit Frauen," sprach er dann mit dem ganzen Selbstbewußtsein des gelehrten Mannes, „sonst könnte ich Dir beweisen, daß auch der Geist des Menschen nur eine Äußerung ganz bestimmter Naturkräfte ist, daß er sich im menschlichen Körper entwickelt und mit ihm stirbt; aber Ihr Weiber seid ja nicht zu überzeugen."

„Nein, Friedrich, in diesem Falle bin ich es wirklich nicht, denn ich habe Deine und anderer Gelehrten geistreiche Abhandlungen darüber gelesen, ohne daß sie mich überzeugt hätten. Ich möchte Euch Gelehrten der Naturwissenschaften wieder mit Goethe zurufen:

‚Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern!
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar!
Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.'"

Der Professor lachte abermals, der Eifer seiner Gattin amüsierte ihn augenscheinlich.

„Jahrhundertelang," fuhr diese fort, „haben einzelne die Existenz der Elektricität geahnt, ohne sie beweisen zu können. Heute ist sie bewiesen, und wie würdest Du über einen Menschen lachen, der sie leugnen wollte, weil die Maschine, die sie — nicht erzeugt, denn sie ist überall in der Natur vorhanden — sondern zur Erscheinung bringt, zerbrochen ist. Ich glaube wirklich, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, wenn ich dabei auch anderes im Sinne habe wie Hamlet."

„Nun, so bleibe bei Deinem Glauben, Kind, aber verlange nicht, daß ich ihn teile."

„Wem ein Glaube oder Unglaube wie der Deinige genügt," rief seine Gattin, „wer sein Leben bei völliger Entfaltung seiner Geisteskräfte voll ausleben darf und damit zufrieden ist, dem will ich keinen Glauben weiter aufdrängen, er vermißt ihn ja nicht. Aber, Friedrich, es stehen nicht alle Menschen auf Deinem Standpunkt. Millionen ringen in unerträglichen Verhältnissen ums tägliche Brot, sie sehen sich oder die Ihrigen vor der Zeit von mörderischen Zufällen, die abzuwenden sie keine Macht haben, dahingerafft und Ihr nehmt ihnen den einzigen Trost und Halt, den sie noch haben, die Religion. In einer Volkslitteratur, die bisher ihresgleichen suchte, verarbeitet die Socialdemokratie die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und verdiente damit, indem sie allgemeine Geistesbildung fördert, den wärmsten Dank aller Gebildeten, wenn sie nicht aus Parteiinteresse in einseitiger Weise vorginge. Sie fördert den Atheismus, um die arbeitende Klasse aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Sie soll nicht an ein Jenseits glauben, damit sie das Diesseits besser ausnützt.

‚Macht Euch das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn,‘

ist ein bekannter socialdemokratischer Spruch. Aber er kann denen, die nicht die Macht haben, ihr Leben gut und schön zu gestalten, nur Verzweiflung bringen. Ihr Modernen reißt das Alte ein und Ihr thut recht daran, wo es sich um Verrottetes handelt. Aber Ihr baut nicht Neues, oder das Neue nicht zweckentsprechend. Statt warmer, behaglicher Wohnungen baut Ihr kalte, nüchterne Räume, in denen das Menschengeschlecht erfriert und verdirbt."

„Liebe Anna, wenn die Wahrheit kalt ist, so können wir sie nicht künstlich erwärmen, ohne sie zu zerstören," sprach der Professor.

„Wer sagt Euch aber, daß alles Wahrheit ist, was Ihr predigt? Wie zwei entgegengesetzte Richtungen, folgerichtig durchgeführt, sich schließlich berühren, so kann man umgekehrt, von demselben Punkt ausgehend, zu ganz verschiedenen Anschauungen gelangen. Ihr Materialisten wollt aber nur mit dem rechnen, was Eure Sinne wahrnehmen können, wo die Natur Euch

einen Schleier vor das spürende Auge zieht, da proklamiert Ihr das Nichts und ahnt nicht, welch schwere sociale Gefahr Ihr damit heraufbeschwört. Der Materialismus wirkt verrohend auf die Massen, nur einzelne sittlich hochstehende Menschen können ihn ohne Schaden vertragen. Sie überwinden ihn, wie der gesunde Organismus ein Gift. Anders aber steht es um unsere breiten Volksschichten und um weiche, gemütswarme Naturen. Ihnen genügt Eure kalte Lehre nicht, sie blicken auf dem wilden Meer des Lebens angstvoll nach einem rettenden Hafen aus, sie liegen schmerzzerrissen auf den Gräbern ihrer Lieben und verlangen Trost, und Ihr haltet ihnen statt dessen das ‚Nichts' entgegen; das Nichts, das Ihr nicht beweisen könnt."

„Liebe Tante," mischte sich jetzt endlich der Kandidat in das erregte Gespräch, „hier aber ist der Punkt, wo unsere Thätigkeit einsetzen muß, wer noch so fühlen, so nach Höherem verlangen kann, dessen Ohr ist der ewigen Wahrheit noch nicht verschlossen."

„Doch, mein Sohn," war die Antwort. „In wessen Verstand das Licht der Wissenschaft einmal hineingeleuchtet hat — und es leuchtet heute auch dem einfachsten Arbeiter, wenn er danach verlangt — der verschließt sein Ohr der sogenannten Wahrheit, die Ihr ihm bietet, ihm allein bieten dürft, wenn Ihr nicht von Amt und Brot kommen wollt. Erneuert erst das Gebäude der christlichen Kirche, brecht es ab bis auf das Fundament der unvergleichlichen christlichen Sittenlehre, deren oberster Grundsatz hieß: ‚liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst,' und dann baut darauf ein neues Gotteshaus, in dem auch der wissenschaftlich Gebildete beten kann, ohne Augen und Ohren zu schließen, in das die Sonne der Wissenschaft hineinscheinen darf, ohne Eure Altarkerzen mit ihrem Licht zu verdunkeln. Schafft uns eine Religion, die wir glauben können, und Millionen Menschen werden es Euch danken."

Der Professor erhob sich vom Tisch, er hatte sein Mahl beendet.

„Du meinst es gut, Anna," sprach er, sie auf die Stirn küssend, „aber Du wirst nichts erreichen. Uns bekehrst Du nicht, und die Theologie, die Du so zum Brückenbau aufforderst, wird Dich in Acht und Bann erklären. Nicht wahr, Egon?"

„Das wohl nicht," erwiderte der Neffe, „denn Tante meint es gut, sie will nach Frauenart vermitteln. Aber damit ist uns nicht gedient. Wir können keine Halben gebrauchen, wer sich zu Christus bekennt, soll es ganz und voll thun. Nicht die christliche Sittenlehre ist das Fundament unserer Kirche, sondern der Glaube an Christus als unsern Erlöser, der sein teures Blut für unsere Sündenschuld vergoß. Und wem es nur rechter Ernst ist mit dem Glauben, der wird sich diese beseligende Gewißheit nicht nehmen lassen, der Wissenschaft zum Trotz. Das Christentum ist den Menschen gegeben als ein Licht, den Geist zu erleuchten, und als eine Kraft — eine Kraft Gottes, die Anfechtung zu bestehen und die Herzen zu freudiger Zuversicht zu erheben."

Der Professor lachte auf. „Da hast Du das Resultat Deiner Predigt. — Ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit."

Er verließ das Zimmer, seine Gattin aber senkte das Haupt in ihre Hände und seufzte aus tiefstem Herzen.

III.

Der Frühling war ins Land gekommen und hatte Schnee und Eis mit seinem Besen aus Sonnenstrahlen hinweggekehrt. Die von krystallener Fessel befreiten Wellen des Stromes trugen wieder stolze Kauffahrteischiffe, und die Fracht, die sie brachten und hinwegnahmen, gab Hunderten fleißiger Hände das bescheidene Brot der Arbeiterexistenz.

Auch große Traften Holz kamen den Strom abwärts und auf den Holzplätzen entwickelte sich reges Leben, die Stadt trieb großen überseeischen Holzhandel.

Zur Feierabendstunde schoben sich zahlreiche Volksmassen durch den Stadtpark, um das frische Grün zu genießen und den Nachtigallen zu lauschen, die in den Büschen ihre Liebeslieder sangen. Manch junger Bursche ging da Arm in Arm mit seinem Liebchen, aber manch trübes Auge streifte auch nur gleichgültig alle die junge Pracht und strebte dem niedern, dunkeln Thor zu, das aus dem Park ins Freie führte, denn da draußen lagen die Friedhöfe und manch frischer Hügel hatte sich im Lauf des Winters dort gewölbt.

Auch das Köhlersche Ehepaar hatte sein jüngstes Söhnchen dort zu den vier vorangegangenen Kindern gebettet, der erste Wochenlohn aus der Eisengießerei, in der der Mann Arbeit erhalten, hatte den Sarg geliefert. Aber die Mutter war am Leben geblieben und sogar ziemlich gesund geworden; nur sehr schonen mußte sie sich, sie hatte, wie ihr Mann sagte, „einen Knax weg".

Sie hatte eine Stelle als Aufwärterin mit täglich dreistündiger Arbeit angenommen, der Mann hatte sein Versprechen gehalten und die Schenke gemieden. Er arbeitete nicht nur fleißig in der Fabrik, sondern fast an jedem Sonntagmorgen mit einem Bekannten zusammen am Hafen, um die Schiffe hineinzuschaffen, die sich verspätet hatten.

So gab es denn wieder bessere Kost und man hatte sogar begonnen, die versetzten Besitztümer wieder einzulösen. Der kleine Karl sah aus wie ein Borsdorfer Apfel, und Mariechen schrieb mit ungelenker Kinderhand jede Woche eine glückliche Epistel. Sie hatte Schulurlaub und war auf dem Lande.

Auch noch eine Einnahmequelle war der armen Familie geworden. Der Armenverein hatte auf Bitte der Frau Professor die alte Frau Liebke bis zu ihrer Übersiedelung ins Siechenhaus bei Köhlers in Pflege gegeben. Die neben der Stube gelegene Bodenkammer konnte jetzt in der guten Jahreszeit von Köhler und seinem Söhnchen als Schlafraum benutzt werden, so war im Zimmer Raum für die alte Frau geworden. Da saß sie nun in ihrem alten Holzlehnstuhl am Fenster und freute sich über die schöne Aussicht, über die Ruhe und über die Sauberkeit, die sie umgab.

Abends und Sonntags kam Alma und las ihr vor — es war kein Vergleich mit ihrem früheren Leben, wo die rohen Miteinwohner sie vernachlässigt und geplagt hatten. Wie dankte sie Gott und wie freute sie sich über die kleine Einnahme, die der arbeitsamen Hausfrau durch ihr Kostgeld erwuchs. Sie hätte sich am liebsten nur halb satt gegessen, um nicht zu viel zu verbrauchen.

Alma aber drang auf gute Pflege der Großmutter und steuerte von ihrem Verdienst bei, soviel sie konnte. Sie schlief noch im alten Logis, mied aber den Aufenthalt darin soviel wie möglich, weil ihr die habsüchtigen Leute die Entfernung der alten Frau nachtrugen. Eines oder das andere der Kinder hatte sich immer noch aus dem Napf der geduldigen Alten gesättigt, wenn Alma abwesend war.

So entstand auch zwischen Alma und den Köhlerschen Familiengliedern eine Art Freundschaft, obgleich das Mädchen als ehemalige Schülerin einer guten Bürgerschule und als Schneiderin nicht recht in den Kreis hineinpaßte. Die Dankbarkeit überbrückte die Kluft.

Ja, es war überall Frühling und goldene Zeit. —

Ein Sonntagabend war's und die Nachtigallen schienen ihre süßesten Lieder zu singen, da saßen ein Mann und ein Mädchen auf einsamer Bank im Stadtpark. Er hatte den Arm um ihre Schulter geschlungen und flüsterte Worte heißer Leidenschaft in das Ohr der atemlos Lauschenden.

Es war ein schönes Paar, der Former Hans Schmieder, von seinen Kameraden schlechtweg Schmiederhans genannt, und die Schneiderin Alma Liebke. Er ein hochgewachsener, blonder Mensch mit energischem, vielleicht etwas herrischem Gesichtsausdruck, dem der Vollbart prächtig stand, sie ein zartes Mädchen, mehr schwärmerisch und weich angelegt. Er eine auf sich selbst gestellte, wohl entschieden selbstherrliche Natur, sie eine fügsame, führungsbedürftige, mehr zaghaft als energisch veranlagte Seele.

So erschienen die beiden dem Beschauer auf den ersten Blick, sie trugen den Stempel ihrer Persönlichkeit gewissermaßen zur Schau und waren schon in dieser Äußerlichkeit ein Beweis, wie gerade die Gegensätze sich anziehen.

„Ich kann nicht, Hans, ich kann es wirklich nicht thun," flüsterte das Mädchen.

„So liebst Du mich eben nicht mit der rechten Liebe, diese kann alles," war die unmutige Antwort.

Das Mädchen brach in Thränen aus. „O könnte ich Dich in mein Herz sehen lassen, könnte ich Dir meine Liebe zeigen — könnte ich für Dich sterben," rief es schwärmerisch und umschlang ihn mit den Armen.

„Das sind Romanphrasen, die ich auf ihre Echtheit gar nicht prüfen will," sprach der Mann kühl, indem er sich aus ihrer Umschlingung löste. „Wir brauchen heutzutage keine unklaren Gefühle, kein Sterbenwollen, wir brauchen Thaten, wenn wir die neue glückbringende Zeit heraufführen wollen. Wir Pioniere der neuen Kultur müssen den Mut haben, mit den hergebrachten Formen der alten zu brechen und zwar durch die That. Da hilft kein Mundvollnehmen, kein Redenhalten, da hilft allein das Beispiel, wenn wir nicht wie Schafe in ihrem Pferg immer in die Runde gehen wollen. Glaube mir, Liebchen, die Zukunft wird diejenigen als Bahnbrecher preisen, die kühn den Ring beschränkter Vorurteile durchbrechen und andern den Weg weisen."

„Aber die Gegenwart wird mit Fingern auf sie zeigen," warf das Mädchen ein.

„So mag sie doch," rief der Mann, „es hat zu allen Zeiten Märtyrer gegeben, die für ihre Idee und deren Verbreitung gelitten haben, die Nachwelt preist sie als Heilige oder Helden, baut ihnen Kirchen oder setzt ihnen Denkmäler."

Dieser Aufruf zu einem Märtyrertum schien das schwärmerische Mädchen tief zu berühren.

„Du bist so klug, Hans," sprach es, „Du weißt die Worte so zu setzen — man merkt es, daß Du das Gymnasium besucht hast, ich komme mir Dir gegenüber immer so dumm vor, ich kann zuweilen gar nicht begreifen, warum Du nur ein Arbeiter bist. Mir scheint es manchmal, als hörte ich den Herrn Rechtsanwalt sprechen, für dessen Töchter ich arbeite."

Die Bewunderung der Geliebten schien dem Manne wohl zu thun, obgleich sie damit der Antwort auf sein Verlangen auswich. „Glaube doch ja nicht, daß ich meine ‚Klugheit', wie Du es nennst, dem Gymnasium verdanke, ich habe es, Gott sei Dank, nur bis Obersekunda besucht, sonst wäre ich heute vielleicht ein ebenso beschränkter Bureaukrat wie der erste beste höhere Beamte. Glaube mir, Leute, welche Abiturienten- und Staatsexamen hinter sich haben, besitzen selten noch die geistigen Fähigkeiten, um das, was die moderne logische Wissenschaft uns handgreiflich bietet, überhaupt verstehen und begreifen zu können."

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Ja, meinst Du denn, daß studieren dumm macht? Alles, was Du mir von den Errungenschaften der Wissenschaft erzählt hast, ist doch von studierten Leuten aufgefunden worden."

Der Mann lachte, ihm fiel im Augenblick keine Antwort ein.

„Ich denke mir, es muß damit doch nicht so schlimm sein," fuhr das Mädchen fort. „Als ich gestern mit Rechtsanwalts am Tisch saß — ich esse nämlich am Familientisch — kam die Rede auf die Schule und die Frau Rechtsanwalt meinte, es wäre doch recht gut, wenn man die Gymnasien endlich verbessern wollte; die armen Jungen lernten sich ganz dumm an allerlei, was sie später nicht gebrauchten. Da sagte der Herr Rechtsanwalt — und ich habe gut aufgepaßt, weil Du doch auch das Gymnasium besucht hast und es mich daher interessierte — da sagte der Herr Rechtsanwalt: ‚Wer nur einen hellen Kopf hat, der lernt sich nicht dumm, auch wenn er das Erlernte später nicht braucht. Wie seine Körperkräfte muß man auch seinen Verstand üben, wenn er leistungsfähig werden soll. Ob man ihn nun an diesem oder jenem übt, ist ziemlich gleich-

gültig. Wer sich einmal an folgerichtiges Denken in einer Disciplin gewöhnt hat, kann es mit Leichtigkeit auch auf eine andere übertragen.' — So sagte er und ich habe ihn ganz gut begriffen, das ist ebenso als wenn ein Maler malen lernt. Da wird es wohl auch gleich sein, ob er Menschen oder Tiere malt und ob er seine Bilder gleich brauchen kann oder nicht, wenn er dabei nur lernt, wie man es macht, um aus einzelnen Farben ein Bild herzustellen."

Alma sprach lebhaft, es war, als wollte sie den Mann verhindern, auf das frühere Thema zurückzukommen. Aber es half ihr nichts.

„Nun, wenn Du so fürs Lernen bist, Schatz," sprach er, „so lerne doch auch die Forderungen der neuen Zeit verstehen. Ich frage Dich noch einmal: Willst Du in freier Liebe meine Gattin werden?"

„Aber Hans," schrie das Mädchen auf, „wie kann ich denn jetzt schon Deine Frau werden, wo Du noch eine hast. Wir leben doch nicht in der Türkei."

Der Mann sprang heftig auf und stampfte mit dem Fuß. „Ich habe keine Frau mehr, ich habe mich von ihr geschieden, weil das innere Band zwischen uns längst zerrissen war. Nach den Anschauungen Eurer Pfaffen hätten wir zwar unser Leben lang nebeneinander hergehen und uns das Dasein nach Kräften verbittern müssen, um im Jenseits dann die Belohnung für unsere Tugend zu erhalten. Wir Neuen aber erachten es für unsittlich, eine Ehe weiter zu führen, der die innere Berechtigung fehlt. Nur in Liebe sollen die Geschlechter sich begegnen."

„Aber Du hast sie doch einst geliebt, kann Liebe denn sterben?"

„Ich habe die Frau geliebt und wie geliebt, aber diese Liebe war ein Irrtum. Unsere Charaktere paßten nicht zu einander. Sie ist eine kleinliche, beschränkte Natur, die nicht über sich selbst hinauskann. Darum auch hat sie mir die gesetzliche Scheidung verweigert. Unsere erbärmlichen Gesetze gestatten aber eine solche nicht einseitig auf ideale Gründe hin und zu andern hat sie mir keine Veranlassung gegeben. Es bleibt also bei der freiwilligen Trennung."

„Dann können wir uns auch nicht heiraten, Hans, vor dem Gesetz bist Du ein Ehemann und das göttliche Gebot lautet: ‚Du sollst nicht ehebrechen.'" Das Mädchen brach in Thränen aus. „Wir müssen entsagen, Hans, wir dürfen uns hier nicht wiedersehen. — Vielleicht im Jenseits —"

„Es giebt kein Jenseits, Mädchen, ich habe es Dir schon einmal gesagt, und es giebt auch kein göttliches Gebot, weil es keinen Gott giebt. Was Ihr Gott nennt, ist eine Naturkraft, die jedem Dinge und jedem lebenden Wesen die zu seiner Entwicklung nötigen Bedingungen schafft. Das Tier wird vom Instinkt getrieben, das seiner Art Zukömmliche zu wählen. Wir denkenden Menschen aber gehen oft in die Irre, wir schaffen uns Gesetze, die wider unsere Natur streiten, und stöhnen dann unter ihrem Joch.

‚Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,'

sagt ein Dichter, aber er läßt es wohlweislich vom Teufel sagen, damit man ihn selbst für den Ausspruch nicht verantwortlich machen kann. Solch ein vererbtes Gesetz ist die lebenslängliche Dauer der Ehe — es ist zur Krankheit geworden, also fort damit."

„Aber Hans, ich kenne doch ganz alte Eheleute, die sich immer noch innig lieben."

„Gewiß, mein Herz, und auch wir werden, wie ich hoffe, ein solches Paar sein. Wenn die Leidenschaft, die die Individuen verschiedenen Geschlechts aneinander bindet und sie zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Naturgesetz treibt, sich nicht verflüchtigt, sondern sich, vermöge übereinstimmender Geistes- und Charaktereigenschaften in Freundschaft umwandelt, dann kann ein solches Verhältnis bis an den Tod bestehen."

„Das verstehe ich nicht, Hans, das ist mir zu hoch. Du hast so viele Bücher gelesen, Bebel und Nordau und — und ich kann die Namen nicht alle behalten — Du magst es ja wissen. Ich weiß nur, daß ich Dich liebe und lieben werde bis ans Grab. Wie es aber dann sein soll, wenn Deine Liebe sich verflüchtigt oder in Freundschaft umwandelt, während ich mit ganzer Seele an Dir hänge, das weiß ich nicht. Soll ich dann Deine Freundin sein, während Du Dir zum Lieben eine andere Frau nimmst?"

„Aber Närrchen, wer denkt daran, wer wird sich überhaupt mit solchen Sorgen plagen. Heute lieben wir uns, darum wollen wir uns angehören, unbekümmert um das Geschrei der Philister. Mein Haus ist leer und harrt der Herrin, Du weißt, die Einrichtung darin gehört mir, ich bin niemand Rechenschaft schuldig. Deine alte Großmutter ist versorgt, sie gebraucht Dich nicht und weitere Blutsverwandte hast Du nicht. — Komm, die Nacht sinkt herab, laß sie unsere Brautnacht sein."

Er umschlang die Zitternde und küßte leidenschaftlich ihr bleiches Gesicht.

„Und meine Kundschaft, mein sicheres Brot?" stammelte sie angstvoll. „Es wird mich kein anständiger Mensch mehr ansehen."

„Wer Dich, die Du aus freier Wahl das ehrliche Weib eines ehrlichen Mannes bist, nicht mehr ansieht, der verdient nicht, daß Du Dich um ihn grämst. Wir sind hier eine kleine Gemeinde vorurteilslos denkender Menschen, unter ihnen wirst Du geehrt und geachtet sein wie jede durch Pfaffenwort verheiratete Frau, und ich will Dich auf Händen durchs Leben tragen. Komm —"

Er versuchte die Zögernde vom Boden aufzuheben, sie fühlte seinen heißen Atem in ihrem Nacken — da ging es plötzlich wie Entsetzen durch ihren ganzen Körper, sie stieß den Verführer von sich und floh wie ein gescheuchtes Reh den Weg entlang. Eine Weile folgte er ihr in wilden Sprüngen, dann kam ihm ein Trupp Menschen entgegen und zwang ihn, wollte er nicht Aufsehen erregen, die Verfolgung aufzugeben. Mit vor leidenschaftlicher Aufregung

pochenden Schläfen ließ er sich atemlos auf eine Bank fallen.

„Sie ist noch nicht reif für die neue Lehre, sie hängt noch zu sehr am alten Aberglauben; aber nur Geduld — Geduld — "

Tief versteckt im Gebüsch aber lag ein Mädchen auf den Knieen und rang verzweiflungsvoll die Hände. „Gott, o Gott, gieb mir ein Zeichen, wenn Du bist, damit ich weiß, ob Deine Gebote gelten oder nicht. Ich weiß ja nicht mehr, was recht und unrecht ist. — Gieb mir ein Zeichen, guter Gott."

Der Mond stand klar am Himmel und goß sein Silberlicht über die schlafende Welt, die Nachtigallen schlugen immer noch und die Nebel lagen duftig über den Parkwiesen. — Aber das erbetene Zeichen kam nicht.

IV.

Der Sommer kam und ging, die reifenden Früchte mahnten an den Herbst, und der Wind spielte nicht mehr mit schwankenden Ähren, er fegte über kahle Stoppeln. Noch aber lag heiterer Sonnenschein über Stadt und Land, und der neue Erntesegen half Schiffe und Eisenbahnzüge befrachten. — Am Hafen und Bahnhof regten sich Hunderte fleißiger Hände.

Auf dem Damm, der am Ufer des Flusses hinführte, um einerseits die weiten Wiesenflächen vor seinen Fluten zu schützen, andererseits bei Windstille den Segelschiffen Gelegenheit zur Weiterbeförderung durch Menschen oder Pferde zu geben, schritten zwei Personen, der Arbeiter Köhler und sein Genosse Braun, ein kleiner stämmiger Mensch mit rohem Gesichtsausdruck.

Es war Sonntagmorgen und eigentlich Feiertag, die beiden aber waren trotz dessen keine Spaziergänger. An schräg über die Brust laufenden Gurten hatten sie lange Seile befestigt, mit deren Hilfe sie noch vor Beginn des Gottesdienstes ein schweres Schiff in den inneren Hafen schleppen sollten. Sie „treidelten", wie der Fachausdruck lautete. Im allgemeinen besorgten kleine Schleppdampfer das Hineinschaffen der Schiffe, am Sonntage ruhte aber der Schleppdienst.

Den kräftigen Braun schien die Arbeit wenig anzustrengen, dem schwächlicheren Köhler lief der Schweiß trotz der Morgenkühle stromweise über das Gesicht. Es ging gegen Wind. Endlich blieb er stehen und rang nach Atem. „Ein Hundeleben," fluchte er, als er endlich zu Atem gekommen war.

„O ja, es ist recht pläsierlich," meinte der Gefährte giftig, „ich kann mir nichts Schöneres denken, als in der Sonntagsfrühe spazieren gehen und so ein niedliches Schiffchen wie ein Hündchen am Strick hinter sich herziehen. Wirklich ein reizendes Vergnügen und wert, dafür um drei Uhr aufzustehen."

„Aber der Verdienst," meinte Köhler, „ist doch gut mitzunehmen, am Sonntag zahlen die Leute doppelt."

Die Seile zogen sich plötzlich straff, als wollten sie die Arbeiter rückwärts reißen, und vom Schiff ertönte ein unwilliger Zuruf.

„Na, denn man jüh," rief Braun, indem er sich kräftig in den Riemen legte; „das Beest will abschwimmen."

Weiter ging es, die kurze Rast hatte die Arbeiter doch erfrischt, sie nahmen die unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr in die ‚Laterne'?" fragte Braun.

Der Angeredete murmelte etwas in den Bart.

„Na, laß Dich man von Deiner Professern nich zu sehr unterdrücken, was sie an Euch thut, ist ja recht schön, aber doch nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, Deine Minna hat ihr doch sechs Jahre treu gedient."

„Na, sie hat aber auch guten Lohn und gute Behandlung gehabt," meinte Köhler, der ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl besaß, „eigentlich hat doch keiner mehr was zu fordern, wenn er den Dienst aufgiebt. Und die Minna hat selbst gekündigt, weil wir heiraten wollten."

„Na ja, aber wozu haben Professers denn ihr gutes Einkommen und noch Vermögen daneben, das können sie ja gar nich verbrauchen, seit die Kinder versorgt sind. Macht ihnen man los, so viel Ihr könnt."

„Das sagst Du so," meinte Köhler, „aber mir kommt es doch undankbar vor, nich zu thun, was die Frau will. Ohne sie wär' meine Minna auf dem Kirchhof, sie hat ihr einen tüchtigen Doktor geschickt und immer soviel Essen — sie hat mir auch Arbeit besorgt und sich über mein krankes Mariechen erbarmt. Da hab' ich ihr versprochen, nich zu trinken, nu muß ich mein Wort schon halten."

„Das is wohl ganz schön, Du brauchst Dich ja auch nich zu betrinken, aber hinkommen kannst Du doch? Soviel freien Willen wirst Du doch noch haben."

„Ich weiß doch nich," meinte Köhler zögernd.

„Ach, mach Dich nich niedlich!" rief der andere ärgerlich, „der Schmiederhans kommt heute um fünf Uhr hin und wird uns aus einem neuen Buch über die Unsterblichkeit vorlesen. Das soll alles bloß Mumpitz sein, was die Pfaffen lehren."

„Also lesen wollt Ihr, nicht trinken?" fragte Köhler, halb gewonnen.

„Eins thun und das andere nich lassen. Wir sitzen im Garten in einer versteckten Laube beim Glase Bier, und der Schmiederhans liest oder erzählt, was er gelesen hat, und wer für Bildung is, hört zu. Wenn er fertig is, kann nach Hause gehn, wer will, aber wir bleiben meist beisammen, der Laternenwirt führt gutes Bier und besonders kräftigen Schnaps. Aber Du brauchst ja keinen zu trinken."

„Ich möcht' doch lieber zu Hause bleiben," meinte Köhler schüchtern.

„Dummer Kerl," fuhr Braun auf. „Wirst Dich gerad' von einem alten Weib am Schürzenband führen lassen. Du bist mir 'n netter Held. Zieh Dir 'n Weiberrock an."

Köhlers Gesicht färbte sich mit dunkler Röte.

„Ich werd' kommen!“ rief er hastig, als fürchte er, es könne ihn wieder gereuen.

Sie waren bald darauf am Hafen angekommen, lösten die Taue und nahmen die Bezahlung in Empfang. Braun ging zunächst in ein primitives Frühstückslokal, Köhler dagegen eilte heim, setzte aber zehn Pfennige seines schwer verdienten Geldes in Kuchen um, den er den Kindern mitbrachte.

Minna war bei seiner Heimkehr noch nicht von ihrer Aufwartestelle zurückgekehrt, Mariechen hatte aber wie immer die Wohnung sauber gefegt und gewischt, Gemüse zum Mittagessen vorbereitet und den kleinen Bruder und Frau Liedke sonntäglich herausgeputzt. Nun brachte sie dem Vater einen Topf Kaffee, den sie so gut wie möglich in der Asche warm gehalten hatte, und legte auf das dazugehörige, umfangreiche Butterbrot ein großes Stück Leberwurst. „Weil heute Sonntag ist und Du schon schwer gearbeitet hast,“ erklärte sie strahlend, „hat Mutter Wurst für Dich holen lassen.“

Der Mann aß langsam und mit Behagen, während er den Arm um sein Töchterchen legte. Das kranke Mädchen war sein Lieblingskind, an dem er mit rührender Zärtlichkeit hing. Wenn sein mehr passiver Geist sich einmal zum Bau von Luftschlössern erhob, so waren diese luftigen Gebilde stets für Mariechen bestimmt. Es war gewiß gar nicht so schlimm mit ihrer Krankheit. Wenn er nur genug Geld hätte, um eine schöne große Wohnung und gutes Essen zu bezahlen, dann würde das Kind gewiß gesund und kräftig werden. Er sah auf das schmale, dürftige Figürchen herab — selbst der Aufenthalt auf dem Lande hatte es nicht runden, den blassen Wangen keine Farbe geben können. Nur der böse Husten hatte nachgelassen, aber wer wußte, was der Winter wieder brachte.

Er zog das Kind noch fester an sich und seine Gedanken gingen Bahnen, die ihnen bisher fremd gewesen. Da war der Sohn seines Prinzipals, ein hoch aufgeschossener Jüngling von achtzehn Jahren. Wie frisch und gesund der jetzt aussah, und vor zwei Jahren, nach der bösen Lungenentzündung, hatte man ihn als Todeskandidaten bezeichnet. Da hatte ihn sein reicher Vater ein ganzes Jahr fortgeschickt, ganz weit fort, in Länder, wo es keinen Winter giebt, hatte ihm einen jungen Arzt als Begleiter und Pfleger mitgegeben, und nun war er wieder da und so gesund, als wäre er nie krank gewesen. Das Geld seines Vaters hatte ihm das Leben gerettet.

Wenn er sein Mariechen auch so fortschicken könnte, dahin, wo sie gesund werden müßte. Wenn er für sie eine feine Gouvernante engagieren könnte, anstatt daß sie mit ihrer kranken Brust die Stube fegen und die Steinkohlen vier Treppen hinauftragen mußte. — Warum nur das Geld so verschieden verteilt war. —

Die ungebildeten Leute sind selten sehr zartfühlend in ihren Äußerungen, so trug der Mann denn auch kein Bedenken, die Kleine zu fragen: „Wird es Dir sehr schwer werden, Mariechen, wenn Du vielleicht bald sterben mußt? Möchtest Du gern leben?“

Das schmale Gesichtchen bedeckte sich mit lebhafter Röte. „Ach ja, Vater, ich möchte so gern leben und groß und gesund werden. Die alte Frau Liedke sagt zwar, wenn ich sterbe, komme ich in den Himmel und werde ein Engel; aber das kann ich ja auch später noch, ich will gewiß recht fromm und gut bleiben. Erst möchte ich viele, viele Jahre leben.“

Dem Manne stieg es heiß ins Gesicht — Geld, Geld, wenn er nur Geld hätte — warum sollte sein Kind nicht ebensogut gesund werden wie das seines Prinzipals. Einstweilen hatte er das dringende Bedürfnis, seinem kleinen Hausgeist etwas Liebes zu thun, so schnitt er denn ein Stück von seiner Wurst ab, schob es dem Kinde in den Mund und sagte lakonisch: „Da iß.“ Und Mariechen aß, war seelenvergnügt und vergaß alle Todesgedanken.

Als der Nachmittag gegen die fünfte Stunde vorrückte, wurde Köhler unruhig, sein Versprechen, in die „Laterne“ zu kommen, reute ihn fast, aber er schämte sich vor den andern Männern, sie hatten ihn schon einmal mit seiner Abhängigkeit vom Willen der Frau Professor geneckt. Und dann — der Schmiederhans wollte über die Unsterblichkeit lesen — wenn sein Mariechen doch vielleicht nicht groß wurde — er wollte gern wissen, was die „Neuen“ anderes zu sagen hatten als der Pfarrer.

So übertäubte er denn sein leise mahnendes Gewissen, trennte sich von Frau und Kindern, die noch ein Stückchen spazieren gehen wollten, und eilte in den Biergarten.

Das Abendessen wartete an diesem Tage vergebens auf den Hausvater. Die müden Kinder gingen zu Bett, und es ward Mitternacht, ehe Minna, die lauschend auf der Treppe saß — sie wußte, ihr Mann hatte keinen Hausschlüssel — ihn an der Thür lärmen hörte. Sie huschte die Treppen hinunter, öffnete und bat ihn flehentlich, sich ruhig zu halten. Aber der schwerberauschte Mann ließ sich nicht bedeuten, mit rauher Stimme brüllte er unaufhörlich:

„Macht Euch das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn.“

Vergebens beschwor ihn die weinende Frau, still zu sein, er schrie nur immer ärger:

„Leben wollen wir, Minnachen, leben und lustig sein, nachher fressen uns nur die Würmer und es ist alles aus — aus — aus —“

Mit Mühe und Not schaffte die Frau den Trunkenen in die Wohnung, wo er schwer auf sein Bett niederfiel, ohne sich auszukleiden.

* * *

In derselben Woche, an einem herrlichen, sonnigen Septembertage, bestieg eine heitere Gesellschaft einen der regelmäßig kursierenden Vergnügungsdampfer, um eine Fahrt stromaufwärts nach einem vielbesuchten Dörfchen zu machen. Es waren Professor Niederstetter nebst Gattin, der Fabrikbesitzer Wahrholm mit Gattin und Sohn, Professor Steiner mit seiner neunzehnjährigen Tochter Hilde und Kandidat Egon Schmidt. Man saß in heiterster

Laune auf dem Hinterdeck des kleinen Dampfers und freute sich der wundervoll klaren Luft, die die kleinsten Gegenstände bis in weite Ferne sichtbar werden ließ.

Die Landschaft zeichnete sich nicht durch hervorragende Schönheit aus, sie war zu flach, um romantisch oder interessant zu sein, aber die weiten Wiesenflächen, von Viehherden belebt und in der Ferne von waldbedeckten Hügeln begrenzt, das breite, blaue, schön geschwungene Band des Flusses dazwischen und der klare Himmel darüber gaben ein harmonisches, heiteres Bild, das von der feinsinnigen Gesellschaft in seiner Eigenart richtig gewürdigt wurde.

Die Mitglieder derselben hatten sich gruppiert, wie Zufall oder persönliche Interessen sie zusammenführten, und da gleiches Lebensalter ähnliche Interessen mit sich zu führen pflegt, hatten sich die Alten zusammengethan und es den Jungen, die sich wenig kannten, überlassen, ebenfalls Anknüpfungspunkte zu finden. So saßen denn Hilde und Egon nebeneinander, aber es wollte keine rechte Plauderei zu stande kommen.

Hilde schaute sinnend in die freundliche Landschaft hinaus, und der junge Mann hatte Zeit, die feine Linie ihres Profils zu studieren. Endlich wendete sie sich um und sah ihm mit zwei klaren blauen Augen ins Gesicht. „O wie herrlich ist es doch auf der Welt, man möchte sich noch einen Sinn mehr wünschen, um alles Schöne recht genießen zu können."

„Ja, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein," citierte der Kandidat.

„Heißt es nicht weiter: ‚Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n?'" fragte Hilde.

„Jawohl, unser alter Hölty singt so."

„Ich muß Ihnen zu meiner Schande gestehen," lachte das Mädchen, „daß ich bis vor kurzem diesen Vers, in etwas veränderter Form, für den Anfang eines Kirchenliedes gehalten habe. Natürlich bat ich dem braven Hölty meinen argen Verdacht herzlich ab, als ich neulich die richtige Fassung in seinen Werken entdeckte."

„Warum abbitten, Fräulein Steiner," meinte der Kandidat verwundert. „Der Verfasser eines schönen, tief empfundenen Kirchenliedes sein, ist doch wahrlich keine Schande. Übrigens haben wir wirklich eines, das ähnlich beginnt."

Das Mädchen errötete. „Ich meinte nur, daß es unserm modernen Empfinden widerstrebt, sich einen wirklichen Dichter als Fabrikanten eines Kirchenliedes denken zu sollen. Freilich ist die freie Richtung der gesamten gebildeten Menschheit erst ein Produkt der Neuzeit und wir dürfen der älteren Generation ihre Vorurteile nicht zu sehr verübeln, sie verstand es nicht besser. — Darwin, Karl Vogt, Büchner, Renan und Strauß hatten die Fackel noch nicht entzündet, die dem alten Aberglauben heimleuchten sollte."

Fast entsetzt starrte der junge Mann auf die rosigen Lippen, die so unjugendlich, ja, wie es ihm schien, so frevelhaft plauderten. Endlich erwiderte er, indem der Unmut ebenfalls seine Stirn rötete: „Sie dürften doch irren, mein Fräulein, wenn Sie annehmen, daß die gesamte gebildete Gesellschaft zur Fahne der genannten Herren schwört. Man hat es Sie im Hause Ihres Herrn Vaters so gelehrt, weil er seine eigenen Anschauungen in Sie zu verpflanzen wünschte, aber glauben Sie ja nicht, daß die absolute Negation alles Göttlichen und Überirdischen eine Notwendigkeit für den geistig Hochstehenden sei. Sie finden ebenso bedeutende Geister, wie im Lager der Materialisten, auf der entgegengesetzten Seite; Sie wissen es nur nicht."

Hilde war sehr verlegen geworden, jetzt erst fiel ihr ein, daß sie einen Theologen vor sich hatte.

„Wilhelm von Humboldt," fuhr Egon fort, als sie nicht antwortete, „sagte kurz vor seinem Tode zu seinen Kindern, indem er das Bild seiner verstorbenen Gattin, welches er lange betrachtet hatte, aus der Hand legte: ‚Ich will sie von Euch grüßen, ich werde wohl heute noch bei ihr sein.' Werden Sie Wilhelm von Humboldt jetzt für einen Schwachkopf halten?"

Das Mädchen errötete noch tiefer und schaute befangen in den Schoß, es war ihm sehr fatal, daß es seine Weisheit so an die falsche Adresse gerichtet hatte; der junge Mann aber blickte mit innigem Interesse in die rosigen Züge, aus denen Glück und Lebenslust strahlte. Hinter dieser glatten Stirn hatten wohl noch niemals geistige Stürme getobt und ihr Gemüt glich wohl noch der klaren Wasserfläche vor ihnen, die den Himmel wiederspiegelte.

„Mein Fräulein," brach er endlich das Schweigen, „es geht Ihnen wie den meisten Menschen, die innerhalb einer Partei stehen, sie hören nur die Anschauungen eben dieser Partei und sehen verächtlich auf alles andere herab."

Hilde machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, leugnen Sie nicht, es ist ja in der Politik nicht anders. Der Konservative hält sich für zu vornehm, um eine socialdemokratische Zeitung oder Broschüre zu lesen, der Socialdemokrat oder Freisinnige fürchtet zu ‚verdummen', wenn er ein klerikales Blatt in die Hand nimmt. So kommt es, daß — die Führer ausgenommen — in jeder Partei fast nur Parteiorgane gelesen werden, die die wirkliche Meinung der Andersdenkenden in mangelhafter, oft geradezu gehässiger Weise zum Ausdruck bringen. Und da sprechen die Leute denn von Überzeugung. Ihnen, mein Fräulein, hat man die Religion vorenthalten und Sie sprechen davon wie der Blinde von der Farbe. Sie sind weder getauft noch eingesegnet, haben mithin keinen Religionsunterricht empfangen. Wie wollen Sie da urteilen? Waren Sie schon je in einer Kirche?"

„Nein," antwortete Hilde kleinlaut, „Papa geht zuweilen zu einem Konzert in den Dom, er liebt die Musik sehr, aber ich bin ganz unmusikalisch."

In dem Kandidaten regte sich der Geistliche. „Würden Sie mir eine große Gunst erweisen, mein Fräulein?" sprach er bittend.

Hilde schoß wieder das Blut ins Gesicht, als sie in seine ernsten braunen Augen blickte; sie ärgerte sich darüber, denn jetzt war gar kein Grund dazu vor-

handen, aber sie mochte ihn nicht noch mehr kränken, hatte sie es aus Achtlosigkeit doch schon gethan, indem sie herabsetzte, was ihm heilig war. So nickte sie denn zustimmend.

„Bitte kommen Sie Sonntag — also übermorgen — über acht Tage um neun Uhr in die Kirche der Altstadt, ich werde dort den beurlaubten Geistlichen vertreten. Es würde mir Freude machen, vor Ihnen zu predigen."

Hilde erschrak. Sie, ihres Vaters Tochter, sollte ohne sein Wissen die von ihm als Verdummungsanstalt bezeichnete Kirche besuchen? Denn ohne sein Wissen mußte es geschehen, wenn sie nicht furchtbar ausgelacht sein wollte. Sie entzog sich der Antwort, indem sie den jungen Mann auf einige Leute aufmerksam machte, die auf einem gerade begegnenden Transportschiff einen lustigen Tanz aufführten.

Egon fühlte, daß sie das ernste Gespräch abzubrechen wünschte, er ging auf das neue Thema ein und bald scherzten die feindlichen Parteien wie zwei fröhliche Kinder und dachten weder an Vogt noch an Darwin.

Auch der ältere Teil der Gesellschaft war in eifrigstem Gespräch begriffen, denn der Fabrikbesitzer Wahrholm hatte soeben eine Mitteilung gemacht, die namentlich die Frau Professor aufs höchste interessierte. Sie sprang in ihrer lebhaften Weise vom Sitz auf und schlug mit den Worten: „Aber das ist ja unglaublich!" die Hände zusammen.

„Was ist unglaublich!" fragte ihr Gatte.

„Denke Dir," belehrte ihn die erregte Frau, „unsere Alma hat mit dem Former Schmieder eine wilde Ehe geschlossen. Sie haben im Kreise einiger Gleichgesinnten eine Art Hochzeit gefeiert und dann hat er sie in sein Haus geführt. — Da hört doch alles auf."

Der Professor schüttelte den Kopf. „Wer hätte das von Alma gedacht, ich hielt sie stets für ein ordentliches, sittliches Mädchen."

„Sie dürfen auch jetzt nicht schlecht von ihr denken," mischte sich der Fabrikbesitzer hinein. „Sie hat sich von Schmieder, den sie abgöttisch liebt, mit allerlei neumodischem Kram, als da ist: freie Liebe, Erfüllung der weiblichen Bestimmung und so weiter, den Kopf verdrehen lassen und glaubt ein verdienstlich Werk gethan zu haben, glaubt eine Pionierin der besseren Zeit zu sein. So etwa lautete der Ausspruch, mit dem mir Schmieder seine ‚Verheiratung', wie er es nennt, anzeigte."

„Ja, warum heiratete er denn das Mädchen nicht gesetzlich?" fragte Professor Steiner, ein langer, dünner, alter Mann mit häßlichem, aber sehr geistvollem Gesicht.

„Weil seine erste Frau lebt und hartnäckig die Scheidung verweigert, was aber Schmieder, wie ich glaube, ganz recht ist. Der Mensch hat dem Mädchen lange nachgestellt und es endlich überredet. Schade darum, es ist ein anmutiges Geschöpf."

„Wer ist eigentlich dieser Schmieder?" fragte Frau Niederstetter. „Ich habe ihn zufällig einmal zu Gesicht bekommen und bin aus ihm nicht recht klug geworden. Er trug die Arbeiterbluse und sprach wie ein gebildeter Mensch."

„Schmieder ist ein Zwitterding, wie es unsere Zeit zuweilen hervorbringt," erklärte Wahrholm. „Als Sohn eines gut besoldeten Subalternbeamten — ich glaube sein Vater war Rendant — hat er eine sorgfältige Erziehung erhalten, Sprache und Umgangsformen der gebildeten Gesellschaft angenommen und das Gymnasium einer Provinzialstadt besucht. Aber sein etwas unbändiger, jeden Zwang hassender Charakter hat ihn verhindert, auf diesem guten Fundament weiterzubauen.

„Nach dem frühen Tode seines Vaters, der wohl noch einigermaßen Einfluß auf ihn ausübte, hat er das regelrechte Studium als geisttötend bald über Bord geworfen und ist als ‚freier Mensch', wie er es bezeichnete, in die Welt gegangen, um sich einen ihm zusagenden Beruf zu suchen. Sein Lebenslauf, wie er ihn mir erzählte, ist die wahre Robinsonade, aber wie vielerlei er auch versucht, nirgends hat er gefunden, was ihm zusagte, denn es giebt wohl keinen Beruf, der ganz ohne Zwang sich ausüben ließe. Er glaubt aber keinen Zwang vertragen zu können. Deshalb schilt er auf alles Bestehende. Wollte man aber, was ihm wünschenswert scheint, gesetzlich einführen, so würde es ihn ebenso unerträglich dünken.

„So hat ihn denn die Notwendigkeit und der Mangel an ausreichendem, geordnetem Wissen zum Arbeiter gemacht, er selbst aber behauptet, es freiwillig geworden zu sein. Er nennt sich einen Apostel der neuen Zeit und meint durch seine Bildung zur Hebung des vierten Standes beitragen zu müssen. Natürlich ist viel Eitelkeit dabei, er will der erste sein, sei es auch nur unter Arbeitern. Übrigens hat er viel gelesen und redet wie ein Buch."

„Die arme Alma thut mir unendlich leid," äußerte Frau Wahrholm auf den langen Bericht ihres Gatten, „einem Mann seiner Art wird jede dauernde Verbindung, mag sie gesetzlich oder ungesetzlich sein, zur unerträglichen Tyrannei werden und die Frau wird darunter leiden."

„Ganz sicher," pflichtete ihr Gatte bei, „ich gebe der Herrlichkeit zwei Jahre höchstens."

„Hat er den wenigstens guten Verdienst?" fragte Professor Steiner.

„Er verdient noch einmal soviel wie meine andern Arbeiter, da ich ihn gelegentlich als Techniker beschäftige und bezahle, obgleich er eigentlich nur Former ist. Zudem hat er vor ein paar Jahren seine Mutter beerbt und außer einigen Tausend Mark eine hübsche Hauseinrichtung erhalten. Er gilt unter meinen Arbeitern als Krösus einerseits und als Licht der Weisheit andererseits und das ist es, was ihn reizt. Es steckt eine Großmannsucht in ihm, von der er selbst nichts ahnt. Er revoltiert gegen jeden Druck, würde aber gegebenen Falls selbst Despot sein.

„Meine arme, verblendete Alma," klagte Frau Niederstetter, „ich will doch in den nächsten Tagen zu ihr gehen. Ich muß ohnehin Ihr Stadtviertel besuchen, Herr Wahrholm, der Arbeiter Köhler soll

seit einigen Tagen wieder unausgesetzt betrunken sein, seine Frau klagte es mir heute."

„Ich habe es zufällig auch bemerkt," antwortete Wahrholm, „bitte sagen Sie ihm, er solle sich zusammennehmen, ich vertrüge in solchen Dingen keinen Scherz. Der Mann ist ohnehin seiner Schwächlichkeit wegen kein besonders tüchtiger Arbeiter, sehe ich ihn noch einmal betrunken, so ist er entlassen."

Das Schiff näherte sich seinem Bestimmungsorte, der auf der rechten Flußseite sich in Gestalt eines freundlichen Dörfchens präsentierte. Ein mäßiger Hügel, von Parkanlagen bedeckt, stieg unmittelbar vom Flußufer auf und trug auf seiner Spitze, durch grüne Bäume verdeckt, ein ländliches Gasthaus. Ein Stückchen davon lag die altertümliche Kirche, ebenfalls in Grün gebettet, und tiefer, wie ein Kranz darum geordnet, die bescheidenen Bauernhäuschen. Das Ganze ein Idyll ohne jede Prätension, aber lieblich und herzerfreuend.

Der junge Wahrholm, die Röte der Gesundheit auf den Wangen, kam von der andern Seite des Dampfers, wo er mit einem Bekannten geplaudert hatte, herüber; ein paar Körbe mit besseren Lebensmitteln, als sie hier zu haben waren, wurden ausgeladen, die Herren bemächtigten sich ihrer dienstеifrig und der kleine Zug stieg bergan, um bald darauf von einer Art Belvedere Besitz zu nehmen, das sich oben am Rande des Parkes erhob.

Die Damen packten delikaten Kuchen aus und eine ländliche Hebe servierte recht guten Kaffee auf sauberem Tischtuch. Da saßen nun acht befreundete Menschen in munterem Geplauder und schauten in das freundliche grüne Thal hinab. Der Fluß durchschnitt die weite Wiesenfläche in zwei breiten Armen und weiße Segel, duftige Rauchwölkchen, den Dampfern entströmend, bezeichneten weithin seinen Lauf. Auf den Wiesen regten sich fleißige Hände, prächtiges Vieh belebte die Landschaft. —

Ein liebliches Bild, so recht zu harmlosem Genuß einladend und doch — der Mensch trägt in jedes Bild, sei es lieblich und reizend oder großartig und schauerlich, seine eigene Stimmung hinein, und hier pochte mehr als ein Herz in unruhigen, ahnungsreichen oder sorgenvollen Schlägen und fühlte nur halb den holden Frieden der Natur.

Nach dem Kaffee schickten die beiden Professoren sich zu einem botanischen Spaziergang an, die älteren Damen wünschten auf dem anmutigen Platz sitzen zu bleiben und Herr Wahrholm ihnen Gesellschaft zu leisten. So blieb es denn den drei jungen Personen überlassen, ebenfalls zu bleiben oder ihre eigenen Wege zu gehen, und sie zogen das letztere vor.

„Wir wollen zunächst einmal auf den Kirchhof gehen, er gewährt eine hübsche Aussicht nach der andern Seite, die hier durch die Bäume verdeckt wird," schlug der junge Wahrholm vor, „vielleicht finden wir auch die Kirche offen — es scheint eine Hochzeit im Dorfe zu sein — es sind interessante alte Bilder darin."

Der Vorschlag wurde angenommen und sofort zur Ausführung gebracht. Durch ein Pförtchen erreichte man die Landstraße, die sich im Lauf der Jahrhunderte wie eine Rinne zwischen Kirchhof und Park hineingewühlt hatte, und, sie überschreitend, den geflasterten Aufstieg zur Kirche.

Auf dem ländlichen Friedhof sah es allerdings anders aus, als die Städter es gewohnt waren. Hier gab es keinen üppigen Blumenschmuck, keine von Gärtnerhand gewundenen Kränze auf den Hügeln; einfach und bescheiden war alles, oft auch ärmlich und schmucklos, aber man sah doch, daß die Hand der Liebe auch hier waltete und hätte sie ihre Thätigkeit nur durch die Sauberkeit des grünen Hügels beweisen können.

Die Aussicht vom Kirchhof war wirklich anmutig und der Platz selbst bot Unterhaltung durch einen gewissen unfreiwilligen Humor, der bei der Abfassung einzelner Grabschriften gewaltet hatte.

Hilde lachte zuweilen laut auf, senkte aber sofort beschämt die Augen, wenn ein vorwurfsvoller Blick Egons sie traf. Er hatte ja ganz recht, sie zu tadeln, wenn ihre natürliche Heiterkeit sie fortriß. Die Worte, die da standen, hatte tiefer Schmerz diktiert, wer durfte lachen, wenn die Form verfehlt war, oder wenn der brave Dorfkünstler in Bezug auf die Orthographie das Prädikat „mangelhaft" verdiente.

An die Kirche war die Grabkapelle einer Adelsfamilie der Nachbarschaft angebaut. Paul Wahrholm machte auf das schöne schmiedeeiserne Gitter des altertümlichen Baues aufmerksam, erklärte den Baustil der Kirche und der später angebauten Kapelle und erwies sich in diesen Dingen, trotz seiner Jugend, durchaus sachverständig.

Eben verließ auch der ländliche Hochzeitszug die Kirche und nach Verständigung mit dem Küster betraten die drei Spaziergänger den kleinen, aber interessanten Raum. Das Bauwerk war über sechshundert Jahre alt und noch völlig unverändert. Deutlich erkannte man die Spuren des Katholicismus, der es errichtete. Die Nebenaltäre waren zwar verschwunden, aber dieselben Bilder und Holzschnitzereien, die sich darüber erhoben hatten, hingen noch an den Mauern und bildeten die Rückwände kunstvoll geschnitzter und vom Alter gebräunter Kirchenstühle, die wohl dem Landadel zugehörten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Grillenliedchen.

Singe, singe, kleine Grille,
Singe in der Abendstille
An dem klaren, grünen Rhein;
Wo die Nixen heimlich lauschen,
Wenn die Elfen Grüße tauschen
Bei des lichten Mondes Schein.

Zu dem Klange Deiner Lieder
Schweben leicht sie auf und nieder,
Nippend wilder Blumen Duft.
Welch ein sommernächtig Leben,
Welch ein Wogen, welch ein Weben
In den Wellen, in der Luft!

Und der Blüten Köpfchen neigen
Leise sich in süßem Schweigen,
Träumend an dem grünen Rhein.
Singe, singe, kleine Grille,
Heimlich in der Abendstille,
Sing auch mich in Träume ein.

Helene Bernard.

Er spricht dorisch!

Ein Genrebild aus klassischen Tagen.

Von **Oskar Linke.**

Zur Zeit der großen Dionysien, wo nach Athen eine Unzahl Fremder aus anderen hellenischen Städten zusammenzuströmen pflegte, um teilzunehmen an der allgemeinen Lustbarkeit und Freude, sowie das neueste Lustspiel eines Kratinos oder die neueste Tragödie eines Sophokles mit anzuschauen, hatte sich eine junge Gesellschaft aus mancherlei hellenischen Stämmen zusammengefunden in dem kühlen, geräumigen Speisesaale eines äußerlich schlichten Hauses, das einem reichen, jungen Athener gehörte. Aber wenn auch die Außenseite dieses Hauses, wenig von anderen unterschieden, sich durch seine Armseligkeit schier auffallend abhob von der rings aufragenden Pracht der Marmortempel und Hallen und öffentlichen Gebäude, so verbreitete doch die erwachte Sonne des perikleischen Zeitalters ihre Wirkung auf die innere Häuslichkeit derart, daß die Einrichtung eines vornehmen Hauses auch zumeist den Reichtum seines Besitzers widerspiegelte.

Unser junger Athener hatte es sich nicht nehmen lassen, sein Haus, zumal das säulengetragene Peristyl und den großen Männersaal durch mancherlei Zierrat und Schmuck auszustatten, nicht bloß um zufällig bei ihm einkehrenden Gastfreunden aus Sparta oder Theben zu zeigen, wie jetzt dem Athener der Vorrang gebührte in der Pflege des Schönen, sondern aus eigener Lust für die Augen und im Gedanken an die Kürze des rosigen Lebens, der freilich nur selten und vorübergehend wie sommerlicher Abendwolkenhauch die heitere Seele zu trüben vermochte.

Wie es zu geschehen pflegte, wenn Mitglieder verschiedener hellenischer Stämme beim Mahle zusammengelagert ruhten, so war auch hier im Verlaufe des Symposions das Gespräch auf die mannigfaltigen Sitten und Gebräuche der einzelnen Völkerschaften gekommen, welche sich oft wie Tag und Nacht voneinander unterschieden, ohne daß sie darum aufhörten, sich als Hellenen zu fühlen.

Der Boiotier wurde gehänselt wegen seiner Vorliebe für ein leckeres Mahl und wegen seiner Vernachlässigung des Schönen, obwohl er sich darauf berufen konnte, daß Pindaros, der Sänger von Theben, die Kunst des lyrischen Sanges als unübertroffener Meister gepflegt; und obwohl — wie seltsam von den Göttern gefügt! — die Frauen aus Theben oder Thespiai die Schönsten von Hellas hießen.

Den gleichen Vorwurf mußte sich der Spartaner gefallen lassen, soviel ihm auch seine Pflege des Guten, zumal der Tapferkeit, nachgerühmt wurde.

„Freilich," meinte der anwesende Dorer, „Ihr Athener vom jonischen Stamme, fürs Schöne sorgt Ihr; indessen, ich meine, Ihr vergeßt darüber das *Wichtigere* und wandelt auf abschüssiger Bahn. Denn allzusehr, dünkt mich, hat es Euren Augen und Ohren das Sirenenwort *Freiheit* angethan. Und wenn man die Sache bei Licht besieht —"

„Nämlich mit dorischen Augen!" schaltete lachend der athenische Gastgeber ein.

„Mit dorischen Augen!" sagte ruhig der Spartaner, „so seid Ihr gerade jetzt unter Perikles unfreier als jemals. Er ist gleichsam Euer heimlicher Tyrann; wie das immer der Fall sein wird, wenn sich jemand unter seinen Mitbürgern erhebt, dem die Himmlischen etwas mehr Verstand als allen übrigen zusammen und auch das zugehörende Glück gegeben haben."

„Bei der Pallas Athene," fiel ihm schlagfertig der Athener ins Wort, „ich glaube das nicht. In dem einzigen Perikles ist *gegenwärtig* der Wille des gesamten Volkes zum Ausdruck gelangt; aber die Möglichkeit ist vorhanden — denn sein Weib heißt Aspasia! — daß Perikles und das athenische Volk nicht immer dasselbe bedeuten!"

„Ich möchte es beinahe erleben," entgegnete der Spartaner, „damit Du sähest, in welchen Augen das Licht saß, ob in den dorischen oder den jonischen Augen!"

„Bei den Göttern!" rief da ein schwerfälliger Thebaner aus, „ich sehe schon, der Streit läuft darauf hinaus, zu entscheiden, welchem von den hellenischen Stämmen die Führerschaft zukomme. Liebe Freunde, vergessen wir nicht, daß wir in den Tagen der Dionysien leben, daß vor uns der Wein blüht und auf unseren Häuptern der Myrtenkranz mit den lächelnden Veilchen! Mich kümmert und bekümmert die Politik gar nicht; denn diese machen zu guter Letzt die Himmlischen selber nach ihrer tieferen und uns armen Sterblichen meistenteils rätseldunkeln Einsicht. Lieber höre ich da einige lustige Scherzfragen, mich im übrigen an das vor kurzem vernommene Skolion haltend:

Wohl glühe der Wein, wo erblühen der Lust
  Sanftschimmernde Veilchen und Rosen;
Doch glüh' auch der Wein, wo die Männer vereint
  Heiß fröhlichen Kampfes gedenken!



Ein Becher ertön' an den anderen an:
Den Freien ein jauchzender Hochruf!
Hinstürz' er sodann aus geschwungener Hand —
So mögen sie fallen, die Knechte!

Noch viel lieber aber neige ich meine Ohren einem lustigen Geschichtlein. Und da wir wohl augenblicklich von Euch beiden keines zu erwarten haben, so will ich mich entschließen, eines zum besten zu geben. Ich habe es vor einigen Jahren bei einem Symposion während der pythischen Spiele zu Delphi von einem alten Spartaner gehört."

„Erzähle, erzähle!" riefen einige junge Athener dazwischen; „aber befeuchte erst mit einigen Tropfen des feurigen Nasses von Chios Deine Kehle; sie möchte Dir sonst während des Vortrages versiegen wie ein attisches Bächlein in den Gluttagen der Panathenänen!"

„Seid unbesorgt!" erwiderte gutmütig lächelnd der wohlbeleibte Thebaner. Nachdem er aber seine Phiale geleert und über die Schulter einem hinter ihm stehenden Sklaven gereicht hatte, sie ihm von neuem zu füllen, begann er so zu erzählen:

„Gar vielfach hatte schon das Leben einen jungen Tausendkünstler und Gaukler umhergeworfen. Adamas, wie er sich nannte wegen seiner athletenhaften Stärke und Größe, die an Herakles gemahnte, befand sich eines Tages fern überm Meere auf jonischem Boden, in einer kleinen Stadt, um seine Künste dort der Menge zu zeigen, die wegen des Frühlingsfestes zahlreich aus den benachbarten Orten und Weilern herbeigeströmt war.

„Während abseits am Wege sein treues Maultier stand, das ihm seine Habseligkeiten und Künstlergerätschaften trug, hatte er schnell ein leichtes Zelt aufgeschlagen und suchte nun, wie es bei solchen Leuten üblich ist, durch allerhand wohlklingende Redensarten über seine ans Unmögliche streifenden Kunstfertigkeiten die Menge oder vielmehr die kleinen Obolen dieser vielköpfigen Menge an sich zu locken.

„Bald hatte sich um den fremden Gaukler ein dichter Kreis von Zuschauern versammelt, unter denen sich auch ein vom Geschick hierher verschlagener autochthoner Athener befand.

„So zierlich und zartgebildet sich nun auch dieser ‚Sohn der Pallas Athene' dem riesigen Gaukler gegenüber ausnahm, blickte er dennoch mit einem gewissen höhnischen Mitleid zu diesem empor, lächelnd über den Schwulst seiner prahlerischen Worte. Adamas, an alle Schwächen der Menschen gewöhnt und wenig dadurch belästigt, so lange er nicht in seiner Jagd auf die Obolen gehindert wurde, sah seinerseits wieder voll Verachtung auf den windigen Knirps herab, dessen ärmlicher, mit Kreide notdürftig zu neuem Glanze ausgestatteter Chiton ihm selber kaum bis zu den Hüften gereicht hätte.

„Der Athener versuchte jedoch bald, den Mann zur Zielscheibe seiner Scherze zu machen. Mit größter Seelenruhe hörte der Riese hin und wieder ein Wörtchen essigsauren Spottes in seinen Ohren erklingen; aber er hielt an sich, sprach in seiner alten Weise weiter und zeigte auch manches erstaunliche Zauberstückchen seinen verehrlichen Zuschauern, denen ein zwiefacher Genuß geboten wurde, insofern als sie über die spöttischen Witze des Atheners lachten und auch mit offen starrenden Augen die unheimlichen Künste des Riesen bewunderten.

„Als aber Adamas berichtete, nur Wissensdurst hätte ihn getrieben, sich auf diese Künste zu legen, in denen er es zu einer noch ‚nie dagewesenen' Meisterschaft gebracht, und als er hierauf ein langes Schwert vom Tischchen nahm und es mit raschem Stoße sich bis ans Heft in den Hals stieß, da — indessen er breitbeinig dastand und den Oberleib nach hinten übergeneigt hielt — mußte er hören, wie der kleine Athener witzelnd einige Worte sprach, sogleich in Form eines Trimeters:

‚Das Wissen schwand, doch übrig blieb allein der Durst!'

„Alle im Umkreise lachten laut auf. Die ziemlich roten Wangen des starken Gesellen wurden ein wenig röter gefärbt vor innerem Ärger. Ein drohender Blick flammte aus seinen Augen nieder auf den kleinen Spötter. Aber dieser schien sich so frei und sicher zu fühlen wie nur je ein Poet auf der komischen Bühne im Lenaion zu Athen.

„Noch immer bewahrte sich Adamas seine zur Schau getragene Ruhe und Gleichgültigkeit — ein stolzer Löwe, welcher die neben ihm spielende Maus unbeachtet läßt.

„Als nun aber von neuem der Gaukler allerlei staunenerregende Kunststückchen zeigte, darunter einige, welche ein nicht menschengewöhnliches Maß von Leibesstärke verlangten, und als er nach Vollendung seiner ‚Heraklesthaten' scheinbar ermüdet und doch stolzerfüllt wie ein Sieger auf der olympischen Rennbahn erklärte, derartiges könne nur ein Dorer leisten, denn die stärksten Männer in Hellas, die wären in Lakonien daheim, da höhnte laut spottend der Athener:

„‚Du sprichst dorisch? Ei, mein Urenkel des gewaltigen Herakles und damit gar ein Ururenkel des himmlischen Zeus selber, ich wette hier auf der Stelle tausend Drachmen gegen eine, daß Du niemals als Knabe den Eurotas durchschwommen hast, ja vielleicht niemals den Chorgesang einer attischen Tragödie vernommen. Ei, meine lieben jonischen Stammesgenossen in der Runde, beim Apollon, hört den Mann, wie er dorisch spricht! Hört diese einem aus der Ferne her klingenden Kuhgebrülle ähnlichen, dumpfen Selbstlauter! Beim Helios und sämtlichen Göttern über sowie unter der Erde, das ist ein herrliches Dorisch — noch nie dagewesen — nie dagewesen!'

„Adamas aber, dessen Augen vor Wut rollten, konnte sich vor innerer Empörung nicht mehr mäßigen. Ab warf er das Himation, welches er eben in die Hand genommen hatte, damit es ihm bei einigen Fingerkunststückchen dieselben Dienste leisten sollte, wie der bekannte, unsichtbar machende Helm des Hermes, und stürzte sodann mit einem kräftigen Satze von seiner Höhe herab mitten unter die versammelte, scheu sich auseinanderteilende Zuschauermenge, indem er donnernd schrie:

„‚Nun sollt Ihr sehen, mit eigenen Augen sehen, wie ich dorisch spreche! Jetzt habt acht, Leutchen, wie man dorisch redet, soweit die Sprache reicht — zweier kräftiger Fäuste!'

„Darauf nahm er den kleinen Athener, der erbleichend nicht mehr zu flüchten vermochte, packte ihn mit schnellem Griffe am Halse, legte ihn wie einen ungezogenen Schulbuben über seine Kniee und prügelte ihn mit seiner Rechten nach urältesten Regeln weiser Pädagogik durch.

„Der kleine Athener strampelte erbärmlich und schrie aus Leibeskräften; allein keiner der Anwesenden sprang ihm zu Hilfe. Zu komisch wirkte der Anblick. Sie konnten nur aus vollem Halse lachen und empfanden zum Teil wohl auch heimliche Schadenfreude über diese gerechte Bestrafung des Gegners.

„‚Beim Herakles! geschieht ihm recht. Ich hätte es auch

so gemacht,' sagten jetzt diejenigen, die zuvor über die lustigen Bosheiten des Kleinen am meisten gelacht hatten.

„Und ein angehender Philosoph von einundzwanzig Jahren schrieb sich folgende Bemerkung in seine Schreibtafel:

„,Gegen die Logik zweier Menschenfäuste kämpft die schlagfertigste Rede vergeblich an!' . . .

„Als nun aber der winzige Athener in seiner ohnmächtigen Schwebelage gar versuchte, den gewaltigen Rächer zu beißen, und zwar in die blühenden Schenkel, da versetzte ihm der große Adamas lachend einige Hiebe gegen den Kopf, daß dieser taumelnd wackelte wie der eines Trunkenen; und spottend rief er dazu aus:

„,Pfui, Du ungezogenes Büblein, willst gar noch mit Deinen Zähnchen beißen? Sind Deine Erzeuger Hunde gewesen? Siehst Du, mein überkluges Pallassöhnlein, nun machen wir beide zusammen Kunststücke und erfreuen die Herzen der Zuschauer nicht minder! Sei froh, daß Hellenen umherstehen und keine menschenfressenden Barbaren! Diese hätten Dich längst um klingendes Silber von mir gekauft und sich heißhungrig gesehnt nach so wacker geklopftem und wohlbearbeitetem Fleische! Aber Du bist sehr leicht, wie eine Huhnfeder! Jetzt laßt uns sehen, ob Du am Ende auch fliegen kannst, leichtsinniges Bürschlein mit Deiner leichtbeflügelten Zunge!'

„Sprach's und wie ein Bündel Reisig warf er ihn eine weite Strecke durch die Luft hin, so daß der Athener mit dumpfem Fall auf den Boden stürzte und dort liegen blieb, als wäre die Seele aus seinem Leibe geflogen.

„Geruhig kehrte Adamas zurück. Als er sich aber bald wieder umsah und bemerkte, daß der Athener sich nicht rüttelte, sondern in seiner regungslosen Stille verharrte, da erfaßte den gutmütigen Riesen nicht feige Angst, sondern weiches Mitleid. Er eilte zu ihm hin, hob ihn wie ein Kind auf und trug ihn nach seinem Zelte, wo er ihm die blutunterlaufenen Stellen mit frischem Wasser kühlte.

„Der junge Athener winselte vor Schmerz, als ihm Adamas mitleidsvoll alle Glieder des Leibes berührte, um die Stelle des Schmerzes zu finden. Da sah er zu seinem eigenen Bedauern, daß der Athener beim Niederfallen sich das rechte Bein verstaucht hatte.

„Voll Teilnahme blickten die Zuschauer auch auf dieses eigenartige, unerwartete Schauspiel. Der Gaukler aber forderte einige auf, ihm zu helfen und den Jüngling auf leichtem Pfühle nach dem nahen Asklepiostempel zu tragen.

„Nachdem Adamas die Obhut seines Maultiers dem bedienenden Sklaven übertragen und das Zelt geschlossen hatte, mit der Erklärung, am anderen Morgen würde erst das wahrhaft Großartige beginnen, er wolle ihnen etwas vorführen, was ihm nur Männer aus den fernen Sonnenländern am Indos nachmachen könnten, begab er sich selber zum nahen Tempelkrankenhause samt einigen Männern, die mit ihm behutsam das schnell herbeigeschaffte Ruhepfühl trugen, auf welchem der junge Athener dalag, zitternd, leise vor sich hin wimmernd, die Augen geschlossen.

„Die im Tempelheiligtum anwesenden Priester erklärten dem ängstlich dreinschauenden Adamas, daß die Heilung wohl einige Zeit beanspruchen würde; jedenfalls aber dürfte der Jüngling mit Ende der Frühlingsfestfeier wieder gesund sein; denn die Verstauchung wäre nur unbedeutender Art.

„,Wohlan,' sprach Adamas, ,hier sind einige Silbermünzen, pflegt mir den Bedauernswerten gut und gebt ihm alles, was er sich wünscht. Auf Hellenenwort verpflichte ich mich, jedes Mehr treu nachzuzahlen. Ich bin zwar ein von Stadt zu Stadt, von Land zu Land reisender Gaukler,' sagte er zu dem alten Priester des Asklepios, der im langen, weißen Himation würdevoll vor ihm stand, ,indessen ich hoffe mit diesem Jahre, sowie die Plejaden untergehen, meinen Irrfahrten ein Ende zu machen, um als glücklicher und nicht ganz armer Landmann daheim in der fruchtbaren, böotischen Ebene am Kopaïssee all das Schöne nachzugenießen, was mir vorher die Armut nicht erlaubte.'

„Vier Tage waren vergangen, da sahen sich beide schon wieder in einer Herberge an vielbewanderter Landstraße.

„Adamas und der junge Athener lagen zu Mahle bei funkelndem Wein in einer von wilden Rosenbüschen umblühten Laube und feierten das Fest des Wiedersehens und lebenslänglicher Freundschaft. Gutmütig lächelnd aber sprach Adamas zu dem rasch versöhnten Athener:

„,Siehst Du, mein Freund, ich bin zwar ein Thebaner, aber des Lebens Not — und den Göttern sei Dank! — die eigene Kunstfertigkeit und Anlage zwangen den Adamas, diese Beschäftigung zu ergreifen, die ihn bisher redlich ernährt hat und ihm gestattete, manche Silbermünzen beiseite zu legen. Ich hoffe, Du bewahrst nun in Deinem klugen Kopfe, ohne mir zu grollen, wie das Dorische gesprochen wird! Komm, Junge, neige Dich zu mir und gieb mir einen herzhaften Kuß der Versöhnung! So!' —

„Dann aber sprach er ernsthaft, nachdem er einem Sklaven befohlen hatte, neuen Wein herbeizuschaffen:

„,Freue sich jeder der Gaben, die ihm die Götter verliehen, daß er sie würdig verwerte; aber suche er sie nur da anzubringen, wo sie am Platze sind.

,Mit seiner Schlauheit prahle nicht der Fuchs vorm Leu'n,
Der ihn mit einem Tatzenhieb zu Boden schlägt.'"

* * *

So lautete die Geschichte des jungen Thebaners. Die Anwesenden lachten laut auf zu der scherzhaften Begebenheit, zumal der Spartaner. Der athenische Gastgeber ließ durch seine bekränzten, jugendlich schönen Sklaven die Becher von neuem füllen und hieß sie, da er zugleich für den Abend Symposiarch war, leeren auf das Wohl der ganzen, unteilbaren Hellas. „Denn," sagte er, und verständnisvoll begegneten sich seine Blicke mit denen des Spartaners und Thebaners, „das Schöne und Große ist nicht ein Eigenartiges, sondern etwas Mannigfaches und Vielgestaltiges. Athen ist nicht Hellas und Hellas ist nicht Athen!"

„Aber wir bleiben immer Hellenen!" riefen die anderen dazwischen.

„Wohlan," sprach der Thebaner begeistert, „so laßt uns diese neuen Becher leeren auf Bakchos, den Beherrscher dieser festfröhlichen Lenzzeit, auf unseren Dionysos, den ewig wiedererstehenden Gott der unsterblichen Freude!"

Und darauf sangen sie alle zusammen:

Den Veilchenkranz im duftenden Haargelock,
So liegen wir auf blumigem Polsterpfühl
In trauter Freundschaft, vor uns leuchtet,
Schöner Dionysos, Deine Gabe!

O Seelentau, lichtsonnige Rebenflut,
Du hebst das Herz zu lachenden Götterhöh'n;
Tief unter uns liegt, was der Erde
Trauriges Erbe, die düst're Sorge.

Du baust die Sehnsucht. Aber Du giebst noch mehr
Als Sceptermacht und Fülle des Gold's und Prunk!
Schmerzlos auf einmal beust Du alles,
Schön zu genießen im Gaukeltraumspiel.

Nichts kümmert uns, kein Morgen, auch Gestern nicht!
Wir atmen heut! Und sänke des Himmels Dach
Bei nächster Dämm'rung über unsern
Häuptern zusammen, die letzten Worte,

Sie klängen Dir, Du schöner Dionysos!
Sie klängen Dir, Du rosenumhauchte Lust!
O Freude, Du nur weckst im Herzen
Göttliches! — Leert die gefüllten Becher!

Gute Nacht.

Nun wird es Abend, mein süßes Kind,
Nun bist Du müd;
Der Nachtwind murmelt so leis und lind
Dein Schlummerlied.

Er rauscht in den Wipfeln dem scheidenden Tag
Eintön'gen Sang,
Vom Turm klingt verhallender Stundenschlag
Das Thal entlang.

Die Wolken zieh'n über die Berge hinaus,
Der Mond ist bleich;
Wie Schatten wanket der Flieder vorm Haus,
Die Weid' am Teich.

Ein verirrter Lichtstrahl Dein Angesicht traf
Mit blassem Schein;
Du lächelst müde, schon halb im Schlaf,
Und schlummerst ein!

Luz Scheibe.

Bei Seiner Excellenz.

Von Marie Schwarz.

In dem Vorzimmer des Ministers für innere Angelegenheiten wartete schon seit zwei Stunden ein hagerer, ältlicher Mann mit gefurchtem Antlitz und bekümmerter Miene auf den Augenblick, wo auch er Zutritt zu dem vielvermögenden Manne erhalten sollte. Er hatte vor Jahren, nachdem er in dem ruhmreichen Feldzug gegen Frankreich, den Erbfeind, mitgefochten, bis eine französische Kugel ihn invalid gemacht, einen Civilversorgungsposten als Schreiber erhalten. Aber, du lieber Himmel! er war auch danach! Eigentlich nur dem Namen nach ein ehrender Dank dafür, daß er sich mit Begeisterung hatte zum Krüppel schießen lassen für König und Vaterland. Allein hätte sich noch davon leben lassen; aber der arme Schreiber, der Herz und Hand schon vor dem Kriege einem treuen, lieben Mädchen verpfändet, hatte auch Verlangen danach getragen, sich einen häuslichen Herd zu gründen. Und da hatte er's nun, den Wehestand im Ehestand! Mit Frau und Kindern hatte man schon kaum das liebe Leben gehabt; nun aber seine Frau, die sonst fleißig mitverdienen half, seit länger als einem Jahr krank lag, hatte ein förmlicher Notstand bei ihm Platz gegriffen. —

Um seines armen Weibes willen, dem wahrlich bessere Pflege not that, entschloß sich unser armer Familienvater endlich, beim Minister selbst um Aufbesserung seines Gehaltes, respektive Unterstützung vorstellig zu werden. Gern that er es nicht, denn er war ein schüchterner, bescheidener Mann, und seine Redegewandtheit gerade nicht groß, darum kam ihn der Gang recht sauer an. —

Heute nun war er endlich zur Audienz befohlen, hatte aber noch auf Abfertigung verschiedener Petenten zu warten, die vor ihm gekommen waren.

Als der letzte von ihnen das Arbeitskabinett des Ministers verließ, und der Schreiber sich schon erwartungsvoll erhob, trat der Diener, welcher die Wartenden aufzurufen hatte, an ihn heran und sagte: „Der Herr muß sich noch etwas gedulden, Seine Excellenz halten jetzt Frühstückspause."

Damit ging er hinaus, und der in banger Erwartung Harrende blieb allein und zwar in recht schlechter Stimmung. Es traf sich nämlich für ihn so schlecht wie möglich mit dem Audienztage; seit der Nacht schon plagte ihn wütender Zahnschmerz.

Während er sein mit einer scharfen Essenz befeuchtetes Taschentuch an die Backe hielt, kam eilfertig ein kleines, hageres, einfach gekleidetes Männchen aus dem Allerheiligsten heraus und schritt quer durch das Vorzimmer nach der Ausgangsthür.

Bei dem Bittsteller vorbeikommend, fixierte er ihn und sagte vertraulich: „Nun, was schaffen's denn hier, wollen Sie auch was bei uns?"

Unser Schreiber war sonst der höflichste Mann von der Welt, nicht nur gegen seine Vorgesetzten, denn das will gar nichts besagen, sondern, was stets für wahre Herzenshöflichkeit spricht, auch Gleichstehenden und selbst unter ihm Stehenden gegenüber. Heut verschuldete es daher lediglich dieser sich von einer Zeit zur anderen und wohl durch das Fieber der Erwartung noch mehr steigernde Zahnschmerz, wenn er unwirsch erwiderte: „Geht Sie ja gar nichts an!"

„Ei, seien Sie doch nicht so grob!" versetzte der kleine Mann etwas beleidigt, wie es schien. „Wenn's mich nichts anginge, würd' ich doch nicht fragen!"

„Einerlei!" sagte der Schreiber eigensinnig. „Was ich will, werde ich dem Herrn Minister schon lieber selber sagen!' Und er rieb seine Backe so heftig, daß sie rot wie ein Paradiesapfel wurde und grollte: „Erst stundenlang warten, und mich dann von jedem Narren, dem's beliebt, um ungelegte Eier zu kakeln, ausfragen zu lassen — lassen's mich in Ruh!"

„Grobian!" sagte der kleine Mann, den der Schreiber für irgend einen Hausoffizianten hielt, darauf lakonisch und ging hinaus.

Ungefähr eine Viertelstunde verging. Dann kam der Diener und meldete: „Seine Excellenz lassen bitten!"

Der Bittsteller, dessen Backe vor Schmerz ganz geschwollen war, erhob sich und betrat des Ministers Kabinett.

Im ersten Augenblick sah er vor Aufregung gar nichts; es lag wie ein Nebel vor seinen Augen. Jetzt galt's! Würde es ihm gelingen, den allmächtigen, allerhöchsten Vorgesetzten von seiner Notlage zu überzeugen, ihn zu rühren?

Als er nach einem tiefen, unterthänigen Diener aber aufsah, begegnete er nur den klugen, grauen Augen des kleinen Mannes, den er vorhin, seiner unzeitigen Neugier wegen, so unfreundlich angelassen.

„Ach, das Fragezeichen!“ fuhr’s ihm heraus. „Sind Sie hier auch schon wieder? Haben mich wohl noch etwas zu fragen vergessen? . . .“

Bei dem spöttischen und dabei vornehmen Blick, der ihn jetzt traf, kam es wie eine höchst fatale Erleuchtung über ihn. „Excellenz? . . .“ stotterte er fragend.

„Ganz recht, mein lieber Hans Taps!“ entgegnete der kleine Herr sarkastisch. „Ich bin’s halt wirklich — und auch der Narr, der um ungelegte Eier kakelte. Ja, schaun’s, man kann gar leicht an den Unrechten kommen, welcher doch der Rechte ist!“

Dem armen Schreiber war ob des schrecklichen Mißgriffes, den er sich hatte zu Schulden kommen lassen, das Weinen nahe; verschwinden mittels einer Versenkung wäre ihm jetzt das Liebste gewesen. „Exellenz, Verzeihung . . .“ stammelte er, puterrot vor Verwirrung und Beschämung, „ich — oh — oh — wußte nicht — ich habe —“

„Zahnschmerz — das sehe ich,“ unterbrach ihn der Minister kurz. „Warum aber in aller Welt ließen Sie sich den Zahn nicht vorher ziehen, ehe Sie zur Audienz kamen? Wär’ halt praktischer gewesen!“

„Es — es — kostet so sehr viel Geld,“ stotterte der Petent. „Da hält unsereiner schon lieber aus!“

„Ach so! und andere sollen mit Ihnen aushalten, Ihre Grobheiten nämlich! Davon hab’ ich gerad’ genug! Und nun —“ die kleine Excellenz machte eine energische Bewegung um seinen Kopf herum — „heraus mit ihm!“

Es war nicht ganz klar, ob „er“ durch die Decke, in den Boden oder sonst wohin verschwinden sollte; der aufs tiefste erschrockene Bittsteller wollte sich auf diesen nachdrücklichen Befehl hin, schon alles verloren gebend, rückwärts stolpernd, auf dem gewöhnlicheren Wege durch die Thür entfernen. Da rief der gewaltige, kleine Mann wieder: „Pst! Halt da — doch keinen Unsinn machen!“ — und verwirrt und ängstlich blieb unser Schreiber stehen.

„Wieviel?“ fragte die Excellenz mit gerunzelter Stirn.

„Ach, so viel — das heißt, so wenig als Eure Excellenz zu gewähren geruhen . . .“

„’S ist doch eine wahre Hetz mit Ihnen! Ich mein’ halt: Was kostet’s bei dem Zahnreißer?“

„Drei Mark, Euer . . .“

Der Minister zog die Börse. „Hier sind sie! Und nun gehen’s zu meinem Zahndoktor hier nebenan und lassen’s mal schnell den Attentäter, der Ihnen und mir so grob kam, herausholen. Dann wiederkommen. Will sehen, wie Sie danach reden können. Mensch mit Zahnschmerz halber Mensch nur; was der so hinredet, das ist — das ist —“ er suchte nach einem Ausdruck und schloß triumphierend, mit einem boshaften kleinen Gelächter — „Kakelei ist’s! — Verstanben?“

Gehorsam ging der Schreiber zu dem berühmten Zahnprofessor herum, wo ihm wenigstens ein schmerzloses Ausziehen winkte. Ihm war wunderlich zu Mut. Furcht und Hoffnung stritten in seiner Seele, doch die erstere, blaßwangige, behielt die Oberhand. Ach, es war ja kaum denkbar, daß Excellenz ihm seine bodenlose Grobheit vergab! Er war geliefert! Bei der ersten Gelegenheit kassiert! Er glaubte, nur zu gut verstanden zu haben.

Gern hätte er sich’s geschenkt, noch einmal in das Fegefeuer beim Herrn Minister hinein zu müssen; es hatte nun ja doch keinen Zweck mehr. Aber Excellenz hatten einmal befohlen, da gab es keine freie Wahl.

Ein Zettelchen, das er mitbekommen, hatte ihm beim Zahnarzt trotz vieler Wartender sogleich Einlaß und Abfertigung verschafft. In zehn Minuten war er wieder bei dem Minister und kam sich wie neugeboren vor.

„Zahnschmerz los?“ fragte Seine Excellenz.

„Ganz wie Eure Excellenz befehlen,“ antwortete der Schreiber unterwürfig.

„Na, nur nicht in andere Extreme verfallen,“ meinte der Minister mit halbem Lächeln. „Der Zahnschmerz war noch niemands Untergebener, leider! Eher spielt er den Meister und schert sich den Kuckuck drum, was etwa so’n kaklicher Narr — wollt sagen, so eine Excellenz befiehlt! Aber nun, da ich ja nun wohl vor weiterem Anschnauzen sicher bin, zur Sache! Also was wünschen Sie? Reden’s jetzt halt so, wie Ihnen ums Herz herum ist — eigentlich müßt’ man sagen: um die Zähne herum.“

Das that denn der Bittsteller auch und er hätte vorher selbst nicht gedacht, daß er an diesem Unglückstage seine Sache noch so gut werde führen können. Er sprach sich schließlich warm, denn die Begeisterung des alten Soldaten, der damals Blut und Leben für nichts im Dienste des bedrohten Vaterlandes geachtet, kam über ihn in der Rückerinnerung, als er, durch ein paar kurze, vom Minister eingeworfene Bemerkungen dazu veranlaßt, erst auf den glorreichen Tag von Sedan zu sprechen kam, der ihm doch den Dampf gethan. Aber auch er hatte sein klein Teilchen dazu beigetragen, wenn damals dem preußischen Aar mächtig die Schwingen gewachsen, und man hörte ihm den Stolz darauf trotz aller Bescheidenheit an.

Der Minister hatte zuletzt still zugehört, ohne ihn weiter zu unterbrechen. Jetzt machte er sich einige Notizen und winkte ihm schweigend zu, daß er entlassen sei.

Oh, oh, da hatte er sich schön verplaudert! Das war ja gar nicht die kleine, wohlgesetzte, streng bei der Sache bleibende Rede gewesen, die er sich zurecht gelegt. Das kam aber nur davon, daß ihm nach dem prächtigen Zahnausreißen so leicht und wohl zu Mut gewesen war! Nun einerlei! — Versehen ist verspielt! — Betrübt und niedergeschlagen kam der Schreiber nach Haus. Seine Aussicht, daß diese Audienz den ersehnten Erfolg haben könne, erachtete er fast für Null Ja, wenn er höflicher gewesen wäre! Er hätte sich wegen seiner Eselei selber ohrfeigen können! Und als seine kranke Frau mit schwacher Stimme zu wissen begehrte, was er denn ausgerichtet, gab er eine ausweichende Antwort und machte sich insgeheim ihretwegen doppelte Vorwürfe.

Einige Wochen vergingen; von Entlassung, so sehr er das gefürchtet, war keine Rede. Dafür ward ihm, da es in die vierte ging, aus des Ministers Kanzlei ein amtliches Schreiben ausgehändigt, das er mit Herzklopfen eröffnete. Dasselbe zeigte ihm an, daß Seine Excellenz ihm eine vorläufige Unterstützung zur Linderung seiner augenblicklichen Not bewilligt habe, zahlbar sofort, und daß sein Gehalt vom nächsten Ersten an eine wesentliche Aufbesserung erfahren solle.

Unter des Ministers Namenszug stand aber, offenbar auch von dessen eigener Hand geschrieben:

„Nur wer den Zahnschmerz kennt,
Weiß, was man leidet!“

Dies sollte jedenfalls eine Parodie auf das bekannte Lied sein: „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide!“ — Dieser gnädige, kleine Scherz eines kleinen, großen Mannes ging unserem armen, nun so hoch beglückten Schreiber freilich verloren, weil er besagtes Lied nicht kannte. Eines

hatte er aus dem wunderlichen Postskriptum aber doch richtig herausgelesen, und zwar mit inniger Dankbarkeit und Rührung: daß dies ein Wink sein solle, die kleine, gütige Excellenz habe humanerweise seiner durch den Zahnschmerz und alle seine sonstigen Schmerzen hervorgerufenen, verzweifelten Stimmung verständnisvoll Rechnung getragen. Der Minister hatte sich auf edle Weise gerächt, ganz würdig eines Mannes in seiner hohen Stellung, von dem das Wohl und Wehe so manchen armen Teufels abhängt.

Es ist ein Reif gekommen.

Es ist ein Reif gekommen
Tief in der dunklen Nacht;
Eh' man es wahrgenommen,
Zerstört der Blumen Pracht;
Die gestern noch die Sonne
Mit ihrem ersten Licht
Dem Schlaf entriß zur Wonne,
Erweckt sie heute nicht.
Zur Brust das Köpfchen wenden
Sie jetzt den ganzen Tag,
Ob auch die Sonne senden
Bis spät die Strahlen mag.

Auch mir schien einst beschieden
Ein sel'ges Glück zu sein.
Die Rosen all hienieden,
Sie blühten mir allein.
Für diese höchste Freude
Erschien zu eng die Brust —
Da ward mir's klar im Leide:
Gebüßt war alle Lust.
Eh' ich es wahrgenommen,
War in mein Herz mit Macht
Ein tiefer Schmerz gekommen,
Tötend wie Reif bei Nacht.

L. Vaillant.

Neue Romane und andere Unterhaltungsbücher.

Angezeigt von H. v. L.

(Schluß.)

Polnische Wirtschaft. Von Oskar Höcker. (5 Mk.) Der Verf. muß das Leben in unserem preußischen Osten aus eigener Erfahrung kennen; das Buch ist reich an durchaus lebenswahren Zügen; die Polen aller Stände, hoher und mittlerer Adel, Bauern und Landarbeiter spiegeln klar die Volkseigenart wieder, im Guten und Schlimmen; doch überwiegt das zweite. Die oft sinnlose Wirtschaft, die aus dem Vollen lebt, bis nichts mehr da ist, die Sucht zu prunken, die rasche Entflammbarkeit neben Mangel an Ausdauer, die Sicherheit in Beherrschung äußerer Formen neben sittlicher Unreife: all das ist klar wiedergegeben. Einzelne Züge spielen ins „Romantische" hinüber, aber zerstören die Wahrscheinlichkeit nicht.

Die Pflicht des Starken. Von Rudolf Elcho. (5 Mk.) Der Verf. wandelt auf den Pfaden Spielhagens. Die Kreise, in denen der Roman spielt, sind die der Offiziere und der adligen Gutsbesitzer; daneben ein geadelter Halsabschneider und einige bürgerliche Menschen. Der Verf. bemüht sich, gerecht zu sein, aber man fühlt, daß sein Herz auf der Seite der „selbstgemachten" Männer steht. Ein solcher löst durch seine Klugheit, Güte und sein Geld alle Wirren, die sich im Laufe der Handlung entwickelt haben, und es sind deren sehr viele. Diese Häufung von Edelmut giebt der Gestalt das Gepräge des Beabsichtigten, wodurch sie an Wahrscheinlichkeit verliert. Einzelne Vorgänge sind nicht recht denkbar. Daß auf einem Edelsitz, wo ein großer Ball stattfindet, die Musiker während der Tanzpause alle Tortenreste, Cigarren u. s. w. einstecken; daß die Offiziersburschen und Kutscher die Vorzimmer und den Festsaal „überfluten" und Wein- und Speisereste vertilgen, ist mir undenkbar. Die Sprache ist mit Achtung behandelt.

In dem Verlage von Otto Janke, Berlin, sind drei Romane erschienen, auf die ich unsere Leser aufmerksam machen möchte.

Lebensrätsel. Von E. Juncker. (Else Schmieden.) 3. Aufl. 2. Mk.

Es ist eine der älteren Arbeiten, mit denen die Verf. ihren Ruf begründet hat. Der Hauptwert des Romans liegt in den weiblichen Gestalten, die, voneinander sehr verschieden, durchweg mit großer Kenntnis der Mädchen- und Frauenseele dargestellt sind. Dabei ist der Stoff fesselnd, und der leitende Gedanke edel.

Auch in 3. Aufl. liegt vor:

Der Fels von Erz. Vaterländischer Roman von Emil Brachvogel. 4. Mk.

Die vom vaterländischen Geiste beseelte Arbeit ist ganz besonders auch für Volks- und Schulbüchereien geeignet, ebenso zum Geschenk für die reife Jugend. Der Roman beginnt in der Zeit nach dem dreißigjährigen Krieg; eine Menge vertrauter Gestalten ist mit Geschick in die Vorgänge verwebt, das Ganze, trotzdem Jahrzehnte vergangen sind, seitdem es herauskam, so frisch, wie mancher heutige Roman in zwanzig Jahren unlesbar sein wird.

Großes Aufsehen dürfte der dritte Roman erregen:

Frauenehre von Marie Stahl.

Ich merke sofort an, daß er nur für reife Leser bestimmt ist. Mit den leitenden Gedanken, die hier nicht erörtert werden können — es handelt sich um das Recht auf freie Liebe — bin ich nicht einverstanden. Die ganze Beweisführung hinkt, weil der einzelne Fall zur Grundlage allgemeiner Sätze genommen ist. Aber das Buch ist für denkende Menschen interessant, da es ihnen, ähnlich den Büchern von Hedwig Dohm und der Egerton, die Denk- und Gefühlsweise in einem Teile der „modernen" Frauenwelt enthüllt. Die Verf. besitzt Geist, das steht außer Frage, aber es fehlt ihr die Ruhe, aus ihren Sätzen alle psychologischen Folgerungen zu ziehen und deren Wirkungen auf die Durchschnittsmenschen, d. h. die erdrückende Mehrheit zu prüfen.

Die Freiersfahrten und Freiersmeinungen des weiberfeindlichen Herrn Pankrazius Graunzer, der Schönen Wissenschaften Doktor, nebst einem Anhang, wie schließlich alles ausgelaufen. Herausgegeben von Otto Julius Bierbaum. (Berlin 1896, Verein für freies Schrifttum.) 4 Mk.

Der Verf. besitzt einen Kern gesunder und eigener Begabung, aber ist daneben auch durch fremde Einflüsse leicht bestimmbar. In seinem ersten Prosageschichtchen stand er

fast ganz im Banne Conrads und der Jüngsten; in seiner Lyrik war er teils von Liliencron, teils von französischen und älteren deutschen Vorbildern bestimmt, wenn sich auch in den „Erlebten Gedichten" warme Herzenstöne geltend machten. Ein etwas geziertes Naturburschentum, wie es bei manchem der in München lebenden Schriftsteller Mode wurde, verband sich mit den Einflüssen des Naturalismus; das Geschlechtliche wurde die Hauptsache. Man glaubte die ‚Natur' zu geben, wenn die Heldin ein Wäschermadel oder eine Kellnerin war und es in der Geschichte sehr — natürlich herging.

In dem vorliegenden Roman wirkt stellenweise all das noch nach; die Natürlichkeit ist dann „gestellt"; die Gefühle trotz des scheinbar naiven Ausdrucks geziert; und auch an geschmacklosen naturalistischen Seitensprüngen fehlt es nicht. Aber dennoch bedeutet das Buch einen entschiedenen Fortschritt. In Bierbaum ist nämlich thatsächlich ein Zug von frischer Launigkeit, von unmittelbarer Frohlaune vorhanden, der sich nur lange in fremden Formen bewegt hat. Hier aber in den besten Abschnitten findet er den ihm entsprechenden Ausdruck. Noch überwiegt das Komische, aber hier und dort treten Züge von Humor zu Tage, in dem sich tiefere Anlage bethätigt. Wenn der Verf. sich von allen fremden Einflüssen befreit, seiner angeborenen deutschen Art folgt, so wird er uns künftighin Werke schenken, die zum Herzen sprechen. Ich freue mich besonders, daß allmählich wieder der Humor, wenn auch noch nicht in seiner ganzen Bedeutung, wach wird. Ich erwarte gerade von Bierbaum, daß er in dieser Richtung sein Bestes schaffen werde.

Rezepte. Satiren von Gust. Schwartzkopf. (Dresden und Leipzig 1896, Carl Reißner.)

Der Band enthält zwölf Satiren; nach der ersten ist das Buch benannt. Sie behandeln zumeist kleine Schwächen der Litteratur und des öffentlichen Lebens. Tiefer greift der Verf. nicht; die großen Fehler und die Laster bleiben unberührt. Aber da er über gutmütige Frohlaune verfügt, kann das Büchlein als unterhaltend empfohlen werden.

Im gleichen Verlage beginnen zu erscheinen:

Ernst Wicherts **„Gesammelte Werke".** Sie sollen von Romanen enthalten: „Heinrich von Plauen" (3 Bde.); „Hinter den Coulissen" (2 Bde.); „Tileman vom Wege" (3 Bde.); „Der jüngste Bruder" (1 Bd.) und „Der große Kurfürst in Preußen" (5 Bde.). Jeder Band kostet 3 Mk. in guter Ausstattung. Der vaterländische Geist dieser Arbeiten ist bekannt; vornehmlich sei auf „Heinrich von Plauen" hingewiesen, der es schon zur 6. Auflage gebracht hat. Jeder Roman kann für sich bezogen werden.

Allgemeine Roman-Bibliothek. (J. Engelhorn, Stuttgart.)

Von den in den letzten Monaten erschienenen Bänden seien hervorgehoben:

Das Magdalenenhaar von Jean Rameau.

„Selbstgerecht". Von Friedrich Spielhagen. In seiner bekannten Art geschrieben.

Roman-Studien. Von Jerome K. Jerome.

Ein heiteres Büchlein.

Jugendstürme. Von Karl Busse.

Der Roman des jungen Schriftstellers sei bestens empfohlen.

Unterwegs und daheim. Unterhaltungsbibliothek. (Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. Schottlaender, Breslau.)

Es sind uns von diesem Unternehmen zwei Bände zugekommen.

Märchen. Von H. Herrmann.

Der Band enthält sechs Märchen, deren jedes einen ernsten Grundgedanken in symbolischer Weise behandelt. Daß der Verf. ein innerlich reicher Mensch ist, der nach eigenartiger Ausprägung seines geistigen Besitzes strebt, beweisen auch die bei uns erschienenen Gedichte. Bis jetzt stelle ich ihn als Lyriker höher. Obwohl auch in diesen Märchen sich das warme Gemüt und das redliche Ringen offenbart, so fehlt doch noch die durchsichtige Klarheit. Derartige Arbeiten sollen krystallhell sein, so daß nirgendwo die deutbildliche Bedeutung getrübt erscheint; selbst die kleinen Züge müssen innerlich mit dem Leitgedanken verbunden sein. Aber lesenswert sind die Märchen doch und mögen vor allem sinnigen Lesern empfohlen sein.

Der zweite Band enthält:

Anna Marie. Ein Berliner Idyll von Ludwig Jacobowski.

Eine einfache Geschichte mit rühmenswerter Einfachheit erzählt. Daß sie, 188 Seiten umfassend, als Brief an eine Schwester gelten muß, ist ein Formfehler; sie hätte besser gewirkt, wenn der Verf. uns unmittelbar das Geschehen gezeigt hätte. So tritt zu sehr die Gestalt des Schreibers hervor, während die des Mädchens im Halblichte bleibt. Einige kleine Bemerkungen schriebe ein Bruder an die „heilige Schwester" nicht. Aber das Ganze ist doch sauber gearbeitet und spricht für das ernste Streben des Verfassers.

Die Ausstattung der Schmaloktav-Bände ist gefällig.

Kartäusergeschichten. Novellen und Skizzen von Otto Ernst. (Hamburg 1896, Conrad Kloß.) 2,25. Mk.

Der Band enthält 5 Geschichten: „Anna Menzel"; „Die Kunstreise nach Hümpelsdorf"; „Der Kartäuser"; „Ein Einschleicher" und „Hans im Glück". Die erste leidet unter der Tendenz; sehr unterhaltend ist die zweite, geistreich und fein ist die Schilderung der vorgelesenen Gedichte Goethes, doch fällt sie aus dem Rahmen des Stoffs.

Onkel Johns Principien. Von Johanna Feilmann. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttg.)

Wie ein Deutscher, der sich für einen Stock-Engländer hält, durch einen Freund und eine liebe Nichte von der Anglomanie befreit wird, erzählt die Verf. mit sehr viel Frohlaune. Die einzelnen Gestalten, Deutsche und Engländer, sind lebendig; die Entwickelung geschickt. Dabei geht die Komik niemals über die Grenzen des guten Geschmacks, und das Ernste zeichnet sich durch Wärme aus. Ich empfehle das zierliche Bändchen unsern Lesern.

Kollektion Viktoria Regia. Großenhain und Leipzig, Baumert und Ronge.

Von dieser Sammlung moderner Novellen und seltener Werke der Weltlitteratur, die von unserem Mitarbeiter Dr. Oskar Linke herausgegeben wird, sind uns zwei Bände zugekommen. Schon der Name des Herausgebers bürgt für die gute Auswahl.

Die Madonna von Swidlowice, Bilder und Skizzen von Tarras Kunowski, enthält fünf kleine Arbeiten, die alle für entschiedene Begabung sprechen und besonders den Leserinnen gefallen werden. Für Männer dürfte besonders interessant sein:

Tabubu. Altägyptischer Original-Roman in deutscher Bearbeitung von Leon Ritter.

Das Werk ist thatsächlich bedeutend in seiner Art.

Dankenswert ist die Einleitung. Beigegeben ist die aus der XIX. Dynastie stammende Geschichte der beiden Brüder, die zwar schon in verschiedenen Werken inhaltlich wiedergegeben ist, aber hier leichter zugänglich wird.

Der folgende Band soll Voltaires „Candide" bringen.

Die Elsässerin. Das Sonntagskind. Zwei Novellen von Karl Storck. (Stuttg. 1896, Josef Roth.)

Karl Storck gehört neben Fritz Lienhard, Christian Schmitt u. a. zu den jungen Elsässern, die sich mit inniger Liebe an Deutschland angeschlossen haben. Schon diese Thatsache enthält die Verpflichtung in sich, daß die Leser im Reiche diesen Schriftstellern warme Teilnahme entgegenbringen sollten. Für unbegabte Schmierer nehme ich sie gewiß nicht in Anspruch. Aber diese jungen Dichter zeichnen sich durchweg durch geistige und sittliche Gesundheit aus; die krankhaften Stimmungen, unter denen die Entwickelung unserer Jüngsten und Jungen so oft gelitten hat, ließen diese Elsässer unberührt. Auch die Novellen von Karl Storck sind rein in ihrem Gefühlsinhalt, schlicht und deutsch in der Auffassung der Menschen. Es ist das erste Buch des jungen, ernststrebenden Litteraturforschers auf diesem Gebiete. Ich wünsche herzlich, daß es bei unseren deutschen Frauen eine recht freundliche Aufnahme finde. Die Ausstattung macht es zum Geschenk sehr geeignet.

Briefkasten.

Frau E. S. in L. Mit bestem Willen unmöglich. Auch der neuesten Sendung fehlt es an dem Nötigen. Das kann alle Teilnahme mit Ihrem trüben Geschick nicht ändern. Ihre Begabung ist zu gering. — Frl. Aline R. in Br. 1) Gedichte leider ungeeignet. 2) Nein, ein solches Mittel giebt es nicht. Übrigens trösten Sie sich. Sie können noch wachsen. Wenn Sie aber klein bleiben, was verschlägt's? Denken Sie nur, Napoleon ist auch klein gewesen und Friedrich II. von Preußen auch. Wachsen Sie also dann innerlich. — C. Kr. in A. Gewandt geschrieben, aber in Stoff und Ausdruck zu herkömmlich. — Herrn A. L. in Gotha. Im zweiten Gedichte ein frischer Zug. Aber diese Stoffe entstammen nicht dem Herzen. Sie müssen erst in Ihr Selbst einkehren, um eigene Klänge zu erlauschen. — Herrn J. S. in O. „Im Gewitter" enthält schöne und innig gefühlte Stellen. Das Ganze aber ist ein Bruchstück ohne Abschluß, und als solches zu umfangreich. „Preis der Rose" bewegt sich, obwohl in flüssiger Sprache geschrieben, zu sehr in herkömmlichen Vorstellungen. — Frl. E. v. Pr. in Br. In Ihnen lebt Herzensreinheit und warmes Gefühl. Noch sind Sie oft unsicher in Rhythmus und Reim, aber es ringt etwas Tieferes nach Gestaltung. Vielleicht bringe ich gekürzt „Wunsch". Sie dürfen mir von Zeit zu Zeit drei Gedichte auf einseitig beschriebenen Blättern senden. Durch das Lesen von Geschichtswerken kann man sich noch nicht zum Dichter bilden. Man muß zuerst in sich Einkehr halten, wenn man Welt und Geist begreifen, in sich nachfühlen will. — Ohne Namen. Mannheim. Wahrheit allein kann Sie aus dieser Lage erlösen. Die Schuld gestehen und deren Folgen auf sich nehmen ist Buße vor den Menschen und Freispruch Gottes. Wer in der Lüge weiter lebt, gleitet zum Abgrund. Mögen Sie die Kraft finden, zu thun, was das höhere Gesetz gebietet! — Frl. B. H. in W. Sie pflegen beim Sticken zu dichten. Eine löbliche Gewohnheit. Jetzt müssen Sie sich noch eins gewöhnen: reizt es Sie, die Gedichte aufzuschreiben, greifen Sie rasch zur Stickerei. So wird die Niederschrift verhindert und uns beiden ist geholfen. — E. S. in B. „Am Ziele" angenommen. — Herrn stud. B. in München. Gut behandelte Sprache, aber in den Anschauungen noch zu viel Unselbständiges. — Herrn Spr. in Str. Gewandte Darstellung, aber alles herkömmlich. Solche „Scholaren-Lieder" sind in den letzten Jahrzehnten als Wiederhall zu Tausenden entstanden. Gehen Sie in ihr Selbst, da findet sich wohl Besseres. — Herrn Dr. W. Sch. 1) Der Verfasser lebt in Bremen. 2) Gebunden 5 Mk. 3) Fast alles in Otto Jankes Verlag erschienen bis auf die Dramen. 4) War ein Druckfehler, wie Sie richtig vermuten. — Frau Past. H. in N. Das fiele zu sehr aus dem Rahmen unseres Blattes heraus. Wozu sind Kochbücher da? — Herrn stud. Ph. in L. Ich habe gegen den Stoff nichts einzuwenden. Aber ich bitte dabei, die Leitgedanken unseres Blattes zu beachten. Wenn Sie mit diesen nicht innerlich übereinstimmen, dann wählen Sie lieber etwas anderes. — Frau M. D. in R. Ich habe leider darüber nichts erfahren können. — Frl. B. Th. in B. Das hängt zu enge mit der innersten Anlage eines Menschen zusammen. Ich kenne Sie aber, außer durch den Brief ein wenig, darin gar nicht. Krankenschwester nur darum zu werden, um unleidlichen Verhältnissen zu entgehen, scheint mir falsch gehandelt. Die Krankenpflege fordert, mit dem Drange des Herzens aufgenommen zu werden. Fühlen Sie den nicht, dann unterlassen Sie es, diesen Beruf zu ergreifen. — Herrn Ed. Sch. in B. Die Kleinigkeiten und „Verscherzt" behalten. Besten Gruß. — Herrn stud. W. Br. in L. „Maienzauber" und „Streben" kommen wahrscheinlich. Die Sprüche sind im Ausdruck etwas schwerfällig, aber die Gedanken meist gut. — Frl. Cl. D. in H. „Tod" dürfte gelegentlich kommen. — Herrn O. P. in L. Die Wärme Ihres Gefühls und die Kraft der Phantasie überragen den Durchschnitt, aber Ihr Ausdruck ist leider so ungeschickt, daß es mir nicht möglich ist, etwas zu bringen. — Frl. Th. F. in G. Sie schreiben: „Ich bin leider so vielseitig begabt: ich singe und spiele Klavier, ich male und dichte. Ihr Urteil über das letztere wäre mir angenehm." Wenn Sie ebenso malen und singen wie Sie dichten, dann rate ich Ihnen dringend, sich in häuslichen Arbeiten auszubilden. — Lucian. Alles sehr gut gemeint und für reines, warmes Gefühl zeugend, aber dichterische Eigenart fehlt. Besten Gruß! — Herrn Prof. Th. in L. Der Stoff paßt für uns nicht. — Herrn Med.-R. Dr. W. in H. Ist bei Cotta erschienen 1865.

(Der Briefkasten ist am 6. Juli abgeschlossen. Alles Nichterwähnte untauglich oder irgendwie erledigt.)

Der Leiter der Rom.-Ztg. ist verreist und bittet, ihm in den nächsten 5 Wochen nichts zu senden, weil es sonst bis zu seiner Heimkunft unerledigt bleiben muß.

Inhalt der No. 42.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Ohne Gott. Roman von E. Karl. — **Beiblatt:** Grillenliedchen. Von Helene Bernard. — Er spricht dorisch! Von Oskar Linke. — Gute Nacht. Von Luz Scheibe. — Bei Seiner Excellenz. Von Marie Schwarz. — Es ist ein Reif gekommen. Von L. Vaillant. — Neue Romane und andere Unterhaltungsbücher. Angezeigt von O. v. L. Schluß. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 43.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Leise stiegen sie hinauf und glitten jenseits wieder hinab. Ihre Füße standen auf der blanken Eisfläche des Wallgrabens. Rasch und leicht glitten sie zwischen den finsteren Festungswällen, auf spiegelglatter Bahn. Plötzlich knackte das Eis unter Hassos Fuß. Zusammenschreckend blieb er stehen. Das Wasser quoll auf und schob sich mit laut gluckſendem Ton unter der gelockerten Eisfläche hin.

„Halt — wer da —“ rief eine Schildwache in scharfem, langgezogenem Ton.

Atemlos standen die Flüchtlinge in eine Mauerfalte gepreßt. Leben und Tod hing an einem Haar für sie.

Da plötzlich strich eine Schar wilder Enten, in ihrer Ruhe gestört, von der breiten, offenen Wasserfläche vor ihnen ab, quakend und flügelschlagend.

Das war Rettung.

Die Schildwache sah beruhigt den Enten nach und wunderte sich nicht, daß sie auf ihren Anruf weder Losung noch Feldgeschrei als Antwort erhielt. Die Flüchtlinge aber vermochten für jetzt nicht weiter vorzudringen, es war undurchführbar. In raschem Einverständnis wandten sie sich zurück. Scriver war aufs tiefste verstimmt durch das Scheitern dieses Versuches. Hasso aber ließ sich so leicht nicht um seine gute Laune bringen: „Ich sagt's ja gleich, eh' ich dem Thereselein nicht ordentlich Adieu gesagt, kommen wir aus ihrer Vaterstadt nicht hinaus!“

„Unsinn!“ vervollständigte Scriver abermals den Monolog.

Theresel stand am Küchenfenster und wartete. Sie wußte nicht, ob sie sich freuen oder grämen sollte, als die beiden Herren plötzlich aus dem Dunkel vor ihr auftauchten. Behutsam schwangen sie sich zum Fenster herein und schlichen einigermaßen niedergeschlagen in ihr Gefängnis zurück.

Vater Lamprechts besorgtes Hausherrnohr hatte ein wenig von den ungewöhnlichen Geräuschen der Nacht vernommen. Beunruhigt erhob er sich und eilte in die Küche, wo er Theresel bereits bei ihrer Hantierung fand. „Theresel, um aller Heiligen willen, was ist passiert — ich habe Schritte gehört — weiß Sie etwas davon?“

„Pst!“ machte Theresel. Und eifrig erzählte sie dem Meister, was vorgefallen.

Diesem standen vor Angst und Besorgnis die Haare zu Berge. „Wenn nur die Einquartierung geschlafen hat!“

Ja, die hatte geschlafen. Kein Argwohn störte die harmlosen Gemüter, als sie sich mit gewohntem Behagen um die dampfende Morgensuppe gruppierten. Vater Lamprecht hielt mit seinem Sohne ernsten Rat und dann pilgerte dieser hinaus, um mit unverfänglicher Miene nochmals die Wallgräben zu inspizieren. „Es friert Stein und Bein!“ berichtete er mit tröstlicher Gewißheit. „Die offenen Stellen sind bereits zu, wenn's so bei bleibt, kommen die Herren diese Nacht ungehindert hinüber!“

Und es blieb so „bei“. Mit Rücksicht auf die große Kälte braute Herr Anton zum Abendtrunk seiner Einquartierung einen heißen Punsch und mischte ihn so stark, daß die wackeren Kriegsknechte ihre innige Freude daran hatten. „Himmel, wenn ich das trinken sollte!“ dachte der sanfte Anton mit einem Schauder. Als dann der letzte Tropfen die durstigen Kehlen hinabgeflossen war, begaben sich die Braven zur Ruhe und bald erzitterte das Haus von dem gewaltigen Schnarchen der Schläfer.

Vater und Sohn Lamprecht aber, auf Filzsohlen einherschleichend, halfen diesmal selber ihren Gastfreunden auf den Weg.

„Brauchen Sie auch noch Geld, Herr Lieutenant? Wenn's auch schlechte Zeiten sind — solchen tapferen Offizieren —“

„Nein, mein bester Meister Lamprecht, tausend

Dank! Mit Geld sind wir reichlich versehen, und Thereseles Brot- und Fleischschnitte schützen uns auf Tage hinaus vor dem Verhungern!"

„Ist auch die Schnapsflasche nicht vergessen?"

„Nein, nein, hier ist sie!"

„Nun denn — Gott befohlen!"

„Theresel — noch einmal leb' wohl! In meinem Leben vergeß' ich Dir's nicht!" Einen warmen Kuß drückte Hasso auf die roten Lippen des Mädchens, das seine Thränen tapfer bezwang. Unhörbar drehte Anton den eingeölten Schlüssel herum und öffnete die Hausthür, die Herren traten hinaus, und sacht ward sie wieder ins Schloß gedrückt.

Mit gesenktem Kopfe eilte Thereselein ihrer Kammerthür zu. Anton sah ihr nach, die Laterne in der Hand, einen kummervollen Ausdruck in den gutmütigen Augen. „Sie wird's verwinden!" dachte er still bei sich.

Geräuschlos durch die Schatten der Nacht eilten die beiden denselben Pfad wie gestern entlang. Unhörbar glitten sie auf dem Eisspiegel der Festungswälle dahin. Jetzt kamen sie zu der verhängnisvollen Stelle — das Eis knackte — doch nein, es hielt — nur weiter. Dröhnend klang der Schritt der Schildwache auf dem harten Boden. Sie näherte sich. Regungslos standen die Flüchtlinge an eine dunkle Mauerecke gepreßt. Der Posten spähte herüber. Dann kehrte er um und entfernte sich wieder. Hervor jetzt aus dem Versteck und über die helldaliegende Fläche hin wie ein Pfeil — bis zu dem schwarz schattenden Brückenbogen, dort waren sie geborgen. Mit Blitzesschnelle war das Werk vollbracht und das Flußbett der Weistritz erreicht. Rasch und dunkel sahen sie das offene Wasser hart an ihrem Fuß vorüberfließen.

Die Festungswälle lagen hinter ihnen, Gott sei Dank! Und vor ihnen dehnte sich unter dem nächtlichen Winterhimmel die freie, weite Welt!

„Wo nun hin?"

„Stromaufwärts, wir müssen der böhmischen Grenze zu!"

Mühsam kletterten sie an den hohen Uferwänden hin. Ein paar Boote lagen hier angekettet und in der hölzernen Hütte des Fährmanns brannte noch Licht.

„Wir werden sehen, was zu thun ist, müssen uns den Mann gewogen machen!" entschied Hasso. „Losbrechen können wir die Boote nicht, er würde es doch hören!" damit ging er auf das Häuschen zu und klopfte an.

Unwillige Antwort tönte von drinnen, dann ward die Thür geöffnet und ein ältlicher Mann schaute heraus, mit rotbraunem Schiffergesicht und kleinen gelben Ringen in den Ohren. Hasso, ihm entgegentretend, drängte sich ohne weiteres zur Thür hinein, begrüßte den Hausbewohner mit großer Wärme und erkundigte sich so herzlich nach dessen Ergehen, als läge kein Interesse auf der Welt ihm näher, als das seine. Zugleich zog er seinen Gefährten mit zur Thür herein und erzählte dem Schiffer über ihr beider Herkunft und Reiseziel einen so interessanten Roman und in solchem Ton der Sicherheit und Überzeugung, daß dieser nicht wagte, auch nur im mindesten an dem Gehörten zu zweifeln. Alsdann erfolgte das Anliegen, sie einige Stunden stromaufwärts zu rudern, behufs Erleichterung ihrer langen, anstrengenden Reise.

„Was, jetzt, heute nacht?"

„Ja, lieber Freund, sofort! Ich habe Euch doch langes und breites erzählt, wie eilig wir's haben!"

Etwas wie Mißtrauen blitzte nun doch in den kleinen, hellblauen Augen auf. Wenn das nur nicht Spione waren oder sonst Flüchtlinge, wenn's ihm nur doch nicht zuletzt Gefahr brächte, sich mit diesen abenteuerlichen Gesellen einzulassen?

Er sollte es ja nicht aus Liebenswürdigkeit thun, die Fremden boten ihm reichlich Fährgeld, doch er schüttelte den Kopf dazu. Sie verdoppelten das Gebot, da konnte der Mann nicht mehr widerstehen. Rasch ward ein Kahn von der Kette gelöst, und bald ging die Fahrt stromaufwärts mit kräftigen Ruderschlägen. Die Flüchtlinge halfen ihm dabei auf das beste. Endlich als der rötliche Schein des späten Wintermorgens am Himmel erschien, verließen sie das Boot. Der Fährmann wurde mit klingender Münze und freundlichem Wort belohnt und dann begannen sie kräftigen Schrittes ihre Wanderung ins Land hinein, die Wohnungen der Menschen vermeidend. Ihre Wegzehrung reichte aus, sie vor Hunger zu schützen. Eine stärkende Rast mit wenigen Stunden Schlaf fanden sie auf dem Heuboden eines einsamen Gehöfts. Noch waren sie gut zu Fuß und in hoffnungsvoller Stimmung, als die österreichische Stadt Braunau, das angestrebte Ziel ihrer Reise, erreicht wurde. Von der Grenzwache aufgenommen, die ihre Papiere durchsah und in Ordnung fand, erbaten sie, den Kommandanten sprechen zu dürfen. Dieser empfing die Offiziere sofort und begegnete ihnen höflich, doch mit gewisser Zurückhaltung. Scriver fühlte sich hierdurch etwas verletzt, Hasso aber fand das Mißtrauen erklärlich und beschloß, es zu beseitigen.

Der Kommandant forderte die beiden Herren auf, am gemeinsamen Offiziertisch mit ihm zu speisen und sie nahmen die Einladung erfreut an. Dort nun, im Kreise ihnen gleichgesinnter Männer — gleichgesinnt in trauernder Vaterlandsliebe und glühendem Haß gegen den Unterdrücker — trug Hasso die Geschichte ihrer Erlebnisse vor, seit dem Augenblick der Saalfelder Schlacht. Sein lebhaftes Darstellungsvermögen, in welchem abwechselnd warmes Gefühl und sprühender Humor zum Ausdruck kam, wirkte hinreißend auf die Zuhörer. Schlicht, offenherzig und mit dem Stempel der Wahrheit wußte er ihre seltsamen Erlebnisse zu schildern. In Bewunderung und Interesse flogen ihm die Herzen zu und warme Sympathie schuf bald einen Kreis von Freunden um die Fremdlinge.

Einige Tage genossen sie die Gastfreundschaft der österreichischen Kameraden zu Stärkung, Ruhe und Erholung für Leib und Seele. Dann aber litt es die preußischen Offiziere nicht länger in feiernder Unthätigkeit. Zurück in Gefahr und Strapazen, in

den Kampf für das untergehende Vaterland, keine andere Wahl gab es für sie. Man wußte, daß in Preußen noch eine kleine Armee für des Königs Sache kämpfte, daß die Festung Kolberg ein Hort und Stützpunkt derselben wäre, und dorthin beschlossen sie zu gehen. Der Weg war weit und jetzt zur Winterszeit über alle Maßen beschwerlich. Ein Heer von Entbehrungen aller Art stand als Gewißheit vor ihren Augen. Hungern, frieren, betteln, tödliche Erschöpfung ohne einen anderen Ruheplatz, als vielleicht den schneegefüllten Graben. Die Gefahr, erkannt zu werden als preußische Offiziere, von feigen Landsleuten verraten, von den Feinden aufgegriffen, als Gefangene fortgeschleppt, als Spione erhängt — ja, das waren Aussichten, auf welche sie täglich und stündlich gefaßt sein mußten. Ihre österreichischen Gastfreunde warnten sie davor und redeten ihnen dringend zu, in ihrer Armee Dienste zu nehmen, doch vergebens. Sie sagten ihnen warmen Dank für alle genossene Freundlichkeit und zogen ihre Straße, freudig entschlossen, auch das Schrecklichste auf sich zu nehmen!

Vorwärts denn, mit Gott, für den teuren König und für das unglückliche, vielgeliebte Vaterland!

IV.

König Friedrich Wilhelm III. ließ Kriegsgericht halten über seine Offiziere, welche die ihnen anvertrauten Festungen leichtfertig dem Feinde überliefert, durch schlechte Führung oder Kopflosigkeit seine Schlachten verloren, durch mangelhafte Haltung die gute Sache geschädigt hatten. Es wurde streng verfahren. Wohl war das Unglück groß und schicksalsgewaltig, welches Preußen vernichtet, doch zahlreich auch die Häupter der Schuldigen, welche berufen gewesen, der Woge einen Damm entgegenzusetzen, und statt dessen sich widerstandslos hatten hinwegspülen lassen.

Das Ergebnis dieser kriegsgerichtlichen Verhandlung ward von allen Gutgesinnten im Lande mit schmerzlichem Interesse vernommen. Wie viele Namen fand man, die, geachtet, bewundert, hochgestellt, nun gebrandmarkt waren mit unauslöschlichem Makel. Wie viele Existenzen wurden vernichtet durch diese Urteilssprüche — oft nur allzu wohl verdient, oft aber auch, wie es den Näherstehenden erscheinen wollte, mit unnachsichtiger Härte die Opfer treffend, die büßen mußten für Fehler, welche höhere Befehlshaber begangen hatten.

Voll fieberhaften Interesses begleitete diese Ereignisse der alte Erb- und Standesherr auf Reckentin. Ihm wollte es völlig unfaßbar dünken, daß preußische Offiziere wegen Feigheit und schlechter Haltung vor dem Feinde verklagt und verurteilt werden konnten! Das Bewußtsein erfüllte ihn förmlich mit Angst und Schrecken. Es konnte, es durfte ja nicht sein! Er hoffte immer wieder, zu erfahren, daß man keinen von ihnen für wirklich schuldig befunden hätte.

Der Hauptmann von Wollin wurde dem Major gemeldet. Erschrocken fuhr dieser aus einem kleinen nachmittäglichen Selbstvergessen, das einem Schläfchen nicht unähnlich sah, empor. Es war etwas wie ein Schauder, den er empfand, als sein alter Freund und Gutsnachbar die Schwelle seines Gemaches überschritt.

„'Morgen, alter Freund — wie geht's, wie steht's!“ rief Herr von Wollin mit Stentorstimme.

Major Rochlitz erhob sich, trat dem Gast entgegen und schüttelte ihm kräftig die Hand. „Kommst Du endlich, Wollin! Seit Wochen warte ich darauf, Dein bärbeißiges Gesicht hier durch die Thür hereintreten zu sehen! Bist Du denn erst jetzt von Deiner Reise zurückgekehrt?“

„Nein — zurück bin ich schon seit geraumer Zeit — aber ich hatte es nicht eilig. Die Nachrichten, die ich bringe, sind nicht erfreulicher Natur. Kannst Dir's denken!“

„Ja, ja — aber doch brennt man darauf, zu hören, wie es aussieht in der Welt! Du warst in Königsberg — erzähle! Jedes Wort ist mir wichtig und wert. Hast Du den König gesehen?“

„Ja, ich sah ihn — und unsere herrliche, geliebte Landesmutter! Eine kapitale Frau ist sie, Gott segne sie!“

„Ja!“ sagte Rochlitz. „Und der König? Erzähle — wo sahst Du ihn und wie war er?“

„In Osterode war es,“ brummte Wollin. „Ich wurde mit ein paar Herren von der Garde du Corps zur Tafel bei Hofe befohlen. Bei Hofe sag' ich — Donner-Schlag — das unser preußischer Hof! Blutige Thränen möcht man weinen. Stell Dir vor, Rochlitz — ein Lokal eng und duster, niedriges Zimmer, schmutzige Treppe, klapprige Fenster, durch die der Wind hereinfährt, da hält unser König sein Hoflager! Und das mit der Königin, dem ganzen Hofstaat! Keine ordentliche Etikette, alles so recht wie auf der Flucht! Die Königin mit Thränen in den Augen. Ach, wie ein Engel sah sie aus. Donnerwetter ja — ist die Frau schön!“

„Wollin, Du bist ja rein aus dem Häuschen über unsere gnädigste Landesmutter! Nun komm doch nur wieder zur Raison!“

„Ja, ja, ich komm schon,“ fuhr Wollin fort. „Es war sonst eben nicht sehr erquicklich an unserer königlichen Tafel. Die alte Gräfin Voß schimpfte in allen Tonarten über Napoleon und seinen Hof von Parvenus — sie hat ja natürlich recht, aber eine ungemütliche alte Dame ist sie doch, die Voß! Das kleine, nette Hoffräulein, Comtesse Tauentzien, machte auch ein Gesicht dazu, wie die Katze, wenn's donnert.“

„Na und der König?“

„Ja, der König! Unser allergnädigster Herr sprach so allerlei über die Kapitulationen, über die Festungskommandanten! Na ja, verdient haben's ja die Kerle! Aber so ganz absonderlich klang seine Rede — tadelnd und entrüstet, aber gar nicht, als ob es sich um seine Offiziere handelte und er der Herr und Richter darüber sei, sondern nur der Zuschauer. Einige Male deutete Majestät an, es wäre sein einziger Trost, daß er diesen schrecklichen Krieg

nicht gewollt. Himmel und Hölle! Als ob es nicht an sich ein Unglück für uns wäre, wenn irgend etwas geschehen kann, was der König nicht gewollt!"

„Sag' so etwas nicht," meinte Rochlitz. „Tadle ihn nicht, er ist der König! Und schwerer als er hat's noch keiner gehabt, der auf dem preußischen Throne gesessen!"

Eine Pause trat ein. Beide Herren folgten dem Zuge ihrer eigenen Gedanken. Bei beiden waren sie peinlicher Natur, das las man auf ihren Gesichtern. Endlich blickte der Major wieder auf.

„Du sprachst von den — Festungskommandanten. — Hörtest Du Näheres über die Kriegsverhandlungen?"

„Ja — so einiges! Hast Du schon die neuste Nummer der Spenerschen Zeitung gelesen?"

„Nein!" lautete seine kurze Antwort.

Herr von Wollin faßte in seine Brusttasche, und als er das knitternde Papier darin fühlte, zog er wie erschrocken die Hand zurück. „Hast Du mal etwas von Deinem Sohne gehört?" fragte er dann und räusperte sich heftig, denn seine Stimme klang heiser.

„Nein — schon seit längerer Zeit nicht — wieso?" Herr von Rochlitz lehnte sich in seinen Sorgenstuhl zurück und schloß für einen Moment die Augen. Es war ihm, als schwebte eine graue, bleischwere Wolke auf ihn zu und verdunkelte das Himmelslicht. „Wieso?" fragte er wieder.

„Ich meinte nur so. — Du fürchtetest damals, er würde bei Jena gefallen oder verwundet sein."

„Nein, ich fürchtete es nicht, ich dachte nur — ich wußte nicht, daß ein Offizierskorps zu Pferde könnte gefangen genommen werden! — Das war damals nicht! Wenn ich so denke — Seydlitz —" er hielt inne.

„Nun aber, wenn Dein Junge lebt und gesund ist, so bleibt das doch die Hauptsache, Alter — nicht wahr? Alles andere läßt sich wieder einholen und gutmachen, sollt ich meinen!"

Auf der Stirn des alten Seydlitz-Dragoners zeigte sich ein feuchter Tau — er selber wußte nicht, daß es kalter Angstschweiß war. Der andere aber sah es.

„Nein, bei Gott im Himmel — das ist nicht die Hauptsache!" fuhr er plötzlich auf — und es kam über ihn wie eine Offenbarung, wie der Prophetenblick des Fieberwahns. „Was hältst Du mich mit Reden hin — heraus mit der Sprache — mein Sohn ist kassiert!"

Herr von Wollin stand auf, zog die Zeitung heraus und legte sie ausgebreitet vor seinem Gastfreund auf den Tisch. „Hier steht alles genau — lies es selber — mein Mund soll nicht der Vermittler solcher Nachrichten sein. Ich gehe indessen zu Deiner Frau — wenn Du mich nachher noch etwas fragen willst, so bin ich bereit." Damit verließ er das Zimmer.

Der Major sah ihm nach mit gläsernem Blick. Dann setzte er sich und las. Die Buchstaben tanzten vor seinen Augen und brannten sich ihm doch zugleich ins Gehirn. Er vermochte nicht zu lesen, aber doch sah er, was da gedruckt stand. Urteilssprüche des Kriegsgerichts. Der Kommandeur, Major von Löschbrand, des bei Prenzlau gefangenen, in Spandau internierten und dann später wieder freigelassenen Offizierkorps der Gendarmes sei vor ein Kriegsgericht gestellt und wegen begangener Fehler verurteilt worden. „Der Lieutenant Hilmar Ruprecht, Kunz von Rochlitz ist infam kassiert. Derselbe war während der Schlacht bei Jena als Ordonnanzoffizier mit dem Befehl an General Rüchel entsendet worden, den Ort Vierzehnheiligen unverzüglich anzugreifen. Der Befehl ist durch die Schuld des Lieutenant von Rochlitz nicht zur Ausführung gelangt, er hat ihn dem General nicht übergeben."

So las der Major.

Die Zeitung sprach sich noch bedauernd darüber aus, welch ein Schmerz dies für seinen alten Vater sein müßte — einen ehrenvollen Veteranen aus den Schlachten von Roßbach und Kunersdorf.

Ein Röcheln kam über die Lippen des „Veteranen". Still lehnte er sich in den Stuhl zurück. Er hatte seinen Schmerz noch nicht voll erfaßt — er fühlte nur, daß ihn der Schmerz erfaßte und ihm wie mit glühender Kralle das Herz zerriß.

Ein lauter Schreckensruf aus dem Nebenzimmer, dem Wohngemach seiner Frau, drang an sein Ohr. Sie wußte es jetzt also auch schon, daß ihr Hilmar, der Abgott ihrer Seele, unauslöschliche Schande gebracht über seines Vaters graues Haupt! — —

V.

Hilmar war in Berlin bei seiner jungen Gattin. Arme Lotte! Das ersehnte Glück der Vereinigung mit ihm hatte ihr bisher nur Thränen und Herzeleid gebracht. Erst sein Ausziehen in den Krieg, sogleich nach ihrer Trauung, dann die baldige, entsetzliche Rückkehr als Gefangener. Seine Freilassung aus Spandau war ein kurzes Aufatmen gewesen. Das Schrecklichste folgte nur zu bald. Er, ihr Gatte, der vielbewunderte, geliebte, ward vors Kriegsgericht gestellt, verurteilt und schimpflich kassiert. So kam er zu ihr zurück — eine vernichtete Existenz, ein verlorener Mensch, das sah ihr liebendes Auge auf den ersten Blick. Wie gebrochen sank er vor ihr nieder und legte den Kopf in ihren Schoß. Ein thränenloses Schluchzen machte ihn erzittern am ganzen Körper. Sie umschlang ihn mit zärtlichen Armen und weinte mit ihm in herzbrechendem Leid.

„Aber Hilmar, mein Einziger, es ist doch nicht wahr, man hat Dir ja Unrecht gethan, grausames, entsetzliches Unrecht —"

Da richtete er sich auf. „Nein, Lotte — wahr ist es! Wahr muß es sein — denn den Befehl, den ich überbringen sollte, — ach Gott, er war wohl von großer Wichtigkeit, — habe ich thatsächlich nicht abgegeben! Ich habe Excellenz Rüchel nicht gefunden. Wie es möglich war, weiß ich nicht und werde es nie begreifen! Auch nicht die leiseste Erinnerung ist mir von den ganzen Vorgängen geblieben. Ich muß

vollständig den Kopf verloren haben! Doch das eben darf der Soldat nicht. Kaltblütig und besonnen! Jetzt erst weiß ich, was damit gefordert wird! Aber um das auszuprobieren, darf man uns nicht auf ein Schlachtfeld von Jena stellen! — Ach, hätte doch eine barmherzige Kugel mich hinweggerafft, ehe ich diese Schande über mich gebracht! Mein armer Vater — o Gott — was habe ich ihm zuleide gethan!" Qualvoll war diese Vorstellung für ihn, sie ließ ihn keine Ruhe finden bei Tag und Nacht.

Heldenmütig und treulich teilte Lotte mit ihm den ganzen schweren Jammer. „Hätte ich das ahnen können, Geliebte," sagte er traurig zu ihr, „nie hätt' ich's gethan, Dich hineinzuzerren in das schmachvolle Elend meines Lebens! Wenn ich Dich in Frieden ließ, wie sorglos glücklich könntest Du jetzt sein!"

„Unglücklich so oder so, mein Liebster! Mein Leben gehört einmal unlösbar zu dem Deinen!" So versuchte sie liebend wenigstens diesen Selbstvorwurf von ihm hinweg zu scheuchen.

Einmal fragte sie ihn, ob er nie wieder seit dem Ausmarsch eine Kunde von Hasso vernommen. „Nein," sagte er darauf, „wenigstens nichts Gewisses. Wie ich hörte, soll Nostitz erzählt haben, daß er tot, oder doch tödlich verwundet bei der Leiche des Prinzen liegen geblieben sei. Tapferer Junge, ja, der hat durchgehalten in der Gefahr!"

„Oder vielleicht war es die barmherzige Kugel, die Du Dir selber gewünscht, mein armer Hilmar, und die ihn vor einem Schicksal wie das Deine bewahrt hat!" wandte Lotte begütigend ein.

„Ach nein, Lotte, denke das nicht, ich kenne Hasso! Er hat kaltblütig mit der Gefahr zu spielen gewußt, von klein auf, sie war ihm etwas Altgewohntes! Wie ungezählte Male habe ich ihn in Lebensgefahr gesehen, auf höchster Dachspitze, auf schwankender Leiter, morschem Eise oder mit durchgehenden Pferden. Jeder nur denkbaren Situation setzte er dieselbe nichtsachtende Verwegenheit entgegen! Ich weiß, so ist er auch bei Saalfeld gewesen. Wie oft haben ihn meine Eltern wegen seiner Tollkühnheit gescholten und geschlagen, und er konnte doch nicht anders, der arme Junge! Ich hätte das wissen müssen und ihm helfen, aber ich fand die Strafen verdient, denn ich selber hatte kein Vergnügen an seinem Treiben! Und jetzt — mein Leben gäb' ich hin mit tausend Freuden, könnt' ich so sein wie er! Dann stände ich jetzt sicher mit Ehren da, und mein unglücklicher Vater brauchte mich nicht mit Schmach seinen Sohn zu nennen!" Dieser Gedanke war der Gipfelpunkt der Pein und Verzweiflung für den armen Hilmar.

Auf Lottes dringendes Anraten entschloß er sich endlich, an seinen Vater zu schreiben. Er schilderte ihm der Wahrheit gemäß den Sachverhalt, beschönigte oder entschuldigte sein Vergehen mit keiner Silbe, bat aber flehentlich und demütig um die Erlaubnis, selber kommen und sich die Verzeihung seiner Eltern erbitten zu dürfen. Er hoffte viel von dem unterwürfigen Tone dieses Briefes, er baute auf die Liebe seines Vaters, deren Fülle er bisher noch nie erschöpfbar gefunden. Er rechnete auf die Fürsprache seiner Mutter, die ihn vergötterte. Und so sah Hilmar der Antwort mit Sehnen und Hoffen entgegen.

Er kannte seinen Vater noch nicht, der Ärmste! Er wußte nicht, daß eine Entscheidungsstunde geschlagen hatte, in der das Vaterherz verstummt und nur das beleidigte Gefühl des Edelmannes, des preußischen Offiziers zurückgeblieben war.

Die Antwort des Majors von Rochlitz kam nach angemessener Frist.

„Du bist nicht mehr mein Sohn," hieß es darin. „Ein Feigling, der nicht würdig ist, des Königs Rock zu tragen, soll auch nicht würdig sein, mein Sohn zu heißen und meines Hauses Schwelle zu überschreiten!" Weiter stand nichts in dem Briefe. Unterzeichnet war er: „Rochlitz, Major a. D."

Und dieses kurze Major a. D., das den ganzen herben Soldatenstolz des Kunersdorfer Invaliden zum Ausdruck brachte, erschien dem Sohne wie ein Messerschnitt, durch den der Vater sich lostrennte von ihm.

Hilmar durchlas den Brief ohne ein Wort, ohne einen Laut. Dann ließ er ihn aus der Hand gleiten und warf sich in das Sofa zurück, flach ausgestreckt auf das Polster. So blieb er regungslos liegen, der unglückliche Mensch. Sein junges Weib hüllte ihn in warme Decken und kniete an seinem Lager die ganze Nacht. Sein Kopf glühte im Fieber, während die Glieder bebten vor Frost. Sie fürchtete eine schwere Erkrankung, doch die Gefahr ging vorüber.

Nach einigen Tagen traf ein Brief von Hilmars Mutter ein. Er war sichtlich ohne Vorwissen des Vaters geschrieben und in unverminderter grenzenloser Liebe. Jedes Wort war herzzerreißender Jammer, und Hilmars stumm hinbrütende Verzweiflung wurde aufgerüttelt zum Erwachen und zu erlösenden Thränen.

„Ich kann so nicht weiter leben!" sagte er endlich. „Entweder ich werde wahnsinnig, oder ich suche mir den Tod! Aber vorher will ich noch sehen, ob ich nicht bei Gott oder Menschen Erbarmen finden kann! Meine Mutter verschließt mir ihr Herz nicht, meine Mutter und mein geliebtes Weib, Gott sei Dank dafür! Aber das kann mir nicht helfen! Ich muß —" er sann nach, und dann kam ihm ein Bibelwort in den Sinn, die Geschichte vom verlorenen Sohn. Und zagend, doch noch immer hoffnungsvoll, sprach er die Worte: „Ich will mich aufmachen und will zu meinem Vater gehen!"

VI.

Wie schlichen die Tage so qualvoll dahin über das stille Reckentiner Herrenhaus, wo Vater und Mutter schweigend einander gegenüber saßen. Der Vater, der im Zorn sich losgesagt von seinem einzigen Sohne, die Mutter, die mit allen Fasern ihrer Seele sich festklammerte an das Bewußtsein, daß ihr Sohn dennoch unwandelbar ihr gehörte. Wovon sollten sie reden? Das Leid war gar zu groß. Auf des Vaters Haupt brannte es als eine Schmach, die ihn weder Auge noch Stimme erheben ließ. Auf der Mutter

Seele lastete es als eine Ungerechtigkeit, die sie schier zu Boden drückte.

„Was mag aus Hasso geworden sein? Man hat gar nichts mehr von ihm gehört?“ fragte Herr von Rochlitz plötzlich leise, mit unterdrückter Stimme, als schäme er sich zu sprechen, oder als schäme er sich, daß diese Frage sich ihm erst jetzt aufdrängte, so viele Monate, nachdem sein Pflegesohn hinausgezogen in Krieg und Gefahr.

Frau von Rochlitz erzitterte bei der Frage wie von einer scharfen Nadel getroffen. „Er wird wohl desertiert sein!“ kam es herbe von ihren Lippen.

Der Major warf einen finsteren Blick nach ihr hin. Zum ersten Mal durchfuhr ihn der Gedanke, daß der wilde, trotzige Bursche, der ihm stets zuwider gewesen, vielleicht gar ein viel unverfälschterer Sproß des alten Rochlitzschen Stammes sei, als sein bewunderter Hilmar. Und so grimmigen Schmerz schuf ihm der Gedanke, daß er die Zähne aufeinander biß, um das Stöhnen zu unterdrücken.

In finsteres Schweigen versanken sie abermals beide. Draußen heulte der Sturm. Das Licht der Kerze vor ihnen auf dem Tisch flackerte hin und her und ließ dicke Tropfen geschmolzenen Wachses auf die Tischdecke herniederrinnen. Die Wanduhr tickte langsam, bedächtig und holte zu sicheren Schlägen aus. Frau von Rochlitz horchte zählend darauf und ließ dabei die feinen Hände mit dem Strickzeug in den Schoß sinken.

Plötzlich schlug draußen eine Thür. Der Schall ließ sie bis ins Herz zusammenfahren.

Die Zimmerthür ward aufgerissen — — Hilmar!

Blaß wie der Tod war er, die Augen rot unterlaufen, die Lippen verzerrt von der furchtbaren Aufregung.

Er stürzte herein, er warf sich seinem Vater zu Füßen.

„Vater, haben Sie Erbarmen! Vergeben Sie mir! Ich will die Schande sühnen!“

Major von Rochlitz war aufgesprungen. Die Augen rollten ihm im Kopfe. „Wie kannst Du mich Vater anreden! Du bist mein Sohn nicht mehr! Ich habe keinen Sohn! Hab' ich Dir nicht mein Haus verboten? Was wagst Du — mir unter die Augen zu treten!“

„Vater, ich liege am Boden vor Ihnen! Ich weiß, ich habe alle meine Rechte verscherzt! Ich flehe um Erbarmen, nichts weiter!“

„Ja, liege Du nur! Für einen Edelmann — für einen preußischen Offizier wäre das kein Platz! Aber für Dich — Du —“ er hielt inne.

Mit einem Aufschrei warf sein Gattin sich ihm entgegen. „Schweig still — schmähe ihn nicht! Vergieb ihm — so Dir Gott Deine Sünden vergeben soll in Deiner Todesstunde!“

Der alte Kriegsmann schüttelte sie ab mit rauhem Griff. „Geh Du — und bleibe bei Deiner feigen Brut! Was gilt Euch die Rochlitzsche Ehre! — Meine Sünden mögen schwarz sein wie die Hölle — an meinem König und meinem Vaterland, an meiner Mannesehre hab' ich nicht gesündigt — so möge Gott mir gnädig sein! Aber den Feigling stoß' ich aus von Gnade und Recht und Erbarmen!“

Hilmar sprang auf. Wie glühendes Eisen traf ihn die furchtbare Verachtung in den Worten seines Vaters und stachelte ihn zu fast sinnloser Verzweiflung.

„Vater — so dürfen Sie nicht zu mir reden! Hab' ich auch Ihren Zorn verdient bis in den Tod — doch nicht, daß Sie mich mit Füßen treten! — Um eine Barmherzigkeit nur flehe ich — nehmen Sie Ihren alten Heldensäbel von der Wand und stoßen Sie ihn mir ins Herz! — So trag' ich das Leben nicht weiter!“

Mit flammendem Blick maß ihn der alte Soldat von oben bis unten. — „Meine tapfere Dragonerklinge — Dir — in die Brust? Nein — geh und verdiene Dir erst den Tod!“

Hilmar stand auf und sah ihn an aus umflorten Augen. „Ja, Vater, ich werde gehen! Sagen Sie mir nur das eine noch: Geben Sie mir Ihren Segen mit, wenn ich in den Tod gehe? Vergeben Sie mir, wenn ich meine Schmach mit meinem Herzblut gesühnt?“

„Wasch' die Schmach Dir ab, stell' Deine Ehre wieder her — wie und wodurch, ist Deine Sache! Dann will ich Dir vergeben, dann kannst Du wiederkommen und nach meinem Segen fragen. — Gott helfe Dir!“

Es war das letzte Wort, das er hienieden zu seinem Sohn gesprochen, der letzte Blick, den er auf ihn geworfen. Es lag in dem Blick weder Zorn noch Verachtung mehr. Nur ein Gram, der dem alten Manne das Mark des Lebens aufzehren mußte — so nagend, so hoffnungslos. Er ging hinaus und schloß die Thür zwischen sich und seinem Sohn.

Hilmar blieb allein mit seiner Mutter. Eine lange, bange Nacht war es. Sie rang mit Gott um Fassung, das Unmögliche zu ertragen, sie flehte um Erhaltung ihres Sohnes, sie hielt ihn umschlungen mit ihren Armen und liebkoste sein Haupt mit zitternden, versagenden Händen.

Als das Morgengrauen heraufstieg, bleich und kalt wie Todesschatten, da schied er von ihr. Der erwachende Tag durfte ihn nicht mehr im Vaterhause antreffen, das fortan ihm verschlossen sein sollte. Er ging, und die Mutter blieb zurück, die Unglückliche. Das Herz aus ihrer Brust hatte er mit hinweggenommen als ein Totenopfer — für die unsühnbare Schmach.

Fünfter Abschnitt.

Kolberg.

„Franzosen, o wüchsen Euch Flügel geschwind,
Es nahet der Schill, und er reitet wie Wind,
O weh Euch Franzosen, jetzt seid Ihr tot,
Ihr färbt die Säbel der Reiter rot!
— O Schill, Dein Säbel thut weh!“

I.

Ob auch alle Festungen im Königreich Preußen sich dem Feinde ergaben, die größesten und stärksten selbst, die bestverwahrten und wohlgefüllten ihm ihre



Thore öffneten, als zöge eine Zaubermacht vor ihm her, der nichts zu widerstehen vermöchte: die Festung Kolberg ergab sich nicht. Sie kannte es nicht anders. Schon im siebenjährigen Kriege hatte sie sich in dreimal wiederholter Belagerung gegen die Russen so andauernd und heldenmütig verteidigt, daß ihr Name fortan nur mit Ruhm und Ehren genannt werden konnte. Die glänzendste Probe ihrer heldenhaften Ausdauer aber gab sie jetzt, wie sie aufrecht dastand als ein Felsen, während alles umher — das ganze Vaterland — wie morsches Gestein zerbröckelte unter dem Fußtritt des Siegers.

Tapfere, kleine Feste! Da liegt sie durch die Jahrhunderte unentwegt und bewacht ihre pommersche Ostseeküste — bewacht das treue, trotzige Pommerland gegen jeden anrückenden Feind so wacker, als wäre sie vereidigt, es für ihr Herrscherhaus zu hüten bis an den jüngsten Tag. — Da liegt sie, Sturm und Winden ausgesetzt, an der rauhen Meeresküste, und die alte, graue Ostsee singt ihr ein uraltes Lied von Sturm und wilder Wut, von Trotz und Treue, von Heldenmut und ewigem Kampf und Streit. Sie hört auf das Lied auch heute noch. Man hat ihr Wehr und Waffen genommen, doch ihre alten Schanzen stehen da als Denkmäler ihrer einstigen Größe, und die Erinnerung schwebt darüber wie ein Strahlenkranz des Ruhmes.

Die Festung Kolberg lag abseits von der großen Straße, auf der die französischen Heere durch das Land nach Preußen hinzogen, darum blieb sie vorläufig unbeachtet. Auch war sie ja so klein und unbedeutend, keines Umweges wert! Hatten die großen Festungen alle so bereitwillig ohne einen Schwertstreich die Waffen gestreckt — dies winzige Ding steckte man sich wohl so nebenher in die Tasche!

Doch das war ein Irrtum. Durch eben diese Verzögerung gewann Kolberg, welches überhaupt nicht für Krieg und Belagerung ausgerüstet worden, Zeit und Muße, sich auszubauen, mit Munition und Lebensmitteln zu versorgen. Zu Wasser und zu Lande wurden Truppen herbeigezogen und die Festung in jeder Weise verteidigungsfertig gemacht. Als dann die ersten französischen Parlamentäre vor den Wällen erschienen, um zur Kapitulation aufzufordern, wurden sie, ohne irgend welches Interesse zu erregen, von den Vorposten abgewiesen. Die Franzosen hatten solch Verhalten in diesem Feldzuge — leider Gottes — noch nicht kennen gelernt. Sie kannten eben auch Kolberg noch nicht.

Der Kommandant, Oberst von Loucadou, war ein greiser, erfahrener und besonnener Herr, der seine Festung gar wohl für die Verteidigung vorbereitete. Doch späterhin, als die Sache ernstlicher wurde, bat er, sich zurückziehen zu dürfen, und ein Schiff von Memel her brachte seinen Nachfolger herein, den großen Feldherrn Gneisenau, der die Geschichte seines unsterblichen Ruhmes hier zwischen den Festungswällen von Kolberg beginnen sollte. Doch jetzt, zur Winterzeit noch, beherrschte Loucadou das Feld. Zum zweiten Kommandanten ward der Kapitän von Waldenfels ernannt, ein jugendlicher Held, der pommersche Leonidas.

Und würdig ihm zur Seite, eine schier phantastische Heldengestalt, stand Ferdinand von Schill — bisheriger Königin-Dragoner, der sich mit schwerer Kopfwunde von Auerstädt hierher gerettet hatte. Jetzt, noch als Rekonvalescent mit verbundenem Haupte, schuf er sich ein Freikorps von Husaren und Infanterie und war entschlossen, mit demselben, ob auch alles um ihn her zerbrach, das Vaterland zu verteidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Aus Stargard und Naugard hatte er durch Belagerung und Sturm die französische Besatzung zu vertreiben gesucht. Dies war ihm nicht gelungen. Nun aber zog er wie ein Sturmwind im pommerschen Lande umher, warb Truppen zusammen und beunruhigte den Feind.

Er erschwerte ihm die Kommunikation zwischen Oder und Weichsel und verhinderte die Einschließung von Kolberg länger, als man dies irgend zu hoffen gewagt. Durch Erfolge kühn geworden, begann Schill ernstlich zu überlegen, wie er wohl dem bedenklichen Mangel an Waffen und Munition in der Festung ein Ende bereiten könnte. Als nun einer seiner Offiziere von einem Streifzuge in die Alt-Dammsche Gegend die dunkle Kunde mitbrachte von einem großen französischen Waffentransport, der sich von Stettin nach Ostpreußen zu in Bewegung gesetzt hätte, entwarf er seinen Plan. In derselben Nacht noch brach er mit seinem Korps von Kolberg auf und pfeilgeschwind ritten die Husaren durch das Land. Stargard mußte umgangen werden, denn eine starke französische Besatzung lag darin, die Schill schon früher sich vergeblich bemüht hatte, daraus zu vertreiben. Die Umgegend war ihm von jenen Tagen her wohl bekannt. Er nahm seinen Weg zu dem hochgelegenen Dorfe Schöneberg, von wo er freie Umschau über die weite Ebene halten konnte — auf der einen Seite bis Stargard hin, dessen ehrwürdige Türme herüberschauten, klar und scharf wie Silhouetten vom hellen Himmel abgezeichnet. Schwerlich vermochte ihm hier zu entgehen, was sich auf jener Ebene mit ihrer offen daliegenden Landstraße bewegte.

Seine kleine Avantgarde unter dem Lieutenant von Hagen empfing ihn mit der Nachricht, daß vor kurzem ein gewaltiger Wagentrain unter starker französischer Infanteriebedeckung hier durchgekommen sei und sich auf dem Marsche nach Arnswalde befände. Das war erfreuliche Kunde. Kriegsrat ward gehalten und eine Rast von wenigen Stunden. Bald nach Mitternacht brach die Reiterschar auf. Eine breite Mondsichel am sternklaren Winterhimmel beleuchtete ihren Pfad. Abwärts von Schöneberg ging es, die Höhe hinunter ins Ihnathal, über den Fluß, an der gespenstisch aus weißen Wiesennebeln aufragenden Ruine der Wedellburg vorüber. Durch das alte Wedellsche Cremzow, — den beiden Wedells, die mit im Zuge ritten, schlug sehnsüchtig das Herz. Doch ihr Weg führte weiter — unaufhaltsam.

Am Rande eines alten Eichenwaldes, der Schutz gewährte gegen den kalten Nachtwind, machten die Reiter endlich Halt. Linker Hand, nah des Weges, blitzte durch die Eichen der Spiegel eines Sees.

„Wo sind wir hier, Wedell? Sie müssen ja orientiert sein!“ fragte Schill.

„Gewiß, Herr Lieutenant, dies ist der Bleiensee,

vor uns liegt Schönwerder, Wohnsitz des Landschaftsdirektors Bonin, vielleicht zehn Minuten von hier!"

Aus dem Schatten der Eichen tauchten dunkle Reitergestalten auf, die vor kurzem zur Aufklärung entsandte Patrouille kehrte zurück unter Führung des zweiten Wedell, der als ortskundig hierzu ersehen war.

„Die Wagenkolonne hat soeben das Dorf Schönwerder passiert, in einer Viertelstunde können wir sie erreicht haben!" lautete seine Meldung.

Auf brachen die schneidigen Husaren und vorwärts ging es. Jenseits des Dorfes Schönwerder, auf offener Fahrstraße zwischen Feldern und Wiesen, zog langsam auf dem holprig ausgefahrenen Wege die schwere Wagenreihe dahin, bei der ungewissen Beleuchtung einem endlos sich hinschlängelnden Ungetüm vergleichbar. Nach allen Richtungen sprengten die Schwadronen auseinander — von vorn, von hinten, von rechts und links zugleich ward die Kolonne attackiert. Die französische Deckung setzte sich verzweifelt zur Wehr, doch umsonst. Nach kurzem Kampfe mußte sie dem stürmischen Anprall der Husaren weichen.

Der Tag brach an und zeigte den siegesfrohen Reitern die herrliche Beute, die sie errungen. „Hurra, hiervon bewaffne ich ein ganzes Regiment, ohne daß unser alter Loucadou sich auch nur sonderlich beeinträchtigt sieht!" rief Schill überglücklich beim Anblick dieses stolzen Waffenreichtums, den er der Festung nun zuführen konnte.

„Herr Lieutenant, bitte, sehen Sie!" mahnte einer der Offiziere.

Vom Dorfe her, dessen Einwohner zahlreich herbeiströmten, näherte sich ihnen schnell, doch in äußerst würdevoller Haltung, ein großer, stattlicher Herr mit schmalem, glattrasiertem Antlitz, vornehm, ruhig und sicher; ohne Zweifel der Gutsherr. Lieutenant von Schill sprang aus dem Sattel, ging ihm entgegen und stellte sich vor.

„Ihr Name hat guten Klang bei uns, mein Herr von Schill," sagte der Landschaftsdirektor Bonin. „Lassen Sie mich Ihnen danken im Namen unserer guten Provinz! Sie pflanzen in Pommern das schon gesunkene Banner unseres Königreichs wieder auf!" —

Eine kurze Rast und Stärkung für die Husaren im Dorf, für die Offiziere in dem gastlichen Hause des Edelmannes — dann trat das Schillsche Korps mit seiner eroberten Wagenkolonne über Petznick, Zachan und Freienwalde den Rückweg nach Kolberg an.

Zur Zeit, da dieses sich von der Stadt Arnswalde entfernte, näherte sich derselben eine andere Kolonne, weniger großartig, weniger Achtung einflößend. Etwa zehn bis zwölf Personen in schäbiger, vielgetragener Bauernkleidung, mit verwetterten Abenteurergesichtern. „Ranzionierte" waren es, versprengte Soldaten von aufgelösten Regimentern oder aus der französischen Gefangenschaft entflohen. Scharenweis irrten solche jetzt im Lande umher, von der Mildthätigkeit der Einwohner lebend, meist Kolberg, Danzig oder Königsberg als Ziel ihrer Wanderung im Auge, um bei einem geschlossenen Truppenkörper aufs neue ihr Heil unter preußischer Fahne zu versuchen. Daß sie, zumal bei zahlreichem Erscheinen, einigermaßen wüst und gewaltthätig auftraten und überhaupt als recht ungemütliche Kumpane gelten konnten, versteht sich von selbst.

Etwa zehn solcher Leute strebten, von Küstrin heraufkommend, der guten Stadt Arnswalde zu und nahmen in dem Dorfe Granow Aufenthalt, um in der dortigen Krugwirtschaft eine kleine Herzstärkung für den kalten Wintermorgen zu erlangen. Geld zum Bezahlen hatten sie natürlich nicht. Der Wirt schimpfte und fluchte, denn es war wahrlich nicht das erste Mal, daß seine Gastfreundschaft in dieser Weise in Anspruch genommen wurde. „Da drinnen sitzen schon zwei solcher sauberen Vögel — nichts zu beißen, nichts zu bezahlen! — Bankerott wird man dabei, für König und Vaterland, und weiß nicht einmal, was man sich aufhalst mit dem hergelaufenen Gesindel —"

Die Ranzionierten verbaten sich alle anzüglichen Bemerkungen und drohten unangenehm zu werden. Sie fühlten sich stark in der Überzahl dem Wirt und seinem Hausknecht gegenüber.

„Da drinnen sitzen schon zwei?" griff einer der Braven die hingeworfene Bemerkung auf. Voll Interesse an dieser Nachricht öffneten sie die Thür der Schenkstube und drangen hinein. Da saßen allerdings schon zwei: junge, kriegsfähige Leute wie sie, in groben, abgetragenen Bauernkitteln, wegmüde, wettergeprüft wie sie, und doch nicht ihresgleichen. Ihr verhungertes Aussehen deutete an, daß sie das Betteln, zumal das erfolgreiche, gewaltsame, nicht lernen konnten. Der müde Blick, mit dem sie die Eindringlinge musterten, verriet, daß sie keine Freude fanden an dem Landstreicherleben, keine Freude an der Genossenschaft der da eben eintretenden Kameraden. Diese aber markierten dafür die Freude doppelt. Sie schüttelten ihnen die Hände, klopften sie auf die Schultern, fragten woher und wohin und ließen sich's nicht verdrießen, daß sie keinen Bescheid erhielten. Statt dessen erhoben sich die beiden Fremden, schoben ihre Brotrinden, die milde Gabe des edlen Wirtes, in die Tasche und griffen nach Hut und Stock.

„Ja, ja, Ihr seid gute, liebe Kerle," sagte der eine, und sah sich lachend mit seinen großen, dunklen Augen die wüsten Gesellen an. „Wir wollen Euch darum auch Platz machen und Euch nicht lästig fallen. Lebt wohl — amüsiert Euch gut — und laßt's Euch wohl bekommen. Ja, ja — Ihr seid gute Kameraden!" Er mußte ihnen allen nacheinander die Hand schütteln, was er auch gutwillig auf sich nahm. Endlich gelang es ihm, die Thür zu gewinnen, in der sein Reisegefährte schon ungeduldig wartete. Herzlich dankten sie dem Wirt für die ihnen erwiesene Freundlichkeit. Dann schlugen sie den Weg ein, der zur nahen Stadt hinführte. Ihre Stiefel waren zerrissen, die Füße wund. Von weither mußten sie gekommen sein.

„Wo Sie doch nur immer und immer wieder Ihre gute Laune hernehmen, Rochlitz! Mit solchem Gesindel umzugehen! Wäre ich allein ihnen in die Arme gelaufen, ich hätte rettungslos Prügel bekommen!"

„Man besitzt eben ein wenig Menschenfreundlichkeit und hat Umgang mit Menschen studiert, mein lieber Scriver," lautete die gutgelaunte Ant-

wort. „Daß Sie ohne mich schon hundertmal Prügel bekommen hätten, und ich ohne Sie schon hundertmal in andere schreckliche Abgründe geraten wäre, das wissen wir doch beide längst! Also fahren wir fort, beiderseitig unsere Stellung auszufüllen wie bisher!“

„Ja, ja, aber ich wollte, wir könnten diese Stellungen an den Nagel hängen. Hungern, frieren, betteln, obdachlos in der Winterkälte und keinen Groschen Geld in der Tasche — das will immerhin durchgemacht sein, ehe man leichtfertig über die Schwierigkeit solcher Situationen urteilt! Zu den Annehmlichkeiten gehören sie jedenfalls nicht!“

„Wenn uns wenigstens diese infamen Ranzionierten nicht immer in die Quere kommen wollten,“ entgegnete Hasso lachend. „Übrigens fürchte ich, daß diese zehn Braven dasselbe Reiseziel haben wie wir und uns bald auf den Hacken sein werden. Vertilgen wir deshalb unsere ehrwürdigen Brotrinden, damit sie uns diese unsere einzige irdische Habe nicht abjagen, ehe wir ihrer froh geworden!“ und er biß mit seinen weißen Zähnen hinein, daß es knirschte. „Wir wollen in Arnswalde,“ sagte er dabei, die Pausen ausfüllend, „ein Konzert geben — um uns Geld — für die Weiterreise bis Kolberg zu verschaffen —“

„Ein Konzert?!“

„Ja, ein Konzert! Die Stadt wird doch einen Saal haben, darin versammeln wir die Bürgerschaft! — Meinen Sie nicht, daß wir eine Stunde lang Unfug genug treiben könnten, um die guten Bürger von Arnswalde glauben zu machen, sie hätten eine Konzertvorstellung angehört?“

„Wir? Nein, ich sicher nicht!“ verwahrte sich Scriver mit Nachdruck. „Was Sie aber fertig bringen können, die Menschen glauben zu machen, mein guter Rochlitz, das übersteigt noch immer mein Vorstellungsvermögen, obgleich ich nachgerade daran gewöhnt sein könnte.“

„Und doch gelingt es mir nicht einmal, meinen Schicksalsgefährten glauben zu machen, daß er einen ehrbaren, verständigen Menschen vor sich hat!“ rief Hasso.

Der andere schlug ihn lachend auf die Schulter. „Nein, das gelingt Ihnen nicht! Der muß nun schon zusehen, wie er auch ohne diese Illusion mit Ihnen auskommt!“

Die Freundschaft zwischen diesen beiden mußte eine zuverlässige geworden sein, denn sie war zusammengeschmiedet mit ehernem Hammer, durch gemeinsam erlebte Abenteuer der seltensten Art, durch Gefahren und Todesnot, in treuem Aneinanderhalten und Einstehen des einen für den andern. Es war eine harte Zeit gewesen, diese Wanderschaft, unter Verhältnissen, wie sie Richard Scriver beschrieben, mitten durch Feindesland, denn so mußte man unsere heimischen Provinzen nennen in jenem furchtbaren Jahre. Sie hätten sich nimmer hindurchwinden können ohne Scrivers klare Besonnenheit, welche die Gefahren umging; ohne Hassos gewandte Sicherheit, mit der er unbefangen den bedenklichsten Situationen begegnete und jede Rolle zu spielen wußte, die ihm behilflich schien, sein Ziel zu erreichen. Und so waren sie bis hierher gelangt, der pommerschen Grenze nah. Das Schlimmste war überwunden.

Vor ihnen, anmutig am Spiegel eines großen Sees, hoch überragt von uraltem gotischem Dome mit unvollendet abgestumpftem Turm, lag die kleine märkische Grenzstadt Arnswalde.

„Dies Nest sieht verheißungsvoll aus!“ meinten die beiden Wanderer.

II.

„Alle Heiligen stehen mir bei, da sind die Ranzionierten schon wieder!“ rief Richard Scriver im Tone der Verzweiflung. „Daß man doch nicht einen Augenblick Ruhe haben kann vor dem Gesindel!“

„Schimpfen Sie nicht so, Richard,“ lachte Hasso leise. „Wir sind bedenklich in der Minderzahl und dürfen uns nicht das Wohlwollen dieser lieben Brüder verscherzen! Sie scheinen übrigens nüchtern und vernünftig zu sein! Der Wirt des Grand Hotel de Granow wird sie ebenso fürstlich abgespeist haben wie uns!“

„Nun dann gehen Sie und machen Brüderschaft mit den lieben Kameraden!“ spottete Scriver, „es ist die höchste Zeit!“ —

Die Ranzionierten warteten keine Aufforderung hierzu ab. Sie waren schneller gegangen als die beiden Offiziere, hatten diese jetzt eingeholt und umringten sie von allen Seiten. Sie wünschten jetzt ihre Fragen von vorhin beantwortet zu haben, waren zwar zudringlich, doch recht gemütlich dabei, und Hasso ging auf ihre scherzhafte Unterhaltung ein. Das Rollen eines Wagens hinter ihnen unterbrach dieselbe. Sie wandten sich um. Eine Extrapost mit vier Pferden bespannt kam die Straße von Osten dahergefahren. Das heißt, sie war eigentlich mit drei Pferden bespannt. Das vierte, lahm geworden, lief angebunden nebenher. Die Postchaise rollte vorüber, die zwölf Wanderer sahen ihr nach. Kurz vor dem Thore von Arnswalde aber hielt sie still, das lahme Pferd wurde wieder eingereiht, wahrscheinlich des stattlicheren Ansehens halber.

Während dieses Aufenthaltes holten die Ranzionierten den Wagen ein, näherten sich ihm und guckten neugierig in das Innere.

„Was macht Ihr denn da, Leute?“ fragte Hasso scharf. Das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Untergebenen erwachte in seinem Lieutenantsherzen.

„Hier sitzen Franzosen drin!“ berichtete einer derselben.

„Das ist Napoleon!“ erklärte ein anderer. „Ich kenne ihn!“

„Großartig!“ applaudierte Hasso. Er schob rasch den Soldaten zur Seite und blickte selber in das Wagenfenster. Ein älterer französischer Offizier saß darin — seinen Adjutanten neben sich. Der scharf prüfende Blick, der ihn aus diesen hereinschauenden Augen traf, jagte dem Franzosen einen Schreck ins Herz. Er befahl, schleunigst weiter zu fahren. Hasso hob grüßend die Hand und trat

zurück. In kurzen, klaren Worten befahl er den Ranzionierten, das Gefährt zu begleiten. Dasselbe rollte langsam weiter, während Hasso und Scriver den Pferden zur Seite blieben. Instinktiv gehorchten die Leute dem gewohnten Kommandoton. Doch im Weitergehen betrachteten sie den befehlenden Gefährten von der Seite. „Sagen Sie mal (bisher hatten sie ihn Du genannt), Sie sind wohl am Ende gar ein Herr Lieutenant? Sie können ja so flott kommandieren?"

„Ja, Kameraden! Wir sind beide Lieutenants Seiner Majestät des Königs. Freut mich, daß Ihr uns das angemerkt habt! Wir sind auf dem Wege nach Kolberg, zum Freikorps des Lieutenant von Schill!"

„Wollen Sie ihnen unsere Lebensgeschichte nicht noch etwas detaillierter erzählen?" raunte ihm Scriver zu. „Sie werden dankbares Publikum finden!"

„Aber Herr Lieutenant, warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt!" meinten treuherzig die Ranzionierten. „Wir sind ja heilfroh, einen zu haben, an den wir uns halten können!" —

Auf dem Marktplatz der Stadt Arnswalde, vor dem Rat- und Posthause hielt die Equipage. Die Pferde mußten gewechselt werden. Der Reisende stieg aus und trat eilig in das Haus. Neugierig umringten die zurückbleibenden Soldaten den Wagen, stiegen hinein, durchsuchten ihn und nahmen heraus, was sie fanden. Hasso ließ sie vorläufig gewähren und blickte aufmerksam nach den Fenstern des Posthauses. Da spähte der Reisende heraus, mit ängstlichen Blicken nach dem Wagen hin, der sich vor seinen Augen mit diesen unliebsamen Gästen füllte. Er hatte jetzt den Mantel zurückgeschlagen, Hasso gewahrte ein blitzendes Ordenszeichen, das Großkreuz der Ehrenlegion, auf seiner Brust. Ihre Blicke trafen sich, der Franzose prallte zurück.

„Ein französischer General! Kommen Sie, Scriver!" Rasch traten sie ins Haus. Die Thür zu dem Wartezimmer war verschlossen. — Als sie auf lautes, endlich wütendes Pochen geöffnet wurde, war das Zimmer leer, das heißt der General und sein Adjutant entwichen.*)

Scriver hatte unterdes die Ranzionierten hereingerufen. Das Haus wurde eilig umstellt und durchsucht, doch vergebens. Die französischen Herren hatten einen Ausweg durch das niedrige Fenster gefunden und ihr Heil in der Flucht gesucht.

Mit blitzschneller Überlegung leiteten die beiden Offiziere die Verfolgung ein. Daß dieser Fang ihnen nicht entgehen durfte, stand felsenfest.

Hin über Gartenzäune und Hecken, wobei sein großer Generalsrock zerriß, eilte der Franzose, von dem Adjutanten gefolgt. Ein ödes Gäßchen an der Stadtmauer nahm ihn endlich auf, führte ihn bis zum Mühlenthor und dort ins Freie. Es war die Richtung nach Stargard zu. Vielleicht wußte er das. Stargard war französische Garnison.

Querfeldein ging sein Lauf, überschwemmte Wiese war sein Weg, deren leichte Eisdecke einbrach unter jedem Tritt. Und nun ein breiter Wassergraben. Entsetzlich! — Da — vom Stadthor her verworren Geschrei! Ein Volkshaufe — voran die Ranzionierten. Ein verzweifelter Blick zeigte dem Franzosen an ihrer Spitze jenen schlanken Vagabonden mit dem langen, rötlichen Schnurrbart — und er gab sich verloren.

Nach wenigen Sekunden sah er sich umringt und der Vagabond, dessen Anblick ihm nun schon dreimal zum Schrecken gereicht, bot ihm höflich seine Begleitung an.

Zurück zur Stadt ging der Zug unter Jubel und Triumphgeschrei, dem Steinthore zu, wo ein neuer Volkshaufe ihn empfing. Unter dem Begeisterungsgetöse, das sie umringte, konnte es geschehen, daß die Offiziere für einen Moment ihren Gefangenen aus den Augen verloren, obgleich ihnen für immer diese Möglichkeit unaufgeklärt blieb.

Der Franzose aber, seinerseits ein bewährter Stratege, machte sich den Augenblick zu nutze. Er gewahrte in der Thür einer Hütte, die wie ein Schwalbennest an der Stadtmauer klebte, ein altes Weib, neugierig den Vorgängen zuschauend. Vertrauen und Hoffnung durchströmten sein Herz. Ein paar flehende Worte in gebrochenem Deutsch, ein Goldstück in ihre knochige Hand, die Dame hatte ihn verstanden, und der General verschwand in dem Häuschen.

Fort war er.

Hasso gewahrte es. „Himmeldonnerwetter, hat ihn die Erde verschluckt! Franzos, Halunke — wo bist Du geblieben! — Diese Bude da — hier muß er sein! — Aufgemacht — Lumpengesellschaft — wir schlagen Thür und Fenster ein!" und schon dröhnten die Schläge gegen das schwächliche Mauerwerk. Verzweifelnd schaute die Frau des Hauses daraus hervor und schrie um Erbarmen.

„Heraus, alte Hexe — aufgemacht — sonst reißen wir Dir das Haus überm Kopf ein. Vorwärts!"

Die Thür sprang auf, ein drangen die preußischen Soldaten und im Nu ward jeder Winkel durchforscht.

„Kameraden, brecht den Schrank auf! Hier das Bett! — drin liegt er nicht! Faß an, Richard!" Ein Ruck — die wacklige Bettstelle polterte zur Seite — unter dem Bette lag der Franzosenfeldherr!

Staubflocken bedeckten sein wohlfrisiertes Haar, grauer Staub umhüllte seine glänzende Uniform.

„Ah — mon général! Ihr ganz gehorsamer Diener! Bedaure unendlich, Sie diesem traulichen Schlupfwinkel entreißen zu müssen! Darf ich Ihnen zum Aufstehen behilflich sein? Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung! Tout à vos ordres, mon général!"

Sie nahmen ihn in ihre Mitte, Hasso rechts, Richard links, und zurück zum Rathause ging der fröhliche Zug, dem Ausgangs- und Endpunkte des ganzen Kesseltreibens. Ein wertvolles Wild hatten sie zur Strecke.

In dem Rathause hatte inzwischen der hochlöbliche Magistrat der Stadt sich versammelt und tagte dort unter Zittern und Zagen. Denn das war zweifellos: Sobald das französische Gouvernement

*) Alle diese Vorgänge genau historisch, nach Thatsachen erzählt.

in Stargard von diesen Vorgängen Kenntnis erhielt, war es um ihre gute Stadt geschehen! Wahrscheinlich auch um das Leben der Ratsherren. Um aber auch seinerseits handelnd einzugreifen, hatte der Bürgermeister Rodenwaldt den Bedienten des Generals dingfest gemacht, seine etwaige Entfernung in der Richtung nach Stargard zu verhindern.

Mit dem General selber stellte er jetzt ein feierliches Verhör an. Es ergab sich, daß der Gefangene der Divisionsgeneral Victor, Duc de Bellune sei, auf der Reise von Warschau nach Stettin begriffen, um dort ein Armeekorps zu übernehmen und dasselbe nach Kolberg zu führen, zur endgültigen Belagerung und Einnahme dieser trotzigen Feste.

„Nach Kolberg! — — ah, mon général, das trifft sich ja ausgezeichnet! Auch ich bin auf dem Wege nach Kolberg und werde nun die Ehre haben, mit Ihnen gemeinsam diesen Weg zurückzulegen! Sie gestatten, daß ich mich Ihnen vorstelle — —“

Es lag durchaus keine Bosheit in Hassos Worten noch in seinem Ton. Nur die unendliche Freude über seinen bis jetzt so wohlgelungenen Streich, die übermütige, knabenhafte Glückseligkeit spiegelte sich darin ab. Der Franzose aber empfand einen Haß gegen ihn, als träte in dem kecken, schnauzbärtigen Gesellen der Böse in leibhaftigster Person ihm gegenüber.

Noch hütete der Gefangene sich zwar, diese seine Empfindung merken zu lassen. Durch ausgesuchte Artigkeit hoffte er die Sachlage zu seinen Gunsten zu wenden. Er bot der Stadt ein Lösegeld, den Offizieren sein Ehrenwort, in Arnswalde bleiben zu wollen. Doch alles vergebens. Hassos Höflichkeit wurde kälter, sein Ton entschiedener. Er mahnte zum Aufbruch. Die Postchaise des Generals ward mit frischen Pferden bespannt, einige Leiterwagen für die Ranzionierten ausgerüstet, und zwei Reitpferde zur Stelle geschafft. Der General nahm in seinem Wagen Platz, ein würdiges Magistratsmitglied neben ihm, um dessen Begleitung er gebeten, der Adjutant und Scriver gegenüber. Hasso und der junge Stadtbürger Kelm folgten zu Pferde, letzterer als wegkundig mit einer Laterne voran, denn die Nacht brach herein — so begann die Reise.

„Herr Lieutenant, nun muß ich Ihnen aber erzählen, was ich heute gehört habe!“ hub Herr Kelm an. „Gestern hat eine Meile von hier, in Schönwerder, das Schillsche Korps den Franzosen einen Munitions- oder Proviantransport weggekapert! Es soll scharf dabei hergegangen sein! Das hätt' ich ahnen sollen! O dieser Schill! Ich seh' es kommen, ich lasse meine Seifensiederei im Stich und trete auch bei seinem Korps ein! Mit Ihnen zusammen, Herr Lieutenant, was sagen Sie dazu?“

„Donnerwetter, lieber Kelm, ist das wahr? Wer hat Ihnen das erzählt?“ fragte Hasso hocherfreut zurück. „Dazu sage ich, daß wir dann sofort und unter allen Verhältnissen denselben Weg einschlagen. Wir müssen Schill finden und wenn er in die Hölle geritten wäre. Ich halte es außerdem für recht wahrscheinlich, daß man uns von Stargard aus verfolgen wird. Also vorwärts denn, reiten Sie vor, um Erkundigungen einzuziehen!“

III.

Die Reise ging schnell von statten. Dem Schillschen Korps war man auf der Spur und sobald eine größere Ortschaft in Sicht kam, traf Kelm die nötigen Vorbereitungen zu frischem Vorspann. Bereitwilligst wurde derselbe durch Bauern wie Besitzer gestellt. Meist standen die Pferde schon bereit, wenn der bedeutungsvolle Zug herankam und rastlos ging es dann weiter. Dem gefangenen General ward es bei dieser Eile sehr übel zu Mut. Von ganzer Seele hoffte er auf eine französische Verfolgerschar aus Stargard, welche diese Räuberbande überwältigen und ihn ruhmbringender Freiheit wiedergeben würde. Doch von Stunde zu Stunde sank die Hoffnung. Dringend forderte er endlich die ihm bisher verweigerte Erholungsrast. Richard Scriver konnte sich nicht länger ablehnend dagegen verhalten. Er bog sich aus dem Wagen und rief nach Hasso — dem Räuberhauptmann, wie ihn der Franzose im Grimm seines Herzens nannte. Bald schaute das verwegene Gesicht vom Sattel herab in das Wagenfenster.

„Nehmen Sie's mir nicht übel, mon général, ich kann Ihren Wunsch beim besten Willen nicht erfüllen! Wenn ich Sie nur erst sicher hinter den Wällen von Kolberg habe, dann können Sie ausruhen nach Herzenslust, niemand wird Sie dort stören, ich versprech' es Ihnen! — — Trop fatigué? mais non! Zwei Stunden Geduld noch, dann sind wir in Labes, dort bekommen Sie etwas Gutes zu essen — un bon diner! — Votre serviteur, mon général!“ Er grüßte verbindlich und weiter ging es.

Endlich war Labes erreicht. Über die holprigen Straßen des Städtchens rollten die Wagen, welche mit ihren zwei Vorreitern und der von Dorf zu Dorf angewachsenen Schar von Begleitern einen merkwürdigen Zug darstellten. Die Einwohnerschaft strömte denn auch neugierig herbei und aus allen Thüren und Fenstern blickte man der Kolonne nach.

So ging es bis zum Marktplatz. Da parierte Hasso sein Pferd und schwenkte mit lautem Hurra die Mütze über dem Kopf. Vor sich sah er das Ziel seiner Wünsche: Die Schillschen Husaren! Ja, sie mußten es sein! In dichten Reihen standen hier die Wagen mit den französischen Waffen, die Schill erbeutet. Husaren gingen hin und her, fütterten die Pferde, spannten aus und ein. Es war das Bild frohen soldatischen Treibens. Ach, welch ein ersehnter Anblick!

„Holla he — Kameraden, ist der Lieutenant von Schill hier?“ rief Hasso. „Seid so gut und führt mich zu ihm! Ich muß ihn sprechen!“

Verwundert schauten die Husaren zu dem Redenden auf. Ein Landstreicher in zerfetztem Rock und zerrissenen Stiefeln, zu Pferde — und dazu die Wagen und all das Volk — höchst merkwürdig!

„Da wird er wohl sein,“ beantwortete endlich einer von ihnen die Frage und deutete auf ein Wirtshaus in der Mitte des Platzes. Gleich darauf stieg Hasso vor der Thür desselben vom Pferde. Laut und dringend wiederholte er seine Frage nach dem Lieutenant von Schill. Wieder antwortete ihm

neugieriges Zögern. Das scharfe Ohr des Freikorps-Führers aber drinnen in der Gaststube hörte den Lärm. Er selber, Ferdinand von Schill, trat heraus, um zu sehen, was es gäbe.

In der Hausthür blieb er stehen. Eine mittelgroße, kräftige Gestalt, schwarzes, in die Stirn fallendes Haar, leicht herabhängender Schnurrbart; ein dunkles Antlitz, schlicht und angenehm — das war der äußere Eindruck seiner Erscheinung. Das gesenkte Auge streifte fragend über die Gruppe vor ihm, dann, als wenn der Funke des Interesses ein Feuer darin entzündete, ging es weit auf, tiefschwarz in glühender Leuchtkraft.

„Was giebt es da — wer sind die Leute?" fragte er in dem Tone, der den Befehlshaber kennzeichnet. Der Landstreicher mußte diesen Ton wohl erkennen. Er trat auf ihn zu und zog die Mütze, in freier, sicherer Haltung.

„Herr von Schill, darf ich die Ehre haben, mich Ihnen vorzustellen! Lieutenant Rochlitz vom Leibhusaren-Regiment von Göcking. Ich bringe hier den französischen General Victor! — Wir haben ihn in Arnswalde gefangen genommen und sind im Begriff, ihn nach Kolberg zu führen! Wir suchen den Lieutenant von Schill!"

Ein Lächeln von seltsam angenehmem Ausdruck ging über Schills ernstes Gesicht. „Den Schill haben Sie schon gefunden! Und wenn Sie sich so bei ihm einführen — lassen Sie doch einmal sehen, das ist ja kaum glaublich!" Er näherte sich dem Wagen.

Hasso warf dem Gefährten Kelm seines Rosses Zügel zu und öffnete rasch den Wagenschlag. „Nun steigen Sie aus, mon général, ich lege Ihr ferneres Schicksal in würdigere Hände — Monsieur le général Victor, Duc de Bellune — Herr Lieutenant von Schill!" — — —

„Potz Wetter — ist's möglich, ist das nicht Hasso Rochlitz?" Es war ein Ruf staunender Überraschung. Die Offiziere des Schillschen Korps umstanden bereits die interessante Gruppe, um zu sehen, was sich hier weiter entwickeln würde. — „Mensch, wo kommen Sie her — wie sehen Sie aus! Ich denke, Sie sollen bei Saalfeld gefallen sein?"

Es zuckte über Hassos Gesicht wie bei der Berührung einer Wunde. „Leider nicht! Nur etwas nachdrücklich über den Kopf gehauen! Unkraut vergeht nicht, mein lieber Hagen!"

„Ja, das scheint mir auch so! Aber ich finde es recht erfreulich, mein alter Freund!" sagte, ihm die Hand schüttelnd, Herr von Hagen. Er war eine einnehmende Erscheinung, kräftig von Gestalt, mit edel geschnittenem Gesicht, feiner, schöner Nase und dem Ausdruck wohlwollender, behaglicher Lebensfreude. Hasso kannte ihn aus der Berliner Garnisonszeit und freute sich, ihn hier unter solchen Verhältnissen wiederzufinden.

Auch Herr von Schill war angenehm berührt, sogleich durch einen seiner Offiziere über diesen neuen Ankömmling unterrichtet zu werden; um so mehr, als sich derselbe so unvergleichlich bei ihm einführte, mit einer Beute, deren Wert von unermeßlicher Tragweite sein konnte. Mit forschendem Interesse betrachtete er Rochlitz, mit ungewöhnlicher Wärme hieß er ihn unter der Schar der Seinen willkommen. So einen konnte er gerade gebrauchen!

Auch Richard Scriver ward dem Husarenführer vorgestellt. Bald fühlten die beiden Fremdlinge sich völlig heimisch in dem Kreise der neuen Kameraden.

Jetzt trat der Arnswalder Magistratsherr, der bisher dem Gefangenen zur Begleitung gedient, den Rückweg an, wohl versehen mit der Bescheinigung des Generals, daß nur die bösen Ranzionierten mit ihrem wilden Anführer den verbrecherischen Streich verübt, der Magistrat aber unschuldig sei, vielmehr sich tadellos benommen habe. So hoffte er, die gute Stadt und ihren wohlweisen Rat vor der Rache der Franzosen zu schützen. Es ist ihnen auch wenigstens teilweise gelungen. Der Bürger Kelm schloß sich dem Heimreisenden an, doch nur, um die Sorge für seine Seifensiederei anderen Händen zu übertragen und dann eiligst zurückzukehren unter die Standarte des Schillschen Korps.

Die Husaren rückten am folgenden Tage mit ihrer reichen Beute in Kolberg ein. Der General Victor beobachtete beim Hindurchfahren gar aufmerksam die Thore der Festung, die er hatte erobern sollen. „Scheunenthore sind es, leicht zu nehmen!" sagte er verächtlich. „Ja, wenn mir die verdammten Spitzbuben nicht in die Quere gekommen wären!" Nun aber saß er hier machtlos, ein Gefangener!

Es dauerte lange, bis die Aufhebung des General Victor im französischen Hauptquartier bekannt wurde. Die ihm übertragene Belagerung von Kolberg erlitt nun eine erhebliche Verzögerung und diese köstliche Frist wurde von Schill und dem Kommandanten auf das beste benutzt, um die Festungswerke in Verteidigungszustand zu setzen. General Victor mußte dem Kaiser der Franzosen wohl eine außergewöhnlich wertvolle Persönlichkeit bedeuten, denn der Gefangene diente zur Auswechselung gegen das edelste preußische Pfand, das der Feind in seine Hände bekommen: Es war General Blücher. Dieser hatte sich nach der Prenzlauer Kapitulation der Hohenloheschen Armee mit seinem Korps bis nach Lübeck durchgeschlagen. In wütender Gegenwehr wie der grimmige Keiler, der um sich hauend die verfolgenden Rüden zerfleischt und zurückwirft, hatte er sich gewehrt, bis zur äußersten Verzweiflung. Endlich, müde gehetzt zum Tode, von Munition und Lebensmitteln vollständig entblößt, von der Übermacht erdrückt — hatte er in die Kapitulation von Lübeck willigen und sich selbst gefangen geben müssen. In preußischen Händen befand sich bis dahin kein französischer General, der für den grimmen Recken zur Auslösung hätte dienen können. Nun aber endlich umschlossen die Mauern von Kolberg General Victor, den französischen Feldherrn, und Blücher ward frei!

(Fortsetzung folgt.)



Ohne Gott!

Roman

von

E. Karl.

(Fortsetzung.)

Es berührte Hilde eigentümlich, daß die beiden Männer im Eintreten ehrfurchtsvoll das Haupt entblößten, es kam ihr im Augenblick zum Bewußtsein, daß sie in einem Raume weilte, der anderen heilig war, und mit diesem Bewußtsein überrieselte es sie wie ehrfurchtsvoller Schauer.

Tausende und Abertausende hatten hier im Lauf der Jahrhunderte auf den Knieen gelegen, vor dem Gott, den die Neuzeit leugnete. Von hier hatten sie sich Trost geholt, wenn Krieg und Pestilenz sie bedrohten, hierher hatten sie ihre teuersten Toten gebettet. Fast der ganze freie Raum des Fußbodens bestand aus Grabsteinen.

Die Sonne warf bunte Lichtstreifen durch die farbigen Fenster und die Schritte der Besucher hallten dumpf auf den hohlen Steinplatten. Der Küster hatte behufs besserer Lüftung zwei gegenüberliegende Thüren geöffnet, und in dem leisen Lufthauch, der hereindrang, bebten die alten vergilbten Bänder, die von verdorrten Totenkränzen herabhingen. Sie hatten einst auf den Särgen Dahingegangener geruht und liebevolle Pietät sie „zu ewigem Gedenken" in der Kirche aufbewahrt.

Auf den Fußspitzen nur schritt Hilde an der Seite ihrer Begleiter über die uralten Grabtafeln und sie fühlte zum ersten Mal die tiefe Poesie, die jeden Raum erfüllt, der jahrhundertelang die Stätte eines frommen Kultus war, mag man seine Lehren teilen oder nicht. Es ist als hätte der Geist frommer Erhebung eine dauernde Spur hinterlassen, als erhielten leblose Dinge eine Sprache und redeten damit zum Herzen späterer Geschlechter. Hilde, die Tochter der neuen Zeit, hatte das Gefühl, als müsse sie leise auftreten, um die Schläfer da unten nicht zu wecken, die Toten, die einst Menschen gewesen waren wie sie und die nach den Lehren der Materialisten nichts anderes sein sollten als chemische Stoffe; die die eine oder andere Verbindung eingegangen waren. Ein Mäuschen huschte über die Fliesen — es bestand ja aus denselben Stoffen, was war sie denn besseres?

Es fröstelte sie plötzlich, als stünde sie vor einer schwarzen, öden Höhle, aus der es sie kalt und schaurig anwehte.

Der junge Wahrholm beugte sich zur Erde nieder. „Hier die Inschrift ist deutsch und noch teilweise erhalten, obgleich sie vom Jahr — warten Sie einmal, die römischen Zahlen sind nicht so leicht abzulesen — vom Jahr 1680 stammt. Der hier liegt, ist also ein Zeitgenosse des großen Kurfürsten gewesen." Er begann zu buchstabieren: „‚Hier ruhet — in Gott — die Tugendreiche —' Der Zusammenhang ist nicht mehr zu entziffern, aber es ist ein junges Mädchen, die Tochter eines Kirchenpatrons. Nur die Schlußworte sind wieder ganz deutlich: ‚eine fröhliche Urständ.'"

„Eine fröhliche Auferstehung," übersetzte Hilde leise, das war dieselbe Hoffnung, die sie auch auf den Kreuzen draußen, in Poesie und Prosa ausgedrückt, gelesen hatte, die uralte Hoffnung des Menschengeschlechts auf Verbesserung und Vervollkommnung in einem anderen Leben. Soweit ihre Kenntnis reichte, hatten alle Völker mit höher entwickelter Kultur sie gehegt, die Ägypter, die Juden, die Griechen und Römer, ja sogar die altnordischen, halbwilden Völkerschaften hatten ihr Walhall gehabt. — Sollte der Glaube an die Unsterblichkeit in der Menschenseele schlummern wie der Instinkt im Tier, dem die Kenntnis von dem, was zu wissen ihm notwendig ist, angeboren wird?

Hilde strich die blonden Löckchen mit tiefem Atemzug aus der Stirn, blickte durch die gotischen Fenster in den blauen Himmel hinauf und in ihr Herz zog es wie Wärme und Sonnenschein.

„Wir müssen wohl zurückkehren," mahnte endlich Paul Wahrholm, der vereint mit dem Kandidaten noch verschiedene Votivtafeln an den Wänden studiert hatte, „die Damen erwarten uns pünktlich um sieben Uhr, der Dampfer kommt bald danach hier vorüber und soll uns mitnehmen."

Er schritt voraus der Thür zu. Der Kandidat aber näherte sich Hilde, sah ihr mit warmem Blick ins Gesicht und fragte eindringlich: „Werden Sie meine Bitte erfüllen, Fräulein Hilde, und in meine Kirche kommen?"

„Ja," sprach das Mädchen leise, aber bestimmt.

Über das Gesicht des jungen Mannes huschte es wie ein Sonnenstrahl, er drückte herzlich ihre Hand. „Ich danke Ihnen, wenden Sie sich an die große hagere Kirchenfrau mit der weißen Haube, sie wird Ihnen einen guten Platz anweisen."

Die Sonne war längst zur Rüste gegangen und weiße Nebel brauten über dem Flußthal, als der Dampfer mit den Heimkehrenden sich der Stadt näherte. In vielzackiger Silhouette hob sich ihr Profil gegen den klaren Himmel ab und ein Lichterkranz spannte sich darunter in weitem Bogen über die Ebene.

„Fast wie Venedig," scherzte Paul Wahrholm auf die Äußerung eines Mitreisenden.

„Der lange Aufenthalt im Süden muß doch eine reizende Erinnerung für Sie sein," meinte Frau Niederstetter.

„Das ist er auch und das Schönste daran war

Neuen meinen es auch gut mit dem weiblichen Geschlecht. Es werden von Jahr zu Jahr weniger Ehen geschlossen, und mehr als die Hälfte der Frauen bleibt von dem eigentlichen Beruf des Weibes ausgeschlossen. Ein großer Teil der Ehelosen verkümmert darüber an Leib und Seele. Dem wollen wir durch naturgemäßere Institutionen abhelfen."

„Ich weiß, daß Ihr es gut meint, aber Ihr seid im Irrtum, Ihr schadet, wo Ihr helfen wollt. Hütet Euch, die Axt an die Wurzel der Familie zu legen, sie ist der starke Stamm, auf dem unsere Kultur ruht. — Denken Sie an Rom, Herr Schmieder, sein Weltreich zerfiel, seine Kultur verfaulte von innen heraus, als Üppigkeit und Sittenlosigkeit überhand nahmen. Auch dort begann der Verfall mit dem Ruin des Familienlebens." —

Alma, die bald nach der Heimkehr des Mannes das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück und machte sich an einem großen Glasschrank, der Porzellan und Glas enthielt, zu schaffen, sie bereitete augenscheinlich einen Imbiß vor. Schmieder folgte ihrer schlanken Gestalt mit verliebten Blicken und schaute unmutig auf die Thür, als sie hinausging. Jetzt erschien sie wieder und trug ein Tablet mit Theegerät und kleinem Backwerk. Sie hatte alles so zierlich arrangiert, wie sie es in den feinen Häusern, in denen sie bisher als Schneiderin arbeitete, gesehen hatte. Das Porzellan war altmodisch und die Vergoldung abgenutzt, aber es war einst geschmackvoll und solide gewesen, auch fehlte es nicht an ebenso solidem, altem Silberzeug. Die Vorstellung, sich in der Wohnung eines Arbeiters zu befinden, wurde Frau Niederstetter schwer, und sie sprach es aus, während sie freundlich eine Tasse Thee aus der Hand der jungen Frau nahm.

„Sie sind aus gutem Hause, Herr Schmieder, und haben wissenschaftliche Bildung, wie halten Sie es nur im Verkehr mit dem rohen Arbeitervolk aus?"

„Ich bemühe mich, das rohe Material zu veredeln, gnädige Frau, und finde darin meine Befriedigung. Ich habe Lesezirkel und Vortragszusammenkünfte eingerichtet und teile den Genossen von den Errungenschaften der Neuzeit mit, was ihrem Fassungsvermögen zugänglich ist. Sie glauben nicht, welch dankbares Auditorium ich habe. Mancher Professor könnte mich darum beneiden."

„Und Sie beginnen auch hier damit, daß Sie das Fundament zerstören, indem Sie den armen urteilslosen Leuten die Religion nehmen, indem Sie ihr armseliges Leben des letzten Restes von Poesie entkleiden."

„Wir brauchen keine Religion und wir brauchen keine Poesie, gnädige Frau, denn wir haben die Wissenschaft. Uns thut not, allen Ballast von uns zu thun, das unklare Sehnen nach einem besseren Jenseits, das nur die frische Kraft lähmt, damit wir dem Ziele — daß jeder Mensch hier auf Erden glücklich sei — immer näher rücken."

„O, Ihr Thoren," rief die Frau, „Glück, ungetrübtes Glück für alle hier auf Erden? — Welcher Gedanke! — Da müßtet Ihr das Menschengeschlecht erst umschaffen, denn in der eigenen Brust wohnt das Glück, und nur wenige wissen es zu finden. Nicht in der materiellen Lage allein ruht die Befriedigung, und könntet Ihr diese auch für alle gleichmäßig gestalten, das Unglück könnt Ihr dem einzelnen nicht fernhalten, und hier giebt die Wissenschaft keinen Trost. Was nützt sie dem, der an den Gräbern seiner Liebsten steht, was nützt sie dem Armen, den ein unverschuldeter Unglücksfall zum nutzlosen Krüppel macht. Hier tröstet nur die Religion und ihre Lehre von der Unsterblichkeit."

„Sie wollen also," warf Schmieder ein, „den Glauben an die Unsterblichkeit erhalten wissen, als Mittel zum Zweck, nicht aus Überzeugung."

„Ich will ihn aufrecht erhalten wissen aus Überzeugung — aus wirklicher Überzeugung, denn ich glaube daran," rief die alte Frau feierlich, „ich glaube daran, trotz aller Naturwissenschaft, denn diese widerspricht nicht."

„Aber sie beweist auch nicht," sprach Schmieder, „und nur der Beweis ist entscheidend."

„Er ist nicht entscheidend, wo es sich um Gebiete handelt, die unserer sinnlichen Wahrnehmung verschlossen sind. Wie wollen Sie zum Beispiel einem Blindgeborenen beweisen, daß man zehn Meilen entfernte Berge noch wahrnehmen könne? Sie können es nicht, wenn er es Ihnen nicht glaubt. Das einfache Gesetz der Logik scheint mich auf die Fortdauer des Menschengeistes hinzuweisen, weil er allein unter allem Lebenden aus innerem Trieb nach Veredelung strebt, weil es für ihn ideale Güter giebt. Dieser Trieb zur Veredelung ist meiner Meinung nach schon Beweis genug, denn er wäre unnütz, wenn seine Resultate mit dem Individuum vergehen müßten."

„Doch nicht," warf Schmieder ein, „nach der Vererbungstheorie kommt jeder Fortschritt der ganzen Rasse zu gut, und die Natur arbeitet daran, die Art nicht nur zu erhalten, sondern zu verbessern."

„Nun, dann hat die Natur in den letzten fünftausend Jahren in Bezug auf das Menschengeschlecht so ziemlich umsonst gearbeitet, und das pflegt ihr nicht zu passieren. Die Ausgrabungen in Griechenland und Ägypten in den letzten Jahrzehnten haben ganz merkwürdige Resultate geliefert. Wir sind heute in der Kultur wohl wenig weiter, als es die Ägypter zu Zeiten des Moses waren. Wenn die Natur aber derartigen Wechsel, wie er nach dieser Richtung durchweg auf der Erde herrscht, dauernd zugiebt, so beweist sie damit, daß sie anderes im Auge hat als eine fortschreitende Verbesserung der Art. Ein zweiter Beweis für die Fortdauer liegt für mich im Instinkt des Menschen, der immer wieder darauf zurückgreift, so oft feindliche Zeitströmungen sich dieser Vorstellung entgegenstellen. Blicken Sie in die Weltgeschichte zurück. Aus den Trümmern eines zerfallenden Kultus wächst stets eine neue Religion hervor, die denselben Grundsatz des Fortlebens in anderer Form bringt. Sollte aber, was dem ganzen Menschengeschlecht so eingeboren ist, daß es wie ein frischer Quell immer wieder hervorbricht, wie oft man es auch zu verschütten versucht, nicht Fingerzeig der Natur sein? Nein,

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen," begann die Dame das Gespräch, „es befindet sich aber in Ihrem Hause, unter sehr merkwürdigen Verhältnissen ein junges Wesen, für das ich herzlichstes Interesse hege. Sie werden es daher begreiflich finden, wenn ich gekommen bin, um Sie zu fragen, welche Garantie Sie für Almas dauerndes Glück bieten können."

Dem Manne rötete sich die Stirn, es ärgerte ihn, daß die resolute alte Dame ihm so die Pistole auf die Brust setzte. Er richtete sich stolz auf, warf den Kopf zurück und erwiderte mit pathetischer Gebärde: „Die Garantie für das Glück meiner Frau liegt in meinem Herzen."

„Das hört sich recht hübsch an, Herr Schmieder," erwiderte Frau Niederstetter, „und im Grunde haben Sie auch recht, das Glück muß im Herzen der Beteiligten seine Grundlage haben, aber wenn nun dem Gebäude der Ehe die Stütze der Gesetzmäßigkeit fehlt und das Herz ins Schwanken gerät — was dann? Ich denke, Sie haben schon einmal bewiesen, daß Ihr Herz sich irren kann."

„Jedes Menschenherz kann irren," antwortete Schmieder ernst. „Hat denn die Stütze der Gesetzmäßigkeit meine erste Ehe gehalten?"

„Ihre erste Ehe ist trotz der Gesetzmäßigkeit gebrochen, weil Sie selbst keine Achtung vor dem wohlthätigsten aller Gesetze hatten. Das aber ist das erste Erfordernis."

„Sie wollen also zwei Menschen unter allen Umständen zusammenschmieden wie Galeerensklaven, nur weil sie sich aus Irrtum einmal vereinigt haben?"

„Bei Leibe nicht," rief die alte Dame eifrig, „ich tadle es lebhaft, daß man sich in der Gesetzgebung bemüht, die Ehescheidung noch immer mehr zu erschweren. Es giebt Fälle, in denen eine Trennung den Beteiligten Erlösung ist; aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen einem solchen Ausnahmefall und der Regel. Was Sie und Ihre Gesinnungsgenossen an Stelle des alten geheiligten Instituts der Ehe einführen wollen, ist unheilvoll für Mann und Weib und am meisten für die Kinder, die einer solchen Vereinigung entspringen."

„Das kann ich nicht einsehen," erwiderte Schmieder, „wenn Kinder Unfrieden zwischen den Eltern sehen, wirkt es schlimmer auf sie, als eine Trennung."

„Das will ich zugeben, darum müssen Eltern ihren Kindern den Unfrieden fernhalten. Übersetzen Sie Ihre Theorien aber doch einmal in Wirklichkeit. Sie sind jetzt etwa dreißig Jahre alt und haben die zweite Frau — bis zu Ihrem fünfzigsten Jahre ist sicherlich, wenn Ihnen Thür und Thor offenstehen, das halbe Dutzend voll. Die von Ihnen aufgegebenen Frauen trösten sich wieder mit andern Männern, denn was dem einen recht, ist dem andern billig — wer soll für die Kinder sorgen, die nicht mehr wissen, wen sie als Vater und Mutter anzusehen haben?"

„Der Staat," antwortete Schmieder prompt, „sowie alle Individuen gleichmäßig für ihn arbeiten sollen, hat auch er für alle gleichmäßig zu sorgen."

„Also Findelhaus im großen, Massenerziehung, wie unvermeidlich, nach der Schablone — als Resultat nicht individuelle Persönlichkeiten, sondern Dutzendmenschen ohne Sinn für das Heiligste, die Familie. Jede behaglich eingerichtete Häuslichkeit nur eine Art Gasthaus mit wechselnden Bewohnern."

„Ganz so dürfte es doch wohl nicht kommen," meinte der Mann überlegen, „aber Sie müssen doch zugeben, daß unsere heutigen Eheverhältnisse nichts weniger als befriedigend sind."

„Das muß ich leider zugeben, aber auf die von Ihnen vorgeschlagene Art werden Sie keine Besserung erzielen. Es ist mit der gesetzlichen Ehe und mit Ihrem Surrogat dafür, wie mit einem Hause, das man besitzt, oder in dem man zur Miete wohnt.

„In meiner Kindheit bewohnte mein Vater als Universitäts-Bibliothekar eine Dienstwohnung. Wenn ich heute daran zurückdenke, so steht sie vor mir als das non plus ultra von Mangelhaftigkeit und doch knüpfen sich meine schönsten Erinnerungen daran. In dem Bewußtsein, daß ein Wechsel ausgeschlossen sei, besserten und putzten wir unausgesetzt daran, freuten uns an jeder Vervollkommnung und waren schließlich der Meinung, daß keine andere Wohnung so behaglich sei wie die unsrige. Das alte Haus ist mir bis zu meiner Verheiratung ein liebes Heim gewesen.

„Auf eine Wohnung, welche man nach Belieben wechseln kann, verwendet man weder Mühe noch Kosten, man zieht eben aus, wenn sie nicht zu passen scheint, und wer sich einmal an das Herumziehen gewöhnt hat, hält es auf die Dauer nirgend mehr aus. So wird es mit der Ehe gehen, wenn Sie den dauernden Besitz in einen Vertrag auf Kündigung verwandeln."

„Einen Vertrag, der befriedigt, kündigt man aber nicht," wendete Schmieder ein.

Frau Niederstetter schüttelte den Kopf. „Den meisten von Euch Männern ist die Liebe zum Weibe — das heißt zu einem bestimmten Weibe — nur eine Episode, die vorübergeht."

„Und halten Sie es denn für ein Glück, zwei Menschen noch länger aneinanderzufesseln, wenn diese Episode, wie Sie es nennen, vorüber ist?"

„Lieber Schmieder, ich sprach von den Männern. Wir Frauen sind anders organisiert — Ausnahmen natürlich zugegeben. Was das weibliche Herz einmal erfaßt hat, das hält es fest, wenn man es ihm nicht gewaltsam zerbricht. Das Weib hängt am Mann, den es besessen hat, der der Vater seiner Kinder ist, bis zum letzten Atemzuge, und wenn es sich gewaltsam von ihm lösen muß, so geht häufig sein bestes Teil dabei zu Grunde. Das aber würde in den meisten Fällen der Ausgang sein. Freiwillige Aufgabe von der einen Seite, ein gebrochenes Herz auf der andern. Ich habe Ihre Alma lieb, ein solches Schicksal für sie würde mich schmerzen."

Der Mann beugte sich über die Hand der alten Dame und küßte sie.

„Sie meinen es herzlich gut, Frau Professor, aber fürchten Sie nichts, ich bin ein ehrlicher Mann, und hoffe, mit Alma noch das fünzigjährige Jubiläum unserer Vereinigung zu feiern. Glauben Sie, wir

Neuen meinen es auch gut mit dem weiblichen Geschlecht. Es werden von Jahr zu Jahr weniger Ehen geschlossen, und mehr als die Hälfte der Frauen bleibt von dem eigentlichen Beruf des Weibes ausgeschlossen. Ein großer Teil der Ehelosen verkümmert darüber an Leib und Seele. Dem wollen wir durch naturgemäßere Institutionen abhelfen."

„Ich weiß, daß Ihr es gut meint, aber Ihr seid im Irrtum, Ihr schadet, wo Ihr helfen wollt. Hütet Euch, die Art an die Wurzel der Familie zu legen, sie ist der starke Stamm, auf dem unsere Kultur ruht. — Denken Sie an Rom, Herr Schmieder, sein Weltreich zerfiel, seine Kultur verfaulte von innen heraus, als Üppigkeit und Sittenlosigkeit überhand nahmen. Auch dort begann der Verfall mit dem Ruin des Familienlebens." —

Alma, die bald nach der Heimkehr des Mannes das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück und machte sich an einem großen Glasschrank, der Porzellan und Glas enthielt, zu schaffen, sie bereitete augenscheinlich einen Imbiß vor. Schmieder folgte ihrer schlanken Gestalt mit verliebten Blicken und schaute unmutig auf die Thür, als sie hinausging. Jetzt erschien sie wieder und trug ein Tablet mit Theegerät und kleinem Backwerk. Sie hatte alles so zierlich arrangiert, wie sie es in den feinen Häusern, in denen sie bisher als Schneiderin arbeitete, gesehen hatte. Das Porzellan war altmodisch und die Vergoldung abgenutzt, aber es war einst geschmackvoll und solide gewesen, auch fehlte es nicht an ebenso solidem, altem Silberzeug. Die Vorstellung, sich in der Wohnung eines Arbeiters zu befinden, wurde Frau Niederstetter schwer, und sie sprach es aus, während sie freundlich eine Tasse Thee aus der Hand der jungen Frau nahm.

„Sie sind aus gutem Hause, Herr Schmieder, und haben wissenschaftliche Bildung, wie halten Sie es nur im Verkehr mit dem rohen Arbeitervolk aus?"

„Ich bemühe mich, das rohe Material zu veredeln, gnädige Frau, und finde darin meine Befriedigung. Ich habe Lesezirkel und Vortragszusammenkünfte eingerichtet und teile den Genossen von den Errungenschaften der Neuzeit mit, was ihrem Fassungsvermögen zugänglich ist. Sie glauben nicht, welch dankbares Auditorium ich habe. Mancher Professor könnte mich darum beneiden."

„Und Sie beginnen auch hier damit, daß Sie das Fundament zerstören, indem Sie den armen urteilslosen Leuten die Religion nehmen, indem Sie ihr armseliges Leben des letzten Restes von Poesie entkleiden."

„Wir brauchen keine Religion und wir brauchen keine Poesie, gnädige Frau, denn wir haben die Wissenschaft. Uns thut not, allen Ballast von uns zu thun, das unklare Sehnen nach einem besseren Jenseits, das nur die frische Kraft lähmt, damit wir dem Ziele — daß jeder Mensch hier auf Erden glücklich sei — immer näher rücken."

„O, Ihr Thoren," rief die Frau, „Glück, ungetrübtes Glück für alle hier auf Erden? — Welcher Gedanke! — Da müßtet Ihr das Menschengeschlecht erst umschaffen, denn in der eigenen Brust wohnt das Glück, und nur wenige wissen es zu finden. Nicht in der materiellen Lage allein ruht die Befriedigung, und könntet Ihr diese auch für alle gleichmäßig gestalten, das Unglück könnt Ihr dem einzelnen nicht fernhalten, und hier giebt die Wissenschaft keinen Trost. Was nützt sie dem, der an den Gräbern seiner Liebsten steht, was nützt sie dem Armen, den ein unverschuldeter Unglücksfall zum nutzlosen Krüppel macht. Hier tröstet nur die Religion und ihre Lehre von der Unsterblichkeit."

„Sie wollen also," warf Schmieder ein, „den Glauben an die Unsterblichkeit erhalten wissen, als Mittel zum Zweck, nicht aus Überzeugung."

„Ich will ihn aufrecht erhalten wissen aus Überzeugung — aus wirklicher Überzeugung, denn ich glaube daran," rief die alte Frau feierlich, „ich glaube daran, trotz aller Naturwissenschaft, denn diese widerspricht nicht."

„Aber sie beweist auch nicht," sprach Schmieder, „und nur der Beweis ist entscheidend."

„Er ist nicht entscheidend, wo es sich um Gebiete handelt, die unserer sinnlichen Wahrnehmung verschlossen sind. Wie wollen Sie zum Beispiel einem Blindgeborenen beweisen, daß man zehn Meilen entfernte Berge noch wahrnehmen könne? Sie können es nicht, wenn er es Ihnen nicht glaubt. Das einfache Gesetz der Logik scheint mich auf die Fortdauer des Menschengeistes hinzuweisen, weil er allein unter allem Lebenden aus innerem Trieb nach Veredelung strebt, weil es für ihn ideale Güter giebt. Dieser Trieb zur Veredelung ist meiner Meinung nach schon Beweis genug, denn er wäre unnütz, wenn seine Resultate mit dem Individuum vergehen müßten."

„Doch nicht," warf Schmieder ein, „nach der Vererbungstheorie kommt jeder Fortschritt der ganzen Rasse zu gut, und die Natur arbeitet daran, die Art nicht nur zu erhalten, sondern zu verbessern."

„Nun, dann hat die Natur in den letzten fünftausend Jahren in Bezug auf das Menschengeschlecht so ziemlich umsonst gearbeitet, und das pflegt ihr nicht zu passieren. Die Ausgrabungen in Griechenland und Ägypten in den letzten Jahrzehnten haben ganz merkwürdige Resultate geliefert. Wir sind heute in der Kultur wohl wenig weiter, als es die Ägypter zu Zeiten des Moses waren. Wenn die Natur aber derartigen Wechsel, wie er nach dieser Richtung durchweg auf der Erde herrscht, dauernd zugiebt, so beweist sie damit, daß sie anderes im Auge hat als eine fortschreitende Verbesserung der Art. Ein zweiter Beweis für die Fortdauer liegt für mich im Instinkt des Menschen, der immer wieder darauf zurückgreift, so oft feindliche Zeitströmungen sich dieser Vorstellung entgegenstellen. Blicken Sie in die Weltgeschichte zurück. Aus den Trümmern eines zerfallenden Kultus wächst stets eine neue Religion hervor, die denselben Grundsatz des Fortlebens in anderer Form bringt. Sollte aber, was dem ganzen Menschengeschlecht so eingeboren ist, daß es wie ein frischer Quell immer wieder hervorbricht, wie oft man es auch zu verschütten versucht, nicht Fingerzeig der Natur sein? Nein,

Herr Schmieder, unser Menschentum ist unvollkommen und wird stets unvollkommen bleiben, darum ist es in meinen Augen nur ein Übergangsstadium, wie wir es in der Natur auch sonst noch beobachten können; aber es ist nicht abgeschlossen. Die Natur, oder, wie ich sage, Gott, schafft nichts Unvollkommenes."

Alma präsentierte die frischgefüllte Theetasse.

„Sie haben recht, Alma, mich an Ihre Gegenwart zu erinnern, wir beide vergaßen Sie über unserem Gespräch."

„O, ich höre so gern zu, liebe gnädige Frau, ich freue mich so, Sie in unserem Hause zu sehen."

„Ich wollte mich von allen Verhältnissen durch den Augenschein überzeugen und habe, nun es geschehen ist, noch eine Frage an Sie beide. Sie haben Ihre ‚Ehe', wie Sie Ihre Vereinigung nennen, aus freier Liebe geschlossen. Das heißt, Sie haben aus der Not eine Tugend gemacht, weil die gesetzliche Ehe für Sie ausgeschlossen war. Würden Sie das Versäumte nachholen, Herr Schmieder, wenn es mir gelänge, Ihre Frau zu einer Scheidung zu bewegen?"

„Gnädige Frau, das hieße meiner eigenen Lehre ins Gesicht schlagen," antwortete Schmieder.

„Und eben sprachen Sie aus, daß Sie mit Alma Ihre goldene Hochzeit zu feiern hofften."

„Gewiß, ich hoffe und wünsche es, aber die Hoffnung soll nicht durch Zwang zur Erfüllung gebracht werden."

„Hm, hm," machte Frau Niederstetter. Alma aber warf sich weinend an Schmieders Brust.

„Hans, lieber einziger Hans, nimm den Vorschlag der gütigen Dame an, ich bitte Dich von Herzen."

Die junge Frau hatte Grund zu dieser Bitte. Seitdem eine Dame, bei der sie früher wöchentlich gearbeitet hatte, ihren Gruß auf der Straße durch Wegwenden des Hauptes beantwortet, seitdem ihre alte gelähmte Großmutter, die immer noch bei Köhlers lebte, sie abgewiesen hatte, war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß die Welt eine Verworfene in ihr sah, und viele heimliche Thränen waren schon über diese Erkenntnis geflossen. Schmieder durfte diese aber nicht sehen, wenn sie von ihm nicht feige und kleinherzig genannt sein wollte.

„Sehen Sie zu, was Sie ausrichten, gnädige Frau," sprach der Mann endlich zögernd, „wir können dann weiter sprechen." Aber es zuckte, während er sprach, spöttisch um seinen Mund, er glaubte das Resultat zu wissen. Immerhin benutzte er die Gelegenheit, um Alma zärtlich zu küssen.

Frau Niederstetter erhob sich. „Es ist spät geworden, und mein Mann soll nicht auf sein Abendessen warten. Wollen Sie mir eine Droschke holen, Herr Schmieder? Es giebt wohl auch in diesem Stadtviertel einen Halteplatz."

„Er ist sogar ganz in der Nähe, gnädige Frau, und Sie sollen sofort bedient sein."

Er verließ das Zimmer, und Frau Niederstetter wendete sich zu Alma. „Ich habe Ihnen eben versprochen, liebes Kind, den Versuch zu machen, Frau Schmieder zu einer Scheidung zu bewegen, weiß aber nicht, ob meine Bemühungen Erfolg haben werden. Bevor Sie Schmieders rechtmäßige Gattin sind, kann ich Sie nicht bitten, Ihre alten Beziehungen zu meinem Hause wieder aufzunehmen, das hieße Ihre augenblickliche Stellung vor der Welt sanktionieren, und das kann ich nicht, aus Überzeugung nicht. Sie wissen wohl, ich bin sonst nicht feige, mich leitet nicht die Anschauung anderer, sondern die eigene. Sind Sie aber einmal in Not," fuhr sie fort, als sie sah, daß Alma erbleichend das Haupt senkte, „so wissen Sie, wo eine alte Freundin zu finden ist. Ich werde stets bereit sein, mit ganzer Kraft für Sie einzutreten."

Frau Niederstetter nahm das Mäntelchen aus Almas Händen, strich der jungen Frau, die ihr mit halb erstickter Stimme zu danken versuchte, freundlich über die Wange und verließ das Zimmer. Draußen fuhr die Droschke vor, Schmieder half mit der Gewandtheit eines Gentleman beim Einsteigen, und in tiefen Gedanken fuhr die alte Dame ihrer Wohnung zu.

Der Mann aber kehrte in die Wohnung zurück und schloß seine Geliebte fest in die Arme, als wollte er sich für den Zwang der letzten Stunde entschädigen. „Eine gute Frau, die Professorin," sprach er, „aber noch ganz in alten Vorurteilen befangen. Laß Dir die Laune nicht verderben, mein Lieb, laß uns das schöne Leben genießen, so lange wir noch jung sind und uns lieben."

Er zog sie kosend auf das Sofa nieder, und Alma erwiderte seine Liebkosungen, aber ihre Gedanken flogen weiter, zu der Frau, der der Platz an der Seite des geliebten Mannes gebührte, und die man zu einem freiwilligen Verzicht überreden wollte. — Auch sie hatte einst in seinen Armen geruht, und er hatte ihr von der goldenen Hochzeit gesprochen.

Da war es Alma, als griffe eine eisige Hand in ihren Busen und preßte das arme Herz darin zusammen, als sollte es stille stehen. — Sie schauderte zusammen und löste sich langsam aus den sie umschlingenden Armen ihres Geliebten.

* * *

An einem der nächsten Tage fuhr Frau Professor Niederstetter eine Station mit der Eisenbahn und schlug dann, nach eingezogener Erkundigung, zu Fuß den Weg nach einem nahe gelegenen Dorf ein. Sie wußte, daß dort bei ihrem Vater, dem Schullehrer, Frau Schmieder wohnte.

Es waren doch ganz seltsame Gefühle, die die resolute Dame überkamen, als sie sich dem Hause näherte. Sie kam ja, eine rechtmäßige Gattin zum Verzicht zu Gunsten einer unrechtmäßigen aufzufordern.

Eine mittelgroße, recht hübsche Frau, in der Mitte der Zwanziger, öffnete ihr und gab sich als die Gesuchte zu erkennen. Sie trug das schwarze Haar glatt gescheitelt und ihre Gesichtszüge drückten ruhiges, gesammeltes Wesen und eine nicht gewöhnliche Energie aus. Frau Niederstetter sagte sich sofort, daß

diese Frau mit einem Manne wie Schmieder nur bei gleichen Anschauungen in Frieden leben konnte. Gegensätze mußten harte Kämpfe herbeiführen, denn Schmieder würde Widerspruch kaum vertragen, und diese Frau sicherlich niemals etwas gegen ihre Überzeugung sagen oder thun.

Frau Schmieder führte den Gast in die niedere, ländlich eingerichtete Wohnstube und lud zum Sitzen ein. Frau Niederstetter teilte ihr ohne jeden Rückhalt den Grund ihres Kommens mit und fragte sie, ob sie eine Versöhnung mit ihrem Manne wünsche und für möglich halte. Im Verneinungsfalle wolle sie ihr zu einer gesetzlichen Scheidung raten, um das Ärgernis, das Schmieder und Alma infolge ihrer Weigerung der Welt gäben, fortzuschaffen.

„Nein, Frau Professor,“ lautete die ruhige Antwort, „ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, es ginge gegen mein Gewissen. Es geht heute ein Zug durch die Welt, der Sitte und Gesetz umstürzen will, um etwas Neues dafür einzuführen, was sich der eine so, der andere so denkt. Ich muß ja zugeben, daß recht vieles in unseren Einrichtungen besser sein könnte und auch gebessert werden muß. Diejenigen aber, die damit anfangen wollen, erst einmal alles über den Haufen zu werfen, um recht gründlich neu bauen zu können, richten nur Unheil an und man darf sie daher nicht unterstützen.

„Wenn einer, während er sein Haus neu aufbaut, darin wohnen muß — und wir können aus unserer Welt doch nicht heraus — so darf er es nicht erst ganz zusammenschütteln, dann hat er einen Steinhaufen statt einer Wohnung, und ehe diese wieder benutzbar wird, sind die Bewohner zu Grunde gegangen. Die Neuen machen sich theoretisch Systeme zurecht, die sich gelesen recht hübsch anhören. Mein Mann hat mir viele Bücher darüber gegeben. Aber in der Praxis sehen sie anders aus, denn sie sind nur für gedachte Menschen berechnet. Wenn sie sagen, daß die Frau nur in der Ehe ihren wahren Beruf erfüllt, so haben sie recht und jedes Mädchen wird gewiß gern heiraten, wenn der Rechte kommt. Aber wir Frauen sind nun einmal so, was wir haben, wollen wir auch behalten, sonst mögen wir es lieber gar nicht.“

„Da haben Sie gewiß recht, Frau Schmieder,“ sprach die Professorin, „und ich stimme Ihnen durchaus bei; wenn nun aber das Band doch schon gerissen ist, wie bei Ihnen, was hilft es da, gewaltsam halten zu wollen, was sich nicht halten läßt?“

Die Frau sann nach, es wurde ihr augenscheinlich nicht leicht, die Gedanken zu Sätzen zu formen, hatte sie aber die Worte gefunden, so sprach sie ruhig und klar, wie von ihrer Anschauung fest durchdrungen.

„Frau Professor, mein Mann kann keine brave, rechtschaffene Frau mehr unglücklich machen, wenn ich ihn nicht freigebe. Er gehört zu den Männern, die nicht treu sein können, weil sie immer nur begehren, was sie nicht haben. Der Besitz wird ihnen bald langweilig. Ich bin ihm auch nur langweilig geworden und erst nachträglich hat er es sich zurechtgelegt, daß wir nicht zusammen passen. Er wird auch der Frau, mit der er jetzt lebt, nicht treu bleiben, diese hat aber kein Recht zur Klage, sie ist ja nicht seine Frau. Die Treue liegt eben nicht in seiner Natur, darum kommt ihm die Lehre von der freien Liebe gerade recht, sie erklärt ja als gut und richtig, was nach unserer alten Moral sündhaft und verwerflich ist.“

„Wenn Sie aber meinen, daß Ihr Mann Ihrer einfach überdrüssig ist, warum wollen Sie ihn denn nicht aufgeben?“ fragte Frau Niederstetter, „Ihr Stolz müßte es Ihnen doch so gebieten.“

„Mit dem Stolz ist es ein eigenes Ding, gnädige Frau, einer ist auf dieses stolz und der andere auf jenes. Mein Stolz ist, meine Pflicht so zu thun, wie ich sie auffasse. Ich sagte Ihnen schon den einen Grund, der mich hindert, ihn freizugeben, es ist aber nicht der Hauptgrund.“

„Nun, und dieser Hauptgrund?“ fragte der Gast.

Eine glühende Röte breitete sich langsam über Gesicht und Hals der jungen Frau aus. „Frau Professor, ich hab' ihn lieb gehabt — und wenn ich ihn jetzt auch aus meinem Herzen gerissen habe, ich fühle mich doch als seine Frau. Einmal wird die Zeit kommen, vielleicht wenn er ein alter Mann sein wird, wo ihn alle seine Liebchen im Stich lassen, wo er vielleicht krank und elend sich nach einer helfenden Hand umsieht. Dann wird die rechtmäßige Ehefrau da sein und dann wird er die Ehe, die nur der Tod scheidet, auch wenn es einmal Stürme darin giebt, zu schätzen wissen.“

Die alte Dame erhob sich und reichte der jungen Frau die Hand. „Wenn das Ihre Gründe sind, so will ich kein Wort mehr verlieren. Ich glaubte, Sie hätten sich beiderseitig für immer aufgegeben und Sie wollten den Treulosen nur Ihre Macht fühlen lassen. Ich persönlich würde anders handeln wie Sie, aber das ist Ansichtssache, Ihre Motive sind hochachtbare. Mich hat nur das Mitleid mit der armen Alma, die trotz ihres exaltierten Charakters schwach und leitungsbedürftig, aber liebenswürdig ist, zu Ihnen geführt. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben, Sie sind ein Charakter.“

Die Frauen sprachen noch über Dinge des äußeren Lebens und Frau Schmieder erzählte, daß sie jetzt, an Stelle ihrer verstorbenen Mutter, dem Vater den Haushalt führe. Nach dessen binnen ein bis zwei Jahren erfolgender Pensionierung wolle sie mit ihm nach der Stadt ziehen und ein kleines Kosthaus errichten.

„Mein Jungchen ist im Alter von sechs Wochen gestorben, mich allein werde ich schon durchbringen,“ meinte die resolute Frau, „ich werde nie nötig haben, meinen Mann um Unterstützung zu bitten.“

Sie geleitete ihren Gast noch bis zur Eisenbahnstation, und Frau Niederstetter trat die Rückfahrt in sehr ernster Stimmung an. Almas Schicksal war jetzt besiegelt, aber sie mußte die legitime Frau hochschätzen. Sicher liebte sie ihren treulosen Mann immer noch — welchen Schatz hatte der Thor von sich gewiesen!

VI.

Ein herbstklarer Sonntagsmorgen lächelte über den Straßen der alten Stadt, von allen Türmen läuteten die Glocken zum Gottesdienst und auf allen Straßen zogen erbauungsbedürftige Landleute im Sonntagsputz der Stadt zu.

In ihrem zierlichen Mädchenstübchen stand Hilde Steiner und kämpfte einen letzten Kampf. Sie wollte so gern zur Kirche gehen, es zog sie mächtig dahin, ohne daß sie sich Rechenschaft über das Warum abzulegen wußte. „Es muß wohl Neugierde sein," meinte sie schließlich. Und gehen mußte sie ja eigentlich, sie hatte es dem jungen Kandidaten versprochen und ehrliche Leute halten Wort. — Ja, gehen mußte sie.

Aber wenn die alte Amalie fragte, wo sie hinginge? Oder wenn Papa sie bei der Rückkehr beträfe? Sie sann ein Weilchen nach und warf dann energisch den Kopf in die Höhe. Warum das Zaudern und Zagen. Für Amalie fand sich wohl eine Ausrede, und Papa würde sie die Wahrheit sagen, ihren Kirchenbesuch als einen Akt der Höflichkeit hinstellen. Sie hielt ihn ja selbst dafür.

Sie vollendete rasch ihren Anzug und schickte sich zum Gehen an. Halt, gebrauchte man nicht in der Kirche ein Gesangbuch? Sie besaß noch eines aus dem Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter, es stand seitdem unberührt in der Ecke ihres Bücherschränkchens. Da war es — aber sie wollte es doch lieber in die Tasche schieben — wie, wenn eine Freundin sie fragte, warum sie, die Religionslose, in die Kirche ginge?

Amalie war in der Küche und Papa in seiner Arbeitsstube, als sie das Haus verließ. Sie atmete erleichtert auf und schlug den Weg zur Altstadt ein.

Das Glockengeläut war längst verstummt und feierliche Orgeltöne schallten ihr entgegen, als sie in die hochgewölbte Vorhalle eintrat. Zaghaft that sie einige Schritte — da kam die große hagere Frau mit der weißen Haube, von der Egon gesprochen hatte, auf sie zu — sie schien sie erwartet zu haben — faßte sie leise am Ärmel und führte sie in dieser absonderlichen Form fast durch die ganze Länge der Kirche zu einer Sitzreihe, in der ein Platz leer geblieben war, obgleich rund herum alle Stände dicht besetzt waren. Mit den leisen Worten: „Hier, Fräuleinchen," wies sie darauf hin und verschwand sofort.

Im ersten Augenblick wagte Hilde gar nicht aufzublicken, ihr war als müßten alle Augen auf sie, die zu spät Gekommene, gerichtet sein, aber bald wurde sie gewahr, daß immer noch neue Andächtige eintraten und daß niemand auf sie achtete, das gab ihr wieder Mut. Sie zog ihr Gesangbuch hervor und blätterte unschlüssig darin hin und her. Da traf sie auf den Namen Paul Gerhard, sie kannte ihn aus der Litteraturstunde, sie wußte, er war einer der vorzüglichsten Kirchendichter des siebzehnten Jahrhunderts gewesen. Sie wollte sich jetzt selbst überzeugen und las die tief empfundenen Verse, während die Orgel mäßig durch den Raum brauste und ihr Herz in banger Erwartung schlug, sie wußte nicht weshalb.

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann."

Ja, trostreich mußte ein solcher felsenfester Glaube sein, aber wer hatte ihn noch? —

Während sie die letzten Zeilen las, schwieg der Gesang und die Orgel schloß mit einem kurzen Nachspiel.

Wie ein leises Rauschen und Knistern ging es jetzt durch die Kirche, die Gemeinde erhob sich von ihren Sitzen, um stehend das Evangelium anzuhören. Auch Hilde stand auf und zum ersten Mal erhob sie frei das Haupt und schaute durch den Raum.

Da ging es ihr wie ein elektrischer Schlag durch den ganzen Körper. Gerade vor ihr erhob sich die Kanzel, sie hatte es bis jetzt noch nicht bemerkt, und darauf stand Egon. Er hatte das Haupt tief auf die gefalteten Hände geneigt, jetzt erhob er es und ihre Blicke trafen sich. Wie ein Leuchten ging es über sein Gesicht und es war ein Jubelton in seiner Stimme, als er begann:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat."

Er sprach das Gebet und las Evangelium und Text, aber Hilde hörte die Worte kaum, sie hielt die Hände krampfhaft gefaltet und die Augen darauf gesenkt, bis ihre Nachbarinnen sich wieder setzten und sie es ihnen mechanisch nachthat.

Da erst wagte sie wieder den Blick zu dem Manne zu erheben, auf dessen Wunsch sie heute gekommen war.

Egon sprach schön, formgewandt und eindringlich, er unterließ jede Salbung und jedes theatralische Pathos. Auch hatte er mit richtigem Takt vermieden, heute, wo er hauptsächlich für Hilde sprach, das christliche Dogma in den Vordergrund zu stellen.

Der gewählte Text: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkünden seiner Hände Werk," ließ eine freiere Behandlung zu. Er wollte zunächst als Fundament den Gottesglauben in dem Mädchen wecken, ehe er zu dem kam, was für ihn der Kernpunkt des Christentums war.

Hilde lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und verwandte keinen Blick von dem Redner. Sie hatte die Schöpfungsgeschichte in der Schule nach der Bibel gelernt, sie damals mit derselben Gleichgültigkeit wie ihre Vokabeln als Schulpensum behandelt und später, als ihr Vater mit ihr Naturwissenschaft getrieben, daran zurückgedacht wie an ein Ammenmärchen. Jetzt klang die Sache doch anders und berührte sie im innersten Herzen, ihr war als werde noch einmal ein „Werde" gesprochen, das in der eigenen Brust ihr eine neue Welt erschuf.

Und Egon machte auch an sich eine eigentümliche Entdeckung. Als seine Tante ihn im vorigen Winter aufgefordert hatte, eine Brücke zu bauen zwischen Wissenschaft und Religion, hatte er es entschieden abgelehnt, und jetzt — war er im vollen Bau begriffen: In dem Bemühen, diese Jüngerin des Materialismus der Religion zuzuwenden, mußte er Widersprüche zu beseitigen suchen, um nicht ihre Opposition wachzurufen, und siehe, es ging.

Wie ein neuer Weg that es sich vor seinen Augen auf, und er durfte den Weg gehen, ohne mit seinem Gewissen in Konflikt zu kommen. Diese Überzeugung gab ihm eine solche innere Freudigkeit, daß es ihm war, als hätten seine Worte Flügel, die ihn über sich selbst hinaushöben.

Und auch Hilde fühlte, daß er nur für sie sprach, und es rührte sie. An heiliger Stätte knüpfte sich ein Faden von Herz zu Herzen, ohne daß die Beteiligten es merkten.

Als nach dem Gottesdienst die Gemeinde ins Freie strömte, hörte Hilde verschiedene Äußerungen des Lobes über die schöne Predigt. Sie zögerte noch in der Kirche, um ihr pochendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen. Sie wollte als letzte das Gotteshaus verlassen und lehnte an einer Säule, dem herrlichen Postludium lauschend, mit dem der Organist den Ausgang der Gemeinde begleitete.

Da schritten zwei behäbige ältere Herren, augenscheinlich wohlhabende Bürger und vielleicht Kirchenräte, an ihr vorüber.

„Den müssen wir uns warmhalten," meinte der eine, „wenn unser alter Boretius nicht mehr eintreten sollte, wollen wir sehen, daß wir den Schmidt bekommen, er macht ja noch diesen Winter sein Examen."

„Ja, der kann reden, da hast Du recht," antwortete der andere, und dann waren sie vorübergegangen. Hildes Herz aber begann vor Freude über die Anerkennung, die dem jungen Geistlichen wurde, zu hüpfen, als wäre ihr selbst etwas Liebes geschehen.

Jetzt schwieg die Orgel und sie verließ das Gotteshaus. Langsam schritt sie die Stufen hinunter und dachte nicht daran, das Gesangbuch ängstlich in der Tasche zu verstecken. Wenige Schritte war sie gegangen, da klang ein eiliger Schritt und Egon stand im schwarzen Gehrock neben ihr. Jetzt wieder derselbe wie auf der Dampfschiffahrt, während er ihr auf der Kanzel wie ein junger Apostel erschienen war.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sprach er warm und ergriff ihre lebhaft ausgestreckte Hand.

„Und ich danke Ihnen für Ihre herrliche Predigt," antwortete Hilde in demselben Ton. „Mir ist, als sei ich erwacht und schaute in eine neue, schöne Welt hinein. Ich sehe eine Wesenheit, wo ich bisher nur ein Ding sah."

Ein helles Rot flog über das jugendliche Gesicht des Geistlichen und er blickte tief in die schönen klaren Augen des Mädchens, die es so ehrlich und treuherzig zu ihm aufgeschlagen hielt. Sein Herz schwoll vor Seligkeit und was bisher nur als dunkler, unklarer Wunsch in ihm geruht hatte, wurde Vorsatz. Dieses Mädchen mit dem warmen empfänglichen Gemüt wollte er zu erringen suchen für sein Leben.

Er sprach aus der Tiefe seines bewegten Herzens heraus noch ein paar Worte, die Hilde kaum verstand, drückte ihre Hand, zog den Hut und war im nächsten Augenblick in der Richtung der Predigerwohnung verschwunden. Hilde aber eilte heim, als hätte sie Flügel an den Füßen.

Schien denn die Sonne nicht noch einmal so schön, hallte die ganze Luft um sie nicht von Jubelstimmen wieder? Was war ihr denn nur geschehen? —

Sie hatte wieder Glück, niemand sah ihre Heimkehr und das freute sie, denn sie hätte jetzt mit keinem Menschen sprechen können. Sie schloß die Thür ihres Stübchens ab, schleuderte die Straßenkleider von sich und warf sich auf ihr kleines Sofa, um in Thränen auszubrechen, während ihr Herz doch vor Glück zu springen drohte.

Das Weib hat im höchsten Ausdruck seines Gefühls nur Thränen, sie fließen dem Glück wie dem Leid, und wehe der Frau, deren Augen es verlernten, sie zu vergießen, sie wäre sicher der Unglücklichsten eine.

Hilde Steiner war die Tochter eines Mannes, der ganz aus eigener Kraft sich zu dem gemacht hatte, was er war. Als Sohn eines Seminardirektors war er unter strenger Zucht in orthodox-christlichem Sinn aufgewachsen und vom Vater zum Theologen bestimmt worden. Schon mit sechzehn Jahren hatte er die Universität Berlin bezogen und war dort sofort in Kreise gekommen, die ihn der Theologie, zu deren Studium er sich überhaupt ganz ohne Neigung entschlossen hatte, völlig entfremdeten. Er schrieb seinem Vater schon im ersten Semester, daß er sich den Naturwissenschaften zugewendet hätte und dabei zu bleiben gedächte. Eine schwere Verstimmung war die Folge, die zum völligen Bruch wurde, als der Student sich in dem darauffolgenden Frühling — dem des Jahres 1848 — an den politischen Unruhen beteiligte und endlich sein Heil in der Flucht suchen mußte.

Der Vater eines „Hochverräters" zu sein, ging dem hochkonservativen Beamten zu sehr gegen die Natur. Er zog seine Hand ganz von dem „Ungeratenen", wie er ihn bezeichnete, ab und verbot ihm sogar die Führung des väterlichen Namens, ein Verbot, dem Steiner sich indessen nicht fügte.

Nur mit einem ganz kleinen Notgroschen, den die Mutter ihm heimlich zugesteckt hatte, ausgerüstet, ging er in die Fremde, um sich als Sprachlehrer etwas zu erwerben und die Zeit zur Rückkehr abzuwarten. Einige Jahre stieß er sich so herum, bis ihm diese gewährt wurde. Sich durch Stunden und schriftstellerische Arbeiten ernährend, vollendete er sein Studium auf einer süddeutschen Universität und später in Berlin, doch trug man ihm seine politische Gesinnung nach und stellte ihn nicht an. Seine bedeutende Begabung konnte aber nicht verborgen bleiben, ein hervorragender Gelehrter rief ihn zu sich, um seiner Hilfe bei weitgehenden Forschungen teilhaftig zu werden, und endlich fand sich auch ein Lehrstuhl an einer kleinen Universität für ihn, den er inne hatte, bis ein Ruf als ordentlicher Professor

an seinen jetzigen Wohnort ihn dauernd in angenehme Lebensverhältnisse versetzte.

So hatte er erst als Vierziger einen Ehebund schließen können, den aber nach einigen Jahren vollster Befriedigung der Tod wieder trennte. Seine einzige Tochter Hildegard war seitdem sein alleiniges Glück, und sein heißester Wunsch, sie möchte ihm einst einen Schwiegersohn bringen, der, an Stelle eines leiblichen Sohnes, seine geistige Erbschaft übernähme.

Vielleicht hatte es die mit Despotismus verbrämte kirchliche Richtung des Elternhauses verschuldet, daß der Sohn so radikal mit den Anschauungen desselben brach. Er bekannte sich ohne Einschränkung zum Materialismus, erklärte jede Religion für unsinnig, ja für schädlich, und ging sogar soweit, alle Geistlichen ausnahmslos für Heuchler zu erklären. Ein gebildeter Mensch könne unter keinen Umständen religiös sein, meinte er, entweder er betrüge sich selbst, oder er streue anderen Sand in die Augen. Die letzte kirchliche Handlung, an der er teilgenommen hatte, war seine Trauung gewesen. Er hatte sich ihr nicht entziehen können, weil die Civilehe noch nicht eingeführt war. Daß er politisch auf der äußersten Linken stand, war selbstverständlich, er bezeichnete sich sogar als Socialdemokraten, wenngleich er vielen der socialdemokratischen Lehren nicht beistimmte.

Als Mensch war Professor Steiner hochachtbar und trotz gelegentlicher Schroffheiten und Formlosigkeiten auch sehr beliebt. Als Gelehrter und Forscher aber hatte er einen ganz außerordentlich hohen Ruf und die Wissenschaft verdankte ihm mehrere hochwichtige Entdeckungen.

Mit Professor Niederstetter verband ihn ein herzliches Freundschaftsband, das bis in die Studentenzeit zurückreichte. So hatte auch seine früh mutterlos gewordene Tochter an Frau Niederstetter eine mütterliche Freundin, deren eigene zwei Töchter bereits seit einer Reihe von Jahren verheiratet waren. Das liebenswürdige Mädchen war ihr in hohem Grade sympathisch und sie hätte persönlich eine Verbindung mit ihrem herzlich geliebten Neffen gern gesehen, wenn nicht die Richtung des Steinerschen Hauses eine solche Möglichkeit vorweg ausgeschlossen hätte.

VII.

Das schöne klare Wetter des Frühherbstes war durch Regen und Sturm abgelöst. Die letzten Blätter wurden von den Bäumen gezaust und tanzten einen trübseligen Totentanz in stoßweisen Wirbeln, aber bald kam der stürzende Regen und drückte sie der alten Mutter Erde ans Herz. Dort sollten sie vergehen, um in neuer Form von der ewig sich Verjüngenden wieder geboren zu werden. Die Natur aber läßt sich vom spürenden Menschenauge nicht in ihre geheime Werkstatt schauen und so deckt sie das Schneetuch über alles Gestorbene, wie über die neuen Lebenskeime, die sich darunter regen. Jetzt freilich wob sie noch an den ersten Fäden dazu, nur vereinzelte Flocken mischten sich unter den Regen, um zu vergehen, sobald sie die Erde berührten.

Vor vier Wochen etwa hatte es in der Stadt eine Revolution gegeben, eine unblutige freilich und es war nur toter Hausrat dabei ab und zu in die Brüche gegangen. Man hatte diese oft wiederkehrende Revolution den Oktober-Ziehtermin genannt.

Auch der Arbeiter Köhler hatte mit seiner Familie eine andere Wohnung bezogen, statt der Dach- hatte er jetzt die Kellerwohnung inne. Unter dem Dach waren die Bewohner im Winter fast erfroren, im Sommer vor Hitze geschmolzen, hier war es gleichmäßiger, wenigstens gleichmäßig feucht zu allen Jahreszeiten.

Köhler betrank sich zum Kummer seiner Frau jede Woche mehrmals, hatte es aber auf Mahnung der Frau Professor bis jetzt vor seinem Brotherrn zu verbergen gewußt. So glaubte er wenigstens.

Seitdem ihm Hans Schmieder in einer der regelmäßigen Vorlesungen, die er hielt, bewiesen hatte, daß seine Existenz mit dem Tode aufhöre, glaubte er aus diesem für ihn recht jammervollen Leben soviel wie möglich herausschlagen zu müssen und that es auf die einzige Art, die er kannte. Wenn er die ersten Gläser Schnaps hinuntergegossen hatte, glaubte er plötzlich nicht mehr er selbst zu sein, ein Gefühl der Gehobenheit, der inneren Glückseligkeit überkam ihn, ihm war, als sei die rauchige Kneipe ein Königspalast und er der Herrscher darin. Und je mehr er trank, desto seliger wurde ihm zu Mut, er mußte schreien und brüllen vor Lebenslust und er that es aus voller Kehle. Zweimal schon, als er vor Freude die Gläser zu zerschlagen begann, hatte man den Trunkenen hinausgeworfen und der Nachtwächter ihn mit energischen Stößen aus der Gosse, wo er eines festen Schlafes genoß, aufgestört. Dann war eine gräßliche Ernüchterung über ihn gekommen und er, wie ein Kind weinend, nach Hause getaumelt.

Die Tage, welche solchen Nächten folgten, waren freilich furchtbar. Mit schmerzendem Kopf und zerschlagenen Gliedern hatte er früh zur Arbeit müssen, und lässig gethan, was sich nicht umgehen ließ, dabei auf sein jammervolles Schicksal, das ihn zum Arbeiter gemacht hatte, fluchend und sich auf den nächsten Trinkabend freuend.

In seinem Hause wurde ihm der Aufenthalt auch mehr und mehr verleidet. Minna, mit der er bisher ganz glücklich gelebt hatte, gab ihm kein gutes Wort mehr, sie weinte, murrte oder schalt, so oft sie ihn sah. Sie verlangte am Zahltag seinen Wochenlohn und war außer sich, wenn er ihn nicht herausgab. Da hatte er sich zu helfen gewußt, indem er die neu angeschafften Stücke in Haushalt und Kleiderschrank, die eine Errungenschaft des guten Sommerverdienstes waren, ins Leihhaus trug. Dann legte er der Frau den Pfandschein einfach auf den Tisch und sie mußte wohl oder übel die Sachen einlösen. So kam er zu Geld. Natürlich machte sie ihm hinterher eine furchtbare Scene, die er nur beenden konnte, wenn er den ersten besten Gegenstand ergriff und auf sie losschlug. Dann flüchtete sie schreiend aus dem Zimmer und er behauptete das Feld.

Sie speiste ihn jetzt mit schlechtester Kost ab, gab ihm am Sonntage, wo sie in guter Zeit stets Fleisch

auf den Tisch gebracht hatte, kaum einen Hering und Kartoffeln in der Schale — es war ein Elend. Wenn er nur mehr Geld gehabt hätte, wäre er gar nicht mehr nach Hause gegangen. Daß sie abends auf ihn wartete, kam nie mehr vor, er oder seine ihn geleitenden Kumpane pochten an den Laden des niederen Fensters, sie schloß die Thür auf, empfing ihn mit Scheltworten und schloß hinter ihm wieder zu, ohne sich darum zu kümmern, ob und wie er in sein Bett kam. Sie hatte schon längst beide Kinder in ihre große Bettstatt genommen und ihm Mariechens schmales Bett angewiesen, sie wollte keinen sinnlos Berauschten neben sich haben.

Einmal war er die Treppe hinuntergetaumelt und unten auf den Ziegeln liegen geblieben, sie hatte ihn liegen lassen, bis die Kälte, die aus dem Boden drang, ihn genügend ernüchtert hatte, um, besudelt wie er war, ins Bett kriechen zu können. Köhler hätte sich sagen müssen, daß nur der Ekel und Abscheu seine saubere, ordentliche Frau so handeln ließ, er sah aber darin nur „Niederträchtigkeit", wie er es nannte und suchte sie auf jede Weise zu ärgern.

Und noch einen anderen Jammer wollte er im Alkohol ersäufen. Mariechen, sein Abgott, war wieder krank. Die Herbststürme und eine Erkältung beim Umzuge hatten das Kind niedergeworfen. Die gute Frau Niederstetter hatte zwar sofort den Arzt gesendet und es ging ja auch schon etwas besser; aber der Gedanke, daß sein Liebling dem Tode verfallen sei, dem Tode, von dem es kein Erwachen mehr gab, war ihm doch wieder vor die Seele gerückt.

Er arbeitete in der Fabrik in einer Abteilung, wo er täglich mehrmals den jungen Wahrholm zu Gesicht bekam und der Anblick dieser blühenden Jugend gab ihm stets einen Stich ins Herz. Er war zufällig dabei gewesen, als man vor zwei Jahren den „Todeskandidaten", wie man den Jüngling damals nannte, in Kissen verpackt in den Wagen getragen hatte, um ihn nach Italien oder sonst irgendwohin zu bringen. Jetzt war er kerngesund, konnte steinalt werden und hatte durch seinen Vater auch Geld genug, um das schöne lange Leben genießen zu können.

Und er mußte trinken, um wenigstens für Stunden sich glücklich zu fühlen, und sein herziges Mariechen mußte sterben, weil er kein Geld hatte, um es dahin zu schicken, wo es, wie der junge Paul, gesund werden mußte. Der Gedanke, sein liebstes Kind hingeben zu müssen, war ihm immer furchtbar gewesen, aber es lag doch immerhin noch ein Trost darin, daß es dann im Himmel sein und dort auf ihn warten werde, bis er seine beschwerliche Erdenfahrt vollendet habe. Aber denken zu müssen, daß er den entseelten geliebten Körper nur in die Erde legen könne zur Speise für die Würmer, und sich dann mit dem Gedanken trösten müssen, der Allmutter Natur wiedergegeben zu haben, was ihr gebühre, damit sie anderes daraus schaffe — das traf ihn ins innerste Herz, das konnte er nicht überwinden und er griff zum Glase, um wenigstens für Augenblicke zu vergessen, was ihm bevorstand. Er konnte auch das bleiche Leidensgesicht der Kleinen nicht mehr ansehen und er machte sich auch gegen sie absichtlich rauh und hart, um seinen inneren Jammer zu verbergen.

Er saß eines Tages nach Arbeitsschluß allein in der verräucherten Schankstube, seine Kameraden waren noch nicht erschienen, sie saßen daheim beim Abendessen. Er aber hatte nur eine Portion Kartoffeln mit Salz hinuntergeschlungen und war aus dem Zimmer gegangen. Minna hatte wieder gezankt, weil er von dem gestern erhaltenen Wochenlohn ihr nur eine Kleinigkeit zur Bestreitung der Wirtschaft abgegeben; sie hatte ihm vorgehalten, daß sie nicht einmal das kranke Kind pflegen, nicht einmal die Medizin bezahlen könne, sie hatte ihn einen Rabenvater genannt und gemeint, er solle lieber gar nicht nach Hause kommen, er sei die Kartoffeln nicht wert, die er verzehre. Zu mehr als trockenen Kartoffeln reiche es ja überhaupt nicht mehr. Der Fabrikherr habe die Löhnung am Freitag Abend eingeführt, damit die Hausfrauen auf dem Sonnabendmarkt ihre Bedürfnisse einkaufen könnten, ehe die Männer Zeit gehabt hätten, ihren Verdienst am Sonntag zu vertrinken. — Sie könne nichts mehr einkaufen, weil sie einen Säufer zum Mann habe, der den schönen Verdienst schon durch die Gurgel jage, ehe er ihm gehöre. — Da hatte er die Thür in die Hand genommen und war hinausgegangen.

Nun saß er allein in der Kneipe und wälzte die jammervollsten Gedanken in seinem wüsten Hirn. Einen Rabenvater hatte Minna ihn genannt und er verdiente ja die Bezeichnung — aber wer wußte denn, wie ihm zu Mute war. Ob sein Mariechen ihn auch für einen Rabenvater hielt? Es sah ihn oft so traurig an — so vorwurfsvoll. —

Der Mann packte das Haar über seiner Stirn und riß in Verzweiflung daran, bis er einen Büschel in der Hand behielt. Ja, ja, er war ein schlechter Kerl, ein ganz miserabler Familienvater — er hätte sich selbst anspeien mögen, so verächtlich kam er sich vor. Ein Rabenvater — ein Rabenvater — und Mariechen würde sterben und diese Meinung von ihm mit ins Grab nehmen. — Wenn er doch etwas thun könnte, etwas ganz Ungeheures. Wenn er das Kind retten könnte — er ganz allein.

Er hatte schon mehrere Gläser Schnaps hinuntergestürzt und sein nie mehr ganz klarer Kopf begann zu glühen. — Wenn er zu dem Fabrikherrn hinginge und zu ihm spräche: „Herr, Ihr Sohn war todkrank und ist ganz gesund geworden, meine Tochter soll auch gesund werden. Geben Sie mir soviel Geld, als gebraucht wird, um dahin zu kommen, wo die gute Luft ist, die die Kranken gesund macht, und ich will Ihnen dann zehn Jahre ganz umsonst dienen."

Ja, ja, so mußte es gehen. — Er fing an zu berechnen wieviel bares Geld dieser Vorschlag repräsentierte. Er berechnete seinen Monatsverdienst, multiplizierte ihn mit zwölf und dann noch einmal mit zehn. Es war eine saure Arbeit, die er kaum bewältigte. Er hatte aber ein Stückchen Kreide in der Tasche und schrieb die Zahlen auf den Tisch — so kam er endlich zu einem Resultat, das ihm richtig schien.

Herrgott, das war ja eine ungeheure Summe, er hätte nie geglaubt, daß er so viel wert sei, fast bekam er Ehrfurcht vor sich selbst, denn er hatte über viertausend Mark ausgerechnet. Das viele Geld konnte ja lange, lange nicht verbraucht werden, die Frau Professor würde gewiß alles sehr praktisch einrichten, denn daß sie die Sache in die Hand nehmen mußte, verstand sich von selbst.

Der Mann phantasierte immer weiter. Trinken konnte er dann freilich nicht mehr, aber das war dann auch nicht nötig. Einen alten Rock würde ihm wohl sein Herr oder die Frau Professor gelegentlich schenken, den Haushalt mußte Minna allein unterhalten, sie hatte es ja schon seit Wochen, seitdem er alles vertrank, gethan. Sie würde gewiß auch freundlich zu ihm sein, sie hatten sich doch früher lieb gehabt, und sein Mariechen, wenn es erst gesund und groß wäre, würde ihn gewiß nicht Not leiden lassen. Mariechen würde dann selbst verdienen und kaufte ihm gewiß ab und zu eine Flasche Bier, oder ein Päckchen Tabak. —

Ja, ja, so mußte es gehen, Herrgott, warum er nur nicht früher auf den Gedanken gekommen war. Er wollte ihn sofort ausführen, Herr Wahrholm konnte doch nicht nein sagen, wo es sich um ein Menschenleben handelte. Er stand auf — seine Beine erschienen ihm wie mit Blei gefüllt, er taumelte — so konnte er doch nicht zu seinem Brotherrn gehen, er würde ihn für betrunken halten.

Köhler ging mit schwankendem Schritt einigemal im Zimmer hin und her, die Petroleumlampe mit dem schwarz beräucherten Blechschirm schien an der Decke wie ein Perpendikel zu pendeln, die beschmutzten Wände schienen zu wanken — er hatte doch wohl etwas im Kopf — so konnte er nicht zum Herrn gehen. Aber trinken wollte er lieber nicht mehr, es mußte nun damit genug sein für alle Zeit. — Er wollte nach Hause gehen und führte diesen Vorsatz, trotz des erstaunten Zurufs des Gastwirts, auch aus.

Draußen stand er ein Weilchen an die Mauer gelehnt, denn die Straße schwankte wie bei einem Erdbeben. Neben der Kneipe befand sich ein kleiner Materialladen. Im Schaufenster, das noch nicht geschlossen war, standen und lagen allerlei Leckereien, wie sie von der Straßenjugend bevorzugt wurden, Kandis und Gerstenzucker, Johannisbrot und dergleichen schöne Dinge. Mariechen aß Gerstenzucker so gern, ob er wohl noch Geld hatte? Richtig, ein Nickel befand sich noch in seinem Besitz, er trat ein, legte ihn auf den Tisch und erhielt dafür zwei große Stangen, in grobes Papier gewickelt.

Nun ging er heim. Heute durfte er nicht klopfen, die Hausthür stand offen, es war noch nicht neun Uhr.

Minna blickte erstaunt von ihrer Näharbeit auf, der kleine Junge war auch noch nicht zu Bett gegangen, er spielte mit Soldaten, die er sich aus einem alten Stück Deckelpapier geschnitten hatte. Es gehörte einige Phantasie dazu, die Gebilde für Soldaten anzusehen, aber ihm genügten sie.

Der Mann zwang seine schwankenden Beine zu festem Schritt, ging auf das Bett zu und legte die Tüte auf die Decke. „Da hast was.“ Das Kind blickte mit strahlenden Augen bald den Vater, bald die Näscherei an und wußte nicht, was es sagen sollte. Der Mann wartete auch keine Antwort ab, sondern strich der Kleinen über das schlichte, blonde Haar und fügte hinzu: „Sei man ruhig, Du wirst schon gesund werden.“

Dann drehte er sich um, schritt zu seinem Bett und begann sich ordnungsmäßig zu entkleiden.

Minna hatte die Arbeit sinken lassen und starrte ihn ganz fassungslos an. War ein Wunder geschehen? Nach kaum einer Stunde kehrte der Mann zurück? Wollte er wieder auf den guten Weg einlenken? Dann wollte sie ihm entgegenkommen. Sie stand auf, trat zu ihm und fragte: „Willst Du noch Suppe essen, Gottlieb, es ist noch welche da?“

Er verneinte, aber in freundlichem Ton, und legte sich zu Bett, um sofort in tiefen Schlaf zu fallen.

Minna aber saß noch lange auf, sie flickte an seinem Sonntagsrock, der ihm neulich bei einer Rauferei in der Kneipe zerrissen worden war. Sie hatte die Arbeit mit Murren begonnen und vollendete sie unter hoffnungsvollen Gedanken. Es war ja Unsinn von ihrem Mann, Gerstenzucker zu kaufen, wo das Nötigste im Hause fehlte, aber vielleicht war es der erste Schritt zur Umkehr. Gott wolle es geben. Sie faltete die Hände und schickte ein heißes Gebet gen Himmel.

Mariechen hatte den kleinen Bruder herangewinkt, ihm die Hälfte ihres Schatzes gegeben und den Rest unter dem Kopfkissen verborgen. Sie hatte keinen Appetit — aber morgen würde ihr gewiß besser sein, morgen, morgen —

Der nächste Tag brachte klares Wetter und den ersten Frost.

Köhler erwachte wie immer mit dumpfem Kopf und dem elenden Gefühl des Gewohnheitssäufers. Minna setzte einen Topf mit sogenanntem Kaffee vor ihn hin, legte auch eine Scheibe Brot daneben, er konnte aber kaum einen Bissen genießen, ihm war übel. Wenn er nur einen Schnaps gehabt hätte, wäre ihm besser geworden. Doch der Genuß war ja jetzt für ihn vorbei. So fest hatte er sich gestern in den absonderlichen Gedanken, sich selbst gewissermaßen zu verkaufen, hineingedacht, daß er ihm auch heute in seinem halbwegs nüchternen Zustande noch ausführbar erschien, ja ihm war, als hätte er mit dem bloßen Entschluß schon das Schwerste gethan. Der Mann hatte natürlich keine Ahnung, um was es sich eigentlich handelte. Er dachte sich, es gäbe irgendwo auf der Erde einen Ort, an dem die Kranken gesund würden, er hatte es ja an Paul Wahrholm erlebt und dieser Ort wäre für alle erreichbar, die genug Geld besäßen. Unmündigen Kindern aber gäbe man einen Begleiter mit, der alles Nötige für sie besorgte. Diesen Begleiter fand man durch die Zeitung. Herr Wahrholm hatte es auch so gemacht, er, Köhler, hatte damals in der Fabrik gearbeitet und man hatte in den Arbeiterkreisen davon gesprochen. Es lag also nur am Gelde und das wollte er schaffen.

Herr Wahrholm machte ja eigentlich ein gutes Geschäft dabei; wenn ihn zehn Jahre Arbeit noch nicht genug dünkten, wollte er gerne noch zwei zugeben, das sollte kein Hindernis sein.

Als es etwa acht Uhr war, legte der Mann, der vorher teilnahmlos in der Ecke gesessen und seinen Phantasien nachgehangen hatte, seinen besseren Rock an, es war der, an dem Minna bis spät in die Nacht hinein ausgebessert hatte, und schickte sich an, zu seinem Brotherrn zu gehen. Vorher trat er an Mariechens Bett und strich dem Kinde, das matt und teilnahmlos in den Kissen lag, liebkosend mit der Hand über das Gesicht. Das Mädchen griff nach seiner Hand und hielt sie einen Augenblick fest, es freute sich, daß der Vater wieder gut war — aber — am Morgen, wenn das Fieber nachgelassen hatte, fühlte es sich so müde — ach, so müde. — Die Finger lösten sich wieder und die Lider fielen über die eingesunkenen Augen.

„Schlaf man, Mariechen, nu wirst Du bald gesund werden," sprach der Mann und verließ das Zimmer.

Ihm war aber jammervoll elend zu Mut und die Übelkeit wollte nicht nachlassen, er konnte eigentlich in dieser Verfassung nicht zum Herrn gehen, er hielt sich ja knapp auf den Füßen. Ein Schnäpschen war doch nötig. Er ging nach seiner Stammkneipe und betrat sie durch die Thür des Materialladens, diese wurde bis zum Beginn des Gottesdienstes stets offen gehalten. Er trat in das Schankzimmer und forderte einen Schnaps. O, wie das gut that, es ging ihm wie Feuer durch die Adern. Noch einen — so nun hatte er seine Kraft wieder, aber — brauchte er nicht heute zu diesem schweren Gange besonders viel davon? Ja gewiß, er mußte sich Mut trinken. Der dritte Schnaps verschwand in seiner Kehle. Nun aber war es genug. —

Er rief dem Wirt zu, seine Zeche anzuschreiben — er hatte schon mehr auf der Kreide — und eilte ins Freie.

Es war doch ein schwerer, schwerer Gang und ihm war immer noch so merkwürdig umnebelt zu Mut. Der in den leeren Magen gegossene Spiritus war ihm zu Kopf gestiegen, ohne ihm das sonst empfundene Gefühl der Frische zu geben. Aber wenigstens straff und gerade gehen konnte er.

So fragte er denn das öffnende Stubenmädchen nach dem Herrn, den er in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche und wurde nach eingeholter Erlaubnis in die Privatwohnung des Fabrikbesitzers geführt, er hatte sie noch nie betreten.

Herr Wahrholm saß mit seinem Sohn noch an dem gut besetzten Frühstückstisch und las die Zeitungen. Die fleißige Hausfrau hatte sich bereits entfernt, der Hausherr aber liebte es, das gemütliche Morgenstündchen an den Sonntagen so lange wie möglich auszudehnen, weil er sich wochentags nur das knappste Maß davon gestattete.

Der Arbeiter warf einen Blick durch das trauliche Gemach und über den Tisch, von dem ihm die silberne Theemaschine entgegenblitzte. Ja, das sah anders aus als bei ihm daheim. Aus der schönen, gemalten Tasse da mundete das Morgengetränk wohl besser als aus dem gesprungenen Topf ohne Henkel, den Minna ihm heute vorgesetzt hatte. Daß dieser Topf unter seiner trunkenen Faust diese fragwürdige Form angenommen hatte, vergaß er bei seiner Betrachtung.

Ja, ja, seine Kameraden hatten wohl recht. Alle die Hunderte von Arbeitern mästeten mit ihrem Schweiß nur den einen. Wozu brauchte der Mann denn Schinken und Eier zu essen, wenn seine Arbeiter sich von Cichorienbrühe und Kartoffeln nähren mußten. Er arbeitete doch nicht.

Auf bequemem Stuhl vor dem Schreibtisch sitzen und schreiben oder durch die Fabrik gehen und über alles raisonnieren, das war keine Arbeit. Die Reichen, die sich die Gebildeten nannten, hatten überhaupt sonderbare Begriffe von Arbeit, die neue Zeit erst, von der Schmieder sprach, sollte es sie lehren, was Arbeit sei. Köhler verstand darunter, nach Art ungebildeter Leute, nur körperliche Arbeit, alles übrige hielt er für Kinderspiel.

Der Mann war an der Thür stehen geblieben. Herr Wahrholm hatte seinen Eintritt nicht sogleich bemerkt und ihm dadurch Zeit gelassen, seine Betrachtungen anzustellen, jetzt wurde der Fabrikbesitzer durch seinen Sohn erinnert und blickte auf.

„Sie sind es, Köhler! Was giebt es denn?"

Der Arbeiter trat näher, drehte die Mütze in der Hand, fand aber keine Worte.

„Nun? Ist etwas geschehen oder haben Sie eine Bitte an mich?"

„Ich wollte man —" stotterte Köhler, „ich dachte bloß — weil der junge Herr — und meine Tochter ist doch auch so krank —" der Atem verging ihm, er schnappte nach Luft.

Der Fabrikbesitzer sah ihn verständnislos an. „Was ist es mit meinem Sohn und Ihrer Tochter?" fragte er erstaunt, während sein Blick zu Paul hinüberflog.

Der Arbeiter wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und nahm einen neuen Anlauf. „Der junge Herr war doch so krank und — und meine Mariechen is auch so krank — und da wollt' ich gern — daß sie in die gute Luft könnte — und ich will auch gern arbeiten — ich will zehn Jahr arbeiten — erbarmen Sie sich bloß, Herr — meine Mariechen muß sonst sterben."

Herr Wahrholm begriff immer noch nicht, aber er sah, daß der Mann sich in der unglaublichsten Aufregung befand. Seine Kniee schlugen zusammen und die lange Gestalt schwankte wie ein Rohr.

„Nehmen Sie sich einen Stuhl, Köhler," sprach er gütig, „und dann versuchen Sie, mir Ihr Anliegen zusammenhängend vorzutragen, ich verstehe Sie nicht."

Köhler ergriff wirklich einen Stuhl. Es schickte sich nicht, in Gegenwart des Herrn zu sitzen, das wußte er wohl, aber die Füße trugen ihn nicht länger und in seinem Kopfe tobte es wie ein Wasserfall. Die im Zimmer Anwesenden wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten und warfen sich fragende Blicke zu.

Nun begann der Mann zu reden. „Meine Mariechen hat die Auszehrung, und der Doktor sagt, sie muß sterben, aber der junge Herr is doch auch so

krank gewesen und wieder gesund geworden — da wollt' ich bloß den Herrn bitten — mir das Geld zu geben. — Wenn sie in die gute Luft kommt — wird sie auch gesund werden, wie der junge Herr — und ich will alles abarbeiten."

Jetzt begann Herr Wahrholm zu verstehen, ohne doch den ganzen Sinn fassen zu können. Der Gedanke, daß ein Arbeiter sein Kind nach Italien senden wolle, war zu absurd.

„Sie wollen also Ihre Tochter dahin schicken, wo mein Sohn nach seiner schweren Krankheit gewesen ist?"

Der Mann nickte.

„Ja, aber lieber Mann, haben Sie denn eine Ahnung, was das kostet?"

„Wenn ich zehn Jahr für den Herrn arbeite macht es beinah' fünftausend Mark — und ich will einen Schein unterschreiben — und die Frau Professor wird schon für alles sorgen. — Die Minna und der Junge müssen seh'n, wie sie fertig werden. — Die Minna is wieder ganz gesund — meine Mariechen soll nich sterben —" schrie der Mann plötzlich auf, sprang in die Höhe und stürzte so heftig auf seinen Brotherrn zu, daß dieser unwillkürlich zurückwich. „Erbarmen Sie sich, Herr, und geben Sie mir das Geld." Er stürzte wie ein gefällter Baum dem Herrn zu Füßen und griff nach seiner Hand.

Wahrholm suchte den Erregten in die Höhe zu ziehen. Jetzt hatte er trotz der abgebrochenen Rede begriffen, was der Mann wollte und sein Verlangen rührte ihn, trotz der unglaublichen Naivetät, die aus seiner Bitte sprach. „Setzen Sie sich wieder, Köhler," sagte er freundlich, „Sie denken sich die Sache doch wohl anders als sie ist. Wenn Ihre Tochter wirklich die Schwindsucht hat, hilft ihr auch Italien nicht mehr, und wollte ich Ihnen die geforderte Summe geben, so würden Sie sehen, daß sie noch nicht einmal reicht. Glauben Sie aber, ich oder ein anderer Geschäftsmann könne so thöricht sein, die Arbeitskraft eines Menschen für zehn Jahr voraus zu kaufen, wo doch niemand weiß, ob er das nächste Jahr noch erlebt? Sie sind zudem ein sehr lässiger Arbeiter, Köhler, wie würde es mit Ihren Leistungen erst bestellt sein, wenn Sie den Lohn voraus hätten. — Nein, lieber Mann, Sie thun mir leid, aber Ihre Bitte kann ich nicht erfüllen. Da könnten sonst alle meine Arbeiter kommen."

Die Augen des Bittenden, der sich langsam vom Boden erhoben hatte, waren immer starrer geworden und aus seinem Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. So fest hatte er sich in seine Idee hineingedacht, daß er nur sehr langsam begriff.

„Also Sie wollen mir das Geld nich geben?" fragte er nach einer Weile, während seine Augen vor Entsetzen fast aus ihren Höhlen traten.

„Nein, Köhler, ich kann es wirklich nicht. Ihre Idee ist gut gemeint, aber völlig phantastisch und unausführbar, das werden Sie bei ruhiger Überlegung sich selbst sagen. Jetzt gehen Sie und geben Sie diesen Zettel der Wirtschafterin, sie wird Ihnen zwei Flaschen guten Wein für Ihr krankes Kind geben. Ich will mich nach ihm erkundigen und thun, was ich kann."

Herr Wahrholm hatte, während er sprach, ein paar Worte auf ein Stück Papier geworfen und reichte ihm dieses.

Dem Arbeiter war, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Er griff nicht nach dem Papier, er starrte auf den Boden, der mit einem wertvollen Teppich bedeckt war. Die furchtbare Aufregung hatte seine Trunkenheit gesteigert, indem sie ihm alles Blut nach dem Kopfe trieb. Er schwankte sichtlich, murmelte unartikulierte Laute, ging aber nicht von der Stelle.

„Nun, warum gehen Sie nicht?" sprach Wahrholm immer noch in gütigem Ton; ihn dauerte der Mann, der sich für sein Kind so aufopfern wollte, und er nahm sich vor, den Fall genau zu untersuchen.

„Gehen — wieder fortgehen," murmelte Köhler wie im Traum. Plötzlich aber fuhr er in die Höhe und rasende Wut sprach aus seinen Zügen, die sich krampfhaft verzerrten. Er brach in höhnisches Gelächter aus. „Wieder gehen — wieder in mein nasses Loch kriechen und meine Mariechen sterben sehn — ja das paßt Euch wohl, Ihr Blutsauger. Was geht Euch das elende Volk an, das sich für Euch plagt und schindet bis aufs Blut. Ihr seid die Herren — Ihr legt Euch Sammet und Seide unter die Füße, damit Ihr weich geht, und freßt Euch voll, während wir —"

„Hinaus, Köhler!" rief Paul aufspringend und den Arbeiter am Arm packend. „Wie können Sie es wagen, in meines Vaters Gegenwart solche Worte zu brauchen, weil er Ihr unsinniges Verlangen abweisen muß. Hinaus —"

„Bist Du auch da, Kröte —" schrie der Arbeiter erbost. „Daß Dein Vater das Geld, was wir ihm mit unserm Schweiß verdienten, für Dich mit vollen Händen fortschmiß, das hast Du ganz in der Ordnung gefunden; wenn aber mal einer von uns Euch um Erbarmen bittet, dann heißt es nur ‚raus mit dem dummen Kerl, was denkt er sich — raus mit ihm, ins Elend — wo er hingehört.'"

„Sie sind in Verzweiflung, Mann, und dabei betrunken," rief Paul, der den widerlichen Fuselgeruch seines Mundes spürte, „darum will ich Papa bitten, Ihre Worte nicht auf die Wagschale zu legen, aber machen Sie, daß Sie hinauskommen."

Er versuchte ihn am Arm nach der Thür zu ziehen, aber der Betrunkene riß sich los, focht mit den Armen umher und rief wild: „Rausschmeißen — haha — ich geh' schon von selbst, aber erst will ich Euch die Wahrheit sagen." Er spie aus. „So spuck' ich auf Euch alle — habt man noch 'n bißchen Geduld, treibt es man noch weiter so, dann setzen wir Euch den roten Hahn aufs Dach, dann sollt Ihr selbst schmecken, was Elend is."

Er stieß Paul, der ihn hindern wollte, abermals zurück und ergriff die gemalte Tasse des Hausherrn, um sie am Boden zu zerschmettern.

„So werden wir Euch alle zerschlagen, Ihr — Ihr — Lumpenpack — Ihr —"

Auf ein Glockenzeichen des Hausherrn war ein Diener ins Zimmer getreten.

„Schaffen Sie den Mann hinaus," befahl der Fabrikbesitzer. „Sie sind aus meiner Fabrik entlassen, Köhler — ich habe Sie nur aus Mitleid mit Ihrer Familie so lange behalten, denn ich weiß schon seit Wochen, daß Sie ein unverbesserlicher Säufer sind. Es hat aber alles eine Grenze. Sie werden sich nicht mehr unterstehen, meinen Grund und Boden zu betreten."

„Is gut, is gut," keuchte der Mann, während der Diener ihn hinauszerrte, „macht Euch das Leben gut und schön — ha ha ha ha —"

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wurde Minna Köhler durch Lärm an der Hausthür aus dem Schlummer, in den sie sich geweint hatte, unsanft aufgestört. Man brachte ihren Mann sinnlos betrunken in sein Haus zurück, das er am Morgen bereits verlassen hatte.

„Na, nu seid Ihr auch fertig," lachte einer der halb berauschten Männer, die ihn trugen. „Der Herr hat ihm heut die Arbeit gekündigt, er soll sich nich mehr blicken lassen."

Sie ließen den Betrunkenen achtlos auf die Dielen gleiten und entfernten sich taumelnd. Minna aber sank mit jammervollem Wehelaut in die Kniee. — Nun war alles vorbei — vor ihr stand das Elend und grinste sie mit hohlen Augen an. —

VIII.

Prediger Boretius, der zweite Geistliche in der Altstadt, war immer noch nicht wieder in sein Amt eingetreten, seine Krankheit zog sich länger hin, als man geglaubt hatte und der Kandidat Schmidt vertrat ihn immer noch, soweit es möglich war. Er hatte sich viel Liebe in der Gemeinde erworben und dankte diese nicht seinem hervorragenden Rednertalent allein, sondern auch seinem warmen, menschenfreundlichen Herzen, das ihn die Wohnungen der Armen und Kranken aufsuchen hieß, Trost spendend, wo er verlangt und angenommen wurde.

Im Hause des Arbeiters Köhler war er seit dem vorigen Winter ein häufiger Gast. Der Mann hatte ihn zwar zuerst mit Gleichgültigkeit, in letzter Zeit sogar mit entschiedener Abneigung behandelt, seitdem er versucht hatte, ihm ins Gewissen zu reden, den Frauen aber, und namentlich der alten Frau Liedke waren seine Besuche eine Wohlthat. Sie freute sich die ganze Woche auf das halbe Stündchen, das er ihr wöchentlich zu schenken pflegte. Das Lesen wurde ihr immer schwerer, und Frau Köhler hatte so wenig Zeit dazu; Mariechen aber durfte nicht laut lesen, sie bekam sofort einen Hustenanfall. Da war es denn der Kandidat allein, der ihr das Wort Gottes vermittelte. Er war es auch, der ihr über den Verlust ihrer Enkelin, des letzten Wesens, das noch auf der Welt zu ihr gehörte, hinweghalf.

Seitdem Alma die wilde Ehe mit Schmieder eingegangen war, hatte sie die Wohnung der Großmutter nicht mehr betreten dürfen, diese betrachtete sie wie eine für sie Gestorbene.

Da war es Egon gewesen, der den Jammer der alten Frau durch den Hinweis zu mildern gewußt hatte, daß auch ein Sünder nicht verloren sei, daß eine Zeit kommen müsse, wo Alma ihren Fehltritt bereuen werde. Dann aber würde Gott der Herr gnädig sein und ihr verzeihen. Er versprach ihr auch, auf ihre Bitte, Alma nicht aus den Augen zu verlieren und ihr beizustehen, wenn sie in Not geriete, und tröstete die arme, gequälte Frau mit diesem Versprechen noch mehr als mit allen frommen Worten.

Es ging gegen Weihnachten und seit dem Beginn des November war die alte Frau ins Siechenhaus gekommen, ihre Vorgängerin hatte endlich das Zeitliche gesegnet. Nun lag kein Grund mehr für den jungen Mann vor, so oft die Köhlersche Wohnung zu besuchen und er war in Wochen nicht dort gewesen; da traf er endlich Minna auf der Straße und erfuhr von ihr, daß ihr Mann jetzt nie mehr nüchtern sei und daß sie ihn aus dem Hause gewiesen habe. Mariechen aber sei wieder gesund, so lange wie es dauere.

Da beschloß Egon, die Familie an einem der nächsten Tage zu besuchen und sich eingehender nach den Verhältnissen zu erkundigen, als es auf der Straße geschehen konnte. Das Haus hatte auch noch eine Anziehungskraft für ihn. Der Former Schmieder wohnte seit dem ersten Dezember in der über der Köhlerschen Behausung gelegenen Wohnung. Sein bisheriger Hauswirt hatte auf Almas Entfernung gedrungen, „er wolle keine ungehörigen Verhältnisse bei sich dulden," hatte er gesagt, und Schmieder daraufhin die Wohnung geräumt. Er hatte genommen, was gerade leer war, sich aber zu Almas Kummer sehr verschlechtert. Die Fenster der zwei kleinen Stuben gingen auf einen dunklen, unsauberen Hof und die Küche war beinahe finster, bildete aber trotz dessen den Eingang zur Wohnung.

Egon wünschte die junge Frau einmal zu Gesicht zu bekommen, um sich ein Urteil über ihre Persönlichkeit bilden zu können. Vielleicht war ihm der Zufall günstig, wenn er das Haus, in dem sie wohnte, öfter besuchte.

Mit Hilde war der junge Mann seit ihrem ersten Kirchenbesuch öfter zusammengetroffen als sonst. Es war, als ob der Zug des Herzens ihnen beiden die Wege gewiesen hätte. Sie trafen sich, ohne Verabredung, bald bei der Tante Niederstetter — auch Hilde nannte die alte Dame so — bald bei befreundeten Familien, bald bei den zahlreichen Armen, die Frau Niederstetter unter Obhut hatte und zu denen sie im Verhinderungsfalle eine Vertreterin sendete.

So oft sie sich aber trafen und in die Augen blickten, fühlten sie immer mehr und mehr, daß es ein unzerreißbares Band zwischen ihnen gab, aber auch immer klarer wurde ihnen, daß sich ein Hindernis zwischen ihnen türmte und ihnen den Weg zum Glück unerbittlich sperrte — ihre verschiedene Anschauung.

Über Hilde war es an jenem unvergeßlichen

Sonntag wie eine Offenbarung gekommen. Ihre warme, poetische Natur hatte nur eines Anstoßes bedurft, um die Lehre von einem höheren Wesen, nun sie ihr in annehmbarer Form geboten wurde, mit Begeisterung in sich aufzunehmen. Für sie hatte damit das tote Weltall Leben bekommen, was nur Körper gewesen war, hatte ihr eine Seele erhalten. Aber sie war zu sehr ihres Vaters Tochter, um prüfungslos hinzunehmen, was man ihr bot. Ihres Vaters Bibliothek stand ihr offen — sie las und studierte mit Feuereifer, sobald sie ihn abwesend wußte, und mit innigster Freude ward es ihr klar, daß die Wissenschaft nicht widersprach. Sie war doppeldeutig, sie gab jedem, was er von ihr verlangte.

Sie ging einen Schritt weiter, nahm Bibel und Katechismus zur Hand und studierte den christlichen Glauben. O weh — da waren allerdings Punkte, über die sie nicht hinweg konnte. Der göttliche Ursprung Christi, die Wunder, die Erlösung durch den Glauben. — Da machte ihr Verstand einen Strich; bis hierher und nicht weiter. Nein, Christin im kirchlichen Sinn konnte sie nicht sein.

Die herrliche Sittenlehre, die selbstlose Menschenliebe, die Jesus gepredigt und geübt, die Überzeugungstreue, die er gelehrt und mit seinem Tode besiegelt hatte. Der unerschütterliche Glaube an ein ewiges Leben — das waren Dinge, die sie begriff, die sie erhoben. Aber dann —? Sie sollte ein göttliches Wesen als menschliches Vorbild betrachten und ihm nachstreben? Sie sollte glauben, daß die ihr als gütig und gerecht bezeichnete Gottheit, um einer Sünde der angeblichen Stammmutter des Menschengeschlechts willen, dieses ganze Menschengeschlecht der ewigen Verdammnis preisgegeben hätte? Sie sollte glauben, daß diese gütige Gottheit sich die Strafe durch ein blutiges Opfer abkaufen ließ, zu dem sie einen Menschen bestimmte, der eigentlich ein Gott war?

Der gütige Gott hätte also zuerst unvollkommene Menschen geschaffen, sie dann durch Jahrtausende für diese angeborene Unvollkommenheit durch Verdammnis gestraft und schließlich einen ganz sündenlosen Menschen gebildet, um diesen die Strafe für alle tragen zu lassen. Und nun durften die Menschen weiter sündigen, hatten es bereits durch abermals fast zwei Jahrtausende in der alten Weise gethan und blieben straflos, wenn sie nur an den Opfertod dieses einen glaubten. Die aber, denen dieser Glaube versagt war, sollten verdammt bleiben. Wo blieb da Gottes Allmacht, wo seine Gnade, seine Gerechtigkeit, wo seine Weisheit? Nein, nein und aber nein — an das so gefaßte christliche Dogma von der Erlösung konnte Hilde nicht glauben.

Jesus war als Märtyrer für seine Lehre gestorben. Er hatte ursprünglich nichts gewollt, als das in Formelkram verknöcherte Judentum reformieren, als die grobsinnliche Vielgötterei des Heidentums veredeln, indem er, seiner Zeit weit vorauseilend, Gott als einen Geist auffassen lehrte und der Menschheit höhere sittliche Ziele steckte. Er hatte die Liebe gepredigt und damit den Keim zu späterer gedeihlicher Entwickelung der Menschheit legen wollen. Was aber hatte man aus dieser Lehre gemacht? Man hatte die poetischen Bilder der orientalischen Sprechweise für Wahrheit genommen, man hatte die klare Lehre des größesten Menschen, der gelebt, in Mysticismus gehüllt und sich im Namen der Liebe, die man auf das Panier geschrieben, jahrhundertelang zerfleischt. Und dann war die Neuzeit, die Wissenschaft gekommen, hatte mit ihrer Fackel alle Ungereimtheiten beleuchtet, und die plötzlich geblendete Menschheit hatte entweder die Augen zugedrückt und das Licht nicht sehen wollen, oder sie hatte über Bord geworfen, was ihr überlebt erschien; den Irrtum und die Religion dazu. Man hatte das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. War das nötig?

Hilde suchte sich alle Schriften zu verschaffen, die ihr die Christusfigur in historischer Beleuchtung zeigten. Sie las Renan, Strauß und andere; sie verglich ihre Ansichten mit den Aussprüchen der Bibel und baute sich selbst eine Religion, die weitab lag von dem, was Egon lehrte. Und doch war ihr die Person Jesus in dieser menschlichen Form weit verständlicher und sympathischer als vorher. So konnte sie an ihn glauben, während er ihr in kirchlicher Beleuchtung nichts anderes als eine mythische Gottheit gewesen war.

Aber was würde Egon zu dieser Art von Christentum sagen? Konnte er dulden, daß sein Weib — sie fühlte, er wünschte sie sein eigen zu nennen — so seiner Lehre ins Gesicht schlug? Und Hildes Herz zog sich schmerzhaft zusammen, wenn sie sich diese Frage vorlegte. Ihre Ehrlichkeit verbot ihr, ihn zu betrügen, und ihr Herz fühlte, daß die Wahrheit eine Schranke zwischen ihnen baute. —

Es waren nur noch wenige Tage bis zum Weihnachtsfest, da trat Egon eines Tages in die feuchte Kellerwohnung der Familie Köhler und fand zu seiner Befriedigung die Frau daheim und die Kinder abwesend, sie waren in der Nachmittagsschule. Er setzte sich zu der fleißig Nähenden, der er eine Unterbrechung ihrer Arbeit verbot, und fragte sie nach ihrem Manne.

„Ach Gott, Herr Kandidat," seufzte die Frau, „ich hab' keinen Mann mehr, ich hab' ihm die Thür gewiesen, weil er alles vertrank und mir und den Kindern fast die Kleider vom Leibe verkaufte, um sich Schnaps zu schaffen. Das konnte ich um der Kinder willen doch nicht dulden. Da nahm ich eines Tages seine paar eigenen Sachen, band sie in ein Bündel und trug sie in die Kneipe, in der er immer saß. Erst hat er dann sehr geschimpft, als ich ihn nachts nicht in die Wohnung ließ, und der Nachtwächter hat ihn wegen Ruhestörung auf die Polizei gebracht, nachher aber soll er gesagt haben, es sei wohl so am besten, nun sei er ganz sein freier Herr."

„Aber wovon und wie lebt denn der unglückliche Mann?" fragte Egon, als die Frau schwieg.

„Er lungert am Hafen herum und hilft hier oder da, bis er ein paar Nickel zusammen hat und dann vertrinkt er sie. Er soll nur von Schnaps und trockenem Brot leben. Seine Wäsche und seine Sonntagskleider hat er längst verkauft oder versetzt und eine Wohnung hat er gar nicht. Wenn er einen Nickel erübrigt, geht er für eine Nacht in eine Schlaf-

stelle — es giebt solche Spelunken, die Gesindel für eine Nacht aufnehmen — wenn er kein Geld hat, liegt er in irgend einem Schuppen oder einer Einfahrt, wo er ein Bündel Stroh findet. Der Nachtwächter hat ihn zweimal schon wegen Obdachlosigkeit verhaften wollen. Auch aus seiner alten Kneipe haben sie ihn seines Ungeziefers wegen hinausgeworfen. Jetzt geht er nur noch in Häuser, wo Gesindel verkehrt."

„Also ganz verkommen und verdorben," sprach Egon traurig.

„Ja, ganz verkommen — und ist doch mein angetrauter Mann," schrie die Frau plötzlich auf und legte den Kopf auf die gerungenen Hände. „O mein Gott und Herr, wie kannst Du das zulassen?"

„Liebe Frau," sprach Egon, „bezeichnen Sie mir, wenn Sie können, den Aufenthaltsort Ihres Mannes, ich will versuchen, ihm ins Gewissen zu reden und ihn zu Ihnen zurückführen. Dann seien Sie barmherzig und helfen Sie mir, wieder einen Menschen aus ihm machen."

„Nein, nein," rief die Frau wild, „ich will nichts von ihm wissen. Er haßt mich, weil ich ihm oft die Wahrheit gesagt habe und er verdirbt mir die Kinder. Ich will ihn nicht mehr sehen, nie, nie!"

Vergeblich bemühte sich Egon, der Ärmsten mildere Gesinnungen gegen den haltlosen, beklagenswerten Mann beizubringen, vergebens erinnerte er sie an ihre Pflicht als Ehefrau, sie blieb bei ihrem Willen, für Lebenszeit sich von ihm zu scheiden und ihre Kinder allein zu erhalten.

„Mit meinem Mariechen geht es ohnehin bald zu Ende. Sie besucht zwar die Schule, weil sie es so gern will, aber sie ist so schwach, daß sie keine Treppe mehr steigen kann und fiebert jede Nacht. Die Lehrer verlangen auch nichts mehr von ihr, sie lernt soviel sie will. Manchmal liegt sie auch den ganzen Tag im Bette und sieht die Decke an. Ich glaube auch, sie bangt sich nach dem Vater, aber es ist besser, sie sieht ihn gar nicht mehr, als daß sie Ekel und Abscheu vor ihm bekommt."

Egon sagte der armen Frau noch einige Trostworte und erhob sich, um zu gehen, da ward die Thür geöffnet und eine junge Frau trat ein. Sie stutzte, als sie den fremden Herrn erblickte und wollte sich schnell zurückziehen, doch Minna rief sie an.

„Kommen Sie nur, Alma, dieses ist der junge Herr Schmidt, der Ihrer Großmutter immer so freundlich vorgelesen und sie getröstet hat, als Sie fortgingen."

Alma trat ein, brennende Röte auf den Wangen, keine andere Begegnung konnte ihr peinlicher sein als diese. Sie faßte sich aber gewaltsam, ging auf Egon zu und bot ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Kandidat, für alles Gute, was Sie an meiner Großmutter gethan haben."

„Wenn ich wirklich imstande gewesen bin, ihr Gutes zu erweisen, so ist es herzlich gern geschehen, Fräulein Liedke, ich lernte Ihre Großmutter sehr schätzen."

Alma zuckte bei der Anrede „Fräulein" zusammen, die Genossen Schmieders pflegten sie „Madammchen" zu nennen uud sie hatte sich gewöhnt, sich als rechtmäßig verheiratet zu betrachten. Die Anrede „Fräulein" traf sie stets wie ein Schlag ins Gesicht. Egon schien auch ihre ausgestreckte Hand nicht zu sehen, aber er verbeugte sich höflich.

„Wie geht es meiner Großmutter?" fragte sie endlich, um nur etwas zu sagen.

„Ich sah sie seit mehreren Wochen nicht, sie hat jetzt Gesellschaft und auch geistlichen Trost und gebraucht mich nicht. Sie ist aber seit dem Verlust ihrer Enkelin sehr zusammengefallen."

Um Almas Mund begann es zu zucken. „Können Sie es nicht veranlassen, Herr Kandidat, daß meine Großmutter mir gestattet, sie zu besuchen?"

„Ich habe es bereits versucht, Fräulein Liedke, weil ich von einer Zusammenkunft zwischen Ihnen Gutes erwartete, aber sie hat es mir abgeschlagen, sie will nur die Reuige an ihr Herz nehmen."

„Ich habe nichts zu bereuen," sprach Alma stolz, wendete sich kurz um und verließ das Zimmer.

Der Kandidat wartete, bis ihre Schritte auf der Treppe verklungen waren, dann verließ auch er das Haus. In tiefen Gedanken schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein. Es war gelindes Frostwetter, dabei Sonnenschein und der Rauhreif funkelte auf den Baumästen, die seitwärts über eine Hofmauer ragten. Da mußte es herrlich im Stadtpark sein und es war kaum ein Umweg, wenn er ihn durchschritt. So bog er denn von der Straße ab und befand sich bald im blitzenden Reich des Winters. Ja, hier war es wirklich schön und hier war es heimlich und still. Wie mit Zucker überstäubt der Rasen, in zarte schimmernde Krystalle gehüllt jedes Zweiglein, darüber der lachende, gegen den Horizont sich schon purpurn färbende Himmel und der zarte Duft des klaren Wintertages. Keine Seele weit und breit, nur eine Krähenschar, die in eine Baumgruppe fiel und unter ihren Füßen eine Reifwolke niederstieben ließ. Das Flüßchen im Grunde rieselte noch zögernd zwischen der Eisrinde des Ufers und blanke Eiszäpfchen hingen von den schlanken Weidenzweigen, die sich hineintauchten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Altes Gold.

Nun bin der Gassen lautem Vielerlei
Ich froh entkommen!
Es hat die Einsamkeit der Bücherei
Mich aufgenommen.

Von den Folianten, die rings Wand an Wand
Hochauf erklettern,
Greif ich heraus mir planlos einen Band,
Ihn zu durchblättern.

Verschollne Reime von versunknem Glück
Schaun mir entgegen.
Vergilbter Kram! Schon will das Buch zurück
Enttäuscht ich legen.

Da durch die Strophen suchend noch einmal
Die Augen streifen,
Und plötzlich, lodernd wie ein Wetterstrahl,
Will's heiß mich greifen.

Tief in die Seele flutet heil'ge Glut
Aus diesen Weisen —
Wer war der Dichter, dessen Lebensblut
Ich hier fühl' kreisen?

Nicht Jahr noch Name nennt das Titelblatt,
Nicht ist's zu lesen,
Wer, der so heiß und tief gesungen hat,
Dereinst gewesen.

Doch ob vergessen auch und ungekannt
Der Sänger modert,
Sein Glück und Leid, das hier im Lied gebannt,
Es lebt und lodert!

O, würd' auch mir einst solch Poetenlos:
Dem Sein entschwinden
Und nur als Lied fortlebend namenlos
Noch Herzglut zünden!

Konrad Ries.

Die Anfänge der jüngsten litterarischen Bewegung in Deutschland.*)

Von **O. von Leixner.**

In seinem Buche: „Herbstfäden" (1886) hat der Verfasser darauf hingewiesen, daß in jeder Zeit Menschen vieler Zeiten leben, d. h. Wirkungen von sich ausgehen lassen und Wirkungen anderer empfangen. Als das Reich wiedererstand, da lebten noch viele, die 1813 mitgezogen waren gegen Napoleon I.; neben ihnen solche, die als Knaben mit leuchtenden Augen die Sieger von Leipzig und Waterloo begrüßt, sich später in der Jünglingszeit mit den Vorstellungen des romantischen Deutschtums begeistert hatten. Das folgende Geschlecht trat in die ersten Mannesjahre, als die Junirevolution in Paris ausschweifende Hoffnungen weckte und enttäuschte; die Nachfolgenden nahmen in sich die Stimmungen der Zeit vor 1848 auf, ließen sich von Herweghs aufreizenden Liedern gefangen nehmen oder nährten in sich den Haß gegen den Zeitgeist. So ging es weiter bis zu den Knaben, die 1870 auf den Straßen die „Wacht am Rhein" sangen und unter dem stolzwehenden Banner des neuen Reichs Jünglinge und junge Männer geworden sind. Wir haben gesehen, wie diese verschiedenen Geschlechter verschiedene Leitbilder besaßen und im Schrifttum für sie kämpften. Aber auch die Bewegungen auf philosophischem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiete wirkten auf die Reihe der Geschlechter verschieden ein. Die Standpunkte wechselten mit größerer Schnelligkeit, da der Völkerverkehr wuchs; vielerorts vermischten sich die Wirkungen.

Aber die Zeit lebt nicht von der Zeit allein, sondern auch von der Vergangenheit. Jeder Gedanke, jede Vorstellung, mögen sie vor Jahrtausenden entstanden sein, finden stets Tausende von Einzelgeistern, die in ihnen etwas Verwandtes erkennen und sie in sich zu weiteren Wirkungen verarbeiten. „Das Leben der Menschheit (Leixner, „Deutsche Worte", 1887, S. 20) kennt in tiefstem Sinne keine Vergangenheit; es ist zeitlos wie die Gedanken selbst, diese Nährmütter der Stimmungen und Thaten, wie das Urwesen. So strömt stets, unerkennbar unseren Augen, in hunderttausend kleinen Rinnsalen das, was wir Vergangenheit nennen, in den Strom der Gegenwart hinein, und unter uns wandeln träumerische, weltflüchtige Inder, schönheitsgläubige, lebensfreudige Griechen, starrnackige, nüchterne Römer und erwerbseifrige Phöniker. Es ist als dürsteten einmal ausgesprochene Gedanken danach, wieder Fleisch zu werden, als bemächtigten sie sich der Seelen, um sie nach ihrem Willen zu lenken und wirken zu lassen."

Kann man auch diese steten Wirkungen aus dem geschichtlichen Zusammenhange erklären, so ist das nicht mehr möglich bei Anschauungen und Gedanken, die unmittelbar aus dem innersten Wesen bedeutender Menschen hervorgehen. Wohl ist ein Gelehrter imstande, mit Verstandesschlüssen scheinbar den Nachweis zu führen, daß dieser oder jener Gedanke, diese oder jene That in einer bestimmten Zeit notwendig eintreffen mußten. Man kann bei solchen Beweisen viel Zeit und viel Geist verschwenden. Aber im Grunde ist diese Notwendigkeit unbeweisbar. Daß wir z. B. eines Bismarck bedurften, läßt sich darlegen; warum aber dieser so genannte Mensch an dieser Stelle, so wie er war, gekommen ist, woher er sein Wesenhaftes empfangen hat, das läßt sich durch die verstandesmäßige Entwickelung der äußeren Thatsachen nicht erweisen.

Alle die erwähnten Gruppen von Geschlechtern sind nun in der Gegenwart zugleich thätig. Wer wagte nun zu behaupten, daß er imstande sei, die Wirkungen und Gegenwirkungen aller zu überschauen, die Fäden, die sich von Millionen Spulen aus abhaspeln, verknüpfen, verstärken, verwirren, zu verfolgen? Jedes dieser Geschlechter lebt in seiner Zeit, jedes bringt in seinem Wirkungsraume Bewegungen hervor. Die eine wächst langsam an, die zweite stürmisch, eine dritte verzittert, um dann plötzlich an fernster

*) Aus der 4. Aufl. der „Geschichte der deutschen Litteratur" (Otto Spamer, Leipzig), die etwa im Oktober herauskommt und vielenorts neu bearbeitet ist.

Stelle von neuem aufzuzucken, und wieder eine verschwindet scheinbar spurlos.

Dem gegenüber ist die Frage berechtigt: „Ist das Problem der Geschichtschreibung jemals rein zu lösen? Wir dürfen darauf, ohne den großen Geistern der Geschichtswissenschaft nahezutreten, mit „Nein“ antworten. Und damit ist auch verneint, daß eine reine Darstellung der Litteraturgeschichte möglich sei. Nicht nur wirken die großen Strömungen der Vergangenheit weiter, nicht nur sind ein Lessing, Herder, Goethe und Schiller noch lebendige Mächte, nicht nur wirken Stimmungen der Romantik, des jungen Deutschland u. s. w. fort, von jeder Zeit, von jedem Orte aus können Wirkungen auf die litterarische Jugend ausgeübt werden. Und jeder einzelne, er müßte denn bloß formaler Nachahmer sein — ein solcher läßt sich vielleicht ohne Rest „erklären“ — trägt in sich ein Selbst, das aus sich, aus seinen Stimmungen, Gedanken, Gefühlen heraus Wirkungen entwickelt, deren Ursache er selber in kurzer Zeit nicht mehr anzugeben vermöchte.

Das mußte vorausgeschickt werden, damit der Leser nicht Gebrechen, die in der Sache liegen, dem Darsteller anrechne. Es ringt ein Neues, wenn auch nicht im Sinne des jüngsten Geschlechtes, aus dem Chaos sich zu lösen; ein Neues, das in sich das Beste des Alten enthalten wird. Aber ein Chaos ist noch nicht darstellbar. Bei unseren Klassikern sind es vornehmlich ästhetische Einflüsse, die wirkten, abgesehen von dem freien Selbst der großen Dichter, das man als gegeben hinzunehmen hat —; schon bei den Jungdeutschen machen sich eine Menge von Strömungen bemerkbar, die mit der Kunst gar nichts zu thun haben; in der jüngsten Litteratur ist stellenweise ein fast unauflösbarer Rattenkönig von Einflüssen vorhanden, die auf Politik, Religion, Sociologie, Physiologie, auf den Darwinismus, auf den starken Einfluß von Werken der bildenden Kunst u. s. w. zurückweisen und sich mit der Einwirkung fremdländischer Vorbilder verknoten. Im allgemeinen sind diese Wirkungen von den Schriftstellern und Dichtern nicht innerlich überwunden und in lebendigen Fluß gebracht; sie stellen fast überall künstlerisch ungeformte Trümmer dar; kurz, zumeist sind die fremden Einflüsse stärker als die Begabungen.

An der Wende des neunten Jahrzehnts befanden sich die jüngsten Kräfte, die nicht im Lohndienst der Tageszeitungen standen, in einer harten Notlage. Mit wenigen Ausnahmen vermögenslos, nicht selten aus mißverstandener Genialitätssucht einem geregelten Beruf abhold, standen sie am Markte, ohne Verwendung zu finden. Die sogenannten „vornehmen“ Blätter hielten sich, da sie nur mit „Namen“ auftreten wollten, die jungen Talente fast ganz fern, die großen Tageszeitungen ebenfalls. So begann zunächst damals die Zeit der verfehlten Blattgründungen. Max Hempel (geb. 1857 in Breslau) gab erst die „Monatsblätter“ in Bremen (1879), dann in Berlin „Die Litteratur“ (1880) heraus. Beide gingen nach kurzem Bestehen ein. Noch zeigt sich vom „modernen“ Geiste sehr wenig; neben älteren Schriftstellern von Ruf finden sich nur wenige des jungen Geschlechts ein (Avenarius, Wildenbruch, Bulthaupt, Jul. Hart); der Ton der Kritik zeigt zuweilen eine größere Frische, aber noch ist der Naturalismus, wie ihn Zola verkörperte, ein Feind, den man bekämpft. Die Leser bekümmerten sich um diese Versuche ebensowenig wie um die meisten dichterischen Arbeiten des nachdrängenden Geschlechts. Soviel auch in diesen an Unreife und Phrasenschwulst vorhanden sein mochte, es war ein Streben nach Höherem unverkennbar. Nur im ganz kleinen Kreise wirkten die ersten Arbeiten der Gebr. Hart, Fitgers, Wildenbruchs und anderer auf die Jüngsten, sonst aber begegneten sie überall bei den Lesern, wie bei den allermeisten Kunstrichtern der vollkommenen Gleichgültigkeit; besonders Lyrik und das ernste Drama waren wie in Verruf erklärt. Wohl bestanden einige Zeitschriften, die Gedichte brachten, aber meist nur solche ihrer Abnehmer; es waren Handelsunternehmungen, die auf die Menge der dichtenden Jünglinge und Jungfrauen rechneten, aber litterarisch nicht den kleinsten Einfluß besaßen und weiteren Kreisen unbekannt blieben. Kennzeichnend ist es, daß die großen Unterhaltungsblätter fast gar keine Lyrik brachten, oder nur, wenn es galt, zu einem süßlichen Bilde einige erklärende Verse zu geben.

Diese Gleichgültigkeit hat viel dazu beigetragen, daß sich in manchem Jüngsten der Pessimismus gegenüber der „gebildeten“ Schicht einnistete; diese Stimmung bildete den besten Nährboden für die socialdemokratischen Gedanken, die im Laufe der Zeit bis etwa 1885 manchen Gefolgsmann aus diesen Kreisen gewannen, der wieder auf Jüngere Einfluß ausübte. Steigern mußte sich der Widerwille der begabteren Jugend, wenn sie jenes Schrifttum sah, das sich die goldenen Ähren des Erfolges schnitt: die Erzeuger der Moderomane, die Neuromantiker, deren Epen in ungezählten Auflagen von den Lesern verschlungen wurden; die Macher, die fast alle Bühnen beherrschten, sei es mit eigenen Werken oder mit Verdeutschungen französischer Ehebruchskomödien. Und die meisten Kunstrichter fanden nur Worte des Beifalls für das herrschende Schrifttum, für die Fremdlinge nur jenes mit Bewunderung gemischte Zweifeln, das Lessing den Meistern gegenüber vorschreibt. Die deutschen Bühnenleiter, mit wenigen Ausnahmen, reisten bei jedem von Paris gemeldeten Erfolg nach der Hauptstadt Frankreichs, um die Neuigkeit zu erwerben; um die ringende, oft hungernde Jugend der Heimat bekümmerte sie sich fast gar nicht. Wie oft mit der Erbitterung auch Neid vermischt sein mochte, sie war jedenfalls in Grenzen wohlberechtigt.

Das sind nur äußere Verhältnisse gewesen, aber auch sie haben mitgewirkt, die aufrührerische Stimmung zu erzeugen und zu vermehren. In den ersten Jahren des neunten Jahrzehnts begann es sich zu regen. Die Bühnenerfolge Wildenbruchs, an dessen Seite sich in Berlin zunächst ein Teil der Hochschuljugend und der jungen Dichter stellte, erregten Hoffnungen auf eine bessere Zeit. Zunächst begann ein kritischer Kampf, an dessen Spitze die Gebrüder Hart sich stellten. Von 1882—1884 gaben sie in sechs Heften „Kritische Waffengänge“ (Leipzig) heraus. Sie wandten sich zunächst gegen verschiedene der „Alten“, leider nicht immer mit genugsamer Überlegung, ob die Gestalt auch als Vertreter einer auf der Jugend lastenden Strömung gelten könne. Weder Kruse, dessen Bühnenstücke fast gar nicht auf die Bühne kamen, noch Albert Träger, der im politischen Singsang immer mehr verflachte, verdienten die Kanonenschüsse, die aus den Kartaunen der Kritik gegen sie abgefeuert wurden; Lindau wurde als Kunstrichter verdammt, „Das deutsche Theater des Herrn L'Arronge“ (eine Berliner Bühne, die das Wort „deutsch“ nur zum Scheine trug) stark mitgenommen; Spielhagens Fehler in einem scharf geschriebenen Hefte aufgedeckt; Zolas Wahrheiten und Irrtümer besprochen. Nur Graf Schack wurde im fünften Hefte etwas über Gebühr gepriesen.

Die „Waffengänge" enthalten vortreffliche, nicht nur geistreiche Bemerkungen. In den Einleitungsworten zum 1. Hefte heißt es: Zwei Worte sind es, mit welchen sich die Aufgaben des Ackerers wie des Kritikers genügend bezeichnen lassen: Pflügen ist Pflegen. — — — Hinweg mit der schmarotzenden Mittelmäßigkeit, hinweg alle Greisenhaftigkeit und Blasiertheit, hinweg das verlogene Recensententum, hinweg mit der Gleichgültigkeit des Publikums und hinweg mit allem sonstigen Geröll und Gerümpel. Reißen wir die jungen Geister los aus dem Banne, der sie umfängt, machen wir ihnen Luft und Mut, sagen wir ihnen, daß das Heil nicht aus Ägypten und Hellas kommt, sondern daß sie schaffen müssen aus der germanischen Volksseele heraus, daß wir einer echt nationalen Dichtung bedürfen, nicht dem Stoffe nach, sondern dem Geiste, daß es wieder anzuknüpfen gilt an den jungen Goethe und seine Zeit, und daß wir keine weitere Formenglätte brauchen, sondern mehr Tiefe, mehr Glut, mehr Größe.

Die Forderung, im deutschen Geiste zu schaffen, war sicher berechtigt, aber es blieb unausgesprochen, was dieses Geistes eigenste Artung sei. Der Hinweis auf Goethe hatte gleichfalls Berechtigung — er scheint aus Anregungen des Litteraturgeschichtschreibers W. Scherer hervorgegangen zu sein — aber übersehen ist, daß sich der Rat nicht ausführen läßt, außer von Goethegleichen; mit Recht verlangten die Brüder mehr Tiefe, Glut und Größe — sie durften es, weil ihre Begabung über der der Modedichter stand — wo die Quellen dieser Tiefe, dieser Glut und Größe lagen, das zeigten sie nicht.

Aber ihr Wort verhallte doch bei den Genossen nicht; es hätte zwar mehr gewirkt, wenn nicht schon der Naturalismus nach Zolas Vorbild zu wirken begonnen hätte, wenn nicht russische und norwegische Schriftsteller in den Gesichtskreis der Jüngsten getreten wären. Damit begann die Gärung, die dem leitenden Gedanken der Harts entgegenstand.

Aber unbeachtet blieb eine andere geistige Bewegung, die ohne litterarische Einflüsse aus der tiefsten Sehnsucht von Hunderttausenden langsam sich bildete und vereinzelt, kaum beachtet hier und dort schüchtern hervortrat. Aus der Not der Gemüter, der geistigen und der körperlichen, geboren, langsam erstarkend im Kampfe gegen den ethischen Materialismus, in dessen Herrendienst auch ein großer Teil der herrschenden Litteratur stand, erwachte der ethisch-religiöse Drang der deutschen Volksseele. Daß aber in ihm jener Quell der „Tiefe, Glut und Größe" vorhanden war, das sollten die Jüngsten — nicht alle — erst später erkennen. Wir werden noch sehen, zu welchen Irrtümern sie dabei unter dem Einflusse des Zeitgeistes, besonders der socialdemokratischen Gedanken gekommen sind.

Ganz in den Dienst dieser stillen Bewegung hatte sich schon sehr früh Otto von Leixner gestellt (geb. am 24. April 1847 in Schloß Saar in Mähren.) Schon als unreifer Jüngling hatte er den Kampf gegen die Fremdländerei mit unzureichenden Mitteln begonnen, schon damals die Befreiung des deutschen Empfindens als nötige Vorbedingung einer neuen Zeit zu begreifen angefangen. Durch die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft war er einige Jahre in die Schlingen des theoretischen Materialismus gefallen und hatte dann in einer unklaren ästhetischen Kunstreligion Befriedigung gesucht. Aber auch in dieser Zeit ging der Leitgedanke nicht verloren; er führte ihn allmählich zu einer reineren Anschauung und ließ ihn dahin streben, die Bedürfnisse des deutschen Gemüts mit den Forderungen der tiefer erfaßten Christuslehre zu vereinen. Im Jahre 1883 übernahm er die Leitung der „Deutschen Roman-Zeitung" (Berlin). Schon im Mai des Jahres trat er hier gegen jene Poesie auf, die sich ganz von der Gegenwart abwendete, gegen die spielerische Neuromantik, gegen die lyrischen Pessimisten, die in dem eigenen Leibe schwelgen, gegen die Besinger der Liederlichkeit.

„Alle hohen Gedanken, die das Geschlecht unserer Tage mit Stolz erfüllen," so schrieb er damals, „sind für die Dichtung nicht vorhanden; nicht jene tiefen Schmerzen, die das Herz der Menschheit durchwühlen, nicht die aufregenden Kämpfe des gesellschaftlichen Lebens, nicht der leidenschaftliche Drang, der sich in dem religiösen Empfinden der ernsten Naturen zu sammeln beginnt" — — — Und den über ausbleibenden Erfolg klagenden Dichtern rief er zu: „Wendet Ihr Euch an die ringenden Geister? Kündet Ihr den Schwankenden eine erlösende Botschaft? Habt Ihr es versucht, die kreisende Zeit von ihrem Gedanken zu entbinden? Ringt Ihr danach, in Euch selbst die Krankheiten der Gegenwart zu bekämpfen, um dann, selber gesundet, Ärzte und Seher zu sein, die geistigen Führer in den Kämpfen unserer Tage?"

Er sprach sich gegen bloße „Tendenzdichtung" aus, aber verlangte der Zeit gemäß in der Dichtung auch Gedankeninhalt, der aber durch die formgebende Phantasie lebensvoll gestaltet sein müsse. Er forderte die Jugend zum Kampfe gegen alles Unreine der Gegenwart auf; sie sollte sich nicht abwenden von dem Hoffen und Ringen des eigenen Volkes.

„Wohl mag es stiller sein in jenen Sphären, in denen die Phantasie ungestört vom Kampfe der Geister ihre Gestalten bildet, aber doch ist's heute schöner, mitten im Gedränge der Geistesschlacht mutig mitzukämpfen. Man fürchte nicht, daß damit die Freiheit der schaffenden Kraft in enge Grenzen gebannt sei, der Stoff, den unsere Tage bieten, ist unerschöpflich groß und fast noch unberührt. Eine Poesie, welche sich dem Volksgeiste verbündet, eintritt für die reinste Sittlichkeit, die im geistig freien Glauben an das Höhere wurzelt, eine solche wird auch im Volke immer tiefere Wurzeln schlagen, ihr gehört die Zukunft, weil dann jene Gedanken Sieger sein werden, zu denen sich heute nur die Minderheit bekennt, aber eine Minderheit, die niemals vor dem ethischen Materialismus die Waffen strecken wird, die sich nicht schämt, zu bekennen, daß ihr Mut, ihr Vertrauen auf bessere Tage aus der Hingabe an Gott fließt, an ihn, von dem allein die echte Freiheit des Menschengeistes stammt."

Im gleichen Jahre wies er nach, daß der auftauchende Naturalismus in seiner Entwickelung zur Fälschung der Natur führen müsse und nur vorübergehende Mode sei, auf die notwendig ein Rückschlag folgen werde.

Ein Jahr später (Juni 1884) begann er in dem genannten Blatte eine eingehende Untersuchung zu veröffentlichen, die den Titel „**Keime der Zukunftsdichtung**" führte (wieder abgedruckt in „Randbemerkungen eines Einsiedlers", 1885). Hier wies er zunächst wieder die falsche Romantik ab und forderte für die Dichtung die Neubelebung des Nationalen. Den Inhalt des Begriffs umschrieb er in folgenden Worten:

„Wir wollen werden, was wir noch nicht sind: ein Volk; wir sehnen uns danach, alles zu überwinden, was

diese Einheit im staatlichen Leben bekämpft. Wir wollen den Idealismus zur Geltung bringen, der solange niedergeworfen war, und nach seinen Forderungen das staatliche und gesellschaftliche Leben reinigen vom Ungeiste der Selbstsucht, der Frivolität und des Scheinwesens. Bekämpfen wollen wir die einseitige Übergewalt des Mammonismus, bekämpfen die Ungerechtigkeit der socialen Gliederung. Der Liebe die Herrschaft zu gewinnen, ethische Begeisterung zu wecken und dadurch die Gottentfremdung zu überwinden: das sind die höchsten Ideale der ernsten Geister unserer Zeit, ihre Gestaltung, soweit sie in den Grenzen der Möglichkeit liegt und ohne Gewalt erreicht werden kann, ist die Aufgabe, die der Weltgeist dem deutschen Volke gestellt hat, und die wir mit vollem Bewußtsein uns und der Menschheit zum Heil lösen müssen."

Diese Gedanken gingen an manchem der Jüngsten nicht wirkungslos vorüber; verschiedene, so H. Friedrichs, Karl Henckell, Herm. Conradi, Arno Holz u. s. w. traten dem Leiter des Blattes brieflich näher, und die „Roman-Zeitung" war die erste in weiteren Kreisen gelesene Zeitschrift, die von den Genannten Beiträge gebracht hat, besonders lyrische. Der Nachhall der Anschauungen Leixners ist noch später in verschiedenen Kundgebungen der Jüngsten zu verfolgen gewesen. Aber als sie mit ihrer ersten gemeinsamen Arbeit „Moderne Dichtercharaktere" (Ende 1884), herausgegeben unter Mitwirkung Conradis und Henckells von Wilhelm Arent, hervortraten, sollte sich ihre Stellung gegenüber Leixner bald ändern. Dieser brachte Juli 1885 als der erste von den nicht zur Gruppe gehörenden Schriftstellern eine eingehende Kennzeichnung der neuen Besprechungen: „Unsere Jüngsten" (in die Sammlung „Herbstfäden" [1886] aufgenommen). Hier anerkannte er die Zeichen von oft großer Begabung, die aus den Gedichten der Anthologie sprach, aber er wandte sich ebenso entschieden gegen die Übertreibungen, gegen den Messiaswahn, mit dem sich viele berauschten, den Atheismus, den andere selbstgefällig vortrugen, die auftauchende Neigung zur vaterlandslosen Socialdemokratie und zu klingenden Prunkworten, und damit zur Schauspielerei vor sich und anderen; gegen das Spiel mit schmutzig erotischen Vorstellungen, die oft nicht einmal Wiedergabe des Erlebten, sondern nur Ausgeburten krankhafter Erregung waren. Mit dieser Untersuchung hatte es der Verfasser, trotzdem aufrichtige Teilnahme an dem Werdenden aus ihr sprach, mit den Jüngsten verdorben.

Im Jahre 1885 gründeten Georg Conrad und Wolfgang Kirchbach in München die Zeitschrift „Die Gesellschaft", die sich gleich als „realistisch" ankündigte; im April des gleichen Jahres begann Heinrich Hirt die „Berliner Monatshefte" herauszugeben, die sich nicht lange hielten, während das erste Blatt bis 1895 bestand und im engen Kreise viel gelesen wurde. Von da an waren zwei Mittelpunkte der „modernen Bewegung" vorhanden, Berlin für den Norden, München für den Süden. Obwohl vielfach zwischen beiden Verbindungen bestanden, so ließ sich doch bald wahrnehmen, daß das Stammeswesen nicht ohne Einfluß blieb. Aber die „Bewegung" war damals noch immer fast nur auf die litterarischen Kreise beschränkt; das meiste, was geschaffen wurde, fand kaum Leser, mochte es auch in den Gruppen der Jüngsten noch so viel Lärm erregen.

Indessen tauchte plötzlich jene andere, aus tieferen Quellen geborene Bewegung auf, die das Erwachen des sittlich-religiösen Dranges verkündigte. Überall, in Nord und Süd, in Österreich und im Reiche standen ältere und jüngere Dichter auf, die gegen den Ungeist des Materialismus, für die Rechte einer idealeren Weltanschauung, für eine mindestens sittliche Neugeburt des Volkes und der Menschheit eintraten, ohne von ausländischen Vorbildern angeregt zu sein. Es war der Verfasser dieses Buches, der in der erwähnten Untersuchung „Keime der Zukunftsdichtung" diese sonst unbeachtete Thatsache nachwies. In Epen, lyrischen Gedichten und in allen Formen des Prosaschrifttums offenbarte sich die tiefe Sehnsucht nach einer besseren Zeit; laut ausgesprochen wurde die Forderung, die Liebe wieder als Herrscherin einzusetzen, die alles vergiftende Ichsucht zu bekämpfen. Und es geschah mit unverfälschter Begeisterung und Herzenswärme, die sich oft zu einer im höchsten Sinne religiösen Inbrunst steigerte. Nicht selten klang ergreifend ein Ton des Weltschmerzes hindurch, nicht aber jener, der in der ersten Hälfte des Jahrhunderts aus der Ichsucht des einzelnen hervorbrach und sich oft so eitel in der Zerrissenheit spiegelte, denn in ihm lebten Menschenliebe und Mitleid und die tiefe Sehnsucht nach Erlösung des Gemüts.

Das Ursprüngliche dieser Bewegung offenbarte sich auch darin, daß sie selbst Vertreter des theoretischen Materialismus erfaßte, die in dem Wirrsal der Zeit hinwiesen auf die Lehren Jesus von Nazareth, die doch in ihrem tiefsten Grunde ihrer eigenen Weltanschauung feindlich sind.

Mit diesem Auferstehen des sittlichen Bewußtseins mußten sich auch socialistische Gedanken und Wahngedanken verbinden; es lag in der Strömung des öffentlichen Lebens.

Fast alle Werke dieses geschilderten Gedankenkreises traten im Zeitraum eines einzigen Jahres (1883 auf 1884) auf; einige noch später. Die Verfasser lebten in den verschiedenen Teilen Deutschlands und Österreichs; kaum einer von ihnen gehörte zu den bekannten Namen; die meisten waren noch jung, aber alle mehr oder minder Dichter von echter Begabung. — — — —

Dieses plötzliche Hervorbrechen eines Gefühls an so vielen Stellen wies auf eine mächtige Erregung der Gemüter hin, auf die Abwendung von jener ästhetischen Selbstgenußsucht, der so mancher Dichter des älteren Geschlechts, ein Heyse, A. v. Schack und andere huldigten, auf das Erstarken des deutschen Gewissens und der Teilnahme an den wichtigsten Fragen der Zeit. Dabei aber trat das Bestreben hervor, auch innerhalb der Versdichtung, dort wo es Stoff forderte, gesundem Realismus sein Recht einzuräumen.

Dieser war überhaupt nichts Fremdes in unserem Schrifttum, stellte auch durchaus nicht eine der klassischen Zeit feindliche Kunstanschauung dar. Trotz allem Schwunge der deutschen Phantasie und trotz der Neigung, die Wirklichkeit zu überfliegen, fehlt es dem Geiste unseres Volkes nicht an dem Sinn für Beobachtung und Wiedergabe des Lebens, soweit dieses mit den Mitteln der Sprache gegeben werden kann. Im 12. und 13. Jahrhundert schon ist dieser Sinn für schlichte Auffassung des sogenannten Wirklichen, das aber stets ein in der Seele liegendes Spiegelbild der Erscheinungen ist, nicht selten hervorgetreten; er erscheint stärker im 16. und 17. Jahrhundert, in Schwänken und dann im Roman; er bekundete sich im jungen Goethe und in manchem Werke der anderen Stürmer, ja auch in der eigentlich „klassischen" Zeit, wie z. B. „Hermann und Dorothea" von ihm Zeug-

nis ablegen. Dieser gesunde Sinn für die „Wirklichkeit" wurde nicht einmal in der Romantik ganz erstickt; weniger vertrug er sich mit der jungdeutschen Strömung. Aber in Prosaerzählungen, wie in den besten Schöpfungen des Bitzius, Freytag, bei Melchior Meyr („Geschichten aus dem Ries"), bei Gottfried Keller u. s. w. zwar Realismus in deutscher Auffassung unbestreitbar vorhanden. Im Gegensatze zur Kunstnovelle, die meist in den verfeinerten Kreisen spielte, traten Bürgertum und Bauernstand immer mehr hervor; das Kleine, Unscheinbare fand liebevolle Schilderer, die auch vor Darstellung des Dunklen nicht zurückscheuten.

So war bei uns eine realistische Strömung längst vorhanden und setzte sich zunächst ohne fremde Einflüsse fort, die sich erst im Laufe des Jahrzehnts geltend machten und zum sogenannten Naturalismus führten.

In der Zeit zwischen 1880 und 1885 traten nacheinander solche Vertreter des deutschen Realismus auf, der in sich den Keim des Humors enthält. Wohl machten sich auch in der Darstellung bei einzelnen französische Einflüsse geltend, aber sie betrafen mehr das Äußerliche — das Innenleben blieb in den Grundzügen dem deutschen Wesen entsprechend.

Von Ende 1885 ab, etwa nach dem Erscheinen der „Modernen Dichtercharaktere", breitete sich unter den Jüngsten das Gerede von der „Revolution" im deutschen Schrifttum immer mehr aus. Zuerst gab ein junger Lyriker, Paul Fritsche (1863—1888), eine Flugschrift heraus, „Die moderne Lyriker-Revolution" (1885), die im nachgeahmten Kraftstil der Stürmer des vorigen Jahrhunderts eine fast rührende Unreife verrät. Anzumerken ist, daß er als Pfadfinder der Jugend Dranmor, Lingg, Grosse, Schack und Hamerling nennt. Er bekennt, daß die Jugend ganz deutsch sein wolle, „für Thron und Reich" einstehe, aber auch für den „vierten Stand", aus Nächstenliebe; sie sei religiös, aber pantheistisch, und wolle das Volk zu gleicher „Höhe" hinaufleiten, und sie bekenne sich als Gegnerin des Materialismus. Die kritischen Ausführungen über die Dichter der „Modernen Dichtercharaktere" und anderer Werke sind wirr und oberflächlich.

Mit viel größerem Selbstbewußtsein trat eine zweite Flugschrift auf: „Revolution in der Litteratur" (1886) von Karl Bleibtreu — sie war Georg Conrad zugeeignet. Das Büchlein hat in den Kreisen der dichtenden Jugend großes Aufsehen erregt und ist auch in weiteren Kreisen beachtet worden. Von dem, was sie Gutes enthält, war kaum etwas neu; einem Teile der Jüngsten machten die mit unglaublichem Selbstgefühl verbundenen Urteile über die Alten, Jüngeren und Jüngsten gebietenden Eindruck. Gerade das Gärende und Unreife der Flugschrift, das heute schon als solches erkannt ist, das Wirre in den Ausführungen, gefiel; mancher guten Bemerkung konnte auch der schärfste Verurteiler beistimmen. Thatsächliche Forderungen ließen sich sehr schwer aus dem Ganzen herauslesen, aber auch diese Unbestimmtheit, die verhüllt immer auf des Verfassers eigene dichterische Thaten hinwies, mußte in jener Stimmung wirken, und war geeignet, die Erregung in unfertigen Köpfen zu mehren.

Zwei Gedichte.

Von **Karl Panselow.**

Mein Lied.

Ich sang mein Lied in die Nacht hinaus,
In die Nacht, die stille, verträumte,
Und mein Lied ging wandern von Haus zu Haus,
Bis es kam, wo die Meerflut schäumte.

Und da bat es die Wellen und bat den Wind
Und fragte: „Wie komm' ich hierüber?
Und Wellen und Wind, die trugen's geschwind
Nach dem Land meiner Sehnsucht hinüber.

Und da hat es nach Dir gesucht — und ich weiß,
Es hat Dich in Treue gefunden,
Und es grüßte Dich still, und es küßte Dich leis
Und lebt nun die glücklichsten Stunden.

Seelenrufen.

Meine Seele ruft durch alle Räume
Wie der Pirol durch die Wälder schreit,
Ruft nach Dir, Du Sehnsucht meiner Träume,
Daß Du kommst mit Deiner Seligkeit.

Daß Du kommst und in des Tages Brände
Mir die Nacht mit ihren Sternen trägst,
Und mir kühlend Deiner stillen Hände
Weichen Segen auf die Stirne legst.

Die Liebespoesie in der alten Provence.

Von **Moritz Lilie.**

Im ehrwürdigen Dom zu Mainz befand sich bis zum Jahre 1842 ein alter, verwitterter Grabstein, dessen Inschrift völlig unleserlich geworden war. In dem gedachten Jahre wurde dieses unscheinbare Erinnerungszeichen durch ein schönes Denkmal von Schwanthalers Meisterhand ersetzt, und mit einer einfachen, aber würdigen Feier enthüllt. Das Mittelfeld dieses Monumentes zeigt eine Anzahl weinender Frauen, die auf ihren Schultern einen Sarg zur Gruft tragen, in dem Sarg aber ruhen die irdischen Überreste eines der liebenswürdigsten deutschen Minnesänger, des trefflichen Heinrich von Meißen, der sich den ehrenvollen Beinamen „Frauenlob" erwarb. In dieser Bezeichnung sind seine Verdienste ausgedrückt; seine Lieder erklangen zum Preise der Frauen, und in einem Streitgedicht gegen den Mainzer Schmied und Meistersänger Barthel Regenbogen verteidigte er das Wort „Frau" gegen die Bezeichnung „Weib", die er seltsamerweise für verletzend hielt.

Und wie dieser edle Sänger, so haben noch unzählige andere Dichter die Schönheit, Tugenden und das häusliche Wirken der Frauen in schwungvollen Dithyramben gefeiert, niemals aber stand diese Art von Poesie in solcher Blüte, als zu den Zeiten der Troubadours und der deutschen Minne- und Meistersänger. Wie in jenen Tagen des romantischen Rittertums bei festlichen Turnieren die Kämpfer die Farben ihrer Dame trugen, und aus Frauenhänden des Sieges Preis entgegennahmen, so verherrlichten die Troubadours ihre Huldinnen in begeisterten Liedern. Frauenliebe und Frauenleben zu preisen, war die Aufgabe dieser ritterlichen

Sänger, und selbst Fürsten wie Richard Löwenherz und König Alfons der Zweite von Aragonien verschmähten es nicht, dieser Dichtergenossenschaft beizutreten und ihre Kunst auszuüben.

In den sonnigen Thälern der Provence, an den grünen Ufern der Garonne, den blütenduftenden Küsten des Mittelmeeres und den wälderreichen Abhängen der Pyrenäen, unter einem sangesfrohen und liebebedürftigen Volke, erwachte zuerst jene Poesie, welche im Gegensatze zur antiken die Bezeichnung der romantischen führt. Hier war der Boden, auf welchem christliches und maurisches Rittertum seine gewaltigen Kämpfe ausfocht, hier hatte Karl der Große und seine Paladine gerungen und hier war es, wo im Thal Roncesvalles Held Roland sein treues Schwert Durenbart schwang; hier war es aber auch, wo sich nach den Stürmen der Völkerwanderung und den Wirren der Kreuzzüge jene dichterische Eigenart entwickelte, die auf die Gestaltung der Gesamtlitteratur Europas einen so mächtigen und nachhaltigen Einfluß ausübte.

Wie die deutschen Minnesänger zogen auch die Troubadours im Anfange des elften Jahrhunderts als wandernde Dichter von Hof zu Hof, von Schloß zu Schloß, um ihre Lieder vorzutragen und dafür den Lohn aus schöner Hand zu empfangen. Die vornehmeren unter ihnen hielten sich stimmbegabte Gehilfen, welche den Namen der alten Volkssänger, Joglars, führten und die Aufgabe hatten, die von jenem verfaßten Gedichte in deklamatorischer oder musikalischer Form zum Vortrag zu bringen; indessen gab es auch Joglars, welche unabhängig von einem adeligen Herrn im Lande umherzogen und ihrer Kunst lebten. Wo die Minnesänger und Troubadours auch Einlaß begehrten — überall waren sie willkommene Gäste, die in hohem Ansehen standen, und sehr oft in die intimsten freundschaftlichen Verhältnisse zu den Burgherren und deren Angehörigen traten.

Der Einfluß dieser wandernden Dichter erhöhte sich, als sie auch öffentliche Angelegenheiten, Politik, Krieg, Moral, Religion, in das Bereich ihrer poetischen Thätigkeit zogen. Man nannte diese Gattung von Poesien Sirventes, im Gegensatze zur Kanzone, welche in kunstreichem Versbau die Liebe zum ausschließlichen Gegenstande hatte, und die am meisten gepflegte und geübte Art der höfischen Lyrik bildete. In diesen politischen Gedichten wußten sie für bestimmte Zwecke zu wirken und Stimmung zu machen, und dadurch derjenigen Partei, für welche sie eintraten, nicht selten zum Siege zu verhelfen.

Als Meister der Galanterie und ritterlichen Frauenverehrung wurden die Troubadours häufig an die Fürstenhöfe gezogen, um hier als Leiter des offiziellen Ceremoniells thätig zu sein. Kaiser Friedrich Barbarossa, Peter von Aragon, Richard Löwenherz und viele andere Herrscher nahmen solche fahrende Sänger zu diesem Zwecke in ihre Dienste, und den letzteren fiel dann gleichzeitig die Aufgabe zu, ihre Gebieter und ganz besonders ihre Gebieterinnen poetisch zu verherrlichen. Dafür ward den Dichtern die Gunst ihrer Gönner und klingender Dank zu teil, und letzterer war oft so bedeutend, daß bei festlichen Gelegenheiten Tausende von Goldstücken gespendet wurden; ja, von dem Dauphin Robert von Auvergne wird sogar erzählt, daß er an die Troubadours und Joglars seine halbe Grafschaft verschwendet habe.

Nicht selten verbanden diese ritterlichen Poeten mit der Gabe der Dichtkunst auch die Befähigung, ihre Lieder selbst in Musik zu setzen, und den eigenen Gesang mit Geige oder Harfe zu begleiten. Von Pons von Capdeuil, einem berühmten Troubadour, wird in einer alten Handschrift gesagt: „er verstand gut zu dichten, schön zu geigen und trefflich zu singen," und viele besaßen außer diesen Eigenschaften noch ein besonderes Erzählertalent, sowie ein gutes Gedächtnis, so daß sie ihre Wirte durch fesselnde Geschichten zu unterhalten vermochten. Von der Gunst der gastfreien Burgbewohner getragen, blieben diese fahrenden Poeten oft lange Zeit an einem Orte, bis die alte Wanderlust wieder in ihnen erwachte, und sie wieder von dannen zogen, hinaus „ins alte romantische Land".

Die schwärmerischen Huldigungen, welche die Troubadours ihren Damen darbrachten, waren nur in seltenen Fällen mehr als ritterliche Galanterien, wenn es auch wohl zuweilen vorkam, daß sich zwischen dem Dichter und dem Gegenstande seiner Verehrung ein wirkliches Liebesverhältnis entspann. Die wichtigste Aufgabe des Poeten war, die Schönheit und Tugend seiner Dame zu besingen, und dies geschah oft in der überschwenglichsten Form und den lächerlichsten Übertreibungen. Freilich setzten sich die Sänger dabei auch der Gefahr aus, die Eifersucht des Schloßherrn zu erregen, wie es Guillem de Cabestaing ging, dessen tragisches Geschick die Sage erzählt.

Als sich dieser Troubadour am Hofe Raimunds von Castell-Roussillon aufhielt, dichtete er nach der Sitte der Zeit auf dessen Gemahlin die begeistertsten Liebeslieder. Das entflammte den Zorn des Ritters; er ließ den Sänger ermorden und das Herz desselben zubereitet seiner Gattin Margarida vorsetzen.

Als letztere dies erfuhr, sagte sie:

„Weil ich so edles Fleisch gegessen, begehre ich nun kein anderes mehr!" und am nächsten Morgen fand man sie zerschmettert im Abgrunde liegen.

Allein die ruchlose That Raimunds blieb nicht ungesühnt; auf Veranlassung der Verwandten Margaridas und Cabestaings zog König Alfons von Aragonien gegen den Übelthäter zu Felde, verwüstete mit Feuer und Schwert dessen Gebiet, nahm den Ritter gefangen und ließ ihn im Kerker verhungern. —

Welche unglaublichen Übertreibungen in der Verhimmelung ihrer Damen diese Sänger zuweilen leisteten, davon nur einige Beispiele. Der ebengenannte Guillem Cabestaing sagte von seiner Huldin: Gott habe sie als Abbild seiner eigenen Schönheit erschaffen, und er müsse sie dereinst als den schönsten seiner Engel in sein Paradies aufnehmen — denn ohne sie wäre dasselbe unvollkommen.

Rambeud von Orange erklärte, ein freundlicher Blick seiner Dame sei mehr wert, als die zärtlichste Sorgfalt von vierhundert Engeln.

Richard von Barbezieux behauptet, die Angebetete, welcher er seine Lieder widmete, habe erst die Herrschaft der Liebe auf Erden begründet.

Peire Rogier versichert ganz ernsthaft, die Schönheit seiner Geliebten verbreite einen solchen Glanz, daß rings um sie her die Nacht selbst sich mit den glänzenden Farben des Tages schmücke. „Glücklich," fügt er mit dichterischem Bombast hinzu, „glücklich der, dessen Augen fähig sind, so viel Reize zu erkennen und zu würdigen!"

Bis zu welchen geradezu widerlichen Ungeheuerlichkeiten das Bestreben, sich in den Lobeserhebungen ihrer Damen zu überbieten, die Troubadours verführte, erhellt aus der Be-

merkung Boniface Calvos, daß, wenn Gott eine Sterbliche lieben wolle, dies nur einzig und allein seine Herrin sein könne, während sein Zeitgenosse Peire Vidal meint, ein Händedruck seiner Angebeteten sei ihm lieber als hundert goldbeladene Kamele.

Ein solches Übermaß an leerem Phrasentum, mit Haaren herbeigezogenen Gleichnissen und schwülstigen Überschwenglichkeiten gereicht natürlich auch den Gedichten selbst keineswegs zum Vorteil und viele derselben verlieren dadurch nicht wenig an ihrem poetischen Werte; immerhin aber liegt auch in diesen Übertreibungen eine gewisse Kunst und ein Beweis von der regen Phantasie dieser ritterlichen Sänger.

So lächerlich uns heute diese Verhimmelungen vorkommen, so unwürdig, ja verächtlich, erscheint uns der wegwerfende, geringschätzige Ton, in welchem die Troubadours von sich selbst sprechen, die Schüchternheit und schwächliche Bescheidenheit, die sie der Geliebten gegenüber zur Schau tragen. Sie erklären die geringste Gunstbezeigung für unverdient, und preisen sich glücklich, daß sie — hoffnungslos lieben.

Der schon erwähnte Peire Vidal nennt sich den Sklaven seiner Dame; Adalasia, der Gattin des Diengrafen von Marseille, giebt er das Recht, ihn verkaufen oder verschenken zu können, und erklärt, daß er lieber zu ihren Füßen verschmachten wolle, als einen anderen in ihrer Nähe zu sehen. Allein diese Beteuerungen hielten ihn nicht ab, sich bald darauf mit einer schönen Griechin von der Insel Cypern zu verheiraten, und am Hofe Alfons III. von Aragonien seine Galanterien fortzusetzen.

Bertrand de Born, dessen feurige Minnelieder der Schwester von Richard Löwenherz, nachmaliger Gattin Heinrichs des Löwen, galten, meint, er wolle gern wie ein Hund vor der Thür seiner Dame liegen, nur solle ihn diese nicht von sich stoßen; und doch war er sonst keineswegs ein Feigling, sondern einer der tapfersten Krieger seiner Zeit.

Ähnliche Auswüchse einer affektierten Selbstverachtung finden sich fast bei allen Troubadours, aber es war ihnen damit durchaus nicht so ernst, als sie sich den Anschein gaben. Im Gegenteil fühlten sie sich in keiner Weise an die scheinbar vergötterte Dame gefesselt, sondern verschmähten es nicht, gelegentlich einem halben Dutzend Frauen zu gleicher Zeit ihre Huldigungen darzubringen.

Der Kultus der Liebe, wie er sich in den Dichtungen dieser Sänger des Mittelalters äußert, führte endlich dahin, daß die Erotik sich zu einer förmlichen Wissenschaft entwickelte. Es bildeten sich sogenannte Liebeshöfe, die in ihrer Form ganz der Einrichtung der bürgerlichen Gerichtshöfe entsprachen, und in allen Fragen und Streitigkeiten, die sich auf die Liebe bezogen, Recht zu sprechen hatten. Von diesen Liebeshöfen erlangten eine besondere Berühmtheit derjenige der Damen von Gascogne und der der Gräfin Ermengarde von Narbonne; ferner errichteten derartige Institute die Königin Eleonore von Aquitanien, die Gräfin Marie von Champagne, die Gräfin Sibylle von Flandern und die Frauen von Romanin.

Diese Liebeshöfe waren entweder nur aus weiblichen Mitgliedern zusammengesetzt, wie der von Marie von Champagne begründete, welcher aus sechzig Damen bestand, oder es wurden auch zur Hälfte Herren hinzugezogen. Einzelne dieser Minnehöfe stellten besondere Regeln auf, welche in allen streitigen Fragen als Richtschnur zu dienen hatten. So verordnete z. B. der Liebeshof von Gascogne mit Zustimmung aller denselben bildenden Frauen, sein Urteil solle als beständige Vorschrift dienen, und diejenige Dame, welche derselben nicht Folge leiste, solle der Feindschaft aller übrigen Teilnehmerinnen ausgesetzt sein. Die Grundlage der Erkenntnisse aber bildete ein förmliches Gesetzbuch, dessen sagenhafter Ursprung folgendermaßen erzählt wird:

Ein bretagnischer Ritter hatte sich einsam in einen großen Wald vertieft, um den König Artus zu treffen. Da begegnete ihm eine junge Frau, welche ihm sagte, sie wisse, was er suche, aber er werde das nur mit ihrer Hilfe finden. Er sei in eine bretagnische Dame verliebt, welche von ihm verlange, daß er ihr den berühmten Falken bringe, welcher am Hofe des Königs Artus auf einem Stabe sitze. Um diesen Falken zu erlangen, müsse er durch einen Sieg im Zweikampfe beweisen, daß jene Dame schöner sei als irgend eine von denen, die von den Rittern am Hofe geliebt würden. Die Frau ging und der Rittersmann zog weiter. Nach vielen romantischen Abenteuern fand er den Falken auf einem goldenen Stabe am Eingange des Palastes und bemächtigte sich desselben. An einer kleinen, an dem Stabe befestigten goldenen Kette hing ein beschriebenes Papier; dies war das Gesetzbuch der Liebe, und der Ritter sollte es im Auftrage des Königs allgemein bekannt machen, wenn er den Falken ungehindert mitnehmen wolle. Dies geschah, und wo der Ritter das Gesetzbuch zeigte, wurde es angenommen und verordnet, daß dasselbe bei schweren Strafen Geltung haben solle.

Offenbar ist diese Mythe erfunden worden, um die Minnehöfe zur schnellen und bedingungslosen Annahme dieser Satzungen zu veranlassen; denn der geheimnisvolle Ursprung derselben verlieh ihnen in den Augen der Beteiligten schon eine gewisse Autorität. Das Gesetzbuch selbst besteht aus einunddreißig Artikeln, die zum Teil höchst wunderliche Bestimmungen enthalten, spitzfindig und verschroben wie der zu einer förmlichen Kunst erhobene Minnedienst selbst.

Es hieß darin unter anderem:

Die Ehe ist keine legitime Entschuldigung der Liebe. — Der wahrhaft Liebende muß das Bild der Geliebten stets vor sich sehen. — Es ist durch nichts verboten, daß eine Frau von zwei Männern, oder ein Mann von zwei Frauen geliebt werde. — Der liebende Teil, welcher den andern überlebt, ist verpflichtet, eine zweijährige Witwer- oder Witwenschaft zu halten. — Und so weiter.

Welche Macht aber hatten diese Liebeshöfe? Welche Zwangsmittel standen ihnen zu Gebote, ihrem Willen Geltung zu verschaffen, ihre Urteile zu vollstrecken? Keine anderen, als die Gewalt der öffentlichen Meinung, derselben, welche einem Ritter nicht gestattete, ruhig und glücklich im Schoße seiner Familie auf seiner Burg zu leben, wenn die übrigen über das Meer zogen zum Kampfe gegen die Ungläubigen; derselben öffentlichen Meinung, welche noch jetzt gewissen Ständen das Recht versagt, ein Duell auszuschlagen, obgleich dies von den Gerichten als ein Vergehen geahndet wird, derselben, vor welcher selbst die höchsten Gewalten im Staate sich beugen.

Wie eine ferne Landschaft mit Ritterburgen, von deren Söller kraftvolle Heldengestalten und schöne Frauen dem dahinziehenden fahrenden Sänger den letzten Scheidegruß zuwinkten, liegt die romantische Zeit der Troubadours und Minnesänger im grauen Nebel der Vergangenheit hinter uns, aber noch heute blüht namentlich auch im deutschen Dichter-

walde die Blume der Liebe, das grüne Reis hingebender Freundschaft; und daß diese nimmer verwelken mögen, dafür wird auch ferner der Mund gottbegnadeter Sänger sorgen.

Erinnerung.

Das ist der Platz, auf dem ich stand
Zum letzten Mal, zum letzten Mal
An Deiner Seite, Hand in Hand —
Nun ging ein Wetter übers Land:
Die Luft ward kühl, das Laub wird fahl.

Jenseits der Düne schäumt das Meer,
Sein Rauschen klingt wie Klagesang;
Scharf weht der Wind von Osten her —
Mir pocht das Herz so sehnsuchtsschwer:
Ich sah Dich nicht, weiß Gott wie lang!

So schleppt sich müde Tag um Tag,
Schon färbt sich rot des Waldes Saum;
In Thränen steht der Rosenhag —
Daß ich in Deinen Armen lag,
Es dünkt mich wie ein Traum . . .

Klara Müller.

Meyers Konversations-Lexikon.

(Bibliographisches Institut, Leipzig.)

Die neue Auflage ist bis zum 12. Bande fortgeschritten. Es ist fast überflüssig, über die neuesten Bände etwas zu sagen. Der Verlag und sein Stab von Arbeitern hat den redlichsten Willen, das große Werk „auf der Höhe“ zu erhalten. Die Arbeit erscheint leichter, als sie in Wirklichkeit ist. Denn die Gegenwart eilt im Fieber vorwärts. Wohl ist das zum Teil nicht gerade ein gesundes Zeichen. Aber eine Encyklopädie hat nicht allein den Zweck, das Feststehende in kurzer Fassung festzuhalten; sie muß, soll sie als Beraterin ihren Zweck erfüllen, auch das Fließende, das Augenblickliche, das wieder in der nächsten Auflage veraltet ist, wiederspiegeln. Dabei nicht kleinlich zu werden und den richtigen Ausdruck zu finden, verlangt Takt, rasches Urteil und große Schulung der vielen Mitarbeiter.

Ich habe den neuen zwölften Band mit dem entsprechenden Teil der vorhergehenden Auflage genauer verglichen und ich darf mit gutem Gewissen sagen: er bedeutet in jeder Beziehung wieder einen Fortschritt. Die Zahl der Stichworte hat sich ganz ansehnlich vermehrt; der frühere 12. Bd. enthielt schon Nathusius—Phlegmone; der neue „Mauria—Nordsee“; alles Neue hat vollkommen Berechtigung, aufgenommen zu sein; und daneben ist Überflüssiges beseitigt. Die Fassung mancher Abschnitte ist gedrängter, wodurch Platz für wichtige Thatsachen gewonnen wurde. Der Zeit nach gehören die Angaben — und das ist ein Hauptvorzug gegenüber den ausländischen Werken dieser Art — bis knapp zu der Ausgabe der einzelnen Hefte; die neuesten Errungenschaften der Technik, die jüngsten Beobachtungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften haben Berücksichtigung gefunden. Auf diesen beiden Gebieten darf man den „Meyer“ als den besten Spiegel der jeweiligen Lage ansehen. Zu einer schärferen Kritik der bestehenden Theorien bietet ein solches Werk nicht den Anlaß. Sehr reich ist die Zahl der neuaufgenommenen Männer auf allen Gebieten; die fremden Litteraturen sind bis auf die jüngsten Namen berücksichtigt; die Politiker und Staatsmänner aller Völker und jeder Farbe ebenfalls.

Einen Aufsatz nur hebe ich besonders hervor: „Mensch“. Er ist sehr stark bearbeitet und hat eine dankenswerte Vermehrung über die Gestalt des Menschen und deren Verhältnisse erfahren. Dem Abschnitt sind ungemein wertvolle und vorzüglich ausgeführte Bilder beigegeben, vier Männer- und vier Frauengestalten nach der Natur, und ein drittes Blatt: Die Gestalt des Menschen in der bildenden Kunst. Die Erklärungsworte enthalten vortreffliche Bemerkungen. Daß alle Karten und Illustrationen, ob in Schwarz- oder Buntdruck, tadellos sind, versteht sich von selbst.

Einer weiteren Empfehlung bedarf es nicht. O. v. L.

Credo.

Wie es so ging, ich weiß nicht mehr,
Daß ich verlor den Kinderglauben;
Nur daß es lange, lange her,
Seit Bibel und Gebetbuch stauben.

Längst schau ich anders in die Welt;
Ich bin ein Kind der Zeit geworden,
Die nichts von Höll' und Teufel hält,
Und helfe Gott durch Wahrheit morden.

Nur manchmal, wenn zur Abendzeit
Die Augen wandern zu den Sternen,
Und nun die Sphinx Unendlichkeit
Unfaßbar starrt aus dunklen Fernen:

Dann stehen alle Rätsel auf,
Und jedes Wissen sinkt zum Schemen,
Dann flieht die Seele bang hinauf,
Sich ihre Zuflucht rückzunehmen.

Doch wie sie sucht in Scham und Gram,
Sie ist allein im Unermess'nen,
Der Kinderwahn ward flügellahm
Mit seinem Trost, dem halbvergess'nen;

Mit seiner Einfalt gläub'gem Schluß:
Hoch über allen Sternregionen,
Am Ende aller Welten muß
Doch aller Welt ein Lenker thronen.

O Kinderwahn, der nie gezagt,
Wenn er das Haupt nach oben wandte,
Der nicht nach ew'gen Rätseln fragt,
Und doch die ew'ge Lösung kannte!

Die Wissenschaft, die ihn verhöhnt,
Wird sie den letzten Schleier heben?
Ans Fragen hat sie uns gewöhnt,
Und kann uns keine Antwort geben.

Inhalt der No. 43.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Ohne Gott. Roman von E. Karl. Forts. — **Beiblatt:** Altes Gold. Von Konrad Nies. — Die Anfänge der jüngsten litterarischen Bewegung in Deutschland. Von O. von Leixner. — Zwei Gedichte. Von Karl Vanselow. — Die Liebespoesie in der alten Provence. Von Moritz Lilie. — Erinnerung. Von Klara Müller. Meyers Konversations-Lexikon. — Credo.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 44.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman
von
Hans Werder.

(Fortsetzung.)

IV.

„Rochlitz, wollen Sie sich mit Ihrer Schwadron die Feuertaufe holen?" fragte Schill. „Wir haben den Weg nach Stolp so lange unbehelligt gelassen! Reiten Sie einmal dort hinaus und sehen Sie zu, wie's da aussieht!"

„Danke gehorsamst, Herr Lieutenant! Wenn's da so ähnlich aussieht wie in Arnswalde, so soll mir's lieb sein!" erwiderte Hasso mit leuchtenden Augen. Er führte seit kurzem die neu errichtete Schwadron. Seine Arnswalder Ranzionierten waren ihm unterstellt worden. Als später wieder ein Haufe solch braver Gesellen eintraf, erblickte er zu seiner unbeschreiblichen Freude Jägers Fritzen darunter. Auf anderen Wegen hatte dieser dasselbe Ziel wie sein geliebter Lieutenant erreicht. Die feindliche Armee, welche ihre Gefangenen herdenweise nach Frankreich zutrieb, hatte weder Zeit noch Lust, alle ihre Schützlinge gewissenhaft zu überwachen, so war es ihnen möglich, in ganzen Trupps zu entkommen, und solche Gelegenheit hatte Fritze nicht unbenutzt gelassen. Von Kolberg hatte er seinen Lieutenant öfter sprechen hören, und hier fand er ihn wirklich. Die Wiedersehensfreude war grenzenlos. Vollkommen aber sollte selbst dieses Glück nicht sein. Es fehlte der dritte in dem trauten Bunde, Fides, der unvergleichliche, war den Leiden des Gefangenentransportes erlegen. Das war freilich ein Kummer.

Hassos treuer Schicksalsgefährte Scriver war dem Bataillon des Kapitän Waldenfels zugeteilt, der ihn bald mit Auszeichnung in seine engere Umgebung zog. Obgleich so dienstlich getrennt, hielten die beiden Schweidnitzer Flüchtlinge doch treulich zu einander, denn ihre Freundschaft war, wie sie selbst sagten, mit Feuer und Eisen zusammengeschmiedet. Doch auch unter den neuen Waffenbrüdern knüpften sie freundschaftliche Beziehungen an. Besonders fühlte sich Hasso diese erste Zeit zu Hagen, seinem alten Bekannten, hingezogen. Von ihm erfuhr er das Nähere über die schrecklichen Begebenheiten des Krieges, da Hagen auf dem Schauplatz derselben geblieben war. Hassos erste Frage war nach Nostitz, dem treuen Freunde seines toten Herrn. Hagen wußte, daß er, im Kampfe bei dem Prinzen verwundet, sich tapfer bis Königsberg durchgeschlagen hätte, dann aber die Armee verlassen und in russische Dienste getreten wäre.

Auch von dem Schicksal der Gendarmes erzählte er ihm und von Hilmars Unglück in der Schlacht. Von dem Spruch des Kriegsgerichts jedoch wußte er noch nichts. —

Hasso stand mit seiner Schwadron marschfertig zum Ausrücken bereit. Er sollte sich also mit ihr die Feuertaufe holen. Es war das erste selbständige Unternehmen, das seinen Händen anvertraut wurde, und eiligst ging er, seine Befehle zu erteilen.

„Holla he!" es war ein Ruf, der wie heller Jubel klang. Die drei Lieutenants seiner Schwadron kannten ihn schon und wußten, daß er ihnen Gutes bedeutete. In der dämmernden Frühe des Märzmorgens ritt die kleine Schar hinaus und streifte über den Gollenberg fort, die große Heerstraße entlang, die über Stolp und Lauenburg nach Danzig führte. Unermeßliche Fichtenwaldungen, wie ein grüner Ocean, umgaben die Reiter. Hügelketten, schroff und wild, dazwischen dunkel umschattete Seen, enge Schluchten, romantische Flußthäler — wer vermutet das alles in dem als so öde verrufenen und doch so ernsthaft schönen, weltentfernten Hinterpommern?

In durstigen Zügen atmete Hasso die harzduftende, köstliche Heimatluft. Seit fünf Jahren war er aus ihr verbannt in die Fremde, denn er selber war ja fremd zu Hause! Und doch, war er nicht selber ein Kraut, auf dieser Heide gewachsen, ein

Zweig, gleichsam von einem dieser Fichtenbäume? Klang nicht sein Name aus dem Rauschen des Windes, sein Herzschlag aus dem Murmeln des Baches? Es war ihm, als müßte ein jeder sehen und hören, wie er es selber empfand. Ein pommersch' Kind, daheim — und doch ein Fremdling in diesen Wäldern hinter dem Gollenberge.

An dem romantischen Herrenhause von Brotzen ritt er vorbei, durch das Weberdorf Friedrichshuld, durch die endlosen Forsten von Treblin. Todesschweigen, der atemlosen Ruhe der Wüste vergleichbar, lagerte umher. Kein Laut, kein Leben, Meilen in die Runde. Den halben Tag schon verfolgte er so durch grüne Wildnis eine kleine, französische Kolonne. Ein vornehmer Reisewagen sollte es sein, von französischen Dragonern begleitet, so hatte seine Patrouille gemeldet. Daß Hasso Rochlitz Grund hatte, von einer Begegnung mit französischen Reiseequipagen sich Genuß zu versprechen, war zweifellos.

Doch auch den Franzosen entging die verfolgende Husarenschwadron nicht, und sie waren auf ihrer Hut.

Hier aber, in der tiefen Waldeinsamkeit der Trebliner Forst ereilte sie das Verhängnis. Wie aus der Erde gewachsen, von allen Seiten, zwischen den schlanken Fichtenstämmen, stoben die Schillschen Reiter hervor! Ein verzweifeltes Ringen entstand, doch nur minutenlang konnten die französischen Dragoner dem heftigen Anprall widerstehen. Dann sah sich Hasso mit seinen Husaren als Herrn der Situation. Der während des kurzen Gefechts davonjagende Reisewagen wurde, seiner teils gefangenen, teils fliehenden Bedeckung beraubt, bald eingeholt. Aus demselben entpuppte sich ein Kurier, der in seiner Ledertasche wichtige Depeschen trug. Diese gaben genauen Aufschluß über die nächsten Belagerungsmaßnahmen, mit denen der Feind gegen Kolberg vorzugehen beschlossen.*) Rochlitz las die Depeschen seinen Offizieren vor. Sie erschienen ihm von unschätzbarem Wert für den Kommandanten, der den Inhalt erfahren mußte, wenn auch nur einer von ihnen lebend in die Festung zurückkam. Ebenso wertvoll erschien den Herren ein zweiter Fund, den bei näherer Untersuchung der Wagen herausgab: Eine wohlgefüllte Kasse, für welche die starke Dragonerbedeckung wahrlich nicht übertrieben erschien.

Leichte Verwundungen hatten einige der Husaren aus dem Gefecht davongetragen, darunter der Lieutenant von Blomberg. Dem Schwadronsführer selber war das Pferd unter dem Leibe erstochen. Der herrliche Brabanter eines gefangenen, französischen Offiziers aber bot ihm trefflichen Ersatz dafür.

Mit Windeseile traten die Husaren jetzt samt ihren Schätzen und Gefangenen den Heimweg an. Beim Überschreiten des Gollenberges aber mußten sie sich überzeugen, daß ihnen durch französische Truppen die Rückkehr abgeschnitten sei. Doch war man ja hier der Meeresküste nah. Der in der Gegend heimische Lieutenant von Blanckenburg machte den Vorschlag, die Gefangenen mittels einer Seereise in offenen Booten nach Kolberg zu schaffen. Es war bei dieser Jahreszeit kein freundlicher Gedanke, zumal für die armen Franzosen. Der Kurier empfahl Gott seine Seele, doch die Husaren fragten nach seinen Empfindungen nicht viel. Blanckenburg erbot sich, die erforderlichen Strandschiffer mit ihren Booten anzuwerben. Einige Husaren als Bemannung seiner Flotte — er selbst der Kapitän! Seine dunkelblauen Augen blitzten bei dem Gedanken vor Unternehmungsluft wie blankgeschliffener Stahl. Hasso fand den Vorschlag herrlich! Am liebsten wäre er selber mitgegondelt, doch ihn hielt die Pflicht bei seiner Schwadron zurück und so sah er beglückt und sehnsuchtsvoll zugleich seiner davonschwimmenden Flotte nach. Fröhlich grüßte der kühne Husaren-Admiral ihm zu, indem er seinen Säbel über dem Haupte schwang.

Rochlitz, mit seiner Schwadron den Heimritt auf Schleichwegen fortsetzend, stieß wiederholentlich auf den Feind und — „schlug sich durch, mit dem Säbel in der Faust" — wie die alte Kolberger Chronik erzählt.

In mitternächtlicher Stunde kehrte er zurück, nur um wenige Pferde ärmer, welche, erschossen, zurückgelassen waren. „Holla he!" da war der Ruf wieder, und diesmal klang er als wahres Triumphgeschrei durch die dunkle, kalte Nacht.

„Da ist unsere Holla he-Schwadron!" bemerkte lächelnd der würdige alte Bürger-Repräsentant Nettelbeck.

„Kommen Sie, wir wollen hören, was sie ausgerichtet hat!" fügte Schill zuversichtlich hinzu.

„Ist meine Flotte noch nicht gelandet?" war Hassos erste Frage.

„Was — Ihre Flotte?" fragte Nettelbeck erstaunt und lachend zurück. Rochlitz setzte in kurzen Zügen den Sachverhalt auseinander. „Nein, Ihre Flotte ist noch nicht eingelaufen, aber zur Beunruhigung ist kein Grund vorhanden!" tröstete der see- und wetterkundige Nettelbeck. „Der Wind ist ungünstig, aber der Seegang leicht — ein Kinderspiel für einigermaßen geübte Schiffer!"

Schill hatte hocherfreut Hassos Bericht entgegengenommen. „Sie sind ein Teufelskerl, mein lieber Rochlitz! Jeder Franzose, der sich in eine Postchaise setzt, sollte sich zweimal bedenken, ob er Ihnen nicht unterwegs begegnen könne! — Aber nun gratulieren Sie auch mir! Nach heute eingetroffener Kabinettsordre hat Seine Majestät die Gnade gehabt, mich zum Rittmeister zu befördern!"

Das gab freilich große Freude unter den Schillschen Reitern. Jeder einzige von ihnen fühlte sich mit geehrt und erhoben in ihrem kühnen, allgeliebten Führer.

In der Morgenfrühe lief Blanckenburg mit seiner Flotte in den Hafen ein. Hasso begrüßte sie freudig. Kurier, Kasse, Depeschen und Gefangene wurden dem Kommandanten eingehändigt.

„Ihre Schwadron hat die Feuer- und Wasserprobe bestanden!" sagte Schill. „Darüber sind wir einig." und nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Kommen Sie mit mir, Rochlitz, hier zwischen die Schanzwälle! Ich habe Ihnen etwas zu sagen!"

*) Alles historisch.

Es schien ihm schwer, den Anfang zu finden, doch endlich hub er an. „Sie wissen nicht, was aus Ihrem Vetter oder Pflegebruder geworden ist?“

„Nein, Herr Rittmeister —“

„Er ist hier, er hat sich gestern abend bei mir gemeldet!“

„Ach — das freut mich!“ rief Hasso aus der Tiefe seines Herzens.

„Freuen Sie sich noch nicht, Rochlitz! Er ist nicht hier als Offizier — er tritt als Gemeiner bei meinen Husaren ein!“

„Wie —“ unwillkürlich blieb Hasso stehen und blickte den Sprecher verständnislos an.

Da erzählte Schill, was er gestern durch den Unglücklichen persönlich erfahren.

Stumm lehnte sich Hasso an die Mauer der Schanze, von Entsetzen überwältigt. — Wie Furchtbares enthielt dieser so ruhig gesprochene Bericht.

„Sein Vater — der unglückliche alte Mann!“ klang es endlich von seinen Lippen. Schill erinnerte sich, daß ihm Hasso von diesem ohne Liebe, fast mit Bitterkeit gesprochen — darum verwunderte ihn das namenlose Mitleid in diesem Ausruf.

„Was ist sein Vater für ein Mann?“

„Ein Veteran von Roßbach ist er, ein alter Seydlitz-Dragoner, Invalide von Kunersdorf her. Wahnsinnig wird es ihn machen! Die Schande — ach und sein einziger Sohn — er sah einen Helden und Halbgott in ihm! — Mein Gott, wie soll er dies tragen!“

Beide Männer schwiegen erschüttert einen Moment. „Herr Rittmeister, eine Bitte —“ fuhr Hasso dann auf. „Geben Sie ihn mir wenigstens in meine Schwadron, damit ich für ihn sorgen kann!“

„Nein!“ entgegnete der Rittmeister bestimmt. „Das kann ich nicht. Er bat mich — nur das eine nicht! Ich hatte ja keinen Grund, ihm den Wunsch abzuschlagen und habe ihn Hagen bereits zugeteilt!“

Hasso senkte stumm den Kopf. Ein Ausdruck von Härte trat in sein Gesicht, der stets seine scharfen Linien dort hineingrub, sobald man ihm weh gethan. Er beurlaubte sich von dem Rittmeister und ging seinem kleinen Quartier zu, das er oben im Hause eines Bäckermeisters bezogen. An den Broten und Semmeln vorüber eilte er die schmale Stiege hinauf, die zu seinem Zimmerchen führte. Als er dasselbe betrat, stand Hilmar vor ihm. Eine abgemagerte Gestalt, ein blasses, vergrämtes Gesicht, das blonde Haar gelichtet. So erschien er ihm ein anderer, als er ihn sonst je gekannt. Das Gefühl der Kränkung, das er eben noch empfunden, ging unter in grenzenlosem Mitleid.

„Hilmar!“ Er breitete die Arme aus, und Hilmar sank an sein Herz. Nie zuvor hatten sie sich umarmt, doch Hasso wußte, was jetzt dem so schwer Gedemütigten Linderung gewähren konnte.

Dieser richtete sich endlich wieder auf. „Weißt Du denn schon, Hasso?“

„Ja, ja, ich weiß! Schill sagte mir! Begriffen habe ich's natürlich noch nicht! Wenn Du einmal Zeit und Lust hast, kannst Du mir ja davon erzählen! Daß es Pech war — entsetzliches Unglück, und nichts weiter, versteht sich ja von selbst!“ Hilmar schüttelte still abwehrend den Kopf. „Weiß es Dein Vater schon?“ fragte Hasso leise.

In stiller Verzweiflung starrten die hellblauen Augen ihn an. „Mein Vater — o ja!“ — ein Lächeln verzerrte seine Lippen. „Mein Vater hat mich einen Ehrlosen genannt, mich von seiner Schwelle gejagt! Nicht vor die Augen soll ich ihm kommen — nicht den Tod habe ich verdient, den Tod von seiner Hand, um den ich ihn bat! — Ja, was soll ich denn noch auf der Welt! Schimpf und Schande —“ Er sank auf einen Stuhl — legte beide Arme auf den Tisch und den Kopf darauf, schwer wie eine Bürde.

„Nun, Hilmar, daß Dein Vater selber Dich töten sollte — das konntest Du ihm eigentlich nicht zumuten! Sei nicht so kreuzunglücklich, lieber Kerl! Wenn Du Dich wirklich in die Kopflosigkeit der schrecklichen Schlachttage hast mit hineinreißen lassen — hier findest Du Deine Courage schon wieder und einen ehrlichen Reitertod obenein, wenn's durchaus sein soll! Sonst aber auch ein ehrliches Reiterleben!“

Hassos Worte klangen so beruhigend, glättend in die Hochflut der verzweifelten Empfindungen des andern hinein. Unendlich wohlthuend fühlte er sich davon berührt und hob unwillkürlich das Haupt wieder empor.

„Es ist mir lieb, daß Du zu Hagens Schwadron gekommen bist!“ fuhr Hasso fort. „Er ist ein vornehmer, famoser Mensch und wird keinen Augenblick vergessen, wen er vor sich hat. — Es kann ja auch nur für kurze Zeit sein, dann bist Du wieder einer der Unseren und diese ganze böse Geschichte ist vergessen! Aber sag' mir nur, Hilmar, ist es Dir nicht wenigstens lieb, daß Du mich hier gefunden?“ Es klang dies so weich und zaghaft, als wagte er kaum auf eine Bejahung zu hoffen.

Hilmar lehnte den Kopf zurück und sah zu dem vor ihm Stehenden auf. Er dachte daran, wie es Hasso einst verboten worden, in seinem Regiment einzutreten, um ihm nicht durch seine Unvollkommenheiten die glänzende Stellung zu gefährden, die er darin besaß. Jetzt kam er selber als ein Ausgestoßener und fand hier den stets mißachteten Pflegebruder angesehen und selbstbewußt, als Schwadronchef in dem berühmten Schillschen Korps! Und war er denn je dem Jüngeren, dem Unterdrückten so zart und liebevoll begegnet, als dieser ihn jetzt empfing? — Die Frage ging ihm durch den Sinn.

„Ja, Hasso, sehr lieb ist es mir, Dich hier zu haben! Du hältst so treu zu mir, Bruderherz! Gott lohn' es Dir! Du weißt nicht, wie wohl Du mir damit thust!“

V.

Wie ein deckender Schild hatte Schill mit seinem Freikorps vor Kolberg gestanden und es drei Monate lang vor dem herandrängenden Feinde geschützt. Dichter und dichter aber zog sich jetzt das neu verstärkte Belagerungsheer zusammen und schloß die Festung ein. Das Schillsche Korps, zum Patrouillieren

und kecken Angriff geschult und geschaffen, mußte jetzt hinter Wällen und Festungsgräben liegen und unter den Leiden der Belagerung doppelt seinen Mut bewähren. Der Schauplatz seiner Thaten ward die Maikuhle, der verschanzte Wald an der linken Seite der Persantemündung, dessen Verteidigung Schill übernahm. Es ward eine Zeit schweren Dienstes, doch stete Ausfälle, zurückgeschlagene Angriffe oder sonstige Reibungen mit dem Feinde verliehen ihr hohes Interesse. Tägliche Gefahr, täglich Gelegenheit zur Auszeichnung, das war das Wahrzeichen der Arbeit dieses tapferen Freikorps.

Dem alten Obersten Loucadou wurde jetzt schwül und unheimlich zu Mute. Er sehnte sich lebhaft nach einem Ersatz, um der immer drohenderen Verantwortung überhoben zu sein. Manche notwendige Vorkehrung war seinerseits vernachlässigt worden. Um nun das Versäumte nachzuholen, hatte er schon in fieberhaftem Thatendrang die Lauenburger Vorstadt niederbrennen lassen, ohne die Einwohner derselben vorher zu benachrichtigen. Die Häuser wurden ihnen über dem Kopfe angesteckt, nicht das Geringste ihrer Habe, nicht einmal das lebende Vieh vermochten sie zu retten. Arm wie die Bettler, in Wut und Verzweiflung waren sie scharenweise in die Stadt geflüchtet. Derselbe Vorgang sollte jetzt bei der „Geldervorstadt" wiederholt werden, dieselbe grausame Übereilung mit dem gleichen Elend im Gefolge. Dies beschloß Schill zu verhindern. Er besetzte mit einem Teil seiner Truppen die Vorstadt und hielt den Feind zurück, bis die Einwohner ihre Häuser geräumt hatten. „Es hat noch keine Gefahr — ich bürge dafür!" gab er als bündige Erklärung für sein Thun. Dann erst, als auch der letzte sich und seine Habe in die Stadt gerettet, gab er den Ort der Verbrennung preis. Unendlich war die Dankbarkeit der Bevölkerung. Oberst von Loucadou aber ergrimmte in großem Zorn und ließ den Missethäter zu sich bescheiden. Mit ruhiger Bestimmtheit erläuterte Schill die Gründe, welche ihn zu seiner Handlungsweise bewogen. Doch das verstärkte nur den Zorn des Kommandanten. Lange schon war er eifersüchtig auf des jungen Reiteroffiziers Erfolge und seinen wachsenden Ruhm. Hier fand er endlich einmal Gelegenheit, dem Übermütigen, der oft schon seine Befehle zu umgehen gewußt, eine empfindliche Demütigung zu teil werden zu lassen. Schills offenkundiger Ungehorsam gab die schönste Veranlassung dazu. Mit der ganzen Würde des strengrichtenden Vorgesetzten diktierte er ihm zwei Tage Zimmerarrest. Ferdinand von Schill gab seinen Säbel ab und ging in seine Wohnung. „Schade nur um die zwei Tage der Unthätigkeit!" sagte er sich mit zürnender Ungeduld.

Die Bürger von Kolberg aber erfuhren von diesem Vorgang. Eine grenzenlose Entrüstung erhob sich. Schill, der Schutzgeist der Stadt, in Gefangenschaft — unerhört! Das durfte nicht sein! Man versammelte sich, beriet, was zu thun wäre. Eine Abordnung erschien bei dem Kommandanten und forderte laut und drohend die Befreiung des Rittmeisters. Doppelt erbittert durch diese Parteinahme der Bürgerschaft schlug Loucadou ihre Forderung ab. Die Entrüstung stieg aufs höchste. Man beschloß den gefeierten Helden gewaltsam zu befreien und der Zug begab sich zu des Husarenführers Wohnung.

Nettelbeck, ihnen voraneilend, trat hastig bei dem Rittmeister ein. „Lieber Herr Rittmeister, kommen Sie heraus, zeigen Sie sich — die Kolberger wollen die Gefangenschaft ihres Helden nicht dulden! Es giebt eine Gewaltthat — einen Skandal ohnegleichen, wenn Sie dem nicht entgegentreten!"

„Einen Gewaltstreich — für mich!" rief Schill entsetzt. „Um des Himmels willen, lieber Nettelbeck, beruhigen Sie die Leute! Der Kommandant ist mein Vorgesetzter! Da ich gegen seinen Befehl gehandelt habe, kann er mich bestrafen, wie es ihm gut dünkt! Ein anderes ist es freilich, ob er es unter diesen Umständen hätte thun sollen! Doch darüber haben weder die Kolberger noch ich zu entscheiden! Gehen Sie und sagen Sie den Leuten, ich ließe sie bitten, sich still zu verhalten, wenn meine Bitte ihnen etwas gälte!"*)

Ja, seine Bitte galt ihnen etwas. Sie liebten ihn — und alles blieb ruhig.

Wenige Tage darauf schlug der geängsteten Festung eine Freudenstunde — Loucadou ward abgerufen und an seine Stelle trat Major von Gneisenau, ein junger, kraftvoller Mann, ein genialer Feldherr und ein Held. Seine Maßnahmen zeigten der Bürgerschaft alsbald, was sie von ihm zu hoffen hätte. Die feurigen Worte, mit denen er sie anredete, entflammten ihren schon gesunkenen Mut. Sie schwuren dem neuen Kommandanten, mit ihm für die Festung zu leben und zu sterben, sie nicht zu übergeben, ob auch die ganze Stadt in Feuer aufginge.

Unterdessen trieb in der Maikuhle das Schillsche Korps sein Wesen, zum Schutz des Hafens, der allein noch die Verbindung mit der Außenwelt ermöglichte. Sonst war alles vom Feinde umschlossen.

Hier aber herrschte trotzdem siegesfroher Übermut. Oft reizten und neckten die flotten Husaren den Feind und weideten sich bis zur Ausgelassenheit an den Täuschungen, die sie ihnen bereiteten. Der ernste, junge Rittmeister schüttelte zuweilen tadelnd das Haupt zu dem Unfug. „Das ist keine Kriegführung — das sind Kindereien," sagte er streng. Und doch ergötzten auch ihn diese Ausbrüche der Freude und Lust des Kriegerlebens. „Wenn ich nur nicht immer im voraus wüßte, daß Sie der Urheber von all diesen Streichen sind, Rochlitz," meinte er. „Mich wundert, daß die Franzosen noch immer drauf hereinfallen, wenn Sie mit Ihrem Holla he losziehen. Die Bande ist zu dumm, eigentlich müßte sie nachgerade daran gewöhnt sein!"

Hasso schwieg, denn der Tadel des Rittmeisters behagte ihm nicht. Blanckenburg aber nahm lebhaft für ihn das Wort. „Glauben Sie nicht, Herr Rittmeister, daß es den Franzosen doch einmal schlecht bekommen könnte, wenn sie auf unsere Witze nicht mehr anbeißen wollten?"

„Gewiß, ich glaube alles!" erwiderte Schill mit

*) Schills eigene Worte.



einem lächelnden Blick auf Hassos ernstes Gesicht. „Sie brauchen mir gegenüber meine Rochlitz-Schwadron nicht zu verteidigen, ich weiß, was ich an ihr habe!"

Zuweilen aber nahmen die Maikuhlen-Scherze auch einen sehr ernsten Charakter an. Eines Morgens rückten die Belagerer mit mehreren Tausend Mann von der „Spinnkothe" nach dem Strande, um einen Sturm auf die Maikuhlen-Schanze zu unternehmen. Schill ging ihnen mit seiner ganzen Besatzung entgegen. Er stürmte mit Hurra die Spinnkothen-Schanze und warf den Feind mit Hilfe von zwei Kanonen aus mehreren Dörfern bis in die Sellnowsche Verschanzung zurück. Es war ein äußerst scharfes Gefecht, viele Verwundete und Tote auf beiden Seiten.

„Wer war der Mann," fragte Schill am Abend dieses heißen Tages, „der allein zuerst auf der Spinnkothen-Schanze stand? Es war kein Offizier, wie mir schien?"

„Es war der Husar von Rochlitz aus meiner Schwadron," berichtete Hagen. „Er ist blessiert worden!"

„Ah so, Rochlitz!" Der Rittmeister verstand. Es war nicht mehr Mut, es war todsuchende Tollkühnheit gewesen, die jenen da hinaufgeführt. Der Erfolg hatte die That zu einer glänzenden und heldenhaften gestempelt. „Wo ist er? Ich wünsche ihn zu sprechen!"

Hilmar Rochlitz trat vor, mit verbundenem Kopf und Arm. Sein Blick begegnete dem des Rittmeisters. Nicht ein Wort des Lobes wagte dieser ihm zu sagen; er reichte ihm die Hand.

„Melden Sie sich bei Ihrem Schwadronchef als zum Unteroffizier ernannt!" sagte er. Und leise fügte er hinzu: „Sie werden mir gestatten, über den heutigen Tag Ihrem Herrn Vater zu berichten!"

Mit einem stummen Händedruck dankte ihm Hilmar.

„Schreiben Sie den Brief an seinen Vater noch heut, Herr Rittmeister," bat Hasso ihn später. „Es gehen morgen in aller Frühe einige Boote aus dem Hafen, in denen unser Herr Kommandant ganze Ladungen von Greisen und Schwächlingen nach Rügenwalde befördern läßt! Einen habe ich ausersehen, der noch Mannes genug sein dürfte, den Brief sicher nach Neckentin zu befördern!" Der Rittmeister erfüllte gern die Bitte.

* * *

Zum Leidwesen der Garnison wie der Bürgerschaft verließ der kühne Husarenführer, sein Korps zurücklassend, Kolberg zu Schiffe, um sich nach Stralsund zu begeben und von dort mit Hilfe der Schweden einen Entsatz der Festung zu veranlassen. Er wußte diese jetzt wohl aufgehoben unter Gneisenaus Händen und glaubte, ihr so noch besser nützen zu können. Zu seinem Stellvertreter in Kolberg ernannte er den ältesten seiner Offiziere, Lieutenant von Gruben I, und als zweiten Rochlitz. Die Maikuhle blieb nach wie vor der Schauplatz ihrer Thaten.

Die Belagerung ward immer ernstlicher und gefahrdrohender. Granaten fielen in die Stadt und richteten arge Beschädigungen an. Die Wolfberg-Schanze, ein sehr wichtiger Punkt, fiel nach heftiger Gegenwehr in die Hände der Franzosen. Sie wieder zu erobern ward jetzt ein Hauptaugenmerk der Kolberger Besatzung. Kapitän von Waldenfels beschloß mit seinem Grenadierbataillon einen Ausfall, den Sturm auf den Wolfsberg zu wagen.

Es war eine stockfinstere Nacht, das Meer brauste sturmgepeitscht, dazwischen hörte man das Prasseln des Regens.

„Gehen Sie mit Gott, Waldenfels!" sagte Gneisenau. „Es ist ein hartes Werk, das Sie sich vorgenommen haben, aber wenn's einer durchführen kann, so werden Sie es sein!"

Des jungen Helden blaue Augen leuchteten in tiefem, heiligem Feuer. Ein hoher Ernst lag auf seiner Stirn. „Mit Gott!" sagte er nur.

In dem Toben der Sturmnacht verhallten die Tritte der Grenadiere. Voll banger Erwartung lauschten die Bürger von Kolberg an den Thüren ihrer Häuser. Major von Gneisenau und der alte Nettelbeck standen zusammen in dem kleinen Wachtzimmer des Kommandanten über dem Lauenburger Thor am offenen Fenster, schweigend, atemlos. Alles war still, nur die See brüllte wilder und der Sturm pfiff.

Eine halbe Stunde war vergangen.

Da knatterten Schüsse auf Schüsse, größer, unheimlicher ward das Getöse. Endlich war es wieder still. Der Regen hatte aufgehört und der Sturmwind legte sich. Tiefer, majestätischer brauste der Gesang der See durch die Nacht dahin. Wem sang sie das Grablied?

„Wie sind die Helden gefallen!"

Ein Bote trat in das Zimmer des Kommandanten. Er meldete den Sieg. Die Wolfsberg-Schanze war gestürmt — in den Händen der Preußen. Der Feind hatte sich mit großem Verlust zurückgezogen. Doch auch das preußische Grenadierbataillon hatte schwer gelitten.

Waldenfels war gefallen! Er selbst war der erste beim Sturm, der erste auf der Brustwehr, und der erste, der mit seinem Leben den Sieg erkaufte. Ein feindliches Bajonett durchbohrte seine Brust. Er sah mit brechendem Auge den Sieg in der Hand der Seinen und freudig strömte sein Herzblut dahin — vergossen für des Vaterlandes heilige Sache. So sank er siegend im Tode dahin — der pommersche Leonidas.

Leider waren sie nicht von Dauer, die Früchte dieses edlen Opfers. Die Feinde eroberten den Wolfsberg zurück und alle Versuche, ihn wieder zu gewinnen, blieben vergeblich. Immer enger ward die Festung umschlossen. Von der Außenwelt drang keine Kunde mehr in die geängstete Stadt. Bomben und Granaten schlugen unausgesetzt herein, zertrümmerten die Gebäude oder setzten sie in Flammen. Leichen, Verwundete, Verstümmelte lagen auf den Straßen, in den Häusern. Unaufhörlich erscholl das Wimmern und Wehklagen. Herzzerreißend waren die Eindrücke für Auge und Ohr, unermeßlich der

Jammer in jedem Winkel der Stadt, grausenhaft die Gefahr, die sich jede Minute steigerte. Und doch ward keine Stimme laut, welche Übergabe der Festung gefordert hätte. Ausharren bis zur letzten Stunde, das schien die Losung jedes Bürgers wie Soldaten in der ganzen Stadt. Unserem König die Festung erhalten, darauf war jeder zu sterben bereit.

Der erste Juli brach an. Entsetzliches berichtet die Kolberger Chronik über diesen Tag. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als der Donner der feindlichen Geschütze die Einwohner aus dem Schlafe weckte. Von den Wällen dröhnte die Antwort des fürchterlichen Morgengrußes. Die Erde bebte, der Tag des Weltgerichts schien gekommen. Aus allen Batterien der Belagerer rund um die Festung warfen die Feuerschlünde Tod und Vernichtung in die arme Stadt.

Zu gleicher Zeit unternahm der Feind einen heftigen Angriff auf die Maikuhle. Mit der Wut der Verzweiflung wehrte sich das Schillsche Korps und verteidigte seinen Platz. Doch die Übermacht des Feindes war groß — die Verschanzungen nicht stark genug.

„Wir müssen die Maikuhle halten! Kolberg vom Meere abgeschnitten — ist unrettbar verloren, wenn der Feind sich hier festsetzt! Ach, daß Schill hier wäre!"

„Wir müssen thun, was Schill gethan hätte!" war Hassos Entgegnung auf diesen Ausruf des jungen Befehlshabers Gruben. „Wir halten die Maikuhle, wir weichen nicht einen Zoll — mögen sie uns in Stücke hacken!"

Und so thaten sie. Doch ihre Zahl verringerte sich, die des Feindes schien sich zu verdoppeln. Immer dichter schlugen die Kugeln herein und lichteten ihre Reihen!

Einen schlanken Husaren sah Hasso in einer Bresche stehen, welche soeben von einer Kanonenkugel in den Wall gerissen war. Mit seinem Leibe deckte er die Öffnung, aus mehreren Wunden blutend. Da traf ihn ein Geschoß mitten in die Brust und er sank nieder, langsam — lautlos.

„Hilmar!" Mit einem Sprunge war Hasso an seiner Seite. Die Kugeln pfiffen um ihn her — er achtete es nicht, er warf sich an des Bruders Seite nieder. Der öffnete die Augen, matt und schwer. Aus seiner Brust quoll das rote Blut, die erblassenden Lippen bewegten sich zum Sprechen.

„Sage meinem Vater — ich hätte mir den Tod verdient!"

„Ja, Hilmar — ich werd' es ihm sagen, so wahr ich ein Rochlitz bin! Du stirbst als ein Held und nimmst seinen Segen mit ins Grab!"

Die bleichen Lippen färbten sich mit Blut. Hasso sprang auf, eine Kugel riß ihm den Kolpak vom Kopf. Vorwärts drang er an der Spitze seiner Schar. „Blomberg!" rief er diesem zu — „Sie sahen ihn kämpfen und fallen! Wenn ich bleiben sollte — bringen Sie sein Vermächtnis dem Vater!"

„Ja — ich bring' es ihm — ich hörte es — verlassen Sie sich darauf!"

Immer heftiger wogte der Kampf. Sie rangen mit dem Feinde Zoll um Zoll — wie es Hasso gewollt. Doch es ward zur Unmöglichkeit. Gefangenschaft oder Rückzug, es gab keine andere Wahl. Schritt vor Schritt, in todverachtender Verzweiflung sich schlagend, wurden sie zur Stadt zurückgedrängt. Herr von Gruben, der Anführer, ward, zum Tode verwundet, hinweggebracht. Rochlitz übernahm die Führung. Er ließ in Flammen auflodern, was irgend den Feinden hätte nützen können — auch die Brücke über den Fluß, sobald sie dieselbe überschritten. Das letzte Verteidigungswerk des Schillschen Korps, die Maikuhle, war verloren und damit die Herrschaft über den Hafen in der Hand des Feindes.

Nettelbeck, der jugendliche Greis, welcher die ganzen Löscharbeiten leitete, der die Vertretung der wackeren Bürgerschaft in sich selber personifizierte und zugleich immer und überall des Kommandanten rechte Hand war, ritt vor das Stadtthor hinaus, seine lieben Schillschen zu begrüßen.

„Nettelbeck, wir sind geschlagen!" schrie Hasso ihm entgegen. „Aber nur vorläufig, wir müssen die Maikuhle wieder haben! Mit etwas Hilfe nur hätte ich mich halten können — aber sicher, wir müssen sie wiedergewinnen!"

„Natürlich, das meine ich auch!" rief Nettelbeck, ihm von seinem Rosse herüber die blutende Hand drückend. „Von der Saline her, am linken Persanteufer entlang — Major Gneisenau wird schon Rat wissen, noch brauchen wir nicht zu verzagen!"

„Aber wie lange, lieber Nettelbeck, werden wir uns noch halten können?" fragte Hasso.

„Wie lange noch? Wenigstens sechs Wochen! Wir haben ja noch Munition und Proviant im Überfluß! Und eher darf kein braver Soldat oder Bürger an Kapitulation denken, bis weder Hund noch Katze übrig ist, die man essen könnte! Wir müssen den Platz unserm König erhalten!"*) Nach diesen Worten ritt er grüßend weiter — die Gasse entlang. Die Husaren blickten ihm nach und wer seine Worte gehört, dem schlug das Herz aufs neue hoch in Mut und Freudigkeit zum Ausharren bis aufs letzte.

Schrecklich war die Nacht, die diesem Tage folgte. Bei dem Krachen des feindlichen Geschützes, dem Geprassel der einstürzenden Gebäude hörte man kaum den Donner der eigenen Kanonen auf den Wällen der Stadt. Überall wüteten die Flammen. Und mit neuen Schrecknissen begann der Tag, dröhnend als ginge die Welt in Trümmer. Kein Leben zeigte sich auf den Straßen. Wimmern, Schreien, Hilferufen drang aus dem Innern der Häuser. Und nirgends, selbst in den Kellern nicht mehr, gab es Sicherheit. Die Dächer stürzten ein — die Flammen schlugen empor. Der Feind machte Anstalten, das Münder Fort, die letzte Zuflucht am Hafen, zu stürmen — das bedeutete einen neuen entsetzlichen Schlag.

Unglückselige Stadt — bis aufs äußerste mußte sie die Probe bestehen. Wenn das Belagerungsheer jetzt den Sturm unternahm? — Nach menschlichem Ermessen war dann die Stadt verloren.

*) Nettelbecks eigene Worte.



Und doch sprach keiner, keiner von Kapitulation!

„Wir alle stehen dann
Mutig für einen Mann
Kämpfen und bluten gern
Für Thron und Reich!"

Das war Nettelbecks Losung, und seine Kolberger standen mit ihm — treu bis in den Tod.

Fürchterlich steigerte sich die Gefahr. Unter dem Feuerregen der todbringenden Geschosse, dem Zischen der Flammen, dem Brüllen der mörderischen Kanonen stieg die Todesnot bis zur Verzweiflung.

Da plötzlich — was bedeutete das? Nachmittags um drei Uhr — schwieg der Kanonendonner.

Ein Leben — ein Aufatmen — ein Sturm der Hoffnung wogte durch die geängstete Stadt. Konnte das Frieden bedeuten? Erlösung aus der furchtbaren Drangsal?

Ja, es war so! — Ein Kurier aus dem königlichen Hauptquartier bei Tilsit brachte die erlösende Botschaft. — Es war der Lieutenant von Holleben, der von Kolberg aus mit Kriegsgefangenen dorthin gesandt war und jetzt zurückkehrte. Der König hatte mit dem französischen Kaiser einen vierwöchentlichen Waffenstillstand abgeschlossen. Unter Trommelschlag ward den Bürgern von Kolberg die Nachricht verkündet. Waffenruhe! Der Vorbote des Friedens!

Die Belagerung hatte ein Ende. Die Tage der Prüfung für Kolberg waren vorübergegangen, und die treue pommersche Feste war nicht unterlegen. Siegreich und stolz stand sie da, ein Felsen in der Meeresbrandung — ein funkelnder Edelstein in der Krone ihres Königs. — Sie trug den einzigen Lorbeerzweig davon, den dieser ganze Krieg für Preußen erübrigt.

VI.

Mit dumpfen Schlägen verkündete die Glocke auf dem Kirchturm zu Tilsit die mitternächtige Stunde. Vor dem Rathause stand ein uralter Nachtwächter, ein Invalide des siebenjährigen Krieges, der blies sein Horn in klagenden Tönen und sang mit prophetischer Stimme:

„Hört Ihr Herren und laßt's Euch sagen,
Euer letztes Stündlein hat geschlagen!"

Er allein wußte, was die Glocke geschlagen hatte!

Es war die Nacht vom 9. zum 10. Juli 1807.

Droben hinter den hellen Rathausfenstern wurde der Friede unterzeichnet. Der Friede von Tilsit! Talleyrand, der hinkende Mephisto, Napoleons rechte Hand, schrieb vor — und die Grafen Goltz und Kalkreuth, des Königs von Preußen Bevollmächtigte, unterzeichneten in blinder Unterwürfigkeit.

Was war das Unglück von Saalfeld, Jena und Auerstädt, was die Schmach von Magdeburg und Prenzlau gegen die Erniedrigung dieses Friedensschlusses! Betrogen, verlassen, zertreten stand Preußen da.

Fast die Hälfte seines Ländergebietes büßte es ein. Die Armee durfte nicht über vierzigtausend Mann stark sein und sämtliche größere Festungen blieben im Besitz der Franzosen. Die Heerstraße durch das ganze Preußenland hatte Napoleon sich vorbehalten, zum Durchzug seiner Truppen, wie er sagte. Hiermit hielt er den Schlüssel zu jeder Willkür in seiner Hand, und alle, auch die kleinsten Freiheitsgelüste des armen, geknechteten Königreichs konnten sofort im Keime erstickt werden. An Kriegskontribution waren hundertundzwölf Millionen Francs zu entrichten, von einer Bevölkerung, welche in der furchtbaren Kriegsnot schon den letzten Groschen eingebüßt hatte. Eine große Occupationsarmee, im ganzen Lande verteilt, mußte bis zur Deckung der französischen Forderung frei verpflegt werden. So wollte es der unerbittliche Usurpator.

Alle diese Abmachungen aber waren nur für den König, nicht für Napoleon verbindlich und konnten je nach dessen Tyrannenlaune erweitert oder eingeschränkt werden.

Gottes Gerichte gingen über Preußens Haupt. Aber der sie heraufführte, der lud den Fluch auf sich und sollte daran zu Grunde gehen!

„Wenn Preußen anderthalb Millionen Einwohner behält, sollte das nicht genug sein für das Wohlbefinden der königlichen Familie?" äußerte der Eroberer mit dem Lächeln seines eisigen Hohnes. Nach diesem Grundsatze beschloß er seine ferneren Maßnahmen.

Kaiser Alexander von Rußland aber, der Freund und Bundesgenosse Preußens, ließ das alles geschehen, von Napoleons Schmeicheleien geblendet, von seinem überlegenen Geiste beherrscht. Vergebens war die Zusammenkunft der drei Herrscher auf der Niemenbrücke bei Memel, von der Alexander dem verlassenen Freunde so großen Vorteil verhieß: sie brachte ihm nur neue Demütigungen von seiten Napoleons ein. Vergebens war es selbst, daß unsere herrliche Königin sich für den Entschluß gewinnen ließ, sich dem übermütigen Sieger zu nähern und ihm ihre Bitten für ihr unglückliches Land ans Herz zu legen. Er begegnete ihr zwar mit ausgesuchter Höflichkeit, er brachte ihrer holden Schönheit die Huldigung dar, die ihr keiner zu versagen vermochte, der in ihren Strahlenkreis trat. Er ging auf ihre Unterhaltung ein mit dem feurigsten Interesse. Und doch — was sie gewann durch diesen schwersten Schritt ihres Lebens, die edelste aller Frauen — das waren ein paar schmeichelhafte Versicherungen, leere Redensarten, scherzhaft gefärbte Versprechungen, sich ihrer Bitten erinnern zu wollen — und nichts — nichts weiter! Eine unendliche Enttäuschung.

„Ich habe große Mühe gehabt, dieser Königin gegenüber stand zu halten," schrieb Napoleon selbst später in seinen Memoiren. „Sie ließ in unserer Unterredung ihre ganzen Geisteskräfte spielen — und sie ist sehr klug! Sie führte den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit gegen mich ins Feld — und ihre Schönheit ist von großem Reiz!" Das Höchste aber und Edelste an ihr, womit sie ihm entgegentrat — das erwähnte er nicht. Die heldenmütige und doch so weibliche Selbstaufopferung für ihr Land und Volk, die Dulderkrone, die sie trug über dem Königsschmuck, in welchem sie es über sich brachte, an seiner

Tafel zu sitzen, — die verstand er nicht, und darum rühmte sich der Plebejer, daß er siegreich stand zu halten vermocht — gegen diese Königin! —

Es war eine schwere, erwartungsvolle Zeit. Große Gedanken, gewaltige Entschlüsse reiften unter dem Drucke des ehernen Joches, um einst in der Stunde der Befreiung als kühne Thaten ihr Haupt zu erheben. Gedemütigt in seinem Leid, doch ungebrochenen Mutes stand der König aufrecht. Die Stunde der Not fand ihn bereit, seine ganze Seele, sein ganzes Können einzusetzen zur Rettung des geschlagenen Landes, des gefährdeten Thrones. Ihm zur Seite die treuste und herrlichste aller Königinnen, mit dem sanften Einfluß ihrer Liebe, ihres Geistes, ihrer großen und charaktervollen Tugenden. Um ihn her ein Kreis von Helden, die auferstanden schienen aus der Asche der vernichteten Ruhmesgröße, um ihm zu helfen, Heer und Landesregierung zu erneuern für eine größere, kommende Zeit. Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau, Grolmann und Blücher. Ferner Prinz Wilhelm, des Königs Bruder. Dieser ging als Geisel nach Paris, um mit dem Kaiser wegen Ermäßigung der unerschwinglichen Kriegskontribution zu unterhandeln, sich selbst in Haft auf Gnade und Ungnade darbietend. Mit ihm seine edle Gemahlin Marianne, die sich freudig erbot, Kerker und vielleicht den Tod mit ihrem Gatten zu teilen. Und noch eine Frau aus dem Königshause trat wie ein feines, lichtes Bild in den Vordergrund, klug, geistvoll und tiefempfindend, ihren edlen, fördernden Einfluß mit dem ihrer königlichen Base vereinigend — Prinzessin Luise Radziwill, Prinz Louis Ferdinands würdige Schwester.

So stand dieser königliche Hof in seiner Verbannung und hoffnungslosen Verlassenheit groß und edel da. Würdig und hehr in seinem Unglück, die Achtung und Teilnahme der ganzen Welt sich erzwingend.

In den Provinzen des geknechteten Staates sah es trostlos aus, und Berlin war Haupt-Garnisonstadt der französischen Sieger. Eine Bürgergarde hatte sich außerdem gebildet, vornehmlich aus jugendlichen Handlungsbeflissenen bestehend, die säbelrasselnd in prunkhaft bunten Uniformen durch die Straßen stolzierten. Leider gefielen sie sich darin, den Fremdlingen zu dienen und ihr Vaterland, ihr Volksbewußtsein herabzuwürdigen, so daß selbst die Sieger Ekel davor empfanden. Es war keine rühmliche Zeit, auch für die gute Stadt Berlin. Der König, die Königin galten als überwundene Begriffe. Man spottete über sie, man stimmte ein in die Schmähungen der Franzosen über diese geheiligten Häupter.

Die Beachtung des Geburtstages der Königin, sonst ein Festtag für das Volk, war durch den französischen Kommandanten aufs strengste untersagt worden, und treulich ward das Verbot erfüllt. Der Schauspieler Iffland nur, als er an jenem Abend die Bühne des Schauspielhauses betrat, wagte es, seinen Empfindungen einen stummen, beredten Ausdruck zu geben. Er zog einen Blumenstrauß hervor, blickte sich um und drückte ihn feurig an seine Brust. Das Publikum jauchzte ihm verständnisvoll Beifall zu, Iffland aber ward ins Gefängnis geworfen und mit Füsiliertwerden bedroht.

Zwei Jahre später erst kehrte das geliebte Königspaar in ihre Hauptstadt zurück. Den ersten Abend schon zeigten sie sich bei der Vorstellung im Schauspielhause ihrem beglückten Volke. Da ließ die Königin Iffland in ihre Loge rufen, und mit warmen Worten dankte sie ihm, daß er allein vor Tausenden Freiheit und Leben für seine Königin aufs Spiel gesetzt!

* * *

Im Grunde seines Herzens fürchtete sich Napoleon vor Preußen, denn er war sich bewußt, die Sehne allzu straff gespannt zu haben. Kein unterworfenes Land hatte er so zertreten, bis an den Rand der Vernichtung gestoßen, gehöhnt und beschimpft, wie das unsere, und er ahnte dunkel, daß aus der Verzweiflung, die er gesäet, eine verderbenbringende Rache aufgehen könnte.

Darum vor allen Dingen durfte Preußen keine nennenswerte Heeresmacht mehr besitzen. Wohl aber sollte es ein Tummelplatz seiner Kriegsscharen bleiben und die Festungen in seinen Händen!

Nur an Kolberg reichte seine Macht nicht heran, das hatte sich dem Könige erhalten. Seine Besatzung bildete den alten, heiß erprobten und bewährten Kern für ein Heer, das mit neu belebter Kraft wieder auferstehen sollte. Drei Bataillone derselben wurden zum „Leib-Grenadierregiment Nr. 8" vereinigt, drei zum „Grenadierregiment Kolberg Nr. 9." Sie tragen noch heut auf Helm und Fahnen die Inschrift „Kolberg 1807" als höchstes Ruhmeszeichen!

Aus dem Schillschen Freikorps ward das „Zweite brandenburgische Husarenregiment" gebildet, er selbst, der kühne Führer, als Regimentskommandeur zum Major befördert. Gneisenau war Oberst geworden. Der verdienstvolle Nettelbeck erhielt Pension und die Berechtigung, Admiralsuniform zu tragen.

Bald nach dem Friedensschluß begab sich Schill nach Königsberg, um sich daselbst bei seinem Allerhöchsten Kriegsherrn zu melden. Überaus huldvoll, mit außerordentlichen Gnadenbezeugungen ward er empfangen. Den hohen Verdienstorden „pour le mérite" heftete der König an seine Brust, zum Lohn für das, was er dem Vaterlande geleistet.

Doch höher als alles andere lohnte ihm die Stunde, da er vor den Augen seiner angebeteten Königin stand. Holdselige Worte des Dankes und der Anerkennung sprach ihr Mund. Sie wollte selber von ihm hören, wie er sein Werk der Treue und Tapferkeit vollbracht und gütig lächelnd schalt sie ihn, daß er so gar nichts darüber zu sagen wußte, nichts als daß er ein preußischer Soldat sei, und sein Herzblut nur da, um für seinen König, seine Königin vergossen zu werden.

„Sie müssen auch von mir ein Andenken mitnehmen, lieber Herr von Schill!" sagte die Königin. „Sehen Sie diese kleine Perlenkrone! Befestigen Sie den Orden daran, den Ihnen der König verliehen! Perlen sind der einzige Schmuck, den ich selber noch

trage, sie deuten auf die zahllosen Thränen hin, die ich um unser Unglück vergossen!“ Ihre Stimme verschleierte sich, in ihren blauen Himmelsaugen schimmerten Perlen, köstlicher, schöner als die in ihrer Hand! „Meine Brillanten, meine Juwelen habe ich verkauft!“ fuhr die Königin fort. „Die einzigen Edelsteine, die uns geblieben, das seid Ihr, unsere Helden, unsere Tapferen und Getreuen, der köstlichste Schmuck unserer schwer beraubten Krone! Diamant ist die Treue Eurer Herzen, Rubinen die Blutstropfen, die Ihr so freudig für das Vaterland vergießt! Daraus besteht der preußische Kron-Tresor! Gedenken Sie daran, Herr von Schill, wenn Sie meine kleine Perlenkrone tragen!“

Ferdinand von Schill gedachte daran. Er trug mit seinem Orden die Perlenkrone auf seiner Brust als einen Talisman, bis das feurige Herz seinen letzten Schlag gethan und mit blutigem Tode das heilige Gelübde seiner Treue besiegelt hatte.

VII.

Der Major von Schill war in gehobener Stimmung, als er von seiner Königsberger Reise zurückkehrte. Die Gnade des Königs, die Huld seiner Königin hatten ihn unendlich beglückt, darum kam ihm der Wunsch von Herzen, auch diejenigen glücklich zu machen, die ihm bei seiner Ruhmesarbeit treulich geholfen. Hasso Rochlitz benutzte den günstigen Augenblick, sich einen längeren Urlaub zu erbitten, und derselbe ward ihm gewährt. Es war der erste, so lange er diente. Schon längst brannte es ihm auf der Seele, das Vermächtnis Hilmars an seinen Vater zu erfüllen. Von dem Tode seines Sohnes hatte er diesem schriftlich Mitteilung gemacht, doch keine Nachricht darauf erhalten. In Fritzens Begleitung brach er auf und ritt tagelang den Weg durch die romantische Einsamkeit hinter dem Gollenberge. Fast ein Jahr war es her, seit er hier den französischen Kurier aufgefangen, mitten in den tiefen, tiefen Wäldern. Immer weiter ging sein Weg. Immer bekannter ward ihm das Land.

Wie der Fichtenwald so kräftig rauschte! Wie der Specht so lustig hackte in den schlanken Stämmen. „Junker Hasso — guten Tag — Junker Hasso — guten Tag!“ so tickte der Specht. Und dem Junker schlug das Herz so laut fast wie des Spechtes Schnabel im Fichtenholz.

Der Wald that sich auseinander. Freies Feld lag vor ihnen, eine weite Strecke, und dann das Dorf, unter winterkahlen Bäumen malerisch gebettet, der kurze, dicke Kirchturm im See sich spiegelnd. Dahinter mit seinem hohen Dach, hinwegragend über die Lindenwipfel, das Herrenhaus von Reckentin. Eine Kuhherde weidete auf dem Anger nahe des Weges. Melodisch läuteten die Glocken, wie sie Schritt um Schritt sich fortbewegten, die stattlichen, weiß- und schwarzgefleckten Milchkühe. Die eine hob das breite Haupt empor und streckte es sanft brüllend nach den beiden Reitern hin: „Junker Hasso — guten Abend — Junker Hasso — guten Abend!“ —

Junker Hasso parierte sein Pferd und ließ den Blick umherschweifen in Rührung und Wiedersehensfreude. „Fritze, es ist kaum zum Aushalten! — Mir wird so wunderlich ums Herz, wie noch nie zuvor im Leben!“

„Ja, Herr Lieutenant, aber es ist doch auch wunderschön, wieder zu Hause sein,“ klang es fast schluchzend von den Lippen seines Burschen.

Da richtete sich Hasso auf. „Ja — wenn man ein Zuhause hat! — Aber Du hast recht, Fritze, vorwärts denn!“ Sie ritten weiter, bis vor die hölzerne Gitterthür des Pfarrhofes.

„So, Fritze, nun mach, daß Du nach Hause kommst, nimm mein Pferd mit, beide in den herrschaftlichen Stall — such' den alten Dietrich auf — weiter ist nichts nötig.“

Er öffnete die Gitterpforte und ging hinein. Seine Sporen klirrten auf dem Steinpflaster.

„Ein feste Burg ist unser Gott —“ tönte da der wohlbekannte Gesang an sein Ohr, leise, fast gemütlich. Hier galt es ja keine Waldunholde zu verscheuchen — das Singen beim Spazierengehen war eben nur nachgerade eine liebe Gewohnheit geworden.

Hasso blickte forschend umher. Da sah er den alten, guten Pfarrer, die Hände auf dem Rücken, das schwarze Käppchen auf dem silberweißen Haar, gemächlich in seinem winterlichen Gärtchen auf und ab wandeln. Ein wenig gebückter schien ihm die Haltung, ein wenig zitternder die Stimme geworden. Sonst, ach wie unverändert, wie wohlbekannt das alles.

Der alte Herr hörte den Schritt des Offiziers und fuhr erschrocken auf: Ein Franzose etwa, man konnte keinen Tag noch Stunde sicher sein!

„Guten Abend, Herr Pfarrer, kennen Sie mich noch?“ Die Stimme war geeignet, Schreck und Unruhe zu vertilgen. Sie klang so wohlbekannt, so ureinheimisch, und dabei so männlich, soldatisch. So, als ob sie Schutz verhieße gegen ein ganzes Dutzend Franzosen!

„Die Stimme kenn' ich doch! Und die Augen! Aber, mein Gott, es ist ja wohl gar nicht möglich! Meine Augen werden alt. — Nehmen Sie mir's nicht übel, Junker Hasso, wenn Sie's wirklich sind!“

„Ja, ich bin es, Herr Pfarrer! Schönen Dank, daß Sie mich erkannt haben! Sagen Sie mir einen Willkommensgruß, es wird der einzige sein, den ich zu erwarten habe!“

Er stand vor dem Pfarrer, entblößten Hauptes, die Hände am Säbelgriff. Und jener legte bewegt die feine runzlige Hand auf das stolze, sich beugende Jünglingshaupt. „Gott segne Dich — mein Sohn! Gott der Herr segne Deine Einkehr in das Erbe Deiner Väter und mache Dich zu seinem treuen Knecht!“ Dann legte er ihm leicht die Hand unter das Kinn und richtete sein Haupt empor. „Sehen Sie mir einmal in die Augen, Junker Hasso! Wie schauen Sie denn aus? — — Ein Mann sind Sie geworden, das sehe ich! Und sitzt das Herz noch auf dem alten Fleck?“

„Ja, Herr Pfarrer!“

„Nun, ich meine, dann sitzt es auf dem rechten Fleck! Gott gebe es! Einem in die Augen sehen, das können Sie noch! Aber mit einem Blick überschauen, was darin vorgeht, in der Tiefe — das kann ich nicht! — ist ja aber wohl auch nicht nötig! — Nun kommen Sie herein — und gesegnet sei die Stunde, da Sie über meine Schwelle schreiten!"

Als Hasso ein wenig geruht und zu seiner Stärkung genommen, was die Gastlichkeit des ehrwürdigen Pfarrhauses ihm bot, als die ersten wichtigen Fragen mit dem alten Herrn gewechselt waren, begab er sich nach dem „Neuen Hofe" hinüber. Gar so rasch ging das nicht, wie er sich's gedacht. Hier kam Fritzens Vater, der Förster, ihm freudestrahlend entgegen, hier scharte sich ein Trupp Dorfbuben um ihn, die in dem stolzen Offizier den schmächtigen Junker wiedererkannten, der in ihrer Kindheit Träumen eine Hauptrolle gespielt. Nun der alte Dietrich unter Freudenthränen. Ein Wiedersehen ward immer nachdrücklicher gefeiert als das andere.

„Junker Hasso — Hasso — Hasso!" gackelten die Hühner und Enten und flogen aufgeregt auseinander. Sie allein meinten nichts Gutes von ihm erwarten zu dürfen. Nein, nicht sie allein. In ihrer Mitte stand Mamsell Christiane, die Ausgeberin, und blickte ihnen zürnend nach allen Seiten hin nach. Die weißgestärkten Bänder ihrer Haube zitterten vor Schreck, als sie in dem schnauzbärtigen Reitersmann den wilden Junker von einst erkannte. Er rief ihr einen Gruß zu und ein Lächeln huschte über sein Gesicht, sehr flüchtig nur. Er näherte sich dem Herrenhause des Neuen Hofes und das Herz ward ihm schwer wie ein Stein in der Brust.

Der alte Major hatte bereits von der Ankunft seines Neffen gehört, denn wie ein Lauffeuer war die Kunde vor ihm hergeeilt.

Er saß aufrecht da und starrte nach der Thür. In nervösem Zittern umfaßte seine welke Hand die Lehne des Sessels. Was wollte der Bube hier? Zu ihm kommen? Ihn höhnen in seinem Jammer? Es sah ihm ähnlich!

Jetzt öffnete sich zögernd die Thür. Der alte Diener schaute herein, verlegen, scheinbar beschämt über die strahlende Freude, die er doch nicht zu unterdrücken vermochte. „Der Herr Lieutenant Junker Hasso!"

„Der Herr Lieutenant!" Ein leiser Schmerzenston kam von den Lippen des alten Offiziers. So und nicht anders hatte man ja seinen Sohn genannt, als er noch lebte! Auch, als er nicht mehr Lieutenant war nach dem Richterspruch des Königs! Es wurde ihm schwarz vor den Augen.

Als er wieder aufsah, war der Diener verschwunden und vor ihm stand ein Husarenoffizier, der sich tief verneigte.

„Mit wem habe ich die Ehre? Was wünschen Sie von mir?"

Hasso hob das Haupt und die schweren, dunklen Wimpern empor. Es lag ein Blick weichen Schmerzes in den großen Augen, der dem alten Recken wunderlich zum Herzen drang. „Lieber Onkel, Sie kennen mich doch noch?"

„Ah, Hasso, ja, ich erkenne Dich! Kommst Du, um Dein Erbe in Augenschein zu nehmen?"

Hasso schwieg. Sein Blick ruhte auf dem schneeweißen Haar, dem gramverzehrten Antlitz, und Mitleid, nichts als grenzenloses Mitleid erfüllte sein Herz. „Ich komme, um Ihnen das letzte Vermächtnis Ihres Sohnes zu bringen," sagte er.

„Meines Sohnes! — Sein Vermächtnis! Ach Gott, mein armer, armer Junge! Welch Vermächtnis hat er mir zu senden?"

„Lieber Onkel, Ihr Sohn hat gekämpft wie ein Held, er war unter den Tapferen des Schillschen Freikorps in Kolberg der Tapferste! Und als ein Held ist er gestorben! Mit seinem Leibe die Bresche in der Mauer ausfüllend — von Wunden bedeckt — die tödliche Kugel mitten in der Brust! Ich war bei ihm! ‚Sage meinem Vater, ich hätte mir den Tod verdient!' das waren seine letzten Worte!"

„Den Tod verdient — Herr Gott, erbarme Dich meiner!" ächzte der unglückliche Vater.

„Sehen Sie, lieber Onkel — hier bringe ich Ihnen den Rock, den er getragen! — Ich dachte, es würde Ihnen lieb sein, dieses Andenken zu haben!"

Der Rock war blutgetränkt, am Arm, an den Schultern zerfetzt von Säbelhieben, ein Kugelloch mitten auf der Brust.

„Wie Helden sterben."

Der alte Soldat nahm das blutige Sterbekleid seines Sohnes und laut aufweinend verbarg er sein Gesicht darin.

Es währte lange, bis Hasso den Mut fand, das eingetretene Schweigen zu unterbrechen. „Darf ich die Tante nicht begrüßen?" fragte er fast zaghaft.

Herr von Rochlitz richtete sich mühsam auf. „Ja, komm, meine Frau ist hier. Sie wird sich freuen — sie wird Dich doch auch sehen wollen!" Mit zitternden Händen verwahrte er die traurige Reliquie in seinem Schrank und ging seinem Neffen voraus. Dieser folgte vorsichtigen Schrittes, unwillkürlich darauf achtend, ob seine Stiefel keine Flecke auf den glänzend sauberen Dielen zurückließen, ob seine Sporen nicht zu laut klirrten, alles Dinge, durch die er, ach, so ungezählte Male den Zorn seiner Pflegemutter auf sich gezogen.

Ein tiefer Schreck ließ ihn zusammenfahren. Da saß sie — war es möglich — konnte sie sich so verändert haben in diesen wenigen Jahren, die schöne, edle Frauenerscheinung? Zusammengesunken, welk und schwach. Die blassen, abgezehrten Hände auf der Decke gefaltet, die sie fröstelnd über die Kniee gebreitet. Matt und glanzlos blickten die Augen aus dem feinen, abgezehrten Gesicht. Jetzt schauten sie auf und eigentümlich leuchtete ihr Blick, ein Forschen, ein Wiedererkennen, ein Aufflackern, wie von schwachglimmender Hoffnung und dann ein rascher Übergang zu verzweifeltem Schmerz. Sie hob die Hände empor in trostlosem Jammer. „Hasso, Du? Du lebst und bist gesund — Du kommst wieder ohne meinen Liebling, mein einziges Herzblatt!"

Für einen Augenblick hemmte Hasso den Schritt wie unter einem Gefühl der Erstarrung. Dann aber

näherte er sich ihr, beugte sich über ihre Hand und küßte sie. „Ich bringe Ihnen die letzten Grüße von Ihrem Liebling, liebe Tante! Ich war bei ihm, als er starb. Es war ein rascher, leichter, heldenhafter Tod und er lächelte im Entschlafen, wie einer, der allen Kummer überwunden und nun glücklich und zufrieden ist."

Frau von Rochlitz sank in ihren Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Sag' nichts weiter," brummte leise der Major, im Zimmer auf und ab gehend. „Sie kann nichts mehr ertragen! Armes Weib — es hat ihr das Herz gebrochen!"

Sie aber sah wieder auf. „Du bist es, Hasso? Du warst immer wild und ungehorsam, aber ich glaube, gegen Hilmar bist Du niemals schlecht gewesen!"

„Ich habe Hilmar immer lieb gehabt!" war Hassos einfache Antwort. „Und besonders diese letzte Zeit — in Kolberg!"

„Und Du warst bei ihm, als er starb? Erzähle mir — ach, sag' alles von ihm, was Du weißt!"

Hasso zog sich einen Stuhl an ihre Seite und erzählte leise, schonend, alles, was ihrem Schmerz wohlthuend und lindernd sein mochte. Lange hatte sie zugehört, gefragt und begierig gelauscht. Endlich, als er innehielt, blickte sie auf und sah ihm forschend ins Gesicht.

„Aber wie bist denn Du da nach Kolberg gekommen, Hasso? Bist Du auch vors Kriegsgericht gestellt und verabschiedet worden?"

Eine dunkle Farbe stieg zu Hassos Stirn und Schläfen auf. „Nein, liebe Tante," sagte er sanft, fast entschuldigend.

„Nein?! Ah, Du hast es besser gehabt wie er! Du bist nicht in Gefahr und Versuchung gewesen! Hast keine Schlacht, keinen Kampf zu bestehen gehabt!"

Ein trauriges Lächeln ging durch Hassos Augen, die ruhig den ihren begegneten. Er antwortete nicht.

Das aber litt das Gerechtigkeitsgefühl des Veteranen denn doch nicht. Er kannte seines Bruders Sohn! Schroff wandte er sich herum. „Nein, nein, Marianne, das laß nur gut sein, mit den Franzosen herumgeschlagen wird er sich schon haben. Sieh nur, wie er aussieht!" und er strich ihm mit dem Finger über die Saalfelder Stirnnarbe, über die blutrote Schmarre, die sich von der linken Schläfe bis zum Kinn herunterzog — ein Erinnerungszeichen an die Tage der Maikuhle. „Hast ja wohl den Unglückstag von Saalfeld mitgeritten und bist da zusammengehauen, wie der Prinz gefallen ist? Der Pfarrer Zürn wollte davon gehört haben!"

„Ja!" sagte Hasso.

Herr von Rochlitz seufzte schwer.

Seine Gattin aber schaute kopfschüttelnd von einem zum andern. „Also doch in einer Schlacht — und unversehrt geblieben? O, mein Kind — mein armer Hilmar! In den Tod habt Ihr ihn getrieben — gewaltsam — ich weiß es!" —

Der Major atmete mühsam. Ja — in den Tod getrieben! Hätte er den Gedanken nur einmal noch los werden können bei Tag oder Nacht!

Nach kurzer Pause fuhr sie fort: „Und nun bist Du gekommen, Hasso, Dir Dein künftiges Lehen anzusehen? Du bist ja nun der Erbe."

Da stand Hasso auf: „Weshalb ich gekommen bin, hab' ich Ihnen ja gesagt, liebe Tante! Der Lehnserbe bin nicht ich, sondern Hilmars Sohn ist es!"

In höchster Überraschung fuhren sie beide auf. „Hilmars Sohn — was sprichst Du, Hasso!"

„Ja, ich hoffe zu Gott, es ist ein Sohn! Wissen Sie nichts davon? Hilmar sagte es mir, als er nach Kolberg kam! Er hoffte auf einen Knaben, der seinen Eltern ersetzen würde, was sie — an ihm verloren! — Aber wo ist denn Lotte? Haben Sie all diese Zeit keine Nachricht von ihr gehabt?"

„Lotte ist in Berlin," rief der alte Herr aufgeregt. „Du weißt, von daher giebt es keine Nachricht, keine vernünftige Postverbindung; alles hat ja der Feind in Händen. Herr des Himmels — wenn ich denke — was da schon könnte geschehen sein! Mein Hilmar einen Sohn — und ich weiß es nicht einmal!" —

Als Hasso sich verabschiedete, geschah es mit dem Versprechen, nach Berlin reisen und Lotte aufsuchen zu wollen. Er wußte, daß dies für ihn eigentlich unausführbar sei! Jeder preußische Offizier, der die französische Garnisonstadt Berlin betrat, hatte sich in voller Uniform bei dem Kommandanten zu melden. Kommandant in Berlin und den Marken aber war zur Zeit Marschall Victor, sein Arnswalder Freund und Gefangener! Hasso wußte, daß kein Mensch auf Erden ihn glühender haßte als der! Er wußte, daß bei Victors allbekannter Gesinnungsart kein Vorwand diesem zu gering sein würde, sich des Verhaßten zu bemächtigen und ihn seine glühende Rache fühlen zu lassen. Die Handhabung der französischen Justiz aber, selbst mitten im Frieden, vollzog sich sehr leicht, sehr eilig und ohne alle Gewissensbedenken.

Auf grüner Heide, auf offener Heerstraße dem Marschall wieder zu begegnen, wäre für Hasso eine besondere Freude gewesen. Aber in seinem, von französischen Schildwachen umstellten, von Franzosen besetzten Hause — nein, der Gedanke war ohne jeden Reiz! „Aber nach Berlin gehe ich doch — erst recht, um dem Kunden ein Schnippchen zu schlagen! Bin doch schon einmal so glatt mit ihm fertig geworden," damit schloß er seine Überlegung.

Herr von Rochlitz geleitete seinen Pflegesohn bis zur Eingangshalle des Hauses.

„Wo willst Du denn eigentlich hin?" fragte er ihn plötzlich mit leichter Verwunderung. „Wo hast Du Dein Pferd und Deine Sachen?"

„Mein Pferd ist hier im Stall, Dietrich nahm es in Empfang. Ich selbst bin im Pfarrhause abgestiegen!"

„Aber das geht doch nicht!" wandte der alte Herr verlegen ein. „Du gehörst ja am Ende hierher! Was sollen die Leute dazu sagen!"

„Ich weiß wohl, daß ich hierher gehöre," er-

widerte Hasso mit einem Anflug seines alten Trotzes. „Aber lassen Sie mich nur dort, Onkel, es ist besser! Wozu der armen Tante die Qual meines Anblicks länger zumuten, als nötig? Ich könnte selber nicht froh dabei werden! Die Erlaubnis, in den Reckentiner Wäldern zu jagen, wie früher, die setze ich dankend voraus für die Tage meines Hierseins!" Damit ging er.

(Fortsetzung folgt.)

Ohne Gott!

Roman

von

E. Karl.

(Fortsetzung.)

Egon blieb auf einer Anhöhe stehen, überschaute das friedliche Bild und murmelte, indem ein tiefer Atemzug seine Brust hob:

„Die Welt ist herrlich überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

Noch stand der junge Mann im Anschauen versunken, als hinter ihm der Schnee unter leichten Tritten knirschte und ihn umschauen machte. Da stand es hinter ihm, das Mädchen, das er liebte. Hilde Steiner. Sie trug einen grünen Kranz über dem Arm und sah mit den strahlenden Augen unter dem kleidsamen Pelzbarett so reizend aus, daß seine Blicke wie gebannt an ihr hingen, während sein hochklopfendes Herz ihm fast den Atem versetzte.

Vergessen war alles Elend, dessen Anblick eben noch sein Gemüt bedrückt hatte, vergessen die Schönheit der Natur, die ihn umgab, er sah nur sie, die er an sein Herz ziehen wollte, als höchsten Schatz für Zeit und Ewigkeit. Sie reichten sich mit leuchtenden Augen stumm die Hände, sie schauten sich an — und beide wußten, was ihnen die nächste Stunde bringen mußte.

„Wo gehen Sie hin, Fräulein Hilde?" brach endlich Egon das Schweigen.

„Zum Grabe meiner Mutter, sie ruht hier auf dem alten Friedhof am Park."

„Darf ich Sie begleiten?"

Das Mädchen nickte nur und errötete noch tiefer als vorher.

Schweigend schritten sie durch den stillen Park, der ihnen vergebens seine winterliche Pracht entgegenbreitete. In ihren Herzen lachte der Frühling und doch stand die Sorge als drohende Gewitterwolke am Himmel. Sie traten durch die Pforte des Friedhofs zum nahen Grabe der Mutter und Hilde legte den Kranz darauf nieder, dann schaute sie unverwandt auf den Hügel hinab; sie fürchtete sich, den Augen ihres Geliebten zu begegnen, ihr war als hätte sie eine heimliche Sünde gegen ihn auf dem Gewissen. Egon aber wendete sich herum und erfaßte ihre Hände.

„Fräulein Hilde, der gütige Gott hat uns an dieser heiligen Stätte zusammengeführt. Lassen Sie mich die gute Gelegenheit benutzen, um eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung entscheidend für mein Lebensglück ist. Ich liebe Sie, seit ich Sie näher kenne, das wissen und fühlen Sie wohl, denn ich habe mir keine Mühe gegeben, mein Herz vor Ihnen zu verbergen. Nur aus Ihrer Hand kann mir die höchste irdische Glückseligkeit kommen. Sagen Sie mir ebenso frei, was ich zu hoffen habe. Ich stehe der geistigen Richtung, welche in Ihrem Vaterhause herrscht, ganz fern, regt sich aber trotz dessen in Ihrem Herzen vielleicht ein wärmeres Gefühl für den Diener des Gottes, an den Ihr Vater nicht glaubt? Der Blick Ihres lieben Auges hat es mich zuweilen hoffen lassen."

Hilde seufzte tief auf und schlug die Hände, die sie ihm entzog, vor das Gesicht.

„Hilde," rief der junge Mann angstvoll, „habe ich mich getäuscht, oder fürchten Sie den Widerspruch Ihres Vaters?"

Hilde hob die Hände von den Augen, schob mit energischer Bewegung den kleinen Schleier auf den Pelzrand ihres Barettes zurück, als solle keine Verhüllung ihren Blick trüben, und hing sich an den Arm des jungen Mannes. „Lassen Sie uns hier auf und ab gehen, ich habe Ihnen ein Bekenntnis zu machen," sprach sie sehr ernst und zog ihn in den breiten Mittelgang. Egons Herz schlug wie ein Hammer — was sollte er hören?

Zuerst stockend, dann immer klarer und fester, berichtete Hilde von ihren religiösen Kämpfen und Zweifeln, und schloß endlich mit den Worten: „Sie sehen, ich tauge nicht zur Frau eines Geistlichen. Trotz meines redlichen Willens fehlt mir der Glaube."

„Ich sehe aber gerade in diesem redlichen Willen etwas, was mich unendlich beglückt," sprach Egon, indem er stehen blieb und wieder ihre Hände ergriff: „Hilde, liebe, einzige Hilde, beantworten Sie mir nur die eine Frage, könnten Sie mich lieben? Könnten Sie glücklich mit mir werden?"

„Ja," antwortete das Mädchen klar und fest, „ich habe Sie unendlich lieb, aber gerade darum kann ich Sie nicht betrügen."

„O Du goldenes Herz," rief der junge Mann enthusiastisch, indem er die schlanke Gestalt fest in seine Arme schloß, „dann ist ja alles gut. Die Liebe

macht das Unmögliche möglich und Gottes Gnade ist unendlich. Er wird meinem schwachen Wort die Kraft geben, Dein Gemüt dem wahren Glauben zuzuführen. Hilde, meine süße Hilde, darf ich morgen zu Deinem Vater gehen, um Deine Hand zu bitten?"

Das Mädchen richtete sich langsam aus seinen Armen auf, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen.

„Und wenn ich trotz Deiner Überredung doch nicht glauben kann? Was dann, Egon? Mache es Dir klar, Lieber, Einziger, damit wir nicht später unglücklich werden. Ich werde nie, nie auf den Standpunkt kommen, auf dem eine Predigerfrau stehen muß. Glaube es mir."

Sie schaute flehend zu ihm auf, aber der Mann sah nur die heiße Liebe in ihren schönen Augen und sein Herz ließ der Überlegung keinen Raum. „Gott wird gnädig sein, meine Hilde, hoffen wir auf seine Barmherzigkeit."

Er schloß sie von neuem in seine Arme und küßte sie zärtlich auf Augen und Mund, während das Mädchen hingegeben an seiner Brust ruhte und nichts mehr denken, nichts mehr fühlen konnte, als grenzenloses Glück.

Dann führte Egon die Braut zum Grabhügel der Mutter zurück und sprach, indem er ihre Hand festhielt: „Wenn Du auf uns herabschauen darfst, verklärter Geist, so höre mein Gelübde: Ich will Dein Kind halten als mein höchstes Gut, ich will es lieben mit aller Liebe, die der höchste Gott in mein Herz gelegt hat. Amen!"

Die Verlobten standen noch einige Augenblicke neben dem bereiften Hügel, dann schritten sie Arm in Arm der Stadt zu.

* * *

Der Professor Steiner saß am nächsten Vormittage in seinem Arbeitszimmer, als ihm der Kandidat Egon Schmidt gemeldet wurde, der bald darauf in tadellosem schwarzem Anzuge hereintrat. Erstaunt blickte der alte Herr auf — eine formelle Visite? Was hatte die denn zu bedeuten? Der junge Mann war ja als naher Verwandter der Familie Niederstetter schon öfter im Hause gewesen. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und lud den Besucher, mit einigen scherzhaften Worten über seinen feierlichen Aufzug, zum Sitzen ein.

„Ich komme auch in einer Angelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt," sprach Egon in seltsam bedecktem Tone, er wußte, daß er mit dem alten Heiden, wie der Professor sich selbst scherzhaft nannte, einen schweren Stand haben würde.

„Nun, dann schießen Sie los," rief der alte Herr, der alle Umschweife und schönen Redensarten verabscheute.

„Also ganz kurz, da Sie es so wünschen, Herr Professor, ich liebe Ihr Fräulein Tochter und komme Sie um deren Hand zu bitten."

Der Professor gab seinem auf Rollen gehenden Lehnstuhl einen solchen Ruck, daß er wie entsetzt einen reichlichen Meter mit ihm zurückfuhr. „Mann Gottes, was wollen Sie?"

Der junge Mann preßte einen Augenblick die Lippen zusammen, die Anrede verdroß ihn, dann aber faßte er sich und erwiderte ehrerbietig: „Ich erlaubte mir um die Hand Ihrer Tochter Hildegard zu bitten, Herr Professor, wir lieben uns und haben uns gestern verlobt, es fehlt uns nur noch der Segen des Vaters."

Der Professor griff mit der Hand an die Stirn, als erwache er aus tiefem Traum und könne Wahrheit und Trugbild noch nicht klar voneinander trennen. „Sie haben sich mit meiner Tochter verlobt?" sprach er dann sinnend. „Mit meiner Tochter, die ich frei von allem religiösen Aberglauben erzogen habe? Mein Kind, mein, mein Kind wollen Sie zur Predigerfrau machen und Hilde sollte damit einverstanden sein? Nein, nein, Sie irren sich, Sie müssen sich irren."

Egon war noch bleicher geworden als vorher, es kam, wie er gefürchtet hatte. „Es ist mir tief schmerzlich," begann er endlich, „daß meine Person und mein Amt Ihnen so wenig sympathisch sind, Herr Professor, und ich gäbe viel darum, käme ich Ihnen erwünschter. Seien Sie aber überzeugt, daß kein Mann der Welt Ihr Kind inniger lieben kann als ich. Ob Materialist, ob Idealist — wer fragt danach, wenn nur die Herzen zusammenstimmen. Die Liebe löst jede Disharmonie."

„Nein, lieber Mann, sie löst sie nicht. Gerade in der Ehe ist innere Übereinstimmung die Hauptsache und Sie können mit einem Wesen, das ich erzog, dem ich meine Anschauungen einpflanzte, nicht übereinstimmen."

„Und doch hat mir Hilde nach ihrem ersten Kirchenbesuch gesagt, ihr sei ein neues Leben aufgegangen," antwortete der Kandidat fast triumphierend.

Eine dunkle Röte überzog das Gesicht des Professors. „Also so steht es. — Mein Lebenswerk wollt Ihr zerstören, das Licht, das ich entzündete, wollt Ihr auslöschen, damit die mystische Dunkelheit in den Köpfen bestehen bleibt. Meine Tochter, die ich im reinen Licht der Wissenschaft erzog, soll hinfort im Schatten Ihrer Kanzel sitzen, von der Sie verdammen, was ich lehre. Meine Enkel sollen Dunkelmänner werden wie Sie. — Nein, nein," schrie er plötzlich auf, „ich gebe es nicht zu. Ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen, daß Sie noch lange nicht der Schlechteste sind, aber — nein — ich muß Ihren Antrag für meine Tochter ablehnen, wenn sie selbst es nicht gethan hat."

Eine Weile herrschte peinliches Schweigen und man hörte nur die Atemzüge der erregten Männer, dann begann der Kandidat: „Bedenken Sie, was Sie thun, Herr Professor, Ihre Tochter liebt mich, wie ich sie, wir haben es uns gestern am Grabe Ihrer Gattin bekannt. Sie zerstören ihr Glück mit dem meinigen zugleich, wenn Sie bei Ihrem ‚Nein' bleiben."

Die Thür öffnete sich leise und Hildegard trat leichenblaß ins Zimmer. Sie hatte hochklopfenden Herzens vor der Thür gestanden und am Tonfall der Redenden wahrgenommen, daß die Angelegenheit schief stand.

„Hilde, Dein Vater will uns trennen, er verweigert seine Einwilligung, komm und hilf mir sie erbitten," rief der junge Mann, indem er dem Mädchen die Hände entgegenstreckte.

Hilde stürzte auf ihn zu, langte mit einem Arm nach seinem Halse hinauf und streckte den andern flehend dem Vater entgegen. „Vater, lieber Vater, sage nicht nein, ich liebe ihn ja von ganzem Herzen."

Mit tiefem Schmerz sah der Professor auf sein einziges Kind, seinen Abgott, und der flehende Blick schnitt ihm ins Herz. Dann aber leuchtete es plötzlich wie Fanatismus in seinem dunklen Auge, er trat dazwischen und riß die Tochter an sich. „Nein," rief er heftig, „ich, Dein Vater, bin verantwortlich für Dein Glück und ich weiß, daß Du, die Lichtgewohnte, es nicht finden kannst in der Dunkelheit. Dein jugendliches Gefühl hat Dich irre geleitet. Vertraue mir, meine Tochter," fuhr er weicher fort, als Hilde sich, laut aufweinend, an seine Brust warf, „Du wirst vergessen lernen und mir später danken."

„Nie, nie, Vater," rief das Mädchen, „Du weißt nicht, was Du mir thust."

Auch Egon wollte noch etwas erwidern, aber der Professor ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Gehen Sie, Herr Kandidat, die Sache ist erledigt. Ich achte Sie als Mensch, aber mein Kind kann ich Ihnen nicht geben."

Wie im Traum verließ Egon das Zimmer und wie im Traum legte er langsam im Vorraum seinen Paletot an. Da, als er endlich die Thür geöffnet hatte und die Treppe hinabsteigen wollte, kam es leise hinter ihm hergehuscht. Zwei Arme legten sich um seinen Hals und eine thränenerstickte Stimme flüsterte:

„Bleibe mir treu, Egon, noch ist nicht alles verloren. Papa wird nachgeben, wenn er sieht, daß ich Dich nicht vergessen kann. Er ist ein alter Mann und weiß nicht mehr, wie die Jugend fühlt."

Mit dem Gefühl neu aufsteigender Hoffnung schloß Egon die Arme um das tapfere Mädchen und drückte einen heißen Kuß auf die frischen Lippen. „Auf Wiedersehen denn, mein süßes Lieb, Gott helfe uns."

Auf der Treppe über ihnen klangen Schritte, Hilde huschte in ihre Wohnung zurück und Egon stieg die Treppe hinab. Tief traurig, aber nicht mehr ganz hoffnungslos.

IX.

Alma Liedke lag in ihrer dunklen, unfreundlichen Hinterstube auf dem Bett und weinte. Sie fühlte sich seit einiger Zeit sehr leidend und namentlich in ihrer Stimmung schwer bedrückt, und Hans, anstatt sie aufzuheitern, schalt sie aus und verlangte mehr Selbstbeherrschung von ihr. Seit der Begegnung mit dem Kandidaten war es ganz schlimm, sie war sich ihrer Zwitterstellung von neuem bewußt geworden, und die Vorstellung, wie schwer ihre alte Großmutter gelitten haben, wie sehr sie ihr zürnen mußte, drückte sie fast zu Boden. Diesen Kummer aber mußte sie schweigend ganz allein tragen, ihr Hans hatte entweder kein Verständnis dafür, oder er wollte keines haben. Wenn er mittags oder abends aus der Arbeit kam, wollte er ein heiteres Gesicht sehen, wollte tändeln und scherzen und weder mit häuslichen Kleinigkeiten, noch mit wirklichen Sorgen belästigt werden. Sie aber hatte reichlich Zeit, ihnen nachzuhängen.

Verkehr gab es nicht mehr für sie. Ihre alten Freundinnen hatten ihr die Freundschaft gekündigt und wendeten den Kopf fort, wenn sie ihr begegneten. Die sonntäglichen Spaziergänge mit Hans waren daher nur eine Qual für sie und doch durfte sie sich ihnen nicht entziehen. Hans wollte ihre Gesellschaft nicht entbehren und nannte sie kindisch und kleinlich, wenn die Nichtachtung der „Philister", wie er Andersdenkende nannte, sie kränkte.

„Der Mensch thue, was ihn gut dünkt und kümmere sich nicht um die Meinung anderer," war seine stehende Redensart.

Schmieder war auch durchaus nicht damit einverstanden, daß sie allen Verkehr mied. Er hatte ihr einige „vorurteilsfreie" Frauen zugeführt, aber sie sah mit ihrem unverdorbenen Sinn, daß diese „Vorurteilslosigkeit" nichts anderes als verkappte Sittenlosigkeit war und fühlte sich von ihnen angewidert. Sie begegnete diesen Frauen absichtlich unfreundlich, um sie von weiteren Annäherungsversuchen zurückzuschrecken und mußte mit immer steigender Eifersucht wahrnehmen, daß dieses Verhalten ihren Hans zu besonderer Freundlichkeit gegen die Vernachlässigten anstachelte. Er gab vor, gutmachen zu müssen, was sie verdarb, in Wahrheit veranlaßte ihn sein angeborener Widerspruchsgeist gerade das zu protegieren, was ein anderer verwarf. Sein ganzes Leben war Opposition gegen das augenblicklich Bestehende gewesen. Er nannte das originell sein.

Auch heute — es war der zweite Weihnachtsfeiertag — hatte sie vor Tisch Besuch von der „blonden Therese" gehabt, einer schönen fünfundzwanzigjährigen Person, die als Coupletsängerin an einem untergeordneten Specialitätentheater angestellt war. Diese Dame bezeichnete sich selbst als „anständiges Frauenzimmer" und führte diese Bezeichnung mit Vorliebe im Munde, man durfte aber nicht den landläufigen Begriff von Anstand damit verbinden. Therese besuchte zwar niemals schlechte Häuser, sprach aber von ihrem zwei Jahre währenden Zusammenleben mit einem jungen Kaufmann mit größester Unbefangenheit, wie von etwas durchaus Erlaubtem, und Schmieder stimmte ihr bei. Zur Zeit war ihr Herz frei und sie lebte allein in einer bescheidenen Wohnung.

Alma, müde und elend, hatte verdrossen auf dem Sofa neben ihr gesessen und auf ihr Geplauder kaum geantwortet, auch die Beteiligung an einem Besuch ihres Theaters, wo Therese heute in einer besonders pikanten Rolle auftreten sollte, mürrisch abgelehnt. Hans, der zugegen gewesen, hatte ihr Winke gegeben und Zeichen gemacht, aber damit nur das Gegenteil von dem Gewünschten erreicht. Da war er plötzlich, um Alma zu strafen, auffällig

liebenswürdig gegen Therese geworden, hatte sie bei ihrem Aufbruch begleitet und seinen Besuch ihres Theaters verheißen.

Nun waren vier Stunden seitdem vergangen und Hans nicht zurückgekehrt, obgleich er wußte, daß sie ihm sein Leibgericht zu Mittag gekocht hatte. Sie selbst hatte natürlich keinen Bissen genossen und lag weinend auf ihrem Bett, von qualvollen Gedanken gepeinigt. Wenn ihr Hans jetzt plötzlich Therese begehrenswerter fand als sie, wer hinderte ihn? Welches Recht hatte sie auf ihn? „Nur das Herz allein soll uns binden," hatte er ihr gesagt. Wenn das Herzensband also riß, war er frei. Und hatte es sich nicht schon gelockert, seitdem sie so elend und infolge davon so verdrießlich geworden war? Fast schien es so. — „Immer heiter, immer frisch und thatkräftig," war seine Devise. Ach, wie schlecht kam sie ihr in den letzten sechs Wochen nach. Sie fühlte sich so müde, so zerschlagen, nur mit Anstrengung kam sie ihren häuslichen Pflichten nach und hätte sie wohl arg vernachlässigt, wenn die gute Frau Köhler ihr nicht aus Dankbarkeit für die kleinen Leckerbissen, die sie ihrem kranken Mariechen hinuntertrug, die schwersten Arbeiten abgenommen hätte. Das körperliche Leiden wäre wohl zu überwinden gewesen, wußte sie doch, daß es natürlich war und enden mußte. Aber dieser entsetzliche Nervenzustand. Sie befand sich fast immer in Thränen, ohne ihnen wehren zu können, und je ungehaltener Hans war, desto schlimmer wurde es. Energische Willensanstrengung hätte wohl gebessert, und Hans hatte diesen Zweck im Auge, wenn er sie hart anließ; aber Alma war eben eine weiche, hingebende, aber keine energische, widerstandskräftige Natur. Das Schlimmste aber blieb doch die verzehrende Eifersucht, von der Alma geplagt wurde und der sie rücksichtslos und in wenig kluger Weise nachgab.

Noch war Schmieder ihr mit keinem Gedanken untreu geworden, er liebte sie wirklich aufrichtig. Aber wenn sie ihm grundlos besondere Freundlichkeit gegen die eine oder andere der „vorurteilslosen" Frauen vorwarf, so ärgerte es ihn und er begann nun gerade dieser den Hof zu machen. Er wollte Alma erziehen, erreichte aber nur das Gegenteil, ihre Eifersucht schärfte sich. So wurden die ernsten Verstimmungen zwischen ihnen immer häufiger.

Und doch war Alma von Hause aus keine eifersüchtige Natur. Hätte sie bei Hans dieselbe Achtung vor der Heiligkeit ihrer Vereinigung voraussetzen dürfen, die sie hegte, sie hätte ihn kaum so gequält. Aber sie wußte, daß die beschworene Treue ihm antipathisch war, weil sie die persönliche Freiheit beschränkte. So ließ denn die Unsicherheit seines Besitzes sie vor Angst fiebern, und die Angst machte sie kopflos. Sie beobachtete jeden Blick, jede seiner Mienen, wenn er mit anderen Frauen sprach, und fühlte nicht, daß sie ihm dadurch lästig wurde.

Die Nacht sank herab und immer noch weinte Alma. Ihre Augen waren schon dick geschwollen. Sie wußte, daß sie morgen unschön und gedunsen im Gesicht aussehen, und Hans sie wegen dieser Vernachlässigung ihres Äußeren auszanken würde, aber kam es darauf überhaupt noch an? Sie würde jetzt ohnehin mit jedem Tage häßlicher werden, und Hans machte sich ja nichts aus ihr, er lief der blonden Therese nach. Jetzt mußte die Vorstellung in vollem Gange sein, jetzt saß er gewiß dicht an der Rampe und bewunderte die Sängerin und das schamlose Kostüm, das sie ihr beschrieben hatte.

Die Uhr schlug elf, jetzt mußte Hans bald heimkehren. Sie erhob sich von ihrem Lager, um die Lampe anzuzünden, er war gewohnt, sie brennend zu finden. Der Boden wankte unter ihren Füßen, sie lehnte sich gegen den Bettpfosten und tastete nach Kerze und Streichhölzchen. — Endlich hatten ihre schmerzenden Augen sich an das Licht gewöhnt, sie schritt ins Nebenzimmer und entzündete die Lampe, aber es dauerte lange, ehe sie damit zu stande kam, sie stürzte sie auch beinahe um, als sie durch die Stube ging, um sie auf den Sofatisch zu stellen. Alles wankte und schwankte um sie her, die Wände schienen auf sie stürzen zu wollen. Eine grenzenlose Schwäche überfiel sie und sie sank schwer in die Sofaecke. So lag sie eine Weile. — Ach, wenn sie gleich sterben könnte, das wäre das beste, dann durfte Hans nach keinem Grunde suchen, sie wieder loszuwerden.

Ein brennender Durst begann sie zu quälen — da fiel ihr ein, daß sie seit mehr als zwölf Stunden, eigentlich seit dem Morgenkaffee, nichts genossen hatte. In der Küche gab es Wasser. — Sie erhob sich schwerfällig und schritt zur Wasserleitung. Sie trank in durstigen Zügen und ließ den kalten Strahl über ihr Gesicht rieseln, das that gut, ihr wurde besser — nun wollte sie aus dem Küchenschrank, der in dem vorderen, als Entree benutzten Teil der Küche stand, etwas Brot holen, sie mußte sich doch auf den Füßen halten können, wenn Hans kam. An die Wand sich lehnend, schlich sie zum Schrank, doch ehe sie ihn erreichte, kam der Schwindel wieder und die Sinne schwanden ihr. Noch fühlte sie, daß ein scharfer Gegenstand schmerzend gegen ihre Schläfe schlug, dann wurde es schwarze Nacht um sie her. —

* * *

Hans Schmieder hatte sich prächtig unterhalten, er hatte, um Alma zu zeigen, daß ihre Unliebenswürdigkeit ihn aus dem Hause triebe, mit Therese in einem Restaurant zu Mittag gespeist, dann einen Spaziergang mit ihr gemacht und sie nach Hause geführt.

Nun war ihm die Zeit lang geworden und er hatte sich nach seiner kleinen Frau gebangt, aber — er hatte sich vorgenommen, ihr heute einmal ordentlich zu zeigen, was sie mit ihrer Weinerlichkeit und Abneigung gegen Therese erreichte. So war er denn in den Straßen umhergeschlendert, bis der Zufall ihm einen lange nicht gesehenen Jugendfreund zuführte. Mit diesem hatte er zusammengesessen und schließlich mit ihm das Specialitätentheater besucht, um sein Versprechen gegen Therese zu halten.

Nun aber war es genug. Um elf Uhr erhob

er sich und verabschiedete sich von seinem Freunde, um heimzugehen.

Aus seiner Vorderstube drang Licht, Alma war also noch auf. Wie sie ihn wohl empfangen würde? Er wollte ihr ordentlich ins Gewissen reden, falls sie maulen sollte. Er schloß die Küchenthür auf, um einzutreten. Was war denn das? Die Thür ging nur ein kleines Stück auf, dann stieß sie an etwas, das sich auf dem Boden befand. Er schob sich durch den Spalt — da lag — in dem Lichtstreifen, der aus der geöffneten Stubenthür fiel — Alma.

Mit einem Schreckenslaut beugte sich der Mann nieder und faßte die Ärmste in seine Arme, um sie ins Zimmer zu tragen. Sie lebte — es handelte sich wohl nur um eine Ohnmacht. Aber da rieselte ja Blut von ihrer Schläfe, sie war mit dem Kopf auf ein Eisen geschlagen, das man neben der Thür zum Reinigen der Füße angebracht hatte.

Aller Zorn, wenn überhaupt noch vorhanden, war aus der Brust des Mannes wie weggeweht. Mit den zärtlichsten Namen rief er die Ohnmächtige, trug sie auf ihr Bett und stürzte in die Kellerwohnung, um Frau Köhler herbeizurufen. Mit ihrer Hilfe entkleidete er die Ohnmächtige, verband ihre zum Glück nicht erhebliche Wunde und brachte sie endlich zum Bewußtsein zurück.

Kaum aber war die junge Frau wieder Herrin ihrer Sinne, so begann sie zu klagen, daß Hans sie gewiß nicht mehr liebe, daß er sie nächstens aus dem Hause weisen und Therese zu sich nehmen werde, und daß sie lieber sterben, als von ihm gehen möchte.

Mit ernsten, liebevollen Worten verwies Schmieder der Erregten ihre Thorheit, machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Gebaren, gerade wenn sie für seine Liebe fürchte, das ganz verkehrte sei und daß sie sich zusammennehmen und böse Scenen vermeiden müsse.

Er war unleugbar im Recht, aber Kranken gegenüber helfen keine Vernunftgründe, sie brauchen Geduld. Und Alma war krank, vornehmlich an ihrem Gemüt, doch das sah Hans nicht ein, Geduld aber gehörte zu den Eigenschaften, die er nicht besaß. Doch was seine Vernunftgründe nicht zuwege brachten, gelang den Liebkosungen, mit denen er sie begleitete. Alma beruhigte sich und schlief endlich in seinen Armen ein.

Am nächsten Morgen fühlte sie sich noch angegriffener als sonst, und Hans holte wieder Frau Köhler, um das Nötigste im Haushalt von ihr besorgen zu lassen. Almas Stimmung aber war eine bessere, sie ließ sich auch im Laufe des Tages zu einem Spaziergange überreden, und Hans schöpfte wieder Hoffnung. Er fühlte, daß er ein Leben wie sein jetziges nicht lange ertragen würde. Aber die Zukunft mußte ja Besserung bringen.

* * *

Auch im Hause des Professors Steiner war das Weihnachtsfest kein frohes gewesen. Nachdem die erste Aufregung des Professors über die eigenmächtige Verlobung seiner Tochter verraucht war, hatte diese noch einmal mit Ruhe von ihrem geliebten Vater die Einwilligung zu erbitten versucht, aber vergeblich. Er behauptete, sie könne unmöglich mit einem „Dunkelmann“ für die Dauer glücklich sein, und er als Vater sei verpflichtet, zu verhindern, daß sie in ihr Unglück renne.

Er fragte sie aufs Gewissen, ob sie das christliche Dogma, welches Egon lehre, lehren müsse, glauben könne, und sie war ehrlich genug, mit „nein“ zu antworten. Damit aber schien ihr Schicksal völlig besiegelt zu sein.

Sie rief endlich den Beistand der Frau Professor an und dieser gelang es, nachdem sie mit ihrem Neffen Rücksprache genommen hatte, einen Vergleich zu stande zu bringen. Sie wußte den Professor zu überzeugen, daß ein weibliches Gemüt im Kampf mit dem Leben die Religion nötig habe, und daß eine streng kirchliche Richtung, obgleich sie selbst sie nicht teile, immer noch besser sei als absolute Ungläubigkeit. Er sehe ja an seiner Tochter, mit welcher Begeisterung sie der Glaube an Gott erfülle.

So schlug sie denn vor, Egon solle sein Ehrenwort geben, Hilde gegenüber mit keinem Wort auf ihre Verlobung anzuspielen und sich nicht die geringste Vertraulichkeit zu gestatten. Dann solle ihm das Steinersche Haus wieder offen stehen und er versuchen dürfen, Hilde zu seinen Anschauungen zu bekehren. Dann würde sich das weitere finden, meinte die kluge Frau. Hilde wisse, daß ein Geistlicher auf eine kirchliche Einsegnung seiner Ehe nicht verzichten dürfe; diese aber sei ohne voraufgegangene Taufe wohl nicht zu erlangen. Hilde in ihrer Wahrhaftigkeit und unbestechlichen Ehrlichkeit werde sich nie dazu verstehen, feierlich ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das ihr widerstrebe. Sie wisse, daß das gleichbedeutend mit Meineid sei. So kämen die jungen Leute mit sich selbst ins reine und hätten später kein Recht, den Vater um zerstörter Lebenshoffnungen willen anzuklagen.

Nach mehrtägiger Überlegung und mit sehr schwerem Herzen ging der Professor endlich auf den Vorschlag ein, er konnte Hildes bleiches Gesicht und ihre verweinten Augen nicht länger ansehen.

Der Kandidat erhielt eine Einladung zu einer kleinen Sylvesterfeier, nachdem der Professor sich unter vier Augen mit ihm verständigt hatte. Später sollte er dann im Hause und in Gegenwart der Frau Professor Niederstetter Hilde zweimal wöchentlich Religionsstunde geben.

So sahen sich die Liebenden denn früher wieder, als sie es im Augenblick ihres Abschiedes vor Weihnachten gedacht hatten, aber wie anders war dieses Wiedersehen. An Stelle des herzlichen „Du“, das ihnen schon ganz geläufig geworden war, trat wieder das steife „Sie“. Sie wagten sich kaum die Hände zu reichen und saßen unter den Augen der Anwesenden wie auf Kohlen. Und doch waren sie glücklich — sie durften ja wieder hoffen.

X.

Am traurigsten war das Weihnachtsfest an der Familie Köhler vorübergegangen. Mariechen hatte sich auf dem Weihnachtsmarkt, den sie so brennend gern besuchen wollte, von neuem erkältet und lag wieder seit fast drei Wochen zu Bett. Nun hoffnungslos. Der alte freundliche Arzt, der sie immer noch behandelte, obgleich seine ganze Kunst sich darauf beschränken mußte, ihr gelegentlich eine kleine Erleichterung zu verschaffen, sprach so diplomatisch über den Ausgang, daß selbst ein ganz unbefangenes Gemüt seine wahre Meinung ahnen mußte.

Ganz still und geduldig lag das junge Wesen auf seinem Schmerzenslager, sprach nicht und verlangte nichts, und die fieberglänzenden Augen redeten eine deutliche Sprache. Nur wenn die furchtbaren Hustenanfälle kamen, oder die entsetzliche Atemnot quälte, griffen die Hände wild um sich und die Augen quollen aus ihren Höhlen. Dann richtete Minna das Kind auf und während sie es angstvoll zu unterstützen bemüht war, betete sie inbrünstig, Gott möge das arme gequälte Geschöpf nicht mehr zu lange leiden lassen.

Oft war die arme Kleine aber bei den schrecklichen Anfällen ganz allein, denn ihre Mutter mußte ja Brot schaffen für drei, seit ihr Vater ein Taugenichts geworden war. O der Vater — wie sie sich nach ihm sehnte. — Mit der Elasticität des Kindergemüts hatte sie die letzten schrecklichen Auftritte ganz vergessen, ihr stand nur der liebevolle Mann vor Augen, dessen Liebling sie gewesen war. Stundenlang lag sie und dachte an ihn und malte sich aus, wie es sein würde, wenn er plötzlich in die Stube träte.

Minna hatte den Kindern gesagt, der Vater sei auswärts auf Arbeit, sie wußte es auch ihrem kleinen Jungen auszureden, als er einst den Vater gesehen zu haben meinte, sie wollte den Kindern die Wahrheit so lange wie möglich vorenthalten. Kein Tag verging aber, an dem Mariechen nicht fragte: „Wann kommt der Vater?“ und Minna verschluckte die Thränen, die ihr brennend in die Augen stiegen, und antwortete: „Bald — bald.“ —

Der Mann aber, nach dem das sterbende Kind sich sehnte, führte sein Vagabundenleben weiter fort. Er war ganz verkommen. Gelegentlich fegte er die Straße, oder half in einem Ausspann die Pferde putzen, bis er genügend Geld zusammen hatte, um seinem Laster frönen zu können. Zuweilen bettelte er. Als aber einst ein Reisender in dem kleinen Gasthof, der ihn gerade aushilfsweise beschäftigte, ein Geldtäschchen verlor, gab er ihm das gefundene zurück, ohne sich nur einen Pfennig daraus anzueignen. Die erhaltene Belohnung reichte hin, ihn für drei Tage sinnlos betrunken zu machen, und das war ihm gerade recht.

Eines Abends trieb er sich beschäftigungslos in den Straßen umher. Er hatte kein Geld, um die düstere Höhle zu besuchen, in der er dem Schnaps zu huldigen pflegte, denn Arbeit hatte er heute nicht gefunden. Auch den Bettelnden hatte man überall abgewiesen, er sah zu sehr nach einem Strolch aus. So schlenderte er denn frierend und hungernd umher und verwünschte sein Schicksal. Ein paarmal kam er über den Fluß, der trotz des bereits begonnenen Januars noch eisfrei war. Wenn er hineinspränge, hätte alles Elend ein Ende. — Er lehnte sich gegen das Brückengeländer und schaute in das gurgelnde Wasser hinab. —

Es überkam ihn wie leidenschaftliche Todessehnsucht, das ganze Elend seines verkommenen Daseins packte ihn wie mit Geierkrallen. Aber in der matten Energielosigkeit, die die Begleiterin seiner nüchternen Stunden war, fand er den Mut nicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Er lehnte am Geländer, schaute in die vom Laternenschein streifig beleuchteten Wellen und verlor sich immer tiefer und tiefer in Träumereien.

Wenn er nun tot wäre und den Seinigen als Leiche ins Haus gebracht würde, ob sie ihn dann wohl wieder lieb hätten? Ihm war als fühle er Mariechens magere Händchen über sein Gesicht streichen, wie sie es früher in seiner guten Zeit oft gethan hatte, wenn er ihr Kuchen oder Bonbon brachte. Dann wieder sah er sich mit dem kleinen Karl auf dem Knie, wie er den Jungen reiten ließ — hopp — hopp — hopp. — Der Kleine jauchzte und schrie, wenn er ihn scheinbar hintenüberfallen ließ. Der einsame Mann am Brückengeländer lächelte — so deutlich erlebte er die Scene in der Phantasie. Er starrte ins Wasser, als sei es ein Spiegel, der seine Vergangenheit zurückwürfe.

Nun wieder ein anderes Bild.

Minna hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und küßte ihn. Sie hatte es früher so oft gethan, sie hatten sich ja aus Liebe geheiratet und so glücklich gelebt. Wie hatte sie in seiner schweren Krankheit um ihn gesorgt, in welcher Verzweiflung seine rauhen Hände geküßt, als sie ihn sterbend wähnte. Ach, wenn er doch tot vor ihr läge, dann würde sie ihn gewiß wieder küssen.

Aber tot sein — das hieß ja vernichtet sein — mit dem Tode hörte alles auf — der Schmieder hatte es gesagt und der wußte es aus Büchern. Wozu waren die Menschen eigentlich auf der Welt? Nur um sich zu quälen? — Aber nein, alle quälten sich nicht, die Reichen hatten es gut, die saßen in der Wolle, sie hungerten nicht, sie froren nicht und ihre Kinder durften nicht sterben, wie sein Mariechen. Die Reichen — o, wie er sie haßte — wie glühend. Es wäre ihm eine Wonne gewesen, nur einen von ihnen unter seine Füße zu treten.

Der Mann riß den Rock auf, hatte ihn erst gefroren, so lief es ihm jetzt glühend heiß über den Rücken, der Haß wärmte ihn von innen heraus. Und vor dem Haß, der ihn durchglühte, flohen auch die freundlichen Bilder, die ihn umgaukelt hatten, und die ganze gräßliche Wirklichkeit lag wieder vor ihm. Sein Weib hatte ihn, den Trunkenbold, aus dem Hause gewiesen und sein Kind starb unterdessen und er sah es nie wieder — nie, nie.

Er verschränkte die Arme auf dem Eisengitter, legte den Kopf darauf und begann so laut zu schluchzen, daß die Vorübergehenden sich nach ihm umsahen.

Ja, ja, er war ja ein erbärmlicher Mensch, das sagte er sich in solchen Stunden der Einkehr selbst, er verdiente es nicht besser, aber wenn Minna in sein Herz sehen könnte, sie würde es gewiß noch einmal mit ihm versuchen. Vor mehreren Wochen hatte er, in einer Stimmung wie seine heutige, seine letzten Pfennige an einen Briefbogen gewendet und einen Brief an sie begonnen. Beendet hatte er ihn nicht, er wußte auch nicht, wo er geblieben war. — Nun war er inzwischen ganz verlumpt und verkommen, nun schämte er sich vor ihr und hielt sich absichtlich in einem entfernten Stadtteil auf. Als er neulich seinen kleinen Jungen von fern erblickte, hatte er sich schnell umgedreht, aber die Sehnsucht, die grenzenlose Sehnsucht war nach dieser Begegnung nur noch heftiger geworden. Wie anders wäre es gekommen, wenn der reiche Fabrikherr ihm einen kleinen Teil seines Reichtums abgegeben hätte.

Nun mit einem Mal hatte der verzweifelte Mann einen greifbaren Gegenstand für seinen Haß. — Herr Wahrholm und sein Paul — die waren schuld an seinem Unglück und er wollte es ihnen eintränken. Die Thränen versiegten, Köhler ballte die Fäuste und streckte sie drohend von sich.

„Wartet nur, Ihr Hunde, Euer Tag kommt noch.“

Eine harte Hand schlug ihn auf die Schulter: „Na, Köhler, was machst Du denn da für Komödie?“

Der Angeredete fuhr herum, sein früherer Arbeitskamerad Braun stand vor ihm und ließ seine Blicke prüfend an ihm niedergleiten.

„Na, justement wie 'n Prinz siehst Du nich aus, Köhler.“

Der Mann errötete und antwortete stockend: „Es geht mir schlecht — Arbeit hab' ich nich — und von zu Haus bin ich auch fort.“

„Ich weiß, ich weiß,“ bestätigte der andere. „Du privatisierst,“ und er lachte unbändig über seinen eigenen Witz. „Na, willst mit mir mitkommen und was essen? Du scheinst mir so eingeschnurrt um den Leib rum.“

Köhler ärgerte sich eigentlich über die gönnerhafte Art seines Kameraden, aber die Aussicht auf etwas Eßbares war doch zu verlockend. Er hatte seit drei Tagen nichts Warmes genossen. So erklärte er sich denn zum Mitgehen bereit und folgte dem Genossen in eine Arbeiterkneipe. Seine Todesgedanken waren verflogen wie seine weiche Stimmung.

Braun ließ zwei Portionen eines einfachen Gerichts kommen und sah mit bedauernder Verwunderung, wie heißhungrig Köhler die seinige hinunterschlang. Ein großes Stück Brot spülte er zum Schlusse mit einigen Schnäpsen hinunter, Braun hatte eine Flasche davon auf den Tisch stellen lassen.

„So, nu bin ich wieder 'n Mensch,“ meinte er, sich behaglich zurücklehnend, „ich dank' Dir, Braun, nun erzähl' mir aber was von Euch.“

„Da wär' viel zu erzählen, aber leider nichts Gut's. Wegen der Zollgeschichte hat unser bisheriger Herr jetzt weniger ins Ausland zu verkaufen, und damit ihm doch man ja kein Schaden geschieht, schränkt er wieder, wie vor zwei Jahren, den Betrieb ein und entläßt ein Viertel der Arbeiter. Die können nu sehn, wie sie fertig werden. Ich bin auch entlassen, aber ich hab' gleich Arbeit in einem Speicher am Hafen bekommen.“

„Dir schad't es nichts, Du bist ledig und kannst im Notfall wo anders hingehn,“ meinte Köhler, „aber die armen Familienväter.“

„Familienväter hatte er keine entlassen, bloß ledige Leute und thut sich nu recht was drauf zu gut. So 'n Lump, so 'n geiziger. Als wenn solche große Fabrik nich auch in schlechten Zeiten ihre Arbeiter ernähren muß. Dann laß er doch mal eine Zeitlang auf neuen Verdienst verzichten und vom alten Fett leben. Aber prost Mahlzeit, das ging ihm ja an sein eigenes liebes Leben, da wird er sich schön hüten.“

„I ja, wenn einer so gewöhnt is, alles bloß von Silber zu haben und einen schönen Teppich unter den Füßen und alle Tage Braten, dann denkt er, das muß für ihn so sein. Das elende Pack, was wir sind, das kann ja hungern.“ Und Köhler spie verächtlich auf die Diele.

„Nu will er ja wohl eine schöne Reise machen,“ fuhr Braun fort. „Wenn das Frühjahr bei uns noch lang' nich anfängt, dann will er mit seiner Frau nach Italien fahren, dahin, wo sein Paul gewesen is. Der hat ihm so viel davon erzählt, daß er sich die Geschichte nun auch mal ansehn will. Einige sagen wohl, es is nich wahr, aber warum soll er nich.“

Köhler war aufgesprungen und starrte den Sprecher mit leichenblassem Gesicht an. „Nach Italien? — Dahin will er reisen, wo meine Mariechen gesund geworden wär', wenn er mir das Geld gegeben hätt'? Dahin will er nur zum Vergnügen reisen? Nu hat er das Geld? — Aber wie ich ihn auf Knieen gebeten hab', meiner Mariechen das Leben zu retten, da hatt' er es nich?“

Der Mann ballte die Fäuste und schritt, unartikulierte Laute murmelnd, im Zimmer hin und her, so daß die kleine Zahl Anwesender sich erstaunt nach ihm umsah. Endlich warf er sich wieder in seinen Stuhl und preßte die Fäuste in die Augenhöhlen, während seine Brust krampfhaft arbeitete. Braun betrachtete ihn prüfend von der Seite. Die Sache ging ja prächtig, vielleicht fand sich in diesem verlumpten, verkommenen Menschen das Werkzeug der Rache, das er und einige Kameraden suchten.

„Na, Deine Mariechen hat Italien nich mehr nötig, die wird nu ganz wo anders hinreisen.“

„Was meinst Du?“ fuhr Köhler auf.

„Sie liegt nu schon wieder über drei Wochen fest und dieses Mal wird es Ernst. Sie is am Sterben. Deine Frau hat es mir heut' gesagt. — Sie verlangt auch alle Tage nach Dir, aber die Minna will nich, daß sie Dich so — so — na, Du weißt schon. Aber Kerl, nu hab' Dich doch nich so, trink lieber eins auf den Schreck, sterben müssen wir alle.“

Er versuchte den Verzweifelten, der laut aufstöhnend mit dem Kopf auf den Tisch gesunken war, in die Höhe zu ziehen und füllte ihm aus der vor

ihm stehenden Flasche das große Schnapsglas. Endlich glückte die Bemühung, Köhler richtete sich auf, griff nach dem Glase und leerte es auf einen Zug. Ein zweites folgte — ein drittes — nun mußte er genug haben — Braun schob die Flasche zurück.

„Armer Kerl, ja, Du hast die meiste Ursach', dem noblen Fabrikherrn gram zu sein," sprach er bedauernd, „eigentlich is er allein an Deinem Unglück schuld."

„Wenn ich ihn erwürgen, wenn ich ihn mit meinen Füßen zertreten könnte," schäumte der plötzlich Betrunkene mit heiserer Stimme.

„Den Wunsch kann Dir keiner verdenken," meinte Braun, „aber laß es doch lieber bleiben — Du hast ja auch nich die Kurasch' dazu."

Köhler fuhr auf ihn los. „Was sagst Du, ich keine Kurasch'?"

„Na, sei man nich gleich so schlimm, ich mein' man so," begütigte er. „Eigentlich geschäh' den reichen Kerls recht, wenn ihnen mal einer zeigte, was passiert, wenn sie nich aufhören, unseren Schweiß zu verprassen, aber — ich will Dir nich zuraten."

Er nahm das große, blanke Brotmesser vom Tisch und befühlte die scharfgeschliffene Schneide. Dann legte er es wieder hin.

Köhler war den Bewegungen des Genossen mit glühenden Augen gefolgt. — Wenn er das Messer dem Verhaßten in die Brust bohren könnte, wenn dieser noch früher sterben müßte als sein Mariechen — das wäre was! Er versank in brütendes Sinnen.

Braun beobachtete ihn und las ihm die Gedanken vom Gesicht. „Ich muß nu gehn," sprach er endlich aufstehend, „freilich nich in Gesellschaft, wie der reiche Herr Wahrholm, aber ich will noch zum Schmieder nach einem Buch."

„In Gesellschaft geht er?" murmelte Köhler immer noch sichtbar nachgrübelnd.

„Ja, zum Professor Niederstetter, da soll Geburtstag sein. Die andern hat der Kutscher schon früher hingefahren, der Herr will aber bis halb acht im Comptoir bleiben und dann zu Fuß gehen. Die Johanne, was meine Braut is, hat es mir erzählt."

Köhler schwieg und starrte immer das Messer an.

„Na denn atje, alter Freund," sprach Braun, ihm auf die Schulter schlagend. Er steckte den Rest des Schnapses zu sich, Köhler durfte jetzt nicht mehr trinken, ging zur Zahlstelle, um seine Rechnung zu begleichen und verließ das Lokal.

Der Zurückbleibende starrte noch eine kleine Weile auf den Fußboden, dann auf die Uhr an der Wand. Es war halb acht, gerade die richtige Zeit. — Er blickte scheu zu den Männern am anderen Tisch hinüber — sie spielten Karten und achteten nicht auf ihn. Er ergriff schnell das Brotmesser und ließ es in die Tasche gleiten. Niemand hatte es bemerkt. Er taumelte zur Thür und verschwand in der schlecht beleuchteten Straße.

* * *

Herr Wahrholm räumte die Bücher zusammen und schloß sein Schreibpult. Dann machte er Toilette, um den Seinigen nachzugehen. Der fast halbstündige Spaziergang war ihm gerade recht, er hatte den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen. Die letzte Arbeit war ein Brief an einen alten Freund in Berlin gewesen, der ihn hatte überreden wollen, mit ihm gleichzeitig eine Reise nach Oberitalien zu machen. Man hatte die Angelegenheit im Familienkreise mehrfach besprochen und durch das Stubenmädchen Johanna, die Braut Brauns, war etwas davon in die Arbeiterkreise gedrungen. Herr Wahrholm hatte nach reiflicher Überlegung aber dem alten Freund heute einen Absagebrief geschrieben.

„Die Zeit, in der man hundert Arbeiter entlassen muß, ist für Vergnügungsreisen schlecht geeignet," schrieb er, „warten wir auf bessere Tage."

Damit war die schwebende Angelegenheit erledigt.

In heiterer Stimmung schritt Herr Wahrholm durch die Stadt und näherte sich der Wohnung des Professor Niederstetter. Sie lag in einer stillen, vornehmen Straße, die zum sogenannten Geheimratsviertel gehörte. Kurz vor dem Hause gabelte sich der Fahrweg und man hatte hier Gartenanlagen in Gestalt eines spitzen Winkels angelegt, die der öffentlichen Benutzung anheimgegeben waren und die Straße anmutig belebten. Jetzt im Januar freilich war das Gebüsch kahl und der kleine Platz leicht zu übersehen.

Es war ein verhältnismäßig milder Abend und dem rüstig Vorwärtsschreitenden wurde der Pelz so warm, daß er ihn öffnete. Als er sich dem kleinen Gartenfleck näherte, trat eine hohe, schlotterige Gestalt hinter einem Gebüsch hervor und faßte ihn scharf ins Auge, um dann mit beschleunigten Schritten auf ihn zuzueilen. Herr Wahrholm bemerkte noch, daß der Mann schwankte wie betrunken. Er trat zur Seite, um keine unliebsame Begegnung zu haben, aber der Mensch, in dem er den von ihm entlassenen Arbeiter Köhler erkannte, vertrat ihm den Weg.

„Also jetzt hast Du Geld, um nach Italien zu reisen, Du Hund — aber Du wirst nicht hinkommen."

Wie ein Tiger stürzte sich der Mann auf sein Opfer, so daß es hintenüber schlug, und stieß ihm mit voller Wucht sein Messer in die Brust. Dann riß er dieses heraus und rannte in langen Sätzen davon.

So plötzlich war der Überfall gekommen, daß Wahrholm nur einen einzigen Schrei ausstoßen konnte, bevor ihm aus Schrecken und Schmerz die Sinne vergingen. In der um diese Abendstunde fast menschenleeren Straße wurde dieser nur von einer Person vernommen, die dem Überfallenen schon seit geraumer Zeit gefolgt war und sich im entscheidenden Moment hinter das Eisengitter eines Vorgärtchens gedrückt hatte. Jetzt trat der Arbeiter Braun hervor und beugte sich über den scheinbar Sterbenden.

„Gute Gelegenheit muß genützt werden," murmelte er, während er mit flinken Händen sich Uhr und Portemonnaie aneignete. „Vor zwanzig Minuten bin ich mit dem Buch vom Schmieder weggegangen, da soll mal einer auf mich raten." Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Mehrere Minuten vergingen und schon begannen

Ja, ja, er war ja ein erbärmlicher Mensch, das sagte er sich in solchen Stunden der Einkehr selbst, er verdiente es nicht besser, aber wenn Minna in sein Herz sehen könnte, sie würde es gewiß noch einmal mit ihm versuchen. Vor mehreren Wochen hatte er, in einer Stimmung wie seine heutige, seine letzten Pfennige an einen Briefbogen gewendet und einen Brief an sie begonnen. Beendet hatte er ihn nicht, er wußte auch nicht, wo er geblieben war. — Nun war er inzwischen ganz verlumpt und verkommen, nun schämte er sich vor ihr und hielt sich absichtlich in einem entfernten Stadtteil auf. Als er neulich seinen kleinen Jungen von fern erblickte, hatte er sich schnell umgedreht, aber die Sehnsucht, die grenzenlose Sehnsucht war nach dieser Begegnung nur noch heftiger geworden. Wie anders wäre es gekommen, wenn der reiche Fabrikherr ihm einen kleinen Teil seines Reichtums abgegeben hätte.

Nun mit einem Mal hatte der verzweifelte Mann einen greifbaren Gegenstand für seinen Haß. — Herr Wahrholm und sein Paul — die waren schuld an seinem Unglück und er wollte es ihnen eintränken. Die Thränen versiegten, Köhler ballte die Fäuste und streckte sie drohend von sich.

„Wartet nur, Ihr Hunde, Euer Tag kommt noch."

Eine harte Hand schlug ihn auf die Schulter: „Na, Köhler, was machst Du denn da für Komödie?"

Der Angeredete fuhr herum, sein früherer Arbeitskamerad Braun stand vor ihm und ließ seine Blicke prüfend an ihm niedergleiten.

„Na, justement wie 'n Prinz siehst Du nich aus, Köhler."

Der Mann errötete und antwortete stockend: „Es geht mir schlecht — Arbeit hab' ich nich — und von zu Haus bin ich auch fort."

„Ich weiß, ich weiß," bestätigte der andere. „Du privatisierst," und er lachte unbändig über seinen eigenen Witz. „Na, willst mit mir mitkommen und was essen? Du scheinst mir so eingeschnurrt um den Leib rum."

Köhler ärgerte sich eigentlich über die gönnerhafte Art seines Kameraden, aber die Aussicht auf etwas Eßbares war doch zu verlockend. Er hatte seit drei Tagen nichts Warmes genossen. So erklärte er sich denn zum Mitgehen bereit und folgte dem Genossen in eine Arbeiterkneipe. Seine Todesgedanken waren verflogen wie seine weiche Stimmung.

Braun ließ zwei Portionen eines einfachen Gerichts kommen und sah mit bedauernder Verwunderung, wie heißhungrig Köhler die seinige hinunterschlang. Ein großes Stück Brot spülte er zum Schlusse mit einigen Schnäpsen hinunter, Braun hatte eine Flasche davon auf den Tisch stellen lassen.

„So, nu bin ich wieder 'n Mensch," meinte er, sich behaglich zurücklehnend, „ich dank' Dir, Braun, nun erzähl' mir aber was von Euch."

„Da wär' viel zu erzählen, aber leider nichts Gut's. Wegen der Zollgeschichte hat unser bisheriger Herr jetzt weniger ins Ausland zu verkaufen, und damit ihm doch man ja kein Schaden geschieht, schränkt er wieder, wie vor zwei Jahren, den Betrieb ein und entläßt ein Viertel der Arbeiter. Die können nu sehn, wie sie fertig werden. Ich bin auch entlassen, aber ich hab' gleich Arbeit in einem Speicher am Hafen bekommen."

„Dir schad't es nichts, Du bist ledig und kannst im Notfall wo anders hingehn," meinte Köhler, „aber die armen Familienväter."

„Familienväter hatte er keine entlassen, bloß ledige Leute und thut sich nu recht was drauf zu gut. So 'n Lump, so 'n geiziger. Als wenn solche große Fabrik nich auch in schlechten Zeiten ihre Arbeiter ernähren muß. Dann laß er doch mal eine Zeitlang auf neuen Verdienst verzichten und vom alten Fett leben. Aber prost Mahlzeit, das ging ihm ja an sein eigenes liebes Leben, da wird er sich schön hüten."

„I ja, wenn einer so gewöhnt is, alles bloß von Silber zu haben und einen schönen Teppich unter den Füßen und alle Tage Braten, dann denkt er, das muß für ihn so sein. Das elende Pack, was wir sind, das kann ja hungern." Und Köhler spie verächtlich auf die Diele.

„Nu will er ja wohl eine schöne Reise machen," fuhr Braun fort. „Wenn das Frühjahr bei uns noch lang' nich anfängt, dann will er mit seiner Frau nach Italien fahren, dahin, wo sein Paul gewesen is. Der hat ihm so viel davon erzählt, daß er sich die Geschichte nun auch mal ansehn will. Einige sagen wohl, es is nich wahr, aber warum soll er nich."

Köhler war aufgesprungen und starrte den Sprecher mit leichenblassem Gesicht an. „Nach Italien? — Dahin will er reisen, wo meine Mariechen gesund geworden wär', wenn er mir das Geld gegeben hätt'? Dahin will er nur zum Vergnügen reisen? Nu hat er das Geld? — Aber wie ich ihn auf Knieen gebeten hab', meiner Mariechen das Leben zu retten, da hatt' er es nich?"

Der Mann ballte die Fäuste und schritt, unartikulierte Laute murmelnd, im Zimmer hin und her, so daß die kleine Zahl Anwesender sich erstaunt nach ihm umsah. Endlich warf er sich wieder in seinen Stuhl und preßte die Fäuste in die Augenhöhlen, während seine Brust krampfhaft arbeitete. Braun betrachtete ihn prüfend von der Seite. Die Sache ging ja prächtig, vielleicht fand sich in diesem verlumpten, verkommenen Menschen das Werkzeug der Rache, das er und einige Kameraden suchten.

„Na, Deine Mariechen hat Italien nich mehr nötig, die wird nu ganz wo anders hinreisen."

„Was meinst Du?" fuhr Köhler auf.

„Sie liegt nu schon wieder über drei Wochen fest und dieses Mal wird es Ernst. Sie is am Sterben. Deine Frau hat es mir heut' gesagt. — Sie verlangt auch alle Tage nach Dir, aber die Minna will nich, daß sie Dich so — so — na, Du weißt schon. Aber Kerl, nu hab' Dich doch nich so, trink lieber eins auf den Schreck, sterben müssen wir alle."

Er versuchte den Verzweifelten, der laut aufstöhnend mit dem Kopf auf den Tisch gesunken war, in die Höhe zu ziehen und füllte ihm aus der vor

ihm stehenden Flasche das große Schnapsglas. Endlich glückte die Bemühung, Köhler richtete sich auf, griff nach dem Glase und leerte es auf einen Zug. Ein zweites folgte — ein drittes — nun mußte er genug haben — Braun schob die Flasche zurück.

„Armer Kerl, ja, Du hast die meiste Ursach', dem noblen Fabrikherrn gram zu sein," sprach er bedauernd, „eigentlich is er allein an Deinem Unglück schuld."

„Wenn ich ihn erwürgen, wenn ich ihn mit meinen Füßen zertreten könnte," schäumte der plötzlich Betrunkene mit heiserer Stimme.

„Den Wunsch kann Dir keiner verdenken," meinte Braun, „aber laß es doch lieber bleiben — Du hast ja auch nich die Kurasch' dazu."

Köhler fuhr auf ihn los. „Was sagst Du, ich keine Kurasch'?"

„Na, sei man nich gleich so schlimm, ich mein' man so," begütigte er. „Eigentlich geschäh' den reichen Kerls recht, wenn ihnen mal einer zeigte, was passiert, wenn sie nich aufhören, unseren Schweiß zu verprassen, aber — ich will Dir nich zuraten."

Er nahm das große, blanke Brotmesser vom Tisch und befühlte die scharfgeschliffene Schneide. Dann legte er es wieder hin.

Köhler war den Bewegungen des Genossen mit glühenden Augen gefolgt. — Wenn er das Messer dem Verhaßten in die Brust bohren könnte, wenn dieser noch früher sterben müßte als sein Mariechen — das wäre was! Er versank in brütendes Sinnen.

Braun beobachtete ihn und las ihm die Gedanken vom Gesicht. „Ich muß nu gehn," sprach er endlich aufstehend, „freilich nich in Gesellschaft, wie der reiche Herr Wahrholm, aber ich will noch zum Schmieder nach einem Buch."

„In Gesellschaft geht er?" murmelte Köhler immer noch sichtbar nachgrübelnd.

„Ja, zum Professor Niederstetter, da soll Geburtstag sein. Die andern hat der Kutscher schon früher hingefahren, der Herr will aber bis halb acht im Comptoir bleiben und dann zu Fuß gehen. Die Johanne, was meine Braut is, hat es mir erzählt."

Köhler schwieg und starrte immer das Messer an.

„Na denn atje, alter Freund," sprach Braun, ihm auf die Schulter schlagend. Er steckte den Rest des Schnapses zu sich, Köhler durfte jetzt nicht mehr trinken, ging zur Zahlstelle, um seine Rechnung zu begleichen und verließ das Lokal.

Der Zurückbleibende starrte noch eine kleine Weile auf den Fußboden, dann auf die Uhr an der Wand. Es war halb acht, gerade die richtige Zeit. — Er blickte scheu zu den Männern am anderen Tisch hinüber — sie spielten Karten und achteten nicht auf ihn. Er ergriff schnell das Brotmesser und ließ es in die Tasche gleiten. Niemand hatte es bemerkt. Er taumelte zur Thür und verschwand in der schlecht beleuchteten Straße.

* * *

Herr Wahrholm räumte die Bücher zusammen und schloß sein Schreibpult. Dann machte er Toilette, um den Seinigen nachzugehen. Der fast halbstündige Spaziergang war ihm gerade recht, er hatte den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen. Die letzte Arbeit war ein Brief an einen alten Freund in Berlin gewesen, der ihn hatte überreden wollen, mit ihm gleichzeitig eine Reise nach Oberitalien zu machen. Man hatte die Angelegenheit im Familienkreise mehrfach besprochen und durch das Stubenmädchen Johanna, die Braut Brauns, war etwas davon in die Arbeiterkreise gedrungen. Herr Wahrholm hatte nach reiflicher Überlegung aber dem alten Freund heute einen Absagebrief geschrieben.

„Die Zeit, in der man hundert Arbeiter entlassen muß, ist für Vergnügungsreisen schlecht geeignet," schrieb er, „warten wir auf bessere Tage."

Damit war die schwebende Angelegenheit erledigt.

In heiterer Stimmung schritt Herr Wahrholm durch die Stadt und näherte sich der Wohnung des Professor Niederstetter. Sie lag in einer stillen, vornehmen Straße, die zum sogenannten Geheimratsviertel gehörte. Kurz vor dem Hause gabelte sich der Fahrweg und man hatte hier Gartenanlagen in Gestalt eines spitzen Winkels angelegt, die der öffentlichen Benutzung anheimgegeben waren und die Straße anmutig belebten. Jetzt im Januar freilich war das Gebüsch kahl und der kleine Platz leicht zu übersehen.

Es war ein verhältnismäßig milder Abend und dem rüstig Vorwärtsschreitenden wurde der Pelz so warm, daß er ihn öffnete. Als er sich dem kleinen Gartenfleck näherte, trat eine hohe, schlotterige Gestalt hinter einem Gebüsch hervor und faßte ihn scharf ins Auge, um dann mit beschleunigten Schritten auf ihn zuzueilen. Herr Wahrholm bemerkte noch, daß der Mann schwankte wie betrunken. Er trat zur Seite, um keine unliebsame Begegnung zu haben, aber der Mensch, in dem er den von ihm entlassenen Arbeiter Köhler erkannte, vertrat ihm den Weg.

„Also jetzt hast Du Geld, um nach Italien zu reisen, Du Hund — aber Du wirst nicht hinkommen."

Wie ein Tiger stürzte sich der Mann auf sein Opfer, so daß es hintenüber schlug, und stieß ihm mit voller Wucht sein Messer in die Brust. Dann riß er dieses heraus und rannte in langen Sätzen davon.

So plötzlich war der Überfall gekommen, daß Wahrholm nur einen einzigen Schrei ausstoßen konnte, bevor ihm aus Schrecken und Schmerz die Sinne vergingen. In der um diese Abendstunde fast menschenleeren Straße wurde dieser nur von einer Person vernommen, die dem Überfallenen schon seit geraumer Zeit gefolgt war und sich im entscheidenden Moment hinter das Eisengitter eines Vorgärtchens gedrückt hatte. Jetzt trat der Arbeiter Braun hervor und beugte sich über den scheinbar Sterbenden.

„Gute Gelegenheit muß genützt werden," murmelte er, während er mit flinken Händen sich Uhr und Portemonnaie aneignete. „Vor zwanzig Minuten bin ich mit dem Buch vom Schmieder weggegangen, da soll mal einer auf mich raten." Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Mehrere Minuten vergingen und schon begannen

Bewegungen des daliegenden Körpers das wiederkehrende Bewußtsein zu verkünden, als endlich zwei Studenten des Weges kamen und mit Entsetzen den Blutenden entdeckten. Schnell entschlossen hoben sie den stöhnenden Mann auf und trugen ihn nach einer unfern gelegenen Privatklinik, wo sie hoffen durften, sofort ärztliche Hilfe zu erhalten.

Der Verletzte kam bereits während des Transports zur Besinnung, konnte seinen Namen nennen und Anweisung zur Benachrichtigung der Seinen treffen. Auch nannte er Namen und Wohnort des Thäters, dessen vagabundierendes Leben ihm fremd war.

Die Wunde erwies sich bei genauer Untersuchung als nicht so gefährlich, wie es nach der starken Blutung der Fall zu sein schien. Trotz der gewaltigen Wucht, mit der der Stoß geführt war, hatte das zwar scharfe, aber nicht sehr spitze Messer an der seidenen Krawatte und dem steifen Vorhembe einen zu großen Widerstand gefunden, um töblich wirken zu können. Immerhin war aber die Lunge etwas verletzt und der starke Blutverlust hatte den Verwundeten sehr erschöpft, so war Schonung dringend geboten.

Der Schrecken im Hause Niederstetter spottete jeder Beschreibung, als einer der hilfreichen Studenten die Nachricht vom Überfall des Fabrikbesitzers brachte, und die Gattin des Verwundeten siedelte sofort in die Klinik über, um ihm nahe zu sein. Paul mußte allein in die elterliche Wohnung zurückkehren, den Vater zu vertreten.

Der zweite der freundlichen Helfer war sofort nach Ablieferung des Kranken zur Polizei geeilt, um die Verhaftung des Verbrechers zu veranlassen. Die geöffneten Kleider des Verletzten und das Fehlen von Portemonnaie und Uhr deuteten auf Raub.

XI.

Minna Köhler saß am Bette ihres kranken Kindes. Mariechen lag ganz still, man hätte sie mit ihrer gelbweißen Haut und den tief eingesunkenen Augen schon für eine Leiche halten können, wenn diese Augen nicht in fast unheimlichem Glanze geleuchtet hätten und der Atem nicht mit rasselndem Geräusch gegangen wäre.

Minna wußte, daß die nächsten Tage das Ende bringen mußten und wich nicht vom Bett, wenn es nicht die dringendste Notwendigkeit erforderte. Mußte sie aber fortgehen, so vertrat Alma, die sich in dieser schweren Zeit als hilfreicher Engel bewährte, ihre Stelle. Die beiden so verschiedenen Frauen unterstützten sich gegenseitig.

Der Abend war fast bis zur neunten Stunde vorgerückt, der kleine Karl schickte sich an, sein Lager aufzusuchen, und Minna hatte eben die Lampe für die Nachtwache frisch gefüllt, als auf der Treppe ein flüchtiger Schritt klang.

Mariechen, die sich lange nicht gerührt hatte, machte eine plötzliche Bewegung und versuchte sich aufzurichten. „Der Vater," flüsterten ihre bläulichen Lippen.

Um Minnas Mund zuckte es schmerzlich, immer dieselbe Hoffnung, die doch unerfüllt bleiben mußte. Aber im nächsten Augenblick fiel ihr das Strickzeug aus den Händen und sie selbst entsetzt an die Stuhllehne zurück. Die Thür wurde hastig aufgerissen und im Rahmen stand Köhler — aber wie sah er aus. —

Zerlumpt und barhaupt, abgezehrt und verkommen. Doch das war nicht das Schlimmste. Das Haar hing ihm lang in ein wild verzerrtes Gesicht, in dem die Augen wie im Wahnsinn glühten. Er stand einen Augenblick, als wage er die Stube nicht zu betreten, dann stürzte er vorwärts, brach vor dem Bett in die Knie und wühlte den Kopf neben der Brust des kranken Kindes in die Bettdecke. So blieb er lange liegen, während Mariechen ihre Arme um das geliebte Vaterhaupt legte und ihre Augen einen fast überirdischen Ausdruck annahmen.

Endlich richtete der Mann den Oberkörper in die Höhe und blickte wie geistesabwesend umher.

„Um Gottes willen, Gottlieb, Du bist ja ganz voll Blut, was ist Dir geschehen?" rief Minna entsetzt, weil sie an eine Verwundung ihres Mannes glaubte.

Köhler rieb sich mit der Hand die Stirn, als suche er seine Gedanken zu sammeln, und blickte dann prüfend auf seine besudelten Hände. Er hatte das blutige Messer mechanisch zwischen ihnen abgewischt, der aufspringende Blutstrahl ihm auch Brust und Gesicht bespritzt.

„Blut, Blut," murmelte er, „es wird noch viel fließen, wenn sie es so weitertreiben. Jetzt hat erst einer seinen Lohn. — Du mußt nu sterben, mein' Tochter, aber er ist auch gestorben, weil er Dich nich hat gesund werden lassen."

Er murmelte noch etwas Unverständliches und focht mit den Händen in der Luft herum, dann senkte er den Kopf wieder in das Kissen, auf dem seines sterbenden Kindes Haupt ruhte, und blieb unbeweglich liegen, lange, lange Zeit. Es war, als sei er eingeschlafen.

Minna blickte ratlos und verzweifelt umher. War ihr Mann wahnsinnig, oder war er nur betrunken? Er hauchte einen penetranten Fuselgeruch aus. Oder hatte er etwas Böses begangen? Wer war gestorben? Augenscheinlich hatte es irgendwo eine arge Rauferei gegeben.

Endlich, als wohl eine reichliche Viertelstunde vergangen war, winkte sie dem Kleinen, der immer noch bekleidet auf ihrem Bett saß, und hieß ihn zu Schmieders hinaufgehen, um den Mann, wenn er daheim sei, herunterzurufen.

Der Bescheid lautete aber wenig befriedigend. Schmieder war nicht zu Hause, er ging jetzt, seitdem Alma so viel elend war, oft aus. Diese erwartete ihn aber jeden Augenblick und versprach, ihn sofort hinunterzusenden.

Wieder verging eine kurze Zeit, ohne daß Köhler sich gerührt hätte, in Mariechens Zügen aber zeigte sich eine Veränderung. Nun ihr heißer Wunsch erfüllt war, nun des Vaters Haupt neben dem ihrigen lag, ließ die Spannung nach, die sie bisher aufrecht

erhalten hatte. Der unnatürliche Glanz der Augen erlosch und die Lider sanken darüber. Das Näschen wurde spitz und bläuliche Schatten begannen sich darum auszubreiten.

Minna, die schon so viele ihrer Kinder hatte sterben sehen, erkannte, daß die Hand des Todes leise über das stille Gesicht strich. O, wenn er die kleine Dulderin jetzt hinwegnähme, ehe das Schreckliche, dessen Nähe sie fühlte, ohne sagen zu können, woher sie es erwartete, einträte. —

Wieder polterte es auf der Treppe, dieses Mal wie von mehreren Füßen. Köhler fuhr in die Höhe und in demselben Augenblick wurde die Thür aufgerissen, zwei Polizisten standen auf der Schwelle. „Im Namen des Königs! — Arbeiter Köhler, Sie sind verhaftet."

Minna stieß einen gellenden Schrei aus, der das halb entschlummerte Kind wieder aufrüttelte.

Köhler taumelte vom Boden auf. „Kommt Ihr mich schon holen — Ihr Schufte? Könnt Ihr mir nich Zeit lassen, bis meine Mariechen gestorben is? Es dauert nich mehr lang! — Aufs Schafott komm' ich noch zeitig genug."

Minna erstarrte das Blut in den Adern, sie konnte keinen Laut mehr hervorbringen. Mit brechenden Knieen schleppte sie sich zu dem nächsten der Eingetretenen und faßte seinen Arm, während ihr Mund sich wiederholt öffnete, ohne einen Laut hervorzubringen. Aber der Mann verstand sie doch.

„Er hat den Herrn Wahrholm gestochen und beraubt," berichtete er.

„Ja, ich hab' ihn totgestochen, den Hund," schrie Köhler. „Es fällt mir gar nich ein, das abzuleugnen."

Der Beamte zog ein Paar Handschellen hervor und näherte sich dem Arbeiter, als ein gurgelnder Laut diesen umschauen machte.

Mariechen, die sich seit Tagen nicht mehr allein aufgerichtet hatte, saß im Bette und starrte mit weit aufgerissenen Augen und entsetzt vorgestreckten Händen auf den Vater. Nochmals wiederholte sich der Laut, der wohl einen Schrei bedeuten sollte, dann fiel der Körper rückwärts in die Kissen.

Mit einer Kraft, die niemand dem abgezehrten Manne zugetraut hätte, stieß Köhler die ihn fassenden Hände der Beamten zurück und riß das unheilvolle Messer aus der Tasche. „Wer mich jetzt anrührt, ist des Todes," schrie er, es über dem Kopf schwingend, dann ließ er die Hand sinken und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Die Schutzleute begriffen die Situation, zogen sich gegen die Thür zurück und beratschlagten leise miteinander. In diesem Augenblick trat auch Schmieder ein. Der große, kräftige Mann war ein nicht zu verachtender Zuwachs ihrer Macht dem Verzweifelten gegenüber, sie unterrichteten ihn im Flüsterton von dem Vorgefallenen und verlangten im Notfalle seinen Beistand.

Mariechen atmete nur noch leise. Minna war neben dem Bett auf die Kniee gesunken, der Mann saß auf dem Rande und starrte in die groß geöffneten Augen der Sterbenden. „Sieh mich nich so an, Mariechen — sieh mich nich so an — ich bin Dir ja so gut — mach' mir doch ein freundliches Gesicht," so jammerte der unglückliche Mann unaufhörlich.

Da war es, als ob die gespannten Züge sich glätteten. Hatte ihn das Mädchen noch verstanden, oder war es nur die Erschlaffung der Muskeln? Ein freundlicher Ausdruck breitete sich über das Gesicht und unter seiner liebkosenden Hand schlossen sich die blauen Augen für immer. Mariechen hatte ausgelitten.

Einige Minuten blieb alles still, die Majestät des Todes, der durch den Raum schritt, hielt jeden in ihrem Bann.

Endlich erhob sich Köhler — langsam und wie es schien völlig nüchtern richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf und schleuderte das Messer in weitem Bogen durch das Zimmer, daß es vibrierend in der Diele stecken blieb. Dann wendete er sich an die Diener des Gesetzes. „Jetzt is es aus — nu könnt Ihr mich mitnehmen."

Der eine der Beamten zog wieder die Handschellen hervor, aber Köhler wies sie mit ruhiger Bewegung zurück.

„Is nich nötig, Herr Schutzmann, ich komm' schon von allein."

„Lassen Sie den Mann ungefesselt," vermittelte Schmieder, „ich will Sie begleiten, dann sind wir drei gegen einen." Man willfahrte ihm und schickte sich zum Gehen an.

„Atje, Minna," wendete sich der Arbeiter an seine Frau, indem er ihr die blutbefleckte Hand hinhielt, „nu siehst Du mich nich mehr im Leben, jetzt machen sie mich einen Kopf kürzer."

Minna schluchzte laut auf, aber sie wendete sich ab — sie konnte die Hand des Mörders nicht ergreifen.

Köhler sah sie schmerzlich an, wendete sich zu seinem kleinen Sohn, ergriff dessen Kopf und drückte einen Kuß auf das dichte, blonde Haar, dann schritt er der Thür zu, während der junge Schutzmann seinen Arm ergriff. Ruhig erstieg er die kurze Treppe, als er aber die Schwelle seines Hauses überschritt, brach er zusammen.

„Na, auf, auf," rüttelte ihn der Beamte in rauhem Ton.

Der Arbeiter erhob sich, doch seine Kraft war erschöpft.

„Gestatten Sie mir, meinem Genossen einen Wagen zu holen," mischte sich Schmieder hinein, „was er auch gethan haben mag, er ist ein Mensch."

Den Schutzleuten erschien eine Fahrt ebenfalls bequemer als der weite Weg zum Gefängnis. Sie setzten sich, den Delinquenten in die Mitte nehmend, auf der Thürschwelle nieder, bis Schmieder von der nahen Station einen Wagen beschafft hatte.

„Sie werden den anfänglichen Widerstand des Mannes gegen Sie nicht melden, Herr Schutzmann," sprach Schmieder bittend, als sie in den Wagen stiegen.

„Nein, Herr, gewiß nicht," antwortete der alte Mann ernst, „ich kann Verzweiflung von Renitenz unterscheiden."

Köhler sprach kein Wort mehr, er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Vor seinen Augen schwebte ein blankes Richtbeil, aber es erregte ihn nicht. Es war ja alles gleichgültig. —

Am nächsten Morgen wurde Köhler vernommen und bekannte sich ruhig, wie am Abend vorher, zu seiner That. Nur das Motiv dazu blieb rätselhaft, denn die Geschichte von seiner vergeblichen Bitte um viertausend Mark und seiner Wut über eine angeblich von Herrn Wahrholm projektierte Reise nach Italien klang doch zu ungereimt.

Eine Beraubung des Verwundeten leugnete er aber rund ab und wiederholte immer von neuem: „Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Richter, ich hab' den Herrn bloß totstechen wollen.“ Dabei blieb er.

Auch Braun, der unmittelbar vor der That mit ihm zusammen gesehen war, wurde vernommen. Es fanden sich unter den in der Kneipe anwesend gewesenen Personen zwei, die von Aufreizung sprachen, weil sie sich der Aufregung des vorher ganz schweigsamen Mannes entsannen, nachdem Braun eine Weile auf ihn eingeredet hatte. Braun aber setzte eine Unschuldsmiene auf und versicherte, Köhler von seinem Vorhaben abgeraten zu haben. Er berief sich sogar auf dessen Zeugnis, und Köhler bestätigte in seiner Wahrheitsliebe die Aussage. Er war nicht klug genug, um die Reden seines Genossen nach ihrer Meinung abzuschätzen, er hielt sich an die schlauen Worte: „Laß es lieber sein.“

Herr Wahrholm konnte noch nicht vernommen werden, doch machte die Nachricht, daß er lebe und binnen einigen Wochen geheilt sein werde, einen sehr tiefen Eindruck auf Köhler, nur blieb es zweifelhaft, ob ihm die Thatsache lieb oder leid sei. So mußte der Angeklagte denn nach mehreren Verhören wieder ins Gefängnis zurückgeführt werden, es war für den Augenblick kein Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen.

* * *

Minna hatte ihr Töchterchen, zwei Tage nach dem Tode, eben in den Sarg gelegt, als der Bote einer Schlafstellenvermieterin ihr einen Pfandschein über einen Rock brachte, mit der Anfrage, ob sie ihn einlösen wolle. Da Köhler, der ihn an Zahlungsstatt gegeben hatte, nun im Gefängnis säße, wolle die Frau lieber ihr Geld, als den alten Rock, den sie erst verkaufen müßte.

Minna war selbst ohne Geld, sie wollte aber das Kleidungsstück nicht verloren gehen lassen und entlieh die kleine Summe von Alma. Ihr Mann sollte doch anständig vor Gericht erscheinen. Sie löste den Rock noch an demselben Tage ein und machte sich abends daran, ihn auszubessern, um ihn am nächsten Tage ins Gefängnis tragen zu können. Während sie ihn prüfend hin und her drehte, auch die Taschen umwendete, um sie auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen, fiel ihr ein zusammengeballtes Papier in die Hände, das in einer Tasche steckte. Sie glättete es mechanisch, ohne etwas dabei zu denken, aber ihre Augen wurden größer und größer, je länger sie darauf hinstarrte.

Was sie da in der Hand hielt, war ein angefangener Brief ihres Mannes an sie. Er war in ungeschickter Handschrift und sehr fragwürdiger Orthographie abgefaßt, aber das störte sie nicht, sie wußte ja, daß Köhler, auf dem Lande aufgewachsen, nur eine sehr mangelhafte Schulbildung erhalten und seit Jahren nicht mehr geschrieben hatte.

Der Brief lautete:

Einsiges Libstes Minachen

Ich size hier in grosen Jammer und Noht weil mein herz sich so Bangt nach Dir und die Kinder denn ich bin wol serr ein schlechter Kerl und ich kann nich lasen von den brantweihn aber wen Du mir von Dir stosen tuhest den mus ich Zugrunde gehen den ich denke blos an Dir und den Karbel und die Marichen Besonders wo mir das Herz wehtuth zu Zerbrechen. Erbarme Dich iber mir mein einsiges Minachen das ich wider — —

Hier brach das Schreiben ab, aber aus Minnas Augen, die seit der furchtbaren Abendstunde, da man ihren Mann als Mörder ins Gefängnis führte, trocken geblieben waren wie verdorrte Quellen, brachen die Thränen stromweise hervor. Sie trat zu dem schlichten Sarge, der im Hintergrunde des Zimmers auf zwei Stühlen stand, und legte ihr Gesicht neben das ihres toten Kindes auf das harte Kissen, wie es vorgestern ihr unglücklicher Mann gethan hatte.

Nun konnte sie weinen, lange, lange. — Dann faltete sie die Hände und bat Gott, er möge ihr Kraft geben, den Verlorenen auf den rechten Weg zurückzuführen. Wenn er noch so fühlen konnte, wenn er noch so an ihr und den Kindern hing, war er noch zu retten.

Am Sarge ihres Kindes fand sie die tief verschüttete Liebe zu ihrem Gatten wieder.

Durch Frau Professor Niederstetter, die sie gestern schon besucht und auch den Sarg bezahlt hatte, wußte sie, daß Herr Wahrholm lebte, daß ihrem Manne also nur eine mehr oder weniger lange Zuchthausstrafe bevorstand, und gerade dieser Umstand erschien ihr günstig für ihn. Die schlechte Gesellschaft würde ihm nichts anhaben, er war von Charakter gut und ehrlich, das Trinken aber würde er sich abgewöhnen und dafür arbeiten lernen müssen. Sie aber wollte ihm oft schreiben und ihn trösten und ermutigen, bis sie ihn zurückerhielt. Sie hatte eine gute Volksschule besucht und wußte sich schriftlich durchaus verständlich auszudrücken.

Nach und nach versiegten ihre Thränen und machten einem himmlischen Gefühl der Erleichterung, aber gleichzeitig furchtbarer körperlicher Müdigkeit Platz. Sie warf sich halb angekleidet neben dem kleinen Karl auf ihr Bett und fiel sofort in tiefen, erquickenden Schlummer. Seit vielen Tagen zum ersten Mal nahte ihr so der holde Bruder des Todes; in demselben Zimmer rasteten die Brüder vereint und jeder von ihnen brachte eine Wohlthat.

Am nächsten Vormittag trug Minna den ausgebesserten Rock ins Gefängnis und bat den Untersuchungsrichter, den sie zufällig dort antraf, um eine Unterredung mit ihrem Manne. Sie wurde ihr nach einigem Zögern — natürlich nur in Gegenwart eines Beamten — gewährt. Gerichtsrat Burger ermahnte sie aber, ihren Mann in Bezug auf den Verbleib der Wertsachen zur Aufrichtigkeit anzuhalten.

„Genommen hat er sicherlich nichts, Herr Gerichtsrat, er ist ein ganz ehrlicher Mann," antwortete ihm die Frau im Tone vollster Überzeugung.

Also auch sie hielt den Mörder für ehrlich, ob er es wirklich sein sollte?

Es war ein thränenreiches und doch freudiges Wiedersehen zwischen dem Ehepaar. Köhler verging fast vor schmerzlichem Glück, daß seine Minna, die ihm jüngst, als er fürs Leben Abschied nehmen wollte, ihre Hand verweigert hatte, jetzt zu ihm kam und ihre Arme genau so um seinen Hals legte, wie er es vor drei Tagen auf der Brücke geträumt hatte.

Nach der ersten Begrüßung freilich hielten sie sich scheu voneinander fern, die Gegenwart des Gefangenenwärters beengte sie, aber sie hatten sich doch innerlich gefunden. Minna sprach ihre große Freude darüber aus, daß Herr Wahrholm außer Lebensgefahr, ihr Gottlieb also, trotz seines schrecklichen Vorsatzes, nicht zum Mörder geworden war, und dieser stimmte ihr bei.

„Ja, es is gut so; wenn ich meine Straf' hinter mir hab', will ich zu ihm gehen und ihn um Vergebung bitten."

Dann sprachen sie vom Tode des Kindes.

„Wenn ich bloß ihre entsetzten Augen nich immer vor mir sehen müßt'," klagte der Mann. „Daß sie hat fortgehen müssen mit dem Grauen vor mir, das kann ich nich verwinden."

Minna tröstete ihn so gut sie konnte, sie meinte, das Kind habe sich nur vor dem Geschrei und den fremden Menschen erschreckt, aber nicht mehr verstanden, um was es sich handelte. Sie sagte damit mehr als sie selbst glaubte, aber sie hielt es für ihre Pflicht, den ganz Gebrochenen aufzurichten, und es gelang ihr endlich durch den Hinweis auf das freundlich lächelnde Gesicht, mit dem die Kleine eingeschlummert sei. Sie gab ihm auch eine Strähne ihres blonden Haares und ermahnte ihn, dabei täglich zu denken, wie Mariechen sich freuen würde, wenn sie wüßte, daß er wieder ein ordentlicher Mensch werde. Er versprach alles unter Thränen.

Endlich mußten sie scheiden.

„Den Rock nimm nur wieder mit, Minna, ich hab' nu schon meine Livree," dabei wies er auf den sauberen Gefangenenanzug, den er statt seiner Lumpen trug, „die will ich nu behalten bis ich wieder ein andrer Mensch bin. Aber ich dank' Dir, daß Du dran gedacht hast."

Sie reichten sich die Hände und schieden. — Beide in tiefster Bekümmernis, aber beide mit der Hoffnung auf bessere Zeiten im Herzen.

Am nächsten Morgen wurde Mariechen begraben. Der geliebte Vater konnte ihrem Sarge nicht folgen, aber er lag in seiner Zelle auf den Knieen und betete zum ersten Mal wieder zu dem Gott, den er so lange verleugnet hatte; es gab für ihn über dem jammervollen Leben wieder ein Etwas, zu dem er hoffnungsvoll aufblicken konnte.

XII.

Der Kandidat Schmidt war ein Brudersohn der Frau Professor; auf seinem väterlichen Gut hatte Mariechen Köhler im vergangenen Sommer eine so schöne Zeit verlebt. Aber als zweiter und begabtester der beiden Söhne hatte er die Anwartschaft auf dieses dem älteren überlassen und sich dem Studium gewidmet. Bei der frommen Richtung, die durch die Mutter, eine Pfarrertochter, in die Familie eingeführt war, kam für ihn kein anderes als das theologische in Frage. Von Kindheit auf war ihm der Glaube ein geheiligtes Etwas, an dem zu deuteln Sünde sei. Glaube und Wissenschaft erschienen ihm als unabhängig voneinander, und wenn er auch nicht mehr an die sechs Schöpfungstage glaubte und die Erde nicht für den Angelpunkt des Weltalls hielt, so stand er doch in Bezug auf das christliche Dogma auf durchaus biblischem Boden.

Da er sich mit den Naturwissenschaften nie über das im Gymnasium gebotene Maß hinaus befaßt hatte, waren sie ihm ein ziemlich fremdes Feld, und während seiner theologischen Studienjahre hatte er es instinktmäßig vermieden, Schriftsteller zu studieren, die sich das christliche Dogma in feindlicher Absicht zum Thema gewählt hatten. Ohne daß er es sich klar machte, scheute er davor zurück, seinen Glauben, sein höchstes und heiligstes Gut, kritisch zerlegen und beleuchten zu lassen. Es ging ihm damit in erhöhtem Maße, wie es poetischen Naturen ergeht, wenn man ihre Lieblingsgestalten aus Geschichte und Poesie kritisch zerfasern will. Sie mögen nichts davon wissen.

Egon hätte nie zugegeben, auch vor sich selbst nicht, daß eine Zerstörung seines Heiligsten möglich sei, und doch hatte er als Student kein verpöntes Buch lesen mögen. Fest davon überzeugt, daß der rechte christliche Glaube ein Fels im Meer sei, hatte er es vorgezogen, ihn in klarer Flut sich spiegeln zu lassen, als seine ohnehin nicht angezweifelte Festigkeit im Wellensturz zu erproben. Egon war durch und durch ein strenggläubiger Christ, aber er war kein Fanatiker und die liebeswarme Atmosphäre seines Vaterhauses und der darin herrschende Geist echt christlicher Duldsamkeit hatten ihn vor Engherzigkeit bewahrt.

Mit dieser fast naiven Gläubigkeit im Herzen war er vor etwas mehr als Jahresfrist von einer anderen Universität an seinen jetzigen Wohnort übergesiedelt, um noch das Kolleg eines berühmten Kirchenlichtes zu besuchen und sein letztes Examen zu bestehen. Im Hause seiner Tante aber und in deren Umgangskreis wehte eine herbe, kritische Luft und der Fels seines Glaubens wurde von manchem Sturm umbraust.

Die Religionsstunden, welche er in Gegenwart der Frau Professor seiner geliebten Hilde erteilte, waren für ihn gleichzeitig eine Quelle von Glück und Leid. Seinem gegebenen Versprechen treu, machte er nie den Versuch, das Mädchen außer der festgesetzten Zeit zu sprechen und ging auf der Straße

mit höflichem Gruß vorüber. So freute er sich denn die halbe Woche auf das gestattete Stündchen, um jedesmal tief enttäuscht von der Unterrichtsstunde heimzukehren. Seine Schülerin machte keine Fortschritte in der Erkenntnis.

Wenn er aus tiefster Überzeugung ihr einen Lehrsatz vorgetragen und sie durch seine Glaubensinnigkeit zu überzeugen gemeint hatte, machte sie ihm einen Einwand, der ihn im Augenblick verblüffte. Mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Forschung auf religiösem Gebiet ging sie ihm zu Leibe, er mußte, wenn er ihr antworten sollte, selbst lesen und studieren, was sie vor ihm gelesen und studiert hatte, und sein gesunder Menschenverstand mußte zugeben, daß das beglaubigte geschichtliche Zeugnis den Angaben der Evangelisten oft widersprach.

Mit dem Ausspruch: „Der Christ soll glauben, was Gott ihm in der Bibel offenbart hat, und nicht grübeln," durfte er ihr aber gar nicht kommen. Sie behauptete geradezu, das christliche Dogma sei keine Offenbarung und von Jesus auch gar nicht als eine solche aufgestellt, sondern von seinen Nachfolgern, die ihn nur halb verstanden hätten, nach und nach zusammengestellt worden. Sie könne auch an eine Erlösung durch den Glauben nicht glauben. Dabei blieb sie, und mit wahrer Verzweiflung wurde Egon inne, daß seine glänzende Rednergabe nichts fruchtete.

„Ich möchte mich ja so gern überzeugen lassen," rief Hilde eines Tages weinend, „aber die Gründe, die Sie mir anführen, überzeugen mich eben nicht und ich bin zu ehrlich, um Sie und mich selbst zu betrügen!" Sie fiel der Frau Professor schluchzend um den Hals und verließ dann schnell das Zimmer.

Es entstand eine drückende Pause. — Egon, blaß wie eine Leiche, schritt rastlos im Zimmer hin und her, und Frau Niederstetter schwieg, sie wußte keinen Rat. Nach langer Pause begann sie endlich:

„Kannst Du Hilde nicht entgegenkommen, Egon? Muß die Taufe und das feierliche Glaubensbekenntnis denn sein? Kann nicht jeder von Euch seinem Gott dienen auf seine Art?"

„Nein, Tante, so kann es nicht sein!" rief Egon, „wenn ich mein Priesteramt nicht aufgeben will. Wie soll ich den Glauben predigen, wie den Unglauben bekämpfen, wenn mein eigenes Weib im feindlichen Lager steht? Es geht nicht, Hilde muß den christlichen Glauben bekennen oder —"

„Oder?" fragte Frau Niederstetter langsam, indem sie den Neffen traurig ansah. Aber Egon antwortete nicht, er schlug plötzlich, laut aufstöhnend die Hände vor das Gesicht und stürzte aus dem Zimmer. Einen Augenblick später klappte die Korridorthür — er war gegangen.

Hilde hatte eine schlaflose Nacht. — Am nächsten Tage erhielt Egon einen Brief von ihr. Mit zitternden Fingern öffnete er ihn und thränenden Auges legte er ihn aus der Hand. Hilde gab ihm sein Wort zurück.

Sie schrieb nach einer kurzen Einleitung:

„Glauben Sie nicht, daß ich Sie weniger liebe, Egon, nein, o nein, jede Faser meines Herzens gehört Ihnen, aber gerade darum will ich kein Stein auf Ihrem Lebenswege sein. Lügen kann ich nicht, das wissen Sie, ich kann also auch die Taufe nicht empfangen und kann nicht mit Ihnen zum Abendmahl gehen, denn ich sehe in dieser feierlichen Handlung nur ein Symbol, nur eine Gedächtnisfeier für den idealsten Menschen, der gelebt hat. In diesem Sinne könnte ich es mit Andacht genießen, aber nicht als den wahren Leib und das Blut Jesu Christi, das für uns vergossen wurde zur Vergebung der Sünden.

Ich bildete mir ein, in den letzten Monaten eine gute Christin geworden zu sein, mehr im Sinn Jesu, als wie Ihre Kirche es lehrt, aber ich muß mich mit Trauer überzeugen, daß Ihr Buchstabenglauben verlangt, wo ich mich an den Sinn halte, wie er für unsere Zeit paßt.

Ich habe die feste Überzeugung, daß Jesus, könnte er zur Erde zurückkehren, sich entsetzen würde über das, was man aus seiner reinen Lehre gemacht hat und der erste wäre, der Wandel schaffte.

Mit dieser Gesinnung kann ich nicht Predigerfrau werden, das sehen Sie wohl ein.

So trenne ich mich denn mit blutendem Herzen von Ihnen, Egon, aber ich danke Ihnen aus tiefster Seele für das, was Sie mir gaben — für die Religion. — Ist sie auch anders als sie Ihnen richtig erscheint, mir haben Sie damit eine neue lebendige Welt erschaffen. Die materialistische Weltanschauung meines Vaters wäre mir im Unglück nie ein Trost gewesen, das fühle ich deutlich, nun zum ersten Mal ein herbes Leid an mich herantritt.

Leben Sie wohl, Egon, und der Gott, zu dem Sie mich beten gelehrt haben, nehme Sie für Ihr ferneres Leben in seinen besonderen Schutz.

Hildegard."

Lange hielt Egon den Brief in der Hand und starrte ihn an wie etwas Fremdes, Entsetzliches, und doch überraschte ihn der Inhalt nicht. Hilde hatte klar vor ihn hingestellt, was bisher nur wie ein scheues Nachtgespenst durch seine Gedanken gehuscht war — die Notwendigkeit ihrer Trennung.

Von dem Sieg seiner gerechten Sache überzeugt, hatte er leichten Herzens das Hindernis zwischen ihnen hinwegzuräumen übernommen. — War seine Sache nicht so gerecht wie sie ihm erschien? Hilde hatte nicht aus Leichtsinn oder Trotz gehandelt, das wußte er nur zu gut. Sie zerstörte ja mit fester Hand ihr eigenes Glück mit dem seinigen zusammen, weil sie ehrlich war und nicht heucheln konnte.

Der Abend sank herab und immer noch saß Egon auf derselben Stelle. Die graue Dämmerung um ihn her erschien ihm plötzlich wie ein Bild seines künftigen Lebens. — Da übermannte ihn der Jammer, er stürzte zur Thür, um sie zu verschließen, und warf sich, laut aufweinend, vor dem Sofa seines bescheidenen Stübchens auf die Kniee nieder.

* * *

Der Frühling war ins Land gekommen, hatte der Erde ein neues Festkleid angezogen und manche Wunde, die der rauhe Winter geschlagen, liebevoll geheilt. Aber die tiefen Herzenswunden der zwei Menschen, die sich einander nur genähert hatten, um den Abgrund zu sehen, der zwischen ihnen lag, konnte nicht Frühlingssonne noch Vogelsang heilen.

Still und bleich ging Hilde ihren Weg. Sie pflegte in liebevollster Weise ihren alten Vater und lauschte ihm die Wünsche ab, sie las ihm vor und besorgte gewandt das Hauswesen, aber ihre sonnige Heiterkeit war dahin. Es lag über ihrem lieblichen Gesicht wie ein Hauch von Schwermut und ihre schönen, sonst so strahlenden Augen blickten oft so weltvergessen, als sähen sie in weite, weite, unerreichbare Fernen.

Zunächst war Professor Steiner über die Lösung des Verlöbnisses sehr erfreut gewesen, denn er nahm an, seine Tochter würde das kleine Herzeleid in wenigen Wochen überwunden haben. Als aber nach zwei Monaten ihr Gesicht statt heiterer nur immer blässer und durchgeistigter wurde, da ward er inne, daß die Sache doch ernster sei als er gemeint, und das tiefste Mitleid mit seinem Kinde trat an Stelle der Befriedigung. Er wollte Hilde auf Reisen schicken, ja, er wollte selbst mit ihr an einen anderen Ort ziehen, wenn es ihr lieb sei. Aber Hilde lehnte dieses Opfer entschieden ab und bat ihn auch, von einer zeitweiligen Entfernung abzusehen, sie käme in den altgewohnten Verhältnissen am besten mit sich selbst ins reine.

Egon hatte sie nicht mehr gesprochen. Er hatte auf ihren herzlichen Brief ebenso herzlich geantwortet, aber sich gegen ihre Entscheidung nicht gesträubt. Er sah ein, wie recht sie hatte. Nun wichen sie sich aus und hatten es auch fertig gebracht, sich nicht zufällig bei Niederstetters zu treffen, aber in Gedanken waren sie beisammen. Immer — immer —

Prediger Boretius war aus dem Süden gekräftigt heimgekehrt und hatte sein Amt noch für einige Zeit wieder übernommen. Egon konnte sich also ganz der Vorbereitung für sein letztes Examen widmen, welches er denn auch glänzend absolvierte. Er hätte nun, bis es eine Anstellung oder neue Vertretung für ihn gab, zu seinen Eltern gehen können, aber es waren der Fäden viele, die ihn in der Stadt festhielten. Er hatte zu Ostern die Wohnung gewechselt und an den Fenstern seiner jetzigen ging Hilde fast täglich ahnungslos vorüber. So sah er das Mädchen, an dem sein Herz hing, wenigstens aus der Ferne. Er gestand es sich selbst kaum ein, aber es war immer noch ein Schimmer jener Hoffnung in seinem Herzen, die den Ertrinkenden nach einem Strohhalm greifen macht.

Er verwendete nun seine ganz freie Zeit zum Studium, aber er studierte anders als bisher. Er las, prüfte und studierte alle Schriften, die sich gegen das orthodoxe christliche Bekenntnis richteten und verglich sie mit den Quellen, aus denen sie schöpften. Er wollte ihren Verfassern jeden Trugschluß, jeden Irrtum nachweisen, sie mit ihren eigenen Waffen schlagen und das von ihnen angegriffene Dogma glänzend rechtfertigen.

Vielleicht würde er dann als Schriftsteller Hilde gegenüber mehr Glück haben. Er mußte sich selbst zugestehen, daß er nicht genügend vorbereitet gewesen war. Er hatte sie eine offenbarte Religion lehren wollen, die gläubig hingenommen werden mußte, und sie hatte wissenschaftliche Bestätigung verlangt. Sie hatte das geheiligte mystische Etwas, das er ihr bot, mit der hell strahlenden Fackel moderner Wissenschaft beleuchten wollen. Nun wohl, mochte sie, er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen würde, auch zu beweisen, wo er bisher nur geglaubt hatte. Woche um Woche saß er über den Büchern und hatte keine Augen für den Mai und seine Herrlichkeit, er arbeitete ja für das Teuerste, was er besaß, seine Liebe und seinen Glauben.

Aber wehe ihm — sein frommer Kinderglaube, den er während seines jahrelangen Studiums festgehalten hatte, weil er instinktiv alles vermied, was ihn erschüttern konnte, trat jetzt, da er mit den scharfen Waffen der Logik für ihn kämpfen wollte, immer weiter, immer schemenhafter zurück. Mit perlender Stirn sprang er oft von seinem Schreibtisch auf und streckte unwillkürlich die Arme aus, als wolle er etwas Geliebtes fassen, das ihm in nebelhafter Ferne entschwand.

Es war eine schwere, schwere Zeit, die Egon durchlebte und sie reifte ihn innerlich um ein Jahrzehnt, aber sie streifte erbarmungslos die Blüten von seiner Seele. Wenn er nicht Herr werden konnte über die widersprechenden Stimmen in seinem Innern, so schob er die Bücher zusammen und ging zum Siechenhause. Er wußte, daß ihm dort ein Herz freudig entgegenschlug.

Die alte Frau Liedke war jetzt ganz bettlägerig, weil sie kein Glied mehr bewegen konnte und das Augenlicht bis auf einen Schimmer verloren hatte. Aber ihr Geist war immer noch frisch und ihr Gehör fein. In der Erwartung ihrer Auflösung, die ihr Erlösung bringen sollte und deren Herannahen sie fühlte, war eine fast erhabene Freudigkeit über sie gekommen. Sie sollte ja bald zu Gott und zu ihren Lieben gehen.

An einem klaren Spätnachmittag, zu Anfang des Juni, trat Egon nach achttägiger Pause in das kleine Zimmer, das sie mit einer anderen Bresthaften teilte. Er fand sie allein, denn die Miteinwohnerin war in den Garten gegangen.

Schon im Eintreten rief ihm Frau Liedke einen Gruß entgegen, sie hatte seinen Schritt erkannt.

Er trat an das saubere Bett und strich liebkosend über die welken Hände auf der Bettdecke, er konnte ihr nicht mehr die Hand drücken, ohne ihr wehe zu thun. „Nun, wie geht es, Frau Liedke?“ fragte er freundlich und setzte sich neben das Bett.

„Gut, gut,“ war die freudige Antwort, „mein Herrgott nimmt mich jetzt bald zu sich und alle Qual hat ein Ende.“

Egon sah an ihrem veränderten Gesicht, daß sie die Wahrheit sprach. Sie hatte wohl nur noch Tage, vielleicht Stunden zu leben, aber er bemühte sich nicht, ihr die Wahrheit zu bemänteln, sie war ja be-

glückend für die arme Dulderin. Er sprach einige freundliche Worte und fragte, was er ihr vorlesen solle.

„Heute nichts, lieber Herr Kandidat, ich möchte mit Ihnen sprechen. — Haben Sie Alma in letzter Zeit einmal gesehen?“

„Nur flüchtig auf der Treppe, als ich Frau Köhler besuchte,“ war die Antwort, „ihr — — ich meine Schmieder, hat erfahren, daß ich sie vor einigen Wochen besuchen wollte — es geschah auf Ihren Wunsch, Frau Liedke“ — schaltete er ein, „und hat sich meine Anwesenheit in seiner Wohnung verbeten. ‚Er habe seine Frau zu freier, naturgemäßer Anschauung herangebildet und wolle sie durch keinen Pfaffen wieder verdummen lassen.‘ Das sind nach Frau Köhlers Versicherung seine eigenen Worte. Sie begreifen, daß ich mich da nicht aufdrängen mag.“

Frau Liedke seufzte tief. „Das arme Kind — für den Augenblick ist ihr dann freilich nicht zu helfen. Aber — es kommt eine Zeit, da sie einsam und verlassen sein wird — ich weiß es bestimmt, Herr Kandidat. Was so ohne richtiges Fundament auf den Sand gebaut ist, so gewissermaßen als Jahrmarktsbude zum augenblicklichen Vergnügen, das bricht früher oder später zusammen und auch meiner Enkelin eingebildetes Glück wird zusammenstürzen. Wollen Sie mir dann versprechen, ihr beizustehen, Herr Kandidat?“

„Wenn ich es kann, von Herzen gern, Frau Liedke, selbst wenn mich meine spätere Anstellung aus der Stadt führen sollte, will ich Ihre Enkelin im Auge behalten.“ Und Egon legte beteuernd seine Rechte auf die verknöcherten Hände der Kranken. „Aber wollen Sie die junge Frau nicht noch sehen? Ich weiß, wie liebevoll Sie ihr alles Leid, das sie Ihnen zufügte, vergeben haben.“

„Ich möchte es wohl,“ antwortete die Sterbende sinnend, während ein warmer Strahl über ihr blasses Gesicht glitt, „aber die Aufregung könnte ihr in dieser kritischen Zeit schaden. — Nein, nein,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „wir wollen auf das Wiedersehen droben warten, aber bringen Sie ihr meinen Segen — meinen wärmsten Segen. — Sie war mir immer eine gute Tochter, Gott wird ihr ihren Fehltritt nicht anrechnen — sie war ja nur eine Verführte —“

Die Frau schwieg erschöpft und schloß die blinden Augen. Egon erhob sich leise, da regte sich etwas neben der Thür, Frau Professor Niedersteller war eingetreten. Sie begrüßte Egon und beugte sich über die Kranke, die bei dem geringen Geräusch die Augen wieder geöffnet hatte, obgleich sie nichts sah.

„Wer ist da?“ fragte sie kaum vernehmlich.

„Ihre alte Freundin,“ antwortete die Dame und strich über die welke Wange der Sterbenden. „Ich habe Ihr Vermächtnis an meinen Neffen gehört. Seien Sie überzeugt, daß auch ich Alma nie verlassen werde. Ich habe sie zur Zeit aus meinem Hause verbannt, weil ich kein Ärgernis vor der Welt geben will und sie mich auch nicht gebraucht. Der Unglücklichen wird mein Haus stets offen stehen und ich werde ihr mit Rat und That zur Seite stehen.“

Ein seliges Lächeln huschte über die Züge der alten Frau. „Dank, Dank,“ hauchte sie, „jetzt kann ich ruhig sterben.“

Frau Niedersletter entkorkte ein mitgebrachtes Fläschchen, das Ungarwein enthielt, goß davon in ein besonders konstruiertes Trinkglas und führte es an die Lippen der Kranken, die den Inhalt mit sichtlichem Behagen genoß. Dann zog sie den Arm hinter dem stützenden Kopfkissen hervor und blickte teilnehmend in das stille Gesicht.

„Nun aber schlafen, liebe Frau, Sie haben sich aufgeregt und angestrengt.“

„Ja, schlafen — schlafen —“ flüsterten die bleichen Lippen.

Die Besucher verließen das kleine Zimmer. Von der Thür aus blickten sie noch einmal auf die blinde Frau zurück, sie wußten, daß ihre Augen sie nicht mehr sehen würden.

Egon begleitete die Tante nach ihrer Wohnung, aber sie schwiegen beide.

„Kommst Du nicht mit hinauf?“ fragte die Dame freundlich, als Egon sich an der Thür verabschieden wollte; „Du warst so lange nicht bei uns.“

„Nein, Tante, ich kann nicht — verzeih mir.“

Mitleidig blickte die alte Dame in das blasse Gesicht des Neffen, schwere Seelenkämpfe hatten ihre Spuren darin zurückgelassen. „Armer Junge,“ sprach sie.

„Ja, Tante, arm, bettelarm und Du weißt nicht einmal wie sehr,“ brach es aus seiner tiefsten Seele. Er küßte die Hand der alten Dame und stürzte die Straße hinunter, während Frau Niedersletter ihm tief bekümmert nachblickte.

* * *

In ihrer Wohnung angekommen, fand Frau Niedersletter ihren Gatten bereits auf dem freundlichen Balkon ihrer harrend, damit beschäftigt, einige junge Ranken wilden Weines am Geländer zu befestigen. Er küßte sie, wie immer, herzlich auf die Wange und fragte, wo sie gewesen sei.

Sie erzählte von der alten Liedke, die wohl in den ganz nächsten Tagen einschlafen würde, und kam in der Ideenverbindung auch auf Alma.

„Ich glaube auch,“ meinte der Professor, „daß die Herrlichkeit dort keine Dauer haben wird, aber ich suche den Grund nicht in der fehlenden gesetzlichen Form ihrer Ehe, sondern im Charakter des Mannes.“

„Natürlich,“ stimmte die Frau lebhaft bei, „das eine schließt das andere nicht aus. Im Grunde ist der Charakter der Menschen stets die Hauptsache. Aber wie viele ganz tadellose giebt es denn? ‚Wir sind allzumal Sünder‘ steht in der Bibel und sie hat hierin, wie in vielen anderen Dingen, recht. Wenn alle Menschen ehrlich, aufrichtig und zuverlässig wären, so brauchten wir auch keine gerichtlichen Verträge und Abmachungen, und doch — wie würde es in der Welt aussehen, wenn wir diese aufheben wollten.“

„Du hast ja recht,“ antwortete der Professor, indem er die letzte Ranke befestigte und sich zu seiner

Gattin in das lauschige Eckchen setzte, wo ein grünes Laubgitter sie den Blicken der Nachbarn entzog. „Aber hältst Du eine solche gewaltsam zusammengehaltene Ehe für ein Glück? Bei einem gerichtlichen Vertrage handelt es sich doch meist um äußerliche Dinge.“

„Ein Glück — nein, aber in den meisten Fällen für kein direktes Unglück. Die Gewohnheit hilft und die äußeren Verhältnisse können wenigstens einigermaßen befriedigende sein, wenn beide Teile mit gutem Willen das Ihrige thun. Die Frau hat ihre gesicherte Lebensstellung, der Mann eine geordnete Häuslichkeit und die Kinder ein Elternhaus. Das sind Dinge, für die man schon viel in den Kauf nehmen kann. Überhaupt die Kinder — ‚ein Riß zwischen Eheleuten geht immer mitten durch das Herz der Kinder‘, sagt Friedrich Spielhagen und er hat recht. In all den schönen Predigten über freie Liebe und so weiter wird viel zu wenig an die Kinder und ihre Herzensbedürfnisse gedacht.“

Der Professor blickte eine Weile sinnend vor sich hin. „Ich habe mir im ganzen über diese Dinge, die mir sehr fern liegen, wenig den Kopf zerbrochen,“ sagte er dann, „daß im modernen Eheleben aber vieles faul ist, sieht jeder, der nicht ganz hinter seinem eigenen Zaun verschwindet.“

„Ja,“ rief die Frau, „faul, es ist vieles faul in unserer modernen Gesellschaft, aber es wird nicht besser werden, solange man sich gegen die eigentlichen Ursachen des Leidens blind stellt. Unsere Gesellschaft ist wie ein schöner Garten, in dem die besten Bäume krank sind. Aber anstatt die immer noch lebenskräftigen auf vernünftigem Wege auszuheilen, kommen nun die einen und wollen die Schäden verdecken, indem sie die kahlen Äste mit künstlichen Blättern umkleiden und Rinde über das faule Holz nageln. Und die anderen, unsere Radikalen, rufen nach Axt und Säge, um alles dem Erdboden gleich zu machen. Beides aber ist falsch. Unter der künstlichen Verdeckung wuchert der Krebsschaden immer weiter, und wollte man einfach alles abhauen — nun, da hätte man statt des Gartens eine Steppe, in der die Menschen von der Sonne versengt würden, ehe eine neue Kultur ihnen notdürftigen Schatten gäbe.“

Der Professor hatte aufmerksam zugehört, während seine Finger mit dem Garnknäuel seiner strickenden Gattin spielten. Nun warf er dasselbe in den Becher zurück und fragte nachdenklich: „Und hältst Du den Krebsschaden der modernen Ehe für heilbar?“

„Gewiß,“ rief die Frau lebhaft, „aber ich weiß nicht, ob unser Geschlecht schon reif dazu ist, denn nur wenige sehen die wahren Ursachen ein. Sieh Dir einmal eine recht glückliche, bis an ihr Ende glücklich bleibende Ehe an — es sind stets moralische, sittlich hochstehende Menschen, die sie führen. Wie sieht es aber mit der Sittlichkeit in unserer Gesellschaft von hoch bis niedrig aus? Wie der größere Teil unserer männlichen Jugend lebt, darf ich Dir wohl nicht auseinandersetzen, je höher hinauf auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, je tiefer hinein in die Goldregion, desto schlimmer.

„Eine Ehe wird mehr aus äußeren Ursachen geschlossen und von Achtung vor ihrer Heiligkeit findet sich keine Spur. Der Mann hat nach wie vor seine Liebschaften, scheut sich vielleicht nicht einmal vor seinen erwachsenen Söhnen, die sich ein Beispiel an ihm nehmen, und die Frau verkümmert neben ihm oder entschädigt sich auf andere Art, vielleicht durch hohles Gesellschaftsleben, wenn sie sich nicht auch einen ‚Hausfreund‘ hält. Der Luxus steigt rapide auf allen Gebieten, das natürliche Einkommen reicht nirgend mehr zur Gründung eines eigenen Herdes hin, die ‚Zulage‘ ist unerläßlich. Also die Folge? Tüchtige, ehrenhafte Männer heiraten ohne Neigung seichte, oberflächliche, vielleicht lieberliche Frauen, wenn sie nur Geld haben, und junge unschuldige Mädchen werfen sich ganz verlebten Roués in die Arme, um eine glänzende Stellung in der Welt zu haben. Nachher giebt es unglückliche, oder wenigstens gleichgültige Ehen und häufig kranke Nachkommenschaft.“

„Du zeichnest schwarz, Anna, es sieht zum Glück nicht überall so aus,“ warf der Professor ein.

„Nein, nicht überall,“ bestätigte die Frau, „darum halte ich eine Besserung für möglich. Schafft uns moralische Männer, die vor Sittenlosigkeit und Ehebruch zurückschrecken wie vor entehrendem Diebstahl, schafft uns anspruchlose Frauen, die häusliches Glück höher stellen als einen hohen Titel, und die Zahl der glücklichen Ehen wird sich heben. Und wenn Ihr dann noch die Ehescheidung erleichtert, statt sie zu erschweren, damit den Unglücklichen, die sich in der Wahl ihrer Lebensgefährten täuschten, eine Besserung ermöglicht wird — traurig bleibt ihr Los ohnehin — so habt Ihr den Weg eingeschlagen, der nach und nach zum Heil führt. Die freie Liebe, gesetzlich eingeführt, macht dagegen die ganze Welt zu einem großen Freudenhause.“

„Ich glaube, Du verlangst zu viel, Anna,“ wendete der Professor ein, „Du kannst einen jungen Mann und ein Mädchen nicht in eine Reihe stellen.“

„Das thue ich auch nicht,“ eiferte die Frau, „wenn junges heißes Blut einmal über die Schnur schlägt, bin ich die letzte, es zu verdammen, ich ziehe nur gegen die gewohnheitsmäßige Unsittlichkeit zu Felde, die den Grund zu unsagbarem Elend nach allen Richtungen hin legt.“

„Ich muß Dir im großen und ganzen recht geben,“ pflichtete der Professor bei, „doch würdest Du immer Ausnahmen zugeben müssen. Auch das allervortrefflichste Moralgesetz bedingt immer einen gewissen Zwang, und es wird stets Naturen geben, die sich dagegen auflehnen.“

„Gewiß, Friedrich, es giebt und hat stets Menschen gegeben, die zu groß waren für die engen Gesetze der Durchschnittswelt. Sie zerbrachen sie und man vergab es ihnen und wird es ihnen, um ihrer Größe willen, ferner vergeben. Und es giebt und hat Menschen gegeben, die diese Gesetze absichtlich durchbrachen, damit man sie für groß halten sollte. Für diese wird man nur ein Wort des verächtlichen Mitleids haben. Aber Gesetze aufheben oder ausnahmsweise ihre Übertretung entschuldigen, ist doch zweierlei.“

Frau Niederstetter hatte das Strickzeug aus der

Hand gelegt und strich sich nun über das erhitzte Gesicht. Ihr Gatte betrachtete sie liebevoll von der Seite, dann stand er auf und schloß sie liebevoll in die Arme.

„Wie heiß Du Dich wieder geredet hast, Du liebe Weltverbesserin.“

Die alte Dame richtete sich auf, schlang ihre Hände zärtlich um das kahl gewordene Haupt ihres Mannes, so zärtlich wie sie sie einst um das braune Gelock des Bräutigams geschlungen hatte, und sah ihm innig in das faltige Gesicht.

„Wenn man so glücklich ist wie ich, mein Friedrich, nun schon volle fünfunddreißig Jahre, dann wünscht man noch recht vielen ein solches Glück und grämt sich, daß sie es sich selbst zerstören.“

Der Professor setzte sich wieder und zog die Gattin auf sein Knie. „Wir hätten keine Trauung gebraucht, Ännchen,“ scherzte er, „unsere Ehe hätte auch so gehalten.“

„Ja, sie hätte gehalten, mein Friedrich, uns aber war es auch von Anfang an heiliger Ernst mit unserer Liebe und Ehe. Ich denke mir, wer so gar arg gegen den Zwang eifert, will sich nur ein Hinterthürchen zum Entwischen offen lassen, weil er sich selbst nicht traut.“

Der Professor antwortete nicht, er streichelte und küßte das liebe alte Gesicht der Gattin, als wären die fünfunddreißig Jahre ein Traum gewesen und er hielte die jugendliche Braut in den Armen. Sie waren beide zusammen alt geworden, aber ihre Herzen waren jung geblieben.

Im Zimmer knarrte eine Thür. „Großmama, Großpapa,“ rief eine frische Kinderstimme, „wo seid Ihr?“ —

Und das alte Liebespaar sprang in die Höhe, als sei es auf einem Unrecht ertappt.

XIII.

Zwei alte, lebensmüde Augen hatten sich geschlossen — Frau Liebke war schlafen gegangen, aber zwei junge hatten sich dafür aufgethan und blickten aus dem Gesichtchen ihrer Urenkelin. Alma hatte ein Töchterchen.

Der Todesengel war hart an ihrem Lager vorübergegangen, aber er war doch gegangen, ohne sie mitzunehmen, und nun saß sie lächelnden Angesichts in der Sofaecke neben Schmieder und hielt ihr Kindchen im Arm. Es war eine böse, böse Zeit gewesen, die nun hinter ihr lag. Scenen wie die am zweiten Weihnachtsfeiertage hatten sich, wenn auch nicht ganz so schlimm, noch öfter wiederholt. Therese, die blonde Coupletsängerin, hatte sich ganz an ihr Haus attachiert, seitdem sie, aus Furcht vor Hans, ihr freundlich begegnet war. Alma aber war vor Eifersucht fast vergangen.

Ihr Gesundheitszustand hatte sich seit dem Januar zwar sehr gebessert, ihre äußere Erscheinung sich aber von Woche zu Woche verschlechtert und sie hatte es nicht über sich gewinnen können, so unter Menschen zu gehen. Mit fast krankhafter Scheu verkroch sie sich in ihrer dunklen, unfreundlichen Wohnung und brachte Schmieder damit in Zorn. Er sah die Beweggründe, die sie trieben, sich vor den Augen ihrer Mitmenschen zu verstecken, nicht ein und wollte ihre Gesellschaft nicht missen, wenn er Sonntags oder nach Feierabend ausging.

Zuweilen setzte er sein Stück durch und sie begleitete ihn, um sich in die dunkelste, schlechteste Ecke des Saales oder Gartens zu setzen und durch eine unnahbare Miene jede Annäherung seiner Genossen abzuwehren. Noch öfter aber ging Schmieder allein aus, nachdem es eine heftige Scene zwischen ihnen gegeben hatte, suchte sich dann andere Frauen auf, und Alma, der solche Vorkommnisse stets zugetragen wurden, verzehrte sich vor Eifersucht. Sie machte ihm keine Vorwürfe mehr, aber sie sprach oft in elegischen Tönen von der Zeit, da eine andere, hübschere und gesündere an ihrer Stelle sein würde und machte ihn damit geradezu rasend.

Als aber ihre schwere Stunde kam, als er sie leiden und tagelang zwischen Leben und Tod schweben sah, war alle Unbill vergessen. Er rührte sich nicht von ihrem Schmerzenslager, küßte ihre Hände und bat sie himmelhoch, ihn nicht zu verlassen, als ob sie Herrin über Leben und Tod sei.

Und wirklich schien das Bewußtsein seiner unverminderten Liebe ihre Lebenskraft anzufrischen. Die Gefahr ging vorüber, aber ein langes Siechtum folgte und seine Geduld wurde wieder auf die Probe gestellt. Ein paar Wochen hielt er aus, als aber vier seit der Geburt der Kleinen vergangen waren und Alma immer noch vor Schwäche den größten Teil des Tages auf dem Sofa lag und ihre Wirtschaft in Unordnung und Staub verkam, wurde es ihm unbehaglich in seinem Hause und er suchte das Weite. Alma legte ihm nichts in den Weg, sie quälte ihn auch nicht mit Eifersucht, hatte er ihr doch in ihrer schweren Krankheit seine Liebe bewiesen, aber sie härmte und grämte sich heimlich über ihre Schwäche und schabete sich dadurch. Statt nach dem Wochenbett blühender und jugendlicher zu erscheinen, wie es bei gesunden Frauen der Fall ist, blieb sie hager und bleich und sah trotz ihrer Jugend verblüht aus.

Nun war die kleine Hanna schon zwei Monate alt, die Augustsonne schien über leere Stoppelfelder und die Großstadt begann sich wieder mit den Glücklichen zu füllen, denen ihre Verhältnisse eine ausgiebige Sommerfrische gestattet hatten. Schmieders gehörten natürlich nicht zu diesen Bevorzugten, aber die Zeit hatte auch hier günstig gewirkt, Alma war genesen und ihre Wohnung zeigte wieder die gewohnte Ordnung und Behaglichkeit; sie selbst fand wenigstens ab und zu etwas von der Heiterkeit wieder, die in der ersten Zeit ihrer Verbindung Schmieder entzückt hatte. Sie war in ihrem Gemüt ruhiger geworden, ihr Hans liebte, wie es schien, die kleine Hanna, das war ein Band mehr zwischen ihnen.

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sehnsucht.

So pochend mein Herz und so schweigend die Nacht; —
Die Sterne funkeln; hab einsam gewacht.
Noch gedacht und geschrieben bei Lampenschein,
Bis umflort sich mein Auge. — Wo magst Du sein, Du sein?

In den Rauch meiner Pfeife verweben sich
Deine Züge, wie blaß doch! Was quälet Dich?
So jung noch, o Jugend, o Mondenschein!
Längst dahin meine Jugend! Wo magst Du sein, Du sein?

Dumpf hallet vom Turme der Glockenschlag.
In wenig Stunden schon wird es Tag. —
Ob wohl ein freundlicher Traum Dich wiegt ein
Und Dir mein Bild zeigt? Wo magst Du sein?

C. Theodor Schultz.

Mann über Bord!

Von **Oswald Bergener.**

Die Nacht lag noch über der Stadt, den weiten Feldern und der stillen Meeresbucht, als der Sonderzug den Bahnhof verließ und schnaubend und rasselnd dem Norden entgegenrollte.

Zahlreiche Schlachtenbummler saßen, meist dicht gedrängt, in den trüb erleuchteten Wagenabteilungen. Ihr Ziel war das bevorstehende große Flottenmanöver zwischen den nördlichen Buchten und Inseln.

In einem Coupé zweiter Klasse saß ganz allein ein einzelner Herr. Er lehnte in den weichen Polstern, hatte die Augen geschlossen und träumte. Von der Decke fiel matter Lampenschimmer auf sein fahles, scharfgeschnittenes Gesicht. Selbst bei dieser vorsündflutlichen Beleuchtung verrieten seine Züge, daß er gewohnt sei, jeglicher Leidenschaft sich gierig, unersättlich hinzugeben.

Er schnarchte. Das that er nun freilich nicht aus Leidenschaft. Aber selbst in dem Schnarchen lag etwas Satanisches. Es hörte sich überaus rachgierig an, sein offener Mund gähnte abgrundweit, als wollte er allen Idealismus verschlingen und dafür sein materialistisches Gift ausspritzen.

Plötzlich blieb er mitten im Schnarchen stecken, die Melodie riß ab. Er schreckte empor, blinzelte mit den Augen und wollte sie eben wieder schließen, als es ihm plötzlich schien, als hocke vor ihm auf dem leeren Sitz irgend ein wunderliches Wesen, das keine Form noch Gestalt hatte.

Er riß die Augen weit auf und stierte das Etwas verwundert an. Je länger er es musterte, desto mehr gewann es deutliche Gestalt. Und endlich war das Ungetüm fix und fertig, formte sich nicht weiter um, sondern blieb wie es war und glotzte ihn trotzig an.

Es hockte auf dem Polster wie ein scheußlicher Klumpen — oben eine wilde Fratze mit Bockshörnern und Ziegenbart, in der Mitte wie ein ungeheurer, tätowierter Froschleib, unten mit einem Schwanz wie ein Affe und mit Tatzen wie ein ausgewachsener Jaguar, dazu trug es in den Spinnenfingern des rechten Armes eine mächtige, halbverkohlte Fackel — kurzum ein Wesen, scheußlich genug, den wütendsten Naturalisten in Entzücken zu stürzen.

Indessen überlief den einsamen Reisenden doch etwas wie eine Gänsehaut. Er faßte nach seiner Brusttasche — der Revolver war noch da. Und mit neu aufflackerndem Mut fragte er den abscheulichen Reisegefährten:

„He! Wer bist Du?“

Es erhob sich in dem Froschbauch ein Rasseln wie in einer eingerosteten Uhr, der man neue Gewichte anhängt, und nach dieser Ouvertüre sprach das Ungetüm:

„Ich bin Dein böses Gewissen.“

Es klang wie der Hahnenkraht bei Beginn des jüngsten Gerichts — der Unhold ging offenbar darauf aus, den einsamen Reisenden zum Grausen zu bringen. Sobald er schwieg, klang es aus seinem Bauche wie das unterirdische Hilferufen eines eingesperrten Uhus.

„Mein böses Gewissen?“

Der Herr — er hieß übrigens Brandwolf — fühlte ein heftiges Drücken an der Kehle. Er schluckte ein paarmal, dann ermannte er sich, lachte und sprach:

„Da ich kein böses Gewissen habe, maßest Du Dir entweder einen falschen Namen an — oder Du bist überhaupt nur ein Phantom. Fort mit Dir!“

Er schlug mit der Faust nach dem Ungetüm. Aber sobald er es berührte, prallte er wie von einem Gummikissen zurück, es überlief ihn ein eiskalter Schauer, und doch meinte er sich die Finger verbrannt zu haben. Er sank wieder in seine Polster hinein.

„Der Name thut nichts zur Sache,“ näselte das Scheusal, „nenne mich meinethalben Lämmchen —“

„Du wärst mir ein nettes Lämmchen. Eher scheinst Du mir ein Wolf, nicht in Schafskleidern, aber in einem aus allen möglichen Tierbehausungen zusammengestohlenen Proletarierhabit —“

„Proletarier! Gut, daß Du das Wort gebrauchst! Betrachten wir uns einmal die Landschaft draußen. Das Morgengrauen sickert durch die dicken Septembernebel. Siehst Du's?“

„Daran ist nicht viel zu sehen — öd und langweilig genug!“

„Schau näher hin! Es ist vielleicht doch ganz interessant.“

Unheimlich erwachte wieder das unterirdische Uhugelächter: Hilfe! Hilfe! Brandwolf schielte mit unangenehmen Empfindungen nach dem buntscheckigen Froschbauch. Dann starrte er in die weißgrauen Morgennebel hinaus.

Es regte sich dort. Es schien sich eine lange, breite, mit hohen Häusern besetzte Straße zu öffnen, es begannen sich menschliche Gestalten abzuheben, es entwickelte sich ein großstädtisches, aufgeregtes Leben mit Pferdebahnen, Droschken, Omnibusgespannen, Dienstleuten, Juden und anderen Menschen, auch Litfaßsäulen — und in Windeseile jagten die Bilder neben dem rasselnden Zuge her.

Auf einmal fuhren die Nebel wild durcheinander, Männer und Weiber, teils lumpige Proletarier, teils Arbeitergestalten in anständigem Kittel — sie fuchtelten und schrieen durcheinander wie Besessene, schwenkten rote Fahnen und tranken unmäßig viel Branntwein.

Der Unhold wies mit der schwarzgekohlten Fackel hinaus.

„Dein Werk!" sprach er mit fröstelnerregendem Hohn.

Man sah die Aufgeregten die wenigen Groschen, die sie in ihren Taschen fanden, in einen ungeheueren Topf schleudern. Darauf kam ein einzelner Mann, sie schrieen ihm alle in wahnsinnigem Eifer zu wie die blöden Heiden ihrem Götzenpriester, und sahen mit Wonnegeheul, wie er den Inhalt des Topfes in seine unermeßlichen Taschen füllte.

„Soll ich diesem Bilde eine Unterschrift geben?" höhnte das hockende Scheusal, und nach einem Uhu-Intermezzo krähte es: „Die Unterschrift lautete: Hier steuert der vierte Stand in die socialdemokratische Ortskasse — dort nähert sich der gefeierte Agitator und holt sich ein Sümmchen zum Wohlleben, insbesondere für eine Fahrkarte zweiter Klasse. Tableau? Nicht wahr?"

„Was soll der Zauber?"

Brandwolf suchte möglichst barsch zu sein.

„Nur zu Deiner Ergötzung, mein Lieber," war die Antwort, „auf der langweiligen Fahrt — in der zweiten Klasse! Du hast doch auch Dein Billet sicher in der Tasche, ehrwürdiger Socialistenführer? — Es hängt viel Schweiß daran, Schweiß und Thränen armer Mütter — viele Thränen!"

„Schweig, Du Unhold!"

„Gut, ich schweige — aber die Nebel werden reden!"

Stumm wies er wieder zum Fenster hinaus.

Man sah die eleganten Läden der Großstadt, die Schaufenster mit den unzähligen Modewaren und anderen Dingen, an denen so manches arme Mädchen, so manches müde Mütterchen mit heißen Augen gearbeitet und gestichelt, an denen so manche geschickte Arbeiterfaust ihre Kunst bewiesen und Wochenlohn auf Wochenlohn verdient hatte — unzählige Gegenstände, die durch das eifrige Schaffen unzähliger Hände, das Prüfen und Überlegen unzähliger Köpfe, das scharfe Sehen und Untersuchen unzähliger Augen geadelt, geheiligt waren.

Ein wüster Pöbelhaufe brach in die Läden hinein, schrie, zerstörte, raubte, plünderte, verwüstete im Blödwahn das Selbstgeschaffene, die Frucht der eigenen Arbeit — rußige Fabrikgesellen suchten wie in Tobanfällen die eisernen Öfen zu zerschlagen, deren kunstvoll verzierte Platten sie selbst mit, vielleicht unbewußter, Freude an den schönen Figuren gegossen hatten.

„Ein lächerliches Bild!" krächzte der Unhold; „unterschreiben wir es: Das Volk, von seinem Führer zum Streik, zum Aufruhr gehetzt, trifft mit seiner wahnsinnigen Wut nicht die, die es treffen will — — es schlägt sich selbst!"

„Wie ergötzlich!" höhnte er weiter, „das rast und wütet gegen sich selbst, als würde es dafür bezahlt. Siehst Du — Dich selbst dort hinten — in dem behaglichen Zimmer, im Fauteuil, hinter verschlossener Thür? Du lauschest dem Aufruhr in den Straßen. Vor Dir auf dem Tisch blinkt der Revolver. Wenn sie auch in Dein Tusculum dringen und von Dir begehren, daß Du mit ihnen thust, daß Du Dein Gold unter sie schleuderst, damit sie ihre Kupferpfennige wieder herausklauben, so wirst Du sie niederschießen wie tolle Hunde. Hihi! Ein vortrefflicher Gedanke!"

„Schweig, entsetzliche Kreatur!"

Wütend riß Brandwolf seinen Revolver aus der Tasche.

„Steck ein!" hohnlächelte das Vis-à-vis; „ich bin keiner von den Unglücklichen, die Du wie eine Hammelherde hast in den Abgrund springen lassen."

Eine unheimliche Stille trat ein. Draußen kochte und gärte es weiter im Nebel. Zahllose Arbeiterstuben öffneten sich, überall schmachteten die Familien der Streikenden im Elend. Die alte sterbenskranke Großmutter verlangte nach der schmerzenlindernden Medizin; aber nicht ein Pfennig mehr da, der Alten zu helfen. Schluchzend lag ihre Tochter, die Arbeiterfrau, auf den Knieen an dem Bette. Sie sieht ihr Mütterchen dahinsterben, ohne Hilfe und Rettung — —

Hungernde Kinder — —!

„Natürlich — hungernde Kinder!" sprach das gräßliche Ungetüm; „was ist an hungernden Kindern gelegen? Man liest davon in jedem modernen Roman — aber von all den Romanen werden die Kinder nicht satt. Und am Ende ist es nicht einmal so schlimm, wenn die kleinen Bälger schon jetzt langsam verhungern. So werden sie nicht hochwachsen in dem wüsten Materialismus, in dem alles Heilige begeifernden Irrwahn socialer Propheten. Sieh, Du braver, ehrenwerter Socialistenführer, Deine That bringt Segen über Segen! Sie sterben alle hin wie die Fliegen — dadurch entziehst Du Dir selbst die Rekruten für Deine zukünftigen Revolutionsheere!

„Hast Du Deine Fahrkarte zweiter Klasse auch fest? Dieser Sonderzug führt leider nicht die Dir mehr zusagende erste Klasse!" höhnte es weiter, und Uhugeschrei erwachte drohend in allen Wagenecken — haarsträubend! Schaudernd duckte sich Brandwolf in die Polster.

Der Unhold schwenkte wie ein Kapellmeister leicht mit der Fackel! Sogleich wieder Totenstille! Draußen ein neues Bild!

Polizeimacht, von Militär unterstützt, suchte die wüsten Horden von dem Schauplatz ihrer socialistischen Weltverbesserungsversuche, aus den zersplitterten Ladenfenstern, aus den mit Schmutz besudelten Kirchen hinauszutreiben.

„Die Bestie wehrt sich!" grinste das hockende Ungetüm, „sie springt dem Polizisten an die Kehle, sie reißt ihm Augen und Stirnhaut herunter — der Infanterist sticht der Bestie das Bajonett in die Brust! Nur zwei Menschenleben! Warum? Das kümmert Dich nicht, mein lieber Freund! Wenn Du nur zweiter Klasse durch die Welt reisen kannst, so mögen die, denen Du mit Deinen Hetzreden die Groschen für Dein Billet entlockt hast, vierter Klasse zur Hölle fahren! Was kümmert's Dich? Jedem Hänschen sein Schwänzchen! Mach Dir das nur klar: von den Versammlungsabenden her, wo Du Dich mit dem armen Teufel verbrüdertest, bist Du nur scheinbar mit ihm Arm in Arm einem wüsten Ideal nachgetaumelt. In Wahrheit gingen von dem Tage an, wo sie Deinen Ideen verfielen, Eure Wege diametral auseinander: der arme Teufel stieg in das Unglück des Ausstandes hinunter, Du in ein selbstherrliches Wohlleben hinauf! Hihihi! Juhu! Hilfe! Hilfe! Eine wunderschöne Fahrt im Morgennebel, zum Flottenmanöver! Wirklich, ich freue mich, mit Dir zu reisen!

„Aber sieh, es wird heller! Oben auf den Nebelwolken zeigt sich ein Rosenschimmer! Wird Dir nicht unheimlich, Du lieblicher Sohn der Nacht?"

Das Scheusal streckte langsam eine Hintertatze vor, als wollte es nach seinem Opfer greifen. Wild schrie es auf:

„Feuer! Mordio! Du brennst!"

Es packte die erloschene Fackel fester, und rasselnd fuhren die ersten Hiebe nieder auf das Haupt des Überraschten. Schauernd vor Schrecken riß er zum zweiten Mal den Revolver heraus, zielte und schoß. Aber die Kugeln prallten

ab von dem entsetzlichen Froschleib. Schuß auf Schuß folgte, jeder beantwortet von einem schauerlichen „Juhu!“ Aber alle die Kugeln schlugen zurück und sausten ihm selbst um die Ohren.

Nun stürzte sich das Greuel wütend über ihn her und bearbeitete ihn mit der Fackel, bis Funken umhersprühten. Entsetzt sprang der Gepeinigte in dem Waggon umher, die Bestie saß ihm im Nacken wie ein Jockey und krallte ihn, daß er aufschrie vor Grausen.

Endlich die Station! Er stürzte auf den Bahnsteig hinaus, er floh durch die Menge, durch die Straßen, hinunter zum Wasser, zum Landungsplatz, dort wo die Dampfer lagen, wo die Menschenmenge hin und her wogte und drängte und schob, um eine Fahrgelegenheit zu erwischen hinaus in das offene Meer zum Flottenmanöver, zum Kaisermanöver.

Mit gräßlichem Hihihi hetzte ihn das böse Gewissen vorwärts, als wäre er ein Gaul auf der Rennbahn. Er erregte Wut und zornige Püffe bei den Menschen, die er zur Seite stieß, um an den Billetschalter zu gelangen.

Endlich war er im Besitz des Scheines.

„Fahre Du nur erste Kajüte!“ heulte ihm das Scheusal in die Ohren; „so wirst Du die entsetzlichen, thränentriefenden Sparpfennige armer Leute schneller los!“

Er stürzte auf Deck. Er floh in die Kajüte hinunter — und rastlos hetzend saß der entsetzliche Jockey in seinem Nacken.

Als dann der dumpfe Pfiff des Dampfers erscholl, als die Wogen aufrauschten wie ein gewaltsam geöffnetes Buch, als das Schiff in die dicken Nebel hinaussteuerte, da fuhr es um ihn her wie ein rasender Sturmwind. Aus dem unerschöpflichen Meeresdunst geboren, stürzten alle die weinenden Mütter, die klagenden Kinder, die fluchenden Väter auf ihn ein wie die wilde Jagd in den Nachtschauern des Harzes, und tausend Fäuste streckten sich nach ihm aus, ihm Leib und Seele zu zerfetzen.

Grausen und Entsetzen trieb ihn von einem Bord zum andern. Weit drüben im Nebelschoß erwachte das Geheul der Torpedosignale — ihm war es das Geheul seiner unglücklichen, verhetzten Opfer.

Mit rasendem Ingrimm stürzte ihm von neuem der Unhold in den Nacken. Er fühlte die entsetzlichen Krallen und Spinnenfinger, die scheußliche Kälte des Froschleibes, er hörte das markerschütternde: Hilfe! Hilfe! — er fühlte die rasselnden Hiebe der zersplitterten Fackel, Funken umstoben ihn, plötzlich zuckte es um ihn auf wie Flammen — „Feuer! Feuer!“ schrie er in seinem Wahnsinn, und: „Feuer! Mordio!“ heulte der Unhold in zweiter Stimme. Er erhob ein Geschrei, als fühle er sich schon zerrissen von den tausend knöchernen Armen. Das Feuer lief an seinem Leibe entlang, Flammen sausten um ihn empor, die Verzweiflung stieß ihn hin und her, er wollte sich auf das Backbordgeländer schwingen — —

Plötzlich fühlte er eine schwere Faust in seinem Nacken — der Wahnsinnige sollte dingfest gemacht werden. Aber ihm schien es, als klammere das Ungetüm seine Tatzen um seinen Hals, um ihn zu erdrosseln — — er sah die knochigen Fäuste der Schreckgespenster nach ihm langen, er fühlte sich gepackt, gezerrt an Haaren und Händen — — —

Da mit einem gellenden Aufschrei stürzte er über Bord, in die See. Auf spritzte die Flut, zornig, wild schaudernd über den unwillkommenen Gast, und mit gräßlichem „Juhu!“ und Siegesgeheul tauchte ihm der Kobold nach in den Meeresschoß — — —

Weiter schoß das Schiff. Der Nebel riß auseinander wie ein gewaltiger Vorhang. Auf einen Zauberschlag öffnete sich die Weite, rechts und links bäumten sich die Dünste zur Seite, der bewundernde Blick floh über das blaue plätschernde Meer weit hinaus zu der stolzen Linie der Kriegsschiffe, der trotzigen Repräsentanten der Staatsgewalt.

Und oben herein, von dem entzückend blauen Himmel, lachte die goldene Morgensonne herab auf die hoffnungsfreudige Menschenmenge.

Rosenlieder.

1.

Das war die Zeit der Rosenpracht,
Verwelkt sind die duftenden Blüten,
Verweht ist Johannis Zaubernacht,
Erloschen die Glut, die so heiß entfacht,
O Herz, Du thatst Dich nicht hüten!

Dir blieb jetzt ein heißes Sehnen zurück,
Wie willst Du die Flamme kühlen,
Entbehrst Du das wonnige, selige Glück:
Den Schlag ihres Herzens, den süßen Blick
Und Lippe auf Lippe zu fühlen?

Nun spinne Dich wieder in Trauern ein,
Dein Rosentraum nahm ein Ende,
Du thörichtes Herz, o merke Dir fein:
Es blühen die holdesten Röselein
Zur Sommersonnenwende.

2.

Wohl bin ich wieder am trauten Ort,
Doch die Rosen sind hin, der Sommer ist fort,
Die Schwalbe breitet schon ihre Flügel
Zum letzten Zug über Thal und Hügel,
Der Sonne scheidender Abendglanz
Schmückt goldig verklärend der Höhen Kranz.
Durch meine Seele ein Weinen geht:
O Sommer, o Rosen, wie seid Ihr verweht.

M. M.

Ihr Ideal.

Eine moderne Ehegeschichte von **Georg A. Albert.**

I.

Er stand allein in der Welt und besaß nichts, was er hätte lieben können. Als eine Waise hatten sie ihn auf Kosten der Gemeinde erzogen, streng, nachsichtslos, nach jener erzieherischen Methode, die die frühe Jugend unter einem harten Zwange hält, damit das aufstrebende, wuchernde Böse im Kinderherzen von vornherein im Keime erstickt werde.

Es war eine schlimme Zeit, die er in jenem Hause verbrachte — eine Zeit der stummen Thränen und stillen Sehnsucht nach einem warmblickenden Auge und fühlenden Herzen, wie es jene arme Frau für ihn hatte, der er einst mit stammelndem, jauchzendem Munde das heilige Wort: Mutter! entgegenrief.

Dann gab man ihn in die Lehre mit der Schuld: „Der Gemeinde, dem Staate dadurch zu danken, daß er ein braver, tüchtiger, nützlicher Bürger würde,“ wie der Waisenvater in seiner Entlassungsrede an die in die Welt eintretenden gefirmelten Zöglinge der Anstalt betonte.

So trat er ins Leben — und die Arbeit wurde ihm alles: seine Liebe, sein Ehrgeiz, seine Befriedigung. Er schuf an sich rastlos, mit versteckter Energie, ohne Erregung und Hast, ganz in der leidenschaftslosen Ergebenheit seiner Jugend, der der Gehorsam und die Pflicht über alles gestellt wurde. Ja, er schuldete die rastlose Arbeit sich selbst und der Menschheit, die ihn als ein zukünftiges gemeinnütziges Mitglied erhalten wollte. Und fern — ganz fern blinkten ihm stille, trauernde Kinderaugen entgegen — streckten sich Hände nach ihm, die von frühem Schaffen rauh und rissig geworden, gleich den seinen — drängten sich vereinsamte, frierende Herzen nach einem Sonnenstrahle echter Liebe. O, er hatte sie hinschwinden sehen, losgelöst vom warmquellenden Born der elterlichen Sorge und Zärtlichkeit, eingepfercht in die leblosen, starren Lehrsätze einer kalten Theorie, wie die Blume, der der erquickende Regen fehlt. Die kleinen Gräber drängten sich oft nächtlich vor sein inneres Auge und der Klagegesang aus Kindermunde stieg auf zum Himmel, zum wahren Vater aller Waisen, den man sie lieben gelehrt hatte, und den sie mit jener zitternden Furcht und Scheu begriffen, wie jenen, der ihnen für diese Welt als strenger Richter gesetzt war.

Ein einfacher Arbeiter sollte und wollte er nur werden. Aber die in ihm schlummernde, unablässig hervorbrechende, von ihm selbst nicht beachtete, nur halb verstandene Begabung machte ihn zum Künstler. Erst der Zufall sandte ihm Anerkennung und Hilfe für seine Talente. Sie hob ihn aus der Handlangerschaft heraus zur Höhe geistiger Selbständigkeit, sie gab ihm eine neue gesellschaftliche Bedeutung. Doch im Grunde seines verschüchterten Wesens wurzelte die Bescheidenheit.

So kam er zu jenem Mann, dessen Vertretung in den Geschäften er übernommen hatte, und der seine wirtschaftliche Rettung ihm, als einer bekannten, hervorragenden Kraft, vertrauensvoll in die Hände legte. Es gelang ihm. Die gleichmäßige Stetigkeit seines Wesens, unbeirrt von Außendingen, wurde zu starken Pfeilern für ein erschüttertes Haus. Und mit der Achtung und Dankbarkeit für sein treues, selbstloses Schaffen widmete ihm der kränkliche Chef seine Freundschaft. Dann sprach er von seinem Kinde, das er an einer solchen starken Brust geborgen wisse — daß er ihn von Herzen „Sohn" nennen möchte.

Der ehemalige arme Waisenknabe zitterte vor dieser Idee. Ihm schwebte die hohe, majestätische Gestalt jenes Mädchens vor, das der alte Herr „Tochter" nannte, und dessen Würde und Vornehmheit ihn in respektvoller Ferne gehalten hatten.

„Ihre Teilnahme für mich geht zu weit —" brachte der Vertreter mit stillem Aufblick zum Chef mühsam hervor. „Ich kann Ihnen wohl ein Mitarbeiter, aber nicht mehr sein."

„Nicht mein Freund?" fragte der alte Herr aus seinem Lehnstuhl lächelnd herüber. „Und Sie waren doch mein Retter, Gustav — und können mein Freund nicht sein?"

Der junge Mann blickte zu Boden.

„Sie haben sich nicht allein meine Dankbarkeit, sondern auch meine Liebe erworben," fuhr er fort. „Ich trage Ihnen das Beste an, was ich besitze — mein Kind — und es ist nicht nur der dankbare, sondern zugleich auch der besorgte Vater, der zu Ihnen spricht. — Sehen Sie, Gustav, als ich Sie für mein wankendes Haus anwarb, sollten Sie mir eine bezahlte Kraft sein — wir hatten keine anderen Beziehungen im Leben. Mein Nutzen und der Ihre waren die Motive. Und auch jetzt, diesen Augenblick bin ich nicht frei von selbstsüchtiger Berechnung: Ich will Sie mir dauernd erhalten, weil ich weiß, daß die Last der Geschäfte, welche jetzt auf Ihren Schultern ruht, weder von mir noch von einem anderen mit gleichem Erfolge aufgenommen werden kann. Und um Sie mir dauernd zu erhalten, möchte ich in Ihnen meinen einstigen Sohn und Nachfolger sehen."

„Ich werde Sie auch ohne das nicht verlassen, Herr Eckard," versetzte Gustav fest.

Der leidende Chef neigte ein wenig das Haupt.

„Und wenn ich nicht mehr bin?" fragte er leise und blickte unsicher vor sich hin. „Es geht mit Riesenschritten abwärts, mein Freund — nur kurze Zeit bleibt mir noch — ich möchte ruhig sterben können — und Ihnen diese Ruhe zu danken haben."

„Herr Eckard!" rief der Vertreter mit gedämpfter, bebender Stimme.

„Kommen Sie hierher," bat der Kranke mit einladender Handbewegung auf das ihm näher stehende Sofa weisend.

Der junge Mann gehorchte schweigend.

„Ich habe in dieser Welt von Selbstsucht nur wenige so selbstlose, gute Menschen kennen gelernt wie Sie," sagte er, „niemals eine so bescheidene, verläßliche Natur wie Sie. Es ist der einzige Vorwurf, den ich Ihnen zu machen habe. — Diese Bescheidenheit hat Sie Ihre ganze wertvolle Person unterschätzen lassen. Sie wissen, wer ich war, als Sie kamen — und Sie wissen, wer ich jetzt bin, da Sie seit fünf Jahren bei mir sind. Ich habe Ihnen alles zu danken — ohne Ihnen den Anteil gegeben zu haben, den Sie gerechter- und klugerweise zu fordern hätten. Ich stehe tief in Ihrer Schuld, Gustav. — Es ist so!" bestätigte er, dem ihn mit einer Ablehnung Unterbrechenden die Hand auf den Arm legend. „Nun aber stehe ich vor der Abrechnung — und ich frage Sie nochmals: wollen Sie mein Tochtermann werden? Ich will Ihr Schicksal und das meines Kindes bestimmend festlegen, weil ich weiß, daß für Sie und mich und Alice nicht besser gesorgt werden kann. Mit meinem Kinde zugleich will ich Ihnen mein ganzes Erbe übergeben. — Wollen Sie, lieber Gustav?"

Die Brust des jungen Mannes hob und senkte sich wie unter starkem Druck. Er blickte kämpfend, bedrückt und verloren vor sich hin. Eine tiefe Röte verbreitete sich über seine Wangen, als er erwiderte:

„Sie sprechen in Ihrer Güte so bestimmt, daß ich glauben muß, gegen alle eigene Einsicht und nie gewagte Hoffnung: Ihrem Fräulein Tochter wäre ich einigermaßen ein Gegenstand des Interesses?"

Der alte Herr begegnete dem zögernd und verschleiert auf sich gerichteten Blicke seines Vertreters mit Lächeln.

„Davon hatten Sie keine Ahnung?" fragte er wie neckisch, doch nicht ganz sicher.

„In der That — nein," stammelte der junge Mann unter neuem, fassungslosem Erröten. „Ich meinte — ich glaubte bemerkt zu haben — —"

„Daß ein anderer ein Anrecht auf ihr Herz hätte?" vollendete der Chef den bescheiden und zart gegebenen Einwurf. „Das ist gewesen, lieber Gustav! Alice träumte einmal — wie junge Leute wohl thun — dem Ernste gegenüber hat diese leichte Neigung nicht Stich gehalten. Sie legen doch darauf kein Gewicht — auf eine harmlose Episode, deren Ende über ein Jahr zurückdatiert?"

Gustav schüttelte den Kopf.

„So werde ich Alice rufen lassen, damit Sie eine gegenseitige nötige Aussprache finden,“ meinte der Fabrikherr und erhob sich mühsam.

Der junge Mann hielt ihn indes zurück.

„Ich bitte Sie, erlassen Sie mir für diesen Augenblick die Begegnung,“ bat er unruhig. „Diese unerhoffte Eröffnung findet mich nicht genügend vorbereitet — ich bin etwas verwirrt —“

„So gehen Sie nur, lieber Sohn,“ versetzte Herr Eckard, ihm liebevoll beide Hände auf die breiten Schultern legend. „Sie werden sich jetzt auch ohne mein Hinzuthun beide zurechtfinden. — Aber Sie können mir doch die beruhigende Versicherung geben, daß mein Antrag bei Ihnen nicht auf eine ausgesprochene Abneigung stößt?“ setzte er ernst und mit leiser Besorgnis hinzu.

„Ich bin Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter von ganzem Herzen ergeben,“ meinte der junge Mann bewegt und drückte dankbar die ihm dargereichten Hände des alten Herrn. „Sie ahnen nicht — Ich habe noch nicht gelernt, ein unerwartetes Glück zu verstehen.“

Damit verließ er in einer Art von Taumel das Zimmer.

Zunächst keines bestimmten Gedankens fähig, suchte er sein einfaches Heim auf. Hier überließ er sich einer ihm ganz neuen Empfindung, die durch die Entdeckung wach gerufen war, daß die stolze Tochter seines Chefs ihn mit mehr als einem gewöhnlichen kühlen Interesse betrachte, und die in ihm nun mächtig zu wachsen begann. Es war mehr ein Schrecken als ein Triumph, der sein Herz erbeben ließ. Er stand vor der Thatsache, daß ein Weib seine Huldigungen anzunehmen bereit war — ein Weib, wie dieses, dessen äußere und innere Eigenschaften ihn so weit von ihm entfernten, daß er nur mit einer gewissen scheuen Achtung und Verehrung zu ihr aufzublicken wagte. Denn bei aller Selbständigkeit und Abgeschlossenheit seines Wesens fühlte er in sich die Unfreiheit eines in der frühesten Jugend verschüchterten Ichs, das sich zu selbstsüchtigen Wünschen nur mit Überwindung vielseitiger Bedenken zu erheben vermochte. Für das Interesse des Nächsten dagegen hatte er, mit dem Verzicht auf alle eigenen Vorteile, den Einsatz seiner ganzen Kraft. Die Tochter seines Chefs gehörte zu jenen Naturen, die er im Willen und Handeln als ihm überlegen schätzte. Er hatte nie den Anspruch erhoben, daß sie in ihm eine jener geistigen Autoritäten anerkenne, vor denen sie sich beugte. Und er meinte in der That darin richtig zu fühlen, wenn er sich sagte: ihre kühne Seele erhebt sich himmelhoch über die Alltäglichkeit, der ich mein Nachdenken und meine Kräfte weihe; ihr idealer Flug übersieht mich auf dieser Erde. Dieses Vorrecht war ihr als Weib wohl gegeben — wie er denn ihrem Geschlechte überhaupt eine hohe Stellung zuerkannte.

Jetzt nun — durch jene Eröffnung ihres Vaters — deren seltsame Form ihm keine Bedenken einflößte, sah er in nächste Nähe gerückt sie, die er so weit von sich entfernt wähnte. Und Schauer und Bangigkeit beschlichen ihn neben dem fühlbar schnellen Aufkeimen eines ehemals schlummernden Samenkornes, das die sich zwischen ihnen beiden ausbreitende Unmöglichkeit einer intimeren Beziehung zu einander ohne befruchtenden Regen gelassen hatte. Das Bewußtsein des Glückes schlug in ihm mächtig Wurzel. In der natürlichen Betrachtungsweise seines einfachen Wesens grübelte er nicht viel dem Ursprung ihrer Neigung zu ihm nach. Die seine — das wußte er — war alsbald nach ihrer ersten Begegnung fast unbewußt und ununtersucht als eine Thorheit begraben worden. Sie wurde nun wieder erweckt durch den Zauber der Liebe und sein Gemüt umfing das Weib in ihr mit Innigkeit und stiller Inbrunst.

Aber als er ihrer Person gegenüberstand, drückte ihn die Hoheit ihres Wesens in seine Nichtigkeit zurück und er fand nicht den Mut, in der stolzen, geistreichen Schönheit die Geliebte seines geraden, warmquellenden Herzens zu suchen. Er empfand das mit leisem Schmerz — doch mußte er ihrer Eigenart das Lebensrecht zugestehen. Ihr konnte er nicht zürnen, wohl aber seiner inneren Unfreiheit, die ihn hinderte, im kühnen Anlauf von dem Glücke, das sie ihm durch das Geschenk ihrer Hand verhieß, Besitz zu nehmen.

Endlich gewann er es doch über sich, ihr von seiner Neigung zu sprechen.

„Ich sage nicht nein,“ erwiderte sie, sein Geständnis wie eine erwartete und gewohnte Huldigung entgegennehmend. „Ich sage aber auch nicht ja. — Hören Sie mich aufmerksam an,“ fuhr sie, ihm gleichmütig ins Auge blickend, fort: „Ihre Gefühle für mich ehren mich — denn Sie sind ein durchaus achtenswerter Mann. Mein Vater schätzt Sie über alles — ich schulde Ihnen mit meinem Vater zugleich Dankbarkeit. Eine Verbindung zwischen uns ist sein Wunsch, da er — mich nicht allein lassen will.“ Hier hielt sie nur mit Mühe einen jäh aufsteigenden kindlichen Schmerz zurück. „Ich habe mich während der Jahre Ihres Verkehrs in unserem Hause an Sie gewöhnt, ich habe nur Gutes von Ihnen denken gelernt — ich achte Sie gewiß als einen selten treuen Charakter — — aber —“ und sie erhob sich plötzlich — „ich liebe Sie nicht.“

Er zuckte, wie von einem Schlage getroffen, zusammen und wurde totenbleich. Sie sah die Wirkung und erschrak heftig.

„Ich liebe Sie noch nicht,“ setzte sie schnell hinzu, „noch weiß ich nicht, ob Sie mir nicht mehr werden könnten. Das ist eine Reserve, die ich meiner Wahrhaftigkeit schuldig bin. Erscheine ich Ihnen so noch begehrenswert — ist Ihnen an einer Gattin gelegen, die Sie achtet, so bin ich die Ihre — verlangen Sie dagegen eine brausende Leidenschaft, so muß ich mich Ihrer Werbung entziehen. Ich bin ihrer nicht mehr fähig. — Nun erklären Sie sich. Ich schätze Sie als einen ruhigen Menschen, der den Taumel der Leidenschaft nicht liebt — dem eine verständige Lebensgefährtin näher steht als eine Schwärmerin. Wollen Sie Bedenkzeit, so will ich sie Ihnen gerne gewähren, und Ihren Verzicht auf meine Hand will ich nicht als eine Beleidigung auffassen,“ sagte sie, seine Erwiderung gespannt erwartend.

Er hatte sich gefaßt und blickte sie fest an. Ihre zwingende, imponierende Erscheinung hielt ihn unter einem Bann von Liebe und Weh gefesselt. Aus ihrer scheinbar ruhigen und doch bewegten Stimme drang ein geheimnisvolles, lockendes Hoffen — sie selbst stand vor ihm wie ein fern schimmernder Stern, auf dem die irdische Sehnsucht die Seligkeit sucht. Die vielen Jahre zurückgedrängten Gefühls rannen wie entfesselte Ströme zu einem Meer zusammen und die aufgewühlten, schäumenden Wogen hielten ihn besinnungslos zwischen Himmel und Erde. Da ergriff er die armselige Planke, die ihm Rettung verhieß.

„Meines Gefühls für Sie bin ich nun sicher,“ versetzte er leise. „Ich habe einen Blumengarten erwartet und Sie bieten mir eine Wüste an. Aber ich will den öden Boden mit meinem Herzen beackern, daß er mir und Ihnen zum Paradies wird. Und darin werden Sie mich nie ermüden

sehen, Alice. Fürchten Sie nicht, daß ich verzweifeln werde. Wer, wie ich, einsam durch die Welt pilgerte und von ihren Freuden nur den schwachen Abglanz empfing, der läßt sich auch an dem Schatten des Glücks ohne allzugroße Schmerzen genügen. Ich werde mein Dasein schon preisen lernen, wenn ich durch meine warme Hingabe Ihren Augen einen freundlichen Schimmer erwecken, auf Ihre Lippen ein flüchtiges Lächeln zu zaubern vermag — ich will zufrieden sein, wenn ich Sie durch meine Sorge geborgen weiß."

Und er näherte sich ihr und zog ihre Hände, bevor sie es hindern konnte, an seine Lippen. Dann schied er.

Aber er ging als ein Hoffender, der in der Macht der Liebe die siegende Gewalt gefunden. Das Elend seiner Jugend sollte von dieser Stunde an hinter ihm versunken sein.

Mit Staunen, Bewunderung und Schrecken hatte sie ihn entlassen. Sein unvermuteter Entschluß kam ihr wie das Beginnen eines Unsinnigen vor. Wußte er, was er wagte — wer sie war? O, er hatte von dem Doppelsinn des Weibes keine Ahnung! Er konnte es unmöglich fassen, daß eine Frau diesem angehören wolle, um jenem als Ideal anzuhangen. Und doch war es so: sie konnte den heißgeliebten Gegenstand ihrer ersten Neigung nicht vergessen; er würde ihr ewig gegenwärtig sein und gegen ihn ein jeder andere als Pygmäe erscheinen

Und doch wiederum lag ein geheimnisvoller Reiz in der mutigen, opferfreudigen Liebe dieses einfachen Mannes, der sie bezwang und dem Schritte geneigter machte, als sie es für möglich hielt. Ihre sittlichen Bedenken kämpfte sie nieder im Hinblick auf die unzähligen täglichen Verbindungen gleichen losen Inhalts, die man „moderne Ehen" nennt. Ja, sie würde eine moderne Ehe eingehen, ohne Rausch — und ohne Verbindlichkeit, eine Ehe, wie die Gesellschaft sie verlangte und anerkannte, die für das Alleinsein einer Frau nur Mißhandlung und ein stachliches Urteil hat. Der Mann, der sich jetzt um sie bewarb, erschien ihr unter all den übrigen rohen Formen, in welchen sich ihr die Männerwelt im allgemeinen repräsentierte, als die sanfteste, uneigennützigste Natur, und so durfte sie sich die Sicherheit geben, daß sie bei dem, dessen Namen sie annahm, bleiben würde, die sie vordem war, ohne sich selbst verachten zu müssen. —

(Schluß folgt.)

Himmel und Erde.

Gleich silberfarbner Blüte winkt von fern
Aus duftigem Blau ein weißer Riesenstern.

Und Dir zu Füßen innig still vertraut
Ein kleines Veilchen auf der Wiese blaut.

Lockt Dich mit überirdischer Gewalt
Die Ferne, bleibst Du, ach, dem Nahen kalt?

Dein Herz Dich sanft zur Erdenblume weist —
Nachfliegt dem Sternenwink Dein Feuergeist.

Oskar Linke.

Die Kunst, zu vergessen.

Ein gutes Gedächtnis wird als eine beneidenswerte Gabe angesehen; wer es nicht hat, wendet viel Zeit und Mühe daran, es sich zu erringen. In den Schulen galten Gedächtnisübungen lange Zeit als das vorzüglichste Bildungsmittel; denn das gute Gedächtnis hilft Kenntnisse sammeln und gewährt uns im praktischen Leben viele Vorteile und Annehmlichkeiten. Dennoch wird das Vergessen, gegen welches mit allen möglichen Mitteln angekämpft wird, eine Kunst genannt, und derjenige glücklich geschätzt, der sie versteht. Schon die alten Völker haben das Vergessen als etwas ebenso Schweres wie Schönes angesehen und diese Idee in einem herrlichen Mythus versinnbildlicht. Sie glaubten, daß die Seelen der Verstorbenen nur dann die reine Seligkeit im Elysium empfinden konnten, wenn alle Erinnerung an das irdische Leben mit seinen wandelbaren Erscheinungen, mit seinen Unvollkommenheiten und Befleckungen von ihnen genommen war; und das konnte nur durch eine übernatürliche, göttliche Macht geschehen, nicht durch ihre eigene Kraft. Darum mußten sie aus dem Lethestrom, den Strom der Vergessenheit, trinken, bevor sie in das neue Leben eingehen konnten.

Die Ansichten der Alten sind nicht mehr die unseren. Weder mit unserer Vernunft noch mit unserer Religion wäre der Wunsch vereinbar, die Seele von allen Erinnerungen des Erdenlebens einst befreit zu wissen. Wenn Schiller in seinem Gedichte „Die Ideale und das Leben", in welchem er die mythischen Bilder mit den idealen Empfindungen aller Menschengeschlechter verbindet, von der körperbefreiten Seele sagt: „Froh des neuen, ungewohnten Schwebens, fließt sie aufwärts, und des Erdenlebens schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt," — so hat er damit dem Gefühle der Sehnsucht nach einer Vergessenheit alles Leides, aller irdischen Schwächen Ausdruck gegeben. Ein Befreitsein von allen quälenden Schmerzen unseres irdischen Daseins ist zum Frieden der Seele notwendig, und daher fordert auch unsere Vorstellung von Seligkeit ein solches Vergessen.

Aber auch unser Erdenleben gestaltet sich glücklicher, wenn wir vieles vergessen können. Das Vergessen bewahrt uns oft vor Verbitterung, vor Täuschungen, vor Leiden aller Art und sichert unser Glück in demselben Maße, wie es die Fähigkeit thut, alles in uns festzuhalten, was erhebt und vervollkommnet. Das Vergessen ist ein Schild gegen viele Feinde unseres inneren Glückes, welche so leicht und unbemerkt unsere Seele gefangen nehmen. Diese Feinde treten in mancherlei Gestalt auf, in lieblicher und in drohender, unser Herz zu umstricken. Es erscheint so schuldlos, so unschädlich, sich den schmeichelnden Träumen hinzugeben, durch welche uns Bilder irdischen Glückes umspielen, welche die Wirklichkeit weit überflügeln. Warum sollen nicht Hoffnungen über ein einförmiges Dasein erheben dürfen? — Gewiß; aber die Gefahr lauert gleich einer Schlange unter blumigen Gefilden; wenn die Hoffnungen welken, tritt sie in ihrer Nacktheit hervor und nagt als Mißmut und Trübsinn an dem unbefriedigten Herzen. Glücklich, wer die Träume, welche sich nicht erfüllt haben, noch erfüllen können, zu rechter Zeit vergessen kann; ihm haben sie Freuden verschafft, ohne Schmerzen zu hinterlassen.

Erfüllen sich aber unsere Wünsche, und bietet das Leben reiche Genüsse, wie sie unseren Erwartungen entsprechen; ist es uns gestattet, von Freude zu Freude zu eilen, wie der Schmetterling von Blume zu Blume, dann wird Überdruß und Kraftlosigkeit sich unserer so sicher bemächtigen, als der frühe Tod des Schmetterlings, wenn wir unser Herz von dem schädlichen Einfluß nicht unabhängig machen, wenn wir die Genüsse nicht vergessen können und von ihnen zurückkehren zum kräftigen Handeln. Alles, wodurch die Seele

Schaden leiden könnte, muß sie in Vergessenheit versenken, um, befreit von dem Banne, sich dankbar erheben zu können.

Ja, selbst durch das Gute, was wir anderen thun, können wir in Gefahr geraten, wenn wir es unserer Erinnerung zu fest einprägen. „Laß die rechte Hand nicht wissen, was die linke thut,“ heißt es in der Schrift; was will das weiter sagen als: „thue es in so tiefer Verborgenheit, daß kaum Du es weißt, was Du gethan hast. Gar leicht verliert Deine gute That ihren Wert, wenn Du sie als ein Verdienst anderen gegenüber zur Geltung bringen willst. ‚Vergiß das Gute, was Du gethan hast, vergiß aber noch viel mehr das Böse, was Dir widerfahren ist.‘“

Alles Leid wird dadurch so unendlich vergrößert, daß es als Erinnerung in unserem Herzen weiter lebt, uns die erlittene Unbill wiederholt empfinden läßt und neue Übel heraufbeschwört. Wir Menschen sind so sehr dazu geneigt, das Glück, die Freude und jede Annehmlichkeit als schuldigen Tribut des Schicksals und unserer Mitmenschen hinzunehmen, das Gegenteil aber, den Schmerz, schwer und nachhaltig zu empfinden, und doch ist das gerade der Weg, uns dessen zu berauben, was wir suchen, nämlich des wahren Glückes.

Weil aber das rechte Vergessen einen Kampf gegen unsere Natur erfordert, weil es nur durch stete Übung und Arbeit an uns selbst errungen werden kann, darum wird es eine Kunst genannt. Die Ausübung einer jeden Kunst erfordert Aufmerksamkeit, Mühe und Arbeit, die Kunst, zu vergessen, verlangt die schwerste Arbeit von uns, die Selbstverleugnung.

Wohl ist es schwer, die Wunde, welche das Schicksal schlug, vernarben zu lassen; sie wird durch tausend Erinnerungen aufgerissen, und gegen jede einzelne muß in den Kampf gezogen werden; denn welchen Gewinn bringen diese Erinnerungen? Sie machen uns unfähig, die Freuden dankbar zu erkennen, welche uns geblieben sind; sie rauben uns den Genuß der Gegenwart und den Mut zum Leben und Streben. Das verlorene Gut wird durch die Verzweiflung dem Schicksal nicht wieder abgetrotzt, und die Klage, sie wecket den Toten nicht auf!

Es ist auch nicht leicht, bittere Kränkungen zu vergessen; nicht leicht, unseren Feind zu lieben, denen wohlzuthun, die uns hassen, und zu segnen, wo uns geflucht wird. Aber noch schwerer ist es, die Folgen zu tragen, wenn wir das uns zugefügte Unrecht nicht vergessen können, sondern in unserem Herzen wuchern lassen. Während der verletzte Stolz sich empört und den Sieg über die besseren Gefühle davonträgt, während das aufgeregte Gemüt sorgsam die Schwere der zugefügten Beleidigungen erwägt, haben sich die Sturmeswellen in dem Herzen des Gegners vielleicht längst beruhigt; die verletzenden Worte, welche er im Augenblick der Leidenschaft gesprochen hatte, sind ihm kaum mehr bewußt, sein Zorn verschwand so schnell wie er entflammt war. Der Unversöhnliche aber läßt die Sonne über seinem Zorn untergehen und neu erwacht er mit dem neuen Morgen; er kann die unseligen Worte nicht aus seinen Gedanken verbannen und herber und drohender wird die Stimme des Grolls, bis die Kränkungen erwidert sind, und das bittere Gefühl dadurch nur vergrößert ist. Haß und Feindschaft sind aus dem Samen weniger Worte gleich Unkraut emporgeschossen und nagen an jeder Freude. Es folgt eine Reihe von bitteren Kränkungen, während nach kurzem Kampf das Vergessen und Vergeben den süßen Lohn innerer Befriedigung und ein reines Herz davongetragen hätte.

In anderen Fällen aber, wenn wir uns durch die Handlungen unseres Nächsten zum Richter über ihn berufen fühlen, ihn mit Spott und Verachtung, ja mit Haß verfolgen, was werden wir erreichen? Unsere strenge Tugend hebt den Gefallenen nicht auf; unser hartes Urteil wirkt im Gegenteil nur noch verderblicher auf ihn und macht uns selbst vielleicht keines kleineren Vergehens schuldig. Wer das Unrecht des Nächsten vergessen kann und durch stete Liebe feurige Kohlen auf sein Haupt sammelt, wird nicht nur seine eigene Seele erretten, er wird vielleicht auch ihn zurückführen auf die Bahn des Guten.

So wenig wir die eigenen Fehler aus dem Auge verlieren dürfen, so sehr muß unser Bemühen darauf gerichtet sein, die Schwächen des Nächsten zu übersehen, zu vergessen, daß seine Fehler oder Eigentümlichkeiten uns Abneigung eingeflößt haben, wenn es darauf ankommt, durch Wort oder That zu seinem wahren Wohle beitragen zu können.

Das Leben bietet fortwährend Gelegenheit, die Kunst, zu vergessen, nach der einen oder anderen Richtung hin zu üben. Wer sie erstrebt, wird den Segen an der Wirkung auf sein eigenes Selbst erkennen und kann versichert sein, daß seine guten Bestrebungen einen segensreichen Einfluß auch auf weite Kreise ausüben, wie alles Große und Edle. Darum ist diese Kunst auch des Erkämpfens wert; sie fordert wie jede andere ein Studium, oder Ausdauer und Arbeit auch dann noch, wenn sie erlernt und verstanden ist. Ein Künstler aber achtet der Arbeit nicht um des Lohnes willen. Maler und Bildhauer dürfen nicht ruhen, wenn sie etwas Vollendetes schaffen wollen; denn: „Nur dem Fleiß, den keine Mühe bleichet, rauscht der Wahrheit tief versteckter Born; nur des Meißels schwerem Schlag erweichet sich des Marmors hartes Korn.“ Mit seinem Geistesauge sieht der Künstler das vollendete Bild lange, ehe die Hand es aus dem rohen Material zu gestalten vermag, sie aber überwindet durch diesen Hinblick auf die Vollendung die körperliche Schwere mit Leichtigkeit. Jedem Künstler winkt der Lorbeerkranz; wer aber die Kunst des Vergessens übt, dem grünt er in unverwelklicher Schönheit.

Wer sollte nicht seine Kraft daran setzen, diese Krone zu erringen? Je schwerer die Arbeit, um so schöner der Lohn! Und wie jeder Künstler sein Werkzeug hat, das er sicher handhabt, so fehlt es uns auch nicht an Werkzeugen, um die Kunst des Vergessens zu üben, sie heißen: „Die moralische Kraft und der Wille“. Der ernste Wille ist die Frucht richtiger Erkenntnis eines dem Guten zugewendeten Herzens, und mit jedem Erfolge wächst die moralische Kraft. Sie wächst, indem sie sich Nahrung schöpft aus den ernsten Worten der Schrift, welche in vielfacher Form das Vergeben und Vergessen als Christenpflicht hinstellt, indem sie sich stärkt an den Aussprüchen unserer Dichter und Philosophen, und indem sie aus eigener Thätigkeit den Lohn erwachsen fühlt. Das rechte Vergessen schließt einen großen Teil unserer Pflichten gegen uns selbst und gegen unseren Nächsten in sich, es rettet die Seele aus manchem Zwiespalt mit sich und der Welt und ist der Weg zum inneren und äußeren Frieden.

Einem Kinde.

Du trat'st ins Leben — aus der Ewigkeit,
Um wieder heimzukehren in die Ewigkeit,
Wenn dieses Lebens wirrer Traum vorbei . . .
Soll ich Dir wünschen: Sei der Traum Dir leicht,
Sei sorglos, tändelnd? Möge nie ein Hauch
Dir Deine spiegelklare Seele trüben,
Ein heißer Hauch von dem,
Was eine Menschenseele kann durchwühlen
An Qual, Verzweiflung, Zorn und Weh?
Möge nie Dein Herz
Mit einer jener dunklen, schweren Fragen ringen,
Auf die kein Mensch noch eine Antwort fand,
Wie heiß er auch gerungen und gesucht, —
Die unsre Träume, Nachtgespenstern gleich,
Beängst'gen?
Mög'st Du nie erfahren,
Was Sturm, was Leidenschaft, was ungestillte Sehnsucht ist?
Soll ich Dir's wünschen?
— — — Aber wie?!
Wirst Du der Menschen Qualen nicht erfahren,
Wirst Du auch nie der Menschen Wonnen fühlen!
Eh' die Seele nicht
Die Tiefen bittren Leids und Zorns und Zweifels
Ohnmächt'ger Qualen hat durchmessen,
Eh' sie nicht in wildem Trotz
Sich gegen Welt und Schicksal aufgebäumt,
Eh' nicht des Lebens Stürme über sie gebraust,
Eh' sie nicht eine lange bange Nacht
Mit ihrem Gott gerungen bis zur Morgenröte,
— Eh' hat sie nicht gelebt!
Auch Schmerz ist Wonne!
Auch Qual ist Wonne!
Und in des Lebens Stürmen stehn,
Und in dem Kampfe seine Kräfte fühlen!
Ist lächeln — leben?
Aber Kämpfen ist es!
Ringen um sich selbst!
Ein stolzes, tapfres Kämpfen — bis ans Ende . . .
Bis ausgeträumt des Lebens wirrer Traum,
Und Deine Seele heimkehrt in die Ewigkeit . . .

Soll ich Dir wünschen
Ein vollgerüttelt Maß an Qual und Wonne?
Kannst Du es tragen?

M. von Massow.

Sprüche und Splitter.

Von **Eduard Schmidt.**

Da hat die Wohlthat rechten Sinn
Und nützet jeder Frist,
Wo die Vernunft die Führerin
Des blinden Herzens ist!

•

Wie viele Vorteile könnte mancher für sich gewinnen, wenn er nicht — so egoistisch sein wollte!

•

Wer eine „gute That“ zu thun bereit,
Schau' sie sich hübsch auf ihre Folgen an,
Weil leicht die eine gute mit der Zeit
Zehn böse Thaten nach sich ziehen kann!

•

Für manchen ist der Pessimismus ein Sport, ohne den er nicht leben kann.

•

Die Protektion ist die Zahnradbahn für die Gipfel der Ehre!

•

Die gesellschaftlichen Formen sind für den Ungebildeten eine Zwangsjacke, für den Halbgebildeten oft eine Narrenjacke.

•

Bei manchen Frauen genügt eine Schmeichelei über ihre Toilette, um zehn Beleidigungen in Bezug auf ihren Charakter vergessen zu machen.

•

Die Menschen sind ein eitles und schwaches Geschlecht. Der stolze Bau der Überzeugung, den wir uns mit Hilfe vieler Thatsachen und einer langen Erfahrung mühselig aufgeführt haben, ein wie zerbrechliches und windschiefes Ding muß er im Grunde sein, wenn das winzige Geschoß eines einzigen Schmeichelwörtchens, der ferne Glockenton einer ungewissen Hoffnung, der leise Hauch eines nahenden Zweifels, der nebelhafte Schatten einer aufsteigenden Furcht ihn über den Haufen werfen kann!

•

Welches kleinliche Benehmen!
Willst Du grollend Dich beklagen,
Daß Du manchmal Dich bequemen
Und ein Mißgeschick mußt tragen?
Trag's mit Fassung und in Frieden;
Und dem Schicksal dank' von Herzen,
Weil's Dir so viel Glück beschieden,
Daß Dich kleine Wunden schmerzen!

•

Es giebt Dinge, deren wir uns gern erinnern, ohne den Wunsch zu hegen, sie noch einmal zu erleben. Die wunschlose Erinnerung ist die schönste!

Inhalt der No. 44.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Ohne Gott. Roman von E. Karl. Forts. — **Beiblatt:** Sehnsucht. Von C. Theodor Schultz. — Mann über Bord! Von Oswald Bergener. — Rosenlieder. Von M. M. — Ihr Ideal. Eine moderne Ehegeschichte von Georg A. Albert. I. — Himmel und Erde. Von Oskar Linke. — Die Kunst, zu vergessen. — Einem Kinde. Von M. von Massow. — Sprüche und Splitter. Von Eduard Schmidt.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



// Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 45.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

VIII.

In ihrem einsamen Stübchen in der Dorotheenstraße saß Lotte von Rochlitz, Hilmars trauernde Witwe. In ihr junges Gesicht hatte der Schmerz seine Linien gegraben und ihm viel von seiner rosigen Frische genommen. Auf ihrer schmalen Stirn lag ein Ausdruck fast feierlicher Würde und in den Veilchenaugen ein tiefer, sinnender Ernst. Das schwarze Trauerkleid, das sie trug, erhöhte noch den veränderten Eindruck ihrer Erscheinung.

Wie einsam sie war — Hilmar tot, der Vater tot. Das kleine, schlummernde Wesen in der Wiege da neben ihr das einzige, was ihr auf der Welt geblieben von Leben, Liebe, Glück. Sehr arm und kümmerlich lebte sie hier. Von französischer Einquartierung war sie verschont geblieben, auf Verwendung guter Freunde, dafür aber mußte sie Abgaben zahlen, sich von der Verpflichtung zu lösen, denn wirkliche Schonung kannten die fremden Machthaber nicht.

Es war still um sie her. Das Kind schlummerte. Von der Straße herauf tönte gedämpfter Lärm. Ihre Hände arbeiteten in rastlosem Fleiß und ihre Gedanken wanderten zurück zu den kurzen Stunden verlorenen Glückes — der Quelle ihres grenzenlosen Herzeleids.

Die Hausthür unten fiel ins Schloß. Fast erzitterte das Häuschen unter dem scharfen Druck. Lotte erschrak. Sie war an solche Störungen nicht gewöhnt. Schnelle, lebhafte Schritte kamen die Treppe herauf — ein kurzes Pochen und rasches Öffnen der Thür, und Hasso stand vor ihr. Wie ein Stich ins Herz traf Lotten der unerwartete Anblick, eine Flut qualvoller Erinnerungen stürmte auf sie ein, und mit leisem Wehelaut schlug sie die Hände vors Gesicht.

Ja, er lebte, und der andere war tot! Hasso war auf den Schmerz, den diese Thatsache hervorrief, völlig vorbereitet, er kannte es schon nicht anders. Doch siegte bei Lotte gar bald eine warme, herzliche Wiedersehensfreude über die schmerzlichen Empfindungen. Hassos tiefes Mitgefühl, die liebreiche und doch so frische, gesunde Art, mit der er ihr begegnete, waren ihr eine Wohlthat, wie sie lange keine empfunden. Sie vermochte sich auszusprechen, zu weinen, zu klagen, und sie hörte an, was er ihr erzählte von den letzten Tagen und Stunden des Geliebten, von seiner heldenhaften Tapferkeit, von der Liebe, mit der er ihrer gedacht jeden Tag und jede Stunde. O welch ein Himmelstrost waren alle diese süßen Botschaften für sie, als fiele noch einmal ein Lichtschein aus der Sonnenzeit des Glückes herüber in die Nacht ihrer Vereinsamung.

„Aber nun sag' mir, Lotte," fragte Hasso endlich, „warum hast Du den armen Eltern in Redentin niemals eine Nachricht zukommen lassen? Sie wissen nichts vom Tode Deines Vaters, noch von der Geburt des Kindes, kaum, daß sie Deinen Aufenthaltsort kennen — und doch bist Du und das Kind das einzige auf der Welt, was sie besitzen, das teure Vermächtnis des Sohnes, den sie so tief betrauern!"

„Ich habe ihnen den Tod meines Vaters und die Geburt des Kindes angezeigt — wenn sie den Brief nicht erhielten, so ist es nicht meine Schuld!" erwiderte Lotte in gedrücktem Tone. „Eine zweite Annäherung wollte ich nicht versuchen. Der Vater hat Hilmar aus seinem Hause und Herzen verstoßen — vielleicht mit ihm auch sein Weib und Kind! Wie kann ich es wissen!"

„Nun, liebe Lotte, etwas besser solltest Du denn doch den alten Onkel kennen," war Hassos lebhafte Entgegnung. Und er schilderte ihr den Jammer der beiden vereinsamten Alten, ihre Sehnsucht nach der Schwiegertochter, ihr Aufleben in dem Gedanken an den einzigen Enkel — mit so warmer Beredsamkeit, daß Lottes schmerzlicher Groll sich löste und der Wunsch in ihr erwachte, die ihr liebend gebotene

Zuflucht anzunehmen. Sinnend, überlegend saß sie da, den thränenschweren Blick zur Decke emporgerichtet. Dann endlich streifte derselbe zu Hasso hinüber.

„Was hat Dich eigentlich in diese feindliche Stadt hereingeführt,“ fragte sie, „und seit wann bist Du hier?“

„Ungefähr so lange, als ich hier bei Dir sitze, mein liebes Lottchen! Nur die Zeit nahm ich mir, mich vom Bärenführer, der Dir Furcht und Abscheu eingeflößt hätte, in einen anständigen Menschen zu verwandeln, dann bin ich schnurstracks zu Dir geeilt!“

„Bärenführer? Liebster Junge, was sprichst Du eigentlich?“ fragte sie besorgt.

„Ja, Bärenführer — Lotte, Du mußt es schon glauben! Als Offizier durfte ich in Berlin nicht auftreten, so mußte es auf andere Weise geschehen!“

„Aber warum denn nicht als Offizier?“

„Ganz einfach,“ rief Hasso. „Die Offiziere müssen sich in preußischer Uniform bei General Victor melden, und dieser Wackere ist mir so wohlgesinnt, daß er mich sicher um einen Kopf kürzer machen würde, wenn ich ihm Gelegenheit böte, meiner habhaft zu werden!“ Er berichtete ihr in kurzen Zügen sein Arnswalder Abenteuer mit dem General, und Lotte war entsetzt über die Gefahr, in welcher Hasso trotz der Verkleidung sich hier befand.

„Nach Berlin aber wollte und mußte ich!“ fuhr er in seiner Erzählung fort, „und so verließ ich Reckentin in der Zuversicht, noch unterwegs einen guten Gedanken und entsprechende Gelegenheit für mein Unternehmen zu finden! Und ich fand beides! In Eberswalde, wo ich mir einen Ruhetag gönnte, sah ich auf dem Marktplatz eine Zeltbude, vor der das Volk sich in Scharen drängte. Da mußte ich doch dabei sein! Bezahlte meinen Groschen und weidete mich an der großartigsten Vorstellung der Welt — mit Bären und Affen als Schauspieler. Als ich mich in der Pause leutselig mit dem Herrn Direktor unterhielt und ihm meine Bewunderung aussprach, forderte er mich auf, auch in Berlin seine Vorstellungen mit meinem Besuche zu beehren, er ginge morgen dorthin. Durch eine Galavorstellung sollte die Ankunft in der Haupt- und Residenzstadt gefeiert werden. Da schoß mir mein Plan wie ein Blitz durch den Kopf! Ganz Berlin sicherte ich dem Direktor als Besucher seiner Bude zu, wenn es ihm gelänge, mich, den Grafen Wolkenkukuksburg, inkognito in die Großstadt einzuführen. Im gemütlichen tête-à-tête bei einer kühlen Blonden wurden alle seine Bedenken hinweggeschwatzt — und schon am nächsten Morgen trat ich als Mitglied der Spielerbande die Reise nach Berlin an! Eine schwarze Perücke, den Schnurrbart schwarz, das Gesicht braun gefärbt, im Slowakenkittel, eine Kappe mit roter Troddel, den Bären an der Strippe und einen Knüppel in der Hand, um die Bestie in Ordnung zu halten — ach, Lottchen, schade ist es doch, daß ich mich Dir in dem Aufzug nicht präsentieren konnte! Siegreich bin ich so in Berlin eingezogen! Die [illegible] Wachen traten zwar nicht vor mir [illegible] die unverschämten Gesellen, aber [illegible] gehindert passieren und das war die Hauptsache! Da bin ich nun — zu Deinen Befehlen! Und somit ist mein Ziel erreicht!“

Sie hatte ihm mit großem Ergötzen zugehört und lachte, zum ersten Male seit undenklicher Zeit.

„Also noch immer derselbe abenteuersuchende Wildfang! Ich gratuliere Dir zu dem glänzenden Gelingen, mein guter Hasso! Aber weshalb eigentlich dieser waghalsige Streich? Das habe ich aus Deiner schönen Geschichte noch immer nicht entnehmen können!“

„Aber Lotte!“ rief er aufspringend. „Um Dich aufzusuchen! Als Bärenführer kam ich in die Stadt, als Dein Kutscher werde ich sie wieder verlassen! Dich zu holen, ist der einzige Zweck meines Kommens — Dich den Eltern zuzuführen und Hilmars Sohn, den kleinen Erben von Reckentin!“

Mit neugierigem Blick schaute er dabei in die Wiege, auf das kleine Etwas, das schlummernd darin ruhte, die winzigen roten Fäustchen fest vor die Augen gedrückt. Lotte streifte mit einem seltsamen Blick erst die Wiege und dann sein Gesicht. „Ja, Hasso, wir werden mit Dir kommen,“ sagte sie dann. „Ich und das Kind — Du sollst es sein, der uns den Eltern zuführt! Aber — ich muß es Dir sagen — Hilmars Kind ist ein Mädchen! Der Lehnserbe bist Du!“ —

Hassos Mienen zeigten Überraschung und Enttäuschung. Nicht einen Augenblick hatte er die Möglichkeit erwogen, daß er der Lehnserbe sein könnte, wie die Eltern vor kurzem ihm mit so viel Bitterkeit vorgeworfen. Hilmars Kind ein Mädchen! Entsetzlich war diese Thatsache für die schwergeprüften Großeltern!

Lotte selber hatte die Enttäuschung in ihres Hilmars Seele tief nachempfunden und zu überwinden gehabt. Daß aber gerade Hasso diese Nachricht so schmerzerfüllt aufnehmen würde, hatte sie am wenigsten erwartet. Und doch — sie mußte lächeln — sie kannte ihn ja! Wie sah diese Uneigennützigkeit ihm ähnlich! Wie ganz entsprach sie dem stets von ihm gehegten Bilde.

„Ihr sollt meinem armen Kindchen nicht zürnen, weil es ein Mädchen ist!“ sagte sie, mit feuchtem Blick das kleine, ahnungslose Wesen betrachtend. „Es kann auch, ohne ein Knabe zu sein, den Eltern und mir zu Glück und Segen gedeihen! Ein Lehnserbe ist ja überdies vorhanden! Er steht vor mir wie ein junger Eichenstamm! Was verlangt Ihr denn noch weiter!“

„Ich will das Lehen nicht haben!“ rief Hasso verstimmt. „Ich will Reckentin nicht wiedersehen! Dich und das Kind bringe ich bis an die Grenze und gehe dann meiner Wege!“

„Unsinn, mein lieber Hasso!“ gab Lotte lächelnd zurück. „Du hast heilige Kindesrechte im Reckentiner Hause, und daß dieselben jetzt, im Gegensatz zu früher, anerkannt werden, dafür laß mich Sorge tragen. Aber Pflichten sind Dir nun auch gegeben! Je mehr Du Dir diese ins Bewußtsein rufst, desto [illegible] werden auch die Eltern dazu gelangen, es als [illegible] Gottes anzusehen, daß sie Dich noch haben!“

[illegible] schwieg. Ihre Worte überzeugten ihn

nicht ganz, doch wollte er nicht widersprechen und küßte ihre Hand zum Zeichen der Unterwerfung.

Im Begriff, sich zu verabschieden, zögerte er noch einen Augenblick. „Lotte, hast Du zuweilen von Velbeggs etwas gesehen oder gehört?"

„O ja! Die kleine süße Renate ist lange Zeit hindurch mein einziger Verkehr gewesen. Ihr tiefes, warmes Empfinden, ihr Interesse für Dich und Hilmar hat sie mir sehr teuer gemacht!"

„So! — Und wann sahst Du sie zuletzt?"

„Es sind schon einige Wochen her! Sie haben Berlin für längere Zeit verlassen!"

„Ach! Wohin sind sie gegangen?"

„Zu dem sogenannten Onkel August nach Penzlow. Du weißt, daß sich Julie mit dem jungen Conreuth in Tiefensee verlobt hat — dort in der Nachbarschaft. Sobald sie zurückkehren, soll die Hochzeit gefeiert werden!"

„Das sind ja alles sehr interessante Nachrichten!" bemerkte Hasso. „Ich würde mich sonst auch wahrscheinlich darüber freuen! Aber daß ich jetzt um das Wiedersehen mit Renate komme, ist mir außer allem Spaß!"

Damit entfernte er sich für heut.

Die Reise nach Redentin ward angetreten. Ungehindert ließen ihn abermals die französischen Thorwachen passieren — diesmal als den „Diener der Frau von Rochlitz". Ohne Fährlichkeiten geleitete er diese auf der weiten Fahrt, in wohlverschlossenem Wagen, so daß selbst das kleine Fräulein von Rochlitz in dem warmen Reisebettchen nichts von den Unbilden der rauhen Witterung verspürte.

Kurz vor Redentin nahm Hasso Abschied von Lotte. Mit Thränen und warmen Dankesworten entließ sie den treuen Gefährten. — Bald darauf erreichte Lotte wohlbehalten die alte Heimat und ward von Hilmars Eltern mit Freuden empfangen. Ein neues Leben ging ihnen auf in der Sorge für das Kind und seine Mutter, die ihnen nie eine Fremde gewesen und nun eine gute und geliebte Tochter ward. Lotte fand Frieden und neues Behagen unter dem schützenden Dach der Verwandten, wo im Zusammenleben sich allmählich eine Freudenblume nach der anderen ihr erschloß.

Hasso zog wieder in die weite Welt hinaus.

Sechster Abschnitt.

Der Held des Volkes.

„Das blanke Eisen, das junge Blut,
Man muß es brauchen in Jahren!
Die Jugend locket mit frischem Mut,
Wird frisch von hinnen auch fahren!
— — — — — — — — — —
Drum bringet herbei mir das Mägdlein hold,
Den Stahl der blitzenden Klinge!
Die Männerschlacht und der Minnesold
Sind tapfere, freudige Dinge."

I.

Zwei Jahre und zwei Monate hatten die französischen Truppen in Berlin gehaust als Sieger und Gebieter. Endlich, endlich — am 3. Dezember 1808 zogen sie davon mit Trommelwirbel und klingendem Spiel, siegesfreudig, wie sie einstmals einmarschiert. Unter schmeichelhaften Versicherungen über die vortreffliche Haltung und Gesinnung der Bürgerschaft während der Besatzungszeit verabschiedete sich der französische Kommandant und übergab dem alten Prinzen Ferdinand die Schlüssel der Stadt an dem seiner Siegesgöttin beraubten Brandenburger Thor.

Fort waren die Franzosen, Gott sei Dank! Und wenige Tage darauf, am 10. Dezember, hielten die ersten preußischen Truppen ihren Einzug in Berlin. Doch keines von den alten Berliner Regimentern war hierzu erwählt, nicht die stolzen Garden, auch nicht die Gendarmes, deren einstiger Ruhm und Glanz vernichtet, wie unter Roffeshufen zertreten war.

Ferdinand von Schill mit seinem Husarenregiment und den reitenden Jägern war dieser hohen Auszeichnung würdig befunden worden.

Ein unermeßlicher Jubel durchwogte die so lange in Furcht und Grauen geknechtete Stadt, als die Nachricht von Schills unmittelbar bevorstehendem Einzuge sich wie eine rollende Lawine verbreitete, ein Jubel, wie man ihn seit den Siegestagen Friedrichs des Großen nicht gekannt. In all der Schmach, in all dem Elend des Unterliegens der einzige unbesiegte Held, der Stern, auf den alle Blicke sich hoffnungsvoll richteten als den zukünftigen Befreier des Vaterlandes — ritt er herein durch die Thore Berlins und führte der lange verwaisten Königsstadt die ersten preußischen Truppen wieder zu!

Von vielen Tausend Stimmen scholl ihm jauchzendes Hurra — Hoch — Willkommen entgegen. In Scharen strömten die beglückten Einwohner herbei, jung und alt, hoch und gering. Sie drückten ihm die Hände, sie streichelten die Mähne seines Pferdes. Alte Krieger aus des großen Königs Zeiten, deren gramgebeugtes Herz aufs neue höher zu schlagen begann bei dem Namen Schill, drängten sich herzu, ihm zu huldigen, seinen Steigbügel zu küssen.

Nach allen Seiten hin, von Rührung überwältigt, dankte und grüßte der gefeierte Held, und mit ihm die Seinen, welche ihr reichlich Teil des Jubels erhielten. Aus allen Fenstern regnete es Blumen und Kränze auf sie herab; wie über einen Wiesenteppich von Blüten und Blättergrün hin tänzelten die Hufe der Husarenpferde. In einen Frühlingsmorgen schien der rauhe Dezembertag verwandelt.

Ein Kranz von roten Rosen flog auf den Hals von Hassos Pferd. Er fing ihn mit der Spitze seines Säbels auf, hob sich im Bügel und blickte zurückgewandt nach den Fenstern hinauf, von wo der holde Gruß ihm gekommen. Zwei Mädchenköpfe schauten da heraus, der eine blond, der andere braun. Tief grüßte der Husar mit gezogenem Säbel. Er hatte ein Lächeln aufgefangen und einen Blick, den er erkannte.

Die gute Stadt Berlin konnte sich nicht genug thun, ihre neuen Helden zu feiern. Mit einem großartigen Festmahl im Rathause sollten sie bewillkommnet werden und der Magistrat empfing daselbst die Offiziere mit ausgesuchten Ehrenbezeugungen. Es war ein gar zu erhebendes Gefühl, daß man wieder gut preußisch sein durfte, ohne für Leben und Freiheit fürchten zu müssen!

Major von Schill an der Seite des Ober-Bürgermeisters Geheimrat Müller nahm sich gar seltsam aus mit seinem jungen, wetterbraunen Husarengesicht unter den ernst ehrwürdigen Häuptern der Stadt. Vielleicht hätte er lieber wie sonst inmitten seiner Lieutenants gesessen und mit ihnen gezecht und gelacht in der zwanglosen Kameradschaft des Kriegerlebens. Doch hier schon trat ihm überraschend deutlich die Thatsache entgegen, daß man ihn als eine offizielle Persönlichkeit auffaßte.

Es wurden Reden gehalten und Toaste ausgebracht. Manch edler Tropfen güldnen Weines floß die durstigen Kehlen der kriegerischen Herren hinab.

„Rochlitz, was ist Dir denn heute?“ fragte der Lieutenant Hagen, der Hasso gegenüber saß. „Dein Glas ist noch immer gefüllt! Mensch, hast Du denn keinen Durst bekommen nach all dem Spektakel und Hurrageschrei?“

„Ich habe nicht mitgeschrieen,“ erwiderte Hasso trocken. „Wie soll es mich durstig machen, wenn andere Menschen sich die Kehle anstrengen!“

Die Kameraden kannten es an ihm, daß sein stets auf der Oberfläche liegender Humor bei geselliger Anregung bald überquellend zum Vorschein kam und sich bis zu ausgelassener Tollheit steigerte. Heute aber gewahrten sie nichts davon. Hasso war nicht bei der Sache.

Nach aufgehobener Tafel trat Schill an ihn heran. „Rochlitz, Sie haben ja zu Ehren der Magistratsonkels gar keinen Lärm vollführt, was ist Ihnen denn eigentlich? Ich sah mich mehrmals nach Ihnen um, glaubte schon, Sie hätten sich heimlich aus dem Staube gemacht!“

„Ich wünschte mir heute ausnahmsweise Ihr Lob zu verdienen, Herr Major!“ war Hassos rasche Antwort, „nun scheint es mir doch wieder nicht geglückt zu sein! Aus dem Staube machen aber könnten wir uns bald! Das dürften die ehrsamen Väter der Stadt uns nicht verargen! Sie werden es nur natürlich finden, wenn wir uns heute abend noch um unsere Schwadronen bekümmern!“

Schill sah ihn lachend an. „Sie sehen mir auch gerade so aus, als zöge Ihr Herz Sie jetzt noch zu Schwadron und Kommißdienst! Doch denke ich, wir machen hier bald gemeinsam ein Ende und beschließen den angebrochenen Abend gemütlich unter uns! Hagen hat sich erboten, den Führer abzugeben. Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie sich unserer vortrefflichen Gesellschaft nicht entziehen werden!“

„Gewiß nicht, Herr Major! Wenn Sie erlauben, schließe ich mich Ihnen etwas später an! Hagens Schlupfwinkel sind mir nicht unbekannt! Ich werde Sie wohl auffinden!“

„Etwas später also!“ wiederholte der Major. „Nun, so amüsieren Sie sich gut bis dahin!“

Herr von Schill besaß Verständnis für die Art von Ungeduld, welche den anderen heut seine eigenen Wege suchen ließ. Auch in seiner Brust schlug ein heißes, glückverlangendes Herz, das nach Rosen, nicht einzig nur nach dem Lorbeer verlangte. — — —

Hasso ging eiligen Schrittes die Straße entlang, dem Hause in der Wilhelmstraße zu, das Veldeggs bewohnten. Ob sie zu Hause waren? Gewiß! Sie mußten doch annehmen, daß er heute schon käme — ihn erwarten!

Renate! Ob sie ihn wiedererkennen würde? Ob sie sich verändert? Sechzehn Jahre war sie gewesen, als er fortzog, ein halbes Kind noch! Jetzt also achtzehn!

O, wie hatte er sich auf dies Wiedersehen gefreut! Wenn es ihm doch nur keine Enttäuschung bereitete!

Nein, nein, da glänzte die erhellte Fensterreihe, so traulich bekannt, so gastfreundlich! Er flog die Treppe hinan und zog stürmisch die Glocke, die Thür ward geöffnet. Der alte Klaus mit der gepuderten Perücke stand vor ihm und erkannte ihn mit einem Freudenruf. „Ach, unser Herr Lieutenant! Mein Gott — und ein preußischer Offizier — nach der schrecklich langen Franzosenzeit! Welch eine Freude! — Ob die Herrschaft den Herrn Lieutenant empfangen würde? Aber natürlich doch! Solch eine charmante Überraschung!“ Er trippelte aufgeregt voran, öffnete die Thür zum Wohnzimmer und nannte den Namen des Gastes.

Ein freudiger Laut von drinnen her antwortete. Hasso trat über die Schwelle. Es war so hell im Gemach nach der Dunkelheit draußen, daß er einen Augenblick wie geblendet stand. Zugleich aber begrüßte ihn herzliches Willkommen. „Rochlitz, lieber Junge, das ist ja prächtig, daß Sie wieder da sind! Heil und unversehrt! Gott sei Dank!“ Es war sein väterlicher Freund, Oberstlieutenant Veldegg, der ihn bei diesen Worten in die Arme schloß.

Jetzt durchstreifte Hassos Blick das Zimmer, spähend, ungeduldig. Julie trat auf ihn zu, seit kurzer Zeit Frau von Conreuth. Sie war unverändert hübsch, rosig und strahlend, ein wenig stärker geworden vielleicht. Mit Herzlichkeit streckte sie ihm die Hand entgegen. „Sieh da, Junker Hasso! Das nenne ich wirklich eine Freude! — Was für ein stattlicher Mann Sie geworden sind! Haben ordentlich ein Gesicht bekommen! Das hatten Sie früher kaum, nur ein Paar Augen und einen Mund! Ich darf Sie wohl mit meinem Manne bekannt machen!“

Hasso zog lachend ihre Hand an die Lippen. „Nun, gnädigste Frau, Mund und Augen sind noch vorhanden, und beide auf dem alten Fleck! Es macht mich glücklich, schon auf den ersten Blick von Ihnen eine Verbesserung anerkannt zu hören! — — Ihr Herr Gemahl übrigens ist ja mein alter Bekannter! Conreuth — ich sah Sie zuletzt hangend und bangend in schwebender Pein, und jetzt —“

„Finden Sie mich wieder als den Glücklichsten der Sterblichen und können mir gratulieren!“ ergänzte Herr von Conreuth, ihm die Hand schüttelnd.

Wieder ging Hassos Auge suchend umher. Da wurde die Thür geöffnet, und — sie flog herein. „Hasso — lieber Hasso!“ Der Jubelruf der süßen Stimme, die in seinem Herzen einst so zärtlichen Wiederhall gefunden, klang an sein Ohr. Renate — wirklich. Mit ausgestreckten Händen eilte sie auf ihn zu. Plötzlich aber verhielt sie den Schritt und ihre Arme sanken herab. Eine tiefe Rosenfarbe ging über ihr Gesicht. Es war, als hätte sich vor ihren Blicken irgend etwas wie durch einen Zauberschlag verwandelt.

„Renate, Sie sind es wirklich —!" Hasso stand vor ihr. Er sah die großen, rehfarbenen Augen zu sich aufgeschlagen in feuchtem Schimmer, mit fragendem Blick, er sah die roten Lippen zittern wie in unterdrückter Erregung. Wäre er allein mit ihr gewesen, er wäre vor ihr niedergesunken.

„Renate!" rief er noch einmal. Sie streckte ihm die Hand hin, und er beugte sich tief darauf nieder und küßte sie mit innigem Ausdruck.

„Nun, mein Töchterchen, Du bist wohl recht froh, Deinen Jugendfreund wieder zu haben, frisch und lebendig, als einen hübschen, flotten Reitersmann?" Herr von Veldegg war mit diesen Worten zu ihnen getreten und legte zärtlich den Arm um seine Tochter.

„Ja, Papa, ich bin froh und glücklich. Ich kann es noch kaum fassen nach der langen Zeit der Angst und Sorge!"

„Haben Sie gesorgt um mich, Renate?" fragte Hasso. Er hielt ihre Hand noch in der seinen, und sie erwiderte die Frage durch einen warmen Druck.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" sagte sie leise.

„Aber nun setzt Euch, Kinder," mahnte Herr von Veldegg. „Kommen Sie, Hasso, Sie müssen uns viel, viel erzählen, wir wissen ja so gut wie nichts von Ihren Erlebnissen!"

„Mit Vergnügen, Herr Oberstlieutenant, alles, was Sie befehlen! — Aber — sagen Sie mir nur noch eins, Renate," er hielt sie gleichsam mit den Blicken fest. „Sie waren es, die heute bei unserm Einzuge in der Friedrichstraße am Fenster stand und —"

„Und Ihnen den Rosenkranz zuwarf, den Sie so geschickt auffingen! Das fragen Sie, Hasso? Ich stand mit meiner Freundin Elise Rüchel zusammen! Haben Sie uns denn nicht erkannt?"

„Fräulein von Rüchel habe ich nicht gesehen!" erwiderte Hasso. „Ich sah nur Sie, Renate, und — gewiß habe ich Sie erkannt, obgleich Sie sich sehr verändert haben!"

Sein Blick umfaßte sie mit einem Ausdruck des Entzückens. „Lilienknospe" hatte sie Rahel einst genannt. Und jetzt war die Lilie erblüht, so schlank, so zart und königlich, wie nur je eine in prangenden Königsgärten gewachsen. Und auch das hatte sie mit ihrem holden Ebenbilde gemeinsam, daß ihre reinen, schneeweißen Blätter einen Kelch umschlossen, der wie Feuer glühte. Hasso folgte diesem Gedanken und um ihn her begann die übrige Welt in ein wesenloses Nichts zu versinken.

Conreuth trat zu ihm und erfaßte lachend seinen Arm. „Nun kommen Sie zunächst mit den Füßen mal wieder auf den Erdboden, mein lieber Rochlitz! Wir warten darauf! Hier wohnen auch noch Leute!"

Hasso versuchte schlagfertig den neckenden Angriff zu parieren. „Reden Sie sich nichts an den Hals, mein verehrter Herr! Entweder im Sattel, oder sehr fest auf den Füßen! Und wie Sie wissen, sogar auf Festungsverteidigung verstehen sich die Schillschen Reiter!"

„Um so besser für Sie! Vielleicht werden Sie's brauchen können, wer mag das wissen!" raunte Herr von Conreuth ihm neckend zu. Und Hasso versuchte ernstlich, den Zauber abzuschütteln, der ihn dem Erdboden entrückt hatte.

Es war spät geworden, als er endlich ging, seinem Versprechen gemäß die Kameraden in ihrem gemütlichen „Schlupfwinkel" aufzusuchen.

II.

Der alte Prinz Ferdinand und seine Gemahlin waren die einzigen Glieder der königlichen Familie, welche getreulich in Berlin ausgeharrt und die ganze Zeit der feindlichen Besatzung darin durchgemacht hatten. Da sie sich sehr zurückgehalten, ängstlich und trauernd auf das engste Familienleben beschränkt, so waren ihnen auch weder von Napoleon noch von seinen Schergen erhebliche Kränkungen zugefügt worden und sie blickten ohne persönliche Anklagen auf diese Zeit der Fremdherrschaft zurück. Dennoch war den alten Herrschaften, zumal der Frau Prinzessin, einer stolzen Hohenzollerntochter aus dem Schwedter Hause, ein Stein vom Herzen, als die Franzosen von dannen zogen, und preußisches Militär in der Königsstadt erschien. Preußischer Trompetenschall, Trommelwirbel, — durstig trank ihr Ohr den so lange entbehrten Klang! Thränen der Rührung füllten ihre Augen und zum ersten Mal war es ihr wieder, als vermöchte ihr Herz Hoffnung zu fassen für ein Wiederaufleben von Preußens Größe. Es gab doch noch preußische Soldaten — preußische Helden! Schill war ja in Berlin.

„Liebe Néal, ich wünsche meine Salons wieder zu öffnen!" redete sie die freudig überraschte Oberhofmeisterin an. „Arrangieren Sie eine Empfangs-Soiree für morgen abend. Ich will den braven Herrn von Schill und sein ganzes Offizierkorps bei mir sehen, und alles von der Hofgesellschaft, was sich irgend in Berlin aufhält! — Die Zeit der Trauer war lang und hoffnungslos!" fügte sie mit einem Seufzer hinzu. „Jetzt wollen wir wieder anfangen zu hoffen! Und vor allen Dingen, um unsere Offiziere ist es mir zu thun! Sie sollen sehen, wie durch alle Zeiten sich ihr Königshaus mit ihnen eng liiert fühlt!"

Gräfin Néal traf die Vorbereitungen zu der befohlenen Soiree mit großer Genugthuung, und die Hofgesellschaft ging erfreut darauf ein. Ein Fest bei der Prinzessin Ferdinand! Es war doch wieder wie ein Ahnen kommender besserer Zeit!

Mit stolzer Würde durchschritt die hohe Frau die schon gefüllten Säle, ihre Gäste zu begrüßen. Sie trug ein langschleppendes Gewand von schwarzem Sammet und einen schwarzen Spitzenschleier über dem silbergrauen Haar, um den Hals einige köstliche Perlenreihen als einzigen Schmuck. Denn noch hatte sie die Trauer nicht abgelegt um Prinz Louis, ihren herrlichen, ältesten Sohn, in welchem sie zugleich den Genius von Preußens Macht und Größe beweinte.

Mit huldvollem Neigen des Hauptes, hie und da gnädig die Hand zum Gruß hinstreckend, schritt sie durch die Reihen der Gäste. Doch noch suchte ihr Blick voll unbefriedigter Erwartung. Da — jetzt hatte sie gefunden: Major von Schill mit seinen Offizieren.

Major von Schill an der Seite des Ober-Bürgermeisters Geheimrat Müller nahm sich gar seltsam aus mit seinem jungen, wetterbraunen Husarengesicht unter den ernst ehrwürdigen Häuptern der Stadt. Vielleicht hätte er lieber wie sonst inmitten seiner Lieutenants gesessen und mit ihnen gezecht und gelacht in der zwanglosen Kameradschaft des Kriegerlebens. Doch hier schon trat ihm überraschend deutlich die Thatsache entgegen, daß man ihn als eine offizielle Persönlichkeit auffaßte.

Es wurden Reden gehalten und Toaste ausgebracht. Manch edler Tropfen güldnen Weines floß die durstigen Kehlen der kriegerischen Herren hinab.

„Rochlitz, was ist Dir denn heute?" fragte der Lieutenant Hagen, der Hasso gegenüber saß. „Dein Glas ist noch immer gefüllt! Mensch, hast Du denn keinen Durst bekommen nach all dem Spektakel und Hurrageschrei?"

„Ich habe nicht mitgeschrieen," erwiderte Hasso trocken. „Wie soll es mich durstig machen, wenn andere Menschen sich die Kehle anstrengen!"

Die Kameraden kannten es an ihm, daß sein stets auf der Oberfläche liegender Humor bei geselliger Anregung bald überquellend zum Vorschein kam und sich bis zu ausgelassener Tollheit steigerte. Heute aber gewahrten sie nichts davon. Hasso war nicht bei der Sache.

Nach aufgehobener Tafel trat Schill an ihn heran. „Rochlitz, Sie haben ja zu Ehren der Magistratsonkels gar keinen Lärm vollführt, was ist Ihnen denn eigentlich? Ich sah mich mehrmals nach Ihnen um, glaubte schon, Sie hätten sich heimlich aus dem Staube gemacht!"

„Ich wünschte mir heute ausnahmsweise Ihr Lob zu verdienen, Herr Major!" war Hassos rasche Antwort, „nun scheint es mir doch wieder nicht geglückt zu sein! Aus dem Staube machen aber könnten wir uns bald! Das dürften die ehrsamen Väter der Stadt uns nicht verargen! Sie werden es nur natürlich finden, wenn wir uns heute abend noch um unsere Schwadronen bekümmern!"

Schill sah ihn lachend an. „Sie sehen mir auch gerade so aus, als zöge Ihr Herz Sie jetzt noch zu Schwadron und Kommißdienst! Doch denke ich, wir machen hier bald gemeinsam ein Ende und beschließen den angebrochenen Abend gemütlich unter uns! Hagen hat sich erboten, den Führer abzugeben. Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie sich unserer vortrefflichen Gesellschaft nicht entziehen werden!"

„Gewiß nicht, Herr Major! Wenn Sie erlauben, schließe ich mich Ihnen etwas später an! Hagens Schlupfwinkel sind mir nicht unbekannt! Ich werde Sie wohl auffinden!"

„Etwas später also!" wiederholte der Major. „Nun, so amüsieren Sie sich gut bis dahin!"

Herr von Schill besaß Verständnis für die Art von Ungeduld, welche den anderen heut seine eigenen Wege suchen ließ. Auch in seiner Brust schlug ein heißes, glückverlangendes Herz, das nach Rosen, nicht einzig nur nach dem Lorbeer verlangte. — — —

Hasso ging eiligen Schrittes die Straße entlang, dem Hause in der Wilhelmstraße zu, das Veldeggs bewohnten. Ob sie zu Hause waren? Gewiß! Sie mußten doch annehmen, daß er heute schon käme — ihn erwarten!

Renate! Ob sie ihn wiedererkennen würde? Ob sie sich verändert? Sechzehn Jahre war sie gewesen, als er fortzog, ein halbes Kind noch! Jetzt also achtzehn!

O, wie hatte er sich auf dies Wiedersehen gefreut! Wenn es ihm doch nur keine Enttäuschung bereitete!

Nein, nein, da glänzte die erhellte Fensterreihe, so traulich bekannt, so gastfreundlich! Er flog die Treppe hinan und zog stürmisch die Glocke, die Thür ward geöffnet. Der alte Klaus mit der gepuderten Perücke stand vor ihm und erkannte ihn mit einem Freudenruf. „Ach, unser Herr Lieutenant! Mein Gott — und ein preußischer Offizier — nach der schrecklich langen Franzosenzeit! Welch eine Freude! — Ob die Herrschaft den Herrn Lieutenant empfangen würde? Aber natürlich doch! Solch eine charmante Überraschung!" Er trippelte aufgeregt voran, öffnete die Thür zum Wohnzimmer und nannte den Namen des Gastes.

Ein freudiger Laut von drinnen her antwortete. Hasso trat über die Schwelle. Es war so hell im Gemach nach der Dunkelheit draußen, daß er einen Augenblick wie geblendet stand. Zugleich aber begrüßte ihn herzliches Willkommen. „Rochlitz, lieber Junge, das ist ja prächtig, daß Sie wieder da sind! Heil und unversehrt! Gott sei Dank!" Es war sein väterlicher Freund, Oberstlieutenant Veldegg, der ihn bei diesen Worten in die Arme schloß.

Jetzt durchstreifte Hassos Blick das Zimmer, spähend, ungeduldig. Julie trat auf ihn zu, seit kurzer Zeit Frau von Conreuth. Sie war unverändert hübsch, rosig und strahlend, ein wenig stärker geworden vielleicht. Mit Herzlichkeit streckte sie ihm die Hand entgegen. „Sieh da, Junker Hasso! Das nenne ich wirklich eine Freude! — Was für ein stattlicher Mann Sie geworden sind! Haben ordentlich ein Gesicht bekommen! Das hatten Sie früher kaum, nur ein Paar Augen und einen Mund! Ich darf Sie wohl mit meinem Manne bekannt machen!"

Hasso zog lachend ihre Hand an die Lippen. „Nun, gnädigste Frau, Mund und Augen sind noch vorhanden, und beide auf dem alten Fleck! Es macht mich glücklich, schon auf den ersten Blick von Ihnen eine Verbesserung anerkannt zu hören! — — Ihr Herr Gemahl übrigens ist ja mein alter Bekannter! Conreuth — ich sah Sie zuletzt hangend und bangend in schwebender Pein, und jetzt —"

„Finden Sie mich wieder als den Glücklichsten der Sterblichen und können mir gratulieren!" ergänzte Herr von Conreuth, ihm die Hand schüttelnd.

Wieder ging Hassos Auge suchend umher. Da wurde die Thür geöffnet, und — sie flog herein. „Hasso — lieber Hasso!" Der Jubelruf der süßen Stimme, die in seinem Herzen einst so zärtlichen Wiederhall gefunden, klang an sein Ohr. Renate — wirklich. Mit ausgestreckten Händen eilte sie auf ihn zu. Plötzlich aber verhielt sie den Schritt und ihre Arme sanken herab. Eine tiefe Rosenfarbe ging über ihr Gesicht. Es war, als hätte sich vor ihren Blicken irgend etwas wie durch einen Zauberschlag verwandelt.

„Renate, Sie sind es wirklich —!" Hasso stand vor ihr. Er sah die großen, rehfarbenen Augen zu sich aufgeschlagen in feuchtem Schimmer, mit fragendem Blick, er sah die roten Lippen zittern wie in unterdrückter Erregung. Wäre er allein mit ihr gewesen, er wäre vor ihr niedergesunken.

„Renate!" rief er noch einmal. Sie streckte ihm die Hand hin, und er beugte sich tief darauf nieder und küßte sie mit innigem Ausdruck.

„Nun, mein Töchterchen, Du bist wohl recht froh, Deinen Jugendfreund wieder zu haben, frisch und lebendig, als einen hübschen, flotten Reitersmann?" Herr von Velbegg war mit diesen Worten zu ihnen getreten und legte zärtlich den Arm um seine Tochter.

„Ja, Papa, ich bin froh und glücklich. Ich kann es noch kaum fassen nach der langen Zeit der Angst und Sorge!"

„Haben Sie gesorgt um mich, Renate?" fragte Hasso. Er hielt ihre Hand noch in der seinen, und sie erwiderte die Frage durch einen warmen Druck.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist!" sagte sie leise.

„Aber nun setzt Euch, Kinder," mahnte Herr von Velbegg. „Kommen Sie, Hasso, Sie müssen uns viel, viel erzählen, wir wissen ja so gut wie nichts von Ihren Erlebnissen!"

„Mit Vergnügen, Herr Oberstlieutenant, alles, was Sie befehlen! — Aber — sagen Sie mir nur noch eins, Renate," er hielt sie gleichsam mit den Blicken fest. „Sie waren es, die heute bei unserm Einzuge in der Friedrichstraße am Fenster stand und —"

„Und Ihnen den Rosenkranz zuwarf, den Sie so geschickt auffingen! Das fragen Sie, Hasso? Ich stand mit meiner Freundin Elise Rüchel zusammen! Haben Sie uns denn nicht erkannt?"

„Fräulein von Rüchel habe ich nicht gesehen!" erwiderte Hasso. „Ich sah nur Sie, Renate, und — gewiß habe ich Sie erkannt, obgleich Sie sich sehr verändert haben!"

Sein Blick umfaßte sie mit einem Ausdruck des Entzückens. „Lilienknospe" hatte sie Rahel einst genannt. Und jetzt war die Lilie erblüht, so schlank, so zart und königlich, wie nur je eine in prangenden Königsgärten gewachsen. Und auch das hatte sie mit ihrem holden Ebenbilde gemeinsam, daß ihre reinen, schneeweißen Blätter einen Kelch umschlossen, der wie Feuer glühte. Hasso folgte diesem Gedanken und um ihn her begann die übrige Welt in ein wesenloses Nichts zu versinken.

Conreuth trat zu ihm und erfaßte lachend seinen Arm. „Nun kommen Sie zunächst mit den Füßen mal wieder auf den Erdboden, mein lieber Rochlitz! Wir warten darauf! Hier wohnen auch noch Leute!"

Hasso versuchte schlagfertig den neckenden Angriff zu parieren. „Reden Sie sich nichts an den Hals, mein verehrter Herr! Entweder im Sattel, oder sehr fest auf den Füßen! Und wie Sie wissen, sogar auf Festungsverteidigung verstehen sich die Schillschen Reiter!"

„Um so besser für Sie! Vielleicht werden Sie's brauchen können, wer mag das wissen!" raunte Herr von Conreuth ihm neckend zu. Und Hasso versuchte ernstlich, den Zauber abzuschütteln, der ihn dem Erdboden entrückt hatte.

Es war spät geworden, als er endlich ging, seinem Versprechen gemäß die Kameraden in ihrem gemütlichen „Schlupfwinkel" aufzusuchen.

II.

Der alte Prinz Ferdinand und seine Gemahlin waren die einzigen Glieder der königlichen Familie, welche getreulich in Berlin ausgeharrt und die ganze Zeit der feindlichen Besatzung darin durchgemacht hatten. Da sie sich sehr zurückgehalten, ängstlich und trauernd auf das engste Familienleben beschränkt, so waren ihnen auch weder von Napoleon noch von seinen Schergen erhebliche Kränkungen zugefügt worden und sie blickten ohne persönliche Anklagen auf diese Zeit der Fremdherrschaft zurück. Dennoch war den alten Herrschaften, zumal der Frau Prinzessin, einer stolzen Hohenzollerntochter aus dem Schwedter Hause, ein Stein vom Herzen, als die Franzosen von dannen zogen, und preußisches Militär in der Königsstadt erschien. Preußischer Trompetenschall, Trommelwirbel, — durstig trank ihr Ohr den so lange entbehrten Klang! Thränen der Rührung füllten ihre Augen und zum ersten Mal war es ihr wieder, als vermöchte ihr Herz Hoffnung zu fassen für ein Wiederaufleben von Preußens Größe. Es gab doch noch preußische Soldaten — preußische Helden! Schill war ja in Berlin.

„Liebe Néal, ich wünsche meine Salons wieder zu öffnen!" redete sie die freudig überraschte Oberhofmeisterin an. „Arrangieren Sie eine Empfangs-Soiree für morgen abend. Ich will den braven Herrn von Schill und sein ganzes Offizierkorps bei mir sehen, und alles von der Hofgesellschaft, was sich irgend in Berlin aufhält! — Die Zeit der Trauer war lang und hoffnungslos!" fügte sie mit einem Seufzer hinzu. „Jetzt wollen wir wieder anfangen zu hoffen! Und vor allen Dingen, um unsere Offiziere ist es mir zu thun! Sie sollen sehen, wie durch alle Zeiten sich ihr Königshaus mit ihnen eng liiert fühlt!"

Gräfin Néal traf die Vorbereitungen zu der befohlenen Soiree mit großer Genugthuung, und die Hofgesellschaft ging erfreut darauf ein. Ein Fest bei der Prinzessin Ferdinand! Es war doch wieder wie ein Ahnen kommender besserer Zeit!

Mit stolzer Würde durchschritt die hohe Frau die schon gefüllten Säle, ihre Gäste zu begrüßen. Sie trug ein langschleppendes Gewand von schwarzem Sammet und einen schwarzen Spitzenschleier über dem silbergrauen Haar, um den Hals einige köstliche Perlenreihen als einzigen Schmuck. Denn noch hatte sie die Trauer nicht abgelegt um Prinz Louis, ihren herrlichen, ältesten Sohn, in welchem sie zugleich den Genius von Preußens Macht und Größe beweinte.

Mit huldvollem Neigen des Hauptes, hie und da gnädig die Hand zum Gruß hinstreckend, schritt sie durch die Reihen der Gäste. Doch noch suchte ihr Blick voll unbefriedigter Erwartung. Da — jetzt hatte sie gefunden: Major von Schill mit seinen Offizieren.

Ein Leuchten ging über das schöne alte Gesicht. Sie blieb stehen und streckte beide Hände dem gefeierten Helden entgegen. „Herr von Schill, der Held, der Retter unseres Vaterlandes! Seien Sie mir tausendmal willkommen!"

Betroffen, fast erschreckt prallte Schill zurück. „Eure Königliche Hoheit halten zu Gnaden — nein, solche Worte verdiene ich nicht! Meine armseligen Dienste —" abbrechend, wie in Beschämung, beugte er sich tief über die Hände der fürstlichen Frau.

„Eh bien — wir wissen, was wir Ihnen zu danken haben, mein lieber Herr von Schill! Seine Majestät der König und unsere geliebte Königin so gut wie wir alle!"

Schill verneigte sich — stumm wie immer, wenn zu ihm von der Königin gesprochen ward. Denn der Enthusiasmus, der für die angebetete Herrin in seinem Herzen glühte, entzog sich menschlicher Sprache.

„Und dies sind Ihre tapferen Mitkämpfer aus der Kolberger Ruhmeszeit?" fuhr die Prinzessin gütig fort. „Nennen Sie sie mir alle, Herr von Schill! Ich will jeden einzelnen wissen und kennen!"

Nacheinander stellte der Major seine Offiziere vor, oft einige erläuternde Worte der Namensnennung zufügend. Für jeden hatte die Prinzessin huldvolle Worte und einen Händedruck.

Als der Name Rochlitz ihr Ohr berührte, schrak die Prinzessin zusammen. „Ein Rochlitz war während des Feldzuges in der Suite meines Sohnes —"

„Zu Befehl, Königliche Hoheit! Ich hatte die Ehre und das große Glück!" Ein Blick begegnete dem ihren, so voll tiefen Schmerzes, daß es ihr wunderbar durchs Herz ging.

„Oh! — Und sind Sie denn in der Schlacht meinem Sohne zur Seite gewesen?"

„Zu Befehl!" klang seine kurze Antwort. Er senkte Kopf und Blick. Es war ihm qualvoll, mitten in diesem Festesgewühl von jener Nachtstunde seines Lebens reden zu sollen.

Der Blick der trauernden Mutter aber haftete auf der fingerbreiten Narbe, die wie eine Pflügerfurche unter dem dichten Haar zu verfolgen war. „Herr von Rochlitz, sind Sie etwa jener Husarenoffizier, der auf dem Schlachtfelde —" auch sie hielt jetzt inne, denn ihre Stimme ward unsicher. Hasso schwieg.

„Jawohl, Königliche Hoheit, er war es, der hier gemeint ist!" bestätigte Schill für ihn.

„O mein Gott!" seufzte die Prinzessin. Und dann nach kurzer Pause. „Herr von Rochlitz, hier können wir nicht darüber sprechen! Kommen Sie morgen zu mir, gegen zwölf Uhr mittags! Geben Sie Befehl, liebe Néal, daß er mir sogleich gemeldet wird!" Mit Wärme reichte sie ihm die Hand zum Kusse, und Hasso trat zurück.

„Graf Pückler, von Bismarck, Graf Moltke, von Brünnow, von Bornstedt" — alles Namen von gut bekanntem Klange.

„Herr Albert von Wedell!" stellte der Major weiter vor.

„Ein Wedell war doch schon hier? Brüder vielleicht?" fragte die Prinzessin.

„Zu Befehl, Königliche Hoheit! Wedell I ist mein Bruder, wir sind beide aus Braunsforth!"

„Freut mich, freut mich — aber Herr von Schill, haben Sie denn auch Knaben unter Ihrer tapferen Schar! Wie alt sind Sie wohl, mein lieber Wedell?"

Das jugendliche Antlitz, allerdings noch bartlos, weich und fast zart gefärbt, erglühte in Unwillen und Beschämung.

„Eure Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich bin neunzehn Jahre alt! Wir Wedells sehen oft jünger aus als wir sind!"

„So — nun, lassen Sie sich meine Frage nicht kränken!" lächelte sie gütig. „Um so größer der Ruhm, in so jungen Jahren schon zu den Kriegern des Schillschen Korps zu zählen!"

Als die Vorstellung der Herren beendet, überflog das Auge der hohen Frau noch einmal die stattliche Reihe mit Wohlgefallen.

„Unsere liebe Jugend hat lange, lange Frohsinn und Tanz entbehrt! Ich hoffe, mit unseren flotten Offizieren wird beides zurückgekehrt sein. — Das Schillsche Korps wird sich im Ballsaal zu behaupten wissen wie im Sattel und vor dem Feinde!" Sie lächelte, grüßte und schritt hoheitsvoll weiter.

Wie eine schillernde, glänzende Woge aber umrauschte es jetzt von allen Seiten die Helden des Tages. Jeder wollte sie kennen lernen, sprechen, ihnen die Hände drücken. Den fürsorglich bedachten Müttern gingen die Augen über beim Anblick all dieser jungen Kavaliere, unter denen noch kein einziger — bis zum Kommandeur hinauf — in ehelichen Banden gefesselt war. Den Mädchen aber schlug das Herz höher bei dem Gedanken, von einem der Schillschen Reiter auch nur zum Tanze geführt zu werden.

Mit Entschlossenheit bahnte sich Hasso durch diesen Wall der Huldigungen einen Weg in freies Fahrwasser. Er hatte seine weiße Lilie mit dem güldenen Herzen von weitem erblickt und alles, was es sonst noch im Saale gab, erschien ihm wie Hindernisse und überflüssige Staffage.

Da stand sie in weißem Seidenkleide, das ein goldener Gürtel um die feine Taille zusammenhielt. Das dunkle Haar wellte sich leicht um die weiße Stirn, am Hinterkopf hoch in einen antiken Lockenknoten zusammengefaßt.

„Sieh nur, Elise, das ist er, der da eben auf uns zukommt!" flüsterte sie erregt, leise den Arm der Freundin berührend. „Hat er sich nicht ungeheuer verändert? So breit ist er geworden, der Schnurrbart so lang — und das Gesicht so voller Narben!"

„Gewiß, mein Herz! Du hast allen Grund, stolz auf ihn zu sein!" erwiderte Elise mit einem warmen Blick auf das strahlende Gesicht der Freundin. Diese lächelte jetzt dem Ankommenden den sonnigsten Gruß entgegen.

„Guten Abend, Renate! Haben Sie den ersten Tanz noch für mich frei?" war Hassos atemlose Frage.

„O gewiß, seien Sie unbesorgt! Sieh, Elise, hier ist er!"

Elise von Rüchel war ein wenig älter als Renate, ein schönes Mädchen von kräftig schlanker Gestalt, mit aschblondem Haar und einem festen, klaren Blick in den hellblauen Augen.

„Darf ich hoffen, daß Sie sich meiner noch erinnern, gnädiges Fräulein?“ wandte Hasso sich ihr lebhaft zu.

„Ganz gewiß! Auf den ersten Blick, schon neulich beim Einzuge erkannte ich Sie!“ versicherte sie freundlich.

„Nein, nein, auf den allerersten Blick habe nur ich ihn erkannt!“ behauptete Renate. „Du sahst ihn erst, als ich ihn Dir zeigte! Gestehe es ein, Elise!“

Hasso heftete einen kurzen, brennenden Blick auf sie. Ihr Anblick, das Interesse, welches sie ihm entgegenbrachte, erfüllten ihn mit einem Entzücken, das im Ungestüm der Steigerung ihn fast überwältigte. Wie konnte nur ein Menschenkind auf Erden so über alle Beschreibung holdselig sein! Und gegen ihn so engelhaft liebreich und süß, ihn, den kein Mensch sonst lieb gehabt! Sein Herz schwoll über in dem Gefühl, als sollte es ihm die Brust sprengen! Wie heißer Südwind ging es über einen eisgefesselten Strom. Wohin mit all der überschäumenden Flut?!

Jetzt stimmten die Geigen den ersten Walzer an. So viel Besinnung hatte er noch gerade, Fräulein von Rüchel um den nächstfolgenden Tanz zu bitten, dann zog er Renate in seinen Arm und flog mit ihr in den Wirbel des Tanzes hinein. Ein wenig außer Atem kehrte sie zurück. Eine kurze, knappe Verbeugung, damit ließ er sie auf ihren Platz gleiten und trat an ihre Seite.

„Stürmen so die Schillschen Reiter auf den Feind wie zum Tanze, dann wundert es mich nicht, wenn der Sieg den Hufen ihrer Rosse folgt!“ Renate sprach es lächelnd und mit dem eigentümlich melodischen Klang ihrer Stimme, der sich durch lautestes Getöse hindurch geltend machte.

Ein Offizier, der in ihrer Nähe stand, drehte sich schnell herum, er hatte die Worte gehört. „Wer sind die beiden Damen?“ flüsterte er Hasso zu.

„Die beiden schönsten Mädchen von Berlin, Fräulein von Veldegg und Fräulein von Rüchel!“

„Tochter des Generals?“

„Jawohl!“

„Bitte, stellen Sie mich vor!“

„Herr Major von Schill!“

Renate sprang auf, ihr Gesicht erglühte. „Darf ich um einen Tanz bitten, mein gnädiges Fräulein?“ fragte der Gefeierte einfach.

„Einen Tanz — Major Schill, — ist das nicht zu viel für ein sterbliches Menschenkind?“ und sie blickte zu ihm auf wie zu einem aus Walhall herniedergestiegenen Helden, dessen Stirn der Lorbeer der Unsterblichkeit krönt.

Er sah sie an mit dem aufsprühenden Blick seiner schwarzen Augen. „Ich wünschte, die jungen Damen, welche die Gnade haben wollen, mit mir zu tanzen, sprächen nicht in solchem Ton zu mir! Seien Sie doch barmherzig — was soll ich denn darauf antworten?“

„Sie haben gar nichts darauf zu antworten,“ erwiderte Renate mit unverminderter Wärme, doch in leichterem Ton. „Der Ruf Ihres Namens erklingt wie Trompetenschall durch die Welt! Die Ihnen hier entgegengebrachten Huldigungen sind nur die Antwort darauf!“

„Aber es ist die rechte Antwort nicht!“ rief Schill. „Man macht zu viel aus mir!“ *)

Wie ehrlich das klang! Die überzeugungsvolle Wahrhaftigkeit eines ganzen Mannes.

Jetzt heftete Elise Rüchel ihren klaren, forschenden Blick auf ihn. Sie war so enthusiastischer Begeisterung nicht fähig wie ihre jüngere Freundin. Aber diese Äußerung des vielbewunderten Mannes berührte sie mit tiefster Sympathie.

„Man wird Ihnen dieses Wort nicht glauben, Herr von Schill,“ sagte sie sanft. „Wir sind ja so glücklich, wir armen Preußen, endlich wieder einen Helden zu haben, für den wir uns begeistern können!“

„Es ist aber sehr ungünstig für mich,“ erwiderte der Major, „wenn man mir jetzt nicht glaubt und später vielleicht selber dahinterkommt! — Aber Sie, Fräulein von Rüchel, nicht wahr, Sie glauben mir? Zu Ihnen paßt die Begeisterung nicht!“

Freundlich erwiderte Elise seinen ernsten Blick und lachte ein wenig. „Ich würde als eine schlechte Patriotin erscheinen, wenn ich Ihnen — schon heute — solchen bescheidenen Wunsch versagte! Also, ich will Ihnen glauben und alle Begeisterung beiseite lassen!“

„So, Herr Major, jetzt steht Fräulein von Veldegg als schlechte Patriotin da, weil sie sich für meinen Regimentskommandeur begeistert!“ warf Hasso dazwischen. „Das kann ich mir als guter Schill-Husar nicht gefallen lassen!“

„Ach, Hasso, jetzt fangen Sie auch noch an!“ wehrte sich Schill.

„Ja, Herr von Schill, er hat aber recht, mir beizustehen!“ erklärte Renate. „Sie haben mich mit meiner Begeisterung jämmerlich abblitzen lassen. Wie verschaffe ich mir dafür Genugthuung?“

„Es wird Ihnen daran nicht fehlen!“ entgegnete Schill mit einem Schatten von Befangenheit. „Vorläufig bitte ich um mein gutes Recht, gnädiges Fräulein! Der Tanz, den Sie mir gütigst gewährten, hat begonnen!“ Und so widerfuhr dem begeisterten Mädchen wirklich das Unfaßliche, mit dem Helden von Kolberg eine Mazurka tanzen zu dürfen.

War es das Bewußtsein dieses Vorzugs, oder ward ihr ein anderes, tieferes Glück gegenwärtig — Renate dachte an diesen Abend zurück wie an den Aufgang eines neuen großen Glanzes, der sich fortan über ihr Leben breiten sollte.

*) Schills oft wiederholtes Wort.

(Fortsetzung folgt.)



Ohne Gott!

Roman

von

E. Karl.

(Fortsetzung und Schluß.)

So saßen sie eines Sonntags beim Nachmittagskaffee und Schmieder suchte sie zu einem Spaziergange zu überreden. Sie wäre jetzt gern mit ihm gegangen, aber sie konnte sich so schwer entschließen, das Kind allein in der Wohnung zu lassen, und den Kinderwagen hinter sich herzuziehen, wollte ihr Hans nicht gestatten. Er that sich gelegentlich etwas darauf zu gut, ein Arbeiter zu sein, liebte es aber, herrenmäßig aufzutreten.

Während sie noch miteinander debattierten und der Ton auf beiden Seiten schon gereizt zu werden begann, klopfte es und Frau Köhler trat ein. Alma begrüßte die einfache Frau herzlich, sie war ihr stets ein hilfreicher Engel gewesen und hatte auch während ihrer langen Krankheit das Hauswesen wenigstens etwas in Ordnung gehalten, soweit es ihre stark besetzte Zeit gestattete. Man sah es der Frau schon am Gesicht an, daß etwas Außerordentliches sie beschäftigte und es bedurfte kaum einer Frage Schmieders, um ihr das Herz auf die Zunge zu bringen.

„Sie haben sie gefunden, sie haben die gestohlenen Sachen gefunden," rief sie.

„Welche gestohlenen Sachen?" fragten Hans und Alma wie aus einem Munde.

„Uhr und Portemonnaie vom Herrn Wahrholm," rief die Frau, „nun wissen die Herren, daß mein Mann ehrlich ist, ich hab' nie daran gezweifelt."

„Wo sind die Sachen gefunden?" fragte der Mann.

„Vor der Stadt, ganz auf der andern Seite wo wir wohnen," rief Minna. „Der Dieb hat das Geld aus dem Portemonnaie genommen, es sind gegen hundert Mark drin gewesen, hat die doppelten goldenen Deckel von der Uhr abgebrochen und das leere Portemonnaie und das Uhrwerk in eine Zeitung gewickelt und in einen Haufen mit Bauschutt gesteckt. Da ist es gestern beim Abfahren des Schuttes gefunden und im Portemonnaie hat noch eine Visitenkarte gesteckt und die Zeitung ist von dem Tage gewesen, wo mein Mann den Herrn gestochen hat. Der Herr hat sie in der Tasche gehabt und sich was rot angestrichen zum Vorlesen."

„Welches Glück," rief Alma, „daß die Wahrheit noch vor Thoresschluß zu Tage kommt, das Schwurgericht tritt ja in einigen Wochen zusammen und noch einmal wäre die Sache kaum vertagt."

„Nein, sie wäre jetzt zum Spruch gekommen und Köhler wegen versuchten Raubmordes angeklagt worden, der Herr Untersuchungsrichter hat es mir gesagt. Er ließ mich heute früh rufen, um mich noch einiges zu fragen. Köhler ist gleich nach seiner That zu uns gelaufen, das stand ja fest, er kam schon vor neun Uhr. Wäre er erst an der Abladestelle gewesen, so hätte er eine Stunde mehr gebraucht. Ach, Alma, ich kann ja dem lieben Gott nicht genug danken, daß er die Wahrheit an den Tag gebracht hat. Mein Mann hat ja schlecht, sehr schlecht gehandelt, aber wenigstens nicht gemein. Wenn er nun aus dem Zuchthause wiederkommt, brauch' ich mich doch nicht so für ihn zu schämen, als wenn die Leute dächten, daß er geraubt und gestohlen hätt' — nun hat er doch wieder seinen ehrlichen Namen."

„Und hat man keine Ahnung, wer der Ruchlose war, der einen scheinbar Sterbenden berauben konnte, statt Hilfe herbeizurufen?" fragte Schmieder.

„Keine Ahnung hat man," sagte die Frau, „aber das ist mir auch ganz egal, der liebe Gott wird ihn schon finden und strafen."

Schmieder lächelte spöttisch, und Alma nötigte die Nachbarin, eine Tasse Kaffee zu trinken.

Nach und nach kam die Rede in ein ruhigeres Fahrwasser und Klein-Hanna mußte den Gesprächstoff hergeben. Frau Köhler hielt ihr die Finger in lebhafter Bewegung vor das Gesicht und schüttelte den Kopf, als die Kleine es gar nicht zu bemerken schien.

„Nicht wahr," nahm Schmieder das Wort, „Sie wundern sich auch, daß die Kleine noch nichts wahrnimmt. Mein kleiner Paul wurde nur sechs Wochen alt, aber er war entschieden weiter."

„Du möchtest wohl, die Kleine solle sich allein aufrichten und ‚Papa' sagen," scherzte Alma, aber der Scherz kam nicht recht von Herzen, eigentlich ärgerte sie sich, daß man ihr süßes Kindchen nicht außergewöhnlich vorgeschritten fand."

„Das Kleinchen wird doch nicht blind sein?" meinte Frau Köhler besorgt.

„Nein," antwortete Schmieder, „blind ist Hannchen glücklicherweise nicht, als ihr neulich ein greller Lichtstrahl plötzlich ins Auge fiel, zuckten die Lider, aber sie ist merkwürdig teilnahmlos."

„Das Kind ist außerordentlich ruhig," entschied Alma, „und das ist ein Glück für mich, da ich keine Bedienung halten kann."

„Nun, so mach' Dir seine Ruhe wenigstens zu nutze und entschließe Dich zu einem Spaziergange, die Kleine liegt ja stundenlang ohne sich zu rühren," bat Schmieder.

Alma zögerte noch, aber Frau Köhler schaffte Rat. „Geben Sie mir das Kindchen mit hinunter, ich gehe heute nicht mehr aus, da kann es ruhig auf meinem Bett liegen und ich sitze mit der Handarbeit daneben."

Das war ein annehmbarer Vorschlag. Alma suchte schnell alles Erforderliche für die Pflege des Würmchens zusammen, und Frau Köhler verließ mit ihrer leichten Bürde die Wohnung.

In der ihrigen angekommen, blickte sie lange

und traurig in die starren, ausdruckslosen Augen der Kleinen und fuhr prüfend mit der Hand über den ungewöhnlich großen Kopf. „Armer Wurm," sprach sie dann betrübt vor sich hin, „Du wärst auch besser nicht zur Welt gekommen. Ich fürchte, Deine Eltern werden wenig Freude an Dir erleben."

Sie bettete das Kind warm und weich und setzte sich mit dem Strickzeug an das Fenster, um bald in tiefe Gedanken zu versinken. — — —

Alma räumte das Kaffeegerät zusammen und machte sich zum Ausgehen fertig. Sie suchte einen recht eleganten Hut hervor, den Schmieder ihr im vorigen Sommer gleich nach ihrer Vereinigung geschenkt und der sie damals ganz außerordentlich gut gekleidet hatte. Sie nahm auch dasselbe anschließende Jäckchen zur Hand, aber jetzt, nun sie das bekannte Bild wieder aus dem Spiegel ansah, wurde ihr recht klar, welche Veränderung dieses eine Jahr in ihrem Äußeren hervorgebracht hatte und ihre gute Laune war fort. Statt des sanften Ovals zeigte ihr Gesicht langgezogene Linien und das zarte Rot der Wangen war verblichen. Die Veränderung war nach der schweren Krankheit ganz natürlich und bei ihrer Jugend hätten wenige Wochen der Pflege und Gemütsruhe hingereicht, alles Verlorene wieder einzubringen. Zudem war sie nicht einmal unkleidsam, das Gesicht sah reifer und durchgeistigter aus. Aber Alma sah nur die Veränderung und dachte nichts anderes als: Wie lange wird es noch dauern, bis ich ganz häßlich bin und Hans mich verläßt. Und mit diesem Gedanken kam wieder die alte wahnsinnige Angst über sie und sie zitterte innerlich, während sie äußerlich den Mund zu einem Lächeln zwang.

Die Thürglocke wurde gezogen und Hans, der bereits fertig war, öffnete. Therese stand im Thürrahmen und blickte lächelnd um sich. Sie war immer noch am Ort, niemand wußte weshalb, denn ihr Engagement an der Specialitätenbühne hatte bereits vor drei Monaten sein Ende erreicht.

„Ich will mich ausruhen und meine Ersparnisse verzehren," äußerte sie auf Befragen, es war aber sonderbar, daß sie zu diesem Zweck den Sommer in der heißen Großstadt blieb.

„Sie bleibt um meines Hans willen, sie legt es darauf an, meine Nachfolgerin zu werden," sagte sich Alma heimlich und brennende Eifersucht stieg wie ein Feuer in ihr auf, das alle besseren Regungen verzehrte.

„Nun, das nenne ich eine Überraschung," rief Hans freudig, indem er der Eintretenden die Hände schüttelte. „Seien Sie herzlich willkommen."

Auch Alma trat hinzu und reichte dem Gast die Finger, aber die Begrüßungsworte blieben ihr in der Kehle stecken.

„Ich komme nicht, um hier zu bleiben," begann Therese, „das Wetter ist herrlich, nicht zu heiß, nicht zu kalt, da wäre ein Besuch des Gartenkonzerts auf Steffenshöhe anzuraten."

„Famos," rief Schmieder, „meine Frau war in diesem Sommer noch in keinem Gartenkonzert, wir kommen mit."

Auf Almas Herz senkte sich eine schwere Last. Sie hatte gehofft, mit Hans einen schönen Spaziergang, vielleicht mit einer kleinen Rast in einem Biergarten machen zu dürfen und frühzeitig wieder heim zu sein. Nun würde sie bis elf Uhr auf Steffenshöhe sitzen und zusehen müssen, wie Hans Theresen die Cour schnitt. Sie legte es jedesmal darauf an und er that ihr den Gefallen. „Nur zum Scherz," pflegte er zu sagen, aber wie leicht konnte aus dem Scherz Ernst werden.

Dazu ihre äußere Erscheinung. Almas Garderobe war gut und geschmackvoll gewählt, sie hatte als Schneiderin Erfahrung darin, aber die Kleider waren ausnahmslos vom vorigen Jahr. Therese dagegen strahlte auch heute wieder in hochmoderner Toilette, die in geradezu studierter Weise ihrer Eigenart angepaßt war. Sie sah blendend aus und ein gewisser Stich ins Raffiniert-Pikante, der nach Halbwelt schmeckte, war für Schmieder, als Gegensatz zu seiner bürgerlich ehrbaren „Frau" nur ein Reiz mehr.

Im Garten von Steffenshöhe waren bei ihrer Ankunft die besten Plätze bereits besetzt und Alma steuerte in einem Gefühl der Erleichterung dem abgelegeneren Gartenteil zu, aber Therese rief entschieden: „Nein, im Winkel sitze ich nicht," beauftragte einen Kellner, recht im Mittelpunkt des Gartens einen Extratisch für sie zu stellen und unterstützte den Wunsch mit einem heimlichen Trinkgeld.

Da saßen sie nun, recht wie auf dem Präsentierteller, und es dauerte nicht lange, so fanden sich auch ein paar junge Lebemänner dazu, die den Stern der Specialitätenbühne erkannt hatten.

Schmieder mit seinem Anstand, seiner gebildeten Sprache und guten Kleidung behauptete sich vollkommen in dem Kreise, der hinter dem vorgestellten „Herrn Schmieder" wohl alles andere eher als einen Arbeiter vermutete. Alma suchte ihre Befangenheit zu bemeistern, um nicht nachträglich von Hans wegen albernen Benehmens ausgescholten zu werden, sie bemühte sich, an der Unterhaltung teilzunehmen, obwohl der leichtfertige Ton derselben sie abstieß.

Der exponierte Platz freilich war ihr gräßlich, aber die Dunkelheit begann sich einzustellen und die bunten Glasglocken der Lampen verhießen eine minder blendende Beleuchtung, als sie Frau Sonne ihnen bisher hatte angedeihen lassen.

Da trat wieder ein Herr zu ihrem Tisch und bat um die Erlaubnis, sich einen Stuhl dazusetzen zu dürfen. Der Zufall führte ihn neben Alma, die mit Entsetzen den Sohn einer wohlhabenden Familie erkannte, bei der sie früher gearbeitet hatte. Eine Weile hatte er nur Augen für Therese; dann aber wendete er sich an Alma, die er sofort erkannte. Sie hatte in dem schlicht bürgerlichen Haushalt seiner Eltern oft im Familienzimmer gearbeitet, und der junge Mann, dem das hübsche Mädchen gefiel, wiederholt den vergeblichen Versuch gemacht, sie nach Hause zu geleiten, oder in ein Restaurant zu führen.

„Ah — Fräulein Liedke — sieht man Sie auch einmal?" begrüßte er sie. „Das ist ja charmant — sind diesen Winter nirgend zu sehen gewesen, mein schönes Fräulein — habe immer vergeblich darauf gehofft."

Alma erglühte bis unter die Haarwurzeln und preßte die Lippen zusammen, es lag bei aller Ga-

lanterie eine gewisse Nichtachtung in seinem Tone. Schmieder glaubte ihr zu Hilfe kommen zu müssen. „Meine Frau," sagte er an ihrer Stelle mit Betonung, „ist lange Zeit krank gewesen, jetzt aber zu meiner Freude wieder ganz wohlauf."

„Ah" — machte der andere — „die Herrschaften sind verheiratet — bitte um Entschuldigung, ‚gnädige Frau'," und dabei verzog er das Gesicht so spöttisch, legte auf die Worte ‚gnädige Frau' eine so besondere Betonung, daß Alma sie als Beleidigung empfand. Er war augenscheinlich in die Verhältnisse vollkommen eingeweiht.

Auch Schmieder fühlte den Hohn heraus und sein Gesicht rötete sich vor Zorn. Aber er mußte schweigen. Die Worte enthielten keine Beleidigung und den Ton durfte er nicht kritisieren, er hatte ihn ja herausgefordert. Auch ignorierte ihn der junge Mann — ein Gerichtsreferendar Langenbach — als ob er Luft sei.

Langenbach wünschte augenscheinlich von Therese ganz besonders beachtet zu werden und in seinem Zorn beschloß Schmieder, den ziemlich unansehnlichen Mann bei ihr aus dem Sattel zu heben. Er rückte plötzlich noch näher an sie heran und begann, unbekümmert um die übrigen, ihr wie toll den Hof zu machen. Therese aber, die einen bestimmten Zweck verfolgte, ging mit Wonne darauf ein.

Den übrigen Anbetern wurde die Sache bald langweilig, sie entfernten sich einer nach dem andern und nur der junge Referendar blieb übrig. Um sich an Schmieder zu rächen und Theresen seine Nichtachtung zu beweisen, begann er jetzt Alma in zudringlicher Weise auszuzeichnen.

Eine Weile that sie spröde und suchte ihn zurückzuscheuchen, als ihr Hans es aber immer toller trieb und Therese schließlich fast im Arm hielt, packte sie der Zorn und sie ging auf die Courmacherei des jungen Mannes ein. Sie lachte laut zu seinen nicht immer sehr zarten Scherzen und steigerte sich selbst in eine Lebhaftigkeit hinein, die ihr sonst völlig fremd war. Schmieder durchschaute ihre Absicht, ihn eifersüchtig zu machen, und amüsierte sich darüber. Ja, sie freute ihn sogar, denn er lernte seine kleine, zurückhaltende Frau von einer neuen Seite kennen. Von Eifersucht war bei ihm keine Rede, er kannte ja seine unumschränkte Macht über ihr Herz.

Der Garten war fast leer geworden, und man mußte an den Heimweg denken. Therese hing sich, ohne nach Almas Rechten zu fragen, an Schmieders Arm — da nahm Alma im Trotz den höflich gebotenen des Referendars und die zwei Paare machten sich, in ziemlichem Abstand von einander, auf den Weg.

„Wissen Sie, Hans," begann Therese — sie erlaubte es sich häufig, ihn beim Vornamen zu nennen — „wissen Sie, daß Sie alle diese vornehmen Herren ausstechen?"

„Und bin doch nur ein Arbeiter und der hochwohlgeborene Herr da hinter uns sieht mich über die Achsel an."

„Ja, warum steifen Sie sich denn darauf, durchaus gewöhnlicher Arbeiter zu sein? Das verlangt doch Ihre Socialdemokratie nicht. Als Techniker sind Sie auch ‚Arbeiter' wie jeder, der seinen festen Beruf hat. Wenn ich, halb in Tricot, auf der Bühne singe und tanze, so arbeite ich auch."

„Gewiß," pflichtete der Mann bei, „aber zum Techniker fehlt mir das letzte Examen. Ich hielt das trockene Studium nicht aus und lief ein halbes Jahr vor dem Examen davon. Es kam mir vor, als solle ich an dem Zopf, der unserm ganzen Schul- und Studentenwesen noch anbaumelt, aufgehängt werden."

„Und ließen Ihre Zukunft im Stich, Sie leichtsinniger Mensch Sie."

„Ach was Zukunft — ich habe es stets mit der Gegenwart gehalten."

„Ich auch, aber das hindert doch nicht, nebenbei auch an die Zukunft zu denken, die später Gegenwart wird. Ich will Ihnen was sagen, Hans, geben Sie zum Herbst Ihre Stelle auf, kommen Sie nach Dresden und studieren Sie fertig, was Sie vor Jahren begonnen haben, Sie werden das Vergessene wieder einbringen."

„Sie gehen von hier nach Dresden?" fragte Hans interessiert.

„Zunächst nicht, aber ich hoffe im Frühjahr im ‚Viktoriasalon' anzukommen. Mein Ehrgeiz strebt aus diesen kleinen Tingeltangeln hinaus. Ich möchte auch Ihnen Ehrgeiz einflößen. Sie stehen hier auf einem Platz, für den Sie zu schade sind."

„Und Alma? Und die Mittel, um einen Aufenthalt von mindestens eineinhalb Jahren zu bestreiten?"

„Alma ist eine geschickte Schneiderin, sie findet Arbeit, sobald sie sie haben will, wenn nicht hier, so an einem andern Ort. Und die Kosten für Ihren Aufenthalt während des Studiums? — Nun, Sie haben doch Vermögen geerbt, wenn es auch nur klein ist, und einige Hundert Thaler will ich Ihnen gern leihen, Sie wissen, ich denke an die Zukunft und lege bei. Ich bin sonst in Geldsachen sehr engherzig, aber für Sie —" und dabei sah sie ihm zärtlich in die Augen.

Schmieder beugte sich nieder und küßte den runden, rosigen Unterarm, von dem sie den langen Handschuh abgestreift hatte. „Alma würde es nicht zugeben, sie würde denken, ich käme nicht wieder," sagte er zögernd.

„Ja, wenn Sie so unter dem Pantoffel stehen? — Alma müßte sich doch freuen, als Maschinentechniker steht Ihnen die ganze Welt offen."

„Sie haben recht, aber — nun, ich will es mir überlegen."

Das andere Paar hatte sich zunächst mit weniger ernsten Dingen befaßt. Der Referendar fuhr fort, Alma von der Verehrung vorzuschwärmen, die er schon für sie empfunden hätte, als sie noch in das Haus seiner Eltern kam. Er fragte, wann er sie besuchen dürfe.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie dazu auffordern darf, Herr Langenbach, mein — mein Mann — ist ein einfacher Arbeiter und hat keinen Verkehr mit vornehmen Herren."

„Nun, ich habe auch nicht die Absicht, Herrn Schmieder zu besuchen, sondern Sie, mein schönes Kind. Lassen wir die Komödie, nun wir unter uns sind, beiseite. Ihr ‚Mann' — wie Sie zu sagen belieben — vernachlässigt Sie, und Ihre schönen Augen

sprechen von Thränen. Nein, leugnen Sie nicht, ich sehe es deutlich, und ich sah auch, welche Qual dieser heutige Abend für Sie war. Wollen Sie mir, Ihrem alten Freunde und Verehrer, nicht gestatten, Sie zu trösten? Sie sind gewiß viel allein."

„Ich bin viel allein," gab Alma zu, „aber nur, weil Schmieder den größten Teil des Tages in der Fabrik sein muß. Ich habe keine Ursache, mich über ihn zu beklagen und liebe ihn von ganzem Herzen, würde auch niemals ohne sein Wissen Herrenbesuche empfangen."

Dabei zog sie ihren Arm aus dem seinigen und trat einen Schritt von ihm fort.

„Ich wollte Sie nicht kränken, Alma," rief Langenbach, der einsah, daß er zu schnell vorgegangen war. „Sie müssen aber doch zugeben, daß sein Benehmen gegen die blonde Therese in Ihrer Gegenwart tadelnswert war."

„Therese ist eine gute Freundin von uns beiden," log Alma, „gerade meine Gegenwart bewies wohl am besten die Harmlosigkeit der Sache. Übrigens geht sie zum ersten Oktober aus der Stadt fort."

Alma spielte die Ruhige und Sichere aus Stolz; in ihrem Herzen sah es dafür desto schrecklicher aus. Fremde Menschen sahen schon ihr Elend, und ihre Stellung zu Hans bot ihr nicht einmal Schutz gegen schamlose Anträge. Sie galt für vogelfrei und jeder durfte Jagd auf sie machen. Machte nicht auch Therese Jagd auf Hans? — Waren das die Zustände, die dieser als die allein richtigen und sittlichen in der ganzen Welt eingeführt zu sehen wünschte? — Ihr schauderte.

Der Referendar sah ein, daß zur Zeit ebensowenig zu machen sei wie vor einem Jahr und lenkte ein. „Ich hoffe, Sie nehmen meine Worte nicht anders auf, als sie gemeint sind," sprach er nachdrücklich, indem er ihren widerstrebenden Arm unter den seinen zog. „Ich sprach als Freund, auf den Sie unter allen Umständen zählen dürfen."

Er lenkte das Gespräch, an dem sich Alma wenig beteiligte, auf gleichgültige Dinge und man kam auch bald vor Thereses Wohnung an, wo er sich ebenfalls empfahl. Ein weiterer Spaziergang zu dreien hätte keinen Reiz für ihn gehabt.

Das Schmiedersche Paar setzte also seinen Weg allein fort. Alma schwieg hartnäckig, und Hans versuchte es, sie mit ihrem neuen Verehrer zu necken, hatte aber wenig Glück. So schwieg auch er und das junge Paar kam verstimmt in seiner Wohnung an.

Frau Köhler schlief schon, als Alma um Mitternacht klopfte. Sie hatte das anvertraute Kindchen aber treu behütet.

Hans Schmieder schlief nach kurzer Zeit den Schlaf der Gerechten, er hatte sich vorzüglich amüsiert. Alma lag noch lange wach an seiner Seite und malte sich in selbstquälerischen Gedanken die Zeit aus, wenn er sie verlassen haben würde.

XIV.

Der Herbst war gekommen, oder wenigstens der früchtereifende Vorbote desselben, in den Gärten sammelte man seinen Segen und brachte ihn zusammen mit den letzten Blumen des Sommers zu Markt. So auf der Scheide der Jahreszeiten ist die Natur am vielseitigsten. Der Sommer spendet noch, der Herbst schon. Noch erntet der Landmann und schon lockt die leere Stoppel zu den Freuden der Jagd. Noch brennt die Sonne und schon mahnt die herbklare Luft an künftigen Frost.

So dachte auch der einsame Spaziergänger, der durch die Alleen des Stadtparkes schritt, als das fallende Sommerlaub vor seinen Füßen tanzte und ihn trotz dessen die bunte Pracht der Astern und Herbstlevkojen von den Rabatten der Rasenplätze grüßte. Mit Behagen sog Egon die frische kühle Luft ein und doch wollte die Wehmut, die sein Herz erfüllte, nicht weichen.

Es war heute der achtzehnte Sonntag nach Trinitatis — es jährte sich der Tag, an dem seine Liebe den ersten festen Faden von seinem begeisterten Herzen zu Hilde hinübergesponnen hatte. Vor einem Jahr stand er auf der Kanzel, fest davon überzeugt, die Geliebte durch die Macht seiner Rede zum Christentum, wie er es verstand, hinüberziehen zu können, und heute wußte er, daß seine Zuversicht ihn betrogen hatte. Und sein eigener Kinderglaube? — Wo war er hingekommen? —

Erst leise und schüchtern, dann immer deutlicher hatte der Zweifel an sein Herz gepocht, und wie sich dieses auch wehrte und sein teuerstes Gut, den Glauben, verteidigte, der Verstand, dieser alte Widersacher des Herzens, hatte schließlich die fest verschlossene Thür geöffnet. Und nun machte sich der Zweifel in der eingenommenen Festung breit und nahm schrittweise Besitz von allem, was darin war.

Egon hatte einen Teil des Hochsommers auf seinem väterlichen Gut zugebracht und sich dann wieder um eine provisorische Stellung in der Universitätsstadt beworben. Sie war ihm geworden, er war bei der geistlichen Behörde gut angeschrieben und man hatte ihn als Hilfsarbeiter einem altersschwachen Superintendenten zugeteilt. Vielleicht wäre für sein Gemüt ein anderer Ort besser gewesen, aber er wollte studieren, studieren — —

Am heutigen Sonntage war er frei. Der alte Herr predigte, und er hatte, statt ihm zuzuhören, es vorgezogen, seinen eigenen Gedanken auf einem einsamen Spaziergange Audienz zu geben.

Eine Frau mit einem Knaben kam ihm entgegen, in der er Frau Köhler erkannte. Sie grüßte ihn und erklärte auf Befragen, daß sie eine freie Nachmittagsstunde benutzen wolle, um mit ihrem Karl die Gräber ihrer Kinder zu besuchen, am Nachmittage habe sie versprochen, das Schmiedersche Kindchen zu warten, damit die Frau ausgehen könne. Egon schloß sich ihr an und fragte nach ihrem Ergehen.

„O, Herr Kandidat, es geht mir ja so gut wie es mir gehen kann. Mein Karl ist gesund und munter und mein Mann, der vorige Woche abgeurteilt ist, hat so gelinde Strafe bekommen, wie es das Gesetz zuläßt. Drei und ein halbes Jahr Zuchthaus. Ich hab' ihn auch noch mit dem Karl besuchen dürfen und er hat mir versprochen, ein anderer Mensch zu werden."

Während Frau Köhler, an den Gräbern ihrer

Kinder angekommen, sich daran zu schaffen machte und Karl fortsprang, um die mitgebrachte Gießkanne zu füllen, fragte Egon nach Alma und ob sie noch immer glücklich sei.

„Nun, so recht glücklich ist sie wohl nie gewesen,“ lautete die Antwort, „und wie kann sie auch. Sie liebt ja den Mann, daß sie ihm die Hände unterlegen möchte, da ist ihr der Gedanke natürlich fürchterlich, daß er in jedem Augenblick wieder von ihr fort kann, und in ihrer Angst quält sie ihn mit Eifersucht. Er giebt ihr auch Ursach' genug, wenn ich auch glaube, daß es bis jetzt nicht schlimm gemeint ist.“

„Aber wie thöricht von Alma, unter solchen Verhältnissen ihren Geliebten zu plagen,“ meinte Egon, „treu ist er ja seiner ersten Frau auch nicht gewesen, ihn hat das Band der rechtmäßigen Ehe ebensowenig gehalten.“

„Das ist ja wahr,“ sprach Frau Köhler, „aber wenn einer schon so ist und es ihm dann noch so bequem gemacht wird — —“

„Glauben Sie denn, daß er es jemals mit Alma ernst gemeint hat?“

„Ganz ernst,“ versicherte Frau Köhler. „Das meinen sie wohl alle, die die ‚freie Liebe‘, wie sie es nennen, einführen möchten, aber wenn es ihnen nachher über wird, dann sind sie eben ‚frei‘ und gehen ihrer Wege, denken auch, das ist das Richtige, weil die Liebe doch nu mal vergangen ist. Schmieder fängt auch schon an wackelig zu werden, wenn er auch vorläufig selbst noch nicht daran glaubt.“

„Wie?“ rief Egon.

„Ja, da ist die Person, die ‚blonde Therese‘, wie sie sie nennen, die kommt immer gelaufen und redet ihm zu fortzugehen und zu studieren, damit er was Besseres werden kann, na, und ist er erst fort, dann adieu Partie.“

„Aber sollte ihn nicht das Kindchen an der Mutter festhalten?“

„Ach du lieber Gott, das Kindchen, das wird ihn erst recht vertreiben. So wie ich mich auf Kinder versteh', hat es einen Wasserkopf und wird blödsinnig bleiben. Ich hab' den Eltern nichts gesagt, aber der Vater fängt schon an zu merken. Es ist jetzt ein Vierteljahr alt und liegt da wie ein Klotz.“

„O mein Gott, die arme Frau,“ rief Egon mitleidig, „da müßte doch schon das Erbarmen den Menschen festhalten.“

„Ja, das sollte es wohl, aber Schmieder kann, wie viele Männer, keinen Kranken um sich leiden. Wie hat er sich gehabt, als Alma am Sterben war, gleich als wollt' er sich mit ihr in die Erd' legen. Aber als die Gefahr vorüber war und sie dann sechs Wochen auf dem Sofa lag, oder elend herumschlich und keinen lauten Ton hören konnte, da hielt er es nicht aus. Da nahm er die Thür in die Hand und kam halbe Tage lang nicht ins Haus. Soll er das Unglückswürmchen immer um sich sehen und dann noch Almas Jammergesicht dazu, dann ist es aus. Er wird sich selbst vorreden, daß er nur für einige Zeit fortgeht, um sich zu verbessern, aber nach und nach wird er sich sagen, daß er das Wiederkommen ja nicht nötig hat, und dann wird er sich wieder selbst vorreden, daß es unsittlich ist, eine Ehe weiter zu führen, der das innere Band fehlt — ich denke, so sagte er neulich — und dann ist es aus zwischen ihnen. So wird es kommen,“ schloß die Frau prophetisch.

„Arme Alma,“ sprach Egon traurig, „wenn Sie meinen, daß ich ihr einmal beistehen kann, so lassen Sie mich es wissen.“

„Recht gern,“ versprach die Frau, „aber sie ist so ganz in die Lehre Schmieders übergegangen, daß es keinen Gott und kein ewiges Leben giebt — ich glaube nicht, daß sie von Ihnen etwas wissen will.“

Frau Köhler nahm ihren Knaben an die Hand und verließ den Friedhof.

Egon trat noch an den Grabhügel der Frau Professor Steiner, neben dem ihm die seligsten Minuten seines Lebens verflossen waren, und folgte ihr dann langsam und in tiefen Gedanken. — —

Am Nachmittage saß Egon mit seinem alten Herrn und dessen fast tauber Frau zusammen am Kaffeetisch. Er schätzte die beiden alten Leute hoch und durfte nach ihrem Benehmen auch voraussetzen, daß sie ihm herzlich gewogen seien. So wurden auch intimere Verhältnisse im Gespräch berührt, an dem sich die alte Dame aber nicht zu beteiligen pflegte.

„Wenn ich nun zu Neujahr mein Amt niederlege, lieber junger Freund, werden Sie doch eine Stelle annehmen?“ begann der alte Herr, seine geleerte Tasse zurückschiebend. „Ich denke, es kann Ihnen nicht fehlen. Bei Ihrem ausgesprochenen Rednertalent werden Sie Ihre Mitbewerber leicht aus dem Felde schlagen. Warum eigentlich haben Sie so lange gezögert? Es waren doch schon zwei gute Landpfarren frei und in der Altstadt-Gemeinde, wo Sie im vorigen Jahr den Prediger Boretius vertraten, hat man eigentlich jetzt, als der alte Herr abging, auf Ihre Bewerbung gerechnet.“

Egon schwieg und hohe Röte flammte plötzlich über seine Stirn. Da war ja, was er so lange gefürchtet hatte, eine Frage nach seinen Lebensplänen, und er lag mit sich selbst im Kampf und wußte den Ausgang nicht. Er sprang vom Stuhl auf und ging durch das kleine Zimmer, während ihm die Augen des Ehepaares erstaunt folgten.

„Was haben Sie, Herr Kandidat, drückt Sie etwas und darf ich es wissen? Sie dürfen meiner Diskretion sicher sein.“

Egon trat wieder an den Tisch und ergriff die Hand des alten Herrn. „Ich möchte eine Frage an Sie richten, Herr Superintendent, gestatten Sie mir ein Gespräch unter vier Augen.“

Der alte Herr erhob sich und schritt in sein Studierzimmer hinüber, dort begann Egon, als sie Platz genommen hatten:

„Halten Sie es für möglich, daß ein Mensch Geistlicher werden und von der Kanzel das Evangelium predigen darf, der in seinem Herzen ein Abtrünniger ist, der die Offenbarungen der Bibel anzweifelt?“

„Also so steht es mit Ihnen, lieber junger Freund,“ sprach der Geistliche nach einigem Zögern, „Sie haben Gewissensskrupel — die haben vor Ihnen schon viele gehabt und werden noch viele haben, aber



beten Sie fleißig zu Gott um ein demütiges, einfältiges Herz und Sie werden überwinden, was Sie ängstigt."

„Nein, ich überwinde es nicht," klagte Egon verzweifelt, „mir geht es wie dem Kinde, das einmal, durch die Thürspalte guckend, die Mutter den Weihnachtsbaum schmücken sah, es kann nicht mehr an das Christkind glauben, wie gern es auch möchte."

„Nun, so lassen Sie wenigstens andern den Glauben daran," sprach der alte Geistliche gleichmütig

Egon sah ihn entsetzt an. „Ich kann doch nicht lehren, was ich selbst nicht glaube," rief er mit blassen Lippen.

„Und warum denn nicht? Nehmen Sie an, die andern seien Kinder und für die Wahrheit noch nicht reif. — Wer weiß denn überhaupt, was Wahrheit ist? Jeder Diener der Kirche hat die Pflicht, zu ihr zu stehen mit Leib und Seele, denn wir haben nicht nur eine Religion, wir haben vor allen Dingen eine Kirche, deren Ansehen aufrecht erhalten werden muß."

Der alte Herr schlug ein Bein über das andere und die Flügel seines langen Hausrockes über den Knieen zusammen, als ob ihn fröre, dann fuhr er fort: „Das Gebäude der Kirche ist im Laufe vieler Jahrhunderte von berufenen Händen aufgebaut, ausgebaut und renoviert worden, heute aber kommt jeder und will daran flicken oder gar rütteln. Das dürfen wir nicht zulassen. Wie ein Mann müssen wir fest auf dem Dogma stehen und jeden Sturm abwehren, denn jedes Gebäude kann durch den Ansturm vieler erschüttert werden."

„Wenn das Gebäude aber alt und morsch ist, Herr Superintendent?" rief Egon.

„So muß man es um so fester stützen. Läßt man erst zu, daß nur ein Stein gerührt wird, so fallen andere von selbst nach."

„Herr Superintendent," rief Egon, „Sie geben durch Ihren Vergleich zu, daß auch Sie unsere christliche Kirche für ein Werk von Menschenhand halten. Was der ewige Gott aus lebendigem Fels baut, das hat Bestand für die Ewigkeit, das braucht man nicht zu stützen."

„Doch, mein junger Freund," sprach der alte Geistliche, „auch der härteste Granit wird vom Wasser zernagt, vom Gletscher zerrieben. An dem Felsen unserer Kirche nagt das Wasser der Skeptik, reibt das Eis des Unglaubens und der Gleichgültigkeit. Die Wolkengebilde aber, aus denen sich diese zersetzenden Elemente niederschlagen, sind die Wissenschaft und die sogenannte Volksaufklärung. Darum haben wir Männer der Kirche die Aufgabe, die tausend Rinnsale, in denen das Wasser sich sammelt, vom Fuß unserer ehrwürdigen Kirche abzulenken, damit der Fels, wie Sie sagen, oder das Gebäude, wie ich sagte, nicht untergraben werden."

Egon preßte die Hände gegen die Stirn und brütete vor sich hin. „Und wenn, was wir stützen sollen, uns nicht mehr ehrwürdig erscheint?" fragte er leise.

„Das darf nicht sein, mein junger Freund, das dürfen wir uns selbst nicht eingestehen," eiferte der alte Herr. „Die Institution der Kirche ist ehrwürdig, selbst wenn wir ihren Lehren nicht in allen Punkten unbedingt zustimmen können. Die Kirche soll das Gewissen, die geistliche Zuflucht der sündigen Menschheit sein, sie kann diese Mission nicht erfüllen, wenn sie an Macht einbüßt, muß aber unfehlbar davon einbüßen, sobald wir zugeben, daß unser Dogma Irrtümer enthält. Es wird heutzutage zu viel studiert und gegrübelt, sehr zum Schaden unserer Sache, denn wie sollen wir Macht behalten über die Gewissen anderer, wenn wir uns mit unserem eigenen nicht abfinden können. Mächtig aber muß die Kirche sein — mächtig."

„Sie sprechen von der Kirche, Herr Superintendent, und ich von der Religion, von dem teuren Glaubensschatz, der das Glück meiner schwärmerischen Jugend ausmachte und nun an der Sonne der Erkenntnis zu verdorren droht. Ich schätze die Kirche hoch, als das kostbare Gefäß, welches unsere Religion bewahrt, wir Diener derselben sollen aber den erquickenden Trank rein und lauter an die durstigen Seelen ausschenken, die danach verlangen. Können wir ihnen, wie ein betrüglicher Wirt, anpreisen, was uns selbst schal erscheint?"

„Ja, wir dürfen es und wir sollen es. Weisere und Bessere wie wir haben unser Dogma festgestellt und uns kommt es nicht zu, daran zu mäkeln. Gehorsam fordert nicht die katholische Kirche allein von ihren Dienern, auch wir haben uns zum Heile des Ganzen zu fügen. Wir lehren, was unsere Kirche verlangt, und weichen nicht, wie auch die Neuzeit uns bedrängen mag. Einigkeit macht stark. Solange das Schiff der Kirche über die Wellen der Zeit streicht, hat es alle Schwankungen mitgemacht, ist bald auf die höchste Spitze der Woge erhoben, bald tief hinabgeschleudert worden, als solle es im Abgrunde versinken. Immer aber hat es sich siegreich wieder erhoben, denn es trug die Religion, die das Menschengeschlecht auf die Dauer ebensowenig entbehren kann wie die Luft zum Atmen.

„Materialistische Strömungen, wie die jetzigen, die alles leugneten, was sich nicht sinnlich wahrnehmen ließ, hat es zu allen Zeiten gegeben. Schon die alten Inder vor Buddha hatten philosophische Schulen, die den krassesten Materialismus lehrten. Ihre Anschauung gipfelte in dem Lehrsatz: ‚Die Seele gehört der Materie an, sie ist aus den vier Elementen gebildet und wird von den Eltern erzeugt, bei der Auflösung des Körpers geht sie zu Grunde.' Diese Anschauungen haben in Zeiten moralischen Nieberganges immer die Oberhand gewonnen und sich mit ihrem Gefolge von roher Genußsucht und Sinnenlust breit gemacht. Aber der Selbsterhaltungstrieb der Menschheit, die an konsequent durchgeführtem Materialismus zu Grunde gehen müßte, hat sich immer wieder der Religion zugewendet, ja, sogar mit immer größerer Inbrunst, je breiteren Boden der Unglauben gewonnen hatte. — Darum müssen wir feststehen, auch unsere Zeit kommt wieder."

„Ich muß Ihnen in der Hauptsache vollständig recht geben, Herr Superintendent," antwortete Egon sinnend, „nur mit Ihrer Anschauung, daß wir festhalten müssen, was uns einmal als Glaubenssatz vorgeschrieben ist, kann ich mich nicht einverstanden

erklären. Mein Gewissen sträubt sich dagegen. Auch glaube ich, daß unserem Wort die Kraft zu überzeugen mangelt, wenn wir selbst nicht überzeugt sind."

„Das glauben Sie doch ja nicht, mein lieber Freund. Es ist nur erforderlich, daß wir uns von der Notwendigkeit überzeugen, eine in sich geschlossene Kirchengemeinschaft festzuhalten, die mächtig genug ist, allen Stürmen zu trotzen. Wollen wir überhaupt modeln, so modelt der eine hier und der andere da und wir haben statt einer gewaltigen Kirche nur eine Anzahl kleiner, schwacher Sekten, die sich untereinander befehden. Darum müssen wir lehren, was das Dogma fordert und es uns nach außen nicht merken lassen, wenn uns ein Lehrsatz nicht stimmt. Machen auch Sie das zu Ihrer Richtschnur, mein junger Freund."

Der alte Herr erhob sich, Egon wußte, daß er um diese Zeit mit seiner tauben Frau spazieren zu gehen pflegte, er empfahl sich daher und ging in sein Zimmer hinauf. Aber die Last auf seinem Herzen war nicht leichter geworden.

„Macht, Macht," murmelte er, „eine mächtige, herrschende Kirche, deren Diener selbst nicht glauben, was sie lehren. — O Traum meiner Jugend, wo bist Du hingekommen?" —

* * *

Vier Wochen später saß Frau Professor Niederstetter an ihrem Nähtisch über der Arbeit. Da klopfte es an die Thür und auf ihr energisches „Herein" trat Egon ins Zimmer.

„Endlich kommst Du einmal, lieber Junge," sprach sie aufstehend und ihm herzlich die Hand schüttelnd, „wie lange ist es her, daß Du uns nicht besuchtest." Sie blickte dabei prüfend in sein Gesicht und erkannte mit Befriedigung, daß es einen ruhigen, fast heiteren Ausdruck trug.

„Ich komme mit einer Bitte, liebe Tante," sprach Egon, sich neben die alte Dame setzend, „ich will Dich um Deine Fürsprache bei meinen Eltern ersuchen, die mit einem Entschluß, der nach langem Ringen bei mir zur Reife gekommen ist, nicht einverstanden sein werden. Ich kann nicht Geistlicher werden und will meinen Vater um die Mittel zu weiterem Studium bitten."

Sprachlos vor Überraschung ließ Frau Niederstetter die fleißigen Hände in den Schoß sinken. „Egon, Du —? Du willst einen Beruf aufgeben, der seit der Kindheit Dein Ideal war?"

„Manches Ideal verblaßt, wenn man ihm nahe ins Gesicht sieht," antwortete der junge Mann.

Die Tante blickte ihn lange prüfend an. „Egon, Du thust es um Hildes willen — sieh Dich vor, daß Du später nicht mit Deinem Gewissen in Konflikt kommst."

„Nein, Tante, um keiner irdischen Liebe willen, sondern aus eigenem innerem Drang. Glaube mir, ich habe unter der Trennung von meiner ersten Liebe schwer, sehr schwer gelitten, aber ich hätte sie meinem Glauben zum Opfer gebracht. Mein Glaube selbst hat sich gewandelt und die Zeitverhältnisse gestatten mir nicht, ihn als Prediger so zu bekennen. Lügen aber kann ich nicht.

„Sieh," fuhr er fort, als die Tante schweigend verharrte, „ich bin aufgewachsen im strengen Kirchenglauben, man hat mich gelehrt, unser Dogma als heilige Offenbarung hinzunehmen, an der jeder Zweifel sündlich sei, und mein Studium hat daran nichts geändert. Du hast mich vor langer Zeit aufgefordert, eine Brücke zu bauen zwischen Religion und Wissenschaft und ich habe es damals aus innerster Überzeugung abgelehnt. Heute sehe ich ein, daß wir der Wissenschaft Konzessionen machen müssen — daß sie berechtigt ist, gegen viele unserer Kirchenlehren zu Felde zu ziehen und daß wir das Gebäude unserer Kirche nicht stützen müssen — wie vor einigen Wochen ein alter Geistlicher mir sagte, sondern daß wir es neu ausbauen sollten, bis es keiner Stütze mehr bedarf. Ich habe mich auch zu meinem tiefsten Schmerz überzeugen müssen, daß ein Teil unserer Geistlichen nicht mehr glaubt, was er lehrt und das hat mir den einst so hoch gehaltenen Beruf verleibet."

„Und was willst Du nun thun, mein alter Junge?" fragte Frau Niederstetter.

„Ich will einstweilen die Nebenfächer meines bisherigen Studiums, alte Sprachen und Geschichte, weiter ausbilden, bis ich sie als Philologe verwerten kann. Vielleicht wende ich mich dann später der Philosophie zu, um darin als Universitätslehrer zu wirken und Bausteine zu der Brücke zusammenzutragen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hinüberführt. Ich glaube an Gott und an Christus und will diesen Glauben bekennen bis an mein Lebensende, aber ich will Dir folgen und versuchen, ihn den Anforderungen unserer aufgeklärten Zeit anzupassen. Hilf mir, liebe Tante, den Meinigen gegenüber, ich fürchte, sie verstehen mich nicht."

Frau Niederstetter erhob sich und schloß den Neffen in die Arme. „Ich will Dir helfen, soweit meine Kraft irgend reicht, Egon, habe Geduld und sei standhaft, Du wirst mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen."

Der junge Mann küßte zärtlich die Hand der Frau, die er wie seine zweite Mutter verehrte, und ging dann, von ihr geleitet, in das Zimmer des Onkels hinüber, um auch diesem seine veränderten Lebenspläne mitzuteilen.

XV.

Kalter Novemberregen schlug klatschend an die Fenster der Schmiederschen Wohnung und wehrte dem spärlichen Tageslicht den Eintritt. Trübe und trostlos sah es in der Natur, trübe und trostlos im Innern des Hauses aus.

Alma saß vor dem altmodischen Nähtisch am Fenster, hatte den Kopf darauf gelegt und weinte herzbrechend. Schmieder ging verdrießlich im Zimmer auf und ab, schaute auch gelegentlich zum Fenster hinaus; wenn es nicht so gar arg geregnet hätte, wäre er gern ausgegangen, um Almas Weinen nicht hören zu müssen. Plötzlich sprang sie auf, warf sich in ihrer exaltierten Weise zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee mit ihren Armen.

„Geh nicht von mir, verlaß mich nicht," schrie sie, „ich sterbe, wenn Du mir untreu wirst."

Halb gerührt, halb geärgert, beugte der Mann sich nieder, hob die Weinende auf und zog sie an sein Herz.

„Wenn Du doch nur vernünftig sein wolltest," sprach er, indem er sie auf die Stirne küßte, „wenn ich gehe, so geschieht es doch nur zu unserem Besten. Du mußt doch zugeben, daß es Thorheit von mir ist, mein nicht geringes Wissen so in mir brachliegen zu lassen, während ein verhältnismäßig kurzes, regelmäßiges Studium mir die Anwartschaft auf eine bessere und freiere Stellung giebt. Eine Verbesserung meiner Lebenslage käme doch Dir ebensogut zu statten wie mir."

„Aber Du kommst nicht wieder, wenn Du fortgehst, das weiß ich," schluchzte Alma.

„Wenn Du mir unser gemeinsames Haus zur Hölle machst, so muß ich wohl mit der Zeit auf den Gedanken einer Trennung verfallen. — Vergiß dann nicht, daß Du der schuldige Teil bist."

Er langte ein Buch vom Bücherbrett und zog sich damit ins Schlafzimmer zurück, während Alma sich wieder auf ihren alten Platz setzte und trübe in den Regen hinausstarrte. Sie dachte nach. —

Ja, sie machte ihm mit ihren ewigen Thränen und Vorwürfen das Leben zur Hölle, aber konnte sie denn lachen und scherzen, wo ihr vor Angst das Herz brach? Sie sah ja, daß seine Leidenschaft für sie immer mehr verrauchte. Hatte sie das wirklich selbst verschuldet? Sie konnte ihm nicht ganz unrecht geben, aber das unklare, unsichere Verhältnis nahm ihr die innere Ruhe und Besonnenheit.

Schmieder versuchte es, ganz in seinem Buche aufzugehen, um den vorangegangenen Vorgang, der freilich nur einer aus einer langen Reihe ähnlicher war, zu vergessen, und es gelang seiner elastischen Natur.

Eine halbe Stunde verging in völliger Ruhe. Da ließen sich plötzlich aus der Zimmerecke, wo die Wiege stand, quäkende, unartikulierte Töne hören, und der lesende Mann fuhr herum. Da war wieder die Wirklichkeit, die zu vergessen er sich mühte. Mit einem tiefen Seufzer stand er auf und trat zu seinem unglücklichen Kinde.

Er, der Mann, wußte, daß in dem kranken Gehirn der Kleinen da vor ihm kein Geistesfunke zu finden war, die Mutter hoffte immer noch, es könnte ihrer grenzenlosen Liebe und Hingebung gelingen, ihn zu entzünden. Auch jetzt stand sie im Augenblick neben der Wiege, sorgte für die körperlichen Bedürfnisse der Kleinen und suchte dabei durch zärtliches Kosen ihre Aufmerksamkeit zu erregen, aber die großen, starren Augen des Kindes blickten ins Leere und ihre Bemühungen waren umsonst.

Schmieder hatte schweigend dabei gestanden, nun wendete er sich seufzend ab. Er konnte es nicht über das Herz bringen, der armen Mutter seine feste Überzeugung mitzuteilen und — er scheute auch die erneute Aufregung. Mochte sie nach und nach — wenn er fort war — dahinterkommen. „Ich mache es ihr so leichter," sprach er zu sich selbst und bemühte sich, an seine Worte zu glauben.

Einstweilen nahm er Hut und Paletot und verabschiedete sich von Alma: „Der Regen hat nachgelassen, Schatz, ich gehe noch ein Weilchen irgendwohin. Man kann doch nicht den ganzen Sonntag zu Hause sitzen." Er küßte sie und verließ die Wohnung.

Schon nach den ersten hundert Schritten in der frischen Luft fiel die Verstimmung von ihm ab und fast unbewußt begann er leise einen bekannten Tanz zu pfeifen. Er machte zunächst einen kleinen Spaziergang durch den nahen Stadtpark und betrat dann, als Dunkelheit und Regen gleichzeitig einfielen, ein nahe gelegenes Restaurant, das er zu dieser Tageszeit leer zu finden hoffte. Sein Entschluß, fortzugehen, hatte sich nach der heutigen Scene befestigt — er ertrug dieses Leben nicht — vielleicht würde es besser gehen, wenn er nach längerer Abwesenheit wiederkäme. Zunächst wollte er in Ruhe alles überlegen und das konnte er zu Hause nicht. Er setzte sich in eine Ecke des leeren Zimmers und zog sein Notizbuch heraus.

Aus dem Nachlaß der Mutter hatte er vor etwa zwei Jahren sechstausend Mark geerbt, die in der heimatlichen Kleinstadt auf einem Grundstück eingetragen waren.

Er wollte die Hälfte davon zum nächsten April kündigen und sich auf das gute Dokument hin die Summe von einer Bank leihen. Damit wollte er zunächst nach Dresden, um sich privatim vorzubilden und später in eine Fachschule einzutreten. Er hatte eine solche früher besucht, aber vor dem Examen verlassen, als ihn etwas anderes reizte. Warum er gerade Dresden wählte? Nun, es war doch eine sehr schöne Stadt, und später kam ja Therese dorthin — warum sollte er den angenehmen Umgang aufgeben.

Die Zinsen der anderen Hälfte seines Vermögens sollte Alma behalten, was fehlte, mochte sie dann selbst verdienen. Sie konnte ja das Kind für den Tag in Kost geben und in einem Kleidergeschäft arbeiten. Eine so geschickte Arbeiterin fand ihr Brot. Auch konnte sie ja die Wohnung mit einer anderen weiblichen Person teilen. So überlegte der Mann.

Er, der gegen persönliches Eigentum stritt, der das Erbrecht verdammte, empfand doch den Besitz in diesem Augenblick als etwas sehr Angenehmes und er hatte nichts dagegen, der Erbe der Spargroschen seiner Eltern zu sein, sie machten ihn frei.

Als er mit seinen Zukunftsplänen im reinen war, klappte er sein Buch zu, trank noch mit Behagen ein zweites Glas Grog und trat den Heimweg in gehobener Stimmung an. Das Leben lag wieder schön und abwechselungsreich vor ihm und an den Abschied dachte er nicht, er konnte ja wiederkommen, sobald er wollte, Alma wurde ihm nicht untreu.

Zunächst schwieg er aber über seine Pläne, der „Sturm im Wasserglase", wie er häusliche Scenen nannte, kam immer noch früh genug.

Er fand Alma beruhigt und freundlich, sie hatte sich wieder einmal — wie schon so oft — vorgenommen, jetzt ganz vernünftig zu sein und ihrem Manne das Haus unentbehrlich zu machen. Sie hatte ihm zum Abendessen einen kleinen Leckerbissen besorgt, ein Kleid angelegt, welches er liebte und empfing ihn bei seiner Heimkehr mit lächelndem Gesicht und zärtlicher Umarmung.

Schmieder lobte sie, schäkerte mit ihr wie in

der Brautzeit, und niemand hätte dem jungen, hübschen Paar die vorhergegangene Verstimmung angesehen. Schmieder war wirklich vergnügt, und Alma that als ob sie es sei. Nach Tisch saßen sie auf dem Sofa beisammen und Schmieder las ein Kapitel aus Nordaus „Konventionelle Lügen“ vor. Das war sein Lieblingsbuch. — — —

Zu Neujahr hatte Schmieder seine Stellung bei Wahrholm gekündigt, nun stand man dicht vor dem Weihnachtsfest und er mußte Alma benachrichtigen, daß er in den ersten Januartagen abzureisen gedächte. Seine Wäsche und Garderobe mußte doch pünktlich in stand gesetzt werden.

Es gab eine furchtbare Scene, die damit endigte, daß Alma in Krämpfe fiel und ein Arzt geholt werden mußte. Sie lag einen Tag zu Bett, von Hans freundlich gepflegt, und erholte sich dann ziemlich schnell, doch lag eine eigentümliche Starrheit über ihr, die sie auch nicht mehr verließ. Es war, als sei etwas in ihr gesprungen.

Sie schmückte, wie im vorigen Jahr, am Weihnachtsabend ein Bäumchen, bemühte sich vergeblich, ihr jetzt halbjähriges Kindchen auf die Lichtchen aufmerksam zu machen und starrte dann selbst wie ein Steinbild ins Leere.

Wie im Traum, aber sehr ordentlich und umsichtig, traf sie alle Vorbereitungen zu Schmieders Abreise und machte ihm auch keine Scene, als er am zweiten Januar abfuhr. Seinem Wunsch gemäß begleitete sie ihn nicht zum Bahnhof, sie hätte es auch kaum können, denn ihre Glieder waren wie mit Blei gefüllt.

Er überschüttete sie beim Abschiede mit Zärtlichkeit und konnte sich an Liebesworten nicht genug thun. Sie aber lag schweigend an seiner Brust. — Als er ihr Haupt endlich sanft aufrichtete, fiel es matt zurück und ihr Körper sank zusammen. Sie war ohnmächtig. Vorsichtig trug er sie zum Sofa, drückte noch einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn und verließ das Zimmer.

Als Alma erwachte, war sie allein. — — —

Ein paar Wochen vergingen in dumpfer Gleichgültigkeit für die arme Verlassene. Sie dachte über ihre Zukunft nach und sah die Notwendigkeit ein, einen Erwerb zu ergreifen. Aber sie war so müde, so energielos — sie begriff sich selbst nicht. Sie beschickte das Nötigste in ihrer kleinen Wirtschaft, sie mußte doch leben und das Kindchen mußte versorgt werden. Dann aber lag sie teilnahmlos auf dem Sofa in einem Zustande, der nicht Schlaf, nicht Wachen war. Dabei schwanden ihre Kräfte immer mehr, bis sie sich eines Tages nicht vom Bette erheben konnte.

Frau Köhler, die sie fiebernd fand, rief Frau Professor Niederstetter und diese den Arzt herbei. Alma hatte ein nervöses Fieber und war mehrere Wochen schwer krank, dann erholte sie sich wieder, die Jugend siegte, aber die Rosen auf ihren Wangen waren jetzt gänzlich verblüht, sie glich einer wandelnden Leiche. Einige mitleidige Damen aus ihrem früheren Kundenkreise hatten bisher für ihre Pflege gesorgt und die Kosten bestritten, das mußte nun aufhören.

Als Alma etwa eine Woche nach ihrer Erkrankung wieder bei klarer Besinnung war, hatte sie Frau Köhler gebeten, Schmieder, der jede Woche einen sehr vergnügten Brief schrieb, von ihrer Krankheit zu benachrichtigen. Die Antwort war ein herzlicher Brief an Alma mit dem Wunsch baldiger Genesung und der Anweisung, auf das in ihren Händen verbliebene Dokument Geld zu leihen, damit es ihr an nichts fehle. Kein Wort von Rückkehr oder sonstigen Hinweis auf die Zukunft.

Alma widersetzte sich dem Ansinnen, Geld auf Schmieders Hypothek aufzunehmen, auf das entschiedenste, sie schien sich gar nicht darum zu kümmern, wo die Mittel zu ihrer Pflege herkämen. Als sie etwa vier Wochen später wieder ungehindert ausgehen durfte, verkaufte sie ein Stück ihres persönlichen Besitzes nach dem andern und verharrte in ihrem thatlosen Hindämmern.

So war der März herangekommen und ein vorzeitiges Frühjahr goß seinen Sonnenschein über die Erde, da klopfte es eines Tages an ihrer Thür und Frau Niederstetter trat ein. Alma fuhr vom Sofa in die Höhe und strich das verwirrte Haar aus der Stirn, sie hatte sich heute noch nicht frisiert.

Frau Niederstetter setzte sich neben sie und nahm die hagere kalte Hand des jungen Geschöpfs in ihre volle, lebenswarme. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, Alma, um einmal über Ihre Zukunft mit Ihnen zu sprechen, so geht es nicht weiter, Sie gehen zu Grunde.“

„Was liegt daran, Frau Professor,“ war die müde Antwort, „mir wäre in der Erde am wohlsten.“

„Nein, so dürfen Sie nicht sprechen, Alma, das ist Sünde. Jeder Mensch hat im Leben einen Platz auszufüllen und darf nicht vorzeitig vom Posten laufen. — Sagen Sie mir, hat Schmieder Sie endgültig aufgegeben?“

„Er schreibt mir freundlich und ich glaube er denkt vorläufig noch an Wiederkommen, aber er hat ein empfängliches Herz — wenn er sich wieder verliebt, was nicht ausbleiben wird, dann — dann macht er einen Strich durch die Vergangenheit.“

„Wenn Sie davon überzeugt sind, Alma, so dürfen Sie diesen Zeitpunkt nicht abwarten. Eine verlassene Frau, die dem Gatten nachweint, wirkt mitleiderregend, eine verlassene Geliebte, die sich in ihr Schicksal nicht finden kann, verächtlich. Sie gelten in Ihrem früheren Bekanntenkreise für das überredete Opfer eines Irrwahns und man hat Ihnen Interesse bewahrt. Erhalten Sie sich dieses und es kann noch alles gut werden.

„Raffen Sie sich auf, Kind,“ fuhr die Dame fort, als Alma schwieg, „dieses müde Sichgehenlassen muß aufhören. Ich will Ihnen helfen mit Rat und That.“

„Lassen Sie mich sterben, Frau Professor,“ sprach Alma tonlos, „ich kann nicht leben.“

Das Herz der alten Dame schwoll vor Erbarmen und sie legte den Arm um die gebrochene Gestalt. „Und Ihr Kindchen, Alma?“

„Mein Kind ist blödsinnig!“ schrie die Mutter auf, „jetzt weiß ich es und er hat es schon lange gewußt.“

„Dann gerade haben Sie eine doppelte Pflicht dem armen Würmchen gegenüber, denken Sie, welches Schicksal es hätte ohne das liebende Mutterherz.“

Alma schwieg wieder.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, liebes Kind," sprach die Professorin nach einigen Augenblicken, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Kommen Sie für eine Zeitlang zu mir. Mein Fremdenstübchen steht leer, da erholen Sie sich und kommen nach und nach zu sich selbst. Ich will sehen, Ihnen inzwischen einen selbständigen Wirkungskreis zu verschaffen. Hier müssen Sie heraus, Sie dürfen nicht zu Grunde gehen. Hält Schmieder an Ihnen fest, so können Sie später immer noch thun, was Sie wollen."

Alma beugte sich nieder und küßte die Hände der gütigen Frau. „Wenn ich noch an einen Gott glaubte, würde ich sagen: Gott segne Sie und vergelte Ihnen tausendfach, was Sie an mir und meiner verstorbenen Großmutter gethan haben. Jetzt sehe ich ein, wie sehr recht sie hatte, mich zu warnen. Ich bereue tief den Kummer, den ich ihr machte."

„Ihre Großmutter ist mit einem Segenswunsch für Sie gestorben," tröstete Frau Niederstetter, „aber nun sagen Sie, daß Sie kommen und ein neues Leben beginnen wollen."

„Ich will es mir überlegen," flüsterte die Unglückliche.

Frau Niederstetter erhob sich. „Ja, überlegen Sie, aber mit rechtem Ernst und gutem Willen."

Sie trat noch zur Wiege des Kindes, das körperlich gedieh, das heißt, wuchs und stärker wurde, aber sich nicht aufrecht halten konnte und in geistiger Beziehung einem Neugeborenen glich. Mit tiefem Seufzer wendete sie sich ab und verließ unter freundlichem Gruß das Zimmer.

Als die warmherzige Frau sich ihrem Hause näherte, fiel ihr doch die Eigenmächtigkeit, mit der sie Alma ein Asyl in ihrem Hause geboten hatte, schwer aufs Herz. Wie, wenn ihr Gatte nicht einverstanden wäre? Bei dem innigen Einvernehmen, das zwischen ihnen herrschte, war es sonst nicht üblich, daß ein oder der andere Teil so tiefeinschneidende Entschlüsse faßte, ohne die Meinung des andern zu hören. Sie begab sich also sofort in sein Zimmer und fragte beinahe schüchtern, ob er Zeit für sie hätte.

Der Professor murmelte noch ein paar Worte, während er sie flüchtig mit Bleistift auf ein Papierblatt warf, er wollte den Faden seiner geistreichen Abhandlung nicht verlieren, dann schob er das Papier zurück und wendete sich freundlich um. Für die Gattin hatte er immer Zeit.

„Ich habe heute Furcht vor Dir," begann diese, „ich habe etwas ohne Dein Wissen gethan, was auch auf Dich zurückwirkt."

Er führte die Frau zum Sofa und nahm neben ihr Platz. „Dann ist gewiß das gute Herz mit meiner Anna durchgegangen," scherzte der Mann.

Frau Anna lachte und berichtete eingehend den Hergang.

„Ich glaube, es handelt sich um ein Menschenleben, Friedrich," schloß die Dame, „da konnte ich nicht anders."

Der Professor strich liebevoll über den grauen Scheitel seiner Gattin. „Nun, wenn Du nicht anders konntest, so war es ja selbstverständlich, übrigens habe ich auch gar nichts dagegen. Du hast Dich ja nur für kurze Zeit gebunden und vielleicht glückt es Dir, das Mädchen für immer zu einem hilfreichen Geist für Dich heranzuziehen. Du hast eine Hilfe nötig, mein liebes Herz, vergiß nicht, daß Du eine alte Frau bist, wenn auch Dein Herz jung blieb."

Er schaute besorgt in das Gesicht der Frau, das jetzt, nun die Spannung wich, deutliche Spuren der Erschöpfung zeigte. Er trat an ein Wandschränkchen, holte Flasche und Glas heraus und nötigte die Lebensgefährtin, ein Glas Wein zu trinken.

„Du bist zu gut, Friedrich," wehrte sie ab, als sie die Stärkung aus seiner Hand nahm, „und zu besorgt um mich, ich habe ja unsere Klara und Hilde."

„Eine Tochter, die Mann und Kinder hat, zählt nur halb, und Hilde wird uns auch nicht mehr lange gehören, Egon hat den Doktor gemacht und kommt zurück."

Mit einem Ruf freudigen Erstaunens sprang Frau Niederstetter auf. „Egon ist Doktor der Philosophie?"

„Nun, das Vergnügen hätte er schon früher haben können," war die Antwort, „die Sache hat keinen weiteren Zweck, als ihm einen Titel zu geben, aber sie ist die Vorstufe zum Privatdocenten, auf den er später losgehen will."

„Ich glaube, es war sehr klug von Egon, nach dem schweren Konflikt mit seinen Eltern, für ein Semester ganz fortzugehen," meinte Frau Niederstetter. „Ich hoffe, wenn er jetzt heimkehrt, findet er glatte Bahn. Mein Bruder ist schon gewonnen und bei meiner Schwägerin hat die Sehnsucht nach dem Sohn auch gute Früchte getragen."

„Ob Hilde noch auf ihn hofft?" fragte der Professor, „es ist jetzt gerade ein Jahr seit ihrer Trennung vergangen."

„Die Hoffnung konnte wohl erst mit der Aufgabe von Egons theologischem Beruf wiederkommen, aber giebt es denn überhaupt ein Liebe, die nicht hofft? Ich glaube nur, sie gesteht es sich selbst nicht ein. Wann kommt Egon?"

„Ich denke in einigen Tagen schon, nach der Promotion hält ihn dort nichts mehr."

Das Ehepaar besprach noch Näheres über die Unterbringung der jungen Frau und ihres unglücklichen Kindes, dem der Hausarzt, der es gesehen hatte, nur eine kurze Lebensdauer prophezeite; dann verließ Frau Anna das Studierzimmer des Gatten, um ihren häuslichen Pflichten nachzugehen.

* * *

Alma war nach Frau Niederstetters Fortgang wieder auf das Sofa zurückgesunken und starrte nun vor sich hin. — Sollte sie den liebevollen Vorschlag der Dame annehmen? Mußte sie es um ihres Kindes willen? Sie wollte so gern sterben, sie fühlte, nun die Pflege der fremden Damen aufhörte, wie sie wieder täglich schwächer wurde, denn sie lebte nur von dünnem Kaffee und Brot. Wenn das noch eine Weile so fortging, starb sie gewiß. — Aber ihr Kind? — Sie hatte es sich noch nie klar gemacht, was dessen Schicksal sein würde. Ob man es ins

Waisenhaus brachte? Ob man Schmieder zwang, sich seiner anzunehmen? Sie wußte es nicht, weil die gesetzlichen Bestimmungen ihr fremd waren. Jedenfalls stieß es sich, wenn es am Leben blieb, unter fremden Menschen herum, die kein Herz dafür hatten.

Ihre Phantasie führte ihr widerliche Scenen vor. Sie sah die kleine Idiotin geschlagen werden, hungern und frieren, weil die Habsucht der Pflegeeltern sich an ihrem Kostgelde bereichern wollte. — Sie sah sie krank, verschmachten — nein, das durfte nicht sein, sie mußte leben für ihr unglückliches Kind.

Die kleine Hanna begann zu weinen und dieser Ton gab den letzten Anstoß. Sie erhob sich energisch vom Sofa, versorgte das Kind und begann sich anzukleiden. Dazwischen überschüttete sie ihren kleinen Abgott mit Liebkosungen.

Während sie ihr Haar ordnete, kamen auch wieder andere hoffnungsvollere Gedanken. Sie hatte ja keinen Beweis, daß Hans sie verlassen wollte. Nur daß er auf ihre flehentliche Bitte, sie mitzunehmen, stets mit „nein“ geantwortet hatte. „Er könne dann nicht studieren.“ Daß er aber weiterkommen, seine geistigen Fähigkeiten ausnützen wollte, war ja nur zu billigen.

Auch jetzt schrieb er stets herzlich — vielleicht hatte sie zu schwarz gesehen. —

Sie beschloß, an Hans freundlich zu schreiben, ihm ihre zeitweilige Übersiedelung in das Niederstetter'sche Haus — nur bis zu ihrer völligen Genesung — mitzuteilen und anzufragen, wo seine Hauseinrichtung inzwischen bleiben solle. Die Wohnungsmiete war nur bis zum ersten April bezahlt und sie ganz ohne Mittel. Dann mußte er ja etwas über seine Zukunftspläne äußern.

Eben hatte sie ihren Anzug vollendet und auf dem Herde Feuer entzündet, um sich eine Suppe zu kochen, als es wieder klopfte und eine Dame eintrat.

Es war Emma Hinz, eine der „vorurteilslosen“ Frauen, die Schmieder ins Haus gebracht hatte. In einem Putzgeschäft bedienstet, war sie eine fleißige und geschickte Arbeiterin, doch ließ ihr Lebenswandel mancherlei zu wünschen übrig. Sie verstand es aber, diesen Umstand, wo es ihr vorteilhaft schien, zu verbergen und galt für sehr solide.

„Warum den Philistern vor den Kopf stoßen,“ sagte sie, „das wäre wenig klug.“ Übrigens war sie eine Busenfreundin der „blonden Therese“ geworden und korrespondierte noch mit ihr.

„Nun, guten Tag, meine liebe Alma,“ begann sie lebhaft, „ich hörte von Ihrer schweren Krankheit erst jetzt auf weitem Umwege und setze meine freie Mittagsstunde daran, mich nach Ihnen umzuschauen. Wie geht es denn jetzt?“

Alma berichtete mit gleichgültiger Miene, das Mädchen war ihr sehr unsympathisch, bemühte sich auch, die Unterhaltung bald auf ein anderes Gebiet zu führen, sie wollte nicht nach ihren Zukunftsplänen gefragt sein. Aber der Gast schien es gerade darauf abgesehen zu haben.

„Werden Sie noch von Herrn Schmieder unterhalten, oder wollen sie sich wieder auf eigene Füße stellen?“ fragte Emma ganz dreist.

Alma stieg die Röte ins Gesicht und sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Hans hat mich noch nicht Mangel leiden lassen,“ stotterte sie endlich, „aber ich weiß nicht, ob ich seine Unterstützung annehmen soll, solange er abwesend ist, er braucht sein Geld jetzt selbst.“

„Also Sie rechnen bestimmt auf seine Rückkehr?“ fragte Emma lauernd.

„Gewiß,“ log Alma, „er schreibt ja immer, daß er in einem Jahr fertig zu sein hofft, dann nimmt er eine Stelle an, wo er sie findet, und wir vereinigen uns wieder.“

Die Ärmste sprach mit einer Zuversicht, als gäbe es keinen Zweifel für sie. Das neugierige Mädchen sollte ihr nicht ins Herz sehen.

„So —?“ sprach Emma gedehnt, „das klingt freilich anders als Therese mir schrieb.“

„Wer schrieb?“ fragte Alma, während ihr Herzschlag zu stocken schien.

„Meine Freundin Therese Bloch, die hier die ‚blonde Therese‘ genannt wurde. Sie ist seit dem ersten Februar im Viktoriasalon in Dresden engagiert und spricht Herrn Schmieder fast täglich. Durch sie erfuhr ich auch von Ihrer Krankheit.“

Vor Almas Augen wurde es Nacht und jetzt erst wurde es ihr klar, daß die Hoffnung bisher noch nie ganz in ihr erloschen gewesen war. Trotz Verzweiflung und Todessehnsucht hatte immer noch ein Fünkchen davon in ihrem Herzen gelebt. Jetzt erst war es ganz aus damit.

„Das ist nicht möglich, das kann nicht sein,“ keuchte sie, erhob sich und wollte — ja, was wollte sie? — Es kam nicht zur Ausführung, ohnmächtig sank sie zu Emmas Füßen nieder.

Das Mädchen, auf einen Sturm gefaßt, erschrak doch — das kam unerwartet. Mit geschickten Händen hob Emma die Ohnmächtige auf, löste ihr die Kleider und holte Wasser herbei. Aber Alma lohnte ihr schlecht. Sobald sie wieder bei Besinnung war, stieß sie die helfenden Hände zurück und rief unaufhörlich: „Fort, fort, ich will allein sein.“

Da begnügte sie sich, ein in der Nähe befindliches Tuch über die Liegende zu breiten und verließ eilig das Zimmer.

Während sie flüchtigen Fußes die Treppe hinabhuschte, flüsterte sie vor sich hin: „Du kannst zufrieden sein, Therese, ich habe Dir hier vorgearbeitet. Den nächsten Brief Almas wird Schmieder sich nicht an den Spiegel stecken.“

Alma lag unbeweglich — das Feuer auf dem Herde erlosch, das Kindchen begann zu schreien und schlief endlich vor Erschöpfung wieder ein.

Schon sank die Sonne und immer noch lag Alma ohne sich zu regen. Nur einmal war sie heftig aufgesprungen und hatte den Riegel vor die Eingangsthür gestoßen, weil sie Schritte zu hören gemeint hatte und keinen Menschen sehen wollte. Dann hatte sie sich wieder in ihrer Ecke zusammengekauert und vor sich hingestarrt.

Es waren schauderhafte Bilder, die durch ihr Hirn zogen. Sie sah ihren Hans von Theresens Arm umschlungen, sie hörte ihn alle die Worte der Leidenschaft in das Ohr der Blonden flüstern, die

einst ihre Seligkeit gewesen waren. Jede unvergeßliche Stunde ihres Zusammenlebens mit Hans tauchte wieder aus dem Nebel der Vergangenheit auf, aber greifbar deutlich sah sie Therese an ihrer Stelle. Ihr galten seine Küsse, seine Liebesworte — — Mit einem Schrei fuhr sie endlich in die Höhe und starrte um sich.

Es war im Zimmer ganz dunkel geworden, nur von draußen leuchtete der mondhelle Frühlingshimmel hinein.

„Sterben, sterben," flüsterte sie wie im Traum, „wenn auch der Tod die Vernichtung ist — — lieber das Nichts als diese Qual."

Sie ordnete ihre Kleider nach dem Gefühl, hüllte sich in das große Tuch, mit dem Emma sie zugedeckt hatte, nahm ihr leise wimmerndes Kindchen in den Arm und schritt der Thür zu. Noch einmal horchte sie, ehe sie auf die Treppe hinaustrat, ob kein Mensch in der Nähe sei, dann floh sie hinab und wendete sich fast laufend dem Stadtpark zu.

Starr und winterlich standen in dieser frühen Jahreszeit die Bäume, aber von den Wiesen duftete es nach frischem Erdreich und das sonst so träge Bächlein plätscherte in ungewohnter Wasserfülle dem erlenumstandenen Weiher zu. Auch dieser hatte seine Fläche weit ausgedehnt und eine zierliche Brücke, die sonst an seinem Ausfluß in weitem Bogen über sumpfiges Moorland führte, lag jetzt fast auf der spiegelnden Fläche. — Vor der sanften Anhöhe daneben stand die Bank, auf der Alma so oft mit Hans gesessen hatte. Sie setzte sich auch jetzt darauf nieder und starrte auf das Abbild des Mondes im Wasser.

„Du winkst mir, alter Freund," sprach sie das Bild an. „Ich komme, ich komme — ich gehe ins Nichts — das weiß ich — Hans hat mich ja gelehrt, daß ‚Gott' und ‚Ewigkeit' nur menschliche Begriffe sind. — Wenn ich Deinen Glauben hätte, Großmutter, den schönen Irrtum, der Dich das Leben ertragen ließ — ja, dann ertrüge auch ich es vielleicht, aber so — leben, um zu arbeiten — ohne Freude, ohne Hoffnung, mit dem Bewußtsein, daß ich mein Teil am irdischen Glück genossen habe und nun abgefunden bin — daß, was ich einst liebte, nun einer anderen gehört — nein — lieber vergehen in ewiger Nacht. — Ich komme, Mond — ich komme schon —"

Sie drückte ihr immer noch wimmerndes Kind fest an die Brust und schritt auf die Brücke zu, an der ein Stück Geländer fehlte, man besserte gerade aus, was der Winter beschädigt hatte.

Das Mondbild im Wasser schien zurückzufliehen, als sie sich näherte. Dunkel lag es unter ihr, als sie an die Bresche trat. Sie erhob den Blick zu dem Gestirn, dem sich gerade eine große, schwarze Wolke näherte, um darüber hinzuziehen.

„Du willst mir nicht leuchten, Mond? Mein Weg soll dunkel sein?" flüsterte die Unglückliche, „dunkel — ganz dunkel — wie die ewige Nacht. — Hans — o mein geliebter Hans — — —"

Die schwarze Wolke zog über den Mond — — als sein Silberlicht sich wieder frei über den weiten, stillen Park ergoß, war die Brücke leer.

XVI.

Das Ehepaar Niederstetter saß am nächsten Vormittag beim Frühstück, als Frau Köhler hereinstürzte und, ganz gegen ihre sonstige höfliche Gewohnheit, auf den nächsten Stuhl sank.

„Ach Gott, Frau Professor, unsere Alma ist tot."

Mit einem Schreckensschrei fuhr die Dame von ihrem Stuhl in die Höhe. „Sie hat sich das Leben genommen!"

„Ja, heute früh haben sie die Arbeiter, die im Stadtpark das Brückengeländer ausbessern, im Wasser gefunden. Ihr Kind hat sie im Arm gehabt."

„Und hat sie ganz unbemerkt das Haus verlassen?"

„Ja, es hat sie keiner mehr gesehen. Ich war so gegen vier Uhr an ihrer Thür, fand sie aber verschlossen und es rührte sich innen nichts. Da dachte ich, sie sei bei dem schönen Wetter mit dem Kinde ausgegangen."

Frau Niederstetter hatte tief erschüttert die Hand über die Augen gedrückt. Sie hatte es so gut mit der Unglücklichen gemeint, sie hatte schon im Geist sie unter ihrer Führung sich zu einem neuen Menschen entwickeln sehen. Nun war alles umsonst gewesen, ein blühendes Leben hatte sich selbst vernichtet.

„Ob man wohl Schmieder sofort benachrichtigen soll — er hat doch bisher seine Verbindung mit Alma nicht gelöst?" fragte sie ihren Gatten.

„Ohne Zweifel, er muß doch auch Anweisung in betreff seines Hab und Guts geben. Doch ich mag nichts mit ihm zu thun haben, vielleicht schreibt ihm Frau Köhler, aber heute noch."

Man besprach noch allerlei Geschäftliches, das unglückliche Mädchen mußte doch beerdigt werden, dann ging Frau Köhler, und das Ehepaar blieb tief erschüttert zurück.

Vier Tage später wurde Alma mit ihrem Kinde auf dem Friedhof neben dem Stadtpark zur Ruhe gebettet. Ihr Schicksal hatte in ihrem früheren Kreise viel Teilnahme erregt und so fand sich ein bescheidener Trauerkreis um das offene Grab versammelt. Von der Begleitung eines Geistlichen hatte man mit Rücksicht auf Almas Anschauung Abstand genommen. So wurde denn der einfache Sarg schweigend in die Gruft gesenkt und nur einige Hände voll Erde deuteten symbolisch darauf hin, daß teilnehmende Herzen die Bestattung vollzogen.

Aber nicht diese kleine Zahl ihrer alten Freunde allein hatte sich zu Almas Begräbnis in aller Sonntagsfrühe versammelt. In weitem Bogen standen Scharen von Arbeitern mit ihren Angehörigen um den intimeren Kreis und es war nicht nur Wohlwollen, was aus den Gesichtern sprach. Schaulust, Neid und Klatschsucht hatten ein breites Kontingent gestellt und auch eine Schar mitleidloser Tugendpriesterinnen stand in der Nähe und gab ihrer inneren Befriedigung über den tragischen Ausgang dieses interessanten Romans im Flüsterton Ausdruck.

Egon Schmidt, der gestern heimgekehrte junge Doktor, stand neben seiner Tante und beobachtete schweigend den Ausdruck in den Gesichtern der Um-

stehenden, er sprach deutlich genug. Jetzt trat er als letzter an die offene Gruft und nahm eine Handvoll Erde auf, aber wie von einem plötzlichen Impuls erfaßt ließ er sie wieder sinken, richtete sich hoch auf und gab dem Totengräber einen Wink, sich zurückzuziehen. Dann erhob er die Stimme und sprach:

„Wenn ich in diesem feierlichen Augenblick das Wort ergreife, so geschieht es nicht als Diener der Kirche, sondern als Mensch, der seinem Mitmenschen ein letztes Lebewohl in die Gruft nachruft. Wie ich hoffe im Namen vieler. Wo immer zwei Augen für ewig sich schließen, da wird in den Reihen der Überlebenden das Urteil laut und zieht aus dem Leben des Verblichenen die Summe. Gutes und Böses, Großes und Kleinstes wird in den Bereich der Schätzung gezogen und je nach dem Grade persönlicher Zu- oder Abneigung vermehrt und vermindert. Zur Ehre des Menschenherzens sei es aber gesagt, daß der Tod versöhnend wirkt und auch das herbste Urteil vor seinem ernsten Angesicht sich mildert.

„Die Frau, die wir hier bestatten, hat gefehlt gegen die herkömmliche Sitte, aber sie that es in dem Wahn, damit an ihrem Teil einer neuen, heilbringenden Idee zum Siege zu verhelfen. Wer aber aus Überzeugung den Mut zu solcher Aufgabe seines Selbst an eine Idee hat, den soll man achten, selbst wenn er irre geht. Wenn ein Volksstamm in Wüste und Einöde schmachtet, so bringen wohl die Kühnsten seiner Angehörigen vor in die umgebende Wildnis, einen Pfad zu suchen, der zu besseren Gefilden führt, und die ihnen zugethan sind, folgen vertrauensvoll ihrer Führung, um mit ihnen zu siegen oder unterzugehen. Wird ihr Suchen von Erfolg gekrönt, so preist man sie als Pfadfinder, gehen sie in die Irre, so ist Hohn, Schmach und Tod ihr Los.

„Schmach und Tod ist auch das Los dieses jungen, blühenden Wesens gewesen, das vertrauensvoll einem Vorangehenden folgte — in die Irre. — Denn in die Irre geht jeder, der den sicheren Boden des sittlichen Gesetzes verläßt. Es ist nicht vom Menschenverstand willkürlich gebildet, es ist ein Naturgesetz wie jedes andere, und wo immer in Zeiten der Zügellosigkeit seine Grenzen sich verwischten, da war Unheil und Untergang die Folge. Die Verstorbene hat es übertreten aus zu großem Vertrauen, aus zu großer Liebe, darum fordere ich Achtung für sie und Mitleid mit ihrem tragischen Geschick. Wir sind nicht berufen, sie zu richten, wir haben auch uns das Wort des reinsten Menschen, der gelebt, — Jesus — ins Gedächtnis zu rufen: ‚Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie‘.“

Er streckte die Hand über die Gruft und schloß: „So schlafe denn sanft, Du Verführte, und nimm den Segen Deiner verewigten Großmutter, den ich Dir im Leben nicht mehr bringen durfte, mit ins Grab. Sei Dir die Erde leicht.“

Er trat zurück und die Totengräber walteten ihres Amtes.

Während der Hügel sich mehr und mehr wölbte, zerstreuten sich die Zuschauer und nur Frau Niederstetter und Egon blieben noch in der Nähe, um ein paar Kränze auf das fertige Grab zu legen. Sie schritten in einer seitwärts gelegenen Allee auf und ab und vertieften sich so in ihr Gespräch, daß sie die Zeit darüber vergaßen. Der Friedhof war ganz leer, als sie endlich zur Ausführung ihrer Absicht schritten.

Über den einsamen, dunklen Erdhügel hingeworfen lag eine große Männergestalt, die auch nicht aufschaute, als die Dame mit dem jungen Mann herantrat. Fragend blickte Frau Niederstetter den Neffen an, der ebenfalls schweigend die Achseln zuckte. Da hob der Mann sein bärtiges Haupt und zeigte schmerzzerrissene Züge. — Es war Schmieder.

Langsam erhob er sich vom Boden und blickte die in sprachloser Überraschung vor ihm Stehenden wie geistesabwesend an. „Das habe ich nicht gewollt — das nicht — ich habe es ehrlich gemeint —“ stammelte er mehr als er sprach. „Ich wollte Alma nicht verlassen — ich konnte nur das elende Kind nicht ansehen — und sie weinte so viel —“ Er starrte auf das Grab nieder.

„Es ist jetzt nicht an der Zeit, mit Ihnen zu rechten, Herr Schmieder,“ sprach Frau Niederstetter sanft, „Ihre Verbindung mit Alma ist an der inneren Unsicherheit zu Grunde gegangen, die erst ihr Glück und dann ihr Leben kostete. Nur sehr leichtsinnige Menschen können genießen, was ihnen in jedem Augenblick genommen werden kann. Alma aber war nicht leichtsinnig und hat Sie über alle Maßen geliebt.“

Mit einem Wehelaut schlug der Mann die Hände vor das Gesicht und sank wieder auf das Grab nieder.

Frau Niederstetter blickte zögernd auf die ungeordneten Kranzspenden, aber sie wollte den verzweifelten Mann nicht stören. — Leise verließ sie mit Egon den Friedhof.

Am Nachmittag meldete ihr Frau Köhler, die sie hinausgesendet hatte, daß Schmieder vor kurzem in seiner Wohnung gewesen sei und dort Papiere an sich genommen habe. Dann sei er fortgegangen, habe ihr wieder den Schlüssel gegeben und auf ihre Frage, was mit seinen Sachen werden solle, geantwortet: das sei ihm ganz gleichgültig.

* * *

Am Abend des Tages trat Egon wieder bei seinen Verwandten ein und traf dort zufällig mit Professor Steiner zusammen. Egons Herz schlug hoch, als er so plötzlich dem Vater seiner immer noch Geliebten gegenüberstand. Der Professor aber blieb völlig gleichmütig und half ihm damit über das Peinliche des Wiedersehens hinweg. Eingehend erkundigte er sich nach Egons Lebensplänen und erklärte sich damit einverstanden, besonders, daß er sich zunächst als Philologe eine sichere Stellung zu erringen versuchen wollte.

„Mein letztes Ziel ist aber eine Professur,“ schloß Egon.

„Sie thun bei Ihrer rhetorischen Begabung auch gut, daran zu denken. Auf welches Specialfach gehen Sie aus?“

„Philosophie, Herr Professor, sie reizt mich am meisten, doch werde ich stets von realem Boden ausgehen und mich nie in spitzfindigen Spekulationen verlieren.“

„Hm, hm,“ machte der alte Herr nachdenklich.



„Nun, das hat noch Zeit, erst sorgen Sie, daß Sie zu Brot kommen."

Er wendete sich abschiednehmend zu seinen Freunden und dann mit den Worten an Egon: „Ich hoffe, Sie lassen sich bald sehen."

In Egon wallte es heiß auf, er ergriff die Hand des alten Mannes und blickte ihm fest ins Gesicht. „Darf ich denn kommen, Herr Professor?"

Auge traf auf Auge und der Angeredete wußte, daß es eine inhaltschwere Frage war, die der Junge an den Alten richtete. Fast gerührt hafteten seine Blicke auf dem jugendlichen, erregten Gesicht, dann sprach er in scherzendem Ton: „Muß ich alter Heide Ihnen die Bibel citieren? ‚Bittet, so wird Euch gegeben, klopfet an, so wird Euch aufgethan'."

Er drückte noch einmal kräftig die Hand des jungen Mannes und war zur Thür hinaus, ehe dieser zu Wort kam.

Egon aber trat schnell in das kleine Nebenzimmer — der Professorin Allerheiligstes — und zog die Thür hinter sich zu. Nicht nur der Schmerz, auch das Glück will allein sein, wenn es das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert.

Am nächsten Vormittage schritt Egon auf das Haus seiner Geliebten zu. Schon von fern erspähte er den blonden Kopf zwischen den Gardinen ihres Fensters, aber er verschwand bei seinem Näherkommen. Wie durch Zauber thaten sich die Thüren vor ihm auf, das „Anklopfen" blieb ihm erspart.

Und dann fand er das Mädchen auf der Schwelle des reizenden kleinen Boudoirs und es flog ihm lachend und weinend an die Brust.

„Die Schranke ist gefallen, Egon, jetzt darf ich Dir gehören."

Und „mein, mein," jubelte der Mann, während er die endlich Gewonnene fest an sein Herz schloß.

* * *

Vierzehn Tage später wollte das gastliche Haus Niederstetter seine Pforten öffnen, um im engsten Familien- und Freundeskreise das Brautpaar bei sich aufzunehmen. Es war bei solchen Anlässen Gepflogenheit, Frau Minna Köhler zur Stütze des Dienstpersonals zu engagieren, und Frau Niederstetter benutzte einen Geschäftsgang, um persönlich bei ihr vorzusprechen. Sie fand die Thür verschlossen, der Knabe war in der Schule und auch Minna ausgegangen, der Armenverein hatte sie gegen gutes Gehalt als Botenfrau engagiert.

Verdrießlich über das Hindernis stand die Dame vor der Hausthür und überlegte, an wen sie wohl ihre Botschaft ausrichten solle, da fuhr ein Handwagen, von zwei Männern geführt, vor die Thür, und zu gleicher Zeit kam eine Frau, die ihn erwartet zu haben schien, die Treppe herunter. Es war Frau Schmieder. Ihr blasses, dunkelumrahmtes Gesicht zeigte denselben ruhigen und festen Gesichtsausdruck wie damals, als Frau Niederstetter sie in ihrem Vaterhause aufgesucht hatte.

Die Frauen begrüßten sich und Frau Schmieder wendete sich erklärend an die alte Dame: „Ich sehe, Sie sind erstaunt über meine Anwesenheit, aber ich kann doch nicht das Hab und Gut meines Mannes preisgeben. Schmieder ist nicht aufzufinden und seine Wohnung muß übermorgen geräumt sein, da bin ich doch die Nächste dazu, um Rat zu schaffen. — Ich habe mich als legitime Frau ausgewiesen und die Erlaubnis erhalten, die Sachen an mich zu nehmen. Eben bin ich dabei, ein Verzeichnis aufzunehmen. Wollen Sie sich nicht hinaufbemühen? Frau Köhler muß bald kommen, sie wollte mir helfen."

Sie ging der Dame voraus die Treppe hinauf und öffnete ihr oben die Thür. Es berührte Frau Niederstetter ganz eigen, in den Räumen, die Alma bewohnt hatte, eine Fremde, als die eigentlich Berechtigte, walten zu sehen.

Frau Schmieder hatte bereits allen persönlichen Besitz Almas, der sehr zusammengeschmolzen war, ausgesondert, er fiel an eine entfernte Verwandte. Jetzt gerade war sie dabei, das Silberzeug nebst anderen kleinen Luxusgegenständen aus dem Haushalt der Frau Rendant in eine feste Kiste zu verpacken.

„Diese Gegenstände werde ich, als nicht mir gehörig, nie gebrauchen," sagte sie, darauf deutend. „Die Möbel in derselben Weise ruhig stehen zu lassen, fehlt mir der Raum, sie müssen daher den Platz, den sie einnehmen, gewissermaßen verdienen. Ich habe eine Wohnung in der Wasserstraße gemietet, um einzelne Zimmer an Pensionäre zu vergeben, da hat jedes Räumchen seinen Wert. Aber ich werde sie halten wie meinen Augapfel. Wenn Schmieder später nichts anderes mehr hat — und bei seiner Ruhelosigkeit wird er nie auf den grünen Zweig kommen — so soll er wenigstens sein altes Nest finden. Ich bin doch einmal seine Frau, wenn es auch für mich besser gewesen wäre, ich hätte ihn nie kennen gelernt, so will ich wenigstens meine Pflicht thun." Sie winkte den Arbeitern und gab ihnen Anweisungen.

Frau Niederstetter trat an die leere Wiege des Kindes und blickte schweigend darauf nieder. „Das Kartenhaus ist zusammengefallen, ohne eine Spur zu hinterlassen; arme Alma, deren junges Leben darum zerstört werden mußte."

Es duldete die Frau nicht länger in dem traurigen Raum, sie hinterließ eine Bestellung an Minna und sagte Frau Schmieder herzlich Lebewohl. Sie mußte die Frau bewundern, die so ruhig und wie selbstverständlich die Interessen ihres treulosen Mannes vertrat.

Frau Niederstetter war erst ein kleines Stück die Straße hinaufgegangen, als sie Frau Köhler traf. Sie richtete ihre Bestellung aus und fragte dann, schon im Begriff weiter zu schreiten: „Und wie geht es Deinem Mann? Bist Du wirklich dort gewesen?"

„Ja, Frau Professor, vorgestern hab' ich mich freigemacht und bin hinübergefahren. Es geht ihm gut, und er hat sich bei dem regelmäßigen Leben und guten Essen sehr erholt. Auch in seinem Gemüt ist er ein ganz anderer geworden. Er glaubt wieder an den lieben Gott, der ihn so gnädig davor bewahrt hat, ein Mörder zu werden, nun wird er auch wieder ein ordentlicher Mensch. Der Aufseher lobt ihn sehr und der Pfarrer auch."

„Nun, das freut mich recht, Minna; was wird



er aber unternehmen, wenn er zurückkommt? Ein Zuchthäusler findet schwer Arbeit."

„Der Herr Pfarrer dort nimmt sich der Leute, die sich gut halten, nachher an und besorgt ihnen Arbeit. Er hat schon so seine Kundschaft. Köhler, als verheirateter Mann, soll über drei Jahr in eine große Ziegelei kommen. Da wird er, wenn er sich gut führt, nach einem Jahr fest angestellt. Dann kommt er gar nicht mehr hierher und ich ziehe zu ihm. Wir wohnen auf dem Dorf, und ich werde für die Bauernfrauen schneidern und weben. Ich spare jetzt schon von meinem guten Verdienst soviel ich kann für die erste Zeit."

„Dann fängt also für Euch beide ein neues Leben an, Minna."

„Ja, gnädige Frau, und der liebe Gott mög' helfen, daß es ein besseres wird."

Die Dame blickte teilnehmend in das verblühte, vergrämte Gesicht, auf dem sich wieder ein Strahl froher Zuversicht hervorzuwagen begann, und sprach leise im Weiterschreiten, nachdem sie sich freundlich verabschiedet hatte:

„Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." — —

Als es am nächsten Tage dunkelte und Frau Professor Niederstetter noch einmal durch ihr festlich geschmücktes Heim schritt, das, wie immer, schon eine Stunde vor der Zeit zum Empfang der Gäste bereit war, wurde die Glocke gezogen und das Dienstmädchen überbrachte ihr einen Brief. Erstaunt betrachtete sie das große Couvert mit dem fremdländischen Stempel, den sie als englischen erkannte. Southampton entzifferte sie endlich.

Sie ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder und las beim Schein der Kerzen den Brief, der „Hans Schmieder" unterzeichnet war.

„Gnädige Frau! Ich habe den Staub des Landes, in dem meine Wiege stand und das die Idealisten ‚Heimat' nennen, von meinen Füßen geschüttelt und lege das Meer zwischen meine Vergangenheit und Zukunft. Der erwähnte Staub fing an mir zu Kopf zu steigen und vereint mit dem Dunst eines gewissen Wassers mein klares Gehirn zu umnebeln.

Da war es an der Zeit, einen Strich durch alle Sentimentalitäten zu machen und einen anderen Boden unter die Füße zu nehmen. Im Augenblick ist dieser Boden noch etwas schwankend, denn er besteht aus den Planken des guten Schiffes ‚Hoffnung', auf dem ich nach dem freien Amerika hinüberdampfe, aber er wird sich festigen wie meine Zukunftspläne.

Mein Weg geht nach dem fernen Westen, vielleicht auch Süden des kolumbischen Erdteils, wo es noch Raum giebt für Manneskraft und Mannesmut, wo eine von keiner veralteten Überkultur entnervte Bevölkerung wohl mehr Verständnis für die Lehre von Freiheit und Gleichheit haben wird, als die unseres zopfigen, sentimentalen und in Vorurteilen erstarrten Deutschlands. Dort will ich sehen, den Samen zu streuen für eine neue Zeit. —

Warum ich Ihnen, gnädige Frau, die keine Sympathie für meine Bestrebungen hat, dieses schreibe? — Je nun, der Mensch ist ein Gesellschaftstier und kann der Mitteilung an andere nicht entraten, und zudem — Sie haben einem Wesen, das mir unendlich teuer war, Gutes gethan, — ich möchte Ihnen ein Zeichen geben, daß ich Ihrer in Dankbarkeit gedenke.

Sie werden vielleicht fragen, ob ich bereue, Alma an mein Herz genommen zu haben, und ich muß Ihnen, trotz allem, mit ‚nein' antworten. Einige Tage freilich habe ich bedenklich mit dem Revolver liebäugelt, aber die Vernunft hat endlich den Sieg davongetragen.

Nur eines bedauere ich tief, das Weib, das ich liebte, nicht vorweg in die reinere Luft der amerikanischen Wildnis entführt zu haben. Nicht ich bin ihr Mörder, die Vorurteile der anderen und ihre eigene Sentimentalität waren es. Warum nahm sie mich nicht wie ich bin, sie kannte doch meine Anschauungen; warum wollte sie mich zum schmachtenden Ritter umstempeln, für den keine andere Frau mehr existieren sollte.

‚Die Rosen brechen, solange sie blühen, den Wein trinken, wenn er im Glase perlt, und sich über Vergangenes nicht grämen, denn ewig ist nur der Wechsel.' Warum machte sie diese, meine Lebensweisheit nicht zu der ihrigen. Wir hätten Freunde bleiben können bis an unser Ende — warum konnte sie sich in diesen natürlichen Umschwung nicht hineinfinden.

Armes junges Weib, das nicht stark genug war für die Wahrheiten einer neuen Weltordnung. Möge Dein Staub in Frieden ruhen, die Erinnerung an Dich, wie an ein Holdes, Schönes, wird mich durch mein ganzes Leben begleiten!

Und nun — vogue la galère! — Die Reue ist nur für Schwächlinge." — —

Frau Niederstetter saß noch nachdenklich auf ihrem Platz, als ihr Gatte zu ihr trat. Sie blickte zu ihm auf und reichte ihm wortlos den Brief.

Der Professor las das Schreiben aufmerksam durch und faltete es zusammen.

„Du siehst mich völlig sprachlos," begann Frau Niederstetter endlich. „Ich glaubte Schmieder von Reue verzehrt und statt derselben dieser frivole, phrasenreiche Brief."

„Menschen seiner Art bereuen nicht und kehren auch von ihrem Wege nicht um," meinte der Professor, „da ihre Eitelkeit ihnen verbietet, den Grund irgend welchen Mißgeschicks oder Mißerfolgs im eigenen Innern zu suchen. So müssen denn Verhältnisse und Menschen herhalten."

„Arme Alma," sprach Frau Niederstetter leise, „so nutzlos geopfert und nicht einmal gewürdigt zu werden."

„Nicht nutzlos, Anna," sprach der Professor, „jede Opposition gegen das Herkömmliche schafft Nutzen, denn sie trägt zur Klärung bei und verhindert ein Erstarren und Stagnieren im Althergebrachten. Ohne Opposition kein Fortschritt. Die Hefe in richtiger Menge wirkt wohlthätig, nur ein Zuviel treibt die Masse zur Formlosigkeit auseinander. — Was ein Teil unserer Neuen fordert, gehört allerdings zu diesem Zuviel. Almas Schicksal zeigt die Kehrseite der Theorien, die die Apostel der freien

Liebe predigen. Alle Poeten und Schriftsteller schließen ihre Romane und Abhandlungen mit der leidenschaftlichen Hingabe des Weibes an den Mann, was später kommt, danach fragt niemand. Alma hat gezeigt wie es kommen kann, ihr Schicksal ist eine Übersetzung der Theorie in die Praxis. So kann es zur Klärung der Anschauungen beitragen und der Menschheit mehr nützen, als manches im Genuß verbrachte Dasein. Auch ich sage: „Friede ihrer Asche.'" —

Eine halbe Stunde später füllten sich die gastlichen Räume mit frohen Menschen.

Da erschien, im Kreise der Seinen, Herr Wahrholm, der in völliger Gesundheit heute zufällig den Jahrestag seiner Entlassung aus der Klinik feierte. Da war der Oberlehrer Baumgart, der Schwiegersohn der Gastgeber, mit seiner liebenswürdigen Gattin. Da war Professor Steiner, jetzt ausgesöhnt mit der Wahl seiner Tochter. Wäre ihm auch ein Mann seiner Denkart als Schwiegersohn lieber gewesen, so ging ihm das Glück seines einzigen Kindes doch über das eigene Wünschen. Und Hilde war glücklich.

Wer sie in ihrem weißen Kleide dastehen sah — die Hände um ein kleines Sträußchen roter Rosen geschlossen, die Egon ihr gebracht hatte, und die verklärten Augen über alles Gegenwärtige hinweg wie in eine himmlische Zukunft gerichtet — dem erschien sie wie eine Personifikation des Glücks, jenes hohen, reinen Glückes, dem die Erde unter den Füßen zu verschwinden scheint, um himmlischen Wolkengebilden Platz zu machen.

Auch Egons Eltern waren gekommen, sich am Glück des Sohnes zu freuen. Es hatte harte Kämpfe zwischen ihnen gegeben, und namentlich die Mutter sich schwer von der Hoffnung, den Sohn auf der Kanzel zu sehen, die ihre Väter durch Generationen eingenommen hatten, getrennt.

Aber nun war das Schwere überwunden, nichts störte mehr die Harmonie der Familie, und Hilde hatte im Fluge das Herz der Schwiegereltern erworben. So verlief das Fest in ungetrübter Heiterkeit und bildete den fröhlichen Abschluß einer Epoche voller Seelenkämpfe, Angst und Thränen.

XVII.

Über dem Territorium Idaho im Westen der Vereinigten Staaten Nordamerikas neigte sich an einem klaren Septembertage die Sonne dem Horizont zu. Noch eine Stunde mochten ihre schrägen Strahlen die pittoreske Landschaft vergolden, ehe sie hinter den fernen Spitzen des Gebirges verschwanden. Aber gerade in dieser Beleuchtung machten die eigenartigen Felsformationen, aus herbstlich sich färbendem Walde hervorragend, den herrlichsten Eindruck. Der amerikanische Herbstwald giebt das denkbar farbenprächtigste Bild. Alle Tinten des Regenbogens schmelzen ineinander, vom leuchtenden Rot des wilden Weines, der an den Stämmen rankt, bis zum gelb- und orangefarbenen Laub von Esche, Ahorn und Ulme. Nur die Eiche bewahrt ihr Grün und tönt es mit sanfter Bronzefarbe. Jetzt freilich behielt dieses Grün noch die Oberhand, und die bunten Farben waren in den weiten grünen Mantel, der sich über Gebirgsabhänge und Thäler breitete, nur wie Borten und Muster hineingestickt. —

Auf dem primitiven Wege, der eigentlich nur ein Pfad mit hin und wieder sichtbaren Wagenspuren war, ritten zwei Männer. Der eine, hoch, blond, mit starkem Vollbart, trug augenscheinlich norddeutsches Gepräge, der andere, seiner Sprache nach ein Österreicher, war klein und beweglich, es lag aber in seiner Art etwas, das auf Energie und Ausdauer schließen ließ. Die Männer kamen aus einer, ein paar Tagereisen entfernten rapide aufwachsenden Stadt, wo sie sich in einem Boardinghouse zusammengefunden hatten, und waren auf dem Wege zu einer im Bau befindlichen Zweiglinie der großen Nordpacific-Eisenbahn, die neue Gebiete des noch weniger bevölkerten Westens aufschließen sollte.

Sie hätten auch einen anderen, bequemeren Weg längs der Bahn nehmen können, aber ihrem Geschmacke sagte eine Reise auf Rossesrücken durch teilweise noch jungfräuliches Land besser zu.

Der amerikanische Westen ist heute nicht mehr, was er noch vor zwanzig Jahren war, und Gebiete, die ein europäischer Fuß noch nicht betrat, kaum zu finden. Aber ganz sind die unendlichen Wälder, die sich einst westlich vom Felsengebirge dehnten, noch nicht verschwunden, wie sehr auch rücksichtsloser Erwerbssinn und sträfliche Gleichgültigkeit sie mit der Axt und dem schlimmeren Feuer verwüstet haben.

Auch unsere Reisenden hatten eben eine vom Feuer vernichtete Strecke passiert. Noch gewährte sie einen trostlosen Anblick, aber schon waren fleißige Hände bei der Arbeit, den fruchtbaren Boden zu Acker- und Weideland umzuschaffen und ein Stück des Vernichteten wieder anzuforsten, denn auch in Amerika beginnt man den Segen des Waldes zu erkennen, und die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine Prämie auf die Erneuerung verwüsteter Strecken gesetzt. Die Mahnungen unseres Landsmannes Karl Schurz, dem man drüben den Spitznamen „der Forstmeister" angehängt hatte, sind nicht ganz fruchtlos geblieben.

Die Männer waren im Anblick der sinkenden Sonne eine Weile in scharfem Trabe geritten, denn das Ziel, die neue Ansiedelung Blackstone — bestimmt, Station der Zukunftsbahn zu werden — lag noch eine Anzahl englischer Meilen entfernt, jetzt aber lenkten sie wieder in schattigen Wald ein und der wurzeldurchzogene Pfad legte ihnen Vorsicht auf. So ritten sie im Schritt und nahmen das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon hier und was haben Sie bisher getrieben, Schmieder?" fragte der Österreicher.

„Es sind im Frühling zwei Jahre gewesen," antwortete der blonde Mann, „und was ich getrieben habe? Nun, was man eben in Amerika treibt, wenn das Geld alle wird. Ich war Straßenfeger, Kellner — später, als ich wieder einen anständigen Rock auf dem Leibe hatte, Reporter einer deutschen Zeitung in Chicago, dann Sprachlehrer an einem Mädchenpensionat in Mineapolis, wo gerade mein Vorgänger sich als Durchgänger erwiesen hatte. Aber die Lebensanschauungen, die ich den jungen Ladies

beizubringen versuchte, sagten der ehrsamen Institutsvorsteherin nicht zu und sie setzte mich mit erschreckender Plötzlichkeit an die Luft."

Der andere lachte und sah seinen Begleiter von der Seite an. „Scheint mir auch, als wär' da der Bock zum Gärtner gesetzt," schmunzelte er.

„So bin ich denn nun auf dem Wege zur Wildnis, soweit dieselbe hier noch zu haben ist. Vielleicht findet sich bei der neuen Bahn eine Stelle als Techniker oder Ingenieur. Ich habe zwar keine Zeugnisse aufzuweisen, verstehe aber mehr von dem Rummel als mancher andere. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, zunächst als gemeiner Arbeiter zu beginnen, Vorurteile kenne ich nicht. Da in dem Felleisen hinter mir steckt eine solide Arbeiterbluse, die den Rock des Gentleman wieder einmal ablösen kann. Hoffentlich nur für ein Weilchen."

Schmiebers Begleiter sah bewundernd zu dem stattlichen Manne auf.

„Ihnen kann es nicht fehlen," meinte er, „aber auch ich hoffe dort auf bessere Zeiten, ich gedenke einen ‚saloon' aufzuthun, wenn möglich ein ‚opera-house'. Man ist hier zu Lande halt noch nicht so anspruchsvoll. Eine große Bretterbude genügt, und die Sparpfennige, die ich als Steward auf einem Mississippi-Dampfer beilegte, werden zu ihrer Herstellung ausreichen."

„Ich glaubte eigentlich, zu einer Oper gebrauchte man auch Sänger," lachte Schmieber, „wollen Sie alle Partien allein singen?"

„Gar nicht singen will ich, ich bin der Direktor und zugleich mein eigener Barkeeper. Meine Künstler warten schon," fügte der gemütliche Mann hinzu, „ein Stubenmädchen und ein Kellner aus Saint-Louis, die ganz hervorragendes Talent für humoristische Gesangsvorträge besitzen, wollen herüberkommen, sobald mein ‚saloon' fertig ist. — Sehen's, das ist halt der Anfang, das übrige findet sich."

Die Sonne sank immer tiefer und ihre rötlichen Strahlen tauchten den Wald in immer wunderbarere Farben. Der Weg, der sich eine Weile bergan, zur Seite einer bewaldeten Berglehne, neben einem tiefen Abhang hingezogen und sehr steinig gewesen war, besserte sich jetzt und senkte sich thalwärts. Die Schluchten zur Seite füllten sich mit immer tieferen Schatten, abendliche Ruhe begann sich auszubreiten und nur der Schrei eines Raubvogels ertönte ab und zu aus der Ferne.

In schlankem Trabe auf weichem Rasen legten die Männer etwa zwei Meilen zurück, dann traten die Waldbäume auseinander und der Ausblick in ein ziemlich weites Thal öffnete sich. Im letzten Abendschein sahen die Reiter die neue Ansiedelung vor sich liegen und erreichten sie, als gerade die ersten Laternen in den primitiven Straßen aufflammten.

Der Ort bestand erst seit etwa einem Jahre und zählte nur wenige Hundert Einwohner, die sich vorzugsweise aus Bahnarbeitern und Baubeamten zusammensetzten. Aber es fehlte auch nicht an Abenteurern jeder Art, die die noch wenig geordneten Verhältnisse zu ihren Gunsten auszubeuten suchten. Kneipen, Spielhöllen und Vergnügungslokale niedrigster Sorte sorgten dafür, den Einwohnern Unterhaltung und gleichzeitig Gelegenheit zu geben, ihr sauer erworbenes Geld wieder los zu werden.

Die Straßen, von rohen Holzgebäuden begrenzt, waren pflasterlos und nur an den Seiten markierten einige Planken das Zukunftstrottoir, dafür aber ragte hin und her noch ein Baumstumpf aus der Erde, den auszugraben man sich keine Zeit genommen hatte. In der Voraussetzung eines rapiden Wachstums der neuen Stadt hatte man ein beträchtliches Stück der Thalsohle gerobet und nur wenige der Ansiedler hatten daran gedacht, einige Bäume stehen zu lassen, um ihren Wohnungen den Schmuck eines Gartens zu verschaffen.

Nur einer hatte hinter seinem ziemlich großen Anwesen ein größeres Stück Grasland mit prächtigen Bäumen, das er stolz „Blackstonepark" benannte. Es war der Besitzer des einzigen „Hotels", eines großen Holzgebäudes, das im Oberstock eine Reihe an die Zellen einer Badeanstalt erinnernder Holzverschläge, Fremdenzimmer genannt, besaß.

Hier fanden auch die Reisenden erste Unterkunft und im bar room, einem großen, kahlen und unsauberen Raum zu ebener Erde, die Gelegenheit, sich an Speise und Trank zu erquicken.

Der Wirt entpuppte sich ebenfalls als Deutscher, der aber schon als halbwüchsiger Junge mit seinen Eltern nach Amerika gekommen war und seine Muttersprache mit der Landessprache in kuriosester Weise „gemixt" hatte. Rauheit und Gutmütigkeit mischten sich in ebensolcher Weise in seinem Gebaren und gaben ihm, gegenüber einer Gruppe sehr unheimlich aussehender Gesellen, die sich an einem Seitentisch mit Kartenspiel unterhielten, etwas Vertrauenerweckendes.

Die Küche besorgte seine Frau, eine noch sehr junge, schwarzhaarige, auf den Namen Kathleen hörende Irländerin. Sie verstand kein Deutsch, es waren überhaupt außer dem Wirt, wie die Reisenden bald erfuhren, nur wenige Deutsche am Ort.

Kathleen kam, nachdem die Mahlzeit bereitet war, ebenfalls ins Zimmer, und Schmieber, der fertig Englisch sprach, knüpfte sofort eine Unterhaltung mit der hübschen kleinen Person an, auf die sie munter einging.

Der etwas phlegmatische Wirt war augenscheinlich in sein kleines Frauchen verliebt, ob sie seine Gefühle teilte, mochte dahingestellt bleiben. Kinder besaß das Ehepaar noch nicht, obgleich es bereits zwei Jahre verheiratet war. Der Wirt, „Dickhäuser" mit Namen, aber nach seinem Vornamen meistens „Dick-Bill" genannt, hatte seine Frau aus dem Osten mitgebracht.

Eine Weile blieb die Unterhaltung ganz friedlich, Dick-Bill erzählte von seiner Ansiedelung und wie er hoffe, daß nach Eröffnung der Bahn Blackstone der Hauptstadt des Territoriums an Glanz und Komfort nichts nachgeben werde.

„Sie können believe, Mister Schmieber," meinte er, „wir haben in unseren mountains noch Steinkohlen genug, um die ganzen States zu versorgen, und hier müssen sie vorüber. Haben wir erst die rail road, so zieht sich der ganze Handel in unsere

city und dann sollen Sie einmal sehen. In zehn years, garantier ich, haben wir zweihunderttausend Einwohner, tramway, Theater, elektrisches Licht und —"

Ein wüster Lärm unterbrach den Redner, die Spieler waren in Streit geraten, einer schien den anderen zu beschuldigen, sein Glück auf eigene Hand verbessern zu wollen. Ein kleiner, verlebt aussehender Mensch mit schwarzgelber Gesichtsfarbe war aufgesprungen und schalt in einem Gemisch von Englisch und Spanisch, das den Mexikaner verriet, auf sein Gegenüber, einen Vollblutengländer, ein, der mit ruhigen, aber nachdrücklichen Worten seine Beschuldigung wiederholte. Leidenschaftlich focht der Angeklagte mit den Händen in der Luft herum, senkte plötzlich die Rechte und griff in die Hosentasche. Aber ehe er das rundliche Ding, das sich darin abzeichnete, hervorgezogen hatte, legte sich Dick-Bills breite Tatze wie eine Eisenklammer um seinen Arm.

„Hier wird nicht geschossen, Mister Diablo," rief er in englischer Sprache und zog zugleich die Hand, welche den Revolver gepackt hatte, energisch aus der Tasche heraus. Dabei fiel ein Päckchen Karten zur Erde und wurde so zur stummen Bestätigung der ehrenrührigen Beschuldigung.

Ein unglaubliches Geschrei erhob sich, und Mister Diablo — es blieb unentschieden, ob es sich bei dieser Bezeichnung um seinen wirklichen Namen handelte — flog wie ein Gummiball zur Thür hinaus. Den Revolver hatte der vorsichtige Wirt zurückbehalten, die blauen Bohnen wären ihm sonst in die Fenster geflogen.

Gleichmütig strich der Engländer das liegengebliebene Geld ein, trank sein Glas aus und verließ mit seinen Begleitern, eingeborenen Amerikanern, die an der Bahn beschäftigt waren, den unwirtlichen Raum.

In den nächsten Wochen waren die neuen Ansiedler noch oft Zeugen ähnlicher Scenen, obgleich der ehrenwerte „Diablo", nun sein Falschspielertum im Ort bekannt geworden war, es vorgezogen hatte, sich ein anderes Arbeitsfeld zu suchen. Er war still und spurlos verduftet.

Sie konnten aber mit ihrem Fortkommen zufrieden sein. Steinbachers „opera-house" war fertig und bereits hatte der unternehmende Österreicher eine Tagereise nach der nächsten Telegraphenstation gemacht, um seine Künstler herbeizurufen. Die Holzbude zeigte Parterre und Logen. Der Boden war, den Gewohnheiten der kautabakliebenden Gäste entsprechend, mit einer dicken Lage Sägespäne bedeckt und die Bühne prangte im Schmuck gemalter Bäume, einer Kunstleistung von Steinbachers eigener Hand. Der vielgewandte Mann war in seiner Jugend unter vielem andern auch eine Weile Zimmermaler gewesen.

Schmieder hatte sich vom gewöhnlichen Arbeiter bereits zu einer Aufseherstelle aufgeschwungen und zeichnete daneben in einem Bureau. Es war kein Zweifel, daß er bei nächster Vakanz eine leitende Stelle erhielt. Und diese Vakanz konnte jeden Augenblick eintreten. Der jüngste der Bauleiter war eine heftige, gewaltthätige Natur, die Gefahr lag nahe, daß er bei nächster Gelegenheit von seinen undisciplinierten Arbeitern erschossen wurde, oder das Feld räumen mußte.

Schmieder hatte es auch in dieser Weltabgeschiedenheit verstanden, einen Kreis um sich zu bilden, dem er Vorträge hielt. Es lag ihm vielleicht weniger an der Verbreitung seiner Ideen, die in diesem lockeren Gemeinwesen kaum einen praktischen Zweck hatten, als daran, der gefeierte Mittelpunkt einer Genossenschaft zu sein. Eitelkeit gehörte eben zu den Grundzügen seines Charakters. Die Zusammenkünfte fanden in Dickhäusers „Park" statt; der, trotz des begonnenen Oktobers, immer noch freundliche Herbst erlaubte einen Aufenthalt im Freien, und Dick-Bill sah die Personenansammlung, die sein Bier trank, gern.

Eines Sonntags nach dem Gottesdienst, der in einer kleinen Holzkapelle abgehalten und von Amerikanern und Engländern eifrig besucht wurde, sollte wieder ein Vortrag gehalten werden. Schmieder machte, um das Thema noch einmal im Kopf durchzuarbeiten, einen Spaziergang nach dem „Blackstone", einer Schieferklippe, die ziemlich unvermittelt aus dem Walde aufragte und der Ansiedelung ihren Namen verliehen hatte. Aber die Gedanken schweiften ihm immer ab, er verließ sich schließlich mit seinem Vortrage auf sein gutes Glück und folgte der Erinnerung, die ihn rückwärts führte, in die verlassene Heimat.

Es war heute Almas Geburtstag. Heute vor vier Jahren hatte er ihr, als seiner geliebten kleinen Frau, zum ersten Mal den Geburtstagstisch gerichtet und über seine Verhältnisse hinaus mit Geschenken belastet. Wo war alles Glück hin, das an diesem Tage ihre Herzen erfüllt hatte? Alma ruhte im Grabe, und er lebte an der Grenze der Civilisation unter Bedingungen, die andern unerträglich dünken mußten.

Zum ersten Mal seit langer Zeit kam es wie eine weiche Stimmung über ihn. Seine Umgebung trug wohl auch das Ihrige dazu bei. Über ihm rauschte der herbstlich bunte Wald gerade wie in Deutschland, sonntägige Ruhe breitete sich um ihn und er war allein — ganz allein. Wer oder was trug die Schuld? Er? — Alma? — Oder die Unsicherheit des Verhältnisses zwischen ihnen, wie jene sonderbare alte Professorin gesagt hatte? Oder war es Therese, die verführerische Chansonnettensängerin? Sie hatte es auf ihn abgesehen, sie wollte die flüchtige Liebelei, die er in Dresden mit ihr angesponnen hatte, zu einer festen Verbindung auswachsen lassen. Er hatte es wohl gemerkt und es hatte seiner Eitelkeit geschmeichelt.

Und dann war der Brief der Frau Köhler gekommen, der in lakonischer Kürze meldete, Alma habe sich mit ihrem Kinde ertränkt. In seinem ersten Schrecken und Schmerz — denn Alma war ihm immer noch teuer wie eine Schwester, wenn er sich die Frage, ob er später wieder mit ihr leben wolle, auch noch nicht ernsthaft vorgelegt hatte — war er zu Therese gestürzt, um das Entsetzliche einem fühlenden Menschen zu melden.

Er hatte auf gleichgültig bedauernde Worte gerechnet, aber was geschah? Geisterbleich hatte das leichtlebige Mädchen ihn angestarrt, um dann mit dem Schrei: „Das hab' ich nicht gewollt," in die Kniee zu stürzen.

Später freilich hatte sie alles abgeleugnet, wie

sehr er auch bat und flehte, ihm zu sagen, was sie gemeint, ja, sie hatte sogar geschwiegen, als er sie in rasendem Zorn bedrohte. Noch dachte er mit Scham an die blauen Flecke auf ihren weißen Armen, die unter seinen schüttelnden Fäusten entstanden waren.

Und doch hatte er die Überzeugung, daß etwas geschehen sei. Welche Intriguen hatten hinter seinem Rücken gespielt? Nein, er trug die Schuld nicht, so beschwichtigte er sein Gewissen immer von neuem, das im Anfange laut geschrieen und ihn auf das Grab der Unglücklichen getrieben hatte. —

Eine lange Zeit hatte er am Fuß des Felsens gelegen, endlich erhob er sich, er mußte heim, die Zeit des Vortrags rückte heran.

Als er den Fußpfad verfolgte, der zur Ansiedelung zurückführte, kam ihm von seitwärts Freund Steinbacher entgegen, auch er hatte einen Sonntagsspaziergang gemacht.

„So ernst, Schmieder?“ redete der bewegliche Österreicher den Blonden an.

„Weiß der Teufel,“ lautete die Antwort, „dieses Wetter, das wir daheim ‚Altweibersommer‘ nennen, brütet allerlei wunderliches Gewürm in meinem Hirn aus. Es summt mir um Ohren und Verstand, als wäre ich ein sentimentales Mägdlein.“

„Sie haben Heimweh, Mann,“ meinte der Operndirektor in spe.

„Pah — Heimweh,“ machte Schmieder verächtlich, „meine Heimat ist die ganze Welt, soweit sie vernünftigen Anschauungen zugänglich ist. Ich glaube, mir fehlt ein Liebchen, das mir die Grillen fortfängt.“

„Und ich glaube, Sie haben schon angefangen, sich danach umzuthun,“ sagte Steinbacher in halb scherzhaftem Ton, dem man aber den Ernst anhörte. „Lassen Sie sich warnen, Mann, die kleine Kathleen ist eine verheiratete Frau, wenn auch möglicherweise von wenig strengen Grundsätzen. Die ihres Mannes dürften wohl desto strenger sein. Und wenn er auch in seinem Hause das Schießen verbietet, einen Revolver besitzt er jedenfalls.“

Schmieder lachte. „Wie mag der phlegmatische Bär zu der kleinen Bachstelze gekommen sein? Aus Liebe hat sie ihn kaum genommen.“

„Aber aus Not und sie befindet sich recht gut dabei. Er trägt sie in seiner Art auf Händen und wird sie gewiß, wenn er erst die Mittel dazu hat, die große Dame spielen lassen, und das ist wohl das Ziel ihrer Wünsche.“

„Sie scheinen über die Verhältnisse orientiert zu sein,“ meinte Schmieder, „erzählen Sie doch.“

„Mein Hauswirt ist mit Dickhäuser zusammen hergekommen, er sprach davon. Also, Kathleen ist die Tochter einer irischen, vor etwa zehn oder zwölf Jahren nach New York ausgewanderten Familie. Sie haben sich schlecht und recht ein paar Jahre durchgeschlagen, dann sind die Eltern gestorben, und die halbwüchsige Kathleen ist wie ein unnützer Gegenstand hin und her gestoßen, bis ein Mädchenfänger ihre Schönheit entdeckte und für seine Zwecke auszubeuten beschloß. Er ließ sie tanzen lernen, aber schon bei ihrem ersten Auftreten in dem anrüchigen Lokal sah sie der brave Dick-Bill und heiratete sie vom Fleck. Ich glaube, er hat ihrem sogenannten Beschützer einen hübschen Batzen zahlen müssen. Der Tanzunterricht und die goldenen Zukunftsberge sollten wett gemacht werden.“

„Arme Kathleen,“ sprach Schmieder nachdenklich, „ein beneidenswertes Los hat sie nicht gezogen.“

„Was wollen Sie,“ widersprach der andere, „der phlegmatische Dick ist ein braver und tüchtiger Mann, der einst reich sein wird, und was die Hauptsache ist, er hat sie sehr lieb und ist zuverlässig. — Zuverlässigkeit ist die Hauptsache,“ wiederholte er.

„Hm,“ machte Schmieder und schwieg dann nachdenklich.

Sie waren in der Niederlassung angekommen und begaben sich in den „Park“, der schon von einer schwatzenden Menge erfüllt war. Man nahm es an diesem weltfernen Ort mit der Sonntagsheiligung nicht so streng. Der größeste Teil der Gäste bestand aus Männern, die überhaupt in Blackstone weitaus in der Mehrzahl vorhanden waren, aber auch einige Frauen hatten sich eingefunden.

Schmieders weiche Stimmung war verflogen, das Gespräch mit Steinbacher hatte ihn erfrischt und aufgeheitert, die große Zuhörerschar schmeichelte ihm und trug ebenfalls zur Verbesserung seiner Stimmung bei. Und doch war es weniger Interesse an der Sache, welches die bunt zusammengewürfelte Menge hergeführt hatte, sondern das Verlangen nach Unterhaltung und Abwechselung. Hätte Schmieder getanzt oder gesungen, man wäre noch lieber gekommen.

Schmieder sprach über „die freie Liebe im Gegensatz zur Ehe“, sein Lieblingsthema, und fand für seinen lebhaften Vortrag auch ungeteiltes Interesse, aber nicht ungeteilte Zustimmung.

Die jungen Burschen freilich jubelten ihm zu, aber die Ehemänner schüttelten den Kopf oder unterbrachen ihn mit Zurufen, er solle ihren Weibern nicht den Kopf verdrehen. Die Frauen seien in Amerika schon frei genug, noch mehr Freiheit sei vom Übel und dergleichen mehr.

Schmieder konnte aber mit sich selbst zufrieden sein, er hatte den langen Vortrag in einer Sprache, die nicht seine Muttersprache war, wenn er sich ihrer seit zweieinhalb Jahren auch ausschließlich bediente, glänzend bewältigt.

Zu seinen interessiertesten Zuhörern hatte Kathleen gehört, die mit glühenden Wangen kein Auge von ihm wendete. Es sollte also nicht Sünde sein, sich dem Geliebten zu ergeben, auch wenn man keinen Pakt auf Lebensdauer vor dem Friedensrichter gemacht hatte. Das war ja eine herrliche Lehre und herrlich erschien ihr auch der stattliche Mann, der sie lehrte. Sie hatte aber nicht Zeit, ihren Gedanken lange nachzuhängen, man rief nach Bier und andern Getränken und sie mußte an die Arbeit.

Schmieder blieb nach Schluß seiner Rede eine Weile an einen Baum gelehnt stehen und beobachtete ihre verschiedenartige Wirkung. Da trat Dick-Bill an ihn heran, schlug ihn derb auf die Schulter und sprach:

„Old fellow, für solche Reden ist hier nicht der richtige place. Drüben in Eurem alten Europa mag wohl manches faul geworden sein, und ich kann es begreifen, wenn some people lieber gleich alles

kurz und klein schlagen möchte. Wir aber sind hier noch in the beginning, wir brauchen Ordnung — Freiheit haben wir plenty. Und noch eins, dear friend, wenn Sie mit Ihrem Geschwätz von der freien Liebe meiner kleinen Kathleen den Kopf verdrehen, so — safe your head — Ich habe das junge Weib nicht aus dem Sumpf herausgeholt, damit der erste beste es wieder hineinstößt. Also — hands off.“ —

Er ging weiter, und Schmieder blieb mit gemischten Gefühlen zurück. Sein Wohlgefallen an der hübschen kleinen Person, die höchstens achtzehn Jahre zählen konnte, war also merkbar, er erhielt heute die zweite Warnung. Für einen Charakter wie den seinigen Grund genug, nun gerade auf ein Ziel loszugehen, das er bisher nur flüchtig ins Auge gefaßt hatte. Als er den „Park“ verließ, sprach er leise zu sich selbst: „Sie muß mein werden und sollte es ein Leben kosten.“

Almas Schatten war versunken.

Der Abend war hereingebrochen und die Mehrzahl der Gäste heimgegangen. Nur ein kleiner Kreis saß im bar room spielend um einen Tisch und andere standen zuschauend hinter ihnen. Auch Schmieder gehörte zu diesen. Er trank mehr Bier als gewöhnlich, suchte der einschenkenden Kathleen soviel heimliche Feuerblicke zuzuwerfen, wie irgend möglich, und hatte die Genugthuung, sie jedesmal erröten zu sehen.

Dick-Bill, der lebhaft in Anspruch genommen war, verließ endlich den Raum, um im Keller eine neue Biertonne anzustechen; Kathleen stand im Hintergrunde, mit dem Spülen der Gläser beschäftigt. Das war der richtige Augenblick.

Schmieder näherte sich der jungen Frau und setzte sich neben sie auf einen niedrigen Schemel. Der Platz gestattete ihm, von unten in ihre schönen Augen zu blicken. Sie wurde sehr verlegen, schien aber seine Nähe nicht ungern zu sehen.

„Süße Kathleen,“ begann er englisch, „ich habe die heutige Rede allein für Sie gehalten, nur bei Ihnen waren meine Gedanken. Mir scheint, auch Sie gehören zu den beklagenswerten Opfern der altfränkischen Ehe. Oder sollten Sie wirklich glücklich sein?“

Kathleen war sich noch nie wie ein Opfer vorgekommen, ihr jetziges Leben erschien beneidenswert gegen die letzten Jahre in New York, wo sie oft vor Hunger geweint hatte. Aber wenn Schmieder es sagte, mußte es wohl so sein. Sie seufzte tief auf.

„Bill ist sehr gut zu mir, er hat mich sehr lieb,“ sprach sie zögernd.

„Aber er ist doppelt so alt und gar kein feuriger Liebhaber für ein so reizendes Frauchen. Ich weiß einen, der sein Glück ganz anders zu schätzen wissen würde.“

Ein verliebter Blick in ihre Augen nannte den einen deutlicher als Worte. Kathleen errötete noch tiefer und schwieg.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen, teure Kathleen, könnten Sie sich entschließen, morgen abend, wenn Mister Dickhäuser beschäftigt ist, an die Hecke des Parkes zu kommen? Dorthin, wo die kleine Bank steht? Wir können hier nicht unbelauscht plaudern, und ich vergehe vor Sehnsucht nach Ihnen. — Kathleen — Sie wissen nicht wie ich Sie liebe.“

Der Mann erwärmte sich in der Nähe des in seiner Verwirrung reizenden Weibes an seinem eigenen Feuer, er glaubte jetzt selbst, was er sprach.

Kathleen aber schüttelte leise den Kopf. „Ich kann nicht, Bill würde böse werden, wenn er es merkte.“

„Sehen Sie? — Ist es nicht eine Schmach, die Sklavin eines ungeliebten Mannes zu sein?“

„Ich habe Bill lieb — aber —“

„Aber es ist mehr Freundschaft als Liebe, wollen Sie sagen. O Kathleen, und ich vergehe vor Leidenschaft neben Ihnen und muß darben, während er kaum zu wissen scheint, was er an Ihnen besitzt. — Sie kommen?“

„Ich weiß nicht —“ sprach die junge Frau zögernd.

„Kathleen, ich bitte Sie — ich flehe Sie an —“

Dem jungen Weibe rannen die Thränen über die Wangen, aber es schwieg.

„So muß ich wieder in die weite Welt gehen, oder mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Ich kann nicht so gleichgültig neben Ihnen hergehen. — Sie wissen nicht, was Liebe heißt. — Leben Sie wohl, Kathleen,“ sagte Schmieder sehr bestimmt und stand auf.

„Um Gottes willen,“ rief Kathleen tödlich erschreckt.

Die Füße des zurückkehrenden Bill tappten vernehmlich auf der Kellertreppe; es war keine Zeit zu verlieren.

„Sie kommen morgen abend acht Uhr zur Bank?“

„Ja,“ tönte es leise zurück.

Der eintretende Bill fand Schmieder hinter einem der Spieler stehend und seine Frau eifrig über ihre Arbeit gebeugt, aber ihre glühenden Wangen fielen ihm auf, und er warf einen mißtrauischen Blick auf den stattlichen Apostel der freien Liebe.

Am nächsten Abend befand sich Hans Schmieder zu verabredeter Zeit auf dem Rendezvousplatz. Es war ein rauher Abend und niemand hatte Lust, sich zu so später Stunde im Freien zu ergehen.

Das gestern noch so freundliche Wetter war plötzlich umgeschlagen; der Herbst, müde des milden Regimentes, schien sein wahres Gesicht zeigen zu wollen, ein trübes, regennasses Gesicht. Zur Zeit freilich hatte der Wind die Wolken zerstreut, und der Vollmond stand unverhüllt am Himmel, aber die kalte Luft war desto empfindlicher.

Im Hause schien es voll zu sein, der Harrende fürchtete schon, die Frau würde nicht kommen können. Eine Viertelstunde verging — ihn fröstelte, und seine Stimmung wurde immer unbehaglicher. Wenn sie wirklich nicht käme? Sie war vielleicht nicht geschickt genug, einen Vorwand für ihr Verschwinden zu suchen.

Dem Mann lief es trotz der Kälte heiß über den Leib, jetzt verlangte es ihn mit allen Sinnen nach dem Weibe und kein Gedanke mahnte ihn an den Mann, dessen Rechte er kränkte.

Da huschte es plötzlich über den feuchten Rasen und Kathleen stand vor ihm. „Man denkt, ich bin zur kranken Mistreß Webster gegangen,“ lachte sie, „und mein armer Bill quält sich allein mit den Gästen.“

Schmieder schloß mit einem unterdrückten Jubellaut das leise widerstrebende Weib in die Arme und

küßte ihm leidenschaftlich Gesicht und Haar. „O Kathleen, Heißgeliebte, wie soll ich Dir danken.“

Kathleen war jung und ihre Sinne hatten bisher neben Bill, in dem sie eine Art guten Onkels sah, geschlafen. Nun erwachte unter den Liebkosungen des stattlichen Mannes etwas bisher Unbekanntes in ihr, der Kopf begann ihr zu glühen, und sie schmiegte sich zitternd in die umschließenden Arme. Ihr Gewissen sträubte sich noch — aber es war wie ein süßer Traum, wie ein Rausch — sie konnte nicht widerstehen.

Schmieder zog das junge Weib noch tiefer in den Schatten der Hecke, denn das helle Mondlicht lag auf dem Kieswege vor ihnen. Er setzte sich auf das gestern erwähnte Bänkchen und zog die leichte Gestalt auf sein Knie.

„Hast Du mich lieb, mein Leben?“ fragte er zärtlich.

„Ja,“ kam es leise von ihren Lippen, „aber es ist Sünde.“

„Laß Dir nichts weiß machen, Närrchen, es ist nicht Sünde, dem Zuge des Herzens zu folgen, es ist Menschenrecht, das sie Dir mit Satzungen nicht verkümmern sollen.“ Und er küßte wieder die zitternden Lippen, die seine Küsse kaum zu erwidern wagten.

„Mein armer Bill,“ rief die Frau plötzlich, „wie unglücklich würde er sein, wenn er es wüßte.“

„Denke nicht an ihn, Liebchen, er verdient Dich nicht,“ antwortete Schmieder, unmutig darüber, daß die Kleine in seinen Armen an den Mann denken konnte, den sie verriet.

„Was soll nun aus uns werden,“ fragte Kathleen wieder, „ich kann doch nicht bei Bill bleiben, wenn ich Dich lieb habe?“

Schmieder kam die Frage ungelegen, er hatte an die Zukunft noch gar nicht gedacht. „Für den Augenblick wirst Du es doch müssen,“ sprach er endlich, „bis ich genug Geld verdient habe, um mit Dir an einen anderen Ort zu ziehen. Aber wir sehen uns heimlich so oft es irgend geht.“

„Aber dann betrüge ich ja Bill, das wird er mir nie vergeben,“ sprach Kathleen weinerlich.

„So laß doch den albernen Bill aus dem Spiel,“ rief der Mann ärgerlich, „und verdirb mir nicht die schöne Stunde durch den verhaßten Namen. Küsse mich und denke nicht an die Zukunft. Das Heute ist unser.“

Er blickte sich um, ihm war als hätte sich im Gebüsch etwas bewegt. Es war wohl nur der Wind, der eben einen seufzenden Atemzug that.

Schmieder nahm die Arme der willenlosen jungen Frau und legte sie um seinen Hals, ihm kam plötzlich das Verlangen, von ihren Lippen seine Muttersprache zu vernehmen.

„Sprich mir nach, mein süßes Lieb: ‚Mein Hans‘“ —

„Mein Hans,“ sagte Kathleen gehorsam in deutscher Sprache.

„Mein Hans, ich liebe Dich,“ lehrte Schmieder weiter.

„Mein Hans, ich — —“

Ein Schuß krachte und unterbrach die interessante Lektion. Der Mann machte einen hohen Satz, die junge Frau willenlos von sich stoßend, und schlug dann vornüber auf den Sand. Er war durch den Kopf geschossen.

Aus dem Gebüsch trat Dickhäuser, ein langes Jagdgewehr in der Hand. Aus dem Hause stürzten die aufgescheuchten Gäste.

„Ich habe mein Hausrecht gebraucht,“ sprach der Wirt ruhig.

Kathleen lag wie ein geschlagener Hund am Boden und schaute mit entsetzten Augen zu dem Gatten auf, dessen Ehre zu kränken sie im Begriff gewesen war. Jetzt plötzlich kam ihr das Verständnis für ihre grenzenlose Undankbarkeit gegen den braven Mann, der sie aus dem Elend gezogen hatte und mit Liebe überschüttete; wenn es ihm auch nicht gegeben war, dieselbe in tönenden Redensarten auszusprechen.

Bill sah sie zuerst zornig an, als wolle er sie strafen; dann aber, im Anblick ihres Entsetzens und ihrer Angst, sänftigten sich seine rauhen, wetterharten Züge, Liebe und Mitleid überzogen sie mit warmem Abglanz.

„Komm her, Kathleen, Du bist ja noch ein dummes Baby und weißt nicht, was Du thust. Ich will Dir die madness nicht hoch anrechnen.“

Er hob das zitternde Weib vom Boden auf, und Kathleen schlang mit einem Aufschrei ihre Arme wie Schutz suchend um seinen Hals. Dann stieß er den Kolben seines abgeschossenen Gewehrs auf den Boden, während die Rechte den Lauf umspannte, und wendete sich gegen die Umstehenden, unter denen er mehrere junge Burschen bemerkte, die Schmieders Rede gestern stark applaudiert hatten.

„Und Euch rascals will ich etwas sagen. Wenn einmal irgendwo in der Welt der nonsense, den der Mann da gepredigt hat, eingeführt werden sollte, so wird Mord und Totschlag die Folge sein. Kein braver Mann läßt sich nehmen, was er besitzt, weil es gegen die menschliche Natur geht, und da ist es gleich, ob es sich um ein Haus, ein Pferd oder ein Weib handelt. — That's my opinion.“

Der Scherif des Ortes war dazu gekommen und beugte sich über den Toten, dessen rinnendes Blut den mondbeglänzten Sand färbte.

„Laßt den Mann anständig begraben,“ sprach Dickhäuser, nachdem er schweigend darauf hingestarrt hatte, „und wenn er papers besitzt, so schickt sie in seine Heimat, es muß alles seine order haben.“

Er schritt, sein halb ohnmächtiges Weib im Arm, dem Hause zu.

Am nächsten Morgen wurde Schmieder begraben — in fremder Erde. — Kein Kläger fand sich, Dickhäusers That dem fernen Gericht zu melden, man hatte sie ganz in der Ordnung gefunden.

Schluß-Kapitel.

Während ein schneller Dampfer die Nachricht von Schmieders Tode über den herbstlich stürmischen Ocean trug, rüstete man im alten Deutschland, im Hause des Professor Steiner, ein schönes Fest. Die Hochzeit der einzigen Tochter mit dem Gymnasiallehrer und Privatdocenten Egon Schmidt.

Die Wartezeit war vorüber, das kleine Nest hergerichtet, in das der jetzt selbständige Mann sein junges Weib führen wollte. Nur ein bescheidenes Los konnte Egon seiner Heißgeliebten zur Zeit bieten, aber sie war es zufrieden, und Vater Steiner nahm sich vor, sein eigenes erhebliches Einkommen mit seinen Kindern zu teilen.

So war es denn ein kleiner, aber von Herzen froher Kreis, der sich um das stattliche Brautpaar vereinigte.

Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse hätte das Brautpaar gern auf eine kirchliche Einsegnung seiner Ehe verzichtet. Egon machte aus seiner Gesinnung kein Hehl und galt infolge einer kürzlich veröffentlichten Schrift seinen früheren Kollegen als Abtrünniger, wenn er selbst sich auch heftig gegen diese Bezeichnung wehrte. Professor Steiner aber war in kirchlichen Kreisen geradezu verrufen.

Doch der gute Sohn wünschte den Gefühlen seiner Eltern Rechnung zu tragen. So hatte man denn den Ausweg einer Haustrauung gewählt und ein taktvoller Geistlicher vollzog die Feier in erhebender Weise.

In Hildes freundlichem Mädchenstübchen, das vor zweieinhalb Jahren ihr junges bräutliches Glück gesehen hatte, war unter den geschickten Händen der Frau Professor ein blumengeschmückter Altar entstanden, über dem sogar ein großes schönes Christusbild prangte. Aber es war nicht der sterbende Jesus am Kreuz, es war der lehrende, wie er heute noch in jedem Christenherzen leben sollte. Das wertvolle Bild war das Hochzeitsgeschenk von Egons Eltern.

Der Geistliche hatte einen Text aus der ersten Epistel Sankt Johannis gewählt: „Lasset uns untereinander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott," und führte das schöne Thema in würdiger Weise durch. Vom Nächstliegenden ging er auf das Allgemeine. Nicht nur die Glieder einer Familie sollten sich lieben, sich treu bleiben bis in den Tod, ein einziges großes Liebesband, gefestigt durch den Glauben an einen Gott, solle einst die Menschheit umschlingen und zu immer höherer Gesittung führen. Wer aber an seinem Teil durch Wort und Beispiel auf dieses Ziel hinarbeite, der sei Gott lieb, denn „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Tief bewegt legte Egon in seinem Herzen das Gelübde ab, sein Leben der Menschheit zu widmen, indem er störende Gegensätze zu vermitteln bestrebt sein wollte.

Ein frohes Mahl folgte auf die Trauung und bald löste der Wein alle so natürliche Rührung in ungemischten Frohsinn auf.

Aber auch die Zungen pflegt der herzerfreuende Rebensaft zu lösen. Schon waren alle offiziellen Toaste erledigt, Professor Niederstetter hatte das Wohl des Brautpaars ausgebracht, Egon geantwortet. Die Eltern, die Gäste hatten ihr Teil erhalten. Da klang wieder der scharfe Ton eines angeschlagenen Glases durch das Speisezimmer und zu aller Erstaunen erhob sich Frau Professor Niederstetter.

Überrascht blickte ihr Gatte auf. „Aber liebe Alte, was muß ich erleben!"

Doch die Dame nickte ihm nur freundlich zu und begann mit anfangs etwas zitternder Stimme:

„Meine lieben Freunde! Es ist zwar ungewöhnlich, daß eine Frau das Wort ergreift, obgleich man unser Geschlecht — ich fürchte, nicht immer im besten Sinne — das zungenfertige nennt. Ich gehöre aber zu den Menschen, die gern mitteilen, was sie auf dem Herzen haben, und so kann ich auch heute nicht unterdrücken, was mich angesichts unseres lieben Brautpaars bewegt. Wir stehen in einer merkwürdigen Zeit, in der die Extreme sich bekämpfen und von der niemand weiß, was aus dem Chaos sich einst abklären wird. Meine Lieben, wo eine Sturmflut über das Land hereinbricht, da sucht der geängstigte Mensch aus den Trümmern seiner Habe wenigstens das Teuerste, Wertvollste sich für ein späteres Leben zu retten. Auch über uns ist eine Sturmflut hereingebrochen, zur Zeit mehr auf geistigem Gebiete, aber wer weiß, wie weit ihre Wogen ins bebaute Land hineinspülen. Da ziemt auch uns nach dem Teuersten zu greifen, was wir besitzen, damit es nicht untergehe im Schwall der wirbelnden Gewässer. Dieses Wertvollste aber, das uns die Mittel geben soll, das alte Zerstörte in neuer Form wieder aufzubauen, sind unsere Ideale.

„Wir leben jetzt in einer Zeit, die den Realismus begünstigt und sie thut in gewissem Sinne recht daran, denn allein das Reale giebt ein sicheres Fundament. Aber wie ein herrliches Bauwerk nicht allein aus Fundament besteht, sondern sich in hehrer Schöne hoch und höher erhebt, dem Himmel zu, auch wenn es ihn nicht erreichen kann, so auch sollen wir Menschen nicht am Boden kleben, sondern, uns hoch und höher erhebend, den Idealen nachstreben, die — selbst unerreichbar — uns den Weg weisen. Die vornehmsten unserer Ideale aber sind Kunst und Religion.

„Möge uns aus dem Ringen auf allen Gebieten wieder eine Kunst geboren werden, die uns wahrhaft erhebt, statt ihr Genügen in der plattesten Alltäglichkeit zu finden, und möge aus dem klaffenden Spalt zwischen Bibelglauben und materialistischer Naturanschauung eine geläuterte Religion uns aufsteigen, die Herz und Verstand gleichzeitig befriedigt.

„Theologie und Naturwissenschaft stehen sich heute gegenüber wie zwei starre Felsen, zwischen denen ein wildes Meer brandet. — Baumeister, wo bist Du, auf daß Du die Brücke schlägst? Vom sicheren Boden des Wirklichen ausgehend, von den Pfeilern logischer Schlußfolgerung getragen, mag sie uns hinüberleiten in jenes Reich, das wir nicht leugnen dürfen, obwohl wir es mit unseren irdischen Sinnen nicht wahrnehmen können. Die Philosophie trete in ihr Recht, wo die exakte Forschung ihre Grenze sieht. Und ob wir unter ihrer Führung einmal irre gehen — was thut es — jede Religion, ich sagte es schon einmal, ist nur Gleichnis für die Wahrheit, die zu schauen uns versagt ist.

„In dem teuren jungen Paar scheinen sich die beiden feindlichen Parteien zu verschmelzen. Möge ihre Verbindung ein Symbol sein, daß mein heißester Wunsch seiner Verwirklichung sich nähert. So laßt uns denn, meine Lieben, dieses letzte Glas unserer

fröhlichen Tafelrunde leeren: auf eine glückliche Zukunft, in der Ideales und Reales zu jener Mischung sich vereinigt, die den fühlenden und denkenden Menschen allein beglückt. — Hoch unsere Ideale." —

Die Gesellschaft erhob sich und die Gläser klangen zusammen.

Hilde blickte ihrem Bräutigam innig in die treuen, braunen Augen. „Wir wollen sie hochhalten, mein Egon."

„Ja, mein Lieb," antwortete er, „mit Gott!"

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Gatte, Gatte, laß den Streit.

Von **Robert Burns**, deutsch von **W. Prinzhorn**.

Gatte, Gatte, laß den Streit
Und die Herrschermienen!
Du hast mich als Weib gefreit,
Doch nicht, Dir zu dienen.

Eins von zwein nur herrschen kann,
Nancy, Nancy!
Ist's die Frau nun, ist's der Mann,
Mein Weib Nancy?

Willst dies stolze Wort Du noch
Stets im Munde führen,
Dann ade jetzt, Ehejoch —
Will mein Bündel schnüren.

Wohl betrübte ich mich des,
Nancy, Nancy!
Doch die Zeit bringt Leidvergeß,
Mein Weib Nancy.

Nun, mein armes Herz, so brich,
Höre auf zu schlagen!
Ruh ich unterm Rasen — sprich,
Wie willst Du dies tragen?

Hat der Tod Dich hingerafft,
Nancy, Nancy!
Giebt der Herr mir Trost und Kraft,
Mein Weib Nancy.

Gut! So mische ich mich dreist
Unter die Gespenster,
Komme Nacht für Nacht als Geist,
Durch Dein Kammerfenster.

Nehm' ein Weib dann, das Dir gleicht,
Nancy, Nancy!
Und die ganze Hölle weicht,
Mein Weib Nancy.

„Mopi".

„Kreuzsakra, meine Herren, mögen Sie es glauben oder nicht, so war mein ‚Bergmann'," schloß der Forstmeister a. D. Häselein, paffte einige fürchterliche Züge aus seiner treuen Pfeife, nahm einen tiefen Schluck von dem „Extrasteifen" und sah sich dann im Kreise seiner Zuhörer nach der Wirkung seiner soeben vorgetragenen „wirklich und thatsächlich passierten Geschichte" um.

Der Kreis setzte sich aus den Stammgästen des „feuchten Zapfens" in Xstein zusammen und der Forstmeister hatte wieder einmal eine seiner haarsträubenden Jagdgeschichten zum Besten gegeben, auf die denn auch die üblichen „Au" und „Na, na" folgten.

Doch, merkwürdig, der Doktor, sonst der eifrigste Widersacher dieser „Lederstrümpfe", wie er die Ausgeburten des forstmeisterlichen Jägerlateins zu nennen pflegte, war heute ruhig und, während er sonst schonungslos, in sarkastischer Weise gegen sie zu Feld zog, schien die Glaubwürdigkeit dieses neuesten Triebes Häseleinscher Erfindung für ihn über jeden Zweifel erhaben; mit einem geradezu feierlichen Ernste nickkopfte er dem Erzähler seine Überzeugungstreue zu.

Das war derartig überraschend, daß selbst der dicke Rentier Schwächlig, der sonst, ein Glas nach dem andern leerend, dasaß und durch nichts aus seiner beschaulichen Ruhe zu bringen war, verwundert nach jenem hinstarrte, während der lange Apotheker meinte: „Doktorchen, fehlt Ihnen etwas oder sind Sie von jetzt ab immer so duldsam?"

„Nun, weshalb denn, meine Herren," erwiderte der Angeredete trocken, „ich meine eben, derartige Sachen sind durchaus nicht unwahrscheinlich, wie ich aus eigener Erfahrung beweisen kann."

„Vormachen," grunzte der Mathematikus Kreisel, den Redner erwartungsvoll ansehend, als ob er dessen rundes Pausbackengesicht mitsamt der ansehnlichen Nase in Quadrate einzuteilen gedächte.

„Ja, vormachen," echote nun auch der Wirt, der sich, sobald seine Zeit es erlaubte, gern ein Weilchen bei seinen Stammgästen aufhielt.

„Vormachen, vormachen! Unsinn!" brummte der Doktor ärgerlich und fuhr dann fort: „Ich will Ihnen etwas sagen, meine Herren, Sie wissen, daß ich keineswegs immer mit den ‚thatsächlich und wirklich passierten Geschichten' unseres Freundes einverstanden bin, allein zu der eben gehörten könnte ich Ihnen aus meinem eigenen Leben ein Pendant erzählen — —"

„Oho, erzählen!"

„Los!"

„Immer munter!" rief es durcheinander und alle waren gespannt „wie ein Flitzbogen", wie der Mathematikus bemerkte.

Der so Bestürmte kam, ohne auch nur einen Augenblick seinen Ernst zu verlieren, mit tiefem Zuge seinem Nachbar den Rest und, nachdem er mit der Umständlichkeit eines Kenners sich eine neue Cigarre angebrannt hatte, begann er:

„Es ist schon manches Jahr verflossen, seitdem die Geschichte sich ereignete, die ich Ihnen jetzt mitteilen will, aber trotzdem erinnere ich mich ihrer noch in allen Einzelheiten.

„Ich war noch Student. Die schönen Sommerferien waren vorüber und in nicht allzu freudiger Stimmung stieg ich in das Coupé ‚dritter', das mich wieder nach dem Musen-

sitze Göttingen zurückführen sollte, wo ein ganzer Hügel Arbeit für das nahe Physikum auf mich wartete.

„In die Ecke gedrückt — ich war allein — qualmte ich meine Cigarre.

„Wie ich also so dasitze und gerade im Begriff bin, mir es bequem zu machen, das heißt meine unteren Extremitäten in wagerechte Lage zu bringen, steigt, als der Zug fast schon in Bewegung ist, eine mittelalterliche Dame mit den üblichen zwei Dutzend Schachteln und Kasten ein.

„Ich war von dieser Begleitung nicht sehr erbaut und wurde es auch nicht, nachdem ich einen Blick auf das mit einer spitzen Nase und Kneifer bewaffnete Gesicht der Holden geworfen hatte. Nachdem sich mein Vis-à-vis unter ihrem Krempel seßhaft gemacht hatte, musterte sie mich so vogelperspektivenartig und verlangte schließlich höchst brüsk, ich solle die Cigarre wegthun — —"

„Alle Hagel, das war zu viel verlangt von Ihnen."

„Ja, das fand ich auch, zumal wir im Rauchcoupé saßen, und antwortete daher auch ganz kühl, daß mir das gar nicht einfiele, da sie ja hätte im ‚Nichtraucher‘ fahren können. Ein Wort gab das andere, bis endlich mein Engel kurz entschlossen mir meine Cigarre aus der ahnungslosen Hand riß und brevi manu zum Fenster hinauswarf. —

„Nun, meine Herren, Sie werden zugeben, daß ein derartiges Vorgehen die Geduld eines Schafes zum Reißen bringen könnte. Ich, an jenem Tage nichts weniger als friedfertig aufgelegt, geriet in eine gelinde Berserkerwut, wie ich meine schöne Nikotina so mir nichts dir nichts heidi gehen oder vielmehr fliegen sah.

„Am liebsten hätte ich trotz Europas übertünchter Höflichkeit das Frauenzimmer — Pardon, die Dame, wollte ich sagen — links und — — aber da lag gerade der Hase im Pfeffer. Es war eben eine Vertreterin des schwachen Geschlechtes, gegen die man auch wütend und ohne Cigarre Rücksicht zu nehmen gezwungen ist. Ich begnügte mich also mit einigen zarten Grobheiten und würgte meinen Grimm hinunter, indem ich ziemlich erfolglose Versuche machte, die Enden meiner eben hervorsprossenden Schnurrbarthaare zwischen die Zähne zu bekommen, um in vier Vierteltakt darauf herumzukauen.

„Da unterbrach plötzlich ein merkwürdiger Ton die mühsam hergestellte Ruhe unseres Idylls. Halb Quieken, halb Heulen, kurz, ganz eigenartig.

„Wie ein Blitz schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Mit schnellem Griff klappte ich den Mantel meiner Widersacherin zurück und richtig kam der Kopf des eingeschmuggelten ‚Mopi‘ zum Vorschein, der mit höchst fatalem Geknurre nach meinen Finger schnappte, so daß ich dieselben nur mit Mühe vor der näheren Bekanntschaft mit den Zähnen des liebenswürdigen Tierchens rettete.

„‚Ein allerliebster, bissiger Köter,‘ bemerkte ich und knüpfte die höfliche Frage daran, ob gnädiges Fräulein auch nicht vergessen habe, die vorgeschriebene Platzkarte zu lösen.

„‚Das sind Ihre Sachen nicht,‘ war die pikierte Antwort, ‚überhaupt geht mein ‚Mopi‘ Sie nichts an.‘ Und dabei drückte sie das liebe Viehzeug so innig an sich, daß ich seine Rippen knacken zu hören glaubte. Ich beneidete ihn durchaus nicht, und er selbst schien von dieser Zärtlichkeit keineswegs erbaut zu sein; wenigstens knurrte er in bedenklicher Weise fort. Ob dieses mir oder seiner Herrin gelten sollte, weiß ich nicht, nehme jedoch letzteres an.

„Wir beiden menschlichen Wesen folgten diesem ermunternden Beispiele und das schönste Wortgefecht war wieder im Gange.

„Ich behauptete, der Köter müsse analog meiner Cigarre hinaus, sie sprach von ‚Anmaßung‘, ‚unerhörter Unverfrorenheit‘ u. s. w. Schließlich wurde sie derartig anzüglich, daß mein mühsam zurückgehaltener Grimm sich Luft machte.

„Mit einem schnellen Griffe kriegte ich den süßen ‚Mopi‘ zu packen und, wupp, sauste er in elegantem Bogen zum Fenster hinaus." —

„Na aber, glaubhaft, Doktor?!"

„Heiliger Nepomuk, Sie Ungeheuer!"

„Das ist zu dick gelogen!"

„Sie verdienen, beim ersten besten Tierschutzverein zur Anzeige gebracht zu werden!"

So schwirrte es im Scherz und Ernst durcheinander.

Der Erzähler allein behielt seine Leichenbittermiene unerschütterlich bei und fuhr fort:

„Da reden Sie nun alle durcheinander und thun, als ob sich noch niemand außer mir hat hinreißen lassen von der Aufregung. Gewiß ist die That nicht zu loben, allein, denken Sie sich einmal in meine Lage hinein, so wird sie Ihnen auch erklärlich sein.

„Wie gesagt, ich selbst bereute mein Thun im nächsten Augenblick, wie ich das zappelnde Hundevieh so durch die Luft fahren sah, doch es war nicht rückgängig zu machen.

„Was ich nun zu hören bekam, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit, aber, im Vertrauen, es geht auf keine Kuhhaut. Ich ließ alles über mich ergehen, jeden Augenblick darauf gefaßt, daß die beleidigte, mopilose Dame mir nach bekanntem Muster mit allen zehn Fingern ins Gesicht fahren würde. Doch das geschah nicht. Ihr Zorn löste sich bald in einen unendlichen Thränenstrom auf.

„Nun, ich bin kein Unmensch.

„Als ich sie so gottesjämmerlich klagen hörte über ihren vielgeliebten ‚Mopi‘, der nun wohl schon lange gegen einen Telegraphenpfahl oder gar den Schädel eines unschuldigen Bahnarbeiters geflogen war, überkam mich ein menschliches Rühren.

„Mich entschuldigend, versuchte ich die Verwaiste zu trösten, indem ich ihr als Ersatz einen von Onkels Teckeln versprach. Ja, hoppla, da kam ich schön an. Ich möchte mich mit meinen Teckeln dahinscheren, wo der Pfeffer wächst — und was des Angenehmen mehr war. Anzeigen würde sie mich und zwar auf der nächsten Station. —

„Na, dann nicht, dachte ich und fing an, mir die Folgen meines Verbrechens auszumalen. —

„Da, Püüü—ü—h! Der Zug hielt. ‚Kreiensen,‘ brüllte der Schaffner, die Wagenthür aufreißend, ‚fünf Minuten Aufenthalt!‘

„Wie der Wind war meine Feindin an mir vorüber zur Thür hinausgepfutscht, um ihre gräßliche Drohung wahr zu machen, und ich säumte nicht, in aller Eilfertigkeit hinter ihr her zu klettern, um einen letzten Sühnversuch zu machen.

„Doch was ist das! Da steht, zwar etwas atemlos vom Lauf, aber sonst ganz fidel der ‚Mopi‘ und hat die Cigarre in der Schnauze und, meine Herren, mögen Sie es glauben oder nicht, *sie brannte noch!*"

Max Heuer.

---

fröhlichen Tafelrunde leeren: auf eine glückliche Zukunft, in der Ideales und Reales zu jener Mischung sich vereinigt, die den fühlenden und denkenden Menschen allein beglückt. — Hoch unsere Ideale." —

Die Gesellschaft erhob sich und die Gläser klangen zusammen.

Hilde blickte ihrem Bräutigam innig in die treuen, braunen Augen. „Wir wollen sie hochhalten, mein Egon."

„Ja, mein Lieb," antwortete er, „mit Gott!"

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Gatte, Gatte, laß den Streit.

Von **Robert Burns**, deutsch von **W. Prinzhorn**.

Gatte, Gatte, laß den Streit
Und die Herrschermienen!
Du hast mich als Weib gefreit,
Doch nicht, Dir zu dienen.

Eins von zwein nur herrschen kann,
Nancy, Nancy!
Ist's die Frau nun, ist's der Mann,
Mein Weib Nancy?

Willst dies stolze Wort Du noch
Stets im Munde führen,
Dann ade jetzt, Ehejoch —
Will mein Bündel schnüren.

Wohl betrübte ich mich des,
Nancy, Nancy!
Doch die Zeit bringt Leidvergeß,
Mein Weib Nancy.

Nun, mein armes Herz, so brich,
Höre auf zu schlagen!
Ruh ich unterm Rasen — sprich,
Wie willst Du dies tragen?

Hat der Tod Dich hingerafft,
Nancy, Nancy!
Giebt der Herr mir Trost und Kraft,
Mein Weib Nancy.

Gut! So mische ich mich dreist
Unter die Gespenster,
Komme Nacht für Nacht als Geist,
Durch Dein Kammerfenster.

Nehm' ein Weib dann, das Dir gleicht,
Nancy, Nancy!
Und die ganze Hölle weicht,
Mein Weib Nancy.

„Mopi".

„Kreuzsakra, meine Herren, mögen Sie es glauben oder nicht, so war mein ‚Bergmann'," schloß der Forstmeister a. D. Häselein, paffte einige fürchterliche Züge aus seiner treuen Pfeife, nahm einen tiefen Schluck von dem „Extrasteifen" und sah sich dann im Kreise seiner Zuhörer nach der Wirkung seiner soeben vorgetragenen „wirklich und thatsächlich passierten Geschichte" um.

Der Kreis setzte sich aus den Stammgästen des „feuchten Zapfens" in Xstein zusammen und der Forstmeister hatte wieder einmal eine seiner haarsträubenden Jagdgeschichten zum Besten gegeben, auf die denn auch die üblichen „Au" und „Na, na" folgten.

Doch, merkwürdig, der Doktor, sonst der eifrigste Widersacher dieser „Lederstrümpfe", wie er die Ausgeburten des forstmeisterlichen Jägerlateins zu nennen pflegte, war heute ruhig und, während er sonst schonungslos, in sarkastischer Weise gegen sie zu Feld zog, schien die Glaubwürdigkeit dieses neuesten Triebes Häseleinscher Erfindung für ihn über jeden Zweifel erhaben; mit einem geradezu feierlichen Ernste nickkopfte er dem Erzähler seine Überzeugungstreue zu.

Das war derartig überraschend, daß selbst der dicke Rentier Schwächlig, der sonst, ein Glas nach dem andern leerend, dasaß und durch nichts aus seiner beschaulichen Ruhe zu bringen war, verwundert nach jenem hinstarrte, während der lange Apotheker meinte: „Doktorchen, fehlt Ihnen etwas oder sind Sie von jetzt ab immer so duldsam?"

„Nun, weshalb denn, meine Herren," erwiderte der Angeredete trocken, „ich meine eben, derartige Sachen sind durchaus nicht unwahrscheinlich, wie ich aus eigener Erfahrung beweisen kann."

„Vormachen," grunzte der Mathematikus Kreisel, den Redner erwartungsvoll ansehend, als ob er dessen rundes Pausbackengesicht mitsamt der ansehnlichen Nase in Quadrate einzuteilen gedächte.

„Ja, vormachen," echote nun auch der Wirt, der sich, sobald seine Zeit es erlaubte, gern ein Weilchen bei seinen Stammgästen aufhielt.

„Vormachen, vormachen! Unsinn!" brummte der Doktor ärgerlich und fuhr dann fort: „Ich will Ihnen etwas sagen, meine Herren, Sie wissen, daß ich keineswegs immer mit den ‚thatsächlich und wirklich passierten Geschichten' unseres Freundes einverstanden bin, allein zu der eben gehörten könnte ich Ihnen aus meinem eigenen Leben ein Pendant erzählen — —"

„Oho, erzählen!"

„Los!"

„Immer munter!" rief es durcheinander und alle waren gespannt „wie ein Flitzbogen", wie der Mathematikus bemerkte.

Der so Bestürmte kam, ohne auch nur einen Augenblick seinen Ernst zu verlieren, mit tiefem Zuge seinem Nachbar den Rest und, nachdem er mit der Umständlichkeit eines Kenners sich eine neue Cigarre angebrannt hatte, begann er:

„Es ist schon manches Jahr verflossen, seitdem die Geschichte sich ereignete, die ich Ihnen jetzt mitteilen will, aber trotzdem erinnere ich mich ihrer noch in allen Einzelheiten.

„Ich war noch Student. Die schönen Sommerferien waren vorüber und in nicht allzu freudiger Stimmung stieg ich in das Coupé ‚dritter', das mich wieder nach dem Musen-

sitz Göttingen zurückführen sollte, wo ein ganzer Hügel Arbeit für das nahe Physikum auf mich wartete.

„In die Ecke gedrückt — ich war allein — qualmte ich meine Cigarre.

„Wie ich also so dasitze und gerade im Begriff bin, mir es bequem zu machen, das heißt meine unteren Extremitäten in wagerechte Lage zu bringen, steigt, als der Zug fast schon in Bewegung ist, eine mittelalterliche Dame mit den üblichen zwei Dutzend Schachteln und Kasten ein.

„Ich war von dieser Begleitung nicht sehr erbaut und wurde es auch nicht, nachdem ich einen Blick auf das mit einer spitzen Nase und Kneifer bewaffnete Gesicht der Holden geworfen hatte. Nachdem sich mein Vis-à-vis unter ihrem Krempel seßhaft gemacht hatte, musterte sie mich so vogelperspektivenartig und verlangte schließlich höchst brüsk, ich solle die Cigarre wegthun — —“

„Alle Hagel, das war zu viel verlangt von Ihnen.“

„Ja, das fand ich auch, zumal wir im Rauchcoupé saßen, und antwortete daher auch ganz kühl, daß mir das gar nicht einfiele, da sie ja hätte im ‚Nichtraucher‘ fahren können. Ein Wort gab das andere, bis endlich mein Engel kurz entschlossen mir meine Cigarre aus der ahnungslosen Hand riß und brevi manu zum Fenster hinauswarf. —

„Nun, meine Herren, Sie werden zugeben, daß ein derartiges Vorgehen die Geduld eines Schafes zum Reißen bringen könnte. Ich, an jenem Tage nichts weniger als friedfertig aufgelegt, geriet in eine gelinde Berserkerwut, wie ich meine schöne Nikotina so mir nichts dir nichts heidi gehen oder vielmehr fliegen sah.

„Am liebsten hätte ich trotz Europas übertünchter Höflichkeit das Frauenzimmer — Pardon, die Dame, wollte ich sagen — links und — — aber da lag gerade der Hase im Pfeffer. Es war eben eine Vertreterin des schwachen Geschlechtes, gegen die man auch wütend und ohne Cigarre Rücksicht zu nehmen gezwungen ist. Ich begnügte mich also mit einigen zarten Grobheiten und würgte meinen Grimm hinunter, indem ich ziemlich erfolglose Versuche machte, die Enden meiner eben hervorsprossenden Schnurrbarthaare zwischen die Zähne zu bekommen, um in vier Vierteltakt darauf herumzukauen.

„Da unterbrach plötzlich ein merkwürdiger Ton die mühsam hergestellte Ruhe unseres Idylls. Halb Quieken, halb Heulen, kurz, ganz eigenartig.

„Wie ein Blitz schoß mir ein Gedanke durch den Kopf. Mit schnellem Griff klappte ich den Mantel meiner Widersacherin zurück und richtig kam der Kopf des eingeschmuggelten ‚Mopi‘ zum Vorschein, der mit höchst fatalem Geknurre nach meinen Finger schnappte, so daß ich dieselben nur mit Mühe vor der näheren Bekanntschaft mit den Zähnen des liebenswürdigen Tierchens rettete.

„‚Ein allerliebster, bissiger Köter,‘ bemerkte ich und knüpfte die höfliche Frage daran, ob gnädiges Fräulein auch nicht vergessen habe, die vorgeschriebene Platzkarte zu lösen.

„‚Das sind Ihre Sachen nicht,‘ war die pikierte Antwort, ‚überhaupt geht mein ‚Mopi‘ Sie nichts an.‘ Und dabei drückte sie das liebe Viehzeug so innig an sich, daß ich seine Rippen knacken zu hören glaubte. Ich beneidete ihn durchaus nicht, und er selbst schien von dieser Zärtlichkeit keineswegs erbaut zu sein; wenigstens knurrte er in bedenklicher Weise fort. Ob dieses mir oder seiner Herrin gelten sollte, weiß ich nicht, nehme jedoch letzteres an.

„Wir beiden menschlichen Wesen folgten diesem ermunternden Beispiele und das schönste Wortgefecht war wieder im Gange.

„Ich behauptete, der Köter müsse analog meiner Cigarre hinaus, sie sprach von ‚Anmaßung‘, ‚unerhörter Unverfrorenheit‘ u. s. w. Schließlich wurde sie derartig anzüglich, daß mein mühsam zurückgehaltener Grimm sich Luft machte.

„Mit einem schnellen Griffe kriegte ich den süßen ‚Mopi‘ zu packen und, wupp, sauste er in elegantem Bogen zum Fenster hinaus.“ —

„Na aber, glaubhaft, Doktor?!“

„Heiliger Nepomuk, Sie Ungeheuer!“

„Das ist zu dick gelogen!“

„Sie verdienen, beim ersten besten Tierschutzverein zur Anzeige gebracht zu werden!“

So schwirrte es im Scherz und Ernst durcheinander.

Der Erzähler allein behielt seine Leichenbittermiene unerschütterlich bei und fuhr fort:

„Da reden Sie nun alle durcheinander und thun, als ob sich noch niemand außer mir hat hinreißen lassen von der Aufregung. Gewiß ist die That nicht zu loben, allein, denken Sie sich einmal in meine Lage hinein, so wird sie Ihnen auch erklärlich sein.

„Wie gesagt, ich selbst bereute mein Thun im nächsten Augenblick, wie ich das zappelnde Hundevieh so durch die Luft fahren sah, doch es war nicht rückgängig zu machen.

„Was ich nun zu hören bekam, darüber schweigt des Sängers Höflichkeit, aber, im Vertrauen, es geht auf keine Kuhhaut. Ich ließ alles über mich ergehen, jeden Augenblick darauf gefaßt, daß die beleidigte, mopilose Dame mir nach bekanntem Muster mit allen zehn Fingern ins Gesicht fahren würde. Doch das geschah nicht. Ihr Zorn löste sich bald in einen unendlichen Thränenstrom auf.

„Nun, ich bin kein Unmensch.

„Als ich sie so gottesjämmerlich klagen hörte über ihren vielgeliebten ‚Mopi‘, der nun wohl schon lange gegen einen Telegraphenpfahl oder gar den Schädel eines unschuldigen Bahnarbeiters geflogen war, überkam mich ein menschliches Rühren.

„Mich entschuldigend, versuchte ich die Verwaiste zu trösten, indem ich ihr als Ersatz einen von Onkels Teckeln versprach. Ja, hoppla, da kam ich schön an. Ich möchte mich mit meinen Teckeln dahinscheren, wo der Pfeffer wächst — und was des Angenehmen mehr war. Anzeigen würde sie mich und zwar auf der nächsten Station. —

„Na, dann nicht, dachte ich und fing an, mir die Folgen meines Verbrechens auszumalen. —

„Da, Püüü—ü—h! Der Zug hielt. ‚Kreiensen,‘ brüllte der Schaffner, die Wagenthür aufreißend, ‚fünf Minuten Aufenthalt!‘

„Wie der Wind war meine Feindin an mir vorüber zur Thür hinausgepfutscht, um ihre gräßliche Drohung wahr zu machen, und ich säumte nicht, in aller Eilfertigkeit hinter ihr her zu klettern, um einen letzten Sühnversuch zu machen.

„Doch was ist das! Da steht, zwar etwas atemlos vom Lauf, aber sonst ganz fidel der ‚Mopi‘ und hat die Cigarre in der Schnauze und, meine Herren, mögen Sie es glauben oder nicht, sie brannte noch!“

Max Heuer.

Deutsch-polnisch.

Von H. Hermann.

„Brennt die Laterne immer schlechter?
Schaffen's die alten Augen nicht mehr?
Halt stille, Schecker — wenn unsereiner
So gut wie Du schon gefuttert wär'!

Globiczeck hat nix Morgentränke,
Ehe er mit der Striegel hantiert —
Und Ochse hat Pelz im kalten Winter,
Globiczeck in seinen Lumpen friert . . .

Anno siebzig ist auch ein Winter gewesen!
Wie lange ist's her jetzt — lassen wir's sein —
Da hat man auch gehungert, gefroren,
Aber wenn ich dran denke — 's war doch fein!

Ich kann noch ganz gut französisch parlieren,
Fusiler tout de suite — allons, allons —
War auch ein Jammer, die schwarzen Racker!
Lagen im Schnee und schrieen Pardon.

Unser Herr Hauptmann, das war der beste,
Da hätt' ich nix nach dem Teufel gefragt:
Hab' ihn 'rausgehauen mitsamt der Fahne,
‚Globiczeck, braves,‘ hat er gesagt! —

Bin in Berlin auch mit eingezogen,
Und den Kaiser, den alten, hab' ich geseh'n —
Das ging über lauter Blumen im Tritte . . .
's wird Tag schon — Blässer, willst Du wohl steh'n!

Nun möcht' einen schwarzen Rock ich haben,
Daß ich, mein Eisernes Kreuz auf der Brust,
Noch einmal könnt' in die Kirche gehen —
Bei meiner Seele, das wär' eine Lust! —

Aber Globiczeck Wochen- wie Festtags
Sich um das Rindvieh in Lumpen plagt —
Hat sein Weib sich die Groschen und Dreier
All durch die brandige Kehle gejagt."

Ihr Ideal.

Eine moderne Ehegeschichte von Georg A. Albert.

(Schluß.)

Bald darauf knüpften sie jenes wichtige, folgenschwere Band, das für dieses Sein für unauflöslich gelten sollte, weil doch der eine oder der andere nur mit dem Verlust des Besten seiner Seele es bricht. Sie erklärte, daß ihr der staatliche Akt vollkommen genüge und daß eine geräuschvolle Hochzeit nicht in ihren Wünschen liege. In sein Leben spielte hauptsächlich der Bureaukratismus und die staatliche Autorität hinein; in dem, was verboten und erlaubt war, hörte er auch als Mann noch immer die Stimme des Lehrers und Waisenvaters in ihrem unbeschränkten Absolutismus. Über dem irdischen Gesetz und dem Richter stand ihm in der Welt nichts; es hatte für ihn die höchste bindende Kraft, und seine eigene Achtung und Ehrfurcht davor suchte er auch bei andern. So erfaßte er Gott als etwas Besonderes, das zwar übermächtig in das Erdenschicksal hineinwob, aber doch der strengen irdischen Gewalt an seiner Stelle das Schwert in die Hand gegeben hatte, je nach seiner Weisheit, in dieser und jener Form und Gestalt. Er war es also zufrieden, ihre Ehe mit diesem gesetzlichen Bande geknüpft zu sehen, und er fand auch darin nichts Unvollkommenes, sofern eben dieses Zusammenleben seine innerliche Weihe erhielt durch eine echte, warme Neigung. Die vorläufige Zurückhaltung seiner Verlobten schien ihm dafür nicht bedenklich; es mußte sich ja naturgemäß ein Verhältnis ergeben, das dieser ethischen Bedingung im Laufe der Zeit nahe kam und sich schließlich zu einem schönen, harmonischen Ganzen vereinigte. Denn einem immer sich gleich bleibenden liebenden Herzen, dem selbstlose Opfer und Sorge ein beneidenswertes Glück dünkten, konnte sie auf die Dauer nicht widerstehen. Und er zitterte mit Wonne dem — wenn auch noch so fernen — Momente entgegen, wo er ihr Herz gewonnen haben und besiegt, rückhaltlos, an dem seinen schlagen fühlen werde. Darin wollte er sich gewiß nicht getäuscht haben, wo er wußte, daß sie ehrlich und gut, wenn auch von herbem Stolze und ein wenig zu großer, treuer Anhänglichkeit an Gewesenes sei. Darum eben mußte er sie doppelt lieben und hegen, weil sie nicht war wie die kriechende Winde, die sich um den zufällig auf ihrem Wege ragenden Stamm wand.

In dieser Schätzung anerkannte er ihre Selbständigkeit gern und genehmigte, daß sie Gatten blieben, ohne Hingabe und Opfer, die der seelischen Freiheit zuwiderliefen. Die Achtung davor und vor dem Weibe im allgemeinen und dieser seiner Frau im besonderen entsprang so tief seinem innersten Sein, daß sie seinem Nachdenken und Urteile eine ehrfurchtsvolle Grenze zog. Er sagte sich mit bescheidener Überzeugung, daß diese Frau „verdient" sein wolle, und betrachtete sich — wenn auch ohne Grund, nur allein seinen achtungsvollen Gefühlen entsprungen — so tief unter ihrem geistigen und gesellschaftlichen Niveau, daß er in der gleichwertigen Verbindung mit ihm bei ihr ein freiwilliges Herabsteigen zu ihm oder seine Erhebung durch sie sah. Und dabei fühlte er, daß der männliche Stolz dieser Art von Frauen gegenüber nicht auf ein angeborenes Vorrecht pochen dürfe, wenn er nicht zu niedrigster Unbildung und Brutalität ausarten wolle. Dem Manne in sich hatte er durch diesen speciellen Standpunkt nichts vergeben.

Ihr Verkehr hielt sich anfangs auf der Stufe achtungsvoller, rücksichtnehmender Freundschaft, aber er bestrebte sich, seinem gütigen Herzen nach, mählich mit Feinheit mehr Liebe hineinzulegen. Sie stieß oft auf Dinge im Hause, auf Regungen und Gedanken bei ihm, die seinem gleichmäßigen zarten Benehmen eine stille, schmeichelnde, rührende Bedeutung gaben, die sie denken und fühlen und forschen ließen und feine, unsichtbare Fäden hinüberleiten zu einem Selbst, das sie in dieser Eigenart noch nicht kennen gelernt hatte. Ihr war das treue, geheimnisvolle Walten eines männlichen, nicht äußerlich lärmenden, in starke Leidenschaftlichkeit ausbrechenden, weltverborgenen Gemüts nicht geläufig. Sie hatte das Gegenteil an sich – und wie sie meinte — mit Wonne erfahren. Hier aber sah sie es sich entfalten und Blüten treiben, wie sie nicht für die laute Bewunderung der großen, nach starkem Reiz verlangenden Menge, sondern für die heilige Einsamkeit eines verschwiegenen, seligen Glückes geschaffen sind. Sie vertiefte sich zeitweise gern in den Zauber dieses männlichen Gemüts — aber dauernd darin zu weilen, versagte ihr ihre unruhige, leidenschaftliche, nach Rausch und Schmerz verlangende Seele. Sie fand sich abgezogen von ihrer Vorstellung entsprechenden Idealen, die, ihrem Gefühle nach, ein

himmelstürmendes Liebesglück, wenn auch mit nachfolgender Vernichtung, verhießen. Und ihre heiße Sehnsucht malte phantastische, schillernde Bilder um eine einzige Person, der zu entsagen sie sich gezwungen sah, bereits zu einer Zeit, von der ihr Vater sagte und wissen wollte, daß sie sie nach unverständiger, sich selbst und die Wirklichkeit nicht verstehender Mädchenart durchträumt habe. Sie glaubte ihm zum Teil. Doch ihrer innersten Natur nach, im Grundwesen der schwärmereidurstigen, einer Welt unklarer Triebe überlassenen Weiblichkeit hingegeben, kam sie immer wieder vor jener täuschenden Vergangenheit an und überredete sich, daß sie einem gütigeren Schicksal ein unfaßbares, maßloses Glück zu danken gehabt hätte.

An ihn, den sie vor der Welt „Gatte" nannte, dachte sie in solchen Momenten wenig.

So verging ein Jahr.

Der Mann, in seiner treuen Werbung um das Herz seiner Frau, erkannte schließlich das Hoffnungslose seiner Bemühungen. Er sah, daß es ihm nicht gegeben war, sie zu erringen, sei es nun aus Mangel an äußerer Gabe oder innerer Kräfte, die eine zwingende Macht über sie hatten. Er wußte sehr wohl, daß ihr Geschlecht der schönen äußeren Erscheinung eine siegende Gewalt zuerkannte, und daß er in dieser Beziehung vernachlässigt sei. Sein einfaches Äußere verschwand gegen ihre stolze, vornehme Formenschönheit. Sie war sich des Gegensatzes bewußt und fand keine Versöhnung für sie beide. Demnach mußten die echten, redlichen Gefühle seines Herzens keinen Wiederhall bei ihr gefunden haben. So war er auch in dieser Hinsicht zurückgeblieben gegen andere, denen die kleinste Mühe die herrlichsten Früchte in den Schoß warf. Er gab den strengen Eindrücken seiner liebearmen Jugend schuld, die den kaum zum Leben erwachten Keim achtlos verdorren ließen, daß sein innerstes Wesen nicht lebendiger, überzeugender, verlockender und sieghafter hervortrat — und verdachte ihr nicht die Kälte und Nichtachtung, welche sie für das Reizlose hegte.

Ihr Vater war einige Monate nach ihrer Hochzeit gestorben. Seine letzten vertraulichen Worte an den Tochtermann waren:

„Harren Sie aus in der geduldigen Güte Ihres Herzens, mein Sohn! Zuletzt ist das doch der echte, wahre Charakter, der sich in allen Lagen und Kämpfen treu bleibt. Ich habe es gut mit Ihnen gemeint — und sie gab Ihnen ihre Hand, nicht mir allein zum Gehorsam und Gefallen, sondern weil sie instinktiv fand, daß Sie ihrer wert sind. Ihnen bleibt es überlassen, falsche Idealbegriffe und ungeklärte Leidenschaften bei sonstiger strenger, herber Sittlichkeit zu entwurzeln. Bleiben Sie sich nur treu, lieber Sohn."

Und diese Mahnung eines Sterbenden war nicht vergebens gewesen, da ein wachsender Schmerz selbst eine starke Überlegung zurückzudrängen und die größte Geduld zur Verzweiflung umzuwandeln vermag.

Der Mann dieser Frau war aus seinem Gleichmut und Frieden gerissen gegen seine Natur, und dies um so stärker, je größer seine Liebe für diese Frau wurde. Sie bemerkte diese Veränderung und legte es ihrer Gefühlslosigkeit zur Last, die seine Geduld erschöpft und seinen Unmut wachgerufen haben mußte. Davor sich zu schützen, fand sie keine andere Waffe, als sein ihr gegebenes Einverständnis in die von ihr gestellten Bedingungen zu einer Verbindung mit ihm. Doch würde ihr diese Stellung auf die Dauer unbequem, ja unhaltbar werden. Und sich durch gewaltsame Umstände um ihre Freiheit bringen zu lassen, dazu war sie der schwache oder verdorbene Charakter nicht. In der Erregtheit ihres Denkens suchte sie ohne Ursache bei ihm eine brutale Gewalt, die ihm das Recht gab — während er in schmerzlicher Ergebenheit ein zum Unglück verwandeltes Glück trug.

Er bemerkte ihre Unruhe wohl und versuchte, sie über ihn sicherer zu stimmen. Die beabsichtigte Wirkung gelang ihm aber nur teilweise. Sie mißtraute seiner Stetigkeit und argwohnte den Ausbruch einer elementaren Leidenschaft, die sie selbst an seiner Stelle hinreißen würde. Und da sprach sie von Trennung — von Scheidung.

Er sah sie ruhig an — nur sein Antlitz bedeckte sich mit Leichenblässe.

„Ich werde gehen," sagte sie, „um damit eine Verbindung aufzuheben, die wir uns erträglicher dachten. Die Achtung allein — das sehe ich nun — reicht für eine Ehe nicht aus — und ich habe auch heute kaum mehr — als meine Freundschaft — zu geben."

„Sie werden — gehen?" wiederholte er monoton.

„Ja, ich halte es für besser, aufrichtiger, Ihrer und meiner würdiger, wenn wir uns durch diesen gemeinsamen Schritt der Freiheit wiedergeben," versetzte sie etwas unsicher. „Ich vermute bei Ihnen wohl nicht ganz mit Unrecht einen gewissen Überdruß — den ich begreiflich finde. Mein damaliges unüberlegtes Jawort bereue ich Ihretwegen, denn Sie haben im Laufe der Zeit viel Teilnahme in mir für Sie erweckt. Mit Ihren Eigenschaften haben Sie eine berechtigte Anwartschaft auf das Glück durch die Liebe einer Frau, die Sie besser zu schätzen weiß. Und ich darf Sie diesem Glück nicht länger entziehen."

Er machte eine ablehnende Bewegung.

„Das sollte Sie nicht beirren," meinte er.

„Doch," erwiderte sie hartnäckig. „Mir ist das Bewußtsein unerträglich, daß ich eventuell für Sie ein Hindernis sein könnte. — Lassen Sie uns vernünftig sein," fuhr sie mit schwach verhehlter Erregung fort, „lassen Sie es uns gut und ehrlich mit uns meinen. Bisher haben wir eine große Thorheit begangen. Wir haben nicht wie reife, verständige Menschen, sondern wie unüberlegte Kinder gehandelt. Sagen Sie selbst: was ist das, was wir miteinander vorstellen? Fühlen und finden Sie nicht das Erniedrigende, Gehaltlose unserer gegenseitigen Stellung heraus? Und besonders für Sie als Mann liegt darin etwas Beschämendes, das Ihr Stolz nicht billigen sollte. Mir ist es unmöglich, Ihnen auf die Dauer die einwandsfreie Achtung entgegenzubringen, die ich vordem für Sie hatte. Ich will von dem Manne Energie, selbst auf die Gefahr eines herben Verzichtes. Und die müßten Sie mir gegenüber finden, da ich Ihnen als Frau nichts sein kann."

„Sie wollen also unter allen Umständen — frei sein?" fragte er, scheinbar ruhig, doch mit merklich zuckenden Lippen.

„Ja!" rief sie leidenschaftlich und begegnete seinem fest auf sie gerichteten Blicke mit gleicher Entschlossenheit.

Er neigte ein wenig das Haupt.

„Gut," sagte er, wie überlegend, und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

Als sie allein war, machte sie sich doch Vorwürfe und schalt ihr ichsüchtiges, undankbares Herz. Aber sie setzte sich über alle Bedenken hinweg im Hinblick auf ein wirkliches Glück, das sich unter gewissen Bedingungen in veränderter Gestalt ihr zu eigen geben wollte. Der Mann ihrer ersten Liebe, in dem sie ihr Ideal sah und hartnäckig festhielt, hatte wieder

den Weg zu ihr gefunden, und neue, noch leidenschaftlichere Hoffnungen, als ehedem, geweckt. Auch er lag in den Fesseln einer übereilten Ehe und war bestrebt, sie zu brechen, um in der Vereinigung mit ihr das köstliche Glück zu finden.

Das Fieber riß sie fort, und sie sprach sich selbst das Recht zu, ein Wort zu brechen, das sie nicht vor Gott, sondern allein vor dem Gesetze gesprochen hatte. Ihre That sei somit kein Verbrechen. Und sie entschuldigte sich mit der edlen Regung: daß sie dem, den sie vor der Welt „Gatte“ nannte, mit der Freiheit auch dem Glücke wiedergab. Bei seiner pedantischen Auffassung von Pflicht und Gewissenhaftigkeit, mit welcher er ihr Verhältnis auch ferner aufrecht erhalten wissen wollte, bei seiner Naivität des Gefühls mußte sie für ihn und sich handeln. O, er hatte ja gar kein Verständnis für die Beziehungen der Geschlechter zu einander — er kannte die Gewalt nicht, die Mann und Weib übermächtig zu einander reißt. Vielleicht, daß ihm diese Erkenntnis noch einmal beschieden war und daß er sie dann begreifen würde. —

Er verließ auf einige Tage in dringenden Geschäften die Stadt. Von seinen schwierigen Plänen eingenommen, fand er nur wenig Zeit, dem sich vorbereitenden Geschick seine Gedanken zu widmen. Auf seiner Seele jedoch lag eine schmerzliche Last. Sein Unglück war ihm auch vor ihrer Eröffnung offenbar geworden, aber er zehrte doch noch an den Resten der Seligkeit, die von der Liebe zu diesem Weibe in ihm geblieben. Jetzt sollte es leer — ganz leer in ihm werden. Seine Hoffnung, seine Geduld, seine Mühe, sein Schaffen — alles stürzte auf einmal zusammen. Und in dieser verzweifelten Öde sah er seinen Lebenszweck sich verlieren.

So traf er in seinem Hause ein. Der späte Abend überhob ihn, sie von seiner Anwesenheit zu unterrichten. Wozu auch, da sie mit ihrer Seele doch nicht bei ihm war? Er fühlte sich krank, hinfällig — sterbensmatt. Und so schlich er leise nach seinem Schlafgemach. Er streckte sich auf die Kissen, ohne sich zu entkleiden, wie einer, dem die irdische Hülle eine Last geworden. Da drangen verworrene Stimmen an sein Ohr. Er lauschte. Seine Augen erweiterten sich — und wie ein Nachtwandelnder stand er auf, um dem Klange zu folgen, der durch die Thüren mehrerer Zimmer zu ihm herüberdrang. Fast unbewußt fand er sich vor dem Eingange zu ihrem Wohnzimmer. Er hörte leidenschaftliche Rede und Widerrede — ihre Stimme und eine andere, die eines Mannes. Die männliche Stimme tief, voll, aber wie die eines Schauspielers, der die tragischen Helden giebt. Ihre aber hatte die zu Herzen dringende, überzeugende Aufrichtigkeit, gehoben von einem Zauber, der ihm in der Seele nachzitterte, und den er nie sich gegenüber lebendig gefühlt, aber sehnsüchtig vorempfunden und geahnt hatte. Hier vernahm er sein Wehen und es hauchte ihn wie ein Rausch an, der ihm Überlegung und Willen lahm legte.

Was sie mit jenem Fremden sprach und der Fremde mit ihr — er begriff es. Über alles, was sie sagten, lag der Taumel der Leidenschaften. Und die Kniee des Mannes hinter der Thür bebten. Er tastete nach einem ihm zunächststehenden Stuhl und setzte sich, das Haupt schwer gegen den Pfosten gelehnt. So blieb er eine Weile regungslos, die starren Blicke in das Dunkel gerichtet. Dann erhob er sich. Seine Schritte trugen ihn in das zunächstliegende Zimmer zurück. Leise rasselte ein Schlüsselbund in seiner Hand. Leicht rollte ein geöltes Schloß. Mit sicherer Hand schlug er die Thüren des großen Tresors zurück, den ihr Vater hier aufgestellt hatte, sein Vermögen zu bergen. Durch die offen gebliebene Thür seines Schlafzimmers fiel der Schein des schwachen Lichtes über die Schwelle, auf die glänzenden Dielen herein und warf einen unbestimmten Abglanz in den Hintergrund des Behälters. Dort blitzte und flimmerte es. Er griff hinein und zog eine vernickelte Schußwaffe hervor. Einen Augenblick stand er, wie schwankend, besinnungslos, mit schmerzdurchwühlten Zügen. Instinktiv prüfte er die Ladung: die Geschosse steckten darin. Ein leises Zittern durchlief seinen Körper, die Finger schlossen sich fest um den Schaft des Revolvers — dann aber hob ein tiefer, pfeifender Atemzug seine Brust — — und er legte die tödliche Waffe ruhig an ihren alten Platz.

So ging er, den offenen Geldschrank hinter sich, langsam in sein Schlafzimmer zurück und verriegelte die Thür. Er löschte das Licht und streckte sich wiederum auf das Lager.

„Und führe uns nicht in Versuchung,“ murmelte er, und legte die Hände über der Stirn zusammen. Die Situation schwand vor seinem geistigen Blick und machte einem seltsamen Bilde Platz: er sah einen Kreuzträger gehen, der keuchte unter seiner Last mit tropfender Stirn, doch auf seinen Lippen lag ein mildes Lächeln der Ergebenheit und Vergebung. —

Dann hörte er eine Thür gehen — schwere Schritte wurden laut, die plötzlich stockten. Er wußte, an welcher Stelle. Gleich darauf vernahm er einen leisen Schrei des Schreckens aus weiblichem Munde, dem eine Totenstille folgte.

„Vorwärts!“ drängte die männliche Stimme gedämpft und gebieterisch.

„Nein — nein — stehlen! das kann ich nicht!“ hörte er sein Weib sprechen.

In furchtbarer Spannung erhob sich der lauschende Mann auf seinem Bett.

„Und führe uns nicht in Versuchung —“ murmelte er nochmals.

Wiederum eine lautlose Pause. —

Darauf das Rauschen von Frauenkleidern und leichte, flüchtige Tritte — das feine Geklirr von kompakten Geldmassen — und der eilige Männerschritt dumpf hinterdrein.

Der Mann auf dem Bette schlug die Hände vor das erstarrte Antlitz und stöhnte.

„Was soll aus mir werden?“ hauchte er.

So fand ihn der grauende Morgen. Als er endlich, wie aus tiefem Schlaf erwachend, aufschaute, ließen seine Züge die Spuren eines seelenverzehrenden Grames erkennen.

Die Stunden verrannen und noch befand er sich auf demselben Flecke, aber nicht wie ein hoffnungslos Verzweifelter, sondern wie ein Harrender. „Stehlen — das kann ich nicht.“ Immer lauter klang es in ihm nach. Nein, sein Weib konnte diesem Manne nicht gefolgt sein, der die Mittel zur Flucht durch ein Verbrechen gewinnen wollte, das der Zufall ermöglichte. Mit fast freudigem Ausdruck hafteten seine Blicke am Eingang zum Zimmer. Er erhob sich, entriegelte die Thür und wartete weiter. Schließlich blitzte es in seinen Augen hell auf — sie trat zu ihm herein und ließ sich gebrochen, matt in einen Stuhl gleiten.

Sie blickten sich beide lange an.

„Sie haben mich erwartet?“ fragte sie mit hohler Stimme.

Er nickte. Durch seine veränderten Züge glitt ein zitterndes Leuchten der aufgehenden Sonne. Da sah sie auch, was diese wenigen Stunden der Nacht diesem Mann gekostet.

„Sie haben mich **noch** erwartet?“ fragte sie wieder, und es klang fast wie ein halbunterdrücktes Schreien.

„Ich hatte Sie ja nur eine kurze Zeit verloren, Alice,“ sagte er einfach, mit halber, weicher Stimme, die wie Lautenklang in ihre wunde Seele fiel.

„Und warum hielten Sie mich nicht?“ fragte sie mit ausbrechendem Weh und rang die Hände.

„Weil Sie das von Ihnen errichtete Ideal selbst stürzen mußten, um es für immer vernichtet zu sehen,“ erwiderte er. „Das furchtbare Spiel dieser nächtlichen Stunden hätte uns zu Helden einer blutigen Tragödie machen und die Chronik der ‚modernen Ehen‘ um eine Skandalgeschichte bereichern können. Gott sei Dank, daß wir einen besonneneren, sittlicheren Ausgang fanden! Mir fiel es noch zu rechter Zeit bei, daß Sie von Anfang an immer bei mir gewesen und in meinem Herzen gelebt haben, ohne daß Sie es wußten oder wissen wollten. — Ist es so, meine Alice?“ fragte er und streckte der Erschütterten beide Hände entgegen.

Sie drückte ein thränennasses Taschentuch gegen den schluchzenden Mund. Aus ihren Augen brach Zärtlichkeit, Ergebung und unendliche Liebe.

Sie barg das Haupt an seiner Brust. „Thue jetzt nach Deinem Gefallen mit mir — — —“

Besänftigung.

Hat die Welt Dir Leids gethan,
Furcht der Groll Dir düstre Falten,
Sperren Dir die freie Bahn
Drohend feindliche Gewalten;

Türmt der Leidenschaft Gebraus
In der Seele wilde Wogen,
Kommt des Unheils finstrer Graus
Durch Dein trautes Heim gezogen:

Eines labt Dich wundersam,
Sänftigt all den Streit und Jammer:
Tritt, wann schon der Traumgott kam,
Sacht in Deiner kleinen Kammer.

Sieh ihr unschuldvoll Gesicht
Traumbeglückt im Schlummer lächeln —
Fühlst Du hier den Frieden nicht
Weich Dein ruhlos Herz umfächeln? —

Otto Poepkemeyer.

Aus dem Leben für das Leben.

Von H. v. L.

Arbeite treu! Und die Hälfte der Dir bestimmten Leiden geht wie blind an Dir vorüber.

*

Überwunden ist ein Leid erst dann, wenn wir in dessen Kern den verhüllten Segen erkannt haben. Aber der Schwache findet ihn nicht. Darum: mach Dich stark! Treue, zu der Du Dich mit redlichem Willen erziehen kannst, ist Stärke.

*

Jedes versunkene Glück ist ein Vineta. Wenn die Wogen des Lebensmeers Dich wild umbrausen, der Sturm des Leids Dich umheult, dann lausch in das Getose: aus den Tiefen tönt tröstender Glockenklang und giebt Dir neue Hoffnung.

*

Wenn man auf der Höhe des Lebens in die Jugend zurückschaut, so erkennt man, daß in der tiefsten Sehnsucht jener Tage unser Mannesschicksal sich vorausverkündigt hat.

*

Morgen- und Abenddämmerung sind gleich und wirken doch anders. In der ersten ahnt Dein Herz den jungen Tag und darum ist sie Dir durchleuchtet; in die zweite hinein schaut es die kommende Nacht, und fühlt so in sie das Dunkel. Bist Du aber weise, so wird Dir auch die Nacht nicht Wehmut wecken: denn sie ist ja nur die dunkle Wiege, in der der Morgen schläft und Sterne träumt.

*

Für jeden echten Freund ist in unserem Herzen eine Saite aufgespannt, die nur er zum Tönen bringt.

*

Wessen Herbst Früchte trägt, der scheut den Winter nicht. Trostlos ist er nur dem, der die Zeit der Aussaat versäumt hat.

*

Die Gefühle der Jugend sind unbändige Füllen: sie haben Feuer und begehren Freiheit. Aber ihr Rückgrat ist noch zu schwach, um den Reiter, den Vernunftwillen, tragen zu können. Darum soll man von ihr nicht allzuviel verlangen. Es genügt, sie im Pferch einer vernünftigen Erziehung zu halten.

*

Willst Du Wärme behalten, gieb Wärme aus. Wer sie für sich behält, wird vereisen.

*

Ordne Deine Gefühle, wenn Du geordnete Gedanken haben willst. Ein wirrer Kopf deutet auf ein wirres Herz.

*

Heute wird mancher durch vieles Wissen gehindert, eigene Gedanken zu haben. Aber da der Kopf voll ist, bemerkt er deren Mangel nicht.

*

Es gehört viel tiefere Einsicht und weiter Blick dazu, die Ungleichheit, die thatsächlich überall herrscht, zu erkennen, als dem Begriff der Gleichheit in sich einen Altar zu bauen. Enge Gehirne füllt er heute ganz aus — deren Überzahl erklärt die Erfolge der Socialdemokraten. Stark und schwach, begabt und unbegabt, Mann und Weib: alles ist gleich. So kann das allgemeine Stimmrecht zuletzt zur Pforte werden, durch die man ins Land der Unvernunft einzieht. Die erste Regierungshandlung wäre aber die gesetzliche Aufhebung der Gleichheit. Und darin liegt kein großer Trost für alle Denkenden.

*

Wo viel Ärzte, dort giebt es viele Krankheiten. Das gilt auch für das Leben der Völker. Und viele Krankheiten erzeugen schwindlerische Quacksalber, die sich den Beutel füllen wollen. Das gilt für das Völkerleben leider auch.

Vermischtes.

Schopenhauer hat bekanntlich dem Traumleben einen Abschnitt in seinen Schriften gewidmet; er spricht dort von Träumen, in denen man durch mehrere Mauern sehen kann und rechnet auch die Schädeldecke als eine solche, da ja im Schlaf nicht das Auge, sondern nur das Gehirn die Sehthätigkeit übt. Er sagt, daß diese Art Träume sehr selten seien. Beim Lesen fiel mir ein, daß ich — worauf ich damals gar nicht geachtet — auch einst derartig geträumt hatte. Ich war als Erzieherin in einer adligen Familie in der Nähe von Magdeburg, welche ein schönes, uraltes Schloß bewohnte, es war eine Wasserburg und ein großer, viereckiger Turm stammte aus der Zeit der Ungarnkriege unter Kaiser Otto — in dem es sogar, wie der Volksmund sagte, nicht ganz geheuer war. Besonders ein Korridor war berüchtigt, keine Arbeitsfrau aus dem Dorfe hätte nach Anbruch der Dunkelheit dort gescheuert. Ich muß ihn übrigens dieses Nimbus berauben, denn obgleich ich ihn ziemlich spät jeden Abend kreuzte, wenn ich aus den Familienzimmern in mein Zimmer ging, und er sich lang und finster, so daß ich das Ende nicht absehen konnte, vor mir hinzog, habe ich nie etwas Verdächtiges bemerkt. Ich sage das, um mich von vornherein von jedem Verdacht der Gespensterfurcht zu reinigen.

Mein Zimmer, nebst einem kleinen Vorzimmer und diejenigen der Kinder, wo sie mit einer Bonne schliefen, befand sich in einem, im rechten Winkel an das Hauptgebäude angebauten Flügel. Das Hauptgebäude war in Form eines Dreiecks erbaut — man sagte mir auf mein Befragen, es sei die Form der Templerburgen, als ich einst über die Seltsamkeit derselben meine Verwunderung aussprach — und umschlossen die drei Seiten einen dreieckigen Hof, in dessen Mitte ein Brunnen stand. Die Fenster der Zimmer gingen sämtlich nach der Außenseite, nach dem inneren Hofe zu gingen Korridore, jetzt vermauert und mit schönen, großen, altertümlich geformten Fenstern mit bleigefaßten Scheiben; in alten Zeiten waren wohl offene Galerien gewesen. Aus dem inneren Hofe war nur ein Ausgang in den Schloßhof, durch die ganze Tiefe des Gebäudes führte ein nicht sehr breiter Gang, ein wenig gekrümmt, so daß eine abgeschossene Kugel die Mauer getroffen hätte. Aus dem großen Schloßhofe führte eine Durchfahrt unter dem angebauten Flügel ins Freie. Aus dieser Durchfahrt war durch die ungeheuer dicke Mauer ein Pförtchen gebrochen, welches aber nur selten benutzt wurde; aus diesem Erdgeschoß, wo eingemauerte, gewaltige Eisenringe es nicht unmöglich erscheinen ließen, daß dort einst Gefängnisse gewesen, oder, wie es hieß, Folterkammern, führte eine hohe, steile Treppe auf den Platz vor meinem kleinen Vorzimmer.

Ich mußte diese weitläufige Beschreibung geben, um den Traum anschaulich zu machen; dieser selbst war, wie folgt: Ich wußte genau, daß ich in meinem Bett lag und schlief; trotzdem sah ich aber durch fünf Mauern, meine Schädeldecke mit eingerechnet — alles, was sich in dem inneren Schloßhofe zutrug. Derselbe war so, wie er wohl in früheren Jahrhunderten ausgesehen haben mochte; an Stelle des Pumpbrunnens war ein Ziehbrunnen, an Stelle der Korridore hölzerne, offene Galerien. Am Brunnen war ein großes Feuer angezündet und um dasselbe saßen und standen Landsknechte in der Tracht des dreißigjährigen Krieges mit gebauschten, buntverzierten Wämsern und Pluderhosen, die wilden Gesichter unter mächtigen, breiten Hüten hervorblickend; andere lehnten sich über die Galerien der oberen Stockwerke und blickten in den Hof hinunter. Es war eine Scene, wie man sie wohl auf den Bildern von Wouwerman gemalt sieht, ich kannte übrigens Wouwerman damals nur dem Namen nach, in einer Provinzialstadt und in sehr bescheidenen Verhältnissen erzogen, war ich noch in keine Bildergalerie gekommen. Die Soldaten am Feuer tranken und spielten Karten und Würfel und es ist wohl nicht unmöglich, daß sich eine solche Scene dort abgespielt hat, da das Schloß, wie ich schon sagte, nahe bei Magdeburg, auf dem Wege nach Braunschweig liegt. Einer der Soldaten im Hofe stand auf und ging von den anderen weg, und in demselben Augenblick wußte ich, daß er in mein Zimmer kommen würde, wußte aber auch, daß er mir kein Leid zufügen würde; trotzdem erfüllte mich die Erwartung des gespenstischen Besuchers mit Entsetzen. Nun war es seltsam, daß ich seinen Weg Schritt für Schritt verfolgen konnte, ich sah ihn durch den Gang gehen, den Hof durchschreiten, in die Durchfahrt eintreten und das kleine Pförtchen öffnen, alles trotzdem es draußen dunkel war, und endlich sah ich ihn Stufe für Stufe die Treppe heraufkommen, erst die Thür des Vorzimmers aufmachen, und nun öffnete er die Thür meines Zimmers und trat ein. Ich kann sein Aussehen noch genau beschreiben; er war rot gekleidet, mit weißen, aus den Schlitzen vorquellenden Puffen und trug einen großen schwarzen Hut mit roten, wallenden Straußfedern; das Gesicht war ein alltägliches, die Augen dunkel, der Bart pechschwarz. Mein Bett stand der Thür entfernt, aber so, daß ich dieselbe im Auge hatte, und konnte ich den Blick nicht von dem unheimlichen Besuche abwenden. Derselbe näherte sich dem Bett und blieb dann vorgebeugt stehen, als wolle er sehen, wer im Bett läge, ich aber war wie in Angstschweiß gebadet und mein Herz schlug zum Zerspringen. Da kam mir der Gedanke, daß, wenn ich Licht anzündete, der Spuk verschwinden würde, denn das Bewußtsein, daß es nur eine Spukgestalt sei, hatte mich keinen Augenblick verlassen, ich ermannte mich, zündete mein Licht an, und nun löste sich die Gestalt nach und nach auf wie eine Nebelwolke. Um jemand um mich zu haben, mit dem ich sprechen konnte, rief ich unter einem Vorwande die Bonne, ich glaube, ich gab vor, eines der Kinder hätte sich geregt und die Decke abgeworfen. Dann nahm ich, um mich auf andere Gedanken zu bringen und mich ganz zu beruhigen, mein Neues Testament, was auf meinem Nachttisch lag, und las darin, was mich völlig beruhigte, so daß ich bald wieder einschlief.

Herr und Frau von . . . waren in der Zeit verreist, sonst hätte ich den seltsamen Traum wohl erzählt; als sie nach längerer Zeit wieder kamen, vergaß ich ihn; erst durch Schopenhauer ist er mir wieder in Erinnerung gekommen und ist dieselbe sehr lebhaft, so daß ich, wenn ich mir abends allein denselben vergegenwärtige, mich dasselbe Gefühl des Grauens beschleicht, welches ich damals empfunden. E. K.

Inhalt der No. 45.

Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — Ohne Gott. Roman von E. Karl. Forts. u. Schluß. — **Beiblatt:** Gatte, Gatte, laß den Streit. Von Robert Burns, deutsch von W. Prinzhorn. — „Mopi". Von Max Heuer. — Deutsch-polnisch. Von H. Hermann. — Ihr Ideal. Eine moderne Ehegeschichte von Georg A. Albert. Schluß. — Besänftigung. Von Otto Doepkemeyer. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Vermischtes.


…her Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 46.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

Erstes Kapitel.

Weit draußen, wo die letzten Gebäude stehen, wo sich die große Stadt in endlose Felder und Wiesen verliert, wo man die Sonne aufgehen sieht und frischer Erdgeruch in die Häuser dringt, wo nach jedem Regen das Wasser in tiefen Pfützen auf dem nur festgetretenen Boden der Straßen steht, und allerlei nützliches Hausgetier sein Wesen treibt — dort steht auf einem winkligen, vernachlässigten Hofe ein einfacher Schuppen — windschief, und häßlich anzusehen. — Des Winters pfeift eisiger Wind durch die leichten Bretterwände, im Sommer brütet die Sonne darauf, und alle unangenehmen Gerüche der Nachbarschaft finden ungehindert Eingang.

Trotzdem ist er bewohnt. —

Notdürftig ausgeflickt durch einige neue Bretter, mehr Sinn für das Praktische als das Schöne verratend, weist er nach Norden ein gewaltiges Fenster auf, das, fast die ganze Front einnehmend, Licht in vollen Strömen einläßt und so den Raum zu einem Atelier umschafft. Freilich ein primitives, außerordentlich anspruchsloses Atelier, dessen Besitzer in einem Abschlag rechter Hand sein Quartier aufgeschlagen hat, gerade nur ausreichend für die allerbescheidensten Bedürfnisse.

Martin Heeken war auch nicht gewöhnt, irgend welche Ansprüche an das Leben zu stellen. Er war zufrieden, ja wunschlos glücklich in diesen seinen vier Wänden, deren Miete zu erschwingen ihm schon schwer genug wurde. Er wollte nichts von der Welt und vom Leben als Arbeit — Arbeit, immer nur rastlose Arbeit.

Die Sonne war schon untergegangen, ihr letzter rötlicher Widerschein spiegelte sich in den großen Scheiben und fiel auf den Bewohner des Ateliers, der, in seinem Winkel auf einem Strohsack liegend, fest und traumlos schlief — den Schlaf des körperlich und geistig zu Tode Ermüdeten. Ganz regungslos lag er da auf dem Rücken, die Hände schlaff an den Seiten herabhängend, den Mund ein wenig geöffnet, um dem schweren, stoßweisen Atem Raum zu geben. Das alte Wollhemd war auf der Brust zerrissen, Gesicht und Hände beschmutzt. Der Schlaf hatte ihn überfallen, jäh, unerwartet, wie ein Raubtier sein Opfer.

Neben seinem Lager lag eine feine Holzschnitzerei und die dazu nötigen Werkzeuge wirr durcheinander. Sie waren die letzten Waffen des Willens gegen den unterlegenen Körper gewesen, endlich aber hatten auch sie versagt. Aus jedem herumliegenden Span, aus den Winkeln, von den Wänden grinste die Armut in krassester, erbarmungswertester Nacktheit.

Auf dem schmal vorspringenden Fenstersims ein halbgeleerter Wasserkrug und neben ihm der Rest eines starken Stücks Schwarzbrotes, um das jetzt Fliegen summten. In der Mitte des Ateliers stand, von feuchten Tüchern verhüllt, ein gewaltiges, kolossales Etwas, fast den ganzen Raum einnehmend und unter dem Tuch in grotesken Formen und Ecken hervorwachsend. Auf dem Boden und an den Wänden in Haufen Gipsabgüsse, Torsen von Tierleibern, Zeichnungen, alles auf- und nebeneinander geschichtet, ohne den geringsten Versuch, einen dem Auge gefälligen Eindruck zu erzielen. Und in einem andern Winkel künstlerische Holzschnitzereien, wie verschämt, daß sie sich hierher verirrt hatten, Thürfüllungen eines Schrankes, eines Büffetts, Stuhlaufsätze, alles mit einer Verve, einer Kraft gearbeitet, daß man das Auge kaum abwenden mochte. Und deutlicher als wohl jemals die Lippen des Schläfers sprach die Teilung der Arbeit von dem gewaltigen Kampf, den dieser Mensch ausfocht, den kleinlichen, ermüdenden Kampf für das tägliche Brot, um sein ganzes Sein und Leben jenem ungleich größeren Kampf weihen

zu können, den der Künstler mit seiner Kunst zu bestehen hat, ehe sie sich ihm zu eigen giebt. Und auch dann immer nur für kurze Zeit, wie eine unerreichbar hohe Geliebte, um deren Besitz er jedesmal aufs neue ringen muß, mit Einsetzung seiner ganzen Kraft, seines ganzen Könnens, ohne Gewähr, ob ihm der Sieg bleibt, immer nur gehetzt von Furcht und Hoffnung, von Verzweiflung und jauchzender Seligkeit, bis er endlich mit keuchender Brust und ermatteten Gliedern an das Ende gelangt, um dann mit peinigender Deutlichkeit einzusehen, daß alles, was er erreicht hat, weit, o so weit unter dem geblieben ist, was er schaffen wollte.

Einstweilen hielt der Schlaf nun die Hand gebannt, und der starke Körper suchte Kraft zu neuer Arbeit.

Er selbst, der Künstler, als er so dalag mit zerwühltem Haar und geöffnetem Munde, war kein begeisternder Anblick. Die breite vorspringende Stirn, das massive, wenn auch nicht unschöne Gesicht, umwuchert von schwarzem Vollbart, die untersetzte, fast plump wirkende Gestalt verriet seine Abkunft aus den untersten Schichten des Volkes deutlicher als Worte, und die große behaarte Hand, von früher, schwerer Arbeit zeugend, paßte vortrefflich zu dem Dunst der Armut, der ihn umgab. —

Weder das Geschrei der spielenden Kinder, noch Peitschenknall und Hundegebell hatten den zu Tode Erschöpften erweckt. Der Tag war zu Ende gegangen. Jetzt lichtete sich auch die kurze, kühle Märznacht. Ein fahler Schein glomm im Osten auf, und über die Erde ging ein Schauern und Erbeben, als fürchte sie sich vor der Last von Qual, Gram und Verzweiflung, die der heraufziehende junge Tag auf seinen Fittichen für die duldende Menschheit herbeitragen würde.

Einen Augenblick war es, als wenn dies Erbeben und Schauern sich auch auf Martin Heeken erstreckte, seine Glieder zuckten, er stieß einen schweren Seufzer aus und schlug dann die Augen auf, graue, kühle, scharfe Augen, die dem ganzen Gesicht einen eigentümlich konzentrierten Ausdruck verliehen. Er starrte, wie noch nicht völlig wach, einen Augenblick in den aufdämmernden Tag, dann sprang er auf die Füße, schüttelte sich, reckte und dehnte sich, fuhr mit den Händen durch sein wirres Haar und riß endlich die ins Freie führende Thür auf.

Kalte, scharfe Märzluft drang in den schlafdunstigen Raum, in dem es nach Holz und feuchtem Lehm roch, ohne daß Martin Heeken davon berührt schien. Eilig ging er hinaus an den Brunnen und ließ das eiskalte Wasser über Kopf und Hände rinnen, obgleich er sich dabei sein zerrissenes Wollhemd naß machte; dann, mit dieser primitiven Toilette zufrieden, trank er einen tüchtigen Schluck Wasser, brach ein Stück von dem Schwarzbrot, und nun zog er mit behutsamer Hand den feuchten Plan von dem gewaltigen Koloß und sah beim ersten hellen Tagesschein auf das Werk seiner Hände, dem Ergebnis von tausenden von einsamen Stunden, in hartem Ringen um die Gestaltung des Gedankens, der ihn beseelt hatte, der sichtbar gewordenen Kämpfe und Entbehrungen, die er ruhig und klaglos, kaum bewußt ertragen, um sich das Material für seine Arbeit abzuringen. Diese Gruppe da vor ihm war ihm mehr als nur sein Schöpfungswerk, sie verkörperte ihm zugleich den Hunger, den er ihretwegen erlitten, die zähe Energie, die ihn durchglühte, und die Kraft, der er sich bewußt war. Vielleicht niemals mehr als in diesem Augenblick.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Ein Seufzer der Befriedigung über das Erreichte, des Stolzes über das Geschaffene.

Ja, es war gut.

Weit über menschliche Dimensionen hinaus ein Centaur mit wild wehendem Haar und die Luft peitschenden Vorderhufen; um seinen Leib geringelt eine Schlange, den Hals seitwärts gehoben, mit dem vorgestreckten Kopf herabzüngelnd zu ihrem Opfer. In dieser Haltung fast etwas wie Mitleid und dabei doch der Ausdruck der Augen grausam, grausam aus Naturnotwendigkeit. Der Centaur hatte den Kopf in den Nacken geworfen, noch fühlte er keinen Schmerz, noch nicht das Atem- und Lebenraubende dieser Umarmung, und doch befiel ihn die Ahnung von etwas Fürchterlichem, dem er nicht mehr entrinnen konnte, das stärker war als er. Grauen sprach aus den hervortretenden Augen, Grauen vor dem nahenden Unfaßbaren aus der Haltung des Kopfes. Er fühlte sein Schicksal. Einen unblutigen, unrühmlichen Tod durch einen heimtückischen Feind, den er weder sehen noch besiegen konnte.

Martin Heeken trat ein paar Schritte vorwärts, ein paar Schritte zurück und prüfte sein Werk. In dem hellen, klar darüber hinflutenden Frühlicht wirkte es gewaltig. Langsam nickte er vor sich hin. Dann holte er die Leiter, nahm den Spachtel zur Hand und grub noch hier und da ein weniges an den Augen des Centauren. Er arbeitete langsam, aber mit unfehlbarer Sicherheit, seine Stirn wurde feucht, seine hellen Augen leuchteten mit einer Intensität, als strahle aus ihnen jede Linie, jedes Detail deutlich heraus.

Die Zeit verrann, er wußte nicht wie, hatte auch keinen andern Messer für sie als die Sonne und seinen knurrenden Magen.

Da wurde die Thür des fragwürdigen Ateliers mit einem Ruck hinter dem Arbeitenden aufgerissen und eine helle, frische Stimme sagte: „Gott zum Gruß, Martin! Du bist schon fleißig?“

Heeken sah sich um mit finster gefalteter Stirn, der Störenfried kam ihm ungelegen; aber als er die schlanke, elegante Gestalt erkannte, die dort, umwoben von Licht und Sonnenschein, stand, hellten sich seine Züge mit einem Schlage auf. Eilfertig stieg er die Leiter herab.

„Fortunat — Du!“

Er sah auf seine lehmbeschmutzten Hände und die fleckenlosen Handschuhe seines Besuches, etwas wie Verlegenheit überfiel ihn.

„Ich kann Dir die Hand nicht geben,“ murmelte er entschuldigend.

Der andere hörte ihn nicht, er starrte nur auf die hüllenlose, in Licht gebadete Gruppe. Den Kopf

ein wenig vorgebeugt, die Augen weit geöffnet, die schmalen Nasenflügel vibrierend, war er in diesem Augenblick nur der Sehende, alle andern Sinne an ihm waren empfindungslos.

Martin Heeken betrachtete ihn von der Seite, und je länger er das that, je freudiger zuckte es in seinem Gesicht.

„Du meinst also, es ist gut?“ sagte er nach längerer Pause, ohne daß der andere ein Wort gesprochen.

Alexander Fortunat wandte ihm den Rücken, er that es absichtlich, um nicht zu zeigen, wie schmerzlich es über sein hübsches, sonst stets strahlend heiteres Gesicht zuckte.

„Siehst Du,“ sagte er, in dieser Stellung verharrend, „daß Du das gemacht hast, freut mich, mehr als ich es Dir sagen kann, aber ich muß doch erst darüber hinauskommen, daß ich so was nie werde machen können. Nie, Martin! Da hilft kein Wollen und Streben, da heißt es, sich vernünftig kuschen, denn — die Ente kann eben nicht aus ihrem Pfuhl heraus.“ Er hatte sich während der letzten Worte umgedreht und sah mit seinem gewöhnlichen, fröhlichen Gesichtsausdruck den andern an, dann sagte er feierlich: „Du aber, Du bist ein Genie, Martin Heeken.“

Dessen Augen glitten von der Gruppe weg auf den Fußboden, auf dem die Holzschnitzereien lagen. Die ehrliche Bewunderung des feinen, zierlichen Kunstgenossen hatte ihn entzückt, bis ins tiefste Herz hinein beglückt, aber so tief er das auch empfand, in Worte zu kleiden verstand er es nicht. Die Zunge des Proletariers war langsam und schwerfällig, nur daß sich sein Gesicht rötete, gab Zeugnis von dem, was ihn innerlich bewegte. Und plötzlich kam eine ohnmachtähnliche Erschlaffung über ihn, als gäben die physischen Kräfte wie gelähmt dem Ansturm der Erschöpfung nach, er taumelte auf einen Holzklotz, der an der Wand stand, und, den Kopf in die Hand stützend, sagte er bitter: „Ein Genie, das hungert.“

Fortunat bemerkte den Zustand des andern nicht, er stand wieder vor der Gruppe. „Wie Du das gemacht hast, Mensch! Dieser Ausdruck von grauender Furcht in dem Gesicht des Centauren, der das kommende Unheimliche, Unbekannte, Erstickende fühlt, ohne es fassen, ohne dagegen kämpfen zu können, und das doch nichts weiter ist als ein glattes, knochenloses Etwas, zierlich und behende, gewiß nicht dazu angethan, um einen Centauren fürchten zu machen, und doch wird er daran untergehen. — Wie bist Du nur auf diese Allegorie gekommen, Martin? Du, dem doch nichts ferner liegt, als die Macht des Weibes anzuerkennen.“

Heeken hob verwundert den Kopf, der Schwindel, der ihn befallen, war vorüber. „Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er, von der Gruppe auf den Sprechenden blickend. „Was hat dies da mit dem Weibe zu thun? Es soll auch keine Allegorie sein, nur das, was es darstellt: Kampf zwischen zwei nicht gleichartigen Geschöpfen, von denen das höher organisierte eben untergeht, weil ihm das Verständnis für die Waffen, mit denen das andere kämpft, nicht gegeben ist. Das, was sicherlich am stärksten unser Leben durchzieht, ist eben immer Kampf und wieder Kampf. Bei den Menschen nicht weniger wie bei den Tieren, und bei denen habe ich es beobachtet, wenn ich die langen Sommertage auf dem Bauch lag und auf meine Schafe paßte. Ja, Du kannst mir's glauben, da habe ich es gesehen, durch alle Arten durch. Gegeneinander — immer nur gegeneinander — als wäre das der Zweck des ganzen Lebens. Und darum kann ich auch nur den Kampf darstellen, immer wieder, und immer wieder, weil ich nichts anderes kenne.“

„Und Kampf — nichts anderes als Kampf ist auch die Grundbedingung der Beziehungen zwischen Mann und Weib, mir kannst Du es glauben,“ sagte Fortunat nachdenklich und strich an seinen Handschuhfingern. „Und ob nun mit oder ohne Deinen Willen, man wird in Deinem Werk eine Allegorie finden — sie ist es auch. Darum rate ich Dir: widersprich nicht.“

Heeken schüttelte den Kopf. „Willst Du sie mir erklären?“

„Ja. Denn sie ist groß — gewaltig! Sie schnürt einem die Brust zusammen und würgt in der Kehle — sie vernichtet und söhnt doch wieder aus: Einem unerbittlichen Fatum kann eben niemand entgehen! — Und nun höre zu, Martin, was ich Dir jetzt sage. Du wirst ein großer, ein berühmter Mann werden — Ehren und Gold werden Dir zuströmen — und ich werde dabeistehen — neidlos — und mich an Dir freuen, denn ich habe das längst gewußt — schon damals, als wir noch in der Akademie unter Professor Quensel zusammen arbeiteten. — Du bist ein Genie, und ich beuge mich vor Dir.“

Thatsächlich neigte Fortunat den lockigen Kopf tief vor dem anderen im zerrissenen Wollhemd, der rot und verlegen aussah als er sich abwandte und gedankenlos nach seiner Holzschnitzerei griff.

Fortunat setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl und sah dem Arbeitenden ein Weilchen stumm zu, dazwischen wanderten seine Blicke immer wieder zurück zu der Gruppe, die sich so lebendig, kraftvoll und übermächtig gewaltig in dem dürftigen Raum ausnahm.

„Melde das zur Kunstausstellung an,“ sagte er endlich nach einem Weilchen. „Sie werden es nicht allein nehmen, sondern eine Medaille ist Dir auch wohl sicher.“

Heeken warf heftig sein Arbeitszeug zur Seite, dunkles Rot flammte in seinem Gesicht auf. „Meinst Du, daß ich nicht auch daran gedacht habe? Denkst Du, ich weiß nicht, daß es gut ist, was ich da gemacht habe? Das fühle ich hier am deutlichsten.“ Er schlug sich mit der Hand auf die Brust, ein intensives Feuer loderte in den hellen Augen auf. „Aber was nützt das alles; ich habe kein Geld, den Transport zu bezahlen, kein Geld, um irgend etwas aus mir zu machen. — So muß ich denn warten, bis ich mir das Nötige verdient und erspart habe; ist es nicht in diesem Jahr, ist es im nächsten. Ich habe Zeit und Geduld.“ Er hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und schnitzelte weiter, als ob

zu können, den der Künstler mit seiner Kunst zu bestehen hat, ehe sie sich ihm zu eigen giebt. Und auch dann immer nur für kurze Zeit, wie eine unerreichbar hohe Geliebte, um deren Besitz er jedesmal aufs neue ringen muß, mit Einsetzung seiner ganzen Kraft, seines ganzen Könnens, ohne Gewähr, ob ihm der Sieg bleibt, immer nur gehetzt von Furcht und Hoffnung, von Verzweiflung und jauchzender Seligkeit, bis er endlich mit keuchender Brust und ermatteten Gliedern an das Ende gelangt, um dann mit peinigender Deutlichkeit einzusehen, daß alles, was er erreicht hat, weit, o so weit unter dem geblieben ist, was er schaffen wollte.

Einstweilen hielt der Schlaf nun die Hand gebannt, und der starke Körper suchte Kraft zu neuer Arbeit.

Er selbst, der Künstler, als er so dalag mit zerwühltem Haar und geöffnetem Munde, war kein begeisternder Anblick. Die breite vorspringende Stirn, das massive, wenn auch nicht unschöne Gesicht, umwuchert von schwarzem Vollbart, die untersetzte, fast plump wirkende Gestalt verriet seine Abkunft aus den untersten Schichten des Volkes deutlicher als Worte, und die große behaarte Hand, von früher, schwerer Arbeit zeugend, paßte vortrefflich zu dem Dunst der Armut, der ihn umgab. —

Weder das Geschrei der spielenden Kinder, noch Peitschenknall und Hundegebell hatten den zu Tode Erschöpften erweckt. Der Tag war zu Ende gegangen. Jetzt lichtete sich auch die kurze, kühle Märznacht. Ein fahler Schein glomm im Osten auf, und über die Erde ging ein Schauern und Erbeben, als fürchte sie sich vor der Last von Qual, Gram und Verzweiflung, die der heraufziehende junge Tag auf seinen Fittichen für die duldende Menschheit herbeitragen würde.

Einen Augenblick war es, als wenn dies Erbeben und Schauern sich auch auf Martin Heeken erstreckte, seine Glieder zuckten, er stieß einen schweren Seufzer aus und schlug dann die Augen auf, graue, kühle, scharfe Augen, die dem ganzen Gesicht einen eigentümlich konzentrierten Ausdruck verliehen. Er starrte, wie noch nicht völlig wach, einen Augenblick in den aufdämmernden Tag, dann sprang er auf die Füße, schüttelte sich, reckte und dehnte sich, fuhr mit den Händen durch sein wirres Haar und riß endlich die ins Freie führende Thür auf.

Kalte, scharfe Märzluft drang in den schlafdunstigen Raum, in dem es nach Holz und feuchtem Lehm roch, ohne daß Martin Heeken davon berührt schien. Eilig ging er hinaus an den Brunnen und ließ das eiskalte Wasser über Kopf und Hände rinnen, obgleich er sich dabei sein zerrissenes Wollhemd naß machte; dann, mit dieser primitiven Toilette zufrieden, trank er einen tüchtigen Schluck Wasser, brach ein Stück von dem Schwarzbrot, und nun zog er mit behutsamer Hand den feuchten Plan von dem gewaltigen Koloß und sah beim ersten hellen Tagesschein auf das Werk seiner Hände, dem Ergebnis von tausenden von einsamen Stunden, in hartem Ringen um die Gestaltung des Gedankens, der ihn beseelt hatte, der sichtbar gewordenen Kämpfe und Entbehrungen, die er ruhig und klaglos, kaum bewußt ertragen, um sich das Material für seine Arbeit abzuringen. Diese Gruppe da vor ihm war ihm mehr als nur sein Schöpfungswerk, sie verkörperte ihm zugleich den Hunger, den er ihretwegen erlitten, die zähe Energie, die ihn durchglühte, und die Kraft, der er sich bewußt war. Vielleicht niemals mehr als in diesem Augenblick.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Ein Seufzer der Befriedigung über das Erreichte, des Stolzes über das Geschaffene.

Ja, es war gut.

Weit über menschliche Dimensionen hinaus ein Centaur mit wild wehendem Haar und die Luft peitschenden Vorderhufen; um seinen Leib geringelt eine Schlange, den Hals seitwärts gehoben, mit dem vorgestreckten Kopf herabzüngelnd zu ihrem Opfer. In dieser Haltung fast etwas wie Mitleid und dabei doch der Ausdruck der Augen grausam, grausam aus Naturnotwendigkeit. Der Centaur hatte den Kopf in den Nacken geworfen, noch fühlte er keinen Schmerz, noch nicht das Atem- und Lebenraubende dieser Umarmung, und doch befiel ihn die Ahnung von etwas Fürchterlichem, dem er nicht mehr entrinnen konnte, das stärker war als er. Grauen sprach aus den hervortretenden Augen, Grauen vor dem nahenden Unfaßbaren aus der Haltung des Kopfes. Er fühlte sein Schicksal. Einen unblutigen, unrühmlichen Tod durch einen heimtückischen Feind, den er weder sehen noch besiegen konnte.

Martin Heeken trat ein paar Schritte vorwärts, ein paar Schritte zurück und prüfte sein Werk. In dem hellen, klar darüber hinflutenden Frühlicht wirkte es gewaltig. Langsam nickte er vor sich hin. Dann holte er die Leiter, nahm den Spachtel zur Hand und grub noch hier und da ein weniges an den Augen des Centauren. Er arbeitete langsam, aber mit unfehlbarer Sicherheit, seine Stirn wurde feucht, seine hellen Augen leuchteten mit einer Intensität, als strahle aus ihnen jede Linie, jedes Detail deutlich heraus.

Die Zeit verrann, er wußte nicht wie, hatte auch keinen andern Messer für sie als die Sonne und seinen knurrenden Magen.

Da wurde die Thür des fragwürdigen Ateliers mit einem Ruck hinter dem Arbeitenden aufgerissen und eine helle, frische Stimme sagte: „Gott zum Gruß, Martin! Du bist schon fleißig?“

Heeken sah sich um mit finster gefalteter Stirn, der Störenfried kam ihm ungelegen; aber als er die schlanke, elegante Gestalt erkannte, die dort, umwoben von Licht und Sonnenschein, stand, hellten sich seine Züge mit einem Schlage auf. Eilfertig stieg er die Leiter herab.

„Fortunat — Du!“

Er sah auf seine lehmbeschmutzten Hände und die fleckenlosen Handschuhe seines Besuches, etwas wie Verlegenheit überfiel ihn.

„Ich kann Dir die Hand nicht geben,“ murmelte er entschuldigend.

Der andere hörte ihn nicht, er starrte nur auf die hüllenlose, in Licht gebadete Gruppe. Den Kopf

ein wenig vorgebeugt, die Augen weit geöffnet, die schmalen Nasenflügel vibrierend, war er in diesem Augenblick nur der Sehende, alle andern Sinne an ihm waren empfindungslos.

Martin Heeken betrachtete ihn von der Seite, und je länger er das that, je freudiger zuckte es in seinem Gesicht.

„Du meinst also, es ist gut?“ sagte er nach längerer Pause, ohne daß der andere ein Wort gesprochen.

Alexander Fortunat wandte ihm den Rücken, er that es absichtlich, um nicht zu zeigen, wie schmerzlich es über sein hübsches, sonst stets strahlend heiteres Gesicht zuckte.

„Siehst Du,“ sagte er, in dieser Stellung verharrend, „daß Du **das** gemacht hast, freut mich, mehr als ich es Dir sagen kann, aber ich muß doch erst darüber hinauskommen, daß ich so was nie werde machen können. Nie, Martin! Da hilft kein Wollen und Streben, da heißt es, sich vernünftig kuschen, denn — die Ente kann eben nicht aus ihrem Pfuhl heraus.“ Er hatte sich während der letzten Worte umgedreht und sah mit seinem gewöhnlichen, fröhlichen Gesichtsausdruck den andern an, dann sagte er feierlich: „Du aber, Du bist ein Genie, Martin Heeken.“

Dessen Augen glitten von der Gruppe weg auf den Fußboden, auf dem die Holzschnitzereien lagen. Die ehrliche Bewunderung des feinen, zierlichen Kunstgenossen hatte ihn entzückt, bis ins tiefste Herz hinein beglückt, aber so tief er das auch empfand, in Worte zu kleiden verstand er es nicht. Die Zunge des Proletariers war langsam und schwerfällig, nur daß sich sein Gesicht rötete, gab Zeugnis von dem, was ihn innerlich bewegte. Und plötzlich kam eine ohnmachtähnliche Erschlaffung über ihn, als gäben die physischen Kräfte wie gelähmt dem Ansturm der Erschöpfung nach, er taumelte auf einen Holzklotz, der an der Wand stand, und, den Kopf in die Hand stützend, sagte er bitter: „Ein Genie, das hungert.“

Fortunat bemerkte den Zustand des andern nicht, er stand wieder vor der Gruppe. „Wie Du das gemacht hast, Mensch! Dieser Ausdruck von grauender Furcht in dem Gesicht des Centauren, der das kommende Unheimliche, Unbekannte, Erstickende fühlt, ohne es fassen, ohne dagegen kämpfen zu können, und das doch nichts weiter ist als ein glattes, knochenloses Etwas, zierlich und behende, gewiß nicht dazu angethan, um einen Centauren fürchten zu machen, und doch wird er daran untergehen. — Wie bist Du nur auf diese Allegorie gekommen, Martin? Du, dem doch nichts ferner liegt, als die Macht des Weibes anzuerkennen.“

Heeken hob verwundert den Kopf, der Schwindel, der ihn befallen, war vorüber. „Ich verstehe Dich nicht,“ sagte er, von der Gruppe auf den Sprechenden blickend. „Was hat dies da mit dem Weibe zu thun? Es soll auch keine Allegorie sein, nur das, was es darstellt: Kampf zwischen zwei nicht gleichartigen Geschöpfen, von denen das höher organisierte eben untergeht, weil ihm das Verständnis für die Waffen, mit denen das andere kämpft, nicht gegeben ist. Das, was sicherlich am stärksten unser Leben durchzieht, ist eben immer Kampf und wieder Kampf. Bei den Menschen nicht weniger wie bei den Tieren, und bei denen habe ich es beobachtet, wenn ich die langen Sommertage auf dem Bauch lag und auf meine Schafe paßte. Ja, Du kannst mir's glauben, da habe ich es gesehen, durch alle Arten durch. Gegeneinander — immer nur gegeneinander — als wäre das der Zweck des ganzen Lebens. Und darum kann ich auch nur den Kampf darstellen, immer wieder, und immer wieder, weil ich nichts anderes kenne.“

„Und Kampf — nichts anderes als Kampf ist auch die Grundbedingung der Beziehungen zwischen Mann und Weib, **mir** kannst Du es glauben,“ sagte Fortunat nachdenklich und strich an seinen Handschuhfingern. „Und ob nun mit oder ohne Deinen Willen, man wird in Deinem Werk eine Allegorie finden — sie ist es auch. Darum rate ich Dir: widersprich nicht.“

Heeken schüttelte den Kopf. „Willst Du sie mir erklären?“

„Ja. Denn sie ist groß — gewaltig! Sie schnürt einem die Brust zusammen und würgt in der Kehle — sie vernichtet und söhnt doch wieder aus: Einem unerbittlichen Fatum kann eben niemand entgehen! — Und nun höre zu, Martin, was ich Dir jetzt sage. Du wirst ein großer, ein berühmter Mann werden — Ehren und Gold werden Dir zuströmen — und ich werde dabeistehen — neidlos — und mich an Dir freuen, denn ich habe das längst gewußt — schon damals, als wir noch in der Akademie unter Professor Quensel zusammen arbeiteten. — Du bist ein Genie, und ich beuge mich vor Dir.“

Thatsächlich neigte Fortunat den lockigen Kopf tief vor dem anderen im zerrissenen Wollhemd, der rot und verlegen aussah als er sich abwandte und gedankenlos nach seiner Holzschnitzerei griff.

Fortunat setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl und sah dem Arbeitenden ein Weilchen stumm zu, dazwischen wanderten seine Blicke immer wieder zurück zu der Gruppe, die sich so lebendig, kraftvoll und übermächtig gewaltig in dem dürftigen Raum ausnahm.

„Melde das zur Kunstausstellung an,“ sagte er endlich nach einem Weilchen. „Sie werden es nicht allein nehmen, sondern eine Medaille ist Dir auch wohl sicher.“

Heeken warf heftig sein Arbeitszeug zur Seite, dunkles Rot flammte in seinem Gesicht auf. „Meinst Du, daß ich nicht auch daran gedacht habe? Denkst Du, ich weiß nicht, daß es gut ist, was ich da gemacht habe? Das fühle ich hier am deutlichsten.“ Er schlug sich mit der Hand auf die Brust, ein intensives Feuer loderte in den hellen Augen auf. „Aber was nützt das alles; ich habe kein Geld, den Transport zu bezahlen, kein Geld, um irgend etwas aus mir zu machen. — So muß ich denn warten, bis ich mir das Nötige verdient und erspart habe; ist es nicht in diesem Jahr, ist es im nächsten. Ich habe Zeit und Geduld.“ Er hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und schnitzelte weiter, als ob

zu können, den der Künstler mit seiner Kunst zu bestehen hat, ehe sie sich ihm zu eigen giebt. Und auch dann immer nur für kurze Zeit, wie eine unerreichbar hohe Geliebte, um deren Besitz er jedesmal aufs neue ringen muß, mit Einsetzung seiner ganzen Kraft, seines ganzen Könnens, ohne Gewähr, ob ihm der Sieg bleibt, immer nur gehetzt von Furcht und Hoffnung, von Verzweiflung und jauchzender Seligkeit, bis er endlich mit keuchender Brust und ermatteten Gliedern an das Ende gelangt, um dann mit peinigender Deutlichkeit einzusehen, daß alles, was er erreicht hat, weit, o so weit unter dem geblieben ist, was er schaffen wollte.

Einstweilen hielt der Schlaf nun die Hand gebannt, und der starke Körper suchte Kraft zu neuer Arbeit.

Er selbst, der Künstler, als er so dalag mit zerwühltem Haar und geöffnetem Munde, war kein begeisternder Anblick. Die breite vorspringende Stirn, das massive, wenn auch nicht unschöne Gesicht, umwuchert von schwarzem Vollbart, die untersetzte, fast plump wirkende Gestalt verriet seine Abkunft aus den untersten Schichten des Volkes deutlicher als Worte, und die große behaarte Hand, von früher, schwerer Arbeit zeugend, paßte vortrefflich zu dem Dunst der Armut, der ihn umgab. —

Weder das Geschrei der spielenden Kinder, noch Peitschenknall und Hundegebell hatten den zu Tode Erschöpften erweckt. Der Tag war zu Ende gegangen. Jetzt lichtete sich auch die kurze, kühle Märznacht. Ein fahler Schein glomm im Osten auf, und über die Erde ging ein Schauern und Erbeben, als fürchte sie sich vor der Last von Qual, Gram und Verzweiflung, die der heraufziehende junge Tag auf seinen Fittichen für die duldende Menschheit herbeitragen würde.

Einen Augenblick war es, als wenn dies Erbeben und Schauern sich auch auf Martin Heeken erstreckte, seine Glieder zuckten, er stieß einen schweren Seufzer aus und schlug dann die Augen auf, graue, kühle, scharfe Augen, die dem ganzen Gesicht einen eigentümlich konzentrierten Ausdruck verliehen. Er starrte, wie noch nicht völlig wach, einen Augenblick in den aufdämmernden Tag, dann sprang er auf die Füße, schüttelte sich, reckte und dehnte sich, fuhr mit den Händen durch sein wirres Haar und riß endlich die ins Freie führende Thür auf.

Kalte, scharfe Märzluft drang in den schlafdunstigen Raum, in dem es nach Holz und feuchtem Lehm roch, ohne daß Martin Heeken davon berührt schien. Eilig ging er hinaus an den Brunnen und ließ das eiskalte Wasser über Kopf und Hände rinnen, obgleich er sich dabei sein zerrissenes Wollhemd naß machte; dann, mit dieser primitiven Toilette zufrieden, trank er einen tüchtigen Schluck Wasser, brach ein Stück von dem Schwarzbrot, und nun zog er mit behutsamer Hand den feuchten Plan von dem gewaltigen Koloß und sah beim ersten hellen Tagesschein auf das Werk seiner Hände, dem Ergebnis von tausenden von einsamen Stunden, in hartem Ringen um die Gestaltung des Gedankens, der ihn beseelt hatte, der sichtbar gewordenen Kämpfe und Entbehrungen, die er ruhig und klaglos, kaum bewußt ertragen, um sich das Material für seine Arbeit abzuringen. Diese Gruppe da vor ihm war ihm mehr als nur sein Schöpfungswerk, sie verkörperte ihm zugleich den Hunger, den er ihretwegen erlitten, die zähe Energie, die ihn durchglühte, und die Kraft, der er sich bewußt war. Vielleicht niemals mehr als in diesem Augenblick.

Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Ein Seufzer der Befriedigung über das Erreichte, des Stolzes über das Geschaffene.

Ja, es war gut.

Weit über menschliche Dimensionen hinaus ein Centaur mit wild wehendem Haar und die Luft peitschenden Vorderhufen; um seinen Leib geringelt eine Schlange, den Hals seitwärts gehoben, mit dem vorgestreckten Kopf herabzüngelnd zu ihrem Opfer. In dieser Haltung fast etwas wie Mitleid und dabei doch der Ausdruck der Augen grausam, grausam aus Naturnotwendigkeit. Der Centaur hatte den Kopf in den Nacken geworfen, noch fühlte er keinen Schmerz, noch nicht das Atem- und Lebenraubende dieser Umarmung, und doch befiel ihn die Ahnung von etwas Fürchterlichem, dem er nicht mehr entrinnen konnte, das stärker war als er. Grauen sprach aus den hervortretenden Augen, Grauen vor dem nahenden Unfaßbaren aus der Haltung des Kopfes. Er fühlte sein Schicksal. Einen unblutigen, unrühmlichen Tod durch einen heimtückischen Feind, den er weder sehen noch besiegen konnte.

Martin Heeken trat ein paar Schritte vorwärts, ein paar Schritte zurück und prüfte sein Werk. In dem hellen, klar darüber hinflutenden Frühlicht wirkte es gewaltig. Langsam nickte er vor sich hin. Dann holte er die Leiter, nahm den Spachtel zur Hand und grub noch hier und da ein weniges an den Augen des Centauren. Er arbeitete langsam, aber mit unfehlbarer Sicherheit, seine Stirn wurde feucht, seine hellen Augen leuchteten mit einer Intensität, als strahle aus ihnen jede Linie, jedes Detail deutlich heraus.

Die Zeit verrann, er wußte nicht wie, hatte auch keinen andern Messer für sie als die Sonne und seinen knurrenden Magen.

Da wurde die Thür des fragwürdigen Ateliers mit einem Ruck hinter dem Arbeitenden aufgerissen und eine helle, frische Stimme sagte: „Gott zum Gruß, Martin! Du bist schon fleißig?“

Heeken sah sich um mit finster gefalteter Stirn, der Störenfried kam ihm ungelegen; aber als er die schlanke, elegante Gestalt erkannte, die dort, umwoben von Licht und Sonnenschein, stand, hellten sich seine Züge mit einem Schlage auf. Eilfertig stieg er die Leiter herab.

„Fortunat — Du!“

Er sah auf seine lehmbeschmutzten Hände und die fleckenlosen Handschuhe seines Besuches, etwas wie Verlegenheit überfiel ihn.

„Ich kann Dir die Hand nicht geben,“ murmelte er entschuldigend.

Der andere hörte ihn nicht, er starrte nur auf die hüllenlose, in Licht gebadete Gruppe. Den Kopf

ein wenig vorgebeugt, die Augen weit geöffnet, die schmalen Nasenflügel vibrierend, war er in diesem Augenblick nur der Sehende, alle andern Sinne an ihm waren empfindungslos.

Martin Heeken betrachtete ihn von der Seite, und je länger er das that, je freudiger zuckte es in seinem Gesicht.

„Du meinst also, es ist gut?" sagte er nach längerer Pause, ohne daß der andere ein Wort gesprochen.

Alexander Fortunat wandte ihm den Rücken, er that es absichtlich, um nicht zu zeigen, wie schmerzlich es über sein hübsches, sonst stets strahlend heiteres Gesicht zuckte.

„Siehst Du," sagte er, in dieser Stellung verharrend, „daß Du das gemacht hast, freut mich, mehr als ich es Dir sagen kann, aber ich muß doch erst darüber hinauskommen, daß ich so was nie werde machen können. Nie, Martin! Da hilft kein Wollen und Streben, da heißt es, sich vernünftig kuschen, denn — die Ente kann eben nicht aus ihrem Pfuhl heraus." Er hatte sich während der letzten Worte umgedreht und sah mit seinem gewöhnlichen, fröhlichen Gesichtsausdruck den andern an, dann sagte er feierlich: „Du aber, Du bist ein Genie, Martin Heeken."

Dessen Augen glitten von der Gruppe weg auf den Fußboden, auf dem die Holzschnitzereien lagen. Die ehrliche Bewunderung des feinen, zierlichen Kunstgenossen hatte ihn entzückt, bis ins tiefste Herz hinein beglückt, aber so tief er das auch empfand, in Worte zu kleiden verstand er es nicht. Die Zunge des Proletariers war langsam und schwerfällig, nur daß sich sein Gesicht rötete, gab Zeugnis von dem, was ihn innerlich bewegte. Und plötzlich kam eine ohnmachtähnliche Erschlaffung über ihn, als gäben die physischen Kräfte wie gelähmt dem Ansturm der Erschöpfung nach, er taumelte auf einen Holzklotz, der an der Wand stand, und, den Kopf in die Hand stützend, sagte er bitter: „Ein Genie, das hungert."

Fortunat bemerkte den Zustand des andern nicht, er stand wieder vor der Gruppe. „Wie Du das gemacht hast, Mensch! Dieser Ausdruck von grauender Furcht in dem Gesicht des Centauren, der das kommende Unheimliche, Unbekannte, Erstickende fühlt, ohne es fassen, ohne dagegen kämpfen zu können, und das doch nichts weiter ist als ein glattes, knochenloses Etwas, zierlich und behende, gewiß nicht dazu angethan, um einen Centauren fürchten zu machen, und doch wird er daran untergehen. — Wie bist Du nur auf diese Allegorie gekommen, Martin? Du, dem doch nichts ferner liegt, als die Macht des Weibes anzuerkennen."

Heeken hob verwundert den Kopf, der Schwindel, der ihn befallen, war vorüber. „Ich verstehe Dich nicht," sagte er, von der Gruppe auf den Sprechenden blickend. „Was hat dies da mit dem Weibe zu thun? Es soll auch keine Allegorie sein, nur das, was es darstellt: Kampf zwischen zwei nicht gleichartigen Geschöpfen, von denen das höher organisierte eben untergeht, weil ihm das Verständnis für die Waffen, mit denen das andere kämpft, nicht gegeben ist. Das, was sicherlich am stärksten unser Leben durchzieht, ist eben immer Kampf und wieder Kampf. Bei den Menschen nicht weniger wie bei den Tieren, und bei denen habe ich es beobachtet, wenn ich die langen Sommertage auf dem Bauch lag und auf meine Schafe paßte. Ja, Du kannst mir's glauben, da habe ich es gesehen, durch alle Arten durch. Gegeneinander — immer nur gegeneinander — als wäre das der Zweck des ganzen Lebens. Und darum kann ich auch nur den Kampf darstellen, immer wieder, und immer wieder, weil ich nichts anderes kenne."

„Und Kampf — nichts anderes als Kampf ist auch die Grundbedingung der Beziehungen zwischen Mann und Weib, mir kannst Du es glauben," sagte Fortunat nachdenklich und strich an seinen Handschuhfingern. „Und ob nun mit oder ohne Deinen Willen, man wird in Deinem Werk eine Allegorie finden — sie ist es auch. Darum rate ich Dir: widersprich nicht."

Heeken schüttelte den Kopf. „Willst Du sie mir erklären?"

„Ja. Denn sie ist groß — gewaltig! Sie schnürt einem die Brust zusammen und würgt in der Kehle — sie vernichtet und söhnt doch wieder aus: Einem unerbittlichen Fatum kann eben niemand entgehen! — Und nun höre zu, Martin, was ich Dir jetzt sage. Du wirst ein großer, ein berühmter Mann werden — Ehren und Gold werden Dir zuströmen — und ich werde dabeistehen — neidlos — und mich an Dir freuen, denn ich habe das längst gewußt — schon damals, als wir noch in der Akademie unter Professor Quensel zusammen arbeiteten. — Du bist ein Genie, und ich beuge mich vor Dir."

Thatsächlich neigte Fortunat den lockigen Kopf tief vor dem anderen im zerrissenen Wollhemd, der rot und verlegen aussah als er sich abwandte und gedankenlos nach seiner Holzschnitzerei griff.

Fortunat setzte sich auf den einzigen vorhandenen Stuhl und sah dem Arbeitenden ein Weilchen stumm zu, dazwischen wanderten seine Blicke immer wieder zurück zu der Gruppe, die sich so lebendig, kraftvoll und übermächtig gewaltig in dem dürftigen Raum ausnahm.

„Melde das zur Kunstausstellung an," sagte er endlich nach einem Weilchen. „Sie werden es nicht allein nehmen, sondern eine Medaille ist Dir auch wohl sicher."

Heeken warf heftig sein Arbeitszeug zur Seite, dunkles Rot flammte in seinem Gesicht auf. „Meinst Du, daß ich nicht auch daran gedacht habe? Denkst Du, ich weiß nicht, daß es gut ist, was ich da gemacht habe? Das fühle ich hier am deutlichsten." Er schlug sich mit der Hand auf die Brust, ein intensives Feuer loderte in den hellen Augen auf. „Aber was nützt das alles; ich habe kein Geld, den Transport zu bezahlen, kein Geld, um irgend etwas aus mir zu machen. — So muß ich denn warten, bis ich mir das Nötige verdient und erspart habe; ist es nicht in diesem Jahr, ist es im nächsten. Ich habe Zeit und Geduld." Er hatte seine Arbeit wieder aufgenommen und schnitzelte weiter, als ob

er sie gar nicht unterbrochen hätte. „Das bringt's mir ja allmählich!"

Er hielt die Stuhlbekrönung, an der er arbeitete, prüfend vor sich her, so sah er nicht den sonderbaren Blick, den Fortunatus auf ihn heftete. Halb Zweifel, halb Staunen, halb Verständnislosigkeit.

„Wenn ich's recht bedenke," begann Heeken nach einer kleinen Pause, „ist es ja auch gleichgültig, ob in diesem oder im nächsten Jahr. Sie ißt ja kein Brot — diese da," und er machte eine Kopfbewegung nach seiner Arbeit.

„Und Du könntest dies Hangen und Bangen, dies Hoffen und Zweifeln so bis in die Unendlichkeit hin ertragen?" fragte der andere und sprang auf. „Bei dem Gedanken wird mir heiß."

Martin zuckte die Achseln. „Das Warten lehrt einen die Armut. Und dann — ich weiß, daß es gut ist."

„Ja, es ist gut!" bekräftigte Fortunatus. „Und ich werde dem Professor davon erzählen und werde ihn Dir herschicken, damit er selber sieht. Der weiß Rat." Seine Augen hingen an dem verzerrten Gesicht des Centauren, das ihn immer wieder überwältigte, und leiser setzte er hinzu: „Wenn ich ein Neidhammel wäre . . . aber nicht wahr, Martin, das traust Du mir nicht zu."

„Nein!" antwortete der andere rasch.

„Ich muß mich eben damit begnügen, ein Talentchen zu sein und andern das Genie überlassen. Wie bitter solche Erkenntnis ist, weißt Du zwar nicht, Du Begnadeter, aber doch immer noch besser als Selbstüberschätzung und Eitelkeit ohne Berechtigung."

Er sah Heeken an als erwarte er von ihm ein Wort des Widerspruches, der aber schwieg. Fortunat räusperte sich und ging mit erregten Schritten ein paarmal auf und ab.

„Sag mir einmal ehrlich: was hältst Du von meinen Sachen. — Du kennst sie ja aus dem Atelier her, als wir zusammen arbeiteten. Seitdem — in meinen eigenen Räumen habe ich Dich noch nicht gesehen."

„Ich passe nicht unter Euch," sagte Heeken fast schroff. „Ihr seid viel gebildeter als ich, Ihr könnt über alles sprechen — über Eure Gedanken — Eure Gefühle — über Kunst und Kunstsachen. Ich nicht, — ich kann nur arbeiten, und ich bin froh, wenn mich niemand dabei stört."

„Ja, ich weiß, daß Du auch mich manchmal zu allen Teufeln wünschest."

Martin schüttelte den Kopf. Über sein hartes Gesicht zog etwas wie ein weicher Schimmer. „Dich nicht," sagte er hastig. „Ich freue mich immer, wenn Du kommst. — Du bist freilich der einzige. Die andern kann ich nicht leiden. Sie sind boshaft und neidisch und aufdringlich, das bist Du alles nicht. Aber sage mir nur, was Du an mir hast? Ich bin nicht fein erzogen, verstehe nichts von der Welt, in der Du lebst . . . Was hast Du an mir?"

Fortunat blieb stehen und sah dem anderen offen in das Gesicht. „Ich achte in Dir den Künstler, den machtvollen Geist, der alle Schwierigkeiten spielend bezwingt, an denen andere zu Grunde gehen. Dann aber auch den hilfreichen Menschen. Hast Du es vergessen, daß ich Dir mein Leben danke? Es mag ja im Grunde nicht viel wert sein, dieses Leben, aber lieb ist es mir doch, daß ich's noch ein Weilchen behalten habe."

„Das hätte jeder an meiner Stelle gethan."

„Jeder? Ich weiß doch nicht! Du riskiertest Deine gesunden Knochen dabei, Deine Arme! Denke, was wäre aus Dir geworden ohne Arme."

„Verhungert wär' ich," entgegnete Heeken gelassen, „ja, — das glaube ich schon selber. Aber — ist es jetzt nicht auch beinahe so weit?" — Er stützte wieder den Kopf in die Hand, das ohnmachtähnliche Gefühl von vorhin kam zurück, nur stärker, er wurde leichenblaß im Gesicht.

„Martin! Was ist Dir, Martin!" Fortunat faßte ihn bei den Schultern, er war wirklich erschrocken.

„Hunger hab' ich," sagte der andere und wischte mit der flachen Hand die Schweißperlen ab, die ihm die Erschöpfung auspreßte. „Seit drei Tagen nichts genossen als Brot und Wasser, dazu gearbeitet Tag und Nacht, das hält der Teufel aus."

„Und warum bist Du zu keinem von uns gekommen? Zum Professor, zu mir, Du hättest doch genug haben können."

„Ich mag nicht betteln." Er zog die Stirn in ablehnende Falten, obgleich seine Lippen zitterten. „Nicht einmal in der Möbelfabrik wollte ich etwas sagen; wenn diese Bekrönung fertig ist, giebt es ja Geld genug, und Hunger kenne ich schon lange — wir sind gut Freund zusammen — nur heut ist mir so miserabel zu Mut — das macht das angestrengte Arbeiten."

„Zieh Dich gleich an und komm mit mir," sagte Fortunat herrisch, sehr gegen seine sonstige Manier, aber er wollte nicht zeigen, wie nahe ihm die paar Worte desjenigen gingen, in dem er einen großen Künstler sah. „Wir gehen in das nächste Restaurant, gleichviel wohin."

Heeken streifte mit seinem Blick das sonnige, liebe Gesicht des Jüngeren, das jetzt auch etwas erblaßt war vor Mitgefühl, dann erhob er sich ohne ein Wort der Erwiderung.

Und nun gingen sie nebeneinander die Straße hinab, ein etwas verwunderliches Paar, dem jeder nachsah. Martin Heekens untersetzte, breitschulterige Gestalt, eingepreßt in einen langen, schwarzen Tuchrock, der offenbar nicht für ihn gemacht war, ohne Hemdkragen, ein rotes Tuch um den Hals geschlungen, den verbeulten, fleckigen Hut auf dem Kopf über ungeordnetem Bart- und Haupthaar, robuste, unkultivierte Kraft in jeder Muskel seines Körpers, den breiten Füßen und gewaltigen Händen. Neben ihm, fast schwächlich aussehend, Alexander Fortunat, von Kopf bis zu Fuß elegant gekleidet, in jeder Bewegung verfeinerte Lebensgewohnheiten verratend, und doch zwischen beiden das Band der gemeinsamen Künstlerschaft, des gemeinsamen Ringens und Strebens, das zum Ausdruck zu bringen, was in ihnen nach künstlerischer Gestaltung verlangte.

Zweites Kapitel.

„Gott bewahre," sagte Luzie Quensel, indem sie ihre Arbeit von bunten Seidenfäden auf Sammet fast heftig in den Korb warf. „Sie werden doch sträflich langweilig, Fortunat. Seit ungefähr einer halben Stunde unterhalten Sie mich von nichts anderem als diesem unmöglichen Menschen, diesem Heeken. Sagen Sie das Emil oder Papa, aber mich verschonen Sie damit, wenn ich bitten darf."

Fortunat nahm einen bunten Seidenfaden und wand ihn gelassen um seine Finger. „Sie sind übler Laune, Fräulein Luzie. Oder muß ich wirklich deshalb um Entschuldigung bitten, daß ich der Tochter eines Künstlers auch Verständnis und Interesse für künstlerische Dinge zutraue? Ich sage Ihnen, dieser von Ihnen so verachtete Heeken wird einst die Welt von sich reden machen."

Sie saßen im Gartenzimmer bei geöffnetem Fenster, denn es war draußen schon ganz frühlingswarm, trotz der immerhin frühen Jahreszeit, beide ganz allein, ohne etwas darin zu finden, denn Luzie hatte seit dem Tode der Mutter eine absolut selbständige Stellung im Hause ihres Vaters, des Akademieprofessors Quensel, und Fortunatus gehörte seit Jahren zu den Freunden ihres Bruders Emil. Jetzt wandte sie ihm das Gesicht langsam zu. Ein Gesicht, wie es tausende von jungen Mädchen in dem Alter zwischen achtzehn und vierundzwanzig Jahren haben, was die Züge anbelangt, nicht häßlich und nicht sonderlich hübsch, aber was an ihr auffiel, war der Zug frivolen Wissens, der aus ihren Augen, eitler Selbstüberschätzung, der aus ihrem ganzen Gebaren sprach.

„Ich gönne ihm die Unsterblichkeit," sagte sie mit einer gewissen absichtlichen Lässigkeit. „Nur soll Papa nicht etwa auf den gräßlichen Gedanken kommen, ihn mir hierherzuschleppen — Ihren Heeken! Ich habe an dem einen Mal genug, als er noch sein Schüler war. Dafür mache ich Sie verantwortlich, Fortunat."

Er lachte. „Heeken hat dazu am wenigsten Lust, ich versichere Sie das, Fräulein Luzie."

„Gott sei Dank!" Sie atmete auf und verschränkte die Arme unter dem Kopf; während sie das that, warf sie einen koketten Blick auf ihr Gegenüber. „Sie sind eigentlich doch ein komischer Kauz, Fortunatus! Was für ein Geschrei machen Sie über diesen Ihren Freund und Konkurrenten, gerade als gäbe es gar nichts anderes mehr auf der Welt, während Sie sich immer herabsetzen — immer herab! Gar kein bißchen eitel sind Sie auf Ihre Leistungen, und doch finde ich sie einfach süß."

Er machte ein Gesicht, als habe er unversehens auf Sand gebissen. „Nun, Fräulein Luzie, Ihre Kritik konnte nicht grausamer sein."

Sie sah ihn lachend an. „Ein Drachentöter sind Sie freilich nicht, kleiner Alexander, aber ist denn das nötig? Wir wollen doch sehen, was uns gefällt, nicht? All das Erhabene ist manchmal schauderhaft langweilig."

Er seufzte vor sich hin, ohne das Spiel mit dem Faden einzustellen. So intim er seit Jahren im Hause des Professors verkehrte, es fiel ihm doch nicht ein, auch nur ein geringes Bruchteil seines Empfindens diesen seinen sogenannten Freunden preiszugeben. Ebensowenig wie es ihm je eingefallen war, Luzie Quensel den Hof zu machen, so sehr diese junge Dame es manchmal darauf anlegte.

„Ach!" sagte sie endlich, mit einem kleinen Gähnen ihre schlanke, elegante Gestalt streckend. „Ich wünschte, Sie erzählten mir etwas Amüsantes, Fortunat. Kleine Ateliergeheimnisse, Modellgeschichten — ich weiß nicht, das Leben ist doch zu langweilig. Aber Sie gehören auch nicht zu denen, die es — zum Beispiel mir — etwas zu verkürzen verstehen, oder wenigstens wollen Sie nicht! Ach! Gott sei Dank, da kommt Emil."

In der That erschien in der geöffneten Thür der Sohn des Hauses. Etwas korpulent für sein Alter, mit dem Anflug eines kleinen Bärtchens im rötlichen, augenblicklich sehr verstimmt aussehenden Gesicht. Er hatte den Hut noch in der Hand und warf ihn ärgerlich auf den Seitentisch, ohne die Anwesenden besonders zu begrüßen.

„Es ist ein Elend, der Sohn eines berühmten Mannes zu sein," sagte er, sich in einen Schaukelstuhl werfend, und die Beine lang von sich streckend. „Jede Leistung wird von den Böotiern nur nach dem Maß gemessen! War meine schlafende Nymphe nicht hübsch in der Form? Nicht allerliebst prickelnd in der Stellung? Ich frage Euch beide! Nun, der Kunsthändler, bei dem ich sie ausstellte, machte ein Gesicht dazu, als wäre sie etwa ein flügelloser Maikäfer oder dergleichen. Wäre ich Hinz oder Kunz, würde man mir meine Sachen ohne Voreingenommenheit beurteilen und loben, so aber, weil der berühmte Name ‚Quensel junior' daran steht, soll es gleich etwas Weltbewegendes sein, oder man wird als Stümper angesehen."

„Ja, Du hast es schwer, armer Junge," sagte Luzie spöttisch. „Zünde Dir nur eine Cigarre an, das vertreibt die Grillen. Übrigens war Deine Nymphe sehr hübsch. Du mußt ein nettes Modell dazu gehabt haben."

Emil zuckte ärgerlich die Achseln. Im übrigen befolgte er den Rat seiner Schwester und rauchte.

Fortunat schwieg.

„Es ist wirklich ein Leiden," begann Emil wieder. „Was überwältigt denn heutzutage noch? Was macht Aufsehen? Nicht einmal Thorwaldsen würde heut das werden, was er damals war. Genies fallen doch nicht vom Himmel!"

Luzie lachte aus vollem Halse. „Ja, komme Du nur! Fortunat ist einem auf der Spur — einem gewaltigen! Heeken!!"

Emil ließ die Cigarre sinken und sah dem schweigenden Freund in das Gesicht mit einem Ausdruck ungläubigen Erstaunens.

„Ich war heut vormittag bei ihm und sah sein eben vollendetes Werk. Er will es zur Kunstausstellung anmelden. Allerdings genial."

Emil war dunkelrot geworden. Er konnte es

einmal nicht ertragen, daß man andere in seiner Gegenwart hochstellte. Der kleinliche, neidische Charakter, der ihm innewohnte, gestattete ihm kein großherziges Lob und ließ ihn keinen Tadel ertragen, das wußte sein Freund und richtete sich im allgemeinen danach, zumal diese Eigenschaften meist nur auf künstlerischem Gebiet zu Tage traten, und vielleicht um so heftiger, weil Emil Quensel in Wirklichkeit, trotz des Namens seines Vaters, ein blutiger Stümper war und blieb.

„Heeken!!" sagte er jetzt wegwerfend und stieß eine gewaltige Rauchwolke aus. „Dieser Proletarier! — Was kann er Großes schaffen, da ihm der Ideengang des Kulturmenschen, die Verfeinerung jeden Gefühls vollständig abgeht! — An Heekens Genie glaube ich nicht — absolut nicht!"

Fortunat schüttelte heftig den Kopf. „Ein Mensch, der sich so durchringen muß, Emil — so!! wie wir es uns gar nicht vorzustellen vermögen, in dem muß etwas leben, was mächtiger ist als alles. Es kommt mir vor, als ist das Genie dieses Mannes wie ein tiefer, breiter Strom, der den ganzen Menschen durchflutet und für nichts mehr Raum läßt. Es verzehrt ihn, aber es hebt ihn empor, hoch hinaus über uns und hat gar nichts mit der Bildung zu thun, ebensowenig wie mit dem Charakter. Er ist Künstler — lediglich Künstler — und will auch nichts anderes sein."

„Das ist Deine Ansicht! Die meine dagegen, daß sich ein Talent, sage selbst Genie, ohne vorbereitenden Bildungsgang nicht auf der Höhe halten kann; es erschöpft sich zu schnell, weil es keine Quellen in sich trägt, aus denen es weiter schöpfen kann. Ich halte von Deinem Heeken nicht viel. Du aber, Lex, bist ein Phantast und immer geneigt, andere aufs Schild zu heben. Nur von meiner Nymphe hast Du mir noch kein Wort gesagt."

„Sie ist nicht Deine beste Arbeit," gestand Fortunat nach kurzem Zögern.

„Aber erlaube Du mir . . . ich verstehe nicht, daß Ihr alle so voreingenommen sein könnt . . ." Emil sprang sehr zornig auf. „Da ist alles, wie ich es gesehen habe — genau — genau, sage ich Dir! Jede Linie, jede Senkung . . ."

„Lieben Kinder," sagte Luzie mit Nachdruck, „es wäre wirklich besser, Ihr vertagtet solche Gespräche für Eure Ateliers. Wozu sind denn die da, wenn Ihr Euch nicht darin zanken solltet. Aber hier bei mir, da bitte ich mir etwas mehr Gemütlichkeit aus, verstanden? Papa muß gleich kommen, und bis dahin will ich Euch noch eine funkelnagelneue Neuigkeit erzählen, die sich auf uns alle drei ausdehnt. — Nun? Ganz Ohr?"

„Ganz Ohr!" versicherte Fortunat, während Emil im Zimmer umherlief, mit Gott und der ganzen Welt grollend, daß ihn niemand zu würdigen schien. Dennoch war er klug genug — trotz seines nicht allzu scharf entwickelten Verstandes — um genau zu wissen, wie viel von seinen ohnehin schon schwachen Erfolgen auf Rechnung seines Namens kam. Und bei aller Indolenz und Trägheit seines Charakters hatte er einen starken Ehrgeiz, der freilich lieber ernten als säen wollte. —

„Also: Papa hat heute morgen einen Brief aus Chicago von seinem alten Freunde Brunnhübler bekommen, Du weißt, Emil, der Konservatorist. Der hat ihm sein Mündel empfohlen, eine deutsche Amerikanerin, deren Eltern nach Amerika ausgewandert sind, die aber nun, ganz verwaist, sich wieder hier bei uns in der Malerei ausbilden will. Brunnhübler schreibt, er traut ihrem Talent nicht allzuviel zu, aber Papa würde das ja wohl besser verstehen, darum schickt er sie ihm. Sie ist jung und reich und heißt Fräulein — oder vielmehr Miß Maud Winter. Nun, meine Herren, das ist Jagdbeute für Sie beide. Papa hat sich ausgedacht, sie soll bei uns wohnen, damit ich Gesellschaft habe. — Was ich mir aus Mädchengesellschaft mache! Mit Männern ist ein viel netterer Verkehr möglich. Aber ich denke, schließlich braucht man sich ja nicht gegenseitig zu genieren, ich wenigstens, ich werde mir schon meine Stellung machen."

„Hoffentlich ist sie hübsch," sagte Emil und blies den Rauch durch die Nase.

„Amerikanerinnen pflegen umgänglich zu sein; können wir denn aber genug Englisch, um uns mit der jungen Dame zu verständigen?" warf Fortunat hin.

„Sie spricht Deutsch wie Wasser, ist ja doch eine Deutsche," erklärte Luzie. „Aber ich denke sie mir scheußlich. Wozu geht sie sonst von Amerika fort. Konnte sie da nicht heiraten und vergnügt sein, anstatt sich auf die Malerei zu werfen? Malende Frauenzimmer sind meistens Greuel."

„Wann kommt sie denn?"

„Mit dem nächsten Dampfer. I suppose, meine Herren. Wir können sie von übermorgen ab jeden Tag erwarten. Eigentlich doch eine Kateridee von Papa, ihr unser Haus zu öffnen, ohne daß wir sie gesehen haben, nicht wahr?" meinte Luzie.

„Mich soll sie nicht stören; wenn sie mir nicht gefällt, komme ich nicht zum Vorschein, na, und Lex bleibt auch weg," meinte Emil, stärker rauchend.

„Ihr seid sehr gütig, und ich?"

„Du wirst schon mit ihr fertig. Wenn sie Dir nicht gefällt, wette ich, daß sie bald das Weite sucht."

Luzie lachte. Sie hörte es nicht ungern, wenn man ihr eine gewisse Selbstherrlichkeit zuschrieb. „Jeder muß sich seiner Haut wehren," sagte sie, und führte in der Luft einen Nasenstüber gegen Fortunats Nase aus.

Draußen klang das Gartenpförtchen.

„Der Papa," sagte sie aufspringend. „Nun laß ich den Kaffee bringen." —

Dem eintretenden Professor bot sich auf diese Art ein freundliches Familienbild. Er selbst, mit seinem langen, silberweißen Bart und dem Moseskopf, in dem ein Paar merkwürdig klare Augen strahlten, war seinen beiden Kindern so unähnlich wie möglich. Nicht allein im Äußeren, in seiner ganzen Lebensauffassung wurzelte er noch in der romantischen Periode, der er entstammte, und wenn Luzie ihn lachend „unmodern" nannte, so hatte sie damit das Richtige getroffen. Vielleicht lag darin

der Grund, daß er sich geistig so außerordentlich jugendlich erhalten hatte.

Ihn für irgend etwas zu begeistern, hielt nicht schwer. Als Fortunat nach einem Weilchen fragte, ob er sich noch seines Schülers Heeken erinnere, horchte er sogleich hoch auf.

„Heeken — Martin Hecken — natürlich! Er war ebenso arm wie talentiert. Auf welche Art er es damals möglich gemacht hat, nach Italien zu gehen und dort zu leben, ist mir immer ein Rätsel geblieben."

„Darüber hat er auch zu mir geschwiegen. Seine Energie ist ebenso groß wie sein Körper leistungsfähig. Seitdem er hier ist, erhält er sich mit Kunsttischlerei und daneben hat er etwas geschaffen — etwas Großartiges, Herr Professor."

„Du kennst doch Fortunats Begeisterungsfähigkeit, Papa," warf Emil mit etwas nervösem Lachen ein.

„Nein, nein, Herr Professor," wehrte der heftig. „Sehen Sie selbst, und Sie werden mir recht geben. Unter Hunger und Entbehrungen ist das Werk entstanden, als es fertig war, fiel er vor Mangel an Nahrung zusammen. Er möchte es auf die Kunstausstellung haben, aber die Mittel zum Transport vor die Jury fehlen ihm. — Da dachte ich an Sie, Herr Professor."

„Heraus mit der Sprache, junger Freund," sagte der Professor aufmunternd. „Was soll ich nach Ihrem Ermessen dazu thun?"

Fortunat sah ihm offen in das Gesicht. „Wenn Sie dem armen Kerl die Kosten des Transports bei einem zweifelhaften Erfolg ersparten, wenn Sie — als Präsident der Jury — sich die Gruppe erst einmal vorher ansehen würden. — Mich hat sie gepackt — ergriffen — aber ich bin schließlich kein Kritiker."

„Wahrhaftig, nein!" sagte Emil und wechselte das Bein, das er über das andere legte. Er dachte an seine Nymphe.

Der Professor besann sich ein wenig. „Ja — ja, Sie haben recht, Fortunat. Das wäre am Ende unter diesen Verhältnissen Menschenpflicht. Warten Sie — morgen — nein, morgen kann ich nicht, aber übermorgen. Ich werde noch Professor Hubry mitbringen, und Sie können mich führen."

„Ich danke Ihnen herzlich im Namen meines Freundes."

Fortunat sah so glücklich aus, als habe er für sich selbst etwas errungen, sagte aber nichts mehr, da er Emils spöttische Augen auf sich gerichtet fühlte. Er war nun einmal so, er konnte es nicht lassen, sich für andere, die er höher stellte als sich, zu begeistern und dadurch den Spott der Genossen herauszufordern.

„Also teilen Sie es Heeken mit, übermorgen vormittag um zwölf Uhr, da bin ich frei," sagte der Professor aufstehend, denn sein Kaffee war getrunken und er sehnte sich nun, nach dem anstrengenden Unterrichten, nach einem Ruhestündchen. „Ich will hoffen, daß ich meine Erwartungen voll bestätigt finde. Und nun laßt Euch nicht stören, Kinder."

Er ging, aber auch Fortunat litt es nicht länger. Als er in seinem reizend eingerichteten Atelier stand, denn er war mündig und wohlhabender Leute Kind, sah er sich wie prüfend ringsum. Da standen um ihn herum seine Schöpfungen in lebensvoller, graziöser Anmut, alle — alle. Es war, als konnten seine Hände gar nichts anderes formen, und doch, wie klein, wie erbärmlich kam ihm heute gerade alles vor. Daß er auch so offene Augen für alles Große, Gewaltige haben mußte! Solche fast ehrfurchtsvolle Bewunderung! Nur was er selbst leistete, erschien ihm so unbedeutend, so unwert.

Er riß das feuchte Tuch von der Figur fort, an der er gerade arbeitete, sie war bis auf weniges vollendet, denn auch er hatte die Absicht, die Ausstellung zu beschicken. Bitter schlossen sich seine Lippen, während er darauf hinsah und an Martin Heekens Werk dachte. Das schaffen können! Ja, das! — Wie Plunder erschien ihm seine Arbeit — und doch hatte er damit unrecht.

Liebreizend schelmisch lächelte das Gesicht des kaum halb Meter hohen Figürchens unter dem Dreispitz zu ihm herüber, der rechte Arm, in koketter Grazie gebogen, hielt die lange, von den Schultern fallende Schleppe empor, während sonst nur ein enganliegendes, kurzes Wams die feinen Glieder bedeckte. In der Haltung des Körpers, in dem Ausdruck des Gesichts lag etwas so Bestrickendes, künstlerisch Vollendetes, daß der Schöpfer dieses kleinen Meisterwerks wohl hätte zufrieden sein dürfen. Kein Wunder, daß er dem Publikum gefiel. — Es kamen viele Aufträge in sein fast frauenhaft üppiges Atelier; ein Rokokopärchen in Marmor, fertig zum Fortschicken, stand schon auf prächtigen metallnen Säulen, und doch war er nicht zufrieden mit seinen Leistungen, marterte und quälte sich mit dem Wunsch nach Höherem, Größerem. —

Mit einem Seufzer verhängte er wieder das Gipsmodell, mit einem Seufzer blickte er noch einmal ringsum, dann trat er an das große Fenster und riß mit einem Ruck den Vorhang zu.

Es wurde dunkel. Er deckte noch die Hand über die Augen, und so, im Finstern, tastete er sich bis zur Chaiselongue und warf sich darauf nieder.

Drittes Kapitel.

Martin Heeken saß in seinem Atelier und wartete. Zu Ehren der Kommenden hatte er die Schnitzerei beiseite geräumt; auch das Bett war glattgestrichen und der Wasserkrug beiseite gestellt, festlichere Vorbereitungen aber ließen sich beim besten Willen nicht treffen, und daß er selbst jetzt schon in dem engbrüstigen Rock stak, erschien ihm vollkommene Feierlichkeit. Merkwürdig nur, daß er gar nicht aufgeregt war. Sein Herz schlug so ruhig wie zu jeder anderen Stunde. Was er erstrebt hatte, dort stand es vor ihm, sein Bestes hatte er gegeben, wie andere es beurteilen würden, was kam darauf an! Er war auch nicht gewöhnt, sein eigenes Empfinden

zu beobachten, es gewissermaßen unter die Lupe zu rücken, er fragte sich nicht, ob diese Ruhe etwa Selbstbewußtsein sein könne, oder nur von seinen robusten Nerven herrühre, er besaß so gar nicht das Verständnis für den komplizierten inneren Menschen; das, was er fühlte und sah, genügte seinen einfachen Begriffen.

Es war hell und warm draußen, man hörte Vögel singen und das lustige Lachen und Schreien kleiner Barfüße, die sich auf einem Sandhaufen vergnügten. In helles Licht getaucht, stand die Gruppe mitten in dem dürftigen Atelier, und so, fast aufdringlich gewaltig, sprang sie auch wieder den Eintretenden entgegen.

Professor Quensel vergaß bei dem Anblick seinen früheren Schüler zu begrüßen, der sich schweigend zur Seite hielt. Es war wirklich etwas niederdrückend Gewaltiges, was sich ihm darbot. Eine solche Kraft, eine solche Individualität hatte er doch nicht erwartet.

Erst nach einer langen, langen Pause, nachdem sich die beiden älteren Herren zugenickt hatten, suchten seine Augen den jungen Künstler. Der lehnte immer noch ganz ruhig und unbewegt an der Längswand seines Ateliers, so, als ginge ihn die Sache nicht im geringsten etwas an.

Der Professor trat rasch auf ihn zu und streckte ihm die Hand entgegen. „Ich gratuliere Ihnen, Heeken. Das war ein großer Wurf; und er ist Ihnen gelungen — verblüffend gelungen. Treffen Sie alle Anstalten für den Guß, ein Abweisen durch die Jury ist völlig ausgeschlossen. Ihre Arbeit wird Ihnen einen Namen von gutem Klang schaffen.“

Er wollte noch mehr sagen, verschluckte es aber. Heeken hatte stumm die Hand, die ihm dargereicht wurde, erfaßt und geschüttelt, mit der Formlosigkeit des ungebildeten Mannes. Er hatte auch das unbestimmte Gefühl, daß er jetzt etwas sagen, sich mindestens bedanken müsse, aber die Worte fehlten ihm. Er zog die Stirn in Falten und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ich bin wirklich stolz darauf, daß Sie mein Schüler gewesen sind,“ setzte der Professor noch hinzu, und dazu leuchtete es jugendlich in seinen hellen Augen auf. „Wir können uns noch auf viel Schönes von Ihnen freuen.“

Erst da gelang es Martin, ein paar zusammenhanglose Worte zu stammeln, während Emils Augen, der sich den Besichtigenden angeschlossen, ihn spöttisch musterten.

Er hatte die Gruppe umgangen und stand ihr im Rücken, genau jedes Haar am Pferdeschweif studierend, wie sein Vater die kraftvolle Muskulatur des Centaurenleibes; so gern er getadelt hätte, er durfte es nicht wagen der Vollendung gegenüber, die selbst das Unbedeutendste auszeichnete. Aber ein haßerfüllter Blick flog über die Gruppe und die Hand in der Tasche zusammenkrampfend, dachte er inbrünstig: „Hol der Teufel das Ganze!“

Fortunat blieb zurück als die andern gingen. Auge in Auge wurzelten die Blicke der beiden jungen Männer, und plötzlich brach es bei Martin Heeken durch mit elementarer Kraft, was ihm diese Stunde gebracht. Er stieß einen Schrei aus, fast wie ein Tier, schlang beide Arme um die elegante Gestalt seines Freundes, der ihm soeben diesen großen Dienst geleistet, und drückte ihn an sich, als wollte er ihn zerbrechen.

Noch nie in seinem Leben hatte er das Bedürfnis nach dem Austausch irgend welcher Zärtlichkeiten gehabt, aber in diesem Augenblick, wo er fühlte, daß sich sein Leben wandte, da mußte er irgend jemand in die Arme nehmen und an sich drücken, als schlösse er sich dadurch symbolisch an die Menschheit an, gleichsam als Lohn für sein einsames Ringen und Streben, für den Frondienst, den er bisher auf sich genommen, nur um der Kunst zu dienen.

Fortunat machte sich hastig, fast brüsk aus den ihn umschließenden Armen frei. Es war ihm etwas in die Nase gezogen, das ein Gefühl des Ekels in ihm wachgerufen hatte. Nun bemerkte er die Ursache wohl. Der Geruch ging von dem alten Wollhemde aus, das seinem Besitzer lange und treu gedient hatte, die Ausdünstung des Proletariats, das keine Zeit hatte, den Körper zu pflegen, und auch nicht einmal Verständnis dafür besaß. Er trat einen Schritt zurück und sog die frische Luft ein. Fast schämte er sich der Regung, und doch — und doch . . .

Martin Heeken hatte nichts davon gemerkt. Er ging jetzt aufgeregt, leise vor sich hinmurmelnd, im Atelier auf und ab, die plötzliche Erfüllung seines heißesten Wunsches schien ihm zu Kopfe gestiegen zu sein wie ein Rausch. Endlich blieb er mit blitzenden Augen vor Fortunat stehen.

„Sieh, daß es gut ist,“ sagte er fast keuchend, „das wußte ich ja, und daß sie's nehmen würden auch, aber daß der Professor den Transport bezahlen will, weil er es so gut findet, das bringt mich vor Freuden beinahe um den Verstand.“

Fortunat sah ihn stumm an. Die elementare Kraft, die diesem Manne entströmte, verblüffte ihn fast, und er schämte sich seiner kleinlichen Regung von vorhin. War auch er wirklich unfähig, Geist und Körper zu trennen? Machte er es wie Luzie Quensel, bei der der Rock den Ausschlag gab? Als ihn damals Heeken mit Gefahr seines Lebens vor den wild gewordenen Pferden wegriß, war ihm eine persönliche Berührung nicht unangenehm gewesen, er hatte gar nicht daran gedacht, und jetzt, wo er vor allen Dingen den Künstler im Menschen zu achten hatte, da überwog bei ihm doch das Äußerliche, trotz aller Bewunderung, die er für ihn hegte. Er ärgerte sich über sich selber, und doppelt freundlich war die Bewegung, mit der er ihm wieder näher trat.

„Deine Familie wird stolz auf Dich sein, Martin,“ sagte er hastig. „Von welchen Erfolgen kannst Du ihnen jetzt berichten! So jung wie Du noch bist.“

Heeken wischte sich mit der Hand über das Gesicht. „Meine Familie? Die versteht davon nichts. Als ich früher aus Mutters Brot Figuren knetete, bekam ich Prügel wegen der unnötigen Verschwendung, und wenn ich ihnen jetzt nicht eine Handvoll Goldstücke unter die Nase halten kann, begreifen sie nicht, wo die Ursache liegt, daß ich Grund zum Stolz und

zur Freude habe. Wäre ich Kunsttischler geworden — das nährt seinen Mann, davor hätten sie Hochachtung gehabt." Er sprach ohne alle Bitterkeit, konstatierte eben nur Thatsachen, gegen die sich nicht streiten ließ.

„Diese Böotier!" sagte Fortunat verächtlich.

Heeken schüttelte den Kopf. „Von ihrem Standpunkt haben sie recht. Du weißt eben nicht, wie Hunger und Not und Kälte thut, Dir ist es immer gut gegangen."

„Hör', Martin," begann Alexander, mit einer gewissen Neugier ihm nähertretend. „Hat nie in Deinem Leben ein Weib einmal eine Rolle gespielt? Du bist so anders wie wir — die wir allesamt keine Heiligen sein mögen — immer nur Arbeit und Arbeit. — Steckt hinter Deiner Solidität eine stille Liebe, die Du Dir damit zu erringen suchst? Mir könntest Du es doch sagen, weil ich wirkliches Interesse für Dich fühle."

Heeken lachte laut auf. „Die Weiber! Nein, geh mir damit! Es ist ja recht schön, daß sie einem seine Sach' zusammenhalten, einen beflicken und kochen, aber soviel Wesens wie Ihr aus ihnen macht, das sind wir nicht gewohnt. Nein, mit den Weibern habe ich nichts zu schaffen."

Fortunat seufzte. Meistens pflegte ein Zipfel seines Herzens für sein jeweiliges Modell in Flammen zu stehen, aber das war Strohfeuer, das in sich selber wieder zusammensank, ohne je gefährlich zu werden. Trotzdem hielt er sich für außerordentlich verworfen und blasiert. „So kennst Du also das süße Gift noch nicht," sagte er, seinen Schnurrbart drehend. „Und ich weiß nicht recht, soll ich sagen: Gott sei Dank! oder: Schade! — Erspart wird es Dir ja nicht bleiben. Und wenn ich Deine Gruppe so ansehe, möchte ich darauf schwören, Du hättest den weichen, schlangenhaften Einfluß des Weibes illustrieren wollen, der den starken Mann ganz unmerklich, allmählich umstrickt, bis er endlich merkt, er kann nicht mehr heraus, Muskeln und Knochen werden ihm zusammengeschnürt, zerpreßt, er ist ihm verfallen mit Leib und Seele bis zu einem unrühmlichen Tode. Ja, das Weib ist die Verderberin des Mannes!"

Heeken hatte die Hände auf den Rücken gelegt und stumm zugehört. Er begriff nicht alles, was Fortunat sagte, doch genug, um zu verstehen, welche Rolle er den Männern zuerteilte, und mit der ganzen Kraft des Selbstbewußtseins sagte er verächtlich: „Das muß ein schöner Mann sein, den ein Weib so umstricken kann. Um den ist es nicht schade. Der echte Mann wehrt sich und kriegt sie unter, und wenn es mit den Fäusten ist."

„Sehr radikal, aber nicht immer anwendbar!" Fortunat lachte. „Und sieh, Dein Centaur hat ja auch Hände, ohne sie brauchen zu können. Uns geht es ebenso, wir haben oft auch gefesselte Hände dem Weibe gegenüber . . . Aber da kommt jemand."

Die Ateliertür öffnete sich, eine Frau aus dem Vorderhaus reichte Heeken einen Brief herein. „Das ist für Sie abgegeben, Herr Heeken."

Er nahm das Couvert entgegen, grobes, graues Papier und eine sehr geschnörkelte, unausgeschriebene Handschrift.

„Von zu Haus," sagte er nach dem ersten Blick. „Der Herr Lehrer hat geschrieben."

„Ich bitte Dich, lies, laß Dich nicht stören."

Das hätte er allerdings auch wohl ohne Aufforderung gethan; woher sollten ihm die Formen der guten Gesellschaft kommen? Nach einer Weile sagte er ganz ruhig: „Mein Vater ist tot. Morgen begraben sie ihn."

Keine Muskel in seinem Gesicht zuckte. Er war den Seinen fremd geworden wie sie ihm. Daß alte Leute sterben, war der Welt Lauf, und daß es geschehen, ohne daß sie einander wiedergesehen, nun, das hatte sich eigentlich von selbst verstanden.

Fortunat murmelte ein paar Worte der Kondolenz, in seinen Kreisen gehörte sich das so.

Heeken sah ihn sehr erstaunt an. „Du hast ihn ja gar nicht gekannt," sagte er, „und sterben muß jeder."

„Reisest Du zum Begräbnis," fragte der andere, aus dem Konzept geraten. Eigentlich hatte Martin ja recht mit seinem Einwurf. Der natürliche Mensch würde nicht nach Phrasen gesucht haben bei einer Angelegenheit, die ihn gar nichts anging, der Kulturmensch hingegen suchte nach dem Ausdruck einer Teilnahme, die nur erkünstelt sein konnte.

Heeken faßte in die Hosentasche und zog eine Handvoll Silbermünzen hervor. „Ich sollt's wohl. Weißt Du, ich bin der einzig Übriggebliebene, da gehört es sich am Ende. — Die alte Frau wird wohl auch denken, daß der Sohn hinter den Sarg seines Vaters gehört. Und Geld habe ich ja."

„Wenn Du was brauchst, ich helfe Dir gerne aus."

„Nein, danke. Borgen und nicht wiedergeben thun nur Lumpe, und ich könnte es Dir gar nicht wiedergeben, es langt nur knapp für mich, was ich verdiene, Du weißt — wegen denen da —" und er wies auf die Gruppe und die Torsen, die im Winkel lagen.

„Aber Martin . . ."

„Ich thu's nicht!" unterbrach ihn der andere heftig. Dann fuhr er nach einer Pause fort: „Du bist schon so gut zu mir, kümmerst Dich um mich, schickst den Professor — das kann ich Dir so nicht vergelten, aber — ich dank Dir's!" Und dabei schlug er die Augen zu Boden und sah verlegen aus wie ein Mädchen.

„Du bist ein sonderbarer Mensch," sagte Fortunat kopfschüttelnd. „Ein sonderbarer! Aus Dir wird man nicht klug."

„Wenn ich heut abend abreise, bin ich gerade morgen zur Leiche da," begann Heeken, „und allzuviel kosten wird es auch nicht, wenigstens nicht für mich . . ."

„Heut abend wollten wir Dich doch anfeiern, Du solltest mit in die Künstlerkneipe kommen, ich habe es in Deinem Namen versprochen."

„Dann reise ich schon gewiß. Unter Euch sein mag ich nicht."

„Und wenn Du ein großer, berühmter Mann wirst, worauf Du doch hinsteuerst, Martin, willst Du Dich dann auch von allem fern halten? Das geht

doch nicht. Darum, je eher Du den Anfang machst, je besser ist es."

„Ich geh nicht unter Euch," wiederholte Martin verstockt. „Laßt mich nur arbeiten, weiter verlange ich nichts vom Leben." —

Sie gingen auseinander, aber es war merkwürdig, wie Fortunat von dem Sinnen über den Charakter jenes Mannes festgehalten wurde, den er „Freund" nannte, und den er so wenig kannte, so gar nicht zu beurteilen vermochte. Bei aller Unbildung blieb er ihm ein Buch mit sieben Siegeln, und er ahnte nur, daß Riffe, Tiefen und Untiefen dahinter verborgen sein könnten, die dem kühnen Entdecker manche Überraschung bereiten würden. Sollte er es werden? Eine Neugier begann sich in ihm zu regen, der er gar nicht Herr zu werden vermochte, die ihn in tiefes Grübeln verstrickte. Wer würde diesen Charakter ergründen, harmonischer gestalten? Ein Freund oder ein Weib! Er wußte es nicht. —

Viertes Kapitel.

Ein feiner Regen hing wie ein Schleier in der Luft und hüllte in einen zitternden Nebel die Gegend, durch die Martin Heeken seinem Heimatsdorf zuschritt. Aber sein Falkenblick drang über die bewaldeten Höhen hinaus, zu den Kuppen der Berge hinauf, und was er nicht mit seinen leiblichen Augen sehen konnte, das sah er ebenso scharf und deutlich mit seinen geistigen.

Wie lange war es schon her, daß er dies alles verlassen und in die Fremde gegangen war, dem halb unbewußten Drange in seiner Brust folgend, der mächtiger war als alles andere.

Neun Jahre! — Eine lange Zeit der nimmer rastenden Arbeit, des erbittertsten Kampfes um des Lebens Nahrung und Notdurft, des zähesten Beharrens auf dem, was nun einmal sein Leben ausmachte. Neun Jahre — in denen er eine andere Armut kennen gelernt hatte als hier in diesem Dorf, und von denen er doch keine Stunde hätte missen mögen.

Wie fremd ihn alles anmutete, und doch wieder wie vertraut, je mehr er heimwärts kam! Die dunklen Tannenwaldungen, die jetzt unter dem feinen Regenflor einen silbernen Schimmer annahmen, die Matten mit dem ersten saftgrünen Frühlingsschimmer, die einzelnen Gehöfte und ab und zu ein Kirchturm oder ein Kapellchen, die da und dort aufragten. Martin Heeken blieb stehen und sah sich um; er sog die reine frische Lenzluft in kräftigen Zügen ein, während er sich die Nässe aus dem Gesicht wischte, aber das alles war ihm doch nur wie ein Wandelbild, das nichts mehr mit seiner Seele verknüpfte.

An diesem Abhang da hatte er seine Schafe und Ziegen gehütet, die der Reichtum des gesamten Dorfes waren; Stöcke in die Ameisenhaufen gesteckt und dem wilden Treiben der aufgescheuchten kleinen Bewohner zugesehen. Wie deutlich er sich daran erinnerte! Ohne die Augen zu schließen, sah er heute noch jedes einzelne Tierchen vor sich — wie sie durcheinanderliefen; er hätte es sofort zeichnen können. Und dann fiel ihm ein, wie kläglich sein erster darstellender Versuch, der Kampf zwischen zwei Schäferhunden, gescheitert war, und wie er sich den Kopf zergrübelt hatte, was anders sein müßte. Denn ohne zu verstehen, hatte er doch kritische Augen.

Er war ruhig weitergegangen in seinen Gedanken. Immer mit denselben gleichmäßigen, lang ausholenden Schritten. Der enge Rock, der bis an die Knie ging, schlug, feucht wie er war, in klatschenden Falten um seine Beine, von dem alten Hut troff es feucht, und in hellen Perlen hing der Regen ihm in Haar und Bart. So trat er bei seiner Mutter ein.

„Grüß Gott, Mutter," sagte er in dem gleichmäßigen Tonfall, als käme er eben von einem Spaziergang heim.

Die Frau am Herde drehte sich um, auch ohne sonderliche Überraschung zu verraten, warf einen etwas scheuen Blick auf den Sohn, wischte ihre Hände an der Schürze ab und reichte sie ihm dann.

„Der Martin! Grüß Gott, das ist schön, daß Du kommst."

Er sah sich suchend um. „Wo ist denn Vater? Noch zwei Stunden, denk' ich, dauert es bis zur Leich'."

Sie stieß schweigend die Thür zum Nebenraum auf, in dem der fichtene Sarg stand, mit ein paar Tannenzweigen bedeckt und zwei dünnen Lichten am Kopfende, die ängstlich hin und her flackerten. Das kleine, zusammengeschrumpfte Gesicht des alten Häuslers bekam in dieser Beleuchtung etwas Höhnisches, als mache er sich lustig über die eben verlassene Welt.

Die alte Frau nahm den kleinen Finger und wischte sich ein weniges in den Augenwinkeln herum, ihre grobknochige, derbe Gestalt, das harte Gesicht mit dem scharfen Zug um den Mund stempelte sie sonst nicht zu einer Leidtragenden. Und der Sohn stand neben ihr und sah vom Vater auf die Mutter und wieder zurück zum Vater. Er wunderte sich, wie wenig berührt er sich von dem Schicksal derer fühlte, die ihm doch die nächsten auf der Welt waren. Woher kam das? Hatte die Fremde alles in ihm aufgesogen, was von Heimatsgefühl je in ihm gewesen? Litt seine Kunst keine Nebenbuhler und wären es gleich Vater und Mutter? Fremd fühlte er sich auf einmal, und ein Frostgefühl lief ihm auch äußerlich den Rücken herab.

„Ja, ja," sagte die Alte endlich, „der hat nun ausgearbeitet! Die Ruh' ist ihm zu gönnen. Aber freuen thät' es ihn doch, daß Du gekommen bist, Martin, wenn er es wissen könnte, daß Du ihm die letzte Ehr' geben willst."

„Warum schriebt Ihr mir nicht, Mutter, daß Vater krank war?"

„Gedacht hatten wir es wohl mal, aber Du konntest ihm ja doch nicht helfen. Sterben müssen wir ja alle."

Der Sohn antwortete nicht. Immer intensiver sah er dem Toten in das Gesicht. Es mußte doch endlich etwas wie Rührung über ihn kommen, es war ja

doch sein Vater, der da lag. Ihn durchzuckte plötzlich, ohne seinen Willen, die Erinnerung an Fortunat. Ob der wohl geweint hatte als man seinen Vater begrub? Sicherlich. Er war so ein feines Bürschchen, hatte Gefühle und Empfindungen, die Martin gar nicht begriff. —

„Martin," sagte die Mutter, ihm nähertretend, in vertraulichem Flüstern. „Hast Du Geld mitgebracht? Bei einer ordentlichen Leich' giebt es Kaffee und Kuchen, aber das Geld ist all, und der Kaffee auch. Ich thät' Deinem Vater doch gern die letzte Ehre an."

Er nickte stumm und holte sein schmales Beutelchen hervor. Den Gebrauch kannte er ja, und den Ehrgeiz der Mutter verstand er auch. Viel war es nicht, was darin war, und er hatte davon leben wollen bis zur Ablieferung seiner nächsten Schnitzerei, aber in den Augen der Alten, die immer nur gewohnt war mit Pfennigen zu rechnen, bedeutete es eine Summe; ihre Augen glänzten.

„Das langt auch zu Kuchen," sagte sie stolz, „und es bleibt noch etwas über."

„Behaltet das, Mutter."

Sie nickte und schüttete die Münzen in die hohle Hand. Als sie sie betrachtete, lag etwas Gieriges in den eingesunkenen Augen, dann ging sie ihren Vorbereitungen nach, mit Stolz im Herzen, nun niemand nachstehen zu brauchen.

Martin kam aus der Kammer zurück, setzte sich an den Tisch in dem Raum, der zugleich Zimmer und Küche war, und stützte den Kopf in die Hand. Es war eine dicke, schwere, mit allerlei Gerüchen durchtränkte Luft in dem Zimmer, die von stets geschlossenen Fenstern sprach. Die Luft seiner Kindheit, seiner Jugend. Er sog sie ohne Widerwillen ein, sie berührte ihn sogar heimatlich.

Seine Mutter kam hinein und kleidete sich für das Begräbnis an. Mit ihrer weiten schwarzen Schürze, dem weißen, spitzengesäumten Taschentuch kam sie sich sehr stattlich vor. Und dann kamen die Nachbarn und Bekannten, die allmählich die niedere Stube füllten! Martin sah sie, einen nach dem andern, die er noch aus seiner Kindheit kannte, und sie reichten ihm mit ihren stumpfen, gleichgültigen Gesichtern, die der Feier angemessen waren, die schwieligen Hände, ohne ein Wort zu sprechen. Auch Frauen waren da und Mädchen, die er als Kinder gekannt, die sich jetzt heimlich in die Seite stießen und ihn ansahen wie ein Wundertier. —

In langem Zuge schritten sie nun dahin, über die aufgeweichte Dorfstraße nach dem kleinen, fast eine Viertelstunde entfernten Friedhof hinaus. In gleichmäßig grauen Schleiern rieselte der Regen noch immer herab, nur manchmal trommelten ein paar schwere Tropfen vernehmlich, mit hohlem Klang auf den tannenen Sarg, der zwischen seinen Trägern schwankte. Keiner sprach ein Wort, kein Flüstern oder Schluchzen war hörbar, nur das taktmäßige Patschen der großen Füße auf dem nassen, grundlosen Boden der Straße.

Dann standen sie um das offene Grab, in dem langsam der Sarg verschwand, und nun begann Frau Heeken zu schluchzen, im Verein mit den andern Weibern. Ob sie viel mehr fühlte als jene, oder ob die Rinde, die tägliche Sorge und Kümmernis um ihr Herz gelegt hatte, so hart war, daß sich kein warmes Gefühl so recht durchdringen konnte? Jedenfalls brachte die Sitte diese Thränen mit sich, aber vielleicht lebte doch in ihr noch etwas Wärmeres, das gebieterisch sein Recht verlangte; sie vergaß das weiße Taschentuch und fuhr sich mit dem Zipfel der schwarzen Kamelottschürze über Auge und Nase, als hätte sie ihr gewöhnliches Werktagszeug an.

Dann saßen sie wieder allesamt in der Stube, in der eine Verwandte inzwischen hantiert und alles feierlich angerichtet hatte. Den Kaffee und Kuchen für die Frauen, Bier und Schnaps für die Männer. Es ging heut eben hoch her bei der Witwe Heeken. Sie saß auf dem Ehrenplatz und übersah mit stolzem Blick ihre Gäste. Daß sie einen so opulenten Leichenschmaus geben konnte, erfüllte sie mit gerechtem Stolz. Ihren Mann im Grabe mußte das noch mitfreuen. Sie sah von einem zum andern und bemerkte, daß sich alle Augen auf ihren Martin richteten, zu dem eben der Schneider sprach:

„Das ist recht, daß Du herkommen bist — ehre Vater und Mutter heißt es schon in der Bibel — Dein Alter war ein braver Mann, der es wohl um Dich verdient hat — wenn ihm auch die Zeit zu lang geworden ist, bis daß Du was Ordentliches geworden bist und er drüber weggestorben ist. Gelt, Martin — die Kunst, an die Du Dich gehängt hast, ist doch eine magere Kuh, scheint mir," und er kniff ein Auge dabei zu und schmunzelte pfiffig, denn er war der Spaßmacher des Dorfes.

Heeken zuckte die Achseln. „Davon versteht Ihr nichts, Meister Leitner."

„Soll da was dran zu verstehen sein? Stramm von Natur bist Du ja, aber der Rock kommt mir so bekannt vor, und das Halstuch auch. — Ja, lieben Leut, die beste Sach' auf Erden scheint mir doch das liebe Geld, und das hat unser Martin noch nicht erwischt."

Er goß einen Schnaps hinunter und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab, ehe er fortfuhr: „Obgleich ich zugeben muß, daß er seinen Vater wenigstens ordentlich unter die Erde bringen läßt — ja, was recht ist, muß recht bleiben."

Ein anderer packte ihn freundschaftlich bei der Schulter. „Sag, Martin, ist es nun drinnen in der Stadt so viel schöner als bei uns? Ochsenknecht sein ist auch ein Pläsir, wenn man's nur dafür 'ansieht."

Martin Heeken fuhr sich mit den Händen durchs Haar und warf den Kopf in den Nacken. Es war eine eigentümlich ruckende Bewegung, über die man ihn auf der Akademie viel verspottet hatte. „Ich schänd' keinem seinen Beruf, aber ich laß mir meinen auch nicht schänden, von niemand, hört Ihr? Meine Kunst, die könnt Ihr freilich nicht begreifen, und Wohlleben hat sie mir auch noch nicht gebracht, aber danach frag' ich ja nicht. Arbeiten will ich, schaffen, was ich sehe und empfinde, das ist Glück genug für mich. Und was ich mache, gefällt auch den andern, mein Professor läßt meine letzte Arbeit selbst auf die Kunstausstellung holen, das heißt also: daß er sie

jedem zeigen und sagen will: Seht, das ist gut, das hat der Martin Heeken gemacht."

Sie sahen alle auf ihn mit gemischtem Gesichtsausdruck. Wie hatten sie das, was er ihnen erzählte, aufzufassen? Dazu hatte der Schnaps die Gemüter etwas aufgerüttelt. Die feuchten, am Leibe trocknenden Kleider hatten die Luft mit atemraubenden Gerüchen durchsetzt, sie schwer und feucht gemacht.

„Alle Achtung!" sagte der Schneider kopfnickend und sah sich dann in der Runde um, als wollte er sagen: Paßt auf, was jetzt kommt! — „Aber giebt Dir denn nun dieser Ruhm und diese Ehre etwas zu essen? Du hast eine alte Mutter, der's Ausruhn wohlthut, und müßtest eigentlich darauf jetzt sinnen, mein Buberl."

Frau Heeken nickte still mit dem Kopf, und wieder sprang Martin dasselbe entgegen wie damals schon, in seinen Jugendjahren — nicht allein kein Verständnis, nein, instinktiver Haß gegen das, was ihm der Güter höchstes schien, gegen seine Kunst.

„Daran kann ich noch nicht denken — jetzt noch nicht — später wird's einmal anders werden," gab Martin kurz zurück und stand auf.

„Ja, siehst Du — später — später — so heißt's immer, wenn die Sach' nicht viel nutz ist," orakelte der klügste Mann des Dorfes. „Da wäre es doch nun viel besser, wenn Du jetzt herkommen thätest, bliebst in dem Häusel hier, hilfst Deiner Mutter die Arbeit thun, und wenn Du sonst noch was magst, da in Kirchenlaibach möchten sie gern eine neue Mutter Gottes, und drüben in Tirschenreuth einen gekreuzigten Heiland, das könntest Du schnitzeln in Deinen Feierstunden, und es gäbe einen hübschen Haufen Geld dafür, damit Du doch auch zeigen kannst, was Du in der Stadt gelernt hast, und dann nähmest Du Dir ein Weib . . ."

Die Mädchen in ihrer Ecke kicherten leise auf bei den Worten, aber Heeken warf ihnen keinen Blick zu, er hatte die Unterlippe zwischen die Zähne gepreßt und sah zornig aus.

„Laßt nur jeden auf seine Art selig werden, Herr Leitner," sagte er kurz und drehte sich um, indem er ans Fenster trat und so der ganzen Stube den Rücken kehrte. Es lag etwas schroff Abweisendes in dieser Bewegung, ein Sichisolieren, daß selbst die dickschädeligen Naturmenschen das empfanden und empfindlich wurden.

„O je, siehst Du aus dem Loch?" meinte der Schneider mit einem langen Pfiff. „Na, nichts für ungut, gnädiger Herr! Die Stadtluft scheint Euch ja mächtig Courage gemacht zu haben. — Wenn ich was geblasen habe, was mich nicht brennt, so that ich es für die Frau Nachbarin. So ein altes, einschichtiges Weibsbild kann einen ja dauern, zumal sie einen Sohn draußen rumlaufen hat in der Welt. Aber es soll das letzte Wort gewesen sein, das ich geredet habe. Wir dummes Bauernvolk verstehen ja nichts davon." Der alte Mann war empfindlich, man sah es an der Art, wie er sein Taschentuch herausholte und es brauchte.

Frau Heeken wischte wieder ein weniges mit den Fingern in den Augenwinkeln herum, aber sie sagte nichts.

Martin trat an den Tisch zurück und setzte sich auf seinen verlassenen Platz. „Daß mich keines von Euch versteht, das weiß ich gut genug," sagte er ruhig. „Was ich thue, muß ich eben thun, es ist mir so notwendig zum Leben wie die Luft und das Licht, ich kann einfach nicht anders. Warum ich so geworden bin, danach müßt Ihr einen anderen fragen als mich. Aber wenn ich hier einen vollen Tisch fände, alles, was mein Herz begehrt, und ich müßte thun wie Ihr wollt, bei meiner Kunst aber hungern und frieren, und alles drangeben, was das Leben schön macht, glaubt Ihr, ich würde mich besinnen? — Auch nur einen Augenblick? — Ihr könnt mich ja für närrisch halten, aber ändern werdet Ihr mich nicht."

Sie schüttelten die Köpfe, aber es lag so etwas Zwingendes in den ruhigen Worten des jungen Mannes, aus seinen Augen leuchtete ihnen so etwas Unbekanntes entgegen, daß sie schwiegen. Imponierte er Fortunat durch die Kraft seines Genies und seines Willens, hier unter diesen Leuten war es der Geist, der aus der Materie strahlte und sie sich dienstbar gemacht hatte.

„Ja, die Stadt," sagte der alte Leitner nach einer Pause, die er damit ausgefüllt hatte, ein paar Gläser Branntwein bedächtig hinunterzutrinken. „Meine Ev' darf sie mir nicht verändern, da halt ich schönstens Wache. Und sie ist auch noch dieselbige geblieben, ganz dieselbige."

Er sah auffordernd im Kreise herum, sie nickten ihm alle bestätigend zu.

„Die Ev'?" fragte Martin, und zum ersten Mal glitt sein Auge prüfend über den Winkel, in dem die Weiber und Mädchen zusammenhockten. „Was thut die in der Stadt, Meister Leitner?"

„Sie ist in Dienst bei einer nobligen Herrschaft, und im Sommer hat sie uns besucht. Ein strammes Mädel ist's geworden, mit roten Backen und runden Armen, daß es nur so ein Freud' ist."

„Die Ev' ist meine beste Gespielin gewesen," sagte Martin und etwas wie verklärende Erinnerung huschte über sein Gesicht. „Sollt sie von mir grüßen, Vater Leitner."

Der Schneider griff über den Tisch und langte nach dem Rockkragen Martins, den er schüttelte, sein Gesicht strahlte.

„He, Du, geprügelt hast Du sie meist braun und blau und an den Haaren gerauft, das ist mir eine saubre Freundschaft gewesen. Aber ausrichten will ich's doch. Ja, die Ev' ist jetzt eine Feine, Stattliche, da wirst Du schauen, wenn Du sie einmal siehst."

„Gebt mir ihre Adresse in der Stadt, Vater Leitner, ich kann sie aufsuchen und ihr Grüße von Euch bringen."

„Nichts da, mein Lieber." Der alte Mann machte eine wagerechte Handbewegung, als schöbe er damit eine Sache beiseite. „Jung und jung taugt nicht zusammen, weil es eben gerade füreinander geschaffen ist. Und Du hast ja auch Deine Kunst, Deine einzige Geliebte, was soll da die Ev' zwischen . . . Und dann kommt sie wohl noch gar in liederliche Gesellschaft . . ."

Martin lachte laut auf. „Mich um Weibsbilder zu kümmern, habe ich immer noch nicht gelernt, Vater Leitner. Vielleicht, daß ich mal mit herangegangen wäre, wenn ich in die Nähe kam, vielleicht auch nicht, meine Zeit ist knapp, und die Kunst wirklich meine einzig Geliebte. Wenn Ihr mir die Ev' grüßt, wenn Ihr sie wiederseht, so ist das auch gerad' genug, damit sie sieht, ihr alter Spielkamrad denkt noch an sie."

Der Leitner schmunzelte und schüttelte den Kopf, was ungefähr so viel heißen sollte als: er hat sie eben nicht gesehen, das Teufelsmädel. —

Die Gäste des Leichenschmauses hatten sich entfernt, Frau Heeken hantierte unter dem unaufgewaschenen Geschirr mit geschürztem Rock umher, Martin ward es allmählich, als müsse er ersticken. Auch das Zusammensein mit der Mutter drückte ihn. Sie fragte nach nichts und wollte von nichts wissen. Wenn er sich auch sagte, daß es zumeist Unkenntnis ihrerseits war, was sie schweigen ließ, so fühlte er doch auch einen gewissen versteckten Groll heraus. Das Projekt, das der Schneider berührt hatte, war vielleicht nicht nur so von ungefähr erwähnt, sie hatte sich damit still hoffend getragen, es nur der Zunge eines dritten überlassen, daß er es berühre. Seine Antwort war kurz und bündig gewesen, jeden Gedanken im Keim erstickend. Aber konnte er denn anders? Und wenn man ihm goldene Berge geboten hätte, nichts würde ihn gehalten haben. Wütende Sehnsucht nach seinem kahlen, einsamen Atelier befiel ihn auf einmal, nach der Gruppe, die dort stand, ein Teil seines Selbst verkörpernd.

Trotz des Regens ging er hinaus ins Freie, wanderte die Dorfstraße hinab, die Hände in den Taschen, das Haupt unbedeckt. Nein! Hierher gehörte er nicht mehr. — Wie ihm alles so klein vorkam und so fremd, so fremd, daß er sich immer heftiger in sein Atelier zurücksehnte. Dort war seine Heimat, dort allein.

Als er zurückkam, dunkelte es bereits, und die alte Frau saß einsam am Tisch, die zusammengelegten Hände im Schoß. Etwas wie Rührung beschlich ihn doch, als er sie so sah.

„Mutter," sagte er, sich auf den Tisch räkelnd wie in seinen Kindertagen, „tragt es mir nicht nach, daß ich Euch allein lassen muß. Ihr habt hier Freunde und Bekannte genug, die Euch nicht verlassen werden, bis . . ." Er hielt zögernd inne. „Ja, einmal muß es doch kommen," unterbrach er sich zuversichtlich. „Einmal kommt es gewiß, und dann sollt Ihr keine Not mehr leiden, habt nur Geduld."

Sie sah trübselig zu ihm auf. „Wenn's gewiß wäre, Martin!"

„Es ist gewiß, es ist ganz gewiß, Mutter!" Er wußte nicht, woher ihm plötzlich die Überzeugung kam, hatte Fortunat ihm diese Siegeshoffnung eingeflößt? Aber mit absoluter Bestimmtheit wußte er, es würde so werden.

„Wenn Du mir nur etwas geben könntest," begann die Alte wieder, „nur ein paar Mark, damit ich den Kaufmann zahlen könnt', weißt, Dein Vater hat viel gebraucht in der letzten Zeit, und ich bin auch ein altes Weib, der's Arbeiten nicht mehr so flink geht." Sie blickte ihn ungewiß an, der Sohn stand ihr ebenso fern wie sie ihm.

„Was ich kann, werde ich thun, Mutter, die nächste Zeit wird es gut gehen, ich habe keine Arbeit vor und kann fleißig schnitzen, dann freilich . . . na, das liegt noch weit."

Er seufzte heimlich. In dieser Zeit hatte er fleißig studieren und modellieren wollen, sich weiterbilden, aber er sah ein, daß seine Pflicht auf seiten der Mutter lag und gab es ohne Groll auf. Wenn er fleißig war, konnte er ein gutes Stück Geld verdienen.

„Ist es ganz sicher, Martin — das mit dem Geld?" Ihre kleinen, eingesunkenen Augen schimmerten ordentlich trotz der Dunkelheit, die Verheißung des Sohnes hatte all ihren Schmerz weggewischt. Geld! Das war, solange sie denken konnte, der Seufzer ihrer Tage und Nächte gewesen, um Geld war sie imstande, vieles zu erdulden.

„Ganz sicher, Mutter."

Mit derselben Bestimmtheit hatte er eben auch von seinem kommenden Glück gesprochen, ohne in diesem Augenblick daran zu denken. Auch sie dachte nicht mehr daran. Was er ihr damit versprach, war etwas Unbekanntes, nicht zu Messendes, aber das Geld, das er ihr schicken wollte, das gehörte zu dem Greifbaren, Verständlichen.

Auf der schmalen Ofenbank, mit ein paar Bettstücken aus der Lade des Vaters, brachte er dann die Nacht zu, im tiefen, traumlosen Schlaf der Jugend, und doch atmete er auf, als er das Dorf im Rücken hatte und in den kühlen, morgendlichen Frühnebel hinausging, seinem Streben und Schaffen entgegen, seiner Welt, die er sich geschaffen mit der ganzen Kraft, der ein Mensch fähig ist.

Fünftes Kapitel.

Miß Maud Winter war seit acht Tagen im Hause des Professor Quensel. Daß sie inzwischen mit den Bewohnern desselben auf einen sehr vertraulichen Fuß gekommen war, konnte niemand behaupten. Es lag schon nicht in ihrer ganzen Art und Weise, sich die Leute allzu nahe kommen zu lassen, und auch Luzie hatte eine gewisse Unliebenswürdigkeit von Anfang an gegen sie herausgekehrt, seitdem sie gesehen, daß die junge Amerikanerin sie in all und jedem um ein Bedeutendes überragte. Maud war groß und schlank, fast etwas zu schlank, aber gerade das gab ihr eine unvergleichlich vornehme Eleganz. Auch Luzie hatte eine elegante Figur und war bisher sehr stolz darauf gewesen, wie kam es nun, daß sie neben Maud trotzdem nicht recht aufkam?

„Ihre Toiletten machen es — einzig und allein ihre Toiletten! Das Ausländische, das ihr anhaftet und in das Ihr natürlich alle vergafft seid," behauptete sie zornwütig gegen ihren Bruder. „Ich natürlich, ich lasse mir davon nicht imponieren."

„Weiß nicht, ob es nur das ist, Luzie." Emil, den man nur rauchend sah, paffte seiner Schwester

eine ganze Wolke in das Gesicht, ohne sich deshalb zu entschuldigen. „Sie hat eine forschere Haltung als Du, glaube ich, überhaupt etwas in ihrem Wesen, das distinguierter wirkt als Dein ewiges Plappermaul. Alle Deine Anbeter werden mit fliegenden Fahnen zu ihr übergehen, denke ich.“

„Wenn sie Deinen schlechten Geschmack haben.“ Luzie drehte ihrem Bruder zornig den Rücken, aber selbst wenn er sie mit solchen Äußerungen nur foppen wollte, ihre Rückwirkung auf das Zusammenleben der beiden Mädchen ließ sich nicht leugnen.

Maud schien von den gelegentlichen kleinen Impertinenzen ihrer Altersgenossin wenig zu merken. Sie hatte einen großen Kummer in sich zu verwinden, der sie mehr mitnahm, als sie es zeigen mochte. Alleinstehend in der Welt, mit einem regen Sinn für alles Schöne und Künstlerische, hatte sie ihr ganzes Herz an den Gedanken gehängt, dereinst selbst eine große Künstlerin zu werden, damit ihrem Leben Inhalt zu geben.

Gefällige Lehrer hatten sie in dieser Hoffnung unterstützt, und da sie ein großes Vermögen besaß, völlig unabhängig war, so war sie in diese Kunststadt gekommen mit der festen Absicht, alles an die Erreichung dieser großen Aufgabe zu setzen.

Als Professor Quensel ihre Malereien, die sie ihm zur Begutachtung vorlegte, zum ersten Mal sah, hatte sich seiner eine große Verlegenheit bemächtigt. Er bemerkte sehr wohl die minutiöse Sauberkeit der Arbeit, die überall peinlich gewahrte Technik, aber von einer noch so kleinen individuellen Begabung sah er nichts. Das war alles ein wohleinstudiertes Können, aber auch nichts mehr.

Und Maud saß neben ihm und wartete auf seinen Urteilsspruch. Zuerst mit Sicherheit, dann allmählich aufmerksam werdend, unruhig, zuletzt mit einem peinigenden Gefühl der Scham.

Die Viertelstunde, die sie neben diesen prüfenden klaren Augen zubrachte, war mit unter die schwersten zu rechnen, die ihr das Leben bisher beschieden. Sie nahm ihr die Hoffnung, jemals etwas zu werden, zu bedeuten, den Inhalt, den sie ihrem Dasein geben wollte — zerbrach ihre Zuversicht, ihren Glauben an sich selbst, und wischte aus ihrer Zukunft alles Licht und alle Helle, indem sie sie herabdrückte in die gemeine Alltäglichkeit.

Professor Quensel hatte sehr schonend gesprochen, doch mit all der Deutlichkeit, die er dem jungen Mädchen schuldig zu sein glaubte. Er sah wohl ihr Zittern und Erblassen, aber was er ihr mit seinen Worten angethan, davon hatte er doch keine Ahnung. Freilich würde ihn das nicht verhindert haben, wahr zu sein, sobald man die Wahrheit hören wollte.

Und dann hatte er sie getröstet, daß es doch immer sehr etwas Hübsches sei, das eigene Heim mit derartiger Handfertigkeit zu schmücken, und daß sie ja nicht aufhören solle mit dem Malen, wenn es ihr nur Vergnügen mache, und sie den Gedanken aufgebe, eine große Künstlerin zu werden.

Das hatte ihr den Rest gegeben. Mit zitternder Stimme, indem sie ihm eine kleine, kalte Hand reichte, dankte sie für seine ehrliche Offenheit. „Aber malen werde ich niemals mehr — nie,“ setzte sie energisch hinzu.

„Ach, mein liebes, gutes Fräulein, nur nicht immer das Kind mit dem Bade ausschütten, nur Kompromisse machen, Kompromisse.“

Sie schüttelte hastig den Kopf. „Nein, Herr Professor. Entweder — Oder! — Alles Halbe hat für mich keinen Reiz.“

Sie ging hinaus, und er war im stillen unruhig, ob er nicht doch zu hart gewesen wäre. Mein Himmel, sie braucht es ja schließlich nicht ums Geld zu thun, wie viele Dilettanten giebt es, die selig und vergnügt ihr ganzes Leben lang bei ihren Stümpereien bleiben, ja sogar davon verkaufen. — Warum war er gegen dieses hübsche Mädchen denn so strenge gewesen? Nun, sie hatte einen Ernst an den Tag gelegt, einen so zielbewußten Willen, auch das Unangenehme zu erfahren, daß er sich dem unwillkürlich gebeugt hatte. Nicht als Dame wollte sie von ihm beurteilt sein, sondern als strebender Künstler, und da war er ihr Wahrheit schuldig geworden.

O, wenn doch Emil eine Ader von dem Ernst dieses Mädchens hätte! Bei dem war alles halb und haltlos; kein Fleiß, keine Thatkraft, immer nur ein fortgesetztes Lotterleben bei großen Ansprüchen. Wie sollte das enden! Und doch waren bei aller Klarheit die Augen des Vaters noch blind, wenn er seinen Sohn beurteilte. —

Aber Mauds stille Verzweiflung ging ihm doch nah, obgleich er sie nicht zu trösten wagte, sie schien kein Verlangen danach zu tragen. Wenn er gesehen hätte, wie sie noch in derselben Stunde Pinsel, Palette und Farben in ein großes Paket schnürte und es auf den Grund ihres Koffers verbarg, wie weiß und schmal dabei ihr zartes Gesicht wurde und die goldbraunen Augen sich trübten, hätte er wohl noch viel mehr Reue empfunden.

Aber nun war es einmal geschehen, und heldenmütig verbiß Maud den Schmerz über die zerstörte Illusion, an die ihr Herz sich mit jeder Faser gehängt hatte. — —

Ein wundervoller Frühlingstag war es. Fast zu heiß schon für die Frühe der Zeit. Man glaubte ordentlich unter der schwülen, dunstigen Atmosphäre die Blätter wachsen, die Blüten sich runden zu sehen.

Über der Veranda des Professor Quensel hing noch die rot und weiß gestreifte Markise herab, obgleich die Sonne längst hinter der gegenüberstehenden Häuserreihe verschwunden war, und die Thüren und Fenster in dem Gartenzimmer standen offen, so daß beides fast nur einen Raum bildete.

Es war die Zeit des Nachmittagskaffees, aber der Professor hatte sich eines leichten Kopfwehs halber schon zurückgezogen, Luzie empfing in ihrem Zimmer ihre Schneiderin zu langer Beratung, an der sie grundsätzlich niemand teilnehmen ließ, so lag nur noch Emil am Kaffeetisch, faul und phlegmatisch wie er war, im Schaukelstuhl, rauchend, aber die Zeitung, die er sich herübergelangt, zusammengefaltet im Schoß, zu bequem, sie zu öffnen.

Fortunat hatte ein kleines Figürchen vor, das er mit geschickten Fingern aus Krume formte, und in dessen Gelingen er so vollständig seine Aufmerksamkeit setzte, daß es ihm ganz entging, wie Maud aufstand, auf die Veranda trat und sich in einen der durcheinander geschobenen Korbsessel setzte. In lässiger Haltung, die Hände im Schoß, blickte sie träumerisch ins Blaue; mit ihrer lichten Erscheinung im hellen Frühjahrskleid, dem feinen Kopfe mit dem dunklen, nach neuster Mode frisierten Haar, und dem Ausdruck der dunklen Augen, war sie selbst wie ein hübsches Genrebild anzusehen.

Fortunat war fertig. Das Figürchen zwischen zwei Fingern, ging er um den Tisch herum, ebenfalls auf die Veranda, nicht ohne den hübschen Eindruck, den die Erscheinung der Amerikanerin in diesem Augenblick bot, mit einer gewissen Genugthuung in sich aufzunehmen. Freilich nur mit dem regen Sinn, den er für alles Schöne und Anmutige besaß; sein Herz stand in hellen Flammen für sein neuestes Modell, und ließ keine andern Gefühle für irgend ein anderes Menschenkind neben sich aufkommen. So war er ein sehr ungefährlicher Bewunderer.

„So in Gedanken, Miß Winter?" fragte er scherzend, als er sich ungefragt neben ihr niederließ.

Sie wandte ihm nur die dunklen Augen zu, ohne sich sonst zu regen. „Ich überlege eben, was ich thun soll," antwortete sie. „Mit dem nächsten Dampfer wieder abreisen, oder den Sommer hier bleiben und Land und Leute etwas studieren."

Er war so überrascht, daß er ganz vergaß, ihr sein kleines Machwerk zu überreichen, wie er zuerst beabsichtigt hatte.

„Abreisen? Aber ich bitte Sie — Sie wollten doch hier lernen, studieren . . . Sind Frauen so wandelbar in ihren Neigungen?"

„Nein." Sie richtete sich etwas auf, ihre blassen Wangen röteten sich ein wenig und ihre Brust hob sich. „Nein, könnte ich das, würde ich nicht von abreisen sprechen. Aber der Professor hat mir den Mut genommen. Was ich Talent nannte, nannte er Fleiß, und mit Fleiß allein kann man nicht das erreichen, was ich wollte."

„Sind Sie sicher, daß Sie ihn nicht falsch verstanden haben? Daß Sie seinem Urteil gegenüber nicht unberechtigt empfindlich gewesen sind? Sehen Sie, wir Schüler dürfen das nicht."

Sie lächelte melancholisch, legte die gefalteten Hände auf die Brüstung der Veranda und stützte das Kinn darauf. So sah sie ihn nicht an als sie ihm antwortete.

„Davon bin ich weit entfernt. Ich wollte ja arbeiten, fleißig sein mit allen meinen Kräften. Ich dürstete danach, mein Leben zu beleben, indem ich es der Kunst weihte. Ich bete die Kunst an. Sie erscheint mir das einzige Große, Versöhnende in unserm kleinlichen, armseligen Dasein, ihr wollte ich mich ganz weihen. Aber sie ist so spröde, ihr läßt sich nichts abringen. Wahllos erteilt sie ihren Gottesfunken, manchem, der gar nichts damit anzufangen weiß, giebt sie ihn, während sie an anderen, die sich danach sehnen, achtlos vorübergeht. Von mir hat sie nichts wissen wollen. Es hilft nun nichts, ich muß mich darin fügen."

Fortunats warmes Herz war sofort wieder wach und auf seiten der Klagenden.

„Wollen Sie dem Professor ganz allein vertrauen? Vielleicht fragen Sie doch noch einen andern, eine Koryphäe im Malen."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein. Wenn ich ehrlich sein soll, ich habe es geahnt all die Zeit hindurch, wenn ich mich abmühte und plagte. Da war immer etwas in mir, das sagte: Du bist keine Auserwählte, laß ab! Aber wer hört denn bereitwillig auf solche Stimme, wenn es sich um sein ganzes — ganzes Glück handelt."

„Wenn es Ihr Glück war," sagte er, ganz gefangen genommen von ihrer weichen, sanften Stimme, „dann thäten Sie unrecht, es aufzugeben. Freude und Befriedigung können Sie auch haben, ohne gerade eine große Künstlerin zu sein."

Sie sah ihm gerade in die Augen, es lag etwas sehr Bewußtes und Freies in dem Blick. „Ich hasse alles Halbe. Kein Nachtreten würde mir Befriedigung geben, nur freies Schaffen. Aber ich bin so talentlos, in nichts habe ich es bis über die Anfangsgründe gebracht, und dabei immer diesen heißen Wunsch nach etwas Ganzem, Vollendetem in mir. Das ist hart."

Fortunat hatte längst sein kindisches Püppchen beiseite gestellt und sah interessiert in das feine, jetzt so bewegte Gesicht. „Also auch wieder eine Darbende," dachte er, „sogar eine Frau," und laut sagte er: „Ich kenne solche Stimmungen und Gefühle."

„Sie? Aber nein — Sie sind ja ein Künstler. Der Professor sprach mit so viel Anerkennung von Ihnen."

„Bah," bemerkte er bitter. „Leichtes Genre! Vom Augenblick für den Augenblick geboren. Ein Künstler von Gottes Gnaden, wie ich ihn auffasse, bin ich nicht. — Aber," fuhr er eilig fort, um keine Höflichkeit herauszufordern, „wenn Sie auch den Plan des Studiums aufgeben, deshalb brauchen Sie doch nicht abzureisen. Sie sind ja kaum hier; und unsere Stadt ist schön, die Umgegend noch viel schöner, und das rege Kunststreben, das hier herrscht, ist schließlich, da Sie Sinn dafür haben, Miß Winter, auch etwas wert. Noch kennen Sie ja nichts davon. Ich will Ihnen als Cicerone dienen und denke, Sie sollen es nicht bereuen."

Ihr Gesicht hatte sich etwas erhellt. „Wenn Sie mir das versprechen, Herr Fortunat, das nehme ich mit Dank an. Noch habe ich allerdings wenig hier gesehen — aber — es scheint mir, als wenn Fräulein Quensel keine allzu große Zuneigung für mich hätte."

Er lachte hell auf. „Ich will Ihnen keine Komplimente machen, Miß Winter, aber schließlich wäre es am Ende entschuldbar. Und Fräulein Luzie ist gewöhnt, jeder Laune nachzugeben. Kein Wunder, da sie eigentlich nur unter Männern aufgewachsen ist, die wenig Einfluß auf einen Mädchencharakter gehabt haben mögen. Sie ist sehr verzogen, sehr eitel, etwas boshaft, aber sonst aufgeweckten Geistes

und immerhin ein gutes Mädchen, ich bin überzeugt, Sie werden schließlich noch sehr gut mit ihr fertig."

„Wenn ich hierbleibe," sagte Maud und lehnte sich jetzt wieder in den Stuhl zurück, „dann hatte ich mir vorgenommen, da ich selbst doch nun einmal hinter dem Zaun stehen bleiben muß, mich wenigstens mittelbar doch zur Dienerin der Kunst zu machen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich über genügende Mittel verfüge" — wie einfach und selbstverständlich sie davon sprach — „ich möchte nun mit einem Teil derselben jemand die Wege ebenen können, der alles das besitzt, was mir abgeht, und dem das Schicksal wieder in unbegreiflicher Laune das versagt hat, was ich besitze. Solch einem hochbegabten Menschen helfen, sein Talent fördern zu können, das würde mich wieder etwas mit meinem Fiasko versöhnen."

„Vielleicht kenne ich einen solchen," sagte er nachdenklich. Ganz unbewußt hatte er sein Püppchen wieder aufgenommen und spielte damit, indem er überlegte, ob es einen Zweck habe, Heeken hier vor dieser Dame zu nennen.

„Nun?" drängte sie, da sie ihm das Zögern ansah.

„Ja, er nimmt nichts," sagte er kläglich. „Nichts von mir, seinem Freunde, noch vom Professor, er ist ein komischer Kauz."

„Also ein Mann!" Sie war interessiert für den Unbekannten durch die paar Worte.

„Wenn Sie mich ehrlich fragen, muß ich sagen, er ist Proletarier durch und durch. Sein Rock hat Fräulein Luzie Lachkrämpfe verursacht. Das war vor drei Jahren, und er trägt ihn immer noch."

„Wir sind nicht gewohnt, auf den Rock zu sehen," unterbrach sie ihn kurz. „Ich kenne Gentlemen ganz ohne Rock. Er ist also ein Künstler?"

„Von Gottes Gnaden."

„Verstehen wir uns recht," sagte Maud plötzlich. „Ich habe nicht die Absicht, irgend etwas anzukaufen, das ich vielleicht über den Wert bezahle, wodurch der junge Mann besonders gefördert wird, aber was nichts Wesentliches einträgt, denn solch Geld ist bald verjubelt, verschleudert und macht ihn nur für eine Weile untauglich und unlustig zur Arbeit. Nein, das will ich nicht. — Ich will einen reich beanlagten Menschen von der Sorge ums tägliche Brot auf Jahre hinaus befreien, ihm Zeit und Muße geben, sich nach seiner Neigung auszubilden, und mich dann an seinen Erfolgen mitfreuen können, die doch auch zum Teil mein Werk sind."

Sie blickte ihn aufmerksam an — sein Gesicht sah etwas betreten aus.

„Mein Freund, dem ich Hilfe wünschte, ist — wunderlich. Ich glaube, noch hat kein Weib seinen Lebensweg gekreuzt."

„Desto besser," sagte sie ruhig. „Weshalb aber nennen Sie ihn Ihren Freund?"

„Er rettete mir das Leben, ohne mich zu kennen, aber ohne sich zu besinnen. Wir dürfen ihn überhaupt nicht nach unserem Maß messen, Miß Winter, er ist so anders . . ."

„Kann ich ihn nicht einmal kennen lernen? Führen Sie mich in sein Atelier. Als Ihre Verwandte vielleicht, damit ich einer besseren Aufnahme sicher bin."

„Er duldet niemand um sich. Ich habe mir den Eintritt bei ihm durch unsägliche Ausdauer erst erzwingen müssen, und — darf ihn mir nicht verscherzen."

Sie lächelte fein. „Ihr Freund beginnt mich zu interessieren. Wie heißt er?"

„Martin Heeken."

„Der Name ist mir ganz fremd."

„Das glaube ich wohl. Er wird erst bekannt werden nach dieser Ausstellung, in der er zum ersten Mal mit einem größeren Werk vor die Öffentlichkeit tritt. So großartig — so gewaltig . . . Ich werde Sie hinführen, dann sollen Sie mir sagen, ob ich Ihnen zu viel versprochen habe."

Sie blickte ihn jetzt nachdenklich an. Wie immer, wenn er Heekens Loblied sang, war er heiß und erregt dabei geworden.

„Entweder ist er oder — Sie ein selten guter Mensch," sagte sie endlich mit der kühlen Sachlichkeit, die sie leicht annahm, wenn sie über irgend etwas urteilte.

Fortunat machte ein betroffenes Gesicht. „O, das glaube ich weniger. Er — er hat mir nur den Eindruck gemacht, als zeichnete er sich besonders durch Gutherzigkeit aus, und ich — ich bin wohl das, was man hier zu Lande eine ‚leichtsinnige Haut' nennt. Wie gefällt Ihnen das, Miß Winter?"

Er sah so hübsch und schalkhaft in diesem Augenblick aus, daß sie ihn freundlich anlächelte. „Recht gut. — Nach dieser Probe hier. Und ich wünschte, Sie würden mein Freund, zu dem ich offen sprechen dürfte wie zu einem Bruder. Ich habe nie einen Bruder gehabt und überschätze das Glück deshalb vielleicht etwas. Aber das will nichts heißen, wollen Sie mein Freund sein?"

Sie reichte ihm die schmalen, sehr zarten Finger, und er drückte sie herzhaft, dann plötzlich beugte er sich darauf nieder und küßte sie warm.

In Emils dämmernden Halbschlaf fiel dieser Handkuß wie eine Bombe. Nicht etwa, daß er ihn gehört hätte, aber er sah zwischen dem schmalen offenen Lidspalt hindurch die etwas enthusiastische Bewegung, mit der Fortunat diese ritterliche Huldigung anbrachte, und nun stand er sofort auf den Füßen. So tadellos er seine Arbeiten fand, so sehr entzückt war er auch von seinem äußern Menschen, aber er betrachtete Maud als Mitglied des Hauses, so quasi ihm zugefallen, und fand solche Aufmerksamkeit Fortunats einfach anmaßend.

„Nun," sagte er in seinem gewöhnlichen spöttischen Tonfall, als er, die Hände in den Taschen, zu den beiden auf die Veranda trat, „Du raspelst aber gehörig Süßholz hier. Wird das Miß Winter nicht langweilig?"

„Wir haben uns nicht gelangweilt," meinte Maud leichthin; aber auf ihrem Gesicht stand eine Wolke. Sie konnte Emil nicht leiden und brannte im stillen darauf, etwas mehr von Heeken zu hören, den sie schon als ihren Schützling betrachtete.

Aber wieder darauf das Gespräch zurückzubringen, daran war kein Gedanke, denn nun kam auch Luzie und wurde mit ihrem Geschwätz, wenn sie einmal begann, überhaupt nicht fertig.

„Fortunat, Sie müßten mein neues Kleid sehen! Es ist entzückend — himmlisch. Ich werde großartig darin aussehen, denn es hebt alle meine Vorzüge ins hellste Licht. Und, lieber, guter Fortunat, Sie helfen mir einen Hut aussuchen, nicht wahr? Sie haben einen famosen Geschmack . . .“

„Laß Lex in Frieden,“ brummte ihr Bruder, „der hat ganz etwas anderes im Kopf als Deine Toiletten.“

Sie sah mit einem schnellen, scharfen Blick zu Maud hinüber. Welterfahren wie sie trotz ihrer Jugend war, besaß sie auch ein stets reges Mißtrauen, aber das ruhige Gesicht der jungen Amerikanerin gab ihr keinen Anhalt, auch Emil nicht, der ebenso phlegmatisch dreinschaute wie sonst. Nur Fortunat schien etwas erregt, trotzdem er sich sofort mit der Versicherung beeilte, stets zu ihren Diensten zu sein. —

An demselben Abend noch, als alles zur Ruhe gegangen war, klopfte Luzie an die Thüre ihres Bruders. Da er gerade nichts Besseres vor hatte, sondern, mit den Beinen auf dem Tisch, ganz in eine Sofaecke gebuddelt lag, die unvermeidliche Cigarette im Munde, rief er sie gnädig heran.

Luzie war schon im Negligé und zwar, im Vergleich zu ihrer sonstigen Toilette, in einem ziemlich reduzierten, was sie indes ihrem Bruder gegenüber nicht weiter anfocht.

„Welch ein Glück, daß ich Dich zu Hause treffe, Emil,“ sagte sie, sich ohne weiteres auf die Tischecke neben ihn setzend. „Ich muß einmal sehr ernstlich mit Dir reden.“

„Du?“ fragte er gedehnt.

Sie ignorierte den Ton; sich mit ihm zu zanken, danach stand ihr Sinn nicht. „Hast Du jemals an unsere Zukunft gedacht?“ fragte sie, gleich auf die Hauptsache losgehend. „Ich muß gestehen, mich beunruhigt das manchmal, wenn ich mir klar mache, was kommen muß — kommen wird.“

Emil war so überrascht, daß seine Cigarette in Gefahr geriet, auszugehen. Mit aufgerissenen Augen, so weit ihm das möglich war, starrte er seine Schwester an.

„Papa ist alt, und wenn er wirklich noch lange Jahre vor sich hätte, ewig kann er ja doch nicht leben,“ fuhr Luzie fort und trommelte mit den Fingerspitzen den Takt auf der Tischdecke. „Dann fällt sein Gehalt an der Akademie fort, wir beide erben das Haus hier und ein sehr geringes Barvermögen, das weißt Du auch. Wir sind nun aber beide verwöhnt, Brüderlein, das Einschränken würde uns sehr hart ankommen.“

„Bist Du des Teufels, Luzie, uns zu nachtschlafender Zeit mit solchen Ideen aufzuregen? Wer kann denn da nachher schlafen! Mach, daß Du zu Bette kommst.“

Sie beachtete seinen Ärger gar nicht, änderte auch ihre Stellung nicht, in derselben Art fuhr sie fort: „Daß Du ein großer Künstler bist oder jemals werden wirst, das, lieber Emil, bildest Du Dir wohl selbst nicht ein! Einzig und allein Papa wartet immer noch auf ein befreiendes, großes Werk von Dir, weil Du ja sein Sohn bist, und nennt Faulheit, was Unvermögen ist. Wir wissen das alle genau. — Du bist aber faul, weil Du fühlst, Du kannst nichts leisten.“

„Unverschämtes Balg,“ fuhr er aus seiner Ecke heraus. „Mach jetzt gleich, daß Du hinaus kommst, oder . . .“

„Ich will Dir ja ein Mittel geben, um aus all Deiner Misere herauszukommen,“ sagte sie lachend, sich gegen seine Hand wehrend. „Das unverschämte Balg ist in ihrem kleinen Finger klüger als Du in Deiner ganzen breiten Gestalt. Du sollst Maud heiraten. Sie ist reich, Du kannst dann mit ihr reisen, Dich niederlassen wo Du willst, und kein Mensch wird mehr irgend eine Kunstleistung von Dir verlangen.“

Er brummte vor sich hin, sog an seiner Cigarette — so unrecht hatte Luzie eigentlich nicht.

„Siehst Du, sie ist Dir ja faktisch aufs Präsentierbrett gesetzt, Emil. Ein hübsches, reiches Mädchen ohne Familie, was kannst Du Dir mehr wünschen. Und ich will Dich bei ihr herausstreichen so viel ich kann, in allen Tonarten Dein Lob singen. Ein hübscher Mensch bist Du doch auch, warum sollte sie wohl nicht ja sagen?“

Emil hatte sich doch aufgerichtet und die Beine vom Tisch gezogen. Ihm leuchtete die Sache ein. Merkwürdig, daß er selbst noch gar nicht daran gedacht hatte! Freilich, die Weiber sind ja immer verschlagener als die Männer. — Er dachte an den Handkuß von heut nachmittag, und jetzt erregte er ihm thatsächlich Unbehagen. Aber mit Lex nahm er es schließlich doch noch auf. Was war denn Lex! Dieses kleine, zierliche Kerlchen, ewig verliebt, ewig begeistert. Die Frauen lieben etwas mehr Körperlichkeit und ein ruhigeres Gemüt.

„Nun, Emil?“ fragte seine Schwester, die neugierig in das rötliche, starke Gesicht ihres Bruders geblickt hatte. „Wie gefällt Dir mein Plan?“

„Du bist eine schlaue Liese,“ sagte er schmunzelnd, griff sie beim Kopf und gab ihr einen Kuß. „Lobe mich nur tüchtig. Schließlich verdiene ich es ja. Ich bin ein solider Mensch.“

„Und ein kolossaler Weiberverächter,“ spottete sie.

„Ach Du! Na ja, schließlich wird man's eben.“

„Höre, Milchen, eine Liebe ist aber der andern wert, nicht wahr?“ Sie zupfte jetzt an den Spitzen ihrer Jacke und sah nicht auf.

„Wenn's nicht zu viel ist,“ meinte er resigniert und setzte sich wieder.

„Ich habe die Absicht, mir Fortunat festzuhalten,“ sie wurde etwas rot, und ihr Bruder stieß einen leisen, verständnisinnigen Pfiff aus. „Da ist gar nichts zu pfeifen,“ fuhr sie auf und warf den Kopf in den Nacken. „Wir Mädchen sind noch schlechter dran als Ihr, wenn wir nicht versorgt sind, und ewig jung bleibt keine. — Fortunat ist reich, wir kennen ihn seit Jahren, ich sehe nicht ein, warum dies Projekt weniger gut sein soll als Deins.“

„Fortunat ist ein liederlicher Kerl, der sich an jedes Modell hängt.“

„Desto besser.“

„Desto besser?“ fragte er erstaunt.

„Desto lieber wird er ein vernünftiges Mädchen heiraten, das ihn kennt und tolerant ist. Wer auf die Bequemlichkeiten und schlechten Instinkte von Euch Männern spekuliert, findet immer seine Rechnung.“

Er sah sie mit offenem Munde an. „Luzie!“

„Ja, glaubst Du, ich bin dumm? Ein Gänschen, das nicht Augen und Ohren aufgemacht hat? Niemand kann mir das Geringste nachsagen, und doch kenne ich das Leben so genau, als wäre ich schon am Ende meiner Tage. Fortunat überlasse nur ruhig mir. Nur mußt Du mich nicht vor ihm schlecht machen, wie Du es so gern beliebst, und mußt mich über seine kleinen Sünden auf dem Laufenden erhalten, das ist alles, was ich von Dir will.“

„Wenn's weiter nichts ist,“ sagte er, noch ganz konsterniert von dem Eindruck, den ihm soeben seine junge Schwester gemacht. „Das verspreche ich Dir.“

Sie fiel ihm um den Hals. „Also abgemacht. Von morgen an bin ich mit Maud Freundin auf Leben und Tod. Und Du sei froh, daß ich Dir keinen andern Schwager zu bringen gedenke, etwa so einen wie Martin Heeken.“ Sie lachte übermütig. „Gute Nacht, Emil, es ist schon spät geworden.“

Sie schlüpfte hinaus. Er murmelte etwas Unverständliches hinter ihr her. Sie hatte ihm doch imponiert mit ihren kecken Worten und Plänen, das hätte er nicht in ihr vermutet. Wenn sie schob, würde die Sache schon gehen.

Und die Sache gefiel ihm nicht übel.

(Fortsetzung folgt.)

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

III.

„Rochlitz, wollen Sie mir einen Gefallen thun?“ Mit dieser Frage redete Major Schill seinen Lieutenant an, als die beiden, von einem Spazierritt zurückkehrend, sich den Thoren Berlins wieder näherten.

„Herr Major, die Frage klingt sehr aufregend Ihrem gehorsamsten Untergebenen gegenüber!“ war Hassos Entgegnung. „Womit kann ich dienen?“

„Ich möchte gern den Rüchels und Velbeggs meinen Besuch machen! Sie schienen auf sehr vertrautem Fuße mit den Damen zu stehen — und mir sind sie fremd. Darum möchte ich, daß Sie mich dort einführten!“

„Ich soll also meinen gestrengen Regimentskommandeur unter meine schützenden Fittiche nehmen! Brauche wohl nicht zu betonen, daß ich mich mit Genugthuung dieser ehrenvollen Aufgabe unterziehen werde!“

„Spotten Sie nur!“ sagte Schill lachend. „Sie bewegen sich im Salon mit beneidenswerter Dreistigkeit! — Das ist mehr, als ich von mir behaupten könnte! Wenn Sie die Damen der Pasewalker Gesellschaft fragten, so würden dieselben Ihnen einstimmig erzählen, daß ich stets nur eine mangelhafte Rolle bei ihnen gespielt habe!“

„Herr Major, die Pasewalker Zeiten sind vorüber, für Ihre gesellschaftliche Stellung sowohl als für die militärische! Daran brauche ich Sie wohl nicht erst zu erinnern!“

„Wissen Sie denn etwas über die Vorzeiten meiner militärischen Stellung?“ fragte Schill. „Ich kann nicht sagen, daß allzu große Orientiertheit seitens meiner Lieutenants hierüber zu meinen besonderen Wünschen gehörte!“

„Sie werden sie aber nicht hindern können, Herr Major!“ erwiderte Hasso. „In anspruchslose Verborgenheit können Sie sich nicht mehr zurückziehen! Sehen Sie selbst —“ er deutete mit der Reitpeitsche auf ein paar Schaufenster zur Rechten und zur Linken, an denen sie gerade vorüberritten. Da prangte das Bildnis des Husarenmajors ihnen in jeder nur denkbaren Umrahmung entgegen, selbst auf Pfeifenköpfen und Porzellantassen zierlich gemalt, auf Brieftaschen gestickt, von Lorbeerkränzen umgeben. „Sehen Sie selbst — Ihr Bild in allen Schaufenstern, und Ihr Name —“

„Hurra, Schill — vivat hoch!“ rief in diesem Augenblick jauchzend ein Trupp Studenten, der, die Mützend schwenkend, an ihnen vorüberzog. Eine Schulkinderschar fiel freudig ein und trug den Ruf weiter: „Hurra, Schill!“

„Da hören Sie!“ fuhr Hasso lächelnd fort. „Und über populäre Persönlichkeiten wollen die Menschen alles ergründen — Herkunft, Schicksale, ihren ganzen inneren und äußeren Zusammenhang mit der Welt, in der sie ihre Rolle spielen!“

„Und dazu gehört auch meine Lieutenants-Existenz in Pasewalk?“ fragte Schill unmutig.

„Gewiß, Herr Major! Meinen Sie nicht, daß es für Ihr Offizierkorps ganz interessant sein dürfte, diese zu kennen?“ Es lag eine gewisse herausfordernde Neckerei in Hassos Ton, die dem Major unbehaglich war.

„Was haben Sie denn davon gehört, zum Donnerwetter! Erzählen Sie mir's doch wenigstens!“

„Nun — daß Sie sich stets im Widerspruch zu Ihren Vorgesetzten befunden haben, auch daß Ihnen der kleine Gamaschendienst höchst widerwärtig war und wie viel Unannehmlichkeiten diese Abneigung für Sie im Gefolge hatte!“

„Sie meinen die Arreststrafen zum Beispiel?“ unterbrach ihn der Major. „Diese Eure Kenntnisse sind mir allerdings sehr interessant. Was soll ich denn sagen, wenn Ihr anfangen wollt, Euch darin nach meinem Vorbilde zu richten?“

„Das haben Sie, glaube ich, nicht zu befürchten, Herr Major,“ sagte Hasso. „So ganz im unklaren sind wir denn doch nicht über den berechtigten Unterschied, der da besteht! Auch haben wir durch Kommißdienst noch nicht viel zu leiden gehabt. Es wäre undankbar, wenn wir das nicht anerkennten!“

„Freut mich! Sie stellen mir wenigstens ein gutes Zeugnis aus!“ entgegnete Schill gutmütig. „Sie wissen, daß es von Anbeginn mein Streben war, ehrgeizigen Eifer, einen wirklichen Soldatengeist in meinem Regiment heranzubilden — im Gegensatz zu der elenden Furcht vor Prügelstrafe, wie sie sonst in der Armee herrschte. Ob mir das bereits gelungen — Sie müssen es ja als Schwadronchef beurteilen können!“

„Ich denke wohl, Herr Major,“ erwiderte Hasso zuversichtlich. „Wir alle sind der Ansicht: Wenn die preußische Kavallerie reorganisiert werden soll, so wird es nach dem Muster der Schillschen Truppe geschehen!“

„Das ist ein stolzes Wort,“ erwiderte der Major und es blitzte in seinem schwarzen Auge auf. „Wenn Sie als der einzige das sagten, so würde es mir vielleicht wie Anmaßung klingen! Aber da auch Oberst Scharnhorst eine derartige Ansicht mir gegenüber entwickelt hat, so nehme ich sie mir als Ermutigung und als Wegweiser zu weiterem Handeln!“

Sie waren bei Schills Hause angelangt und trennten sich, um dann gemeinsam die besprochenen Besuche auszuführen.

Zu ihrem Bedauern fanden sie Velleggs nicht zu Hause. Frau von Rüchel empfing zwar die Besucher mit allen Zeichen des Wohlgefallens, doch blieb auch Fräulein Elise unsichtbar, und sie mußten sich endlich unbefriedigt entfernen.

„Meine schützenden Flügel haben Ihnen kein Glück gebracht, Herr Major,“ bemerkte Hasso. „Schade, nun werden Sie kein Verlangen wieder danach tragen!“

„Wer weiß!“ antwortete Schill. „So leicht kann mich ein mangelhafter Start denn doch nicht aus dem Sattel bringen!“

IV.

Major Schill war im Recht mit seiner Zuversicht. Wenige Tage nach dem erfolglosen Besuch lud Herr von Veldegg ihn und verschiedene seiner Offiziere, die gleich ihm Besuch gemacht, zur Tafel ein. Frau Julie, seine älteste Tochter, wollte in den nächsten Tagen abreisen, um mit ihrem Gatten auf dessen Landgut Tiefensee zurückzukehren. Heute aber empfing sie ihres Vaters Gäste als Hausfrau, wie in früheren Zeiten. Renate stand ihr zur Seite. Von jetzt ab sollte dieses wichtige Amt ihr zufallen.

Unter den geladenen Gästen befand sich auch Frau von Rüchel mit ihrer Tochter Elise, und Ludwig Zürn, der noch immer so blond und dürftig aussah wie in früheren Zeiten.

Renate empfing ihn freundlich wie immer, doch war sie zerstreut, beinahe aufgeregt. Heute zum ersten Mal sollte der Held von Kolberg ihres Vaters Haus betreten und das war ein Ereignis in ihrem Leben.

Jetzt rasselte es im Hausflur von Säbeln und Sporen, und die Husaren traten herein, fünf an der Zahl. Die Begrüßung war sehr lebhaft, denn hier wie überall empfing man die berühmten Streiter wie bewährte Freunde mit Ehren und Auszeichnung.

Bald ging man zur Tafel. Herr von Schill führte Julie und hatte Excellenz Rüchel an seiner Linken; sehr gegen Renates Wunsch, denn sie wähnte mit ahnungsvoller Seele, daß ihm diese Anordnung nicht behagen würde. „So wird es später nicht wieder gemacht, wenn ich zu sagen habe,“ dachte sie im stillen. Sie selbst hatte ihren Platz zwischen Blomberg und dem jüngeren Wedell, und war es wohl zufrieden. Albert Wedell zumal hatte sie unter ihren Schutz genommen. „Der Knabe“ nannten ihn neckenderweise die Kameraden seit jener Anrede der Prinzessin Ferdinand, und das fand sie ärgerlich. Auch sie wurde oft als so jung und kindisch hingestellt; die guten Leute täuschten sich, so schloß Renate ihre ernsten Betrachtungen. Namentlich besaß der Schwager eine ganz unangenehme Fertigkeit in dieser Art von Neckerei. Sie wußte daher, wie unangenehm dieselbe sein konnte und beschloß, sich treulich des jungen Wedell anzunehmen. Auch erschien er ihr keineswegs mehr so knabenhaft. Schlank und kräftig war er gewachsen, wie eine Fichte aus den pommerschen Wäldern. Die hellblauen Augen blickten entschlossen und klug aus dem jugendlichen Antlitz und in seinen Reden äußerte sich Feuer und Willenskraft. Verwunderlich erschien ihr das nicht: er zählte ja auch zu den Helden von Kolberg.

Hasso Rochlitz, mit einer ihm fremden und uninteressanten jungen Dame als Nachbarin begünstigt, sah an seiner anderen Seite Ludwig Zürn und das ergötzte ihn. Er hatte mit diesem eine Fehde angebahnt, denn der Musiker weigerte sich beharrlich, ihm zu gestehen, welcher neue Stern an seinem

Himmel ihn darüber getröstet, daß seine frühere Sonne, die schöne Julie, sich anderen Sphären zugewandt. Daß er nicht einmal den Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen, legte ihm Hasso als die unerhörteste Philisterei aus, ja als kränkend für die „Sonne“. Vergebens suchte der zartfühlende Künstler sich gegen die ungerechtfertigten Angriffe zu wehren, das Gespräch vor allen Dingen auf einen geheimnisvolleren Ton zurückzuführen. Hassos Laune schlug, wie so oft, in fröhliche Ausgelassenheit über und kannte weder Schonung noch Grenzen. Seine junge Nachbarin, obwohl sie nicht immer begriff, worauf sich diese Flut von Neckerei bezog, kam doch aus dem Lachen nicht heraus, und bald war die ganze Tischecke in die lebhafteste Heiterkeit hineingezogen.

Mit einem scharf aufmerkenden Ausdruck, wohlwollend und zugleich ein wenig tadelnd, beobachtete ihn der Blick seines Regimentskommandeurs. Hasso achtete nicht darauf, aber Julie bemerkte es, ebenso ihr rechter Nachbar, Lieutenant Bärsch, der Adjutant und „Quartiermeister“ des Regiments.

„Mein lieber Kamerad Rochlitz übertrifft heute wieder sich selber,“ bemerkte dieser halblaut zu seiner Nachbarin. „Sie sollten Ihren Einfluß geltend machen, gnädigste Frau, ihm diese übertriebene Ausgelassenheit abzugewöhnen! Sie ist keine angenehme Zugabe!“ und seine klugen, scharfen Augen streiften mit einem kalten Blick nach jener Richtung hin, wo Hasso den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete.

„Seien Sie vorsichtig,“ mahnte Julie lächelnd. „Rochlitz ist enfant gâté in diesem Hause. Man darf nichts gegen ihn sagen!“

„O — das ist er auch bei uns!“ entgegnete Bärsch. „Ich habe gewiß nichts gegen ihn. Aber es ist nicht jedermanns Geschmack, diese ungewöhnlich lebhafte Art seines Auftretens. Bald ein übersprudelnder Humor, wie zum Beispiel jetzt eben. Dann wieder gelegentlich eine unerhörte Schroffheit, mit der er sich selbst zur Geltung bringt und seinen Einfluß im Offizierkorps ausübt.“

Schill hatte diese letzten Worte gehört, er beugte sich ein wenig herüber. „Durch diesen Zusatz entkräften Sie Ihren ganzen Vorwurf, Bärsch,“ sagte er leise, doch mit Nachdruck. „Dieses Selbst, was er zur Geltung zu bringen pflegt, ist das eines ganzen Mannes, daraus eben entspringt sein auffallender Einfluß unter den Kameraden. Dafür sollten eigentlich gerade Sie Verständnis haben!“ setzte er freundlich hinzu.

„Herr Major, ich gebe mich schon!“ lächelte Bärsch. Und sie verständigten sich über diese schon oft berührte Streitfrage mit einem Blick über das erhobene Champagnerglas hinweg, welches sie beide leerten.

Die Tafel ward aufgehoben. In dem strahlend erhellten Wohnzimmer blieb die Gesellschaft noch beisammen. Herr von Schill suchte jetzt einen Platz an Renates Seite. Ihre Augen leuchteten auf, als er sich ihr näherte. „Nun, Herr von Schill, bringen Sie mir jetzt Genugthuung dafür, daß Sie mich neulich so gar arg haben abblitzen lassen?“

Seine schwärmerischen schwarzen Augen blickten sie fast erschrocken an. „Aber gnädiges Fräulein, welch ein Wort — Sie zürnen mir doch nicht etwa?“

„Nein, nein, keineswegs!“ rief sie mit Wärme. „Ich fürchte nur, Sie haben mich neulich allzu überschwenglich gefunden und von dem Vorwurf möchte ich mich reinigen! Sie wissen nicht, wie die Welt um mich her ausgesehen hat, ehe Sie kamen, was in mir vorging — was wir erlebt haben in diesen zwei Jahren der Franzosenplage in Berlin!“

„Ich kann es mir lebhaft denken, gnädiges Fräulein,“ entgegnete er. „Um so mehr wird es mich interessieren, Näheres gerade von Ihnen darüber zu hören.“

Sie atmete tief auf. Ihre Augen schauten mit schmerzlich sinnendem Ausdruck wie in weite Ferne! „Ja, Sie würden es mir nachfühlen können, diese zwei Jahre in der Knechtschaft des Feindes! Bedenken Sie, wir waren wie abgeschnitten von der Außenwelt, kein Wort, geschrieben oder gesprochen, drang an unser Ohr, als nur das vom Feinde diktierte, oder, schlimmer noch, dem Feinde huldigend! Alles, was uns lieb, ehrwürdig, heilig gewesen, ward heruntergerissen, verhöhnt, verspottet. Alles Edle und Große in der Welt in den Staub getreten, und dafür Napoleons Glück und Siegesübermut als Gottheit vor uns hingestellt! Das hat man ertragen müssen, jahrelang! Und sein eigenes Land und Volk verachten gelernt, in der Willfährigkeit, mit der es Schmach und Ketten trug!“ Sie brach ab und bedeckte die Augen mit der Hand, von ihrer Empfindung überwältigt. „Und dann kamen Sie, Herr von Schill!“ setzte sie nach kurzer Pause hinzu.

Schill lehnte sich in den Sessel zurück. „Und dann kam ich! Sagen Sie das nicht mit dieser Betonung, Fräulein von Veldegg! Sie bürden mir damit eine zu schwere Aufgabe und eine Verantwortung auf —“ er stockte. Es war ihm, als höbe sich das Schicksal mächtig, fordernd vor ihm empor, wie eine Bergeslast, die er auf seine Schultern heben sollte!

„Ja, das weiß ich!“ rief Renate triumphierend auf seinen unvollendeten Satz. „Eine Aufgabe vielleicht, wie selten einem Manne eine größere ward!“

Wie sie jetzt aufblickte, sah sie Hasso neben sich stehen, an den Fensterpfeiler gelehnt, den Blick auf sie geheftet mit jenem Ausdruck, als sei die ganze übrige Welt für ihn versunken und dieser eine Lichtstrahl nur seinem Auge noch vorhanden. Als er dem ihren begegnete, wandte er sich ab und ging fort.

„Den lerne ich jetzt auch von einer neuen Seite kennen!“ bemerkte Schill und sein vielsagender Blick folgte ihm.

„Sie sprachen bei Tisch von ihm?“ fragte Renate ablenkend.

„Konnten Sie denn das hören, gnädiges Fräulein? Wir sprachen doch so vorsichtig leise!“

„Ich habe scharfe Ohren und es interessierte mich! Ich sah den unangenehmen Blick, den der Lieutenant Bärsch ihm zuwarf. Er griff ihn an, nicht wahr?“

„Nun — ein schlimmer Angriff war es nicht!“

beruhigte sie der Major. „Er machte ja reichlich viel Lärm und das kann Bärsch nicht leiden!“

„Aber Sie verteidigten ihn?“ fragte Renate dringend.

„Gewiß — darüber können Sie unbesorgt sein, auf meinen Rochlitz lasse ich nichts kommen!“ Und er begann ihr zu erzählen, was Rochlitz ihm gewesen während der heißen Kolberger Tage, wie er einst zu ihm gekommen mit dem gefangenen General, und gar manches seiner tollkühnen Stücklein, das sie von Hasso selber niemals hätte erfahren können. Atemlos lauschte Renate und ihre Augen leuchteten dabei. Es war jedoch ein anderes Leuchten, als jenes unpersönliche Feuer heiliger Heldenverehrung, mit dem sie zu Schill aufgeblickt. Dieser empfand den Unterschied aufs deutlichste und mit einem gesunden Gefühl des Mißbehagens. Für diese menschlichere Herzenswärme wäre auch er empfänglich gewesen.

Ludwig Zürn näherte sich ihnen jetzt bescheiden und zögernd. „Gnädiges Fräulein, der Herr Oberstlieutenant wünscht, daß ich Musik machen soll, wäre es Ihnen ebenfalls —“

Renate erhob sich schnell und mit freundlichem Abschiedsgruß für den Major trat sie an ihres Musiklehrers Seite. „Gewiß wäre es mir ebenfalls!“ wiederholte sie neckend. „Wollen Sie sich freundlich um die Unterhaltung unserer Gäste verdient machen, so werde ich Ihnen sehr dankbar sein, Herr Zürn!“

„Welch ein Glück für diese anderen Gäste, daß Sie sich ihrer endlich auch erinnern wollen!“ bemerkte jetzt Hasso, der sich zu ihnen gesellte.

„Wieso?“ fragte sie rasch. „Finden Sie, daß ich eine so unaufmerksame Wirtin bin?“

„Ich kann es nicht beurteilen!“ seufzte er. „Es ist ja gewiß sehr ehrenvoll, mit unserem großen Chef und Kommandeur in Gesellschaften zu gehen, aber man muß sich dazu mit einem guten Stück Selbstverleugnung ausrüsten!“

„Nun hören Sie nur, Herr Zürn, wie er wieder spricht!“ sagte Renate mit verhaltenem Lachen. „Geben Sie ihm ein gutes Beispiel, wie man sich als Hausfreund zuvorkommend und liebenswürdig benimmt!“

„Sie meinen, gnädiges Fräulein, daß ich mich hierzu hinlänglich in der Selbstverleugnung geschult haben müßte?“ fragte Ludwig Zürn, und seine blauen Augen hingen an ihr mit einem Blick, der flehend und entsagungsvoll zugleich genannt werden konnte.

„Ich meine, daß Sie uns jetzt alle erfreuen sollen durch das schönste, was Sie uns von Ihrem musikalischen Repertoire geben können!“ erwiderte sie, nickte ihm freundlich zu und entfernte sich mit leichten, elastischen Schritten.

Beide sahen ihr nach. Hasso hatte den Blick aufgefangen, mit dem Ludwig Zürn seines Herzens Sehnen so unabsichtlich offenbart, und die Erkenntnis, die ihm damit geworden, berührte ihn seltsam, wehmütig. „Ludwig — warum hast Du mir das nicht gesagt! — Wenn ich gewußt hätte, daß sie es ist — nie würde ich so barbarisch gewesen sein, Dich zu necken.“

„Warum sollte ich Dir das sagen!“ murmelte Ludwig träumerisch. „Du hast sie ja gesehen, was fragst Du dann noch! Wenn Du siehst, daß die Sonne am Himmel steht, fragst Du auch nicht, wovon der Tag so hell ist!“ Damit wandte er sich fort, nahm vor dem Flügel Platz und spielte, von Leidenschaft durchglüht, Melodien aus dem letzten großen Quintett des Prinzen Louis. Er wußte, damit rührte er am sichersten Renates Herz. Sie saß und lauschte mit geschlossenen Augen. Hinter ihrem Sessel stand Hasso. Auch er kannte diese Musik gar wohl. Und das Liebesleid, das darin klagte, das todverachtende Heldentum, das darin pulsierte, durchwogten ihn wie Fieberschauer. Ob sie ähnlich so empfinden mochte — sie, die hier gesenkten, abgewandten Hauptes vor ihm saß, in Sinnen verloren. Wohin wanderten wohl ihre Gedanken? Ach, wer in ihrem Herzen hätte lesen können! —

Nachdem Renate ihn verlassen, hatte Major Schill Elise Rüchel aufgesucht. Seine Lieutenants, die ihr Gesellschaft geleistet, zogen sich zurück. Ein warmer Schein von Farbe ging über ihr hübsches Gesicht, als sie ihn kommen sah. Der rührte auch von menschlich warmer Herzensstimmung her. Ferdinand von Schill wich für den Rest des Abends nicht mehr von ihrer Seite.

Als die Offiziere sich empfahlen, ging auch Hasso und begleitete wie gewöhnlich die Kameraden zum letzten, fröhlichen Abendtrunk ins Wirtshaus. Sobald als möglich aber verließ er sie und suchte sein einsames Wohngemach auf, nur um allein zu sein, seinen stürmenden Gedanken Muße und Spielraum zu gönnen.

Er hatte sich brennend, sehnsüchtig auf das heutige Zusammensein mit Renate gefreut, so viel auf dem Herzen gehabt, was er ihr sagen, sie fragen wollte. Und nun war ihm zu Mut wie nach einer großen Enttäuschung. Sie war eine liebenswürdige Wirtin gewesen, für alle gleich. Schill huldigte ihr, Ludwig Zürn umgab sie mit anbetender Schwärmerei, jeder der Kameraden bewunderte sie, und allen Anforderungen war sie gerecht geworden mit Grazie und Sicherheit. Warum konnte denn nicht auch er zufrieden sein? Was bedeutete diese glühende Sehnsucht, sie allein, ganz allein auf der Welt nur für sich haben zu wollen? Das Gefühl war ihm selber rätselhaft, beunruhigend, über jeden Ausdruck quälend. Und doch war es beglückend, wie er nie bisher im Leben etwas geahnt noch gewußt.

Es war sehr spät, als er sich auf sein Lager hinstreckte, doch ohne Ruhe darauf zu finden. Der ganze Mensch war in seinen Lebenstiefen erschüttert, ohne eigentlich noch zu wissen, was ihm widerfahren. Die tiefe Liebesfähigkeit seines Herzens, die niemals seit frühsten Kindheitstagen rechte Nahrung noch Erwiderung gefunden und jetzt zu lebendigem Erwachen gelangte, und die heiße Leidenschaftlichkeit seines Temperaments vereinigten sich zu einer Flamme, die lebenzerstörend wirken mußte, wenn sie ihm nicht zu Heil und Glück gereichen konnte.

Er wußte das alles noch nicht und träumte sich endlich in einen leichten Schlaf hinein. Da aber

erschien bereits Fritze, zu nachtschwarzer Morgenstunde, die Laterne in der Hand, seinen Lieutenant zum Dienst zu wecken. „Fritze, was läßt Du mich doch nicht schlafen!“ gähnte dieser, doch fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß der königliche Dienst nicht warten durfte.

O, solch ein grauer, eiskalter Wintermorgen in frostiger Reitbahn, inmitten der eintönigen Kreisbewegung seiner dienstlichen Thätigkeit, noch dazu in überwachter, zerstreuter Stimmung — das war kein Vergnügen, weder für ihn noch für die seiner Schwadron zugehörigen Offiziere. Glücklicherweise dauerte die Sache nicht lange.

„Was ist Dir eigentlich, Rochlitz?“ fragte ihn Herr von Blanckenburg. „Du bist so verkatert, als hättet Ihr die Nacht durchgezecht! War der Champagner so schlecht, den Euch der alte Velbegg vorgesetzt hat?“

„Keine Spur! Da kennst Du den alten Velbegg schlecht!“ erwiderte Hasso. „Sehe auch nicht ein, warum Du diesen braven Herrn dafür verantwortlich machen willst, wenn mich Deine hochinteressanten Reitinstruktionen nicht mit Begeisterung erfüllen können!“

„Thue doch nicht, als ob Du von mir und meinen Reitinstruktionen überhaupt etwas bemerkt hättest!“ spottete Fritz Blanckenburg. „Deine Gedanken waren weit davon entfernt! Wo, mögen die Götter wissen!“

„Ich zum Beispiel bin ein solcher Gott!“ erklärte Blomberg mit Stolz. „In der Wilhelmstraße waren sie! Das heißt: In der Wilhelmstraße wohnt nur Fräulein von Velbegg! Die Adresse der beiden andern Holden ist mir unbekannt! Die schöne Renate aber wird es hoffentlich nicht sein, die Deine Gedanken zum Wandern gebracht hat? Um Himmels willen, Rochlitz, da kämst Du ja unserm Major ins Gehege!?“

Rochlitz klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. „Ich danke Dir, lieber, bester Junge, Du bist ein Engel, wenn auch zwar Dein Name mit einem B anfängt! Ohne Deine treu gemeinten Warnungen käme ich über die Hindernisse auf der Rennbahn des Lebens nicht hinüber!“ Er ging mit elastischer Lebendigkeit auf ein anderes Thema über und bald gelang es seinen launigen Einfällen, die Kameraden von dem beunruhigenden Gedankenfahrwasser abzulenken.

Wie ein Blitz ging es ihm durch alle Lebensgeister, als er mittags in seiner Wohnung einen Zettel des Herrn von Velbegg vorfand. Er wünschte sein Töchterchen nach der Abreise der Schwester zu zerstreuen und deshalb mit ihr die heutige Aufführung von Schillers Räubern im Schauspielhause zu besuchen. Hasso möchte ihnen die Freude machen, sie zu begleiten. Sein Eintrittsbillet lag schon mit im Briefe.

Heute abend! In wenigen Stunden also sollte er sie wiedersehen! Hasso schwindelte es. Er löste hastig die bereits eingegangene Verabredung für den Abend, konnte aber doch erst im Schauspielhause eintreffen, als die Vorstellung bereits begonnen.

Herr von Velbegg und Renate saßen allein zusammen in einer kleinen viersitzigen Loge. „Ich glaubte schon, Sie wollten uns im Stich lassen!“ flüsterte Renate mit leisem Vorwurf im Tone, während der Oberstlieutenant ihm die Hand schüttelte. Einen anderen Gruß hatte sie nicht für ihn, nachdem er sich so fassungslos auf diesen ihren Gruß gefreut?

Stumm nahm er den Platz hinter ihr ein. Von den Vorgängen auf der Bühne sah und hörte er nichts. Nur die edlen Linien der zarten Mädchengestalt vor ihm verschlang sein durstendes Auge, die weiche Biegung ihres Halses, die Zeichnung ihres abgewandten Profils.

„Renate!“ flüsterte er, so leise, daß ihr Ohr es kaum vernahm, nur den Hauch fühlte sie und verstand es doch. Kaum merklich bog sie den Kopf zurück, so daß die zierliche Ohrmuschel sich seinem Munde näherte. „Nun?“

„Renate, haben Sie keinen anderen Gruß für mich, als eine vorwurfsvolle Bemerkung?“

Langsam wandte sie den Kopf herum, über die Schulter fort, bis ihr Auge in dem seinen ruhte. „Aber Hasso!“

Sekundenlang hielt er ihren Blick mit dem seinen gefesselt. Wie es darin flimmerte und glühte! Mit Staunen, wie in eine neue Welt, sah Renate in die heiße Tiefe hinein. Ein Schauer überlief sie.

Als sie die Augen endlich von ihm losgelöst und der aufregenden Scene zwischen Karl Moor und seinen Räubern wieder zugewandt, war es ihr, als müßte sie sich erst mühsam zurechtfinden in der Außenwelt, welcher sie soeben wie durch einen Traum entrückt gewesen.

Hasso aber saß hinter ihr gesenkten Kopfes und machte sich's klar, daß er sich beherrschen, zusammennehmen, daß er sehr vernünftig sein müßte, wenn er nicht seines Lebens Glück in der Wurzel schon gefährden wollte. Denn seit er Renate jetzt wiedergesehen, war es ihm klar bewußt, welche Macht es sei, die über ihn gekommen.

Bescheiden und verständig unterhielt er sich nach Schluß des ersten Aktes mit Vater und Tochter und verbarg geschickt seine Ahnungslosigkeit dessen, was sich auf der Bühne zugetragen. Im zweiten Zwischenakte erhob sich Herr von Velbegg und ging, um in einer der benachbarten Logen Bekannte zu begrüßen. Sogleich lockerte sich ein klein wenig der Zwang, mit dem sich Hasso im Zaum gehalten.

„Renate, wissen Sie, daß Sie gestern kein Wort mit mir gesprochen haben?“ fragte er in vorwurfsvollem Tone.

Wieder wandte sie den Kopf nach ihm hin, doch diesmal rasch und mit schelmischem Lachen. „Aber Hasso!“ sagte sie.

„Ihr gütiges ‚Aber Hasso‘ kann mir gar nichts helfen! Bitte, haben Sie die Gnade, meine unterthänige Frage zu beantworten.“

Die glatte weiße Stirn krauste sich gänzlich ungnädig. „Weshalb denn? Ich liebe nicht examiniert zu werden!“ und fort wandte sich das Köpfchen, dem übrigen Zuschauerraume zu.

„Renate,“ bat Hasso leise, „aber nicht wahr, wenn ich Sie sehr bitte, dann antworten Sie mir?“

Ein Etwas von mutwilligem Stolz kämpfte in ihr mit dem Wunsch, seine Bitte zu erfüllen. „Hasso, wissen Sie, daß Sie ein recht anspruchsvoller Mensch geworden sind?“ fragte sie ausweichend.

„Nein, Renate,“ erwiderte er lebhaft. „Geworden — nicht; ich war es immer! Ich war immer ein anspruchsvoller Mensch! Und daß mir das Leben mein großes, dringendes Begehren niemals erfüllte, das hat mich immer unbefriedigt und unglücklich gemacht!“

Renate wurde nachdenklich bei seinen Worten. Es war richtig, was er sagte. Schon als sie ihn kennen gelernt, den trotzig und einsam seinen Weg durchs Leben sich bahnenden Jüngling, da war er weder schüchtern noch anspruchslos gewesen, sondern voller Stürmen und Sehnen, voll bewußter Ansprüche, die damals zu seiner Stellung und Persönlichkeit im Widerspruch gestanden. Jetzt nicht mehr! Damals standen auch die tiefen, schwermütigen Augen im Widerspruch zu seiner Persönlichkeit und dem kleinen, mageren, unternehmenden Gesicht. Jetzt — sie wandte plötzlich rasch und forschend den Blick ihm zu. Nein, jetzt nicht mehr! Jetzt war dieser Mann ein fertiges Ganze.

„Hasso, welches ist der große Anspruch, den Sie an das Leben stellen und der Ihnen bisher unerfüllt geblieben?“ klang ihre Frage ernsthaft und dringend.

Er sah ihr sekundenlang in die Augen und senkte dann die langen, dichten Wimpern. „Ein einziger Mensch — dem ich alles in der Welt sein kann!“

Er sagte es ruhig, doch bebte in der Tiefe die verhaltene Leidenschaft. Wieder fühlte Renate den geheimnisvollen Schauer, als pochte eine fremde, unbekannte Hand an ihres Herzens Thür. Heiß wallte der Wunsch in ihr auf, die Thür zu öffnen, weit — weit! —

Wie verstummt waren sie beide. Und dann kehrte Herr von Velbegg zu ihnen zurück. Die Zwiegespräche hatten ein Ende.

Spät abends, nach Schluß des Schauspiels, begleitete Hasso den Oberstlieutenant und seine Tochter bis zu ihrem Hause. Dann kehrte er in sein kleines, einsames Quartier zurück. Still war es in den Straßen und dunkel. Droben am schwarzblauen Himmel aber funkelten die Sterne in unermeßlicher Herrlichkeit. Und nicht groß und nicht weit genug erschien ihm das Firmament mit seinen Sternen, alle die Sehnsucht, alle die Seligkeit zu umfassen, die mit ihrem ersten heiligen, allgewaltigen Empfinden seine Brust erfüllte.

V.

Hassos fernerer Verkehr in dem Velbeggschen Hause erfuhr eine Einschränkung, auf welche er nicht gerechnet hatte. Da nämlich Renate keine mütterliche Beschützerin besaß außer Mademoiselle, welche als den Anforderungen nicht genügend betrachtet wurde, so hatte der alte Klaus den Befehl erhalten, jeden Herrenbesuch abzuweisen, sobald der Oberstlieutenant nicht zu Hause. Für Hasso war nicht nur keine Ausnahme geltend gemacht, sondern sein Name sogar unter den Abzuweisenden besonders betont. Er erfuhr dies von Klaus und war wütend, sah jedoch ein, daß er am besten that, seinen Grimm still in sich zu verschließen und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. War dann der Oberstlieutenant zu Hause und sein Besuch angenommen, oder auch erbeten worden, so saß Mademoiselle als Wächter in Renates Nähe mit einer Gewissenhaftigkeit, die nach Hassos Meinung einer besseren Sache würdig gewesen. Außerhalb ihres streng gehüteten Heims aber traf er Renate oft genug, um sich für die Entbehrung entschädigt fühlen zu können. Im Rüchelschen Hause, wo er viel verkehrte, begegnete er ihr, im Theater und auf den zahllosen Festen, die dieser Winter mit sich brachte.

Major Schill und sein Offizierkorps waren auf denselben nach wie vor der Gegenstand allgemeiner Huldigung. Mit sagenhaftem Ruhme ward Schills Name umwoben. Alles jauchzte ihm zu, wo er sich zeigte, jeder pries sich glücklich, den Helden erblicken zu dürfen, der von der Gottheit bestimmt schien, der Retter des Vaterlandes zu werden. Die Damen rissen sich darum, seinen Säbel berühren zu dürfen, die unglückliche geflüchtete Erbprinzessin von Hessen ließ ihren kleinen Sohn malen, mit diesem „Schills Schwert“ in der Hand, das ihm sein Erbe wieder erobern sollte.

Und er ging schlicht und still hindurch unter all dem berauschenden Weihrauch. „Man macht zu viel aus mir!“ Immer wieder sprach er es aus, und fest wie Eisen stand in seinem Sinn die treuherzige, mannhafte Bescheidenheit, in der er sich selber besser beurteilte, als die Menge es that.

Und doch, wenn er es immer wieder hören mußte, daß er, und er allein der Befreier Preußens, der verheißene, ersehnte Retter sei, dann wälzte sich auf seine Seele wie Centnerlast die Frage: „Ist es Feigheit, daß ich mich zu schwach dünke, dem Vaterlande zu helfen? Wissen die anderen es besser als ich, wozu ich berufen und befähigt bin? Ist es meine Pflicht, hervorzutreten und die Ketten zu zerbrechen, in denen wir alle schmachten?“ Ach, wer ihm eine Antwort auf diese Fragen hätte geben können!

Die einzige unter all diesen vaterländisch gesinnten Frauen, welche nicht zu viel aus ihm machte, welche nicht seinen Heldenruhm vergötterte, sondern den braven, liebenswürdigen Mann in ihm sah, mit dem treuen, warmen Herzen und den schwärmerischen Augen, das war Elise Rüchel. Und zu ihr floh er von den beängstigenden Weihrauchwolken hinweg, wie aus heißer, bedrückender Lampenluft zu herzerquickender Waldesfrische. Sie würde ihn lieben um seiner selbst willen, auch im Arbeitskittel, ohne den berühmten Säbel, ohne den Majorsrang und den Verdienstorden mit der Perlenkrone, das fühlte er mit beglückender Gewißheit. Und seine Dankbarkeit ging über in tiefe, hingebende Neigung. Schon ging der geräuschvolle Berliner Winter dem Ende

zu — da fragte Schill die Auserwählte seines Herzens, ob sie sein ungewisses Soldatenlos mit ihm teilen, ob sie für Leben und Sterben, für Glück oder Untergang die Seine werden wollte — und stolz und freudig legte sie ihr Lebensschicksal in seine Hände.

Schill hatte sich verlobt! Und es gab ein sterbliches Mädchen auf Erden, das ein solch überirdisches Glück ertragen konnte? Das nicht zusammenbrach unter der Last so überwältigender Bevorzugung? Ja, Elise Rüchel trug ihr Glück erhobenen Hauptes, in beseligender Gewißheit, dem Verlobten ebenbürtig zu sein an Herz und Seele und darum befähigt, auch ihn zu beglücken!

Am meisten wunderten sich seine Offiziere darüber. „Wer hätte das gedacht!“ meinten sie. „Eigentlich machte er doch Fräulein von Belbegg den Hof! Dies wunderhübsche Mädchen — wenn man das nur ahnte — dann hätte man da doch selber sein Heil versuchen können!“

„Thut es doch noch!“ mahnte Hasso. „Es steht Euch ja nichts im Wege!“

Sein guter Freund Blomberg aber sah ihn mit lustigem Augenzwinkern von der Seite an. „Nein, höre Du! dazu ist mir Deine Freundschaft zu viel wert, und meine Knochen vor allen Dingen!“

Hasso büßte es nachher, wenn er selber mit solch einem Scherzwort an seines Herzens Heiligtum gestreift, durch Stunden qualvoller Unruhe und Sorge. Wer gab ihm das Recht, mit solcher Sicherheit die Rivalen herauszufordern? Wußte er denn so gewiß, ob ihm auch wirklich beschieden war, wonach seine Seele verlangte?

Bei der inneren Sicherheit und Freiheit, die sie beseelte, offenbarte Renate zwanglos einem jeden, der es begehrte, ihr wahrhaftiges Gefühl, Abneigung oder Wohlgefallen. Daß niemand für sich eine unberechtigte Freiheit daraus entnahm, dafür sorgte schon der unbewußte Stolz ihrer Haltung. Leider sah auch Hasso hierdurch die Gewißheit seiner Hoffnungen nur wenig gefördert.

Einmal — es war eines Abends in dem gastfreien Rüchelschen Hause, wo fast sein ganzes Offizierkorps sich zusammengefunden, richtete Schill die Frage an Renate, welcher von dem „Schillschen Korps“ denn nun am meisten Gnade vor ihren Augen fände. Mit einem ruhigen Blick wanderten diese Augen die stattliche Runde entlang, bis zu den seinen zurück, die voll neckender Erwartung auf ihr ruhten.

„Den großen Führer natürlich ausgenommen: Herr Albert Wedell!“ antwortete sie mit Sicherheit.

Ein kurzer Lärm von Beifall, Enttäuschung, Zustimmung folgte dem Bekenntnis. Albert Wedell, „der Knabe“, elegant und geschmeidig wie eine Gerte, sprang auf und beugte ein Knie vor ihr, welche Dankeshuldigung sie mit königlicher Selbstverständlichkeit entgegennahm.

Hasso war es gewesen, als hätte bei dem Rundgang ihr Auge einen kurzen, zuckenden Moment auf ihm gehaftet. Länger als auf den anderen? Natürlich — er war ja ihr Jugendfreund! O über diese qualvolle Ungewißheit! — Tapfer bemühte er sich, die Erregung niederzukämpfen, die solche Zweifel immer wieder in ihm heraufbeschworen, oder sie wenigstens vor den scharfen Blicken der Kameraden zu verbergen. Ganz erfolgreich konnte dies Bestreben freilich nicht sein.

Renate war heute allein hier erschienen. Ein unerhörter Fall, da sie niemals sonst ohne Begleitung ausging. Mademoiselle aber war krank, und ungewöhnlich früh sandte der Vater den alten Klaus, um die junge Herrin abzuholen. Diese Gelegenheit konnte sich Hasso nicht entgehen lassen. Er empfahl sich schnell und erwartete Renate auf der Treppe.

„Ich habe denselben Weg wie Sie, Renate,“ redete er sie an. „Wollen Sie mir gütigst erlauben, Sie zu begleiten?“

Sie stutzte leicht. „Papa wünscht eigentlich nicht, daß ich Herrenbegleitung annehme! — Aber —“

„Aber —“ unterbrach er sie schnell — „Sie können mir unmöglich verbieten, zur selben Zeit wie Sie über die Linden nach der Wilhelmstraße zu gehen! Nicht wahr, Renate?“

„Nein, das kann ich unmöglich!“ bestätigte sie aus tiefster Überzeugung. Und dann gingen sie nebeneinander. Klaus, der eine stille Schwärmerei für den liebenswürdigen jungen Herrn empfand, dem es immer einen Stich ins Herz gab, wenn er ihn an der Thür abweisen mußte, blieb viel weiter zurück, als er eigentlich mit seiner Amtspflicht vereinbaren konnte. Hasso bemerkte es wohl. „Das soll Dir unvergessen sein, alte, brave Haut!“ dachte er bei sich.

„Wenn Albert Wedell an meiner Stelle wäre, würden Sie auch hier ihm den Vorzug geben vor mir — und allen anderen?“ fragte er.

Sie besann sich ein wenig und wiegte unruhig den Kopf hin und her. „Warum fragen Sie so, Hasso! Ich habe das gar nicht gern!“

Eine heiße Erregung überkam ihn. „Ich möchte aber so sein wie Sie's gern haben, Renate! Ich weiß es ja, zuweilen bin ich nicht so, und dann wenden Sie die Augen von mir fort und sind zu Albert Wedell und zu Schill und allen anderen freundlicher als zu mir! — Und das ist fürchterlich!“

„Das bin ich niemals!“ erklärte sie mit Bestimmtheit. „Und nur das mag ich nicht gern, Hasso, wenn Sie so etwas sagen und wenn Sie nach der größten Lustigkeit plötzlich still und finster werden, und Ihre Augen solchen vorwurfsvollen Blick bekommen, und ich bin mir doch nicht bewußt, Ihren Vorwurf verdient zu haben!“

„Und ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, woran das liegen könnte?“ fragte er.

„Gedanken gewiß, aber vielleicht nie der richtige!“ erwiderte sie zaghaft.

„Wirklich, Renate? Wissen Sie nicht, daß es für all mein Glück und all meinen Kummer nur einen Namen giebt, nur einen bis in den Tod?“ Seine Stimme bebte unter dem Druck mächtig emporwachsender Leidenschaft.

Renate erzitterte bei dem Ungestüm seiner Worte. „Seien Sie still — ich will ihn nicht wissen!“

„Nein, nein, Sie sollen auch nicht! Nur ein einziges Mal mußt' ich es sagen! Verzeihen Sie mir!“

Weiter sprachen sie nicht, bis er an der Treppe

sich verabschiedete. Hier erfaßte er ihre Hand und hielt sie in der seinen fest. „Sie zürnen mir nicht, Renate?“

„Nein, Hasso, wie sollte ich? Besonders jetzt, wenn Sie so lieb zu mir sind!“ Wie weich, wie innig das klang! Er blickte sie fragend, forschend an, voll banger Zärtlichkeit. Das matte Licht der Flurlampe fiel auf ihr Gesicht und zeigte ihm ihre Augen, die klaren Tiefen mit dem leuchtenden Stern darin. Wohl schimmerte es in ihnen von sehnsüchtiger Unruhe, und doch lag ein hingebendes Vertrauen in dem Blick.

„Noch nicht!“ sagte sich Hasso. Er preßte seine heißen Lippen auf ihre Hand, stumm, lange. Dann gab er sie frei, und sie eilte fort, während er ihr nachsah wie dem Schicksal, dessen Gewalt sein Leben verfallen war.

Dritter Teil.

Siebenter Abschnitt.

Dem Abgrunde zu.

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude?
So wild und schlachtenfroh,
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh,
Drum, Reiter, klirr' ich so!“
Hurra!

I.

Der Winter des Jahres 1809 ging zu Ende, und ein merkwürdiges Frühlingssehnen zog durch die Welt, ein Allgewaltiges, Aufbäumendes, der Drang nach Freiheit, nach Befreiung von dem Weltbezwinger, unter dessen Knechtschaft die Völker seufzten. Österreich hatte abermals zu den Waffen gegriffen und sandte unter Erzherzog Karl ein Heer gegen die Scharen des Unterdrückers ins Feld. Doch leider allein, ohne Beistand Preußens, welches sich nach seinem tiefen Fall noch nicht zu erheben vermochte. Das war ein unerträglicher Schmerz für jedes vaterländisch schlagende Herz in preußischen Landen.

In Spanien und in Tirol stand das Volk auf, für seine Freiheit zu kämpfen. Sollte denn in Norddeutschland solch ein Auferstehen unmöglich sein? In dem großen, treuen, kraftvollen Norddeutschland, das doch schwerer als alle anderen danieder lag unter dem Fußtritt des Eroberers. Wenn es wirklich der König nicht vermochte — sollte nicht das Volk aus eigenem Ermessen sich aufraffen können und das Zeichen zum Sturm geben?

Männer wie Gneisenau, Scharnhorst, Grolmann waren es, die den Mut zu diesem Gedanken in aller Herzen entfachten. In Westfalen, dem Reiche des „Komödiantenkönigs“ Jérôme Bonaparte, sollte der Aufstand beginnen, Preußen ihn weitertragen, Napoleon, mit seinem ganzen Heere in Österreich beschäftigt, sollte von Frankreich abgeschnitten werden, und der König von Preußen würde dann — darauf hofften sie mit Zuversicht — ihm den Krieg erklären.

Für die Ausführung dieses Planes, soweit er Preußen betraf, sah man in Schill den geeigneten Mann. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle Stimmen nannten seinen Namen. Leise zuerst ertönte der Ruf: „Brutus, Du schläfst?“ Diese Mahnung fand er — von unbekannter Hand auf Zettel hingeworfen — in seinem Zimmer vor. Dann kamen Sendboten aus Königsberg, aus Kassel — von Osten und von Westen, mit klar ausgesprochenen Aufträgen und Forderungen. Endlich zweifelte er selber nicht mehr daran: Er war es, der berufen, das geliebte Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien.

Einer der Thätigsten bei den Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen war in Berlin der Oberstlieutenant Veldegg. Er stand mit Grolmann und Scharnhorst in regem Verkehr, und Schill ging jetzt fast täglich bei ihm aus und ein.

„Wenn ich nur erst wüßte, daß es wirklich des Königs Wille sei!“ war anfangs des jungen Helden oft wiederholter Einwand. Doch allmählich ward auch dieser zur Ruhe gebracht. „Der König kann seinen Willen nicht kund thun, ohne sich aufs schwerste zu kompromittieren! Ihrem ersten Siege wird die Kriegserklärung als Bestätigung Ihres Thuns auf dem Fuße folgen. Keinesfalls aber läßt der König Sie im Stiche — des seien Sie gewiß!“ Durch solche Reden und Erörterungen von allen Seiten grub sich die Gewißheit fest in Schills Seele — und trieb ihn dem Verhängnis entgegen. Nicht durch freien Entschluß, der aus eigenem Kraftbewußtsein zur That treibt und zum Gelingen befähigt, nein — aus der Überzeugung anderer heraus reifte der Gedanke und die That. Deshalb trug sie unrettbar den Keim des Unterganges in sich. Schill ging hinein als ein Opfer, unbewußt vielleicht! Doch nie ward aus selbstloserem Herzen Leben, Überzeugung, Glück und Ehre hingeworfen — fraglos und ohne Zaudern — um dem einen heiligen Zwecke zu gehorchen.

Jetzt drang die Nachricht zu ihm, daß in Kassel der Oberst von Dörnberg den Aufstand vorbereitete, welcher zu seinem Unternehmen Anhalt und Grundlage bieten sollte. Ein vaterländisch gesinnter Landmann, Namens Romberg, ein zuverlässiger, wagemutiger Kundschafter, erschien bei ihm, um Aufträge und Zusicherungen aus Kassel zu überbringen. Ganz erfüllt von diesem ersten Schritte, der die Ausführung ihrer Idee förderte, trat Major Schill zu Herrn von Veldegg herein, um das Nähere zu berichten. Sie hatten eine lange, eingehende Beratung miteinander und dem einstigen Zieten-Husaren ging das Herz auf bei der so glühend ihm entgegenflammenden Kampfeslust dieses ritterlichen jungen Husarenführers.

In ihrem kleinen Erkerstübchen neben dem Zimmer des Vaters saß Renate und hörte jedes

zu — da fragte Schill die Auserwählte seines Herzens, ob sie sein ungewisses Soldatenlos mit ihm teilen, ob sie für Leben und Sterben, für Glück oder Untergang die Seine werden wollte — und stolz und freudig legte sie ihr Lebensschicksal in seine Hände.

Schill hatte sich verlobt! Und es gab ein sterbliches Mädchen auf Erden, das ein solch überirdisches Glück ertragen konnte? Das nicht zusammenbrach unter der Last so überwältigender Bevorzugung? Ja, Elise Rüchel trug ihr Glück erhobenen Hauptes, in beseligender Gewißheit, dem Verlobten ebenbürtig zu sein an Herz und Seele und darum befähigt, auch ihn zu beglücken!

Am meisten wunderten sich seine Offiziere darüber. „Wer hätte das gedacht!" meinten sie. „Eigentlich machte er doch Fräulein von Velbegg den Hof! Dies wunderhübsche Mädchen — wenn man das nur ahnte — dann hätte man da doch selber sein Heil versuchen können!"

„Thut es doch noch!" mahnte Hasso. „Es steht Euch ja nichts im Wege!"

Sein guter Freund Blomberg aber sah ihn mit lustigem Augenzwinkern von der Seite an. „Nein, höre Du! dazu ist mir Deine Freundschaft zu viel wert, und meine Knochen vor allen Dingen!"

Hasso büßte es nachher, wenn er selber mit solch einem Scherzwort an seines Herzens Heiligtum gestreift, durch Stunden qualvoller Unruhe und Sorge. Wer gab ihm das Recht, mit solcher Sicherheit die Rivalen herauszufordern? Wußte er denn so gewiß, ob ihm auch wirklich beschieden war, wonach seine Seele verlangte?

Bei der inneren Sicherheit und Freiheit, die sie beseelte, offenbarte Renate zwanglos einem jeden, der es begehrte, ihr wahrhaftiges Gefühl, Abneigung oder Wohlgefallen. Daß niemand für sich eine unberechtigte Freiheit daraus entnahm, dafür sorgte schon der unbewußte Stolz ihrer Haltung. Leider sah auch Hasso hierdurch die Gewißheit seiner Hoffnungen nur wenig gefördert.

Einmal — es war eines Abends in dem gastfreien Rüchelschen Hause, wo fast sein ganzes Offizierkorps sich zusammengefunden, richtete Schill die Frage an Renate, welcher von dem „Schillschen Korps" denn nun am meisten Gnade vor ihren Augen fände. Mit einem ruhigen Blick wanderten diese Augen die stattliche Runde entlang, bis zu den seinen zurück, die voll neckender Erwartung auf ihr ruhten.

„Den großen Führer natürlich ausgenommen: Herr Albert Wedell!" antwortete sie mit Sicherheit.

Ein kurzer Lärm von Beifall, Enttäuschung, Zustimmung folgte dem Bekenntnis. Albert Wedell, „der Knabe", elegant und geschmeidig wie eine Gerte, sprang auf und beugte ein Knie vor ihr, welche Dankeshuldigung sie mit königlicher Selbstverständlichkeit entgegennahm.

Hasso war es gewesen, als hätte bei dem Rundgang ihr Auge einen kurzen, zuckenden Moment auf ihm gehaftet. Länger als auf den anderen? Natürlich — er war ja ihr Jugendfreund! O über diese qualvolle Ungewißheit! — Tapfer bemühte er sich, die Erregung niederzukämpfen, die solche Zweifel immer wieder in ihm heraufbeschworen, oder sie wenigstens vor den scharfen Blicken der Kameraden zu verbergen. Ganz erfolgreich konnte dies Bestreben freilich nicht sein.

Renate war heute allein hier erschienen. Ein unerhörter Fall, da sie niemals sonst ohne Begleitung ausging. Mademoiselle aber war krank, und ungewöhnlich früh sandte der Vater den alten Klaus, um die junge Herrin abzuholen. Diese Gelegenheit konnte sich Hasso nicht entgehen lassen. Er empfahl sich schnell und erwartete Renate auf der Treppe.

„Ich habe denselben Weg wie Sie, Renate," redete er sie an. „Wollen Sie mir gütigst erlauben, Sie zu begleiten?"

Sie stutzte leicht. „Papa wünscht eigentlich nicht, daß ich Herrenbegleitung annehme! — Aber —"

„Aber —" unterbrach er sie schnell — „Sie können mir unmöglich verbieten, zur selben Zeit wie Sie über die Linden nach der Wilhelmstraße zu gehen! Nicht wahr, Renate?"

„Nein, das kann ich unmöglich!" bestätigte sie aus tiefster Überzeugung. Und dann gingen sie nebeneinander. Klaus, der eine stille Schwärmerei für den liebenswürdigen jungen Herrn empfand, dem es immer einen Stich ins Herz gab, wenn er ihn an der Thür abweisen mußte, blieb viel weiter zurück, als er eigentlich mit seiner Amtspflicht vereinbaren konnte. Hasso bemerkte es wohl. „Das soll Dir unvergessen sein, alte, brave Haut!" dachte er bei sich.

„Wenn Albert Wedell an meiner Stelle wäre, würden Sie auch hier ihm den Vorzug geben vor mir — und allen anderen?" fragte er.

Sie besann sich ein wenig und wiegte unruhig den Kopf hin und her. „Warum fragen Sie so, Hasso! Ich habe das gar nicht gern!"

Eine heiße Erregung überkam ihn. „Ich möchte aber so sein wie Sie's gern haben, Renate! Ich weiß es ja, zuweilen bin ich nicht so, und dann wenden Sie die Augen von mir fort und sind zu Albert Wedell und zu Schill und allen anderen freundlicher als zu mir! — Und das ist fürchterlich!"

„Das bin ich niemals!" erklärte sie mit Bestimmtheit. „Und nur das mag ich nicht gern, Hasso, wenn Sie so etwas sagen und wenn Sie nach der größten Lustigkeit plötzlich still und finster werden, und Ihre Augen solchen vorwurfsvollen Blick bekommen, und ich bin mir doch nicht bewußt, Ihren Vorwurf verdient zu haben!"

„Und ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, woran das liegen könnte?" fragte er.

„Gedanken gewiß, aber vielleicht nie der richtige!" erwiderte sie zaghaft.

„Wirklich, Renate? Wissen Sie nicht, daß es für all mein Glück und all meinen Kummer nur einen Namen giebt, nur einen bis in den Tod?" Seine Stimme bebte unter dem Druck mächtig emporwachsender Leidenschaft.

Renate erzitterte bei dem Ungestüm seiner Worte. „Seien Sie still — ich will ihn nicht wissen!"

„Nein, nein, Sie sollen auch nicht! Nur ein einziges Mal mußt' ich es sagen! Verzeihen Sie mir!"

Weiter sprachen sie nicht, bis er an der Treppe

sich verabschiedete. Hier erfaßte er ihre Hand und hielt sie in der seinen fest. „Sie zürnen mir nicht, Renate?“

„Nein, Hasso, wie sollte ich? Besonders jetzt, wenn Sie so lieb zu mir sind!“ Wie weich, wie innig das klang! Er blickte sie fragend, forschend an, voll banger Zärtlichkeit. Das matte Licht der Flurlampe fiel auf ihr Gesicht und zeigte ihm ihre Augen, die klaren Tiefen mit dem leuchtenden Stern darin. Wohl schimmerte es in ihnen von sehnsüchtiger Unruhe, und doch lag ein hingebendes Vertrauen in dem Blick.

„Noch nicht!“ sagte sich Hasso. Er preßte seine heißen Lippen auf ihre Hand, stumm, lange. Dann gab er sie frei, und sie eilte fort, während er ihr nachsah wie dem Schicksal, dessen Gewalt sein Leben verfallen war.

Dritter Teil.

Siebenter Abschnitt.

Dem Abgrunde zu.

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude?
So wild und schlachtenfroh,
Mein Schwert, was klirrst du so?
Hurra!

„Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh,
Drum, Reiter, klirr' ich so!“
Hurra!

I.

Der Winter des Jahres 1809 ging zu Ende, und ein merkwürdiges Frühlingssehnen zog durch die Welt, ein Allgewaltiges, Aufbäumendes, der Drang nach Freiheit, nach Befreiung von dem Weltbezwinger, unter dessen Knechtschaft die Völker seufzten. Österreich hatte abermals zu den Waffen gegriffen und sandte unter Erzherzog Karl ein Heer gegen die Scharen des Unterdrückers ins Feld. Doch leider allein, ohne Beistand Preußens, welches sich nach seinem tiefen Fall noch nicht zu erheben vermochte. Das war ein unerträglicher Schmerz für jedes vaterländisch schlagende Herz in preußischen Landen.

In Spanien und in Tirol stand das Volk auf, für seine Freiheit zu kämpfen. Sollte denn in Norddeutschland solch ein Auferstehen unmöglich sein? In dem großen, treuen, kraftvollen Norddeutschland, das doch schwerer als alle anderen daniederlag unter dem Fußtritt des Eroberers. Wenn es wirklich der König nicht vermochte — sollte nicht das Volk aus eigenem Ermessen sich aufraffen können und das Zeichen zum Sturm geben?

Männer wie Gneisenau, Scharnhorst, Grolmann waren es, die den Mut zu diesem Gedanken in aller Herzen entfachten. In Westfalen, dem Reiche des „Komödiantenkönigs“ Jérôme Bonaparte, sollte der Aufstand beginnen, Preußen ihn weitertragen, Napoleon, mit seinem ganzen Heere in Österreich beschäftigt, sollte von Frankreich abgeschnitten werden, und der König von Preußen würde dann — darauf hofften sie mit Zuversicht — ihm den Krieg erklären.

Für die Ausführung dieses Planes, soweit er Preußen betraf, sah man in Schill den geeigneten Mann. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, alle Stimmen nannten seinen Namen. Leise zuerst ertönte der Ruf: „Brutus, Du schläfst?“ Diese Mahnung fand er — von unbekannter Hand auf Zettel hingeworfen — in seinem Zimmer vor. Dann kamen Sendboten aus Königsberg, aus Kassel — von Osten und von Westen, mit klar ausgesprochenen Aufträgen und Forderungen. Endlich zweifelte er selber nicht mehr daran: Er war es, der berufen, das geliebte Vaterland aus der Knechtschaft zu befreien.

Einer der Thätigsten bei den Vorbereitungen zu dem großen Unternehmen war in Berlin der Oberstlieutenant Veldegg. Er stand mit Grolmann und Scharnhorst in regem Verkehr, und Schill ging jetzt fast täglich bei ihm aus und ein.

„Wenn ich nur erst wüßte, daß es wirklich des Königs Wille sei!“ war anfangs des jungen Helden oft wiederholter Einwand. Doch allmählich ward auch dieser zur Ruhe gebracht. „Der König kann seinen Willen nicht kund thun, ohne sich aufs schwerste zu kompromittieren! Ihrem ersten Siege wird die Kriegserklärung als Bestätigung Ihres Thuns auf dem Fuße folgen. Keinesfalls aber läßt der König Sie im Stiche — des seien Sie gewiß!“ Durch solche Reden und Erörterungen von allen Seiten grub sich die Gewißheit fest in Schills Seele — und trieb ihn dem Verhängnis entgegen. Nicht durch freien Entschluß, der aus eigenem Kraftbewußtsein zur That treibt und zum Gelingen befähigt, nein — aus der Überzeugung anderer heraus reifte der Gedanke und die That. Deshalb trug sie unrettbar den Keim des Unterganges in sich. Schill ging hinein als ein Opfer, unbewußt vielleicht! Doch nie ward aus selbstloserem Herzen Leben, Überzeugung, Glück und Ehre hingeworfen — fraglos und ohne Zaudern — um dem einen heiligen Zwecke zu gehorchen.

Jetzt drang die Nachricht zu ihm, daß in Kassel der Oberst von Dörnberg den Aufstand vorbereitete, welcher zu seinem Unternehmen Anhalt und Grundlage bieten sollte. Ein vaterländisch gesinnter Landmann, Namens Romberg, ein zuverlässiger, wagemutiger Kundschafter, erschien bei ihm, um Aufträge und Zusicherungen aus Kassel zu überbringen. Ganz erfüllt von diesem ersten Schritte, der die Ausführung ihrer Idee förderte, trat Major Schill zu Herrn von Velbegg herein, um das Nähere zu berichten. Sie hatten eine lange, eingehende Beratung miteinander und dem einstigen Zieten-Husaren ging das Herz auf bei der so glühend ihm entgegenflammenden Kampfeslust dieses ritterlichen jungen Husarenführers.

In ihrem kleinen Erkerstübchen neben dem Zimmer des Vaters saß Renate und hörte jedes

Wort der Unterredung mit an, ungesehen, denn ein Vorhang verhüllte die offene Thür. Ihr Zuhören aber geschah mit des Vaters ausdrücklicher Bewilligung. Der Oberst Veldegg besaß auf Erden keinen vertrauteren Freund als seine Tochter Renate, und er wußte, wie heilig ihr Herz erglühte für des Vaterlandes Befreiung, wie verschwiegen und gewissenhaft sie das bedeutungsschwere Geheimnis bewahren würde.

Mit gespannten Sinnen lauschte sie den Worten, die Schill dort sprach, und ihre Hände falteten sich in bebender Erregung. Endlich — jetzt endlich — nahte die große Stunde, da die Helden aufstehen würden, Deutschland zu erlösen von Knechtschaft und Schmach

O, daß sie ein Weib war und nicht mitziehen durfte in den Kampf — das war ihr einziges Leid! Doch dafür sah sie ja die beiden Männer hinausziehen, die ihr jetzt in gewissem Sinne wie ein Teil ihres geistigen Selbst erschienen: Schill, den Gegenstand und die Verkörperung ihrer patriotischen Begeisterung, und Hasso, den Freund und Vertrauten ihres Herzens. Um diese beiden wob ihre Phantasie einen Strahlenkranz zukünftigen Ruhmes und feierte sie als die Helden ihrer großen Zeit.

Berauschend verschmolzen sich diese Gedanken mit denen, welche Schill da drinnen bei dem Vater in Worte kleidete und erfüllten ihr Herz mit Begeisterung und Stolz.

Da ging nebenan die Thür. „Der Herr Lieutenant von Rochlitz wünschen seine Aufwartung zu machen!" meldete die Stimme des alten Klaus.

„O — das geht jetzt leider nicht —" begann Herr von Veldegg.

Doch der Major fiel ein. „Meinetwegen weisen Sie ihn nicht ab, Herr Oberstlieutenant. Meine Zeit ist bald abgelaufen — und überdies —"

„Also, ich lasse bitten!" sagte der Oberstlieutenant, und Klaus verschwand.

„Überdies," fuhr Schill fort, „gehört Rochlitz zu den dreien, die ich in meine Pläne einweihen muß! Er steht mir sehr nahe und sein Einfluß im Offizierkorps ist so groß, daß er mir die Stimmung desselben gewissermaßen verkörpert!"

Renate jubelte innerlich bei diesen Worten, die ihrem Freunde so große Bedeutung zusprachen.

Jetzt trat Hasso herein, sie hörte die herzliche Begrüßung, die ihm zu teil ward.

„Es ist mir lieb, daß Sie kommen, Rochlitz!" sagte Schill. „Ich muß doch einmal eingehender mit Ihnen über die Dinge sprechen, welche ich Ihnen schon mehrfach angedeutet! Die Erfüllung unserer Pläne rückt immer näher — es kann sein, daß wir bereits in einigen Tagen gegen den Feind marschieren werden!"

„Herr Major haben den Befehl des Königs?!" Es klang wie ein Jubelschrei, ungestüm freudig. Und merkwürdig wirkte die sekundenlange Stille, die darauf erfolgte.

„Ich habe den Befehl Seiner Majestät nicht," nahm darauf Schill das Wort. „Ich kann ihn nicht haben! Der König kann mir, ohne sich Napoleon gegenüber zu kompromittieren, solchen Befehl nicht geben. Es muß uns genügen, zu wissen, daß ich dennoch seinen Willen erfülle!"

Wieder eine kurze, inhaltvolle Pause.

„Herr Major — preußische Soldaten —"

Er bildete aus diesem Anfang keinen fertigen Satz. Was sollte er weiter sagen? Weder Rat noch Warnung stand ihm zu. War aber beides nicht genügend ausgesprochen in dem einen Wort: preußische Soldaten?

„Ja, preußische Soldaten!" nahm jetzt Herr von Veldegg mit Lebhaftigkeit den Gedanken auf. „Mein lieber Rochlitz, Sie wissen, auch ich war preußischer Soldat und bin es noch mit jedem Blutstropfen, obschon ich leider des Königs Rock nicht mehr trage. Ich kann Ihnen sagen, daß es nicht allein des Soldaten Pflicht ist, blind die Befehle zu erwarten, er soll auch auf eigene Verantwortung handeln können und in großen, besonderen Momenten Leben und Ehre einsetzen — nicht nur dem Schwert des Feindes, auch dem Richterspruch des Königs gegenüber, um in dessen Interessen zu handeln!"

„Herr Oberstlieutenant, solche Anschauungen sind mir nicht geläufig!" erwiderte Hasso gemessen. „Es steht mir jedoch nicht zu, meinem Regimentskommandeur zu widersprechen!"

Schill sprang auf und faßte ihn am Arm. „Ja, Rochlitz, Sie sollen mir widersprechen! Ich habe hier nicht die Absicht zu befehlen, sondern Ihre Ansicht für mich zu gewinnen. Wie soll ich meinen Plan zur Ausführung bringen, wenn Ihr nicht alle — jeder einzige von Euch — mit dem Herzen zu mir steht! — Kinder, ich bin Euch doch mehr als nur der Regimentskommandeur, ich bin nicht viel älter als Ihr, meine Offiziere, Ihr seid mir Brüder und Freunde! Mit dem Tage, wo Ihr anfangen wolltet, nur als Untergebene meinen Befehlen zu folgen, hätte das Schillsche Regiment aufgehört das zu sein, was es ist und bleiben soll!"

Mit fast zärtlichem Druck umfaßte Hasso die ritterliche Hand, die so warm nach der seinen griff. „Herr Major, Sie wissen, daß jeder einzige von uns sich mit Ihnen — für Sie — in kleine Stücke zerhacken ließe; daß wir alle nur darauf brennen, von Ihnen gegen die Franzosen geführt zu werden! Aber — warten Sie den Befehl des Königs dazu ab!"

Schill ließ seine Hand fahren und begann erregten Schrittes im Zimmer auf und ab zu gehen. „Ich werde den Befehl bekommen! So hören Sie doch, was ich Ihnen sage! Nur auf ihn warten — kann ich nicht! Ich muß etwas unternehmen! Ich muß!*) Unser Erfolg wird es dem Könige ermöglichen, mit der Kriegserklärung hervorzutreten! Dieser Erfolg ist aber nur denkbar, wenn ich mich auf meine Offiziere verlassen kann, wie ich es in der Kolberger Zeit gekonnt!" Und er warf aus seinen schwarzen Augen einen zündenden Blick auf den schweigend vor ihm stehenden Offizier.

*) Schills Wort.



Ach, es bedurfte dieser Mahnung an die Kolberger Ruhmestage nicht. Hassos ganze Seele stand in Flammen bei der Aussicht eines nahenden Zusammenstoßes mit dem tödlich gehaßten Unterdrücker. Aber vor dieser beseligenden Hoffnung sah er einen unübersteiglichen Wall: die leider Gottes noch fehlende Marschordre des Königs. „Wir sind dazu da, Ihnen zu folgen, Herr Major —“ sagte Hasso. Den Nachsatz — wenn es der König befohlen — verschwieg er, doch zitterte er gleichsam im Tone seiner Stimme nach.

„Rochlitz, Sie sind mir unbegreiflich!“ rief Oberstlieutenant Velbegg jetzt aufgeregt. „Von Ihnen gerade hätte ich alles andere eher erwartet als solche vorsichtigen Schulmeisteransichten!“

Hassos Haltung wurde geschlossener. „Meine Ansichten stammen aus der Schule des Prinzen Louis Ferdinand!“ sagte er mit nur leicht markierter Betonung.

„Nun hören Sie, lieber Freund, diese Schule werden Sie mir schwerlich als eine sonderlich ernste bezeichnen wollen!“ rief der Oberstlieutenant gereizt auflachend.

Jetzt flammten Hassos Augen. „Wenn Sie daran zweifeln, so haben Sie ihn nicht gekannt, Herr Oberstlieutenant! Er wünschte den Ausbruch des Krieges so glühend, daß er die Höllenscharen entboten hätte, um sie gegen Frankreich zu führen! Und es hätte ihn ein Wort gekostet, so stand er an der Spitze des Heeres! Ja, wir riefen ihn — und wir wären alle, alle mit ihm gegangen! Aber er hatte nur eine Antwort für uns: ‚Ich bin Soldat meines Königs!‘“

Schill warf sich in den Sessel und ließ den Kopf in die Hand sinken. Herr von Velbegg sah den Eindruck, den Hassos Worte auf seinen Auserwählten machten — und er hätte ihn erwürgen können vor Zorn.

„Glauben Sie etwa, Prinz Louis selber hätte den großen Fehler mangelnden Entschlusses und Zögerns in jenen Oktobertagen nicht bitter bereut?“

„Wie soll er ihn bereut haben,“ gab Hasso erregt zurück. „Sein Fehler war das nicht. Er ist mit der ganzen Kraft seines Einflusses den Urhebern dieses Zauderns entgegengetreten, und als zu spät der Befehl zum Vorgehen erfolgte, da opferte er sein Leben, um das Verlorene wieder einzubringen! Auch dafür war er ja Soldat!“

Schill erhob sich während dieser Worte. „Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen,“ sagte er hastig, „daß wir alle drei hier auf einem Grunde der Gesinnung stehen! Ich hoffe, mich auch noch weiter mit Ihnen zu verständigen, Hasso!“ Er verabschiedete sich kurz und ging. Der Oberstlieutenant begleitete Schill ins Vorzimmer, um ihm dort nochmals dringend ans Herz zu legen, sich ums Himmels willen nicht von Hassos Einwendungen beeinflussen zu lassen, und kehrte dann verstimmt zu diesem zurück.

In dem Augenblick teilte sich der Vorhang von dem Erkerstübchen — und Renate trat herein.

Sie erschien größer als sonst, ihr Gesicht blaß und die Augen seltsam erweitert. „So haben mich meine Ohren wirklich nicht getäuscht, das waren Sie — Hasso — der hier gesprochen und Schill zu entmutigen versucht hat im Kampfe für die Freiheit —?!“

Hasso stand vor ihr, straff und fest, die linke Hand am Säbel. Sein Blick begegnete dem ihren klar und entschlossen, doch ein tödliches Weh schnitt ihm ins Herz, als er Renate so sich gegenüberstehen sah. „Wenn Sie meine Worte gehört haben, Renate, und verstanden, dann werden sie Ihnen schwerlich überraschend geklungen haben!“

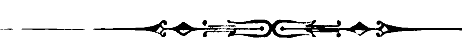
„Überraschend — Hasso — vernichtend! Aus allen Himmeln haben sie mich gestürzt! Von allen Menschen auf Erden waren Sie der letzte, von dem ich das — das erwartet hätte!“

„Was denn?“ fragte er nicht ohne Schärfe. „Mich sprechen zu hören, wie es sich für einen preußischen Soldaten geziemt?!“

Renate wollte heftig erwidern, doch der Oberstlieutenant trat dazwischen. „Laß nur, mein Kind! — Lieber Hasso, ich beschwöre Sie, versteifen Sie sich nicht auf diese Ideen! Prinz Louis war gewiß ein Held, den man nicht hoch genug bewundern kann, doch wahrscheinlich nicht der eiserne Charakter, dessen wir damals wie jetzt bedurften, sonst wäre er eingeschritten!“

„Ich muß Ihnen das bestreiten, Herr Oberstlieutenant. Wie von hartem Eisen ist er mir freilich nie erschienen, aber immer wie vom feinsten Stahl! Hätten Sie ihn gesehen in der Schlacht, die er so heiß ersehnt, von deren Ausgang Himmel oder Hölle für ihn abhing, Sie würden sicher nicht so über ihn urteilen! — Er übersah mit dem Blick des Feldherrn, daß der Tag verloren war, eher als wir alle! Größere Verzweiflung hat wohl niemals eines Menschen Brust durchtobt! Sie kannten sein ungestümes Temperament, welches jede Regung in seinen Mienen wiederspiegelte. Und doch, — in diesem schrecklichen Augenblick gab die heitere Ruhe seines Gesichts noch einmal den fliehenden Regimentern die Zuversicht zurück und brachte sie zum Stehen! — Seit ich das gesehen habe, weiß ich, was Selbstbeherrschung — und was Soldatenpflicht ist!“

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

An der Gruft des Reichsfreiherrn vom Stein

zu Frücht bei Ems.

Mann von deutschem Wesen,
Mann von deutscher Art,
Der in Not erlesen
Unsern Vätern ward, —
Liebte schon als Knabe
Deine Trutzgestalt,
Bin zu Deinem Grabe
Freudig hergewallt.

Deutschen Sinn zu festen
Hab' ich wohl begehrt.
Zähltest zu den Besten,
Die der Deutsche ehrt;
Herrlich anzuschauen,
Urbild deutscher Kraft,
Lehrst Du Gott vertrauen,
Der Erlösung schafft.

Zogest Deinem Volke
Stark und kühn voran,
Eine Feuerwolke
Ihm auf dunkler Bahn.
Grimme Wetterschauer
Führtest Du's hindurch,
Warst des Rechtes Mauer
Und der Freiheit Burg.

Deines Geistes Stärke
War der Schwachen Hort,
Deine hehren Werke
Wirkten mächtig fort.
Durftest selber schauen,
Wie der Korse fiel;
Deutsches Reich zu bauen,
War Dein höchstes Ziel.

Nicht war Dir beschieden,
Es erreicht zu sehn;
Schlummerst nun in Frieden
Hier auf freien Höhn.
Aber aus den Gründen
Her zum Heiligtum
Muß der Schall Dir künden
Deines Volkes Ruhm.

Deine Gruft umstrahlen
Soll der Flammenschein,
Der von Höhn und Thalen
Dringt verklärend ein.
Und herniederschweben
Mög' Dein seliger Geist,
Daß er deutschem Leben
Rechte Pfade weist.

Glanzverklärt die Züge
Sprichst Du kühn und frei:
„Kampf der welschen Lüge,
Tod der Tyrannei!
Sei in Eurer Mitte
Heilig immerdar
Deutsche Zucht und Sitte.
Krone und Altar!" —

Mann von deutschem Wesen,
Mann von deutscher Art,
Der uns auserlesen
Einst in Nöten ward,
Laß uns allerwegen
Treu gedenken Dein,
Dann wird Kraft und Segen
Unser Erbe sein!

Im August des Jubeljahres 1895. **Wilhelm Idel.**

Aus meinen Erinnerungen.

Von **Otto von Leixner.**

Wieder einmal ziehen die Nationalitätsstreitigkeiten im Kaiserreich die Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich und in weiten Kreisen regt sich die Teilnahme an dem Lose der Stammesgenossen. Man bemerkt Flammen aus der Ferne erst, wenn sie zum Dach oder zu den Fenstern hinausschlagen, der glimmende Funke und der glostende Balken bleibt unbemerkt. So ist es auch in dieser Angelegenheit. Seit die Ungarn hauptsächlich durch Josefs II. gewaltsamen Reformdrang, seitdem die Slawen im Norden und Süden in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zum Bewußtsein ihres Volkstums gekommen sind, hat der kleine Krieg zwischen den Stämmen, aus denen sich der Kaiserstaat zusammensetzt, niemals ganz gerastet; niemals hat sich seitdem ein wahrhaft inniger Zusammenhang zwischen den einzelnen Volksstämmen herstellen lassen und jede Verwickelung, die das Reich zum Kampf nötigte, fand Österreich gespalten.

Wohin jedoch auch die Sympathien der Völkerschaften sich neigen mochten, wie sehr z. B. die einzelnen slawischen Stämme des Südens unter sich uneinig waren, in einem Punkte trafen sie zusammen: in der Abneigung gegen die Deutschen. „Svab nem ember" „der Deutsche ist kein Mensch", sagt eine ungarische Redensart, „Nemec, tepec" „der Deutsche ist ein Dummkopf" behauptet ein Volksreim der Slovenen.

In der Zeit von ungefähr 1830 war die panslavistische Idee noch platonisch; da mochte Jan Kolár (1793—1854) in seiner Schrift „Über die litterarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation" noch sagen, daß die Einheit „nicht in einer politischen Vereinigung aller Slawen, nicht in demagogischen Umtrieben und revolutionärem Aufruhr" bestehe. 1831 hatte er einen litterarischen Verein gegründet, dem fünfzehn Mitglieder angehörten; je mehr sich aber politische Ziele mit den litterarischen verbanden, desto größer wurde der Bund und schon 1846 umschloß er siebzehnhundert Mitglieder. Wie sehr selbst Deutschböhmen von dieser slawischen Strömung ergriffen waren, beweisen verschiedene deutsche Dichtungen, wie Hartmanns „Kelch und Schwert" (1845) und Alfred Meißners „Ziska" (1846).

Die Abneigung gegen das deutsche Element war in den tschechischen Volksmassen lebendig, das beweisen die Scenen im April und Mai 1848 in Prag. Man kennt die Antwort, die Palacky dem Frankfurter Vorparlament auf die Einladung, seinen Platz in der Versammlung einzunehmen, gegeben hat. Er verwahrt sich darin zuerst gegen den Vorwurf, als hege er feindliche Gefühle gegen Deutschland, betont jedoch, daß er Slawe sei und das czechische Volk unbedingt nichts Gemeinsames mit dem deutschen haben könne. Dann aber kommt eine Stelle, die kurz darauf eine merkwürdige Beleuchtung finden sollte. Man wisse, heißt es dort, welches Riesenreich den Osten Europas inne habe; fast unangreifbar auf eigenem Boden, bedrohe es die Freiheit der Welt, und strebe die allgemeine Herrschaft an. Obwohl ein Slawe, würde er dies als ein ungeheures Unglück betrachten. Einige Zeit darauf tagte in Prag jener vielberufene Slawenkongreß, wo die Vertreter der verschiedenen Stämme, um sich zu verständigen, deutsch verhandeln mußten und in der Sprache des gehaßten Feindes ihren Gefühlen freien Lauf ließen. — Die starren Vertreter des nationalen Gedankens richteten seitdem unter dem Druck des Schwarzenbergschen Centralismus ihre Augen andächtig nach dem nordischen Oger und zum Väterchen an der Newa.

Langsamer und zerfahrener entwickelte sich die slawische Bewegung im Volksbewußtsein der slawischen Stämme im Süden, bei Slovenen und Kroaten. Auch bei den ersteren ging der Anstoß von der Litteratur aus und zwar in Krain, wo ein Blatt „Krainische Biene" (Krajnska čbelica), das seinen Titel wohl einer Nachahmung der Zeitschrift Bulgariens verdankt, die verschiedenen Kräfte vereinte, unter denen nur Prešer und Vodnik eine selbständige Begabung besaßen. Auf die niedrigen Volksschichten, die Bauern in Krain, Kärnten, Untersteiermark und Südwest-Ungarn, wirkten diese Bestrebungen gar nicht ein — denn diese konnten kaum lesen und verstanden das Schriftslovenisch, wie es sich zu entwickeln begann, nur zum Teile. Die Volkssprache war besonders dort, wo die Sprachgrenzen in einander flossen, unglaublich verwildert und mit ungarischen wie deutschen Worten durchsetzt. Bezeichnend ist es, daß die grammatikalischen Lehrbücher fast durchgängig deutsch geschrieben werden mußten und mancher Dichter, wie Prešer, zur deutschen Sprache griff, um den nationalen Gedanken vor einem größeren Hörerkreis zu verteidigen. Die Verhältnisse, die in den genannten Provinzen herrschen, brachten es mit sich, daß jede Bauernfamilie danach strebt, mindestens ein Mitglied zum „geistlichen Herrn" zu machen. So waren es denn auch zum großen Teile Bauernsöhne, die auf den Gymnasien und in den katholischen Priesterhäusern das Volksbewußtsein durch Beschäftigung mit der slovenischen Litteratur in sich kräftigten und dann als Kapläne oder Pfarrer auf die Landbewohner in derselben Richtung einwirkten. Aber auch Angehörige anderer Stände rasteten nicht, und besonders seit 1843 nahmen die Bestrebungen Aufschwung. Der bei weitem größere Teil der Litteratur bestand aus Übersetzungen vornehmlich deutscher Werke. Auch Schillers Dramen sind später übertragen worden, wenn auch nicht mit allzugroßer Sorgfalt. So entsinne ich mich, daß in „Maria Stuart" die Stelle: „Konzepte von Briefen an die Königin von England" mit „Versuche neubeschnittener Federn" wiedergegeben war.

In den sechziger Jahren nahm die Haltung dem Deutschtum gegenüber immer feindlichere Formen an und verbreitete sich allmählich auch in der Jugend. Ich befand mich seit dem Jahre 1859 am Gymnasium in Marburg, einem Städtchen in Untersteiermark, das, hauptsächlich von Deutschen bewohnt, ringsumher von slovenischer Bevölkerung umgeben war. Die Lehranstalt war deutsch, aber der größere Teil der Schüler wie der Lehrer gehörte dem slawischen Stamme an. Das Völkchen selbst ist geistig begabt und von jener eigentümlichen Leidenschaftlichkeit, die nur selten, aber dann heftig und unvermittelt losbricht. Um das Jahr 1863 hatten wir Schüler der höheren Klassen ein Gesangskränzchen gebildet, in dem deutsche und slawische Lieder gesungen wurden. Bald schlichen sich nationale Lieder der Slovenen ein, die stark chauvinistisch gefärbt waren, wie eine Art von Kampflied „Naprey sastawe Slave" (Vorwärts ihr Fahnen Slavas). Wir Deutschen schrieen wacker und harmlos mit, ohne Ahnung, daß unsere slovenischen Mitschüler dabei noch an etwas anderes, als nur an die Ausbildung ihrer Stimmen dachten. Allmählich aber ging uns doch das Verständnis auf, denn bald befanden sich alle Lieder dieser Art auf dem Repertoire des „Kränzchens", während sonst in unserer Sprache nur gefragt wurde, wer den lieben Wald so schön hingestellt habe, oder dem Hirtenknaben die Ruhe versprochen wurde. Das wurde uns zuletzt doch zu bunt, und wir verlangten, doch wenigstens fragen zu dürfen, was des Deutschen Vaterland sei. Es kam zu kleinen Reibungen in der Schule, und in mancher Zwischenpause wurde nicht nur mit Worten gestritten.

1864 und 1865 hatte indessen die Bewegung immer mehr an Umfang gewonnen und besonders auf dem Lande begann das slovenische Element ziemlich selbstbewußt zu werden. Der Einfluß der nationalen Hetzkapläne machte sich immer stärker bemerkbar; Lesevereine und Gesangsfeste wurden zu einer lebendigen Aufwiegelung benutzt. Besonders zwei Vorfälle erregten Aufsehen. Im März 1866 hatte ein Kaplan im Bad Tüffer, wenn ich nicht irre, den Schülern in der Religionsstunde den Gebrauch der deutschen Sprache untersagt und hinzugefügt, das Land gehöre den Slovenen und man werde die Deutschen nächstens hinausjagen. Der zweite Fall spielte sich in der theologischen Lehranstalt in Marburg ab. Zwei der Alumnen, obwohl Slovenen von Geburt, der deutschen Poesie und Wissenschaft zugethan, hatten sich Schillers Werke angeschafft und der eine von ihnen war so weit gegangen, des Dichters Bildnis über seinem Tisch im Studiersaal aufzuhängen. Die Leitung der Anstalt lag damals in der Hand eines Mannes, der als Katholik wie als Slovene gleich fanatisch gesinnt war. Der Frevel wurde entdeckt, die Sünder zur Verantwortung gezogen: als größtes Verbrechen hielt man ihnen vor, daß sie die Werke eines Protestanten und noch dazu eines Deutschen gelesen hätten.

Derartige Vorfälle erweckten natürlich bei uns bartlosen Politikern die Leidenschaften und wir Deutschen gaben allmählig die angestammte Geduld — in der die Deutsch-Österreicher so Großes leisten — auf. Es kam im Kränzchen zum Krach. Am 1. Mai 1866 sollte ein Maiausflug stattfinden. Einer von uns hatte eine Fahne machen lassen, auf die eine Lyra gemalt war; eine junge Dame stickte einen Eichenkranz darum. Als das Werk beendet war, zeigten wir es im „Kränzchen", ohne zu ahnen, welcher Sturm darüber losbrechen sollte. Die Slovenen machten unzufriedene Gesichter, und endlich kam die Wahrheit an den Tag: dieser Fahne würden sie niemals folgen, denn die Eiche sei der deutsche Baum, man solle einen Lorberkranz an die Stelle setzen. Umsonst boten wir an, daß ein frischer Lindenkranz — die Linde hat der liebe Gott nämlich eigens für die Slawen

wachsen lassen — auf die Fahnenspitze kommen könnte. Da wurde denn die Stimmung immer schwüler und zuletzt erklärten wir ihnen, daß sie gar keine Ursache hätten, dem deutschen Eichenkranz nicht zu folgen; was sie an Wissen besäßen, vermittle ihnen Deutschland; noch habe kein Slovene etwas Großes auf irgend einem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geleistet — kurz, wir legten uns mit jugendlicher Begeisterung in das Zeug So fand das Kränzchen samt dem Ausflug ein jähes Ende. Bald verbreitete sich das Gerücht von dem Sturme im Glase Wasser durch die Stadt, auch der Gymnasialdirektor erfuhr es. Es kam zu einer Konferenz der Lehrer und die „Führer" beider Parteien wurden vorgeladen. Man hielt uns eine schöne Rede von Eintracht, vom wahren österreichischen Geist und dann wurden wir entlassen. Aber der wirkliche Friede ließ sich nicht herstellen. Viele Wochen lang wurde zwischen Slovenen und Deutschen kein Wort gewechselt und bei geringen Anläßen kam es zu Streitigkeiten, als deren letztes Beweismittel die Faust zur Verwendung kam.

Was hier im Kleinen geschah, wiederholte sich an verschiedenen Orten im größeren Stil. An Aufreizungen der Massen fehlte es natürlich nicht. So fand einmal Sonntag, den 22. September 1867 ein national-slovenisches Fest in Kleinsonntag bei Pettau statt, zur Erinnerung an einen Chronikenschreiber aus dem 17. Jahrhundert. Man wollte zur Feier des Tages ein Drama „Samo" geben. Der Titel offenbarte die Tendenz: Samo, ein Franke, hatte um 625 nach Christi Geburt ein südslawisches Reich gegründet. Das Stück behandelte diese Gründung zum Zwecke der Agitation, feierte die Verbrüderung der Slovenen, Serben und Kroaten und wies in der bewährten Form einer Prophezeiung auf eine zweite derartige Gründung hin. Die hohe Obrigkeit fand aber die Tendenz doch ein wenig seltsam und verbot die Aufführung. Aber es fand sich schnell ein Ersatz. Eingeleitet wurde das Fest, zu dem alle Deutschenfresser aus Untersteiermark und Kroatien nebst vielleicht hundert Geistlichen und ihrer Bauerngefolgschaft hingeströmt waren, durch die Rede eines Landtagsabgeordneten, eines gewissen Hermann, dessen Name mit seinem fanatischen Deutschenhaß wenig übereinstimmte. Er pries zuerst den unbekannten Chronisten und sagte darauf mit rednerischem Pathos das, was man dramatisch zu sagen verboten hatte. Es folgten Gesangsvorträge — alle Texte für den Zweck bestimmt, und nun zwei Einakter. Der erste hieß „Supan" („Ortsvorsteher"). Ein Supan hat große Vorliebe für alles Deutsche und spricht die deutsche Sprache sehr gerne, obwohl er ihrer nicht recht mächtig ist. Diese seine Neigung ärgert die Familienangehörigen; mit Hohn und Spott machen sie sich über des Vaters Schwäche her und schmähen so lange auf die „verfluchten Deutschen" (nemskutari), bis des Supans nationaler Stolz erwacht und er der Verirrung entsagt.

War der Jubel der Anwesenden schon bei diesem Meisterwerke groß gewesen, so erreichte er bei dem zweiten Stückchen seinen Siedepunkt. Die Farce nannte sich „Cylindre in Klobouček" („Cylinder und Rundhütchen"). Es spielten nur zwei Personen mit, deren eine das Slawentum, die andere das Deutschtum repräsentieren sollten. Der Slawe trat im eleganten, verschnürten Rock auf, mit anliegenden Beinkleidern und halbhohen Lackstiefeln, auf dem Kopfe das runde Hütchen; der Deutsche dagegen, ein magerer, langmähniger Mensch, in einem alten Frack mit kurzen Ärmeln, in abgeschossenen Beinkleidern und zerrissenen Niederschuhen, die Hände in zu großen weißwollenen Handschuhen und auf dem Kopf einen abgeschabten Cylinder. Als er auftrat, ging ein unbeschreibliches Lärmen los; die Eitelkeit war augenscheinlich befriedigt. Der eigentliche Stoff des Dialogs bestand darin, daß jeder der beiden seine Kopfbedeckung als die schönere pries; aber in diese Streitfrage waren lauter Hiebe gegen die Deutschen vermischt, einer immer dümmer und gröber als der vorhergehende. Zuletzt hob der Vertreter der Deutschen hervor, sein Hut rage zum Himmel, der „Klobouček" aber sei niedrig. Der Slawe findet ein Mittel, diese Ungleichheit zu beseitigen: er treibt dem Gegner den Cylinder mit einem kunstgerechten Faustschlag ein. Unter allgemeinem Jubel fiel der Vorhang. Wir waren etwa sechs Studenten anwesend; es kam mit einigen Slovenen zum Streit, und wir mußten froh sein, daß wir entkamen. In solcher Art wurden dem ungebildeten Volk das nationale Selbstbewußtsein und der Deutschenhaß zugleich eingeflößt.

Daß es auf den Hochschulen, besonders in Graz, wo noch 1867 viele Slawen und noch mehr Italiener studierten, ebenfalls zu Reibungen kam, ist begreiflich. Aber der Übermut der nichtdeutschen Nationen und Natiönchen hatte doch auch sein Gutes, denn er stärkte in der deutschen Jugend Österreichs die Liebe zum geistigen Mutterlande. Es herrschte in ihr selbst 1866 und später eine Strömung, die vielleicht, vom Standpunkte des Staates aus betrachtet, allzu deutsch war; es gab Kreise, die schon damals mit klopfendem Herzen der Entwickelung der deutschen Verhältnisse folgten. Sie waren es auch, in denen die Siege, die zu unserer Einigung geführt haben, eine Begeisterung erweckten, die nicht geringer war als im eigentlichen Deutschland.

Aber ebenso groß war auch der Groll bei allen jenen Völkern, die im Geheimen auf „Revanche für Königgrätz" gehofft hatten. Wie die Verhältnisse liegen, ist es unzweifelhaft, daß Ungarn und Slawen, obwohl unter sich vielfach gespalten, eins sind im Hasse gegen die Deutschen Österreichs, deren geistiges Übergewicht sie nur widerwillig ertragen, es ist unzweifelhaft, daß im Süden das Slawentum, in Ungarn und Siebenbürgen der Magyar und der Rumäne stetig vordringen. Ein geistiger Kampf ist entbrannt, daran ändern Vertuschungen nichts. Immer mehr wird es zur Pflicht des Reichsdeutschen, den Blutgenossen in der Fremde lebendige und thatkräftige Teilnahme zuzuwenden. Er arbeitet damit für eine Zeit, in der die Gewißheit des inneren Zusammenhanges als entscheidende Macht in die Politik der Zukunft eingreifen wird.

Maikönigs Tod.

Durchbebt von wehmutreichen Schauern
Liegt die Natur in tiefem Trauern . . .
Durch schlummermüden Abend leise
Weht eines Grabliedś ernste Weise. —
Maikönig wird zur Ruh getragen;
Ein graulich-dumpfes Totenklagen
Raunt wie gespensterhaftes Flüstern
Durch Wiesengrund und Waldesdüstern . . .
Maiglöcklein klingt so traurig heute,
Singt seines Königs Sterbgeläute . . .
Drein hallt vom Grabesrande leise

Des Leichenchores heil'ge Weise.
Bekränzt den Sarg mit Mai'n und Flieder,
Maikönig sinkt zur Gruft hernieder . . .
Im Junihauch hört man verhallen
Den Grabgesang der Nachtigallen . . .

Wilhelm Schoof.

Der Zimmerherr.

Von **Viktor von Kohlenegg.**

Selbst der infame Berliner Ostwind, der sonst heimtückisch an den Straßenecken lauert, um dem ahnungslosen Wanderer mit höhnischem Schnauben an den Leib zu springen, hatte dem einziehenden Frühling zu Ehren eine Art heiteren Wesens angenommen und tollte als jauchzender Frühlingssturm durch den Abend. Im Grunde freilich war er der alte heimtückische Bursche.

„Was für'n Sturm . . ." meinte Herr Erich Nöblich und schüttelte sein borstiges Haupt. Er sah auf die spärlich erleuchtete Straße hinab und ging dann mit wichtig nach auswärts gedrehten Füßen und hochgezerrten Brauen im Zimmer auf und ab. „Nein wirklich, Frau, mir geht das widers Gefühl. Ich bin einmal so," sagte er nach einer Weile wichtig versonnen.

„Ach was . . . Als wenn wir's so dick hätten. Heutzutage muß man's nehmen, wo man's kriegt."

Der kleine, etwas geckenhaft gekleidete Herr strich sich nervös das struppig hochstehende Haar. „Erlaube — es giebt Gesinnungen! Verstehst Du? Gesinnungen! Aber darum kümmert Ihr Frauen Euch nicht. Alte Sache! . . ." Er kaute suchend an seiner erloschenen Cigarre. „Da laß ich mir nicht 'zwischenreden. In dem Punkt nicht! Das — das ist Gesinnungssache. Verstehst Du?" Er war ordentlich kühn in Blick und Ton, denn das Schweigen seiner Gattin bestärkte ihn in dem Glauben, daß er jetzt Oberwasser habe. „Ich will ein Heim für mich haben. Unabhängig, ohne Scherereien mit Fremden — überhaupt ohne einen fremden Eindringling. Ich bin eben feinfühlig. So 'was stört mich — bringt mich ganz aus'm Geleise. Ihr Frauen denkt zu kleinlich! nur immer das Nächste! Euch fehlt die — die — — Ihr denkt nicht vornehm genug! Das ist's! Immer nur Geld — Geld. Gesinnung ist auch 'was! Was sehr Wichtiges sogar — verstehst Du? Gesinnung und Feinfühligkeit . . ."

Die Frau, eine etwas starkknochige, entschlossen dreinblickende Dame, hielt gleichmütig das durchlöcherte Hinterteil einer Nöblichschen Hose gegen das Licht und fuhr dann rücksichtslos mit der Schere darein. Um den hübschen, vollen Mund spielte ein verächtliches Lächeln. „Na, dann leb' Du von Deiner Gesinnung. Ich vermiet' das Zimmer. Basta!" Sie sagte es hart, spöttisch und gab dem „Basta" mit der schweren Schere einen kräftig klirrenden Nachdruck.

Herr Nöblich warf einen sonderbaren Seitenblick auf seine Gattin, bewegte nervös die stachlige Kopfhaut zur staunenden Bewunderung seines Sohnes, der unter philosophischen Selbstgesprächen im Zimmer herumrutschte, reckte den dürren, sehnigen Hals und lachte dann mit rotem Kopfe. „Na ja, natürlich! . . . Euch Weibern soll einer Vernunft beibringen! Blödsinn! . . ."

Die Gattin machte eine ungeduldige Bewegung.

„Na, ist gut — ist gut! Werd' mich ärgern! Ist gut! Haha! . . . Da könnt' ich ja ebensogut von Fritzen Gesinnung verlangen! Was, Fritze?" fragte Herr Nöblich mit ungemein spaßigem Gesicht.

Fritze, der tiefsinnig an seinen Strumpfzipfeln herumzerrte, unterbrach sich in dieser instruktiven Beschäftigung und stimmte ein verständnisvolles Krähen an.

„Hahaha . . . So ist es! Was, Fritze? Wir verstehen uns. Haha!" Herr Nöblich war plötzlich voll sprudelnder Laune, steckte seinen Cigarrenstummel in eine riesige Rohrspitze und blies dann mächtige Rauchwolken in die Luft. „Aber das sag' ich Dir — mit meinem Willen geschieht's nicht! Verstehst Du? Mit meinem Willen nicht!"

Die Gattin lächelte nur wieder. Dann geschah's eben ohne seinen Willen . . .

Herr Nöblich verbrachte schlimme Tage, denn er kannte seine bessere Hälfte. Er haßte bereits seinen Mieter, der noch mit Haut und Haaren im Schoße der Zukunft weilte. Warum? Der kleine Herr Nöblich war eifersüchtig. Seit er verheiratet war, traute er den Frauen nicht mehr, denn er fühlte dunkel, daß er kein rechter Mann sei, daß er bei einem Vergleiche leicht zu kurz käme . . . Er suchte sich zwar durch geckenhafte Kleidung und durch ein protzig-wichtiges Auftreten Nimbus zu geben, aber jene eifersüchtige Unsicherheit verdarb ihm dennoch oft die Stimmung. Sie trieb ihn sogar zuweilen in eine arge Selbstquälerei hinein, in der er für die Treue seiner Gattin fürchtete. Im allgemeinen aber lag seinem Kummer nur kindische Selbstgefälligkeit zu Grunde. Seine Frau und die Verwandten sollten ihn bewundern — nur ihn! „Ja, der Erich — das ist einer!" Und wehe, wenn sie in seiner Gegenwart einen anderen lobten; dann stand er Qualen aus vor Neid und setzte die Verdienste des Gepriesenen rücksichtslos herab . . .

Und das Zimmer wurde vermietet, und eines Tages zog Herr von Matschinskow ein.

Die Sonne lachte, daß ihr die Strahlen zitterten, Frau Nöblich lächelte, Fritze machte sein verblüfftestes Gesicht und drückte so sein allertiefstes Interesse aus, und Herr Nöblich senior glänzte durch seine Abwesenheit. Doch Herr von Matschinskow lachte, lächelte, staunte und glänzte nicht. Er glitt stumm und lautlos wie ein Gespenst an seiner Wirtin und dem philosophischen Fritze vorüber, daß ihnen eine unheimliche Luftwelle ins Gesicht schlug . . . Es war ein warmer Tag; aber das Gespenst fror. Es hatte eine riesige Pelzmütze bis über die Augenbrauen gezogen und einen gewaltigen Pelzkragen bis über die Nasenspitze geklappt, und seine zweifellos klapperdürren Beine trugen sich an einem Paar mächtiger Pelz-Filzschuhe zu Schanden.

„Thür auf! Schnell! Schnell!" krächzte das Gespenst und machte eine zornige Bewegung mit den Händen, die es krampfhaft in einem ungeheueren Jagdmuff hielt.

Fritze sperrte zum besseren Verständnis der Situation den Mund auf, und seine Mutter war auf diesen sonderbaren Willkommensgruß so wenig vorbereitet, daß sie ein unsicheres „Wie meinen Sie?" verlauten ließ.

„Thür auf! Thür auf! Thür auf! Herrgott, Herrgott —!!" wimmerte das Gespenst in verzweifelter Wut, als bereitete ihm eine verschlossene Thür die unerhörtesten Qualen. „Aber liebe, gute, beste Frau! Wollen Sie mich denn umbringen?!" Das Gespenst begann einen wahren Veitstanz auf seinen Filzsocken zu hüpfen, so daß Fritze sich vor Vergnügen über den lustigen Onkel krähend den Bauch strich. „Bringen Sie den Bengel zur Ruh! Meine Nerven — —"

Frau Nöblich machte nun resolut die Thür auf und wollte eben ein etwas ungehaltenes „Bitte!“ sagen, doch das Gespenst fuhr bereits wie eine losgelassene Lokomotive ins Zimmer, bremste, fuhr zurück und warf mit dem dickgefütterten Rücken die Thür wieder zu. Bums!

„Oah!“ bemerkte Fritze und sah verständnislos auf seine verblüffte Mutter.

Und dann kamen Kisten und Kasten und Koffer in unheimlicher Menge, und obwohl sie handgreiflich körperlich und ihre Träger nichts weniger als geisterhaft waren, so schien das Gespenst doch zu glauben, daß sie durch die geschlossene Thür ins Zimmer gelangen könnten. Es krächzte sich fast die heisere Stimme aus dem Leibe und lief angstgehetzt von einer Stubenecke in die andere, bis es am Ende erschöpft und stöhnend aufs Sofa fiel und seiner Auflösung entgegensah.

Dann mußte Frau Nöblich durch einen handbreiten Thürspalt hereinschlüpfen und ein Feuer anschüren, als wollte sich das Gespenst in der Stubenluft braten.

„Und nun keine Störung mehr. Ich brauche nichts mehr. Gar nichts. Sie brauchen nicht mehr zu kommen. Und halten Sie vor allem den Bengel ruhig. Das wissen Sie. Unter der Bedingung hab' ich gemietet. Völlig ungestört; ruhig Hören Sie? Sonst zieh' ich sofort wieder. Ich lebe ganz für mich. Sie haben stillschweigend zu kommen und zu gehen. Und nur, wenn ich klingle. Das sind meine Bedingungen. Das wissen Sie. Dafür zahle ich. Gute Nacht — gute Nacht!“ rief das Gespenst grämlich-ungeduldig und machte plötzlich ein Gesicht, als brächte ihm das nächste Wort den Tod. Es streckte daher wie beschwörend die knochigen Hände vor und scheuchte die sprachlose Dame aus dem Zimmer . . .

Als sich die Sonne ängstlich zurückgezogen hatte, trug der kleine Herr Nöblich sein grimmiges Gesicht durch die Straßen. Und die Neugier schritt hinter ihm her und jagte ihn vorwärts, bis sie beide atemlos in der Halleschen Vorstadt anlangten. Und auf jeder Stufe, die Herr Nöblich mit seinen sonderbar kurzen Beinen nahm, trat ihm ein Herr von Matschinskow entgegen; einmal mit gewaltiger Hakennase und kühn aufgesetztem Schnurrbarte, dann wieder mit einem feinen, verlebten Weibergesicht . . . Er wußte durch seine Gattin, daß der Herr ein alter Sonderling war; aber der Herr war auch vermögend und adlig, und das war Herr Nöblich nicht. Und dann kommandierte er, ein wildfremder Mann, seiner Gattin. Das war eine Schmälerung seiner Rechte! O, Herr Nöblich entwickelte dieser Mietsfrage gegenüber die subtilsten Paschagefühle. Seine Frau war seine Frau; nur er ihr hatte zu befehlen! philosophierte er in kühner Verkennung der Thatsachen. „Mit meinem Willen ist er nicht da! Mit meinem Willen nicht!“ . . . Doch trotzdem konnte er sich einer süß prickelnden Erregung nicht erwehren. Er wollte sich Herrn von Matschinskow vorstellen, ihn Herr Baron betiteln, mit ihm über stockkonservative Dinge plaudern — kurz, sich gebildet, fein benehmen. Denn unserem kleinen Pascha war, wie manchem Wichte, der Adelige oder Reiche mit dem unklaren Nimbus einer unbedingten äußeren und inneren Vornehmheit umgeben . . . Freilich, wenn der Herr ihn von oben herab behandeln würde — — Herr Nöblich setzte seine Kopfhaut in Bewegung und pfiff in grimmigem Hohne. Dann bürstete er sich rasch das Haar und betrat forsch seine Wohnung.

„Psssst!!“ tönte es geisterhaft, wütend aus dem möblierten Zimmer.

„Nanu? Was —“

„Ruhe! . . . Das ist ja 'n ewiger Heidenlärm!“ wimmerte das Gespenst.

Herr Nöblich sah sich scheu um und tappte auf den Fußspitzen weiter.

„Was ist denn das für'n Kerl?“ fragte er in der Stube nachdem er sich wichtig aufgereckt hatte.

„Mindestens verrückt!“

„Siehst Du! Siehst Du!“ triumphierte Nöblich. „Aber Ihr wißt ja natürlich alles besser! Da hast Du's. Nun laß Dich nur chikanieren — Du wolltest's ja haben! Du wolltest's ja haben!“ wiederholte er im höchsten Fisteltone und legte Hut und Mantel ab. „Ich kenn' doch die Sache!“

„Er zahlt gut. Das ist die Hauptsache,“ erwiderte die Gattin in erzwungenem Gleichmute

„Soll ich ihm kündigen? hä?! soll ich ihm kündigen?“

Die Gattin lächelte spöttisch. „Geh' mal 'rüber zu ihm! . . .“

Der Ton beunruhigte Herrn Nöblich ein klein wenig. „Haha, Fritze! Ich soll mich natürlich fürchten! Als wenn ich — — na, glaub', was Du willst! Haha — meinetwegen! Was Fritze, mein Sohn Habakuk?“

Der Sohn Habakuk würdigte seinen Erzeuger keines Blickes; er war eifrig damit beschäftigt, einem jungen Dachsel den Bauch zu kitzeln, so daß sich der sensitive Köter kaum das Lachen verbeißen konnte.

Frau Nöblich sah ein wenig unruhig in die Lampe. „'s ist doch ein unheimlicher Mensch,“ meinte sie dann, einem unklaren Mitteilungsdrange folgend.

„Der Herr von — wieso denn?“ fragte Papa Nöblich plötzlich versöhnt.

„Weißt Du — er ist so . . . so geheimnisvoll. Er hat ordentliche Angst, daß man sich um ihn kümmern könnte. Und dann die Menge Kisten und Kasten und Gläser und Apparate, und das riecht alles so nach Säure und Apotheke . . .“

„Er wird krank sein. Wird ‚gelebt‘ haben . . .“ bemerkte Herr Nöblich mit der Miene eines Kenners.

„Nervös ist er. Das stimmt. Gott — über die geringste Kleinigkeit kriegt er'n Koller. Und immer hat er'n Pelz an, als wenn er mitten auf'm Nordpol säße. Ich weiß nicht . . .“

„Wie sieht er'n aus?“

„Unheimlich, sag' ich Dir. Ganz unheimlich! Mit solchen schwarzen Augen und dabei bleich wie'n Bettlaken. Ordentliche Angst kann man haben.“ Sie schwieg, und Herr Nöblich sah sie überaus ernst an.

„Wie — wieso denn?“ fragte er leise.

„Ich weiß nicht . . . Ich trau' ihm nicht . . . Ich trau ihm nicht. Ich kann mir nicht helfen . . .“ Sie zuckte die Achseln.

„Wieso denn?“

„Wenn er nur kein — kein Anarchist oder Nihilist ist,“ sagte sie plötzlich mit etwas gedämpfter Stimme. „Sie spuken ja jetzt überall herum . . .“

„Wie — wieso denn?“

„Die soll'n alle 'n bißchen verrückt sein, krank, nervös. Und dann so'n russischer Name. Weißt Du, ich hab' so das Gefühl . . . Und die Thüren hat er mit Friesdecken und die Fenster mit gelben Tüchern verhängt, und die Schlüssellöcher hat er verstopft . . . Er zahlt ja gut. Aber eh'r wir die Polizei auf den Hals kriegen . . . Wer weiß . . .“

Herr Nöblich kaute sehr ernsthaft an seiner Abendstulle. „Ach, das bildest Du Dir nur ein,“ meinte er leise.

„'s kann ja sein; aber ich bin doch sonst nicht so . . . Na, abwarten müssen wir's auf jeden Fall . . ."

„Das mein' ich auch."

„Und Du kannst Dir'n ja auch erst einmal ansehen."

„Ja gewiß," meinte Herr Nöblich in einem Anfluge von Wichtigkeit. „Das kann ich . . . Aber heute schickt sich's wohl nicht mehr." Er pfiff leise eine sehr phantastische Melodie und sah äußerst gleichgültig in die Lampe.

Und in der Nacht träumte der grimme Herr von einem langen, hageren, bleichen Manne mit schwarzen, funkelnden Augen und schwarzem Barte. Und er kam näher, näher, lautlos, langsam, mit weitem, stierem Blicke, daß dem Träumer der Atem stockte, das Haar sich sträubte und der Schweiß aus dem Leibe brach. Er wollte fliehen, er spannte alle Willenskraft an, doch seine Glieder waren centnerschwer. Und das Gespenst kam näher, näher, lautlos und hob den dürren Arm, daß der knochige Zeigefinger fast an die angstvoll krausgezogene Nöblichsche Nasenspitze stieß. Der Träumer wollte schreien, doch kein Laut kam über die bleichen, bebenden Lippen. Die höchste Not gab ihm endlich Kraft, er schlug um sich und traf dabei seine ahnungslos schlafende Gattin, deren Geschrei ihn weckte.

Am andern Morgen machte Herr Nöblich mit bleichem Gesichte und klopfendem Herzen dem geheimnisvollen Zimmerherrn seinen Besuch.

„Wie? Was? Wollen Sie was?"

„Mein Name ist Nöblich," wiederholte der grimmige Herr sehr leise und unsicher und betrachtete ängstlich das eingemummte, zappelnde und mißtrauisch spähende Gespenst.

„Ist gut! Ist gut! Wenn ich 'was will, werd' ich klingeln. Hören Sie? Ihre Frau weiß alles. Ich brauch' jetzt nichts! — Hören Sie?"

„Jawohl, jawohl," sagte Herr Nöblich ein übers andere Mal dienstbeflissen und getraute sich nicht, vom Flecke zu gehen.

„Ich werde klingeln!" krächzte das Gespenst und zappelte verzweifelt.

„Jawohl," bemerkte Herr Nöblich.

„Herrgott — — Wollen Sie denn noch was?!"

„Nein."

„Na, da geh'n Sie doch!"

„Jawohl." Und der grimme Herr schlich halb bewußtlos aus dem Zimmer. „Mit dem ist's nicht richtig," sagte er, als er wieder zu seiner Frau in die Stube trat, und ging mit männlichen Schritten auf und ab. „Den werd' ich beobachten. — Und dann wird die Polizei benachrichtigt — beim geringsten Verdacht! Ohne Umstände! Ohne Umstände!... Das ist ja ein Skandal, einen gebildeten Menschen so zu behandeln! 's hätt' bald was gesetzt! Deibel noch 'mal! Aber wir sprechen uns noch — haha! Wir sprechen uns noch! Verlassen Sie sich darauf, verehrtester Herr und Freund! . . ."

Und in seiner schmalen Brust vermählte sich der Groll gegen den „Nebenbuhler" mit dem Groll gegen den Beleidiger, und die also verehelichten Grolle schürten das einmal geweckte spannungsvolle Mißtrauen des kleinen Mannes höher und höher. „Dem Kerl trau' ich alles zu! Alles!"

Neben dem „möblierten Zimmer" lag die Nöblichsche gute Stube. Dort schlich nun der grimme Herr während seiner freien Zeit auf großen Filzpantoffeln herum und lauschte mit gruseligem Herzen und immer länger werdenden Ohren auf die Geräusche nebenan . . . Unheimlich rauschte die Stille der Vorstadt und dann kam ein Gläserklingen aus dem Nebenzimmer. Und dann ein undeutliches Geklapper, als würde ein Klöffel in einem Porzellanmörser gerührt. Dann war es wieder still; nur ein trockenes Hüsteln und Räuspern ertönte zuweilen. Herr Nöblich legte seine rechte Ohrmuschel an die Thür. Da — ein Plätschern und Glucksen; Bücherblätter rauschten geheimnisvoll . . . Und nun hub ein leises Kloppern und Klirren und Zischen an, als triebe eine mysterische Maschine ihren Spuk. Herr Nöblich schnupperte an der Thürritze herum und nahm allmählich einen feinen Säuregeruch wahr. Und ringsum war tiefes Schweigen — nur das leise Klappern, Klirren und Zischen, und das immer wiederkehrende trockene Hüsteln des Gespenstes; Herrn Nöblich lief eine Gänsehaut über den Rücken.

Von da an wurde er nervös. Immer dachte er an das Gespenst und suchte hinter das geheimnisvolle Treiben zu kommen. Er sprach mit seinen Bekannten über den Fall, und die bestärkten das ängstliche Männchen halb im Scherz, halb im Ernst in seinem Mißtrauen. Auf der Straße war er voll Unruhe; er hatte das dunkle Gefühl, als würde er beobachtet, als folgte ihm ein Kriminalschutzmann auf Schritt und Tritt. Auf ihn konnte ja so leicht ein Verdacht fallen . .

Er mußte sich Gewißheit verschaffen. Unbedingt! So ging's nicht weiter! Seine Frau erzählte allerlei Unheimliches von ihren Erlebnissen beim Reinemachen; dann umkreiste sie das Gespenst stets mit lauernden Blicken, als wollte es sich aus irgend einer kommenden Ursache auf sie stürzen. Und an seine Gläser, Flaschen, Retorten, Kisten und Kasten durfte sie nicht rühren. Sollte er kündigen? Das konnte er erst am 15., und dann blieb das Gespenst doch noch bis zum Letzten. Was konnte inzwischen nicht alles passieren! . . . So schlich er eines Abends mit einem großen Bohrer bewaffnet auf seinen Filzpantoffeln in die gute Stube, „um sich Gewißheit zu verschaffen". —

Das Gespenst rumorte in der Stickluft seiner unheimlichen Behausung und krümmte sich, bis zu den Hüften entkleidet, vor dem hohen Stehspiegel. Es atmete tief und lang, beklopfte seinen flachen Brustkasten, befühlte seine vorstehenden Rippen, betrachtete durch die Lupe die Poren seiner Haut und machte mit den dürren, schlaffen Armen grausige Stoßbewegungen. Dann starrte es regungslos in die unstet flackernden Kohlenaugen seines Spiegelbildes und studierte ihren Ausdruck ... Die Lampe umhüllte ein riesiger grüner Schleier, und das fahle Licht lag geisterhaft auf dem Antlitz des Kranken. Unheimlich leuchteten die Flaschen und Gläser in den dämmrigen Winkeln, und die an den Fenstern und Thüren herabwallenden Tücher und Decken schienen wie schattenhafte Wächter schwüle Spukgeheimnisse zu behüten.

Plötzlich schrak das Gespenst zusammen, daß seine spitzknochigen Schultern in die Höhe schnellten. Es lauschte atemlos nach der Thür hin . . . Dort knackte es leise, als wühlten Bohrwürmer in dem Holze. Dann war es eine Weile lang still. Das Gespenst schlich zitternd näher . . . Jetzt begann das geheimnisvolle Knirschen wieder. Es wurde deutlicher, lauter. Dem Gespenst sträubten sich die spärlichen dünnen Haare, es verschränkte die Arme über der nackten Brust und lauschte, das Ohr krampfhaft gegen die verhüllte Thür pressend. Kein Zweifel! Da bohrte jemand! Das Gespenst fuhr zurück und sah wie irr im Zimmer umher. Was sollte es thun? . . . Wer war das? . . . Wollte man einbrechen? Wollte man ihn beobachten? Stellte man ihm nach? . . . Ein dämonisches Mißtrauen stieg in ihm auf. Er traute niemand — niemand! Die Menschheit war ein einziges

Gesindel; voll Rücksichtslosigkeit, Schadenfreude und Niedertracht! Er hatte ihr nie getraut — nie! So weit er denken konnte, war er mit ihr in Konflikt geraten; sie hatte ihn verhöhnt, gemartert, betrogen, mit Füßen getreten — Das Gespenst fuchtelte mit zitternden Händen in der Luft herum. O, die Menschen! Die Bande! Nirgends Ruhe vor ihnen: Was sollte es thun?! Was wollte man von ihm?! . . . Sollte es um Hilfe schreien? Nein, nein!... Seine Gedanken verwirrten sich — es dachte an Diebstahl, Mord — — und der grimme Herr Nöblich bohrte und bohrte, daß ihm die Pulse flogen.

Das Gespenst spreizte die langen Finger, als wollte es etwas fassen. Es mußte wissen, was hinter der Thür vorging. Das Knistern und Knacken dauerte fort, von unheimlichen Pausen unterbrochen. Plötzlich schoß das Gespenst wie sinnlos in einen Winkel, kramte eine Weile leise, schlich dann hastig wieder zur Thür und schob mit zitternden Händen die Portiere zur Seite.

Der grimme Herr Nöblich machte gerade, zufolge eines allzu verräterischen Knackses, eine Pause und lauschte. Und ein heimliches Knistern drang an sein Ohr, als wühlten Holzwürmer in der Nähe seines Bohrers. Was war das?!... Die Brauen rutschten ihm in die Höhe, und seine Kopfhaut wackelte vor Grausen. Es war 'wieder still ... Herr Nöblich drehte herausfordernd an seinem Bohrer; sofort knisterte es hastig in nächster Nähe. Dann wieder tiefe Stille . . . Er drehte wieder, wie bezwungen, und sofort setzte das geisterhafte Echo ein... Immer kürzer wurden die Pausen, immer andauernder wurde das leise Knacken — fieberhaft drehten die beiden ihre Bohrer, rücksichtslos, wie besessen; durch! durch! Unheimlich knisterte das Holz, von den vorwärts hastenden Eisen durchwühlt - knack, knack, knack . . . und die Bohrerspitzen schossen hüben und drüben übereinander ans Licht, glänzten einen Augenblick lang unheildrohend und traten dann in wilder Eile den Rückzug an . . .

Mit Blitzesschnelle brachte jeder sein Auge an das Guckloch; atemlos starrten sie, doch keiner sah etwas; jeder verdeckte dem andern die Aussicht, und jeder fühlte den heißen, unruhigen Atem des andern durch die Öffnung zu sich herüberwehen, daß ihnen schwüle Schauer über die Rücken liefen. Und sie starrten und starrten, als hielte jeder den andern durch magnetische Kraft fest. Keiner verließ seinen Posten, wie angewurzelt standen sie, mit bebendem, heißem Hauche, mit zitternden Knieen, starrend, starrend . . .

Frau Nöblich kam. „Was ist denn?“ fragte sie flüsternd. Ihr Gatte winkte heftig mit dem linken Arme ab.

„Herrjeh — was ist denn?“

Herr Nöblich winkte krampfhaft mit dem rechten Arme, dann mit beiden und nahm schließlich noch seine kurzen Beine zu Hilfe, indem er abwechselnd mit ihnen in grimmigen Stoßbewegungen zur Thür wies. Die etwas schlaftrunkene Gattin floh vor dieser verzweifelten Zappelei verwirrt aus dem Zimmer.

In unseren Helden aber regte sich mehr und mehr der Dämon, der den schaudernden Menschen unaufhaltsam dem Schrecklichen, Furchtbaren entgegentreibt . . . Sie stemmten sich immer nachdrücklicher gegen die Thür, sie faßten krampfhaft die Klinken und drückten sie leise nieder . . . Auf der Seite des Gespenstes war der Riegel, auf der Nöblichs steckte der Schlüssel der Thür . . . Und auf beiden Seiten begann ein minutenlanges heimliches Tasten, Drücken, Drehen und dann ein leises zögerndes Aufschließen; schnapp! und der Flügel wich langsam, knarrend zurück, und der zitternde Herr Nöblich stand dem zitternden Gespenste gegenüber. Und sie starrten einander sprachlos an . . .

„Was — was wollen Sie . . .?“ krächzte der Russe mit bebenden Lippen.

„Was — was machen Sie . . .?“ stammelte der kreidebleiche Herr Nöblich halb betäubt. Und sie starrten sich wieder an.

„Thür zu! . . .“ wimmerte plötzlich das Gespenst und fuhr zusammenschauernd zurück, denn Frau Nöblich trat in lichtem Nachtgewande und mit aufgewickeltem Stirnhaar zu ihrem Gatten ins Zimmer.

Das Gespenst flüchtete hastig hinter die sich schließende Portiere und fuchtelte, tieferregt nach Worten suchend, mit den Händen in der Luft herum. Dann brach es los. Es überhäufte seine hinter dem Vorhange stehenden Wirtsleute mit Schmähungen. Kreischend tönte seine heisere Stimme durch die stille Nacht; es wurde immer zügelloser, sinnloser in seinen wütenden Vorwürfen; es nannte die wie versteinert hinter der Portiere lauschenden Gatten Spione, Einbrecher, Mörder, verfluchte die Welt, wimmerte um seine Gesundheit, um sein Leben, bis ihm nach einem kurzen Röcheln die Stimme schauerlich überschnappte.

Herrn Nöblich gaben auch die ersterbenden Fisteltöne keinen Mut. Erschöpft, regungslos starrte er auf den zappelnden und sich beulenden Vorhang, hinter dem das Gespenst gestikulierte.

Doch seine Gattin war in ihrer leichten Kleidung doppelt empfindlich für die Gewaltstreiche des unsichtbaren Zimmerherrn. In der gereizten Stimmung eines Menschen, der wenig Sinn für Schlummerstörungen hat, ließ sie sich in ein tiefgehendes Gespräch mit dem Gespenste ein, sagte ihm ein paar sonderbare Schmeicheleien und nahm höhnisch lächelnd seine Kündigung entgegen. Dann versetzte sie ihrem geistesabwesenden Gatten einen ermunternden Seitenstoß und zerrte ihn erhobenen Hauptes mit sich aus dem Zimmer.

„Was — was ist denn nun?“ fragte der grimme Herr leise.

„Krank ist er, verrückt!“ keifte die Gattin, als wollte sie ihn dafür verantwortlich machen. „Und nun will ich Ruhe haben! Wirtschaft!“

Herr Nöblich schüttelte verständnislos sein borstiges Haupt, zog sich aus und stieg fröstelnd in sein Bett.

Ja, das Gespenst war ein Hypochonder schlimmster Sorte. Noch lange rumorte es hüstelnd, stöhnend und abgerissen wimmernd in seinem Zimmer herum zur tiefen Entrüstung der Nöblichschen besseren Hälfte; die schlechtere Hälfte aber schlief, als wollte sie die versäumte Nachtruhe nachholen.

Und am nächsten Morgen zog das Gespenst mit Kisten und Kasten ab. Nirgends fand es Ruhe! Nirgends! O, diese Menschen!

Der grimme Herr Nöblich aber erholte sich allmählich von den Schrecken jener Nacht und erzählte bald seinen Freunden und Bekannten mit unheimlichem Augenrollen und kühnen Armbewegungen von seinen Heldenthaten. „Die Sache hätte schlimm werden können, wenn ich nicht beizeiten vorsichtig und beherzt eingegriffen hätte. Der Kerl war ja halb verrückt — versteht Ihr? ...“ Und er sah seine Zuhörer der Reihe nach pfeifend an, als wollte er sagen: „Kinder, Ihr habt ja keine Ahnung von so 'was!“

Frau Nöblich will übrigens doch wieder vermieten. Vielleicht versucht es einer der Leser mit dem Zimmer . . .

Mein Leid.

Und als es mich wieder mürbe geglaubt,
Da stieg es hernieder aus dunklen Lüften
Zum Kampfe gerüstet, und stieß in das Horn
Und weckte die Sehnsucht in Schluchten und Klüften,
Und sandte den donnernden Schlachtenruf
Hinab in der Seele verborgenste Schächte,
Und weckte vom Schlummer zum Kampfe empor
Die brennenden Wünsche, die feilen Knechte . . .

Und wieder geschah es, wie's immer geschah:
Ich wand mich im Staube, bedeckt mit Wunden,
Die Hoffnung durchsuchte das blutige Feld
Uud hat mich vor Thränen und Angst nicht gefunden;
Doch kichernd und höhnend in dunkler Nacht
Die Schlachtfeld-Hyänen, die bösen Gedanken,
Mit teuflischem Grinsen, mit grausigem Spott,
Mit Beute beladen vom Schlachtfeld schwanken.

Hans Biermann.

Dilettantismus.

Ein Märchen.

Es war einmal eine Seele, der hatte die Natur, als sie sie schuf, alles mitgegeben, was zum Fliegen nötig ist: den Mut zu wagen, die unstillbare Sehnsucht emporzustreben in die Höhe, die Kraft durchzudringen, die Nichtachtung des Erdenstaubes, den man unter sich zurücklassen muß — nur die Flügel hatte sie zu guter Letzt vergessen. — Nun stand die arme Seele im Leben und wußte nicht, wohin sich wenden.

Sie sah ihre Gefährten, die Sonntagsseelen, denen sie sich verwandt fühlte im Streben, Thun und Denken, sich mit kräftigen Flügelschlägen emporheben in die ätherklare Luft, immer höher und höher, bis sie ihrem Blicke entschwanden, droben in jenen Höhen, die auch ihre Heimat waren, nach denen sie sich verzehrte in tödlicher Sehnsucht — und sie konnte ihnen nicht folgen, denn die Flügel fehlten ihr. — — — — — — — — — — — —

Und wandte sie sich zu den anderen, den Alltagsseelen, die so sicher und ruhig ihre Straße zogen und kaum einen spöttischen Blick für die Himmelsstürmer übrig hatten, dann fühlte sie sich unverstanden und verlassen. Wenn sie von ihrer Sehnsucht, ihrem heißen Wunsche, auch Flügel zu haben wie jene Sonntagsseelen, von ihrem Heimweh nach dem Reiche hoch in den Lüften sprach, dann lachten sie der phantastischen Träumerin.

Sie fand sich auf der Straße, die die anderen so sicher fürbaß schritten, nicht zurecht; sie blickte zuviel nach oben, darum stolperte sie über die Steine und Wurzeln des Weges, sie verfolgte den Flug der Sonntagsseelen, und wußte auf dem eigenen Pfade nicht ein noch aus. —

So stand sie verlassen im Leben, von dem einen bemitleidet, von den anderen verlacht.

Aber nicht umsonst hatte ihr die Natur das Feuer des Mutes und der Kraft verliehen — sie wollte fliegen lernen, koste es, was es wolle.

Sie trat zu einer der Seelen heran, die sich gerade nach hohem Fluge auf die Erde gesenkt hatte, um auszuruhen zu neuen Thaten, und bat sie, ihr zu sagen, wie sie das Fliegen gelernt habe. Die aber lachte und sprach: „Mir sind die Flügel gewachsen, ich weiß selbst nicht, wann und wie. Eines Tages fühlte ich ein ungestümes Verlangen, ein Drängen und Treiben, emporzufliegen in die lichte Luft, ich schwang mich auf, sieh, so —“ und jauchzend schwebte sie empor in den Äther. — — — Unsere Seele aber sah ihr nach mit heißen, sehnsüchtigen Augen, beobachtete die glänzenden, starken Flügel, die sie so schnell und leicht dahintrugen, und rief aus: „Ich will mir selbst Flügel machen, dann kann ich fliegen wie Ihr!“

Und die Seelen lächelten, ein stilles, eigenes Lächeln.

So saß nun unsere Seele Tag für Tag und Nacht für Nacht und schaffte und wirkte an einem Paar goldig-glänzender Flügel. Die anderen aber, die Alltagsseelen, sahen zu und schüttelten den Kopf zu solch unpraktischem, zwecklosem Thun. Unser Seelchen aber sah mit leuchtenden Augen in eine herrliche Zukunft. — —

Es war ein hartes Stück Arbeit gewesen, doch endlich waren die Flügel fertig. Sie waren glänzend und schön, wie nur je die Natur welche geschaffen. Kunstgerecht befestigte unser Seelchen sie an den Schultern und kam nun, zitternd vor Glück und Erregung, zu den Gefährten gesprungen. „Nun nehmt mich mit, jetzt will ich fliegen, fliegen, fliegen!“ Und die Seelen lächelten, ihr stilles, eigenes Lächeln.

Zwei von ihnen nahmen das Seelchen in ihre Mitte und wollten sich mit ihr emporschwingen in die klare, leuchtende Luft — aber die Erde hielt unsere arme Seele fest, die Schwingen versagten den Dienst — denn die Natur muß die Flügel verleihen, und selbstgemachte Schwingen können nichts helfen. — —

Sie stand da mit ihren schönen, neuen Flügeln, sah die anderen sich emporschwingen und konnte ihnen nicht folgen.

Und die Seelen schwebten über ihr und lächelten auf sie herab, ihr stilles, mitleidiges Lächeln.

Die anderen aber, die Alltagsseelen, kamen herbei und spotteten der armen Seele und ihrer schönen, goldenen Schwingen, mit denen sie doch nicht fliegen konnte — — und unser armes Seelchen ließ die Flügel hängen und weinte.

Arme kleine Dilettantin! **M. v. M.**

Trugbild.

Es braust das Meer; ich fuhr in kleinem Kahne
— Wild brach sich Well' um Well' an seinem Rand —
Vorbei an steiler Klippen Felsgestade,
Und ach so fern, so fern war ich dem Land.

Die Woge schäumt und riß in wildem Drange
Das Ruder fast mir aus der müden Hand,
Sturmvögel flogen kreischend auf und nieder,
Und ach so fern, so fern war ich dem Land.

Da sah ich, wie in nebelhafter Ferne
Ein stilles Eiland aus dem Meer entstand:
„O nimm mich auf, der Fahrt bin ich so müde,
O nimm mich auf, Du heiß ersehntes Land!“

Schon wollt' an ihm den Anker ich versenken,
Als Land und Anker meinem Blick entschwand;
Ein Trugspiel wars, ein leeres Nichts gewesen,
Und ich war fern, so ferne noch dem Land.

Paul Köhler.



Vermischtes.

Der heilige Niemand. Sankt Nemo spielte schon im frühen Mittelalter eine bedeutungsvolle Rolle. Das geht aus einem Manuskript der palatinischen Bibliothek zu Heidelberg hervor, das die lateinisch geschriebene Legende des „heiligsten und glorreichsten Sankt Nemo" (Niemand) enthält.

Einige Einzelheiten aus derselben werden nicht ohne Interesse sein. Niemand ist der Zeitgenosse des ewigen Vaters, dessen Himmel ihm stets offen steht, denn es heißt in der heiligen Schrift „Niemand kommt zu mir ꝛc." und „Niemand siehet den Herrn". Seine Macht kommt der des Erlösers gleich, denn es steht geschrieben: „Niemand thut solche Zeichen wie Du". Dabei kann er vielfach thätig sein, denn „Niemand kann zween Herren dienen"; er darf sogar in Doppelehe leben, denn „Niemand darf zwei Weiber haben". In seinem Lande ist Niemand ein großer Prophet. Daß er ein großer Heiliger ist, erhellt aus den Worten „Niemand ist ohne Sünde"; er bedarf keiner Absolution, denn „Niemand wird ohne Buße selig".

Daß wir in dieser aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammenden Legende des heiligen Nemo es mit einer witzigen Satire auf die unzähligen Legenden der Heiligen zu thun haben, erscheint klar. Das alte deutsche Sprichwort sagt außerdem: „Der liebe Niemand ist an allem schuld."

Der berühmte „olle Grieche" Buttmann erschien immer in hellgrauer Kleidung, wie es auch in Pforta einen Lehrer gab, der stets in dieser Farbe erschien, wohl wegen der Kreide, die er viel benutzte. Früher erschienen ja auch die Friseure wegen des Puders stets in Hellgrau und hatten diese Uniform wohl noch zur Zeit Buttmanns. So ging Buttmann einst im hellgrauen Habit vor seinem Hause auf und ab, als ein Fremder auf ihn zutrat und ihn fragte, ob er ihm nicht die Haare abschneiden wolle. Buttmann erklärte sich sofort bereit, ging mit ihm auf sein Zimmer, ergriff die Papierschere und schnitt dem Manne die Haare ab. Als er fertig war, stellte sich der Geschorene vor den Spiegel und sprach zu dem vermeintlichen Haarkünstler: „Wie sehe ich aus! Sie wollen Friseur sein?" Buttmann sagte sehr freundlich: „Fällt mir gar nicht ein, ich bin der Professor Buttmann."

Eine bekannte Vorkämpferin für die Hebung des Loses der Frauen hielt auf einer ihrer Agitationsreisen eingehende Umschau in einer namhaften Besserungsanstalt für weibliche Sträflinge. Der Direktor erwies ihr die Ehre, sie persönlich umherzuführen und ihr alle Räume und Insassinnen zu zeigen. Zuletzt kamen sie in ein einfaches Zimmer, wo drei Frauen, eine alte und zwei junge, emsig mit Nähen beschäftigt waren. „Mein Gott, welche lasterhaften Gesichter," sagte leise die Berühmte zu ihrem Begleiter, „bei diesen Frauen ist wohl wenig auf Besserung zu hoffen?" Der Direktor verbeugte sich höflich und näherte sich den arbeitenden Frauen: „Verzeihen Sie die Einfachheit unseres Wohnzimmers — wir wollen durch Gegensätze nicht beleidigen — und gestatten Sie mir, gnädige Frau, Ihnen meine Familie vorzustellen. Meine Frau, meine beiden Töchter." — —

In einem Dorfe bei Schwedt a. O. war ein Pastor Greulich, der in seinen meist plattdeutschen Predigten kein Blatt vor den Mund zu nehmen pflegte. Als Markgraf Hans von Schwedt hörte, Pastor Greulich habe von der Kanzel auch auf ihn geschimpft, fuhr er eines Abends zu demselben, hielt vor seinem Hause still und befahl seinen Leuten, bei dem Wagen zu bleiben und sich nicht von der Stelle zu bewegen, wenn sie etwa im Hause würden schreien hören. Dann ging er zum Prediger, wurde freundlich bewillkommnet, erwiderte aber den Gruß nicht, sondern zog eine Peitsche hervor und begann auf den Geistlichen mit den Worten: „Er verfluchter Pfaff, wie kann er sich unterstehen und in der Kirche auf mich schimpfen!" loszuschlagen. Allein das Blättlein wandte sich. Der Pastor war ein starker Mann und entgegnete: „O, wenn das so ist, dann muß ich Euer markgräflichen Gnaden zeigen, daß ich Herr im Hause bin!" Er entwandte dem Markgrafen die Peitsche und schlug tüchtig auf ihn los. Der Markgraf schrie, seine Leute aber kamen nicht, er hatte ihnen ja selbst gesagt, sie sollten beim Wagen bleiben, wenn auch ein noch so starkes Geräusch entstände. Schließlich warf Pastor Greulich den Markgrafen aus dem Hause, ließ sich aber klugerweise so bald als möglich nach Reinickendorf bei Berlin versetzen, um der Rache des Geprügelten zu entgehen.

Sommernacht.

Schwül und still die Sommernacht,
Rote Rosen neigen
Sich in märchenhafter Pracht
Schwer auf schwanken Zweigen.

Und den müden Sinn verwirrt
Eine Flut von Düften,
Ein verträumter Falter schwirrt
Auf verträumten Lüften.

Aus der Ferne tönen leis
Sehnsuchtsbange Lieder
Und im Herzen, jung und heiß,
Hallt das Klingen wieder.

Und im Herzen, heiß und jung,
Fängt es an zu wogen,
Hoffnung und Erinnerung
Sind hineingezogen.

Schwül und still die Sommernacht,
Rings die Welt in Frieden, —
Nur der Seele, glutentfacht,
Ward es nie beschieden.

Anna Behnisch.

Inhalt der No. 46.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** An der Gruft des Reichsfreiherrn vom Stein zu Frücht bei Ems. Von Wilhelm Idel. — Aus meinen Erinnerungen. Von Otto von Leixner. — Maikönigs Tod. Von Wilhelm Schoof. — Der Zimmerherr. Von Viktor von Kohlenegg. — Mein Leid. Von Hans Biermann. — Dilettantismus. Von M. v. M. — Trugbild. Von Paul Köhler. — Vermischtes. — Sommernacht. Von Anna Behnisch.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 47.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel.

Martin Heekens primitives Atelier war überflammt vom hellsten Sonnengold. Mehr in Licht gebadet konnte kein Königsschloß sein. Und etwas von diesem Licht flutete mit hinein durch die windschiefe Thür, die er jetzt hastig aufstieß, um aus der grellen Helle und Hitze in den kühleren, dunkleren Raum einzutreten.

Er war seit Stunden unterwegs gewesen, um alles Nötige zum Guß vorzubereiten, der morgen beginnen sollte, — das letzte, was ihm nun noch zu thun übrig blieb, das letzte, was noch zwischen ihm und dem Ruhme stand! Professor Quensel hatte es ihm versichert, aber noch viel fester als diesem glaubte er der eigenen Überzeugung, die immerfort in ihm wach gewesen war.

Er hatte gar keinen Zweifel, weder an seiner Schöpfung noch an sich selbst; es mußte alles so kommen, wie es eben bis jetzt gekommen, es konnte gar nicht anders sein! Und doch war er absolut frei von thörichter Selbstüberhebung, hochgeschraubter Eitelkeit! Das Bewußtsein seines Könnens war so eins mit ihm, daß jeder Zweifel unmöglich war, ebenso aber auch jedes rauschartige, freudejauchzende Empfinden.

Martin trat noch einmal vor seine Gruppe. Ja, so hatte sie werden sollen! Zug um Zug, Linie um Linie! Nichts durfte anders sein. — Wie Schattenbilder zogen noch einmal die Tage des heißen Ringens, der bitteren Entbehrungen an ihm vorüber — und wie Schattenbilder zeigten sich die Tage der Zukunft. Diese Gruppe hier trennte beide.

Er atmete hoch auf und strich die Haare mit einer fast harten Bewegung zurück.

Da plötzlich . . . er sprang einen Schritt rückwärts, seine Augen öffneten sich weit. — Ihm war es — den Bruchteil einer Sekunde hindurch — als ginge ein Zittern durch den geschmeidigen Schlangenleib — als bewege sich der Kopf gierig vorwärts. — Er wollte über die Augen streichen, um dies wunderliche Bild zu verscheuchen — aber ehe er noch die Hand hob — ehe er einen klaren Gedanken fassen konnte, ertönte ein dumpfer, knisternder Laut — unheimliches Leben durchzuckte den Centaur! — Dann ein knirschendes, berstendes Poltern — eine Wolke Staub, die Augen und Lungen füllte — ein Berg zerbrochenen, zermürbten Thones, der auseinanderflog — stob — rollte — und auf der Drehscheibe, die die Gruppe bisher getragen, ein weißes, formloses Chaos. Zu den Füßen seines Schöpfers lag das Kunstwerk.

Martin Heeken schrie auf. — Er taumelte. — Mit einem Griff packte er seine Brust, als müsse er darin etwas festhalten, das zu zerspringen drohte, während er mit weit vorgequollenen Augen auf sein totes Werk herabstierte.

Die Eisenstangen, die dem Thon Halt gegeben, waren zu schwach gewesen, die gewaltige Last hatte sie gebrochen, schwärzlich ragten sie hier und da aus dem Chaos.

Und Martin Heeken schrie noch einmal auf und stürzte vorwärts und warf sich vor dem Thonhaufen auf die Knie und schlug mit seinem Kopf in den grauen Staub. Aus war alles! — Aus! —

Noch vor dem Guß war sein Werk zerstört, er hatte es verloren! —

Ihm war zu Mut, als müsse er nun auch gegen sich selbst rasen, und er röchelte, als kämpfe sich mühsam ein trockenes, thränenloses Schluchzen aus seiner Brust.

Und dann fuhr er auf. Seine blutunterlaufenen Augen flammten, seine sehnigen Hände schlossen sich mit solcher Gewalt zu Fäusten, daß Muskeln und Sehnen wie Stränge anschwollen, der Atem keuchte,

und so rang er in wilder Verzweiflung mit dem Schicksal — — oder war es nicht eigentlich mit der Armut? der würgenden, zerstörenden Armut?

Weil er kein Geld besaß, hatte er die Träger von der billigsten Sorte nehmen müssen, überall sparen, wo es nur möglich war. Er hatte es gethan aus zwingendster Notwendigkeit, ohne besondere Furcht. An einen Unglücksfall dachte er kaum, das kam doch nur selten vor, und an den Kosten des Materials scheitern wollte er auch nicht, denn seine Idee trieb und drängte rastlos zur Ausführung.

So hatte er es begonnen — und nun war es gescheitert — zerstört! — Die Thüre zum Ruhm, die er schon offen gewähnt, hatte sich ihm vor der Nase geschlossen. —

Und ein Fluch rang sich aus seiner arbeitenden Brust gegen diese knechtende Armut! Er hatte das dumpfe Gefühl, als könne er nicht los von diesem Fleck, als sei die Stelle hier ein Grab, das ihn gebannt hielt.

Leidenschaftliche, ohnmächtige Verzweiflung durchtobte ihn und erst lange, lange nachher drangen Thränen aus seinen Augen, salzige, bittere Tropfen. Und doch brachten sie ihm Erleichterung. —

Er kauerte zwar noch immer am Boden, mitten unter den Überresten seiner Schöpfung, aber die wilde Verzweiflung machte einer gewissen Ruhe Platz. So deutlich sah er jetzt jede Einzelheit seiner Gruppe, als wäre sie nicht zerstört, sondern stände leibhaftig vor ihm.

Sie war gut — sie war sehr gut gewesen, das hatte man ihm gesagt. Fort war sie — zerstört — von der Erde verschwunden. Aber da sie noch in ihm lebte, so war bei ruhiger Überlegung vielleicht das Unglück nicht gar so groß. Seine Hände, sein Kopf waren ihm ja geblieben. Er konnte wiederschaffen, was gewesen, bald — gleich — konnte er daran gehen und dann das Schicksal auslachen, das in ihm seinen Meister gefunden.

Er richtete sich auf und sah um sich. Die Verwüstung war groß. Mühsam erhob er sich, seine Glieder waren wie zerschlagen, öffnete ein wenig die Thür und sah auf den Hof hinaus, ob auch niemand da war.

Er schien ihm leer, und so ging er denn unter den Brunnen und ließ sich das kalte Wasser über Kopf und Genick laufen. Wie das wohlthat — erfrischte! — Wie ein ganz anderer Mensch konnte er jetzt denken und empfinden.

Mit Staunen sah er, daß die Sonne schon tief stand; also hatte er den ganzen Tag fast ohne Nahrung in seiner Verzweiflung zugebracht. Unfruchtbare Zeit, wahrhaftig, für einen Menschen, der ums tägliche Brot zu arbeiten hat. Er schämte sich fast seiner Faulheit.

Drinnen im Atelier sah es wüst aus. Das klügste wäre wohl, dort erst Ordnung zu schaffen. Er ging zu der Frau hinüber, die ihm sonst zuweilen kleine Dienste leistete, um sich einen Besen zu borgen, aber sie war nicht zu Hause. So hieß es also doch wieder warten.

Er trug sich, schnell entschlossen, seinen Schemel und seine Schnitzereien ins Freie; jetzt mußte er doppelt arbeiten, wollte er den gehabten Schaden ersetzen. Während er das Messer führte, rechnete und rechnete er. Wie lange würde es noch dauern, bis er sich aufs neue die Eisenkonstruktion schaffen konnte, natürlich bessere Qualität. — Und dann seine Mutter! —

Ihm wurde heiß, als er zu einem endlichen Resultat gekommen war. Nein! So lange konnte er nicht warten, das Bild entschwand ihm sonst, das er jetzt noch so treu und deutlich in seinem Inneren trug. Mit kurzem Entschluß, mit dem Egoismus des Künstlers, strich er die Mutter von seinem Ausgabeprogramm. Sie hatte ja bisher gelebt, sie würde auch weiter leben, bis — nun ja, bis er helfen konnte ohne selbst darunter zu leiden. Seine Gruppe mußte ihm wichtiger sein.

So ließ sich's wenigstens absehen! — Und doch — für seine plötzlich elementar erwachte Arbeitskraft dauerte ihm auch der Termin noch zu lange. Morgen — am liebsten noch heute — hätte er wieder anfangen mögen! Das erzwungene Zögern brannte ihm jetzt wie Feuer in den Adern. Da trat zum ersten Mal in seinem notreichen Leben der Versucher an ihn heran und raunte ihm zu, daß Fortunats Börse ihm immer offen sei, er möge doch zugreifen — und dann gleich beginnen — gleich! — Außerordentliche Umstände rechtfertigten außerordentliche Mittel.

Er nahm es ja auch nicht für sich, er nahm es ja nur für sein Werk, sein armes gestorbenes Werk, dem er zu neuem Leben verhelfen wollte — mußte! Es war ihm, als würdigte er es jetzt erst richtig, nun es ihm verloren war.

Und wenn ihm Fortunat das Geld gab, wie fleißig wollte er dann sein! Er fühlte es ordentlich in den Händen zucken vor Schaffenslust. Sie sollten sich wundern, wie flink das ging!

Und während er das alles so bedachte, hatte der Schlag, der ihn betroffen, alle seine Schrecken für ihn verloren, ja, während er das Messer führte, spitzte er die Lippen und pfiff leise vor sich hin.

Derjenige, an den er eben dachte, trat in diesem Augenblick, unbemerkt von dem Arbeitenden, auf den Hof! Er sah von dem weiten Weg sehr erhitzt aus und war innerlich noch mehr erregt durch die Nachricht, die ihm Heeken geschickt:

„Komm. Meine Gruppe ist verunglückt.“ —

Mehr hatte der lakonische Wisch nicht vermeldet, dessen steile, ungelenke Schrift merkbar verzerrt schien.

Und so war er denn hinausgestürzt, in wilder Eile zu dem Unglücklichen, Verzweifelten. Er ahnte genug und wollte nun trösten — raten — helfen! Gott, was wollte er nicht alles in dem übersprudelnden Mitleid seines warmen jungen Herzens!

Und nun sah er ihn da vor sich sitzen, emsig arbeitend, pfeifend, überstrahlt von der untergehenden Sonne, die sein noch etwas weißlich schimmerndes Haupt- und Barthaar mit purpurnem Schein übergoß.

Fortunat stand wie angewachsen. Das Bild war so ruhig und friedlich, daß es ihn verwirrte. Nur langsam kam er näher.

„Du — Du pfeifst, Martin?“ sagte er endlich ganz konsterniert.

„Ja —“ erwiderte er — „was soll man dagegen thun? Klagen hilft doch nichts mehr. Noch einmal machen ist das einzigste.“

„Und Du hast den Mut — die Kraft dazu?“

„Na freilich. — Deutlich steht sie ja vor mir, meine Gruppe, und ich wette, daß kein Haar anders — schlechter wird.“

Fortunat lehnte sich mit dem Rücken gegen die geschlossene Thür. „Mensch!“ sagte er, als zweifle er an seinen eigenen Sinnen. „Und das ist alles, was Du da sagst? Keine Verzweiflung, nicht einmal eine Klage? Ja, was bist Du denn? Ein Titan oder auch nur ein Erdenwurm?“

Heeken sah zu ihm auf und lächelte. „Verzweifelt war ich wohl zuerst. Sei froh, daß Du mich nicht so gesehen. Aber dadurch wird doch nichts geändert, es lähmt einen nur an Leib und Seele. Da sagte ich mir: Wiedermachen ist gescheiter. Und so bin ich ruhig und froh geworden.“

„Weißt Du, Heeken, ordentlich tragisch ist's, wenn man darüber nachdenkt; so kurz vor dem Ziel,“ sagte Fortunat vertraulich. „Der Professor ist ganz blaß geworden, als er es hörte. Und ich! Auf und davon sag ich Dir, weil ich fürchtete, Du könntest Dummheiten machen.“

„Dummheiten? Ja, welche denn?“

Er sah so naiv bei der Frage aus, daß sich Fortunat beeilte, davon abzulenken. „Gott, was einem dann so alles einfällt! — Aber — Martin — mir sitzt es noch in den Knochen.“

„Du bist eben empfindlicher als ich,“ entgegnete der andere mit einem so guten, ruhigen Ausdruck im Gesicht, daß Fortunat Lust spürte, ihn, trotz seines Wollhemdes, an die Brust zu drücken. „Dir ist das Leben immer leicht geworden, mir nicht; da wird man an Fußtritte gewöhnt. Aber höre Du — ich möchte was mit Dir besprechen — es wird mir schwer — aber es geht nicht anders — ich verliere sonst meine Gruppe aus dem Gedächtnis und das wäre dann erst ein Unglück. Arbeit — die bin ich ja gewöhnt und die scheue ich nicht — aber — mit der Schnitzerei hier, das dauert so lange, bis ich alles beisammen habe — und dann noch . . .“

Ungestüm fiel ihm Fortunat in die Rede. „Du brauchst Geld, Martin, sag es nur schnell.“

„Natürlich brauche ich Geld. Sieh — nur weil ich so sparsam war, ist das hier —“ er wies mit dem Messer über die Schulter — „geschehen. Die Träger waren zu schwach.“

Er saß mit gesenktem Kopf und sah auch nicht zu seinem Studiengenossen auf, als er sprach. Diese erste Bitte in seinem Leben kam ihn hart an, fast wie Scham bedrückte es ihn dabei, und doch — und doch — er konnte nicht anders. Gebieterisch forderte die Kraft, die in ihm lebte und die stärker war als alles andere, dieses Opfer.

Fortunat schwieg einen Augenblick. Merkwürdig, wie er auf einmal scharf und klar in die Seele seines kaum gekannten Freundes hinein zu fühlen vermochte. Er verstand die Triebfeder zu diesem Preisgeben seiner sonstigen Grundsätze, und sie begeisterte ihn ordentlich, wie es ihm ja so leicht geschah, sobald Eigenschaften auf die Oberfläche einer Menschenseele traten, die er nicht besaß, und die er doch anerkennen mußte.

Er legte seine Hand auf Heekens Schulter. „Mach Dir über diesen Punkt keine weiteren Gedanken, Martin,“ sagte er fast feierlich. „Morgen um diese Zeit bist Du im Besitz so ausreichender Geldmittel, daß Du Deine Gruppe neu beginnen kannst. Verlaß Dich auf mich.“

Heeken stieß einen Jubelruf aus, am Abend des Tages, an dem ihn der schwerste Schlag seines Lebens getroffen, einen rechten, von Herzen kommenden Jubellaut. Er dachte nicht an die Arbeit, die seiner wartete, alles brannte, fieberte in ihm nach dem Beginnen.

Fortunat schüttelte den Kopf. „Wie elastisch er ist,“ dachte er beim Nachhausegehen. „Wäre ich es wohl auch?“

Und seufzend bekannte er es sich ehrlich, daß bei ihm eine Depression länger anzuhalten pflegte, schwieriger zu überwinden war.

„Ob er nicht glücklich ist — trotz alledem?“ — Dieses „trotz alledem“ galt seiner Armut, seinem ungepflegten Äußeren, Dinge, die Lex ein Greuel waren, und doch fragte er sich noch einmal fast seufzend: „Ob er nicht glücklich ist? Glücklicher als wir?“

Siebentes Kapitel.

Fortunat kehrte direkt in das Haus des Professors zurück, wo man ihn mit großer Spannung erwartete. Das tragische Geschick, das ein bereits von der Jury so gut wie anerkanntes Kunstwerk so kurz vor der Ausführung betroffen, konnte nicht anders als auch für den Künstler Teilnahme erwecken.

„Wie haben Sie ihn denn gefunden, den Armen?“ fragte der Professor den Eintretenden, indem er sich erhob und ihm ein paar Schritte entgegenging.

„Wie? Pfeifend,“ antwortete Fortunat lakonisch. Dann fuhr er erregter fort: „Ja, Herr Professor, es ist, wie ich sage — er arbeitete und pfiff sich dazu ein Lied, als ginge ihn die ganze Sache nichts an.“

„Wie Scipio oder so ein großes Tier auf den Trümmern Karthagos,“ fiel Luzie spottend ein.

Der Professor war vor Erstaunen stehengeblieben. „Nicht möglich!“

„Ja, das dachte ich zuerst auch, aber — ich kann es beschwören.“

„Der reine Wilde im Empfindungsleben,“ sagte Emil spöttisch. „So habe ich ihn, trotz seines Talentes, immer taxiert. Was sagen Sie, Miß Maud?“

„Ein übermenschlich großer Charakter, scheint mir.“

Die Amerikanerin hatte sich erhoben. Mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, etwas vorgebeugt, stand sie blaß, aber mit einem eigentümlichen tiefen Leuchten in den dunklen Augen da und sah den Sprechenden an.

Emil trat auf sie zu. „Überschätzen Sie ihn nicht. Was meinem guten Lex und auch Ihnen solchen Eindruck zu machen scheint, ist nichts anderes als das dicke Fell, das diese unteren Volksklassen vor uns voraus haben."

Sie streifte ihn flüchtig, sogar etwas ungeduldig mit den Augen. „Mag sein."

„Sie haben noch so viel Illusionen über die Menschen, Miß Winter, Hände voll, scheint mir."

Sein überlegenes, fast impertinentes Lächeln ärgerte sie — sie würdigte ihn keiner Antwort. Dagegen lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit hinüber, auf das, was Fortunat erzählte. Wie sie das alles interessierte! Wie sich Phantasie und Gedanken daran beteiligten, und dazwischen dachte sie doch: „Wie leer und arm muß mein Herz sein, daß ich nichts anderes habe als diesen Fremden, den ich nicht kenne, und dessen Kunst mich noch nicht einmal hat begeistern können."

Da sagte der Professor: „Dem Menschen muß geholfen werden, das steht einmal fest. Eine Schande wär's, wäre es anders. Nicht mit einem Darlehn aus Ihrer Tasche, lieber Fortunat, so hübsch die Absicht Ihrerseits auch ist, sondern von uns muß es ausgehen, von uns Vertretern der Kunst. Ich werde dafür sorgen, daß er ein Stipendium bekommt, damit er wenigstens sorgenlos leben kann, und jetzt werden wir eine Sammlung veranstalten, die ihn in stand setzen soll, neues Material anzuschaffen; das sind wir ihm schuldig als Glieder einer großen Korporation. Geben Sie einen Bogen her, Fortunat, damit wir gleich eine Subskription beginnen."

Und der Professor setzte an den Kopf seinen Namen mit einer Summe von zweihundert Mark.

„Aber Papa — welche Verschwendung," rief Luzie, die hinter ihm stand. „Und für mich hast Du kein Geld zu einem zweiten Sommerkleid übrig. Da sieht man, was für ein Rabenvater Du eigentlich bist."

Sie sprach im Scherz, und doch war es ihr bitterer Ernst. Solche Ausgaben, die sie für übertrieben und überflüssig hielt, nahmen ihr die Laune, denn im Grunde ihres Herzens war sie eine kleinliche, geizige Natur, sowie es sich um das Wohl anderer handelte.

Der Professor strich seiner Tochter begütigend über den Kopf; er nahm solche Ausbrüche niemals ernst und kam deshalb gar nicht dazu, sich über den wahren Charakter seiner Kinder klar zu werden.

„Darf ich auch?" fragte Maud, an den Tisch tretend und nach der Feder greifend. Ihre Augen glänzten, sie empfand es einmal wieder mit Genugthuung, wie angenehm es ist, reich zu sein.

Der Professor nickte vergnügt, und dann folgten alle der schmalen, weißen Hand, die in langsamer Sicherheit: „zweitausend Mark" hinsetzte.

„Herr Fortunat muß nur so freundlich sein, sich der Wechselung zu unterziehen," sagte sie und ging gleich eilig fort, um einen Check zu holen.

Die Zurückbleibenden sahen sich erstaunt an.

„Welche Protzerei!" warf Luzie mit einem gewissen Hohn hin. Maud war ja in diesem Augenblick abwesend, da konnte sie ehrlich sein.

„Wenn sie sich nicht bald einen vernünftigen Mann anschafft, wird das schöne Vermögen wohl schnell zu Ende sein," meinte Emil ärgerlich. Da er sich bereits als Mauds Zukünftigen betrachtete, kam es ihm wie ein ungehöriger Raub an seinem Eigentum vor.

„Ist denn das Mädchen in so guten Verhältnissen?" fragte der Professor, ganz erstaunt um sich sehend, und vielleicht kam ihm in diesem Augenblick derselbe Gedanke wie seinen Kindern. „Sie kleidet sich doch so einfach und benimmt sich so einfach, daß Du, Luzie, Dir nur ein Beispiel daran nehmen könntest."

Seine Tochter erwiderte nichts, denn Maud kam zurück und reichte Fortunat das Papier herüber. Er sah rot und verlegen aus, ein fast herber Zug lag um seinen hübschen Mund, als er nur zögernd danach griff, indem er den Professor ansah.

Der munterte ihn auf. „Genieren Sie sich nicht. Wenn dies junge Fräulein wirklich über solche Summen verfügen kann, ohne sich deshalb Einschränkungen aufzuerlegen, dann sind wir es unserem Freunde — oder vielmehr seinem Genie schuldig, das nicht abzuweisen."

„Von einer Dame . . ." sagte Fortunat halblaut. „Es könnte ihn beleidigen!"

Nun lachte Emil laut auf. „Guter Lex, trage nicht Dein Feingefühl in die Brust eines anderen. Übrigens kann es Heeken ganz gleich sein, von wem das Geld kommt, wenn es nur überhaupt da ist, und ich glaube, in den Kreisen, aus denen er herstammt, ist man auch nicht gewohnt, danach zu fragen."

„Du thust ihm unrecht," sagte Fortunat nachdrücklich. „Und überhaupt bei den reichen Gaben, was soll da noch mein Scherflein; er wird es kaum merken." Dabei sah er kindlich unglücklich aus.

„Vielleicht hat er arme Familienmitglieder, die zu unterstützen ihm viel wert ist," meinte der Professor gutmütig. „Und wenn Sie dann damit die Subskription schließen, so haben Sie wenigstens Zeit und Atem gespart, Fortunat."

„Wie unfreundlich Sie gegen mich gewesen sind," sagte Maud im Verlauf des Abends, als sie ihn zufällig einen Augenblick allein sprechen konnte. „Sehr unfreundlich! Und ich konnte mir einbilden, Sie würden mein Freund sein."

So melancholisch sah sie dabei aus, daß er sofort sein Herz gerührt fühlte. Auch war er ja etwas schuldbewußt, denn er wußte sofort, was sie meinte. Schnell sah er sich um, ob sie auch niemand hörte.

„Sehen Sie, Miß Winter," sagte er eilig, „es ist so ein verteufelt anderes Ding um die Theorie, als um die Praxis. Als ich das Geld von Ihnen nahm, da — da war es mir, als wäre das nicht

anständig — als dürfe ich das nicht. Bei uns nimmt eben kein anständiger Mensch Geld von einer Dame."

„Ich weiß," entgegnete sie immer noch mit demselben Ernst. „Es hätte Sie aber nicht geniert, wenn ich Ihnen unbekannt gewesen wäre."

„Vielleicht nicht. Aber so mußte ich an unsere neuliche Unterredung denken . . . Sie wollen teilhaben an dem Schaffen des Mannes, dem Sie helfen. Bei Martin Heeken wird Ihnen das kaum gelingen. Das drückte mich. Ich mußte es Ihnen sagen."

„Damit ich meine Gabe nicht bereue?" Sie war sehr rot geworden und preßte die feinen Lippen zusammen. „O, keine Sorge! Dies hat mit meiner Absicht gar nichts zu thun. Dies biete ich einem Menschen, der mir größer zu sein scheint als die meisten, unter denen er steht."

„Und wenn er es zurückweist?"

„Das darf er nicht." Ihr kleiner Fuß trat heftig den Boden, sie war zornig. „Sorgen Sie dafür, daß er es nicht thut; nennen Sie meinen Namen nicht. Hören Sie — sagen Sie, es käme alles vom Professor. Alles!"

„Sie sind sehr großherzig. Unter dieser Flagge kann ich es thun."

Ohne ein Wort drehte sie sich ab. Sie war zornig auf ihn, auf sich, auf alle Welt. Welch einen Lärm machten sie um dies elende bißchen Geld, nur weil sie, die es gab, ein Weib war! Von einem Mann hätten sie es ohne Bedenken genommen, ihn noch dafür gepriesen. Es aus ihrer Hand zu nehmen, schien beinahe eine Schmach. — Dachten sie wirklich alle so, oder nur dieser Fortunat, der nach seinem Empfinden alle beurteilte, die ihm nahestanden. Und doch, obgleich sie vorher beleidigt gewesen, gefiel er ihr recht gut in seinem offenen Freimut.

Ihre Blicke suchten ihn verstohlen. Da saß er zwischen Emil und Luzie, plaudernd, lachend, jung, hübsch, begabt. Etwas wie Neid überfiel sie, daß sie nicht auch ein Mann war.

Warum durfte sie nicht dabei sein, wenn Heeken morgen das Geld bekam! Einmal eine Freude sehen, so eine rechte wilde, maßlose Menschenfreude, danach lechzte sie ordentlich. — —

Es war kaum Mittag, als Fortunat am nächsten Tag bei seinem Freunde eintraf. Er begegnete ihm auf dem Hof, auf und ab gehend, unruhig, unfähig zu arbeiten, voll bangendem, sehnendem Hoffen. Die ganze Nacht hatte er nicht schlafen können, sich nur auf seinem Lager gewälzt in Gedanken an seine Gruppe. Würde ihn Fortunat von dieser Schaffensqual erlösen? Er sah in des Kommenden Gesicht, und ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust. Er hatte also Wort gehalten. —

„Komm hinein," winkte Fortunat, an der Ateliertthür stehen bleibend. Es schien ihm nicht rätlich, den Reichtum, den er mit sich brachte, vor allzuviel gierigen Augen zu zeigen.

Und drinnen im Atelier setzte er sich hin und legte das ganze Geld in Hundertmarkscheinen auf Heekens Bett. Sein hübsches Gesicht leuchtete ordentlich vor Freude.

Der andere saß daneben, still, stumm und blaß; die Hände auf die Knie gestemmt, sah er mit fast stumpfem Ausdruck auf die blauen Scheine herab.

„Alles Dein," sagte Fortunat, als er zu Ende war. „Alles — alles Dein!"

Martin atmete tief auf, wie unter einem Druck.

„Aber das brauche ich ja nicht — was soll ich denn damit? . . ." stieß er hervor.

„Es gehört Dir!"

„Mir? Der ich Dich nur um ein paar Mark für das Gerüst bat? Wie sollt ich Dir das jemals zurückgeben?"

„Gar nicht, Martin, gar nicht! Es ist alles Dein, ohne daß Du jemals an Zurückgeben denken brauchst. Alles! — Der Professor schickt es Dir, damit Du ohne Sorge arbeiten und leben kannst. Nun ist keine Not mehr! — Freue Dich doch, Mensch, freue Dich doch!"

Es war nötig, daß er ihn anstieß, denn Heeken rührte sich nicht. Stumm und starr sah er auf das Geld, das er noch niemals in solcher Menge beisammen gesehen, und dennoch erregte es ihm keine Freude, eher einen erstickenden Alpdruck, den er im ganzen Körper zu fühlen meinte.

„Ich will Euer Geld nicht — ich bin kein Bettler!" stieß er endlich heraus, als müsse er sich mit diesen Worten gegen das wehren, was so übermächtig plötzlich über ihn hereinbrach und stark war, stark und dabei doch so geschmeidig wie die Schlange, die seinen Centauren tötete. Er fühlte, wie das Geld vor seinen Augen lebendig wurde, wuchs, nach ihm griff und um ihn rang, um seine freie, selbständige Seele, die bisher sich noch keiner Macht gebeugt hatte.

„Nimm es fort!" stöhnte er und deckte die Augen mit der Hand. „Nimm es fort! Ich will nicht!" — Es war nur instinktive Abwehr, die ihn trieb, so zu handeln wie er that. Er fühlte die Schlinge, die ihm um den Nacken geworfen wurde und bäumte sich dagegen auf mit der ganzen Kraft, die ihm eigen. Heiß und beklemmend stieg es in ihm auf vor diesen harmlosen blauen Scheinen, die so friedlich dalagen, als hätten sie gar nicht die Macht über die Menschen, der doch ein jeder verfällt. Ein jeder!

Fortunat lachte. Er war so herzensfroh über die Freude, die er einem Menschen, den er hochstellte, machen konnte, daß es ihm gar nicht einfiel, in Heekens Abwehr mehr zu sehen als nur die plötzliche, berauschende Überraschung.

„Wie werde ich Dir denn fortnehmen, was Dein rechtmäßiges Eigentum ist," sagte er, im Atelier auf und ab schreitend. „Die erste Anerkennung, die man Deinem Genie zollt. Sei doch stolz darauf, Mensch! Wenn der Professor nicht ganz genau wüßte, was in Dir steckt, glaubst Du, er würde sich dann Deine Angelegenheit so zu Herzen genommen haben? Nein, mein Lieber, in der ganzen Welt wäscht immer nur eine Hand die andere. Du bist sein Schüler, Dein Ruhm ist also sein Ruhm. Sei nur ruhig, zu viel schenken thut er Dir nicht. Aber deshalb ist er doch ein seltener Mensch, sobald es sich um das Helfen

handelt. Denke nur, ein Stipendium will er Dir auswirken."

Und Fortunat zog sich den Schemel herbei und erzählte dem Aufhorchenden, was bei Quensels verhandelt worden war. Nur von Mauds Beteiligung an der Sammlung schwieg er. So ganz sicher war er sich nicht, wie Heeken das aufnahm. Und er mochte Maud nicht kränken, um keinen Preis. Zudem hatte sie ihm ja vollkommene Freiheit gegeben, zu handeln, wie ihm gut dünkte, er sündigte also nicht gegen sie. Erst sollten sie sich kennen lernen. Entweder verlor sie dann die Lust, sich gerade Heeken für ihre philanthropischen Absichten auszusuchen, oder die Sache glich sich aus, denn schließlich war gerade diese deutsche Amerikanerin ein Mädchen, das mit anderm Maß gemessen werden mußte.

Fortunat sprach und sprach, er beachtete es nicht, daß Heeken stumm neben ihm saß, daß auf seiner Stirne Schweiß stand und daß er die Augen nicht von dem Gelde wandte, das ihn völlig zu fascinieren schien. Endlich unterbrach er ihn.

„Du sagst, das da ist mein — ich kann damit machen, was ich will."

„Aber natürlich."

„Auch meiner Mutter davon geben? Der alten Frau geht es nur elend," setzte er halblaut, wie entschuldigend hinzu.

„Wer wollte Dich wohl daran hindern? Nimm Deine Mutter zu Dir, Martin, jeder wird das nur anerkennen, und Du bist dann sicher besser verpflegt."

Er sah sich schaudernd in dem verwahrlosten Raum um, und auch des Freundes Kleidung streifte er dabei mit den Augen. Natürlich, ihm that eine Frauenhand nötig, die um ihn sorgte; wer konnte das wohl besser als die Mutter? Fortunat, der seine Eltern nicht gekannt, fühlte fast etwas wie Neid bei dem Gedanken, daß sein Freund von nimmermüder Mutterliebe umsorgt sein würde, während er niemand hatte, der so fest und natürlich zu ihm gehörte.

„Und wie die alte Frau stolz auf Dich sein wird," sagte er weich. „Wie sie Dich bewundern muß, ihren eigenen Sohn."

Heeken blickte scharf auf. „Meine Mutter versteht nichts von meiner Kunst. Freilich" — auch er sah sich rings um — „sauberer wird es dann wohl werden, aber das geniert mich nicht, ich kann auch so arbeiten." Und als hätte er mit diesem Wort den Kulminationspunkt seines ganzen Wesens erreicht, begannen seine Augen zu funkeln, die Brust hob sich und er strich die Haare aus der Stirn.

„Und arbeiten will ich jetzt — arbeiten! Ihr sollt nur so staunen! Ich habe ja keine Ruhe eher, bis ich meine Gruppe wieder habe."

Vergessen war das Geld, die Mutter, er dachte nur an seine Schöpfung, und dieser Gedanke straffte ihm Muskeln und Sehnen.

„Na, na," meinte Fortunat zweifelnd, „so eilig wird das wohl nicht gehen. Wenn Du in solcher Eile dann daneben greifst, kannst Du Dich nicht wundern."

Da warf Heeken den Kopf in den Nacken und lachte auf. „Ich daneben greifen? Ich?! Meine Hand sehe ich nicht deutlicher als meine Gruppe. Glaube mir, der Martin Heeken greift nicht daneben." Das klang königlich stolz aus dem Munde des Proletariers, der breitbeinig, seiner Kraft sich bewußt, dastand und auf den zierlichen Freund herabsah, in dessen Brust neben der Schöpferkraft immer zugleich der Zweifel und das kritische Empfinden lebendig war und ihm den Genuß an seinen Schöpfungen beinträchtigte. Fortunat seufzte neidvoll.

„Du Glücklicher! Solch Selbstbewußtsein ist doch eine Gottesgabe, besonders wenn es berechtigt ist. — Ich muß aber jetzt fort, hoffentlich ziehst Du als Krösus, der Du jetzt bist, in etwas erreichbarere Nähe, ich will Dir gern ein Atelier suchen helfen. Und wann soll ich Dich beim Professor anmelden, daß Du ihm dankst?"

„Danken?" Heeken schüttelte sich. „Das verstehe ich schlecht, Fortunat. Mit der Feder und mit den Worten, da bin ich nicht so gewandt wie Ihr. Aber —" und er packte ihn bei beiden Schultern und schüttelte ihn hin und her — „sage ihm, daß ich arbeiten will — arbeiten wie noch nie! Keine Ruh' will ich mir gönnen Tag und Nacht, bis ich die Gruppe fertig habe — das soll mein bester Dank sein."

Fortunat sah ihn ein Weilchen stumm an. Er haßte eigentlich diese elementaren Ausbrüche, die von einer gewissen Körperkraft unterstützt wurden, die ihm unbequem war; Martin Heekens Hände waren so sehr fest, dennoch war er Künstler genug, die Begeisterung mitzuempfinden, die den andern durchglühte.

„Das wird ihn sehr freuen, genügt aber doch nicht ganz. Man quittiert nicht dreitausend Mark mit einer mündlichen Bestellung. Du mußt selbst gehen, Martin."

Er zuckte hin und her mit seinen breiten Schultern wie unter körperlichem Unbehagen, dann faltete er die Stirn. „Ich thu's nicht. Ich will arbeiten," trotzte er. „Geht es nicht ohne solchen Dank, dann nimm das Geld nur wieder mit."

„Du bist verrückt, Mensch, ganz verrückt," fuhr Fortunat auf. „Gut! Für diesmal werde ich Dich mit Deiner Arbeitswut, Deinem furor teutonicus entschuldigen, wenn aber Deine Gruppe fertig ist, dann holst Du das Versäumte nach, kommst mit mir zu Quensels."

„Dann in Gottesnamen."

„Hand darauf?"

Heeken reichte ihm seine große, häßliche Hand. Er lachte dabei heimlich vor sich hin. „Oft werden sie kein Verlangen haben, mich zu sehen. Aber geh jetzt, Fortunat, ich bitte Dich, gleich will ich mir alles besorgen, was ich brauche, meine Holzschnitzereien abliefern und dann — dann arbeiten!"

Er reckte die Arme in die Luft und dehnte die breite Brust. Ganz verwandelt sah er in diesem Augenblick aus. „So sollte ihn Miß Winter sehen," dachte Fortunat im stillen; und wieder regte sich in ihm der Stolz auf denjenigen, den er sich nun einmal gewöhnt hatte Freund zu nennen, der Stolz, und das Gefühl des Nichtverstehens — trotz alledem.

Achtes Kapitel.

Es war merkwürdig, mit welcher Beharrlichkeit sich Mauds Interesse immer wieder dem Thema zuwandte, das sie in den wenigen ungestörten Augenblicken, die ihr mit Fortunat blieben, zu variieren liebte: Martin Heeken! Sie wurde nicht müde, nach allem, auch dem Geringsten zu fragen. Die kraftvolle, zielbewußte Energie, die ihr aus dem, was sie hörte, entgegenatmete, dieses vollständige Beharren auf sich selbst imponierte ihr um so mehr, je weniger sie sonst gewohnt war, es zu finden.

Und Fortunat wußte so viele kleine Züge zu erzählen, die sich ihr zu einem immer deutlicheren Gesamtbild verschmolzen, daß es ihr vorkam, als kenne sie ihn bereits ganz genau.

„Machen Sie sich nur um Gottes willen keine Illusionen, Miß Winter," sagte er einmal, seine Erzählung schroff unterbrechend. „Das sollte mir leid thun um meinen Freund. Man ist nämlich niemals ungerechter als gegen die Menschen, von denen man vorher so viel gehört hat, daß sie zu Ausnahmen herausgewachsen sind, und die sich bei näherem Zusehen dann doch als ganz einfache Menschen entpuppen."

Maud sah ihn groß an. „Verkleinern Sie sich doch nicht selbst," entgegnete sie fast pikiert. „Wäre Ihr Heeken ein Dutzendmensch, es gelänge ihm gar nicht, Ihr Interesse so lange zu erregen und festzuhalten. Seien wir doch froh, daß wir einmal jemand haben, der größer ist als die andern, und beschneiden wir ihm seine Größe nicht."

„So ein Dutzendmensch wie ich bin," meinte Fortunat kläglich, „hat vielleicht nicht einmal den richtigen Maßstab für die Größe anderer. Nur ein Ausnahmemensch könnte das richtige Urteil über einen ebensolchen abgeben."

„Darüber ließe sich streiten." Miß Winter hatte eine niederträchtige Manier, ihrer Meinung Nachdruck zu geben durch die Art und Weise, wie sie eine Konversation abbrach, das gestand sich Fortunat manchmal wütend. Und dann war es doch auch keine Art, ihn so ohne Widerspruch unter die Dutzendmenschen einregistriert zu lassen, eine kleine höfliche Abwehr hätte doch nichts geschadet. Er biß sich auf die Lippen und sah in Mauds klares, ruhiges Gesicht. Er freute sich fast im stillen, wenn er an die Enttäuschung dachte, die ihr wenigstens Martins äußerer Mensch bereiten würde.

Luzie kam in diesem Augenblick dazu. Sie ärgerte sich jedesmal, wenn sie die beiden bei einander fand und machte Emil die heftigsten Vorwürfe, aber der Bruder grinste nur vergnüglich. Er kannte Fortunats momentane Leidenschaft und wußte, daß er ganz ruhig sein konnte.

Luzie schob ihren Arm unter denjenigen Mauds. „Liebste," schmeichelte sie, denn seitdem Fräulein Quensel sich mit ihrem Bruder ausgesprochen, erdrückte sie die Amerikanerin förmlich mit Freundschafts- und Zärtlichkeitsbeweisen. „Wir sitzen hier eigentlich recht wie die verwunschenen Prinzessinnen, wollen wir nicht etwas spazieren gehen, irgend etwas vornehmen? Mir scheint, man wird faul von dieser beschaulichen Ruhe."

„Gern. Wohin wollen Sie gehen, Luzie?" Maud war nie Spielverderberin und daher eine sehr bequeme Hausgenossin.

„Bei der Hitze!" stöhnte Emil aus der Tiefe seines Sessels. „Du bist übergeschnappt. Miß Winter wird sich ihren schönen Teint verderben."

„Herrgott, Emil, wie galant! Darauf können Sie sich wirklich etwas einbilden, Maud. — Aber Fortunat, warum stehen Sie denn mit so einem Jammergesicht abseits? Ist es Ihnen etwa auch zu heiß?"

„Ich warte nur, wie und ob die Damen mich überhaupt befehlen," sagte er immer noch etwas grollend.

„Aber natürlich, Lexchen, Sie sind ja sozusagen die Hauptperson in meinem Plan." Luzie war vor ihn hingetreten und sah ihm mit großen Augen in das Gesicht. „Wird es uns nämlich zu heiß, so machen wir Station in Ihrem Atelier, nicht wahr? Maud hat nämlich noch gar nichts von Ihnen gesehen und muß Sie doch auch bewundern lernen. Ist das nicht ein famoser Gedanke?"

Fortunat lächelte. Wahrlich etwas Angenehmeres hätte ihm gar nicht passieren können als dies Projekt, dann würde sich doch „sie" auch am Ende zu der Überzeugung durchringen, daß er nicht nur so ein allgemeiner Dutzendmensch sei, daß man ihn ein bißchen ernst nehmen könne, ohne den höchsten Anforderungen an die Kunst gar zu viel zu vergeben.

Er verbeugte sich tadellos, mit dem Wiederschein des Vergnügens auf seinem hübschen Gesicht. „Nichts könnte mir willkommener sein."

„Hast Du noch von Deinem Ruster Ausbruch?" fragte Emil fürsorglich, ehe er sich zum Mitgehen entschloß.

Es war nicht drückend heiß, aber doch schon sehr sommerwarm, als man auf die Straße trat, die frische erquickende Herrschaft des Frühlings bereits zu Ende, Emil schnaufte ein wenig, ging aber doch in einen an der Straße belegenen Blumenkiosk und kam mit einem prachtvollen Strauß zartgefärbter, blütenschwerer Rosen wieder heraus. Daß sie nicht auf Draht, sondern an den eigenen langen, schwankenden Stielen waren, machte sie doppelt reizend.

„Miß Winter," sagte er, „darf ich mir erlauben . . . Eine banale Redensart dazu zu finden, wäre ja nicht schwer, aber abgeschmackt Ihnen gegenüber."

Sie nahm die Rosen mit ungekünstelter Freude entgegen. So viel Geschmack und Takt im Überreichen hätte sie ihm gar nicht zugetraut.

„Und wo bleib' ich?" rief Luzie neckend ihrem Bruder zu.

Er reichte ihr einen kleinen Veilchenstrauß. „Zu mehr konnte sich meine brüderliche Liebe wirklich nicht aufschwingen."

Sie lachte, nahm den Strauß und hielt Fortunat zurück, der nun seinerseits den Galanten spielen wollte.

„Lassen Sie nur. Und wenn es Ihnen recht

ist, bleiben wir etwas zurück. Sie glauben gar nicht wie froh ich bin, daß Emil einmal eine ernstliche Neigung gefaßt hat, die Dauer verspricht und eine Zukunft hat. Maud wäre mir als Schwägerin herzlich willkommen."

Er starrte sie fassungslos an. Was er hörte, war ihm wie ein Schlag auf den Kopf.

„Ja, haben Sie es denn noch nicht gemerkt?" fuhr Luzie seelenruhig fort. „Ich brauchte seine Beichte gar nicht erst."

„Aber das kann ja nicht sein," stotterte er verwirrt.

Sie sah ihm scharf in das Gesicht. „Sie stecken sich doch nicht etwa dazwischen, Fortunat?"

„Wie können Sie denken," rief er ärgerlich. „Im Gegenteil. Aber paßt denn Miß Winter gerade für Emil?"

„Ich glaube schon. Da sie keine sehr bequeme Frau ist, so muß sie einen bequemen Mann nehmen, na, und das ist Emil doch."

Er schüttelte immer noch außer sich vor Staunen den Kopf. Wie blind mußte er sein, daß er so gar nicht sah, was um ihn vorging!

Sie waren jetzt ein gutes Stück hinter den anderen zurückgeblieben. Maud, die sich umgesehen, blieb stehen, sie zu erwarten. Emil benahm sich so sonderbar, daß ihr das tête-à-tête lästig wurde. Nicht allein, daß er ihr immer in die Augen zu sehen versuchte, er berührte auch beim Gehen zuweilen ihren Arm und sprach so anders als sonst.

„Ah," sagte er jetzt mit bitterem Lächeln, als sie stehen blieb. „Ich verstehe! Sie weisen mich auf diese feine Art in die Grenzen zurück, die Sie mir zu stecken beliebt haben. Aber giebt es nicht Augenblicke, wo man entschuldigt ist, wenn man diese Grenzen nicht respektiert?"

„Zum Beispiel, wenn man so warm ist wie Sie in diesem Augenblick," entgegnete sie mit feinem Lächeln. „Armer Mister Quensel! Hoffentlich winkt Ihnen bald Erholung."

„Ich habe keine Dusche mehr nötig," sagte er ingrimmig, trotzdem aber doch klug genug, sofort seine Offensive einzustellen. „Es hat sie überrascht," dachte er sehr vernünftig. „Ich darf nicht zu scharf ins Zeug gehen." —

Im Atelier war es kühl und erfrischend. Fortunat liebte es, sich mit Blattpflanzen in gewaltigen Kübeln zu umgeben, die die Luft frisch erhielten. Er konnte das, denn der Raum, in dem er empfing, und der mit allem Luxus ausgestattet war, bildete nur ein Vorzimmer zu seinem Atelier; der Arbeitsraum lag dahinter, klein, kahl und nackt, aber genügend, um seine Gedanken zu graziösen Werken zu formen. Er war abgeschlossen und niemand zugänglich.

Maud blickte sich mit Befremden in diesem weichlichen, üppigen Raum um. Nichts gab ein treueres Bild von Fortunats ganzem Menschen. Alles hübsch, graziös, zierlich, künstlerisch feinfühlig und dennoch nicht voll befriedigend, weil der tiefinnerste Kern, das Arbeitsfeld des Mannes, verschlossen war wie ein Etwas, dessen er sich zu schämen hätte. Nur die fertigen Statuen standen in Thon und Gips und Marmor überall umher auf Säulen und Postamenten, aber wie etwas Nebensächliches, nicht sonderlich zu Achtendes.

Emil sank gleich in den tiefsten Sessel des Ateliers. „Uff!" stöhnte er. „Gieb mir zu trinken oder ich sterbe."

Fortunat war schon eilig dabei, seine Gäste zu bedienen, er liebte es sehr, sich als Hausherr zu zeigen.

„Nun, Maud, wie gefällt es Ihnen hier?" fragte Luzie, die sich halb auf ein Chaiselongue geworfen. „Nicht wahr, Fortunat versteht zu leben."

„Ja, das versteht er," gab Emil zu; kniff ein Auge zu und blinzelte über den funkelnden Wein auf die Statuetten. „Alles nach dem Leben, Miß Winter; nach dem warmen, atmenden Leben. Kein Wunder, daß dabei sein Herz nicht ruhig bleiben kann."

Maud war aufgestanden und hatte sich diesen reizenden, verführerischen Sachen genähert, um sie näher in Augenschein zu nehmen. Es ging ihr wie allen, sie fühlte sich entzückt, bezaubert. Diese frische Natürlichkeit neben ausgesuchter Grazie verfehlte nie und nirgends ihren Eindruck und rückte ihr den Künstler als Menschen auch in ein anderes Licht. Jetzt begriff sie, daß das, was sie oft für Leichtsinn gehalten hatte, nur ein Ausfluß seiner sonnigen Liebenswürdigkeit, seiner heiteren Genußfreudigkeit war, und die Sympathie, die sie stets für ihn gefühlt, verstärkte sich.

Auf einer besonders zierlichen Säule stand dasselbe Figürchen im Dreispitz — nur bedeutend verkleinert — das er in der Ausstellung hatte; es wandte Luzie sein lachendes Gesicht zu, und nachdem sie es ein Weilchen angeblickt, sagte sie ungeniert: „Sagen Sie doch, Fortunat, sieht so Ihre neueste Liebe aus?"

Er wurde rot, augenscheinlich etwas verlegen, aber Emil nahm ihm das Wort vom Munde.

„Natürlich. Wie kannst Du nur so dumm fragen! Lex widmet seine Liebe immer derjenigen, die er gerade verewigt. Das giebt ihm erst die richtige Begeisterung."

„Dann gratuliere ich Ihnen zu Ihrem Geschmack. Das Mädchen muß allerdings reizend sein, nur ein wenig zu stark, nicht wahr? Hüften und Schenkel haben beinahe etwas Frauenhaftes. Sind Sie ein Verehrer von Fleisch, Fortunat?" Luzie wandte ihm ihre klugen, lebhaften Augen zu und fuhr fort: „Ich habe allerdings gefunden, daß gerade die Skulptur sich jetzt meist auf überschlanke Gestalten geworfen hat. Steckt diese modernen Statuen in Kleider und sie würden so mager sein, daß der Schneiderin noch manches zu thun bliebe. — Mir gefällt es nicht."

„Liebes Kind," fragte Emil, „willst Du uns hier noch länger mit naturalistischen Studien unterhalten?"

„Nein," sagte sie, „aber warum soll ich mich genieren, von etwas zu sprechen, was ich doch sehe, was mir auffällt. Stehen meine Augen etwa auf einem anderen Standpunkt als mein Mund?" Sie lachte und richtete sich aus ihrer bequemen Stellung etwas auf. „Überhaupt bin ich mir bewußt, ein

sehr vernünftiges Mädchen zu sein, dereinst noch eine viel vernünftigere Frau zu werden, und da ich doch jedenfalls einmal einen Künstler heirate, so kann sich der nur dazu gratulieren. Ich würde nicht eifersüchtig auf ein Modell sein und meinem Mann keine Kontrolle auferlegen. Mag er sich die kleinen Freiheiten immerhin nehmen, die seine Künstlerlaufbahn entschuldigt. Ich würde mich damit begnügen, ihm ein gemütliches Heim zu schaffen und mich mit ihm an allem Schönen zu erfreuen. Tolerant wäre ich bis in die Fingerspitzen hinein — vielleicht zu sehr. — Was meinen Sie, Fortunat, ließe sich unter solchen Umständen nicht auch die Ehe ertragen?"

Sie warf sich wieder zurück und sah ihm kokett lachend in das Gesicht. Emil begriff ihre Absicht und störte sie diesmal nicht mit einer Bemerkung; der junge Künstler aber kam ihr näher und sah mit einem gewissen Interesse in ihr Gesicht.

„Das ist ebenso großherzig wie klug, Fräulein Luzie," sagte er herzlich. „Wenn nur alle Mädchen so dächten, gäbe es sicherlich mehr glückliche Ehen in der Welt."

„Also — ich halte mich vorkommenden Falls bestens empfohlen," rief sie lachend aufspringend. Aber der schräge Blick, mit dem sie ihn streifte, hätte Fortunat zu denken geben können, wenn er nicht ihr gegenüber so sehr unbefangen gewesen wäre. —

Auf dem Heimweg nahm Maud Luzies Arm. „Lassen Sie uns vorangehen," bat sie, um jede weitere Begegnung mit Emil zu vermeiden.

Luzie war von diesem Vorschlag nicht sonderlich erbaut, doch fügte sie sich.

Als sie ein Stückchen gegangen waren, sagte sie mit gedämpfter Stimme: „Was ich vorhin in Fortunats Atelier sagte, ist meine innerste Überzeugung. Neben einem solchen Künstler wie er, ist es für eine Frau nur möglich, mit der größten Toleranz zu existieren oder sie wird sehr unglücklich."

Maud sah sie betroffen an, und Luzie deutete diesen Blick richtig.

„Nein, natürlich denke ich nicht an ihn in Bezug auf mich — wir sind ja so gut bekannt — da — da ist doch wohl alles andere ausgeschlossen. — Ach, Maud, Sie haben Ihre schönen Rosen liegen lassen, wie schade!"

Wirklich ging Maud mit leeren Händen. Ob es Zufall oder Absicht war, darüber ließ sich nichts erraten, jedenfalls aber stürmte Fortunat zurück, um das Vergessene zu holen. Sie hingen schon die Köpfe als er sie ihr überreichte, und sie hob die schweren Kelche mit einer fast mitleidigen Bewegung empor.

„Sie sind halbtot," sagte sie bedauernd. „Zu Hause sollen sie Wasser haben."

Im stillen dachte sie: „Also so steht es, Luzie hat ihr Herz verschenkt! Mir scheint, er ahnt es noch nicht, oder — er hat kein Interesse dafür. Ob sie wirklich zu einander passen?"

„Mein Bruder ist ein ganz anderer Mensch," begann Luzie wieder. „So solid! Mit dem wird eine jede Frau leicht glücklich. Und sehen Sie, Maud, man verkennt ihn leicht — er geht gar nicht so recht aus sich heraus, eben weil er ein Charakter ist. Nun, ich, als seine Schwester, darf ihn ja wohl loben, ich habe ein Recht dazu."

„Bist Du wirklich in Miß Winter verliebt?" fragte etwa in demselben Augenblick Fortunat seinen Freund, während sein Auge an den beiden schlanken Gestalten vor ihnen hing.

„Ist sie nicht nett?"

„Ja — aber zwischen nett finden und lieben ist doch ein gewaltiger Unterschied."

„Nicht so sehr wie Du denkst, mein guter Lex. Findet man eine Frau nett, so genügt das einem ruhigen, soliden Menschen, sein ganzes Leben mit ihr zu verbringen, ohne sonderlich unzufrieden zu sein."

„Bist Du sicher, daß Du ihr gefällst?"

Emil lachte selbstgefällig. „Einstweilen ist sie nach Mädchenart kühl und zurückhaltend gegen mich. Das gerade gefällt mir an ihr. Späterhin wird sie schon zahmer werden, dafür laß mich nur sorgen. Wenn ich auch nicht immer zum Dache gleich herausbrenne wie Ihr, deshalb erreiche ich doch mein Ziel um so sicherer. Du bist doch nicht etwa verliebt in sie?"

„Wahrhaftig nicht. Du weißt ja . . . aber deshalb gefällt sie mir doch sehr gut, und ich wünsche ihr alles Gute."

„Nun — dann wünsche ihr Deinen Freund Emil als Mann." —

Am Abend desselben Tages, als sich Fortunat eben von Quensels verabschiedete, sagte er halblaut, vorwurfsvoll zu Maud: „Sie haben mir kein Wort über meine Arbeiten gesagt, das ist hart."

Da drückte sie ihm so warm wie noch nie die Hand, ihre dunklen Augen sahen ihn aufrichtig an. „Ich war so entzückt, daß ich es vor den anderen nicht wollte. Sie sollten nicht für leere Redensart halten, was von Herzen kam. Jetzt kann ich es aber sagen. Sie sind in meinen Augen ein großer Künstler."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand. „Das war ein gutes Wort, Miß Winter." Und vergnügt wie nur je ging er an diesem Abend nach Hause. „Schade nur das mit Emil," dachte er. „Sie kann nicht Geschmack an ihm finden, sie paßt so gar nicht zu ihm."

Neuntes Kapitel.

War das noch Arbeiten zu nennen, was Martin Heeken seit Wochen that? — Wie ein Fieber durchraste es ihn, nahm ihm jeden anderen Gedanken und ließ ihm kaum Zeit, ganz unbewußt die erste beste Nahrung zu verschlingen, die man ihm vorsetzte. Nur dem Zwang der Dunkelheit und der Erschöpfung nachgebend, schlief er ein paar Stunden dumpf, — sonst dachte und fühlte er nichts als seine Gruppe.

All das Leben, das ihn durchpulste, schien sich durch seine Fingerspitzen in seine Arbeit zu ergießen, wenn er die massigen Thonklumpen um die Träger schleuderte, daran ging, mit dem Modellierholz Leben und Bewegung in die tote Masse zu bringen. Es

war als triebe ihn eine Kraft, die stärker und größer war als er, mit Gewalt vorwärts. Und so wuchs denn sein Werk fast zauberhaft schnell empor, so schnell, daß es für den Kenner fast etwas Dämonisches hatte.

Während dieser vier Wochen blieb seine Thür jedermann verschlossen. Haar und Bart wuchsen ihm noch wirrer, sein Gesicht fiel ein und zeigte scharfe Schatten und Linien, die Augen mit ihrem flackernden Glanz schienen noch intensiver, vergeistigter zu sein.

Aber selbst eine so kraftvolle Natur wie Martin Heeken mußte schließlich fühlen, daß der Geist nicht alles ist, daß auch der Körper sein Recht hat. Die Hände begannen ihm zu beben, vor den Augen schwamm es ihm oft wie zitternder Nebel. Wenn er dann aber dem Centauren in das Gesicht blickte, war es ihm als überkäme ihn damit neue Kraft. Er wollte, er durfte nicht nachgeben, ehe das Werk vollendet war.

Vier Wochen und fünf Tage hatte er in dieser Art gearbeitet, da stand es wieder in ursprünglicher Frische und kraftvoller Schönheit vor ihm — sein Werk — auferstanden von den Toten, um ihn nun einzuführen in den Tempel des Ruhmes.

Mit trunkenen Augen blickte er zu ihm auf. Das war eine Leistung gewesen und gleichzeitig ein Wagnis, es gleich in Gips auszuführen, anstatt in Thon. Wäre er seiner Sache nicht so absolut sicher gewesen, vielleicht wäre es nicht so meisterlich geglückt, aber er hatte ja nur die Hände zu rühren gebraucht — schien es ihm jetzt — nur die Hände, das andere kam von selbst.

Er riegelte die Thür des Ateliers auf und ließ zum ersten Mal Luft und Sonne ungehindert eindringen. Es war jetzt heiß und staubig draußen, den Frühling hatte er nicht bemerkt. Nun kam es ihm auch wieder zum Bewußtsein, daß er körperlich schwach und elend war; setzen mußte er sich ein Weilchen und dann den Kopf aufstützen, weil es ihm schwindelte. Mechanisch glitt seine Hand in die Tasche, in der er das Geld all die Zeit mit sich herumgetragen. Es war noch da, vollzählig bis auf das, was ihn das Material zu seiner Gruppe gekostet hatte, und nun erst erwachte er zum vollen Bewußtsein des Glückes, inmitten dessen er jetzt stand.

Seine Arbeit war fertig, gut, ja fast noch besser als die erste; die Aufnahme in die Ausstellung ihr sicher. Geld hatte er, so viel wie er noch nie besessen, und frei war er auch, frei, jetzt zu gehen, wohin er nur wollte. Er stieß einen lauten Jubelschrei aus, und da er gerade ein kleines Kind über den Hof trollen sah, sprang er auf dasselbe zu, schwang es hoch in die Luft und stammelte dazu Jubelworte. Der kleine erschrockene Kerl nahm beides übel und begann jämmerlich zu heulen. Martin setzte ihn eilig nieder und drückte ihm ein Markstück in die kleine Hand.

Wirklich, so gut er mit Thon umzugehen verstand, mit Menschen konnte er es jedenfalls nicht, dies hier war ein neuer Beweis dafür. Er gestand es sich mit heimlichem Lachen.

Wenn er der Ev' ihre Adresse gewußt, ob sich die wohl mit ihm gefreut hätte? — Wahrscheinlich auch nicht, es sei denn, daß er ihr ein hübsches Halstuch dazu gekauft hätte. Das dumme Bauernvolk verstand so gar nichts von der Kunst und deren Wonnen und Schmerzen.

Fortunat war doch allein derjenige, der ihn verstand — und vielleicht auch der Professor. Er riß ein Blatt aus seinem Zeichenbuch, darauf kritzelte er mit steifer, ungelenker Handschrift:

„Ich bin fertig, komm und sieh, wie es geworden ist.

Heeken."

Dann fiel er in einen tiefen, traumlosen Schlaf, der volle vierundzwanzig Stunden dauerte. Fortunat bekam den Brief erst am nächsten Mittag und ging damit zum Professor, bei dem er oft zu speisen pflegte.

„Unmöglich!" sagte er ganz aufgeregt, als er ihm den groben grauen Wisch zeigte. „Eine physische Unmöglichkeit meines Erachtens nach, Herr Professor. Diese überlebensgroße Gruppe ist nicht so schnell erneut, selbst unter den denkbar günstigsten Vorbedingungen."

Der Professor zuckte die Achseln. „Es hat schon mancher etwas geleistet, was den anderen wie Zauberei erschien. Am besten, Sie gehen hin, Fortunat. Ist es wirklich so, dann können Sie alles weitere besprechen."

Fortunat war nicht imstande, einen Bissen herunter zu bringen, so aufgeregt war er. „Es ist nicht möglich — nicht menschenmöglich," sagte er immer wieder zu Maud, neben der er saß. „Ich zittere davor, daß etwas Minderwertiges herausgekommen sein könnte. Das verzieh ich Heeken nie."

Allmählich teilte sich seine Aufregung dem Mädchen mit, sie zerbröckelte nervös ihr Weißbrot.

„So ein großer Künstler — das glaube ich nicht."

„Aber jeder ist doch auch vor allen Dingen nur Mensch," flüsterte er eifrig. „Ob eine Arbeit gelingt oder mißlingt, niemand weiß es vorher, und deshalb hält sie den Schaffenden in Aufregung bis zum letzten Augenblick. Stunden tiefster Qual wechseln mit Stunden höchster Befriedigung — ein wogendes Chaos, aus dem dann endlich das Fertige hervorsteigt."

„Sagen Sie ihm — wenn es Ihnen nicht gut erscheint — er solle nicht ausstellen, reden Sie ihm ab, was bedeutet denn ein Jahr."

Er sah ihr aufmerksam in das Gesicht. „Eigentlich, Miß Winter, mache ich mir Vorwürfe, daß ich Sie so mit meinem Interesse für meinen Freund quäle. Sie, die Sie ihn gar nicht kennen, nicht einmal eine seiner Studien. Aber Sie dürfen mir deshalb nicht böse sein, Sie haben ein so warmes Herz für die Kunst, und — und Sie sind so eine gütige Zuhörerin, daß man unwillkürlich versucht wird, weiter zu sprechen." Ein wenig verlegen lächelte er sie an.

„Es freut mich sehr, daß Sie mich wenigstens an etwas teilnehmen lassen," sagte sie warm. „Denken Sie nur, wie leer mein Leben eigentlich ist."

Gleich nach dem Essen stürzte Fortunat davon; Luzie sah ihm unwillig nach.

„Als ob die Gruppe davonliefe, wenn er noch eine Tasse Kaffee getrunken hätte. Aber gegen Heeken,

gegen diesen abscheulichen Menschen, kommt nichts anderes auf."

„Na," meinte Emil, „wenn er wirklich das Kunststück fertig gebracht hat, und tadellos, dann kann er mehr als wir. Was für Stierkräfte muß der Mensch haben!"

So wurde denn Fortunats Rückkehr mit allgemeiner Spannung entgegengesehen. Und er kam. Glühend vor Entzücken, ausgelassen, als ob er selber teil hätte an dem wiedererstandenen Meisterwerk.

Man trank an dem Abend in Eis gekühlte Bowle zu Ehren der Gruppe, bei der schon morgen der Guß beginnen sollte, und war auf der Quenselschen Veranda sehr vergnügt dabei.

„Warum haben Sie Heeken nicht mitgebracht?" fragte der Professor, der ein offenes Haus liebte.

„Ja, warum nicht?" fragte Maud auch, und es klang vorwurfsvoll.

Fortunat lachte. „Er muß sich erst ausschlafen und dann, meine Damen — er war noch nicht in der Verfassung, sich Ihnen würdig zu präsentieren."

Unwillkürlich stieg ihm das Bild in der Erinnerung auf, wie er ihn gefunden. Verschlafen, zerwühlt, noch immer mit dem Dunst der Armut um sich, aber zu Füßen seines Kunstwerkes, das ihn zu beschützen schien und ihm eine glänzende Zukunft verhieß.

„Aus Heeken werden Sie nie einen leiblichen Menschen machen, auch wenn Sie alle Hilfsmittel in Bewegung setzen," meinte Luzie in ihrer oft scharf absprechenden Art. „Was ihm dazu fehlt, fehlt ihm seit seiner Geburt. Maud wird die Augen aufmachen. Auf die Enttäuschung freue ich mich nur."

Fortunat wandte sich hastig an die junge Amerikanerin. „Ach nein, seien Sie nicht zu sehr enttäuscht, das würde mich kränken," bettelte er im Ton eines liebenswürdigen Kindes.

Sie lächelte. „Wollen wir allein ganz früh in die Kunstausstellung gehen und uns die Gruppe, sobald sie dort ist, ansehen?" flüsterte sie ihm verstohlen zu. „Ich möchte so gern nur mit Ihnen sein und nicht mit den andern zusammen."

„Von Herzen gern," flüsterte er ebenso zurück und legte geheimnisvoll den Finger auf die Lippen zum Zeichen des Schweigens.

Dann nickten sie einander zu wie zwei gute Freunde, die ein harmloses Geheimnis haben und sich darüber freuen. — — — — — — —

Nun war die Gruppe fort, das Atelier leer.

Seitdem hatte Heeken eine gewisse Unrast befallen, die ihn auf die Felder und Wiesen hinaustrieb, denn in die Stadt zu gehen, davon hielt ihn etwas wie Scheu zurück. Schon hier draußen hatte er das Gefühl, als müsse er jedem Begegnenden in das Gesicht sehen mit der stummen Frage: „Hast Du gesehen?" Oder als stände es ihm selbst lesbar an der Stirn geschrieben: Ich bin es, der das Werk draußen im Ausstellungspalast geschaffen hat.

Jetzt erst kam es ihm recht zum Bewußtsein, welch ein Vertrauen in sein Können doch darin lag, daß, nachdem Professor Quensel ihn zuerst selbst aufgesucht, er ihm auch noch Ausstand bis zur Beendigung seines Werkes gegeben, ihm somit alle Hindernisse aus dem Wege geräumt hatte. Was für ein Kerl mußte er doch sein!

Und plötzlich wuchs das Bewußtsein seines Wertes, seines Könnens riesengroß in ihm auf, und er blieb stehen und starrte in die Sonne, ohne zu blinzeln, als fühle er sich ihr verwandt, denn nach irgend einer Bethätigung rang der erwachte Stolz in ihm. — —

An einem Montag Morgen um neun Uhr trafen sich Maud und Fortunat vor dem Eingang zur Kunstausstellung. Die Amerikanerin hatte Luzies neugierige Fragen nach diesem frühen Ausgang mit der ihr eigenen ruhigen Sicherheit so oberflächlich behandelt, daß diese wohl fühlte, ihre Begleitung sei nicht erwünscht. Dadurch geärgert und neugierig gemacht, stürzte sie zu ihrem Bruder, um den auf Mauds Fährte zu hetzen, fand aber wenig Gegenliebe bei ihm; er wollte sich nicht gern in seinem beschaulichen Morgenschlummer stören lassen — und Emils Faulheit verdankten die beiden somit einen ungestörten Vormittag.

Fortunat hatte schon gewartet. Diesmal hielt er die Hand voller Rosen, und als er die schlanke, hellgekleidete Gestalt auf sich zukommen sah, dachte er wieder: „Sie ist doch eine ganz reizende Person. Viel, viel zu schade für Emil, und auch wohl zu klug, um ihn nicht zu durchschauen. Wenn ich nicht so bodenlos in Nelly verliebt wäre . . ."

Da war sie schon neben ihm und reichte ihm die Hand zum Gruß. Er sah, daß ihr hübsches Gesicht gerötet war, ihre Augen lebhafter glänzten. Wirklich schade, daß er ein so komischer Kerl war und seiner jeweiligen Liebe stets absolute Treue bewahrte, wie pikant hätte sonst dieser gemeinsame Kunstgenuß werden können.

Die Gruppe, die sie aufsuchen wollten, stand im Vestibule, groß und gewaltig blickte sie dem Eintretenden entgegen. Ein breiter Sonnenstreifen brach durch das Glasdach des Gebäudes und tauchte sie wie in einen goldenen Schein.

Maud stand ganz still und sah auf das Kunstwerk, das, im Verein mit dem Künstler, die letzte Zeit unablässig ihre Phantasie beschäftigt hatte. Den Mund ein wenig geöffnet, atmete sie langsam und tief, als söge sie die kraftvolle Individualität, die das Werk ausströmte, ganz in sich ein.

Erst nach einer ganzen Weile wandte sie sich an ihren Begleiter. „O!" sagte sie, „das ist etwas Gewaltiges — etwas Besonderes. Das packt Sinn und Nerven. Welche Kühnheit der Komposition! Welch kraftvoller Ausdruck in der Schöpfung dieser Leiber! — Sie haben noch viel zu wenig von dem Können Ihres Freundes gesagt."

„Verstehen Sie es jetzt, daß ich mir neben ihm wie ein Pygmäe vorkomme?" fragte er mit tiefem Seufzen und einem Schatten in seinem hübschen Gesicht.

„Ja, aber was thut das! Nicht jeder kann ein Gigant sein," sagte sie kurz.

Dann setzte sie sich auf einen Stuhl, der Gruppe gerade gegenüber; daß er dasselbe that, beachtete sie

nicht. Ihre Augen hingen an dem Gesicht des Centauren, als lese sie aus diesem wie aus einem aufgeschlagenen Buch. Sie hatte ihre Umgebung vergessen.

Und hinter den Gebüschen schlich ein blasser, schlecht gekleideter Mann umher, dessen Augen von dem begeisterten Mädchengesicht zu seiner Schöpfung wanderten. Wenn er doch verstehen könnte, was sie sagen würde! Ehrgeizige Neugierde befiel ihn, und so nahe er konnte, schob er sich hinter die beiden heran. Aber noch sprach keiner von ihnen. —

Endlich sagte Maud: „Sie müssen ihn mir bringen, Ihren Freund, versprechen Sie es hier vor dieser seiner gigantischen Schöpfung, und zwar bald — oder ich suche ihn mir selber auf.“

In diesem Augenblick hatte Fortunat Martin gesehen, er zuckte auf, die Gelegenheit war so günstig wie möglich. Wenn er ihn hier gleich festhielt, konnte er ihm nicht entwischen, und Maud hatte ihren Willen. Aber mit derselben Schnelligkeit, mit der ihm dieser Gedanke kam, sah er auch — sah das verworrene Haar und den verwilderten Bart, den engen Rock, an dem die Knöpfe an einzelnen Fäden baumelten, die ganze verwahrloste Gestalt desjenigen, den er „Freund“ nannte, und er begriff die Unmöglichkeit, ihn so einer Dame zu präsentieren, die in kultivierterer Atmosphäre zu leben gewöhnt war. Durch all den Duft der blühenden Pflanzen und grünen Sträucher hindurch meinte er den Armeleutegeruch zu spüren, der von dieser ungepflegten Gestalt auszugehen schien, und — er drehte den Kopf wieder Maud zu, als habe er ihn nicht gesehen, als habe er keine Ahnung von Heekens Anwesenheit.

Aber es war ihm nicht behaglich dabei, und aufstehend sagte er: „Kommen Sie, Miß Winter, es ist noch manches Gute hier zu sehen, lassen Sie uns weitergehen.“

Sie hob die Rosen bis an ihr Gesicht und schüttelte den Kopf. „Für heute will ich nichts anderes. Gehen Sie ruhig, wenn es Ihnen beliebt, und holen Sie mich nachher hier ab.“

Er blieb natürlich daraufhin auch. Als er sich dann ein Weilchen später verstohlen umsah, bemerkte er mit Genugthuung, daß Martin verschwunden war.

Nachdem er Maud nach Hause gebracht hatte und nun umkehrte, um die heißen Stunden in seinem kühlen Atelier zu verbringen, trat ihm an der nächsten Straßenecke Martin entgegen. Jetzt, allein und ohne Damenbegleitung, empfand es Fortunat nicht so unmöglich, mit ihm langsam weiter zu schlendern, dennoch heftete er seitwärts kritische Blicke auf ihn.

„So kannst Du Dich aber unmöglich mehr sehen lassen, Martin,“ sagte er endlich, mit dem Stöckchen eine Terz in der Luft schlagend. „Du bist jetzt ein Mensch, der viel genannt und viel gekannt sein wird, sobald nur die Kritik erst an Deine Gruppe kommt, deren Vorgeschichte man kennt. Dein erstes muß sein, daß Du für Deinen äußeren Menschen etwas mehr Sorge trägst. An Geld dazu fehlt es Dir ja auch nicht.“

Martin hatte die ganze Zeit hindurch auf die kalkigen Steine zu seinen Füßen gestarrt, auch jetzt sah er nicht auf. „Wer war die Dame, mit der Du in der Ausstellung warst?“ fragte er endlich und zerrte an seinem Bart.

Fortunat lächelte. „Eine Deiner größten Bewunderinnen, das kannst Du mir glauben. Hast es auch wohl selbst gesehen. Und auf diesen Erfolg kannst Du dreist stolz sein, denn Miß Winter läßt sich wahrhaftig keinen blauen Dunst vormachen.“ Als Heeken nicht antwortete, fuhr er fort: „Sie will Dich persönlich kennen lernen. Seit dem Unglück, das Du mit Deiner Gruppe hattest und Deiner phänomenalen Arbeitsleistung jetzt, glaubt sie einen Helden in Dir zu finden, und — Du begreifst — in diesem Zustand, in dem Du Dich befindest, konnte ich Dich ihr nicht präsentieren.“

Martin schaute an sich herunter, sah den baumelnden Knopf und riß ihn seelenruhig ab; er fand offenbar nichts anderes an sich, was irgendwie gegen sein Äußeres sprach. Offenbar war er sich in diesem Augenblick nicht recht klar darüber, was ihn eigentlich mehr bewegte, der Wunsch, von den Lippen der vornehmen Dame Lobesworte über sich und sein Werk zu hören, oder die Menschenscheu, die ihn hieß, allen aus dem Wege zu gehen.

„Komm,“ sagte Fortunat, stehen bleibend und den Hut von der feuchten Stirn nehmend. „Es ist schon schmachvoll heiß, droben in meinem Atelier haben wir wenigstens Kühle und irgend etwas zur Erfrischung. Auch habe ich Dir noch manches zu sagen. Es ist zwar das erste Mal, daß Du zu mir kommst, aber ich enthebe Dich von vornherein jeder Kritik über meine Arbeiten, hörst Du?“

Heeken nickte. Es war ihm selbst ganz wunderbar, daß er sich so ruhig in Fortunats Vorschlag fügte, gestern noch hätte er es kaum gethan, aber heute — seit heute fühlte er sich so verändert. Er lechzte ordentlich nach Lob, nach Anerkennung, nach Menschen! Ja, auch nach Menschen! Denn um deren Gunst rang er doch jetzt. Wo waren die Empfindungen seiner Arbeitsstunden geblieben, in denen er sich ein Titan wähnte, der nichts mit dem Gewürm der Welt zu thun haben wollte, weil es ihm nichts galt. Er fühlte und dachte damals nur sich allein, und jetzt hatte sich ihm alles so seltsam verändert! Das machte ihn ganz benommen.

In Fortunats Atelier war es dämmerig und kühl, der Arbeitsraum geschlossen, nur die Portiere des Nebenzimmers halb zurückgeschlagen, so daß man den Einblick in ein elegantes Toilettenzimmer hatte.

„Entschuldige mich einen Augenblick und mache es Dir inzwischen bequem,“ sagte der Hausherr, eine Flasche Wein auf den Tisch stellend. „Ich werde uns auch gleich etwas Substanzielleres bestellen. Aber einstweilen ist es mir so schauderhaft heiß, daß ich erst den Anzug wechseln muß. Gedulde Dich so lange, bitte.“

Er war schon fort, die Portiere sank zu, und bald darauf drang das Plätschern von Wasser aus dem Nebenzimmer. Martin Heeken blieb allein und sah sich um.

Die köstliche, dämmerige Kühle, die saftstrotzenden großen Blattpflanzen, die Felle, Teppiche, Decken,

schwellende Möbel, Bücher, Bilder, all das, was zur Ausschmückung eines eleganten Raumes gehört, mutete ihn sonderbar, atembeklemmend an. Er sah das alles zum ersten Mal, und er wagte weder sich zu setzen noch vorwärts zu gehen.

„Hier arbeiten?" schoß es ihm durch den Sinn. „Unmöglich!" — Ja, es kam ihm vor als lege sich das alles, was er sah, schwer auf seine Brust, als nehme es ihm die Luft. Mit schnellem Entschluß wandte er sich zur Flucht. Die Hitze draußen genierte ihn nicht.

„Halt," sagte Fortunat, der in demselben Augenblick eintrat und ihn am Arm packte. „Hier giebt es kein Entrinnen mehr. Aber um Gottes willen, Martin, hast Du die ganze Zeit gestanden? Warum denn, Du siehst ja auch ganz verstört aus. Ist Dir nicht wohl? Da kommt ja auch schon meine Haushälterin mit einem verständigen Frühstück. Komm, setze Dich hierher und iß."

Er zog ihn in einen bequemen Fauteuil, und beim Anblick der Speisen empfand Heeken plötzlich, daß er seit dem Morgen noch nichts genossen, hastig langte er zu.

„Ich habe eine Einladung zu morgen abend beim Professor Quensel für Dich in der Tasche," sagte Fortunat nach einer kleinen Pause. „Du findest da auch Miß Winter, die Dame von vorhin. Sie ist eine vorurteilslose Amerikanerin, aber in diesem Aufzug, lieber Freund, hätte ich denn doch nicht den Mut, Dich ihr vor Augen zu bringen."

Martin schüttelte den Kopf. „Ich gehe nicht hin."

„Natürlich mußt Du, Du bist dem Professor vielen Dank schuldig, das quittiert man durch höflichen Verkehr. Überhaupt, Heeken, Deine Maulwurfsexistenz hat jetzt ein Ende, Du mußt heraus, der Vorfall mit Deiner Gruppe war ja eine mächtige Reklame für Dich, Du wirst bekannt, in den Zeitungen genannt sein, ehe Du es noch ahnst. Und dann — Du bist eben ein großer Künstler, warum willst Du Dich nicht als solchen betrachten lassen."

Heekens Gesicht hatte sich gerötet, mit einem scheuen Blick streifte er den Freund. „Ich weiß nicht —" sagte er stockend, „das ist alles anders — so neu . . ."

„Ja — gut! Aber jeder Erfolg legt Verpflichtungen auf. — Mit diesem Haar und Bart kannst Du den wilden Mann spielen, und über Deinen Rock freut sich bald kein Bettler mehr. Du mußt zum Schneider, zum Schuster, zum Wäschelieferanten, und vor allen Dingen zum Friseur. Wenn wir uns etwas erfrischt haben, können wir das letztere gleich besorgen. Siehst Du das ein?"

Heeken hatte sich ein Stück Wurst auf die Spitze des Messers gespießt und schob es nachdenklich in den Mund. Fortunat beobachtete ihn. Zum ersten Mal kritisch. Wie gewöhnlich das alles war! Seine Haltung, sein Essen, das ganze Gebaren. Früher hatte er ihn doch oft essen sehen, genau so wie heute, und er hatte es kaum beachtet. Heute indessen ärgerte es ihn. Er war sich wohl bewußt, daß er mit Mauds Augen sah, mit Mauds Ohren hörte, deshalb hätte er am liebsten seinen Freund in dieser Stunde völlig umgekrempelt. Allein daran war ja kein Gedanke. Nicht einmal zu viel durfte er tadeln, Heeken war empfindlich und also leicht zu verjagen.

Jetzt antwortete er kauend mit einer Gegenfrage. „Warum muß ich denn hin?"

Fortunat runzelte die Stirn. „Ich sagte Dir schon vorhin, Du bist ihm Dank schuldig. Abgesehen von dem, was er bereits für Dich gethan, will er Dir auch für die Zukunft ein Stipendium besorgen. Treibt es Dich da nicht selber, ihm ein paar Dankesworte zu sagen?"

Heeken schüttelte den Kopf. „Ihm allein schon. Aber da ist der Emil, die Tochter, und Du sagst, auch das fremde Fräulein."

„Jawohl, und ich auch. Trotzdem wirst Du es thun, Martin. Jeder anständige Mensch fühlt doch einen gewissen Dankbarkeitstrieb in sich, denke ich, und der erheischt hier eine Annahme der Dir gewordenen Einladung. Verstehst Du das?"

„Ja!" sagte der andere mit einem mürrischen Seufzer.

„Also gut. Du thust auch sonst alles, wozu ich Dir raten werde, nicht? In der Kunst bist Du mir über, im Leben ich Dir."

Heekens Blicke schweiften über die Statuen und Statuetten, er öffnete den Mund.

Aber Fortunat sprang vor und breitete die Arme aus. „Nein, von Dir will ich kein Urteil hören! Von Dir nicht, und hier nicht. Augenblicklich haben wir es mit dem Leben zu thun. Wie hat Dir eigentlich Miß Maud gefallen?"

„Die Dame aus der Ausstellung?"

„Dieselbe."

„Das weiß ich nicht. Was Vornehmes war sie wohl, nicht?"

„Ein Mädchen, um das sich hier alles reißt. Sehr hübsch, sehr reich und sehr klug. Weißt Du, von jener offenen amerikanischen Klugheit, von der die deutschen Frauen keine Ahnung haben; der dicke Emil ist verliebt in sie, und vielleicht — heiratet sie ihn, wer weiß es."

„Und Du?"

„Ich nicht! Leider keine Spur. Wir sind Freunde, nichts weiter."

Heeken schüttelte den Kopf. „Das ist — komisch," sagte er nach einer Weile.

„Was? Ach, lieber Martin, davon verstehst Du nun wohl nichts. Und dann — ich liebe ja eine andere."

Heeken wischte sich mit der Hand über Mund und Bart, während Fortunat auf und ab lief.

„Wenn Du klug bist, suchst Du auch gut Freund mit ihr zu werden," sagte er plötzlich, vor ihm stehen bleibend. „Sie kann Dir nützen! — viel! Frauen sind heutzutage eine Macht! Und die Vorbedingungen sind gegeben, sie interessiert sich glühend für Dich als Künstler, halte das Interesse wach. Ich als Dein Freund rate es Dir."

„Frauen sind eine Macht?" fragte Martin in grenzenlosem Erstaunen. „Wo denn? Warum denn? Was kann eine Frau einem Manne nützen?"

„Um das zu verstehen, dazu gehört Welt- und

Menschenkenntnis, mein Sohn," sagte Fortunat fröhlich, nach einer Cigarette greifend. „Die habe ich für uns beide, folge mir nur etwas, zu Deinem Schaden ist es nicht. Und nun ‚auf nach Kreta'! heißt hier in den nächsten Friseurladen. Willst Du Dir noch die Hände waschen?"

Heeken blickte auf seine Cyklopenfäuste herunter. „Schön sind sie nicht," sagte er kopfschüttelnd. „Aber ich tauschte nicht mit anderen." —

Fortunat war ein guter Kunde, man merkte es sofort an der Art, wie man ihm entgegenkam.

„Richten Sie mir einmal diesen Herrn hier so zu, wie es für ihn am vorteilhaftesten ist," sagte er, auf Martin deutend und sich selber in den gewohnten Stuhl ausstreckend.

Hier im Spiegel konnte er mit Muße betrachten, wie der Friseur sein Opfer musterte. Von rechts und links, von vorwärts und rückwärts; endlich entschloß er sich zu einem Spitzbart und nötigte Heeken auf einen Stuhl.

Der starrte, ganz erschrocken im ersten Augenblick, in den Spiegel, der sein Bild scharf und klar zurückwarf. Erfreulich war es nicht, das fand er selbst, besonders nicht im Gegensatz zu Fortunat, den er auch sehen konnte. Das lange Haar, der wuchernde Bart, der abgeschabte Rock. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte er der Thätigkeit des Friseurs und sah mit Staunen und geheimer Genugthuung, was sich allmählich da herausschälte.

Die Dimension des Kopfes verringerte sich, nachdem das Haar gefallen; üppig, in kurzen Wellen umrahmte es jetzt nur Stirn und Schläfe und aus dem Bart schälte sich ein blasses, fast mageres Gesicht, dem man überstandene Anstrengungen wohl ansah, das aber, wenn auch weder hübsch noch schön, so doch geistig bedeutend und interessant wirkte.

Fortunat stieß einen Laut des Erstaunens aus, als er, von den Fliegenden Blättern aufsehend, Heeken betrachtete, und auch Martin lächelte.

„Siehst Du," sagte der Jüngere vergnügt, als sie wieder auf die Straße traten, „das laß ich mir gefallen. Jetzt siehst Du doch aus wie ein Mensch, und noch dazu wie ein netter. Du wirst morgen schon Figur machen. Wie war Dir denn bei der Prozedur zu Mute?"

„Zuerst hatte ich nicht übel Lust, den Kerl niederzuschlagen," gestand Heeken freimütig. „Als er da so um mich herumhüpfte und mir ins Gesicht starrte. Dann war es scheußlich und jetzt bin ich ja ganz zufrieden."

Fortunat lachte. „Die Zunge der Kultur hat Dich zum ersten Mal beleckt. Paß auf, mit der Zeit machst Du ihr schon selbst die Arbeit leichter."

Zehntes Kapitel.

Maud verstand es meisterhaft, Toilette zu machen; für den heutigen Tag hatte sie aber noch ein Besonderes gethan. Sie wollte Martin Heeken gefallen, auch als Weib, denn sie wußte recht gut, daß jedes persönliche Wohlgefallen niemals umsonst in die Wagschale geworfen wird.

Luzie, die das bemerkte, lachte. „Um Gott, Maud, geben Sie sich keine Mühe! Heeken kennt nur das Geschlecht der Scheuerfrauen, Köchinnen und Stubenmädchen, wir zählen bei ihm nicht."

Und doch konnte Miß Winter nicht hindern, daß sie etwas wie Herzklopfen verspürte, als endlich die beiden jungen Künstler eintraten.

Heeken, gut frisiert, in tadelloser Wäsche und dunklem Anzug, sah so außerordentlich interessant und gut aus, daß die beiden Mädchen fast einen Ruf der Überraschung ausgestoßen hätten, und selbst Emil machte ganz runde Augen. Freilich schwächte sich der erste gute Eindruck ein wenig ab durch die Unbeholfenheit seiner Bewegungen und die unbehagliche Hilflosigkeit, die sich seiner beim Sprechen bemächtigte, aber selbst Luzie machte doch zuerst keine spöttische Bemerkung.

Und nun, nachdem er dem Professor gedankt und den Damen vorgestellt war, trat Maud mit warmer Herzlichkeit auf ihn zu und gab ihm die Hand. „Sie wissen gar nicht wie gute Bekannte wir schon sind," sagte sie, ihm dieselbe wie einem guten Kameraden schüttelnd. „Herr Fortunat hat mir so viel von Ihnen erzählt. Ich habe mit Ihnen getrauert um die Zerstörung Ihres ersten Werks, und mich gestern an dem zweiten entzückt, bitte, betrachten Sie mich nicht als ganz Fremde."

Er stand vor ihr und fühlte sich schrecklich unbehaglich. Die Zutraulichkeit der eleganten Dame verstand er nicht zu erwidern. Was ließ sich darauf sagen? Etwas sollte es wohl sein, das fühlte er genau. Aber was? Er starrte Maud ins Gesicht, und dann suchten seine Blicke Fortunat, aber der stand zwischen den Geschwistern, lachte und kümmerte sich nicht um ihn.

Sie las in seinen Zügen deutlich; und nun lächelte sie auch, und ihm nochmals die Hand drückend, setzte sie hinzu: „Sie sind ein großer Künstler, Herr Heeken, ein jeder wird stolz auf Ihre persönliche Bekanntschaft sein müssen."

Das erste Lob aus Frauenmund, und doch wäre Martin in diesem Augenblick lieber Gott weiß wo gewesen, als so dicht vor diesen großen, dunklen Augen, die doch nichts weiter ausstrahlten als wirkliche Bewunderung.

Und dann kam Emil und sprach ein paar Worte mit ihm und endlich Luzie und Fortunat. Ihm wurde siedendheiß. Der Schweiß perlte in großen Tropfen auf seiner Stirn. O nur Worte — Worte! Und ein wenig Freiheit und Leichtigkeit der Bewegungen. — Herumzugehen in diesem vollen Zimmer wie die andern, schien ihm ein Ding der Unmöglichkeit.

Erlösend schien ihm der Ruf zu Tisch. Da brauchte man doch nicht sprechen, sondern konnte schweigen und essen, und nachher, nachher wollte er gleich fort, gleich auf der Stelle. Der steife Halskragen drückte ihn abscheulich, die ganze Kleidung schien ihn einzuengen wie ein Panzerhemd. Um den Preis solcher Unbequemlichkeiten wollte er wirklich

nicht mit Menschen zusammensein, und sollte daran selbst sein junger Ruhm scheitern.

Als Luzie zu Tische rief, bot Emil Maud seinen Arm, er that das mit Vorliebe, und obgleich sie ihn nicht mochte, hatte sie doch stets der einfachen Form genügt und ihn acceptiert; heute that sie es nicht, sie wandte sich vielmehr an Martin. „Herr Heeken wird mich zu Tische führen," sagte sie mit göttlicher Ungeniertheit. „Ich habe viel zu lange auf diese Bekanntschaft warten müssen, um sie nicht ganz auszukosten."

Sie nickte Emil freundlich zu und schob ihre Hand unter Heekens Arm. Ihn umwehte es plötzlich wie Blumenduft, und bei jedem Schritt rauschte es neben ihm wie starre Seide. Er sah jetzt auch, daß sie Juwelen an den schlanken Fingern trug, und neben all dem Unbehagen beschlich ihn doch auch ein eigentümliches Gefühl von Genugthuung, daß ihn diese reiche, vornehme Dame so augenscheinlich auszeichnete.

Emil verzog den Mund und sah geärgert aus. Wenn aber Maud geglaubt hatte, mit dem bloßen Ignorieren aller Schattenseiten desjenigen, den sie als Künstler so hoch stellte, sei es abgethan, mußte sie doch die Erfahrung machen, daß sie sich darin getäuscht hatte. Er aß den Fisch mit dem Messer, schob ungefügige Bissen in den Mund und schmatzte laut beim Kauen. — Maud schauderte. Jedem andern würde sie derartige grobe Manieren nie verziehen haben, hier aber gab sie sich Mühe, dieselben als nur belanglose Äußerlichkeiten zu betrachten.

„Was schadet es," dachte sie. „Derartige Dinge schleift schon das Leben, die allmähliche Gewohnheit, sich in guter Gesellschaft zu bewegen, ab; wo aber gäbe es einen Menschen, dem sich Talent, oder gar Genie anerziehen ließe."

Und sie blieb liebenswürdig und freundlich gegen ihn wie zu Anfang, obgleich er es ihr recht schwer machte, da er nur selten ein paar Worte der Entgegnung fand.

Zuletzt, als das Diner bereits beendet war, biß er noch herzhaft von seinem Weißbrot ein tüchtiges Stück herunter und schob den großen Bissen Käse auf der Spitze des Messers hinterher, wie in Fortunats Atelier, dazu mit beiden Backen kauend.

Über die Serviette hinüber, die sie sich vor den Mund hielt, funkelten Luzies Augen zu Maud hinüber, so boshaft und schadenfroh, daß diese vor Ärger errötete. Man sah deutlich, daß Luzie nur mit Mühe das Lachen verbiß, und Emils, selbst Fortunats Gesicht erhellte auch ein kleines, spöttisches Lächeln — eine so komische Figur machte in diesem Augenblick der große Künstler, auf den Maud bisher so viele von ihren Gedanken konzentriert hatte.

Unter dem Druck einer seelischen Depression sagte sie, sich ihm voll zuwendend, in fast gereiztem Ton: „Es hat Ihnen wohl sehr gut geschmeckt, Herr Heeken. Darf ich Ihnen noch etwas reichen lassen?"

„Nein, danke!" Er merkte natürlich nichts von dem, was um ihn her vorging. „Jetzt bin ich reichlich satt. Aber rechtschaffenen Hunger habe ich gehabt, ich hatte heut fast noch gar nichts gegessen."

Er strich mit den Fingern über Bart und Lippen, dann lehnte er sich behaglich in den Stuhl zurück.

„Ich rate Ihnen, das nicht wieder zu thun," entgegnete Maud, immer noch gereizt. „So eine einzige, gewaltige Mahlzeit bekommt schlecht."

„Ach, mir bekommt alles." Er sah sie treuherzig an. „Wer das Hungern so gewöhnt ist wie ich, der kann auch das Essen vertragen."

Und da stand es wieder vor ihr, was Fortunat ihr alles erzählt hatte von der grenzenlosen Entsagung und der grenzenlosen Energie dieses Mannes, und mit einem Mal war all ihr Zorn verflogen, ganz weggewischt.

Da man sich inzwischen erhoben hatte, reichte sie ihm die Hand. „Sie haben recht, Herr Heeken," sagte sie ganz reuig, „und, bitte, verzeihen Sie mir meine Bemerkung. Ja?"

Er nickte. Was sie eigentlich damit sagen wollte, blieb ihm unklar. —

Luzie ging an ihr vorüber, streifte sie und lachte ihr ins Gesicht, sie nahm keine Notiz davon. Emil fragte, ob sie sich gut unterhalten habe, was sie gleichmütig bejahte, und nur Fortunat hielt sich ihr fern.

Der Kaffee wurde auf der Terrasse getrunken; es dämmerte bereits und die Hitze des Tages ging in erfrischende Kühle über, Heeken saß neben dem Professor und sprach mit ihm, in seiner stockenden Art und Weise zwar, aber unbefangener als vorhin, Maud beobachtete die beiden unausgesetzt.

Noch nie war ihr die geistige Frische, die dem alten Herrn aus den Augen leuchtete, mehr aufgefallen als in diesem Augenblick, und auch Heekens Gesicht belebte sich allmählich. Das, wonach sie bisher vergeblich ausgespäht, trat jetzt deutlich an ihm hervor, das Zeichen, das Genie in selbstvergessenen Sekunden seinen Trägern aufzudrücken pflegt. Jetzt war er ein völlig anderer. Sie sprachen also von Kunst. Maud seufzte ungeduldig, während sie kaum auf Emils fades Geschwätz hörte. Viel lieber hätte sie bei den beiden dort gesessen, wenn auch nur als stille Zuhörerin, und wirklich, es war geradezu albern, sich bei einem solchen Menschen wie diesen daran zu kehren, ob er den Fisch mit dem Messer aß, oder das Brot mit den Zähnen abbiß. Wie gern hätte sie ihn belehrt, aber das ging doch wohl noch nicht an, vielleicht später, damit solche unbedeutenden Menschen wie Luzie und Emil nichts zu lachen hatten.

Endlich stand der Professor auf und brachte Heeken zu den übrigen zurück. „So," sagte er lächelnd. „Jugend geht zu Jugend, das Alter ruht ein Stündchen aus. Meine liebe Miß, Sie werden auch jetzt wieder freundlich zu dem einzigen Fremden in diesem Kreise sein."

Maud nickte lächelnd, dann sagte sie: „Bitte, Herr Quensel, treten Sie Herrn Heeken Ihren Platz ab, da er mir speciell empfohlen ist, belege ich ihn mit Beschlag."

Emil sprang auf. „Ganz wie Sie befehlen, Gnädigste."

Aber Martin hatte nichts um sich beachtet. Er

trat an die Brüstung der Veranda, ohne sich um Maud zu kümmern, und sah in die Baumwipfel hinauf. Er dachte augenscheinlich sehr intensiv über etwas nach, und dabei war ein Leuchten in seinen Augen, ein so absolutes Vergessen seiner selbst, daß ihn Maud interessiert betrachtete.

„Herr Heeken!“

Sie mußte zweimal rufen bis er endlich hörte, dann sah er sich nach ihr um.

Sie wies auf den leeren Stuhl. „Setzen Sie sich hierher, und erzählen Sie mir, was Sie dachten.“

Er kam langsam, nicht sehr erfreut der Aufforderung nach, stützte beide Hände auf die Knie und schwieg weiter.

„Es muß etwas Schönes, Großes gewesen sein,“ fuhr Maud schmeichelnd fort, „man sah es an Ihrem Gesicht.“

Er sah sie unbehaglich an. „Was wollen Sie eigentlich von mir, Fräulein?“

Es lag etwas Mißtrauisches in Stimme und Blick.

Sie errötete heftig. Dann sagte sie ganz leise: „Ich möchte teilnehmen an Ihrem Schaffen, wenn auch nur in Gedanken. Ich möchte, daß Sie mir von Ihren Plänen — Entwürfen sprächen . . .“

Er vergaß seinen Scheitel und fuhr sich mit der Hand ins Haar. „Das kann ich nicht — das kann ich überhaupt nicht. — Worte sind nicht viel bei mir zu holen, das wissen alle . . . Und nun Sie — ein Mädchen — was versteht denn die erst von unserer Kunst?“

Er hatte mit einer gewissen souveränen Verachtung gesprochen, Maud lächelte dazu. „Mehr vielleicht als Sie denken, probieren Sie es nur mit mir.“

Dabei hatte sie sich ihm zugeneigt. Die Wendung des schlanken Halses, die Senkung des feinen Kopfes hob sich scharf gegen den dunklen Hintergrund ab. Er folgte den Linien fast gedankenlos mit den Augen, dann plötzlich fuhr er zusammen und ohne Maud aus dem gespannten Blick zu lassen, zog er seinen Stuhl um ein Stück rückwärts, fort von dem ihrigen.

In diesem Augenblick trat Fortunat herzu, und sich auf die Schulter seines Freundes stützend, begann er mit Maud eine lebhafte Konversation. Heeken schwieg. Dennoch beobachteten beide, daß er zuweilen verstohlen die Amerikanerin mit gespanntem Ausdruck beobachtete.

„Was hattest Du nur,“ fragte Lex beim Nachhausegehen den Freund, „Du ließest ja zuletzt Miß Winter gar nicht aus den Augen.“

Er warf dabei noch einen Blick auf die erleuchtete Fensterreihe bei Professors und wußte ganz genau, daß es jetzt da oben über seinen Freund arg herging. Luzies Lachen schien ihn bis hierher zu verfolgen. Nun ja, wie ein Dandy hatte sich Heeken gerade nicht benommen, das war schon richtig. Eigentlich hatte er Momente gehabt, wo es ihn geärgert hatte, aber schließlich war er doch ein Ausnahmemensch. Wer nur nach äußerer Form urteilte, der konnte sich ja derartig geleckte tadellose Herren holen, aber dann nicht Anspruch machen auf einen besonderen Kern. — Wie jetzt Luzie über ihn herfallen würde! Und Maud? Er war sich nicht recht sicher, jedenfalls hatte sie Heekens Anstarren zuletzt unruhig gemacht.

„Nun?“ fragte Fortunat, ungeduldig über das lange Schweigen des andern.

Heeken sah sich um. „Hast Du es nicht bemerkt,“ fragte er halblaut. „Sie bewegte den Kopf ja wie meine Schlange, als sie zusammenstürzte. Überhaupt, sie hat Ähnlichkeit mit meiner Schlange, findest Du nicht?“

Fortunat lachte aus vollem Halse. „Du hast sicher ein Glas zu viel getrunken, Mensch. Rede nur um Gottes willen solchen Unsinn nicht zu ihr, sie könnte es Dir übelnehmen.“

„Nein, das sag' ich nicht.“

„Na, man kann bei Dir nicht wissen. Wie hat sie Dir denn gefallen?“

„Sie war sehr freundlich zu mir.“

„Ja, ja; aber ich meine jetzt, ob Du sie hübsch findest?“

„Nein, ich denke nicht, sie ist so dünn,“ sagte Heeken nach einem kleinen Nachdenken. „Die zerbricht ja, wenn man derb zufaßt.“

Fortunat räusperte sich. „Ich liebe diese schlanken, grazilen Gestalten,“ sagte er dann nachdenklich. „Es liegt etwas darin. Gesundes Fett ist so plebejisch. Die Seele kann gar nicht zum Vorschein kommen, sie ist zu tief eingepolstert. Ich könnte mich nur in ein schlankes, elegantes Weib verlieben. Aber Gott sei Dank, der Geschmack ist ja verschieden. Mich gelüstet es immer mehr nach der Seele als nach dem Körper. Und außerdem muß eine Frau duften, juwelenfunkeln, seidenrauschen, auf dergleichen reagieren meine Nerven, und schließlich machen im Gefühlsleben die Nerven alles.“

Heeken blieb stehen und sah dem Sprechenden in das Gesicht, dann senkte er den Kopf und ging schweigend weiter. — —

Fortunat hatte recht gehabt. Als er sich mit seinem Freunde entfernt hatte, warf sich Luzie in einen Sessel, und die Arme über den Kopf verschränkend, sagte sie: „So, Kinder, nun setzt Euch noch ein Viertelstündchen, nun wollen wir einen gemütlichen kleinen Klatsch halten. Wie findet Ihr diesen Heeken?“

„Beinahe unmöglich.“ Emil, der das sagte, warf einen Blick in den Spiegel und betastete seinen tadellosen Bart. „Die Krawatte saß ihm nachher ganz schief, der Halskragen genierte ihn tödlich, er hatte immer den Finger dazwischen, wie ein Gehenkter, der den Strick abwehrt. Mit einem Wort, eine komische Figur.“

„Und die groben Manieren beim Essen! Ich habe mich in die Zunge gebissen vor Entsetzen,“ sagte Luzie lachend. „Maud, Sie Ärmste, Sie haben gehandelt wie eine Heilige. War's Ihnen nicht entsetzlich?“

„Ich dachte an seine Kunst und beachtete das andere nicht. Wie bald lernt sich äußere Form.“

„Da sind Sie im Irrtum, Miß Winter. Freilich, essen und sich kleiden, ja, das lernt er vielleicht. Aber dieser Mensch wird nie so fühlen und handeln

wie wir, dessen seien Sie versichert. Ein Rest rohen Empfindens bleibt stets zurück, davon laß ich nicht. Das Erbteil des Blutes ist keine bloße Mär."

„Sie vergessen sein Künstlertum von Gottes Gnaden."

„Das ändert den Menschen nicht vom Grund aus. Art bleibt bei Art."

Maud widersprach ihm.

„Aber er sieht gar nicht übel aus," sagte Luzie dazwischen, „ein interessanter Kopf. Wenn er erst berühmt ist, wird sich manche in ihn verlieben, bis dahin muß er natürlich abgeschliffen sein!"

„Ich fand ihn angegriffen und elend," bemerkte Maud.

„Bah! Die Rasse!" Emil warf sich an die Rücklehne seines Sessels. „Die ist das Arbeiten gewohnt, kann's vertragen! Woran unsereiner zu Grunde geht, den rührt es nicht. Daher auch die Erfolge solcher Leute. — Wir, die wir subtiler sind, müssen naturgemäß in den Ruf der Trägheit und Faulheit kommen, aber es ist ungerecht, sage ich Ihnen. Die Verfeinerung der Rasse bringt das mit sich."

Maud stand am Tisch, die Hände auf die Platte gestützt, und sah Emil an. „Ich glaube es nicht, was Sie da sagen," meinte sie endlich nachdenklich. „Ein Künstlertum von Gottes Gnaden löscht Geburt und Erziehung, kurz, alle roheren Elemente vollkommen aus. Sie könnten ja gar nicht nebeneinander existieren. Wie wollten sie sich denn vertragen."

Emil warf seine Cigarre in den Aschbecher, sie schmeckte ihm heut abend nicht. „Täuschen Sie sich nicht in allzugroßem Idealismus, Miß Winter," sagte er ärgerlich lachend. „Die Phantasie spielt jedem gern seinen Streich, aber Wirklichkeit bleibt trotzdem Wirklichkeit."

Sie lachte jetzt auch. „Mich halten Sie für ideal angelegt? Ich fürchte, ich bin es nicht — keine Spur."

Als sie aber allein in ihrem Zimmer war, da dachte sie eifrig darüber nach, ob es ihr nicht zum Beispiel gelingen würde, Heeken zu bilden, zu erziehen, wo seine Erziehung Lücken aufwies, und ob er ihr das nicht, sobald ihm erst die Erkenntnis dafür kam, tausendfach danken würde. Und sie träumte davon, was sie noch aus ihm, dem großen Künstler, machen wollte, einen tadellosen, liebenswürdigen Menschen, dem alle Kreise offen standen und der sie selber über die Alltäglichkeit herausheben würde.

Elftes Kapitel.

Juni war es erst, aber beinahe schon tropisch heiß. Zu Pfingsten, wo sonst die Stadt noch voll Menschen war, trachtete dies Jahr schon jeder nach einem kühlen Plätzchen an der See oder in den Bergen. Auch der Professor hatte sich entschlossen, früher als sonst mit seinen Kindern der Stadt den Rücken zu kehren. Sie hatten alljährlich eine hübsche Villa nicht weit vom Seeufer inne, und ob dem alten Herrn auch durch das tägliche Hin- und Herfahren am Morgen und Abend manche Unbequemlichkeit erwuchs, ob selbst seine Gesundheit darunter litt, Luzie hielt streng auf diese standesgemäße Villegiatur. Emil pflegte alsdann sein Atelier zu schließen und sich den Sommer als wohlverdiente Ferien zu rechnen, unter dem Vorwande, daß die Schwester nicht allein bleiben könne. Diesmal war ihm besonders das noch ungezwungenere Zusammensein mit Maud da draußen willkommen.

Fortunat hatte sich während der letzten Tage weniger als gewöhnlich beim Professor sehen lassen, er suchte mit Heeken ein neues Atelier für diesen, auch die notwendigen Möbel dazu, und da sie diese Thätigkeit in die frühe Morgenstunde verlegten, die kühlen Abende und halben Nächte aber dem Verkehr mit einigen noch anwesenden Kollegen widmeten, so blieb ihm nur die heiße Zeit, die er jedoch vorzog zu verschlafen.

Er war zu unbefangen, um an seinem Freunde inzwischen ein eingehendes Studium auszuüben; aus Gewohnheit nahm er ihn wie er war, und doch gab es vielleicht nichts Interessanteres als die Metamorphose, die sich inzwischen halb unbewußt an Martin Heeken vollzog. Er wurde nicht etwa redseliger, im Gegenteil schweigsam, verschlossen und unbehaglich saß er im Kreise der jungen Leute, die fast jeder ein interessantes Erlebnisse hatten, über das sie sprachen. Ihn interessierte das nicht, denn er konnte weder über heitere noch tragische Liebeständeleien mitsprechen, aber ein gewaltiger Hochmut wuchs dabei ganz heimlich und unbemerkt in ihm auf, wenn er sich mit jenen verglich.

Man hatte in der Kritik einstimmig seine Gruppe bewundert, ihm eine große Zukunft prophezeit. Wie eine Gloriole wand sich das erlittene Martyrium um sein Haupt und gab dem allen noch einen besonderen Zauber. Die Zeitungsblätter begleiteten ihn jetzt täglich; er hatte einen wahren Heißhunger, sie wieder und wieder zu lesen. Auf der Straße blieben Kollegen, die ihn früher gar nicht beachtet hatten, jetzt vor ihm stehen, schüttelten ihm die Hand und gratulierten ihm. Er hörte seinen Namen im Vorübergehen nennen, und blonde und braune Mädchenköpfe wandten sich nach ihm um.

Das erste Mal, als das geschehen, war er tief erschrocken, mit heißem Gesicht in die nächste Straße eingebogen; allmählich hatte er sich daran gewöhnt, ja, er wartete heimlich darauf. Bis dahin war die geöffnete Scheibe des Atelierfensters sein Spiegel gewesen, jetzt war seine erste Ausgabe, sich einen ordentlichen zu erstehen.

Trotzdem fühlte er sich noch immer todunbehaglich in seinen neuen Anzügen, und besonders die Wäsche, diese steife, ungefüge Masse, blieb ihm ein Stein des Anstoßes. Sobald er nur ungesehen konnte, schlüpfte er in sein altes Wollhemd, dann reckte und dehnte er die Arme und seufzte tief auf, dann kam auch etwas wie Schaffenslust wieder über ihn, die in der fremden Kleidung ganz verschwunden zu sein schien. Freilich war nicht diese daran schuld,

sondern die übergroße Erschöpfung, die er immer noch nicht überwunden hatte.

„Heut müssen wir aber zu Quensels," sagte Fortunat eines Morgens, „Adieu sagen. Morgen ziehen sie aufs Land. Ohnehin waren wir nicht sehr artig gegen sie."

Martin sträubte sich nicht, obgleich es ihm kein besonderes Vergnügen machte, Maud wieder unter die Augen zu treten. Sie war sehr freundlich zu ihm gewesen, gewiß. Aber er wurde die Vorstellung nicht los, daß sie seiner Schlange ähnlich sei, und dann übte ihr ganzes Wesen, so lieb und sanft es auch war, eine gewisse Autorität über ihn aus, die ihn unheimlich berührte, fast etwas in Furcht hielt.

Als sie wieder wie gewöhnlich gemütlich auf der Veranda ihren Kaffee tranken, sagte Luzie mit einem kleinen Seufzer: „Eigentlich ist es ja schauderhaft langweilig auf dem Lande! Warum kommen Sie nicht mit heraus, Fortunat, wie alljährlich, da Sie doch nichts Wichtigeres zu thun haben, als Ihren Freund zu — bevatern."

Sie lachte, als sie das sagte, und der Professor griff sofort die Worte seiner Tochter auf, liebenswürdig, wie er war, sobald es galt, jemand eine Freude zu machen. „Meine Tochter hat recht, kommen Sie mit, Fortunat, wenigstens das Fest über. Und Sie, Heeken, auch, Platz ist da, und etwas Erholung scheint mir gerade für Sie ein Bedürfnis. Unsere liebe Miß wird Ihre Anwesenheit besonders erfreuen, nicht wahr?"

Luzie warf klirrend den Kaffeelöffel zu Boden. Herrgott, war ihr Vater dumm! Dachte er denn wirklich gar nicht an seine Kinder? Ihr kamen in diesem Augenblick sehr skeptische Gedanken über die Weisheit der Eltern ihren Kindern gegenüber. Eigentlich lag es doch allzu nahe, Emil diese glänzende Partie zu sichern. Aber wenn je solche Gedanken hinter des Professors Stirn aufgetaucht waren, sein kindliches Gemüt hatte dieselben längst vergessen.

„Das ist einmal ein gescheiter Gedanke! Verehrter Herr Professor, ich lege mich Ihnen zu Füßen. Nun, Martin — was sagst Du dazu?"

„Stehen Sie schnell wieder auf, Lex," flüsterte Luzie ihm zu. „Ihr großes Kind zerbricht sich sonst die Zunge."

Und Martin saß wirklich da, verlegen, unbeholfen, nicht wissend, was er sagen sollte. Der Professor nickte ihm freundlich zu.

„Also abgemacht. Der Zug geht morgen um dreiviertel neun Uhr, bis dahin können die Herren noch das Nötigste einpacken. Wir gehen ja aufs Land."

„Papa ist wirklich einzig," sagte Luzie. „Ladet mir das ganze Haus voller Gäste, ohne zu wissen, ob ich sie unterbringen kann."

„Dann laden Sie uns wieder aus, wenn Sie das Herz dazu haben," lachte Fortunat fröhlich. „Übrigens ist da bald Rat geschafft. Ich beziehe mein altes Zimmer, und Heeken wohnt mit darin."

Sie warf ihm ein Blumenknöspchen an die Stirn, halb schmollend, halb lachend. Im Grunde war ihr ja Fortunats Anwesenheit so erwünscht, daß sie sogar Heeken mit in den Kauf nahm. Mochte Emil sich doch selber seiner Haut wehren. —

Als sie nachher mit ihm darauf zu sprechen kam, fand sie ihn siegessicherer denn je.

„Sie haben heut kaum ein Wort miteinander gewechselt," sagte er triumphierend. „Es sieht aus, als ob sich Heeken vor ihr fürchtet. Desto besser. Das wird sie beleidigen und sie mir desto sicherer in die Arme führen."

„Eitler Kerl," sagte Luzie geärgert. „Aber wahrhaftig, ich wünschte, ich hätte Dich erst glücklich versorgt, mit mir werde ich dann schon fertig." —

Die Villa, die Professors bezogen, hatte nur einen kleinen Garten, an den sich gleich ein ausgedehnter Kiefernwald schloß. Bei der herrschenden Hitze kam der starke Duft in schweren, betäubenden Wellen bis unter die Veranda, auf der Maud saß und schrieb.

Sie atmete ihn ein wenig ein, dann schlug sie die Mappe zu und beobachtete ihren Gesellschafter, der unweit von ihr schweigsam in einem Korbstuhl saß und die flimmernde Hitze betrachtete, die die Luft zittern ließ. — Es war Heeken. — Solch ein träumerisches Nichtsthun war ihm so ungewohnt, er empfand es fast wie eine Last, aber wie eine, die doch recht leicht zu tragen war, besonders wenn man ihn nicht zwang zu sprechen — das war für ihn der größte Schrecken.

Der leichte Sommeranzug kleidete ihn vortrefflich, Maud dachte das, indem sie ihn anrief. Er drehte den Kopf herum ohne Antwort.

„Ich sehe, Sie leiden wenig durch die Hitze, ich gar nicht," sagte sie, ihr leichtes Morgenkleid etwas schüttelnd. „Und es duftet so schön herüber; wäre es nicht nett, einen kleinen Spaziergang in den Wald hinein zu machen und sich auf die erwärmten Tannennadeln zu legen? Ich habe Lust, kommen Sie mit?"

Er erhob sich. Dagegen einzuwenden hatte er nichts.

Im Hause klangen Schritte.

„O flink! Flink!" rief Maud, ihr Kleid zusammenraffend und eilig die Treppe herunterspringend. „Das ist Herr Quensel. Laufen wir davon, ehe er uns sieht."

Sie sprang hurtig vorwärts, er sah, indem er ihr langsamer folgte, ein Wogen von Spitzen, die sich durch das Raffen des Kleides zeigten, einen schmalen, schwarzen Lackschuh. Dinge, die er noch nie bemerkt, noch nie gesehen hatte, die ihn aber trotzdem eigentümlich anzogen.

„So!" sagte Maud endlich stehenbleibend. „Hier sind wir sicher; hier sieht uns niemand mehr. Das war nett, daß wir ihm entkamen."

Er sah sie an. Ihr Gesicht war erhitzt, ihr Atem ging schnell. Zum ersten Mal dämmerte ihm das Bewußtsein, daß sie ein Weib sei wie andere auch, daß ein Mann das Recht hatte, sie zu begehren, wie andere auch.

„Sie können ihn also nicht leiden," fragte er, und es freute ihn fast.

„Pst. Das sagt man in unsern Kreisen nicht

so unverblümt," belehrte sie ihn lächelnd. „Da heißt es: ich habe keine sonderliche Sympathie für ihn — er ist mir gleichgültig. — Ein bißchen Heuchelei gehört zum guten Ton."

„Das gefällt mir nicht, das lerne ich auch niemals."

„O, vielleicht doch. Es lernt sich manches schnell, Herr Heeken."

Sie gingen schweigend durch den sommerheißen Wald. Ihre Füße glitten zuweilen auf den glatten Nadeln aus, und der schwere Tannengeruch stieg zu Kopf und machte benommen. Zwischen den gerade aufstrebenden Stämmen zeichnete sich der Himmel ab in leuchtendem Blau wie eine unbewegliche Platte, und Hummeln und Käfer umschwirrten sie.

Plötzlich blieb Maud stehen. „Was habe ich Ihnen gethan, Herr Heeken?" fragte sie und blickte zu ihm auf.

Er war erschrocken. „Mir? Aber nichts!" stotterte er.

„Sie sind unfreundlich gegen mich und ich — ich habe es doch so gut mit Ihnen gemeint."

„Fräulein," sagte er mit einem gewaltigen Entschluß. „Ich verstehe es nicht, mit Ihnen zu sprechen — weiter nichts! Der Quensel und der Fortunat können es, ich nicht. Ich bin es eben nicht gewohnt."

„Ist das alles? — Wirklich die Wahrheit?"

Er verschlang die Finger. „Lügen habe ich auch nicht gelernt, und weil ich's nicht gelernt habe, deshalb tauge ich so schlecht unter die Menschen. Sie sagten es vorhin ja selbst."

Betroffen blickte sie ihn an; dann nickte sie. „Ja, etwas gehört wohl dazu. Aber zu Ihnen bin ich ehrlich, wenn ich sage: ich meine es gut mit Ihnen."

Er sah sie von der Seite wie abschätzend an. „Was könnten Sie mir helfen, Fräulein. Ich wüßte es nicht, und," er reckte sich hoch auf, „ich möchte es auch nicht! Von einem Weib! Von einem Mädchen! Lieber wollte ich schon untergehen. Dann wäre es doch aus mit der Freude am Leben."

Sie sah zu ihm auf während er sprach, so selbstbewußt, so kraftvoll, und sie seufzte vor sich hin. Wenn sie ihn auch vielleicht doppelt hochachten mußte nach diesem Bekenntnis, traurig machte es sie doch. Fortunat wird schon recht haben, daß er nichts von ihrem Gelde nimmt, daß sie keinen Teil an ihm gewinnt.

„Es ist so heiß," sagte sie leise und berührte leicht mit der Hand ihre Wangen. „Wir wollen ein wenig niedersitzen."

Sie setzte sich auf die warmen, duftenden Nadeln, zog das eine Knie etwas herauf, um den Ellenbogen zu stützen, und lehnte den Kopf in die Hand. So saß sie und starrte ins Weite. Es war ordentlich eine Sucht in ihr, diesen Menschen da, von dem sie wußte, er war so arm, daß ihn nur die Wohlthaten seiner Freunde in stand gesetzt hatten, sein Werk zu vollenden, zu zwingen, etwas von ihr zu nehmen, mit ihr zu rechnen wie mit einem gleichstehenden Wesen. Denn das empfand sie deutlich, sie und Luzie, die Frauen im allgemeinen, waren ihm nichts wert, galten ihm herzlich gering. Das ärgerte sie.

Er hatte sich nicht weit von ihr ebenfalls auf den Boden hingestreckt, ganz lang, die Hände unter den Kopf, und sah zum Himmel auf. Eins stand fest, Fortunat würde diese Pose nicht in Gegenwart einer Dame eingenommen haben.

Es war so still um sie. Traumhaft still. — Von weit her kam verworrenes Geräusch, Menschenstimmen, Hundegebell, Rollen von Rädern, aber es schien sich alles zu brechen, in der Luft zu zerflattern an der Grenze dieses Waldes. Kein Vogel sang, kein Windhauch bewegte die Nadeln der Bäume. Maud fühlte allmählich ihr Blut klopfen, so deutlich, daß sie fast glaubte, er könne es auch hören, ein Gefühl beschlich sie, als fehle ihr der Atem.

„Herr Heeken!"

Sie rief es laut, fast scharf, mit einem zornigen Anklang. Er drehte sich etwas auf die Seite.

„Was, Fräulein?"

„Möchten Sie sich nicht etwas aufrichten? Es geniert mich, daß Sie so daliegen."

Er setzte sich sofort; so unbewandert er mit Frauen war, den fatalen Ton in Mauds Anruf fühlte er doch. An seinem dicken, gewellten Haar waren ein paar Nadeln sitzen geblieben, sie taumelten hin und her, Maud sah sie zornig an.

„Ich habe nichts Böses thun wollen," sagte er in dem dunklen Drang, jemand, der freundlich zu ihm gewesen, nicht zu verletzen, nahm einen dürren Zweig auf und knackte ihn in Stücke. „Ich bin das Feine eben nicht gewöhnt."

Er wunderte sich, daß er das alles über die Lippen brachte, vor Fortunat wäre ihm doch nie und nimmer der Gedanke einer Entschuldigung gekommen. Aber dies feine, junge Fräulein hatte eine Art an sich, daß sie ihn ganz bezwang, und gerade deshalb war sie ihm so unbequem.

(Fortsetzung folgt.)

Schwertklingen

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Die lebhafte Erinnerung an den Prinzen, den auch sie so glühend bewundert, besänftigte Renate ein wenig. „Hasso, ich weiß es ja, wie er war und was wir an ihm gehabt! Aber da wir ihn leider, leider verloren haben, wollen wir doppelt froh sein, daß sein Heldengeist unter uns fortlebt in einem Mann wie Schill! Wir dürfen ihn nicht lähmen in seinem Fluge, wenn der Genius die Schwingen aufhebt, um zu vollenden, was damals durch Prinz Louis Tod gehindert wurde!"

Hasso hob mit lebhafter Bewegung den Kopf. „Schill ist kein Genius!" kam es unwillkürlich aus innerster Überzeugung von seinen Lippen.

Da aber fuhr Renate auf. „Was — das sagen Sie? Das wagen Sie zu sagen von unserm Helden, unserm Vaterlandsbefreier — Sie, den er seinen Freund nennt —" Sie hielt inne. Unter den dunklen Wimpern hervor heftete Hasso einen Blick auf sie, dessen Bann sie sich nicht zu entziehen vermochte.

„Fräulein Renate —" er nannte sie zum ersten Male so — „ich habe Schill geliebt und verehrt, bin mit ihm und für ihn durch Feuer und Wasser gegangen, ehe Sie seinen Namen kannten! Ich weiß, was ich von ihm zu halten habe! Um so mehr muß ich es für einen Fehler ansehen, wenn er so handelt, wie ein preußischer Soldat nicht handeln darf! — Ich glaube nicht, daß er die politische Weltlage richtig überschaut, was doch vor allen Dingen nötig wäre, um einen solchen Schritt zu rechtfertigen!"

„Lieber Hasso," unterbrach ihn Herr von Velbegg jetzt ungeduldig, „es ist wirklich nicht Ihre Sache, über dergleichen Fragen abzuurteilen! Wenn Sie also Ihrem Regimentskommandeur — und mir — in der Beziehung nicht viel zutrauen, so räumen Sie doch vielleicht ein, daß Männer wie Scharnhorst und Gneisenau Überblick über die politische Weltlage haben dürften!"

„Vor allen Dingen," sagte Renate jetzt fast schluchzend vor Aufregung, „ist Schill das Ideal eines ritterlichen Streiters, jeden Augenblick bereit, sich für die heilige Sache zu opfern! — Sind Sie dies nicht, nun, so können Sie ja hier bleiben und fortfahren, Politik zu treiben!"

„Aber Renate!" warnte der Vater.

Hasso schwieg, doch es lag eine unendliche Beredsamkeit in dem stummen Blick, der noch einmal ihre Augen traf. „Herr Oberstlieutenant," wandte er sich an diesen, „ich bitte um Entschuldigung, wenn meine Worte hier nicht am Platze waren! — Ich darf mich wohl jetzt empfehlen!"

„Lieber Hasso — gewiß — wir waren alle drei erregt und haben manches gesprochen, was besser unterblieben wäre! Kommen Sie nur bald einmal wieder! Ich hoffe, es gelingt uns ein andermal besser, unsere Ansichten in Einklang zu bringen!"

Eine höfliche Verbeugung war alles, was Hasso zu erwidern hatte. Dann eine zweite noch tiefere vor der Tochter des Hauses — damit ging er.

II

Mit festen Schritten eilte Hasso dahin, ein Gefühl in der Brust, als sei ihm ein Unglück zugestoßen, als sei ein Verlust über ihn hereingebrochen, der ihn arm gemacht, wie er nie zuvor gewesen. Von seinem geliebten Kommandeur war er in Mißverständnis und Verstimmung geschieden, von Renate mit liebloser Heftigkeit und Härte behandelt, ja verhöhnt. Was wollte, was dachte sie von ihm, sie, deren holde, herzliche Freundlichkeit sich wie Sonnenschein über sein Dasein gebreitet, der einzige Sonnenschein seines einsamen Lebens. Wie grausam weh hatte sie ihm gethan! Und warum? Sie konnte doch nicht zweifeln an seinen Auffassungen von Offiziersehre und Soldatenpflicht, oder gar ihm zumuten, daß er dieselbe ihrer Meinung unterordnen sollte. Sie, die sonst sein Bild mit Glorienschein umwoben und geneigt gewesen war, ihn in all seinem Thun als Helden anzusehen, wie konnte sie plötzlich, bei der ersten Abweichung ihrer Ansicht von der seinen, ihm mit dieser beleidigenden Nichtachtung begegnen?

Solche Fragen waren es, die dem heißen Zorngefühl eine marternde Beimischung von Zweifel und Unruhe gaben. Es kam ihm gar nicht der Gedanke, daß die Meinung bei ihr feststand, er wolle überhaupt nicht mit ins Feld ziehen, sondern still hinter dem Ofen sitzen bleiben. Er grübelte sich über diesen Zweifeln in einen menschenfeindlichen Grimm hinein. Die Aufforderung des Oberstlieutenants, bald wiederzukommen, ließ er unberücksichtigt. Ja, er mied geflissentlich die Gesellschaften, in denen er Renate zu finden wußte. Er wollte sie jetzt nicht wiedersehen.

Und doch verzehrte ihn die Sehnsucht nach ihr mit nimmer rastender Qual. In den dunklen, späten Abendstunden schlich er wie ein Dieb durch die Straßen und blickte im Schatten der Häuser hinauf nach ihrem wohlbekannten Erkerstübchen, in der Hoffnung, nur einmal die schlanke Gestalt an dem

erleuchteten Fenster vorübergleiten zu sehen, voll zagenden Verlangens, wenn er sie erblickte, in grollender Verzweiflung mit seinem Schicksal hadernd, wenn sein Hoffen unerfüllt blieb.

Und währenddessen schaute Renate nach ihm aus, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, ob er nicht wiederkommen würde, ihr Versöhnung und Verständigung zu bringen. Sie litt unaussprechlich in dem Bewußtsein, ihn so tief und schmerzlich gekränkt zu haben. Der Blick aus seinen dunklen, verschleierten Augen, mit dem er ihre letzten beleidigenden Worte entgegengenommen, verfolgte sie anklagend bei Tag und Nacht. Sie sehnte sich nach einem Wort, einem Händedruck von ihm! Ach vergebens! Er mied sie — er suchte die Verständigung nicht, die ihr so heiß am Herzen lag! Wie tief mußte sein Zürnen sein!

Von ihrem Vater bekam sie ernste Vorwürfe zu hören wegen ihrer unweiblichen Heftigkeit und der bitteren Kränkungen, die sie dem Gast unter ihres Vaters Dach angethan. Auch das war ihr ein Kummer. Ein größerer aber noch, daß auch der Vater ihm zürnte und, wenn er auch ihre Heftigkeit tadelte, doch den Grund derselben anerkannte. Der Gedanke eben schmerzte sie tiefer als alles andere, daß sie sich in Hasso getäuscht, daß er kein Held sei, sondern ein gewöhnlicher Sterblicher, der nur in den Krieg zog, wenn er mußte. War er das wirklich — nein, dann wollte sie ihn nicht lieben. Einem Helden wollte sie einst angehören, keinem zagenden Schwächling.

In ihrem achtzehnjährigen Köpfchen hatten die Feuerideen ihres Vaters und seiner Freunde eine Flamme entfacht, der jede andere Anschauung zum Opfer fallen mußte. Aufstehen für die Freiheit, jetzt mitten im Frieden, um die Völker zur Erhebung zu erwecken, das bedeutete für sie Heldentum, Mannhaftigkeit. Abwägen, festhalten an Gesetz und Gehorsam dagegen — Feigheit, unwürdige Schwäche. Und in diese hochgespannte Stimmung hinein traf sie die vernichtende Enttäuschung: Hasso, ihr bewunderter Freund, stellte sich auf die Seite der Zaudernden — der Feiglinge! Es war ihr, als hätte sie ihn zwiefach verloren, unwiederbringlicher, als wenn der Schlachtentod ihn ihr entrissen! Doch nein, nein, sie durfte die Hoffnung nicht aufgeben! Mit aller Kraft ihres Herzens wollte sie um ihn kämpfen, ihn zurückerobern, sich selbst, ihrer Freundschaft und Liebe — vor allen Dingen aber der heiligen Sache des Vaterlandes!

Wieder war Schill zu ihrem Vater gekommen. Heut begleitete ihn sein Freund und Waffenbruder aus der Kolberger Zeit — Adolf von Lützow, der, damals bei Naugard verwundet und als Major verabschiedet worden, jetzt zu ihm zurückgekehrt war, um in heller Begeisterung für das geplante Unternehmen sich als freiwilliger Gefährte diesem anzuschließen. Es war derselbe, der später mit seinem Freikorps, der „schwarzen Schar", seinen Namen ruhmvoll bekannt gemacht. O — diesen Mann sprechen zu hören! Renate saß in ihrem Stübchen und lauschte. Warum konnte es nicht Hasso sein, der solchen Feuergedanken so stolzen Ausdruck verlieh! Wie unsagbar glücklich hätte es sie gemacht!

„Haben Sie denn Rochlitz jetzt zu unserer Ansicht bekehrt?" hörte sie da ihren Vater fragen.

„Ich habe ihn nicht wiedergesehen, Herr Oberstlieutenant," war Schills Entgegnung. „Wenigstens nicht gesprochen! Er meidet mich sichtlich, und daraus schließe ich nicht gerade auf einen Wechsel seiner Gesinnung! Wenn es zum Ausmarsch kommt, werde ich ihn beurlauben. Gegen sein Gewissen ihn zwingen, das möchte ich nicht!"

„Aber Schill — Du kannst doch in Hasso Rochlitz nicht solche Zweifel setzen!" rief Herr von Lützow lebhaft. „Alle Wetter — da kennt Ihr ihn schlecht! Ich werde mit ihm sprechen und Du wirst sehen, er steht zu uns genau wie damals, als er mit seinem General Victor aus Arnswalde angezogen kam!"

„Ich bitte Dich, dies zu unterlassen!" erklärte Herr von Schill mit Bestimmtheit. „Einen Menschen wie Rochlitz will ich freiwillig haben, unbeeinflußt und ganz, oder gar nicht!"

„Könnte ich nur mit ihm sprechen — noch einmal!" dachte Renate. „Ihn versöhnen und umstimmen! Wie wollte ich ihn bitten und bestürmen, bis es mir endlich gelänge! Aber er meidet auch mich, er will mich nicht mehr kennen! Sein Zorn gegen mich ist tief! Aber sollte meine Liebe nicht noch tiefer sein — und meine Macht über ihn stärker — und am stärksten unsere gemeinsame Liebe für das bedrängte Vaterland?"

III.

Hocherregt ging Major Schill in seinem Zimmer auf und nieder. Das Verhängnis zog sich um sein Haupt zusammen und trieb ihn vorwärts auf der gefahrvollen Bahn.

Er hatte die Nachricht erhalten, daß sein Kundschafter Romberg festgenommen, in Kassel vors Kriegsgericht gestellt und erschossen worden war. Alle dorthin bestimmten Briefe und Aufrufe, von ihm selbst und seinen Gesinnungsgenossen verfaßt, waren somit in die Hände der Feinde gefallen und Herr von Küster, der preußische Gesandte in Kassel, aufs drohendste deswegen zur Rechenschaft gezogen worden. Ein vaterländisch gesinnter Kavalier, Herr Alexander von Bothmar, Referendar im dortigen Ministerium, war auf Kurierpferden zu Schill geeilt, diese wichtige Kunde zu überbringen, zugleich mit dem Auftrag, ihn zu schleunigem Handeln und Aufbruch zu veranlassen. Gleichzeitig war ein Billet aus der nächsten Umgebung des Königs in seine Hände gelangt mit den Worten: „Der König schwankt, Schill, ziehen Sie mit Gott!"

Von Österreich her drang die trügerische Kunde, daß Erzherzog Karl die Franzosen bei Hof geschlagen. „Karl und Hof" lautete die Parole, die der Kommandant von Berlin daraufhin ausgab.

Gewiß, dies war ein günstiger Augenblick zum Losschlagen.

Schill nahm die verschiedenen Blätter, welche alle so feurige Mahnrufe für ihn enthielten, und schob sie in eine Brieftasche von rotem Maroquin, auf welcher in farbiger Seide der preußische Adler gestickt war. Auf der ersten Seite standen hineingeschrieben die Worte:

„Für den braven Herrn von Schill.
Luise."

Die Königin hatte das für ihn geschrieben, ihre Hand den Adler gestickt. Stumm blickte Ferdinand von Schill nieder auf diese heiligen Erinnerungszeichen, es zuckte weich um seine Lippen und er drückte das teure Angebinde an seine Augen. „Meine angebetete Königin, für Dich gehe ich in den Kampf, für die Krone auf Deinem Haupte. Ob ich recht oder unrecht that — Du wirst darüber urteilen und wirst es wissen, für Dich warf ich freudig Leben und Ehre hin!"

Immer klarer ward vor seinen Augen der Weg. Er richtete sich auf.

Sein Bediente trat herein und meldete die Herren Major von Lützow und Lieutenant Bärsch.

„Freunde, was bringt Ihr mir?" redete er die Eintretenden lebhaft an. „Bärsch, Ihre Mienen erzählen Außerordentliches!"

„Jawohl, Herr Major! Soeben eine Stafette aus Königsberg! Mein Freund Ribbentrop sendet sie mir! — Herr von Küster, unser Gesandter in Kassel, hat über Rombergs Festnehmung und unsere bei ihm gefundenen Papiere nach Königsberg berichtet. Strengste Untersuchung und Ahndung wird natürlich vom Könige gefordert, und — —" er stockte.

„Nun?" fragte Schill und seine tiefschwarzen Augen erweiterten sich. Er wußte, was kommen würde.

Major Lützow nahm das Wort. „Und in den nächsten Tagen erhältst Du Befehl, Dich dem Kriegsgericht zu stellen!"

Einige Sekunden lang wurde es still im Zimmer nach diesen inhaltschweren Worten. „Dem Kriegsgericht!" Schill atmete schwer. Der ganze Kampf, den sein Soldatenherz in Wochen und Monaten durchgerungen, bis zur siegenden Entscheidung, loderte noch einmal darin auf. Sollte er sich unterwerfen, die Sache des Vaterlandes im Stich lassen? Sollte er sich auflehnen gegen die geheiligten Gesetze der Subordination?

Nein, nein, das war keine Auflehnung! Noch hatte ihn der Befehl des Kriegsherrn nicht erreicht, noch war er frei! Morgen, übermorgen vielleicht nicht mehr. Dann war seine Sache verloren und keiner, das wußte er, würde sie nach ihm wieder aufnehmen. Er aber hatte sich gebunden, verpflichtet, er konnte nicht mehr zurück. Vorwärts denn, der Augenblick der Entscheidung war da! Auf seiner raschen Entschließung, auf seines Säbels Schneide stand jetzt des Vaterlandes Schicksal!

Schweigend hatten die beiden Freunde gewartet, daß er sprechen würde, schweigend den Kampf auf seinem ausdrucksvollen Antlitz beobachtet. Jetzt blickte er auf.

„Ich habe mich entschieden," sagte er langsam, „denn es giebt nur eine Entscheidung. Morgen, so früh als möglich, rücken wir aus!"

„Morgen!" wiederholte Bärsch fast erschrocken.

Mit kurzen Worten legte Schill ihnen seinen Gedankengang vor. „Und nun noch Eure Meinung! Seid Ihr der Ansicht, daß ich das Rechte thue, und daß ich mich auf mein Offizierkorps, auf mein Regiment verlassen kann?"

„Ohne Zweifel thust Du das Rechte!" rief Adolf Lützow mit Nachdruck. „Dein Entschluß ist der einzig richtige. Gott sei Dank, daß Du ihn gefunden, aus eigener freier Wahl!"

„Und die zweite Frage darf wohl ich beantworten, Herr Major!" nahm Bärsch das Wort. „Ob Sie sich auf uns verlassen können? Wie auf den Säbel in Ihrer Hand!"

Schills Augen leuchteten. „Gut — vorwärts denn! in Sieg oder Tod! Besser ein Ende mit Schrecken, als Schrecken ohne Ende!*) — — Und nun, lieber Bärsch," fuhr er nach kurzer Pause fort, „schreiben Sie den Regimentsbefehl für morgen! Um welche Stunde meinen Sie, daß wir zum Ausmarsch fertig sein werden?"

„Allerfrühestens um vier Uhr nachmittags, Herr Major!"

„Gut! Also morgen nachmittag vier Uhr steht das Regiment mit vollem Gepäck zum Ausrücken am Halleschen Thore bereit: Offiziere und Mannschaften erscheinen komplett! — Und nun danke ich Ihnen, meine Herren! — Übrigens — heute abend ist ein Ball bei der Gräfin Hatzfeld. Ich hoffe, es werden viele von uns dort sein, damit von keiner Seite her Verdacht geschöpft wird!"

„Ich bitte gehorsamst, mich zu dispensieren, Herr Major! Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren!"

„Gewiß, lieber Bärsch, Sie bilden für mich eine stete Ausnahme!" sagte Schill lächelnd. „Aber Du kommst, Adolf, nicht wahr? Ich will Dich meiner Braut vorstellen! Wir werden hierzu keine Gelegenheit weiter haben! Bärsch, senden Sie sogleich eine Ordonnanz an Rochlitz, er soll zu mir kommen!"

Die Herren entfernten sich. Nach kürzester Frist trat Rochlitz ein.

„Herr Major haben befohlen!"

Sie standen sich sekundenlang Auge in Auge gegenüber. „Rochlitz, wollen Sie auf Urlaub gehen, so sei er Ihnen bewilligt, so lange Sie wollen! Aber unter einer Bedingung, Sie müssen ihn sofort antreten, spätestens morgen früh Berlin verlassen!"

Hassos Augen wurden schwarz wie die Nacht. „Darf ich fragen, aus welchem Grunde mir Herr Major dies Anerbieten machen?"

„Hasso," sagte Schill mit dem warmen Herzenston, der so oft seinen Worten eigen. „Außer Lützow und Bärsch, die soeben bei mir waren, weiß noch niemand von meinem Entschluß, doch Sie müssen ihn erfahren!" Er teilte ihm in kurzen Worten die

*) Schills Worte.

Sachlage mit. „Bärsch sagt mir soeben," fuhr er fort, „ich könnte mich auf mein Regiment verlassen wie auf den Säbel in meiner Hand! Schon neulich betonte ich, daß dies die Hauptbedingung für mein Unternehmen sei und die einzige Gewähr für seinen Erfolg! Nun weiß ich aber, daß Sie mir Ihre Zustimmung versagen, Rochlitz — sonst wären Sie wohl schon einmal bei mir gewesen seit unserer letzten Unterredung! Ich kenne Sie! Entweder man hat sie ganz oder gar nicht! Darum frage ich nochmals rund heraus: Wollen Sie mit mir kommen, überzeugt und gern — dann, das wissen Sie wohl — sind Sie mir mehr wert als eine ganze Schwadron! Glauben Sie aber, daß ich unrecht handle — nun — so thun Sie, was Sie wollen!"

„Herr Major," erwiderte Hasso mit tiefem Ernst, „es ist mir nicht möglich, eine Handlungsweise für richtig anzusehen, die möglicherweise dem Willen unseres Allerhöchsten Kriegsherrn zuwiderläuft! Aber die Frage berührt mich, den Offizier, nicht, sobald Herr Major Ihre Entscheidung getroffen haben! Ich stehe als Soldat Ihres Regiments unter Ihrem Befehl, somit auch unter der Verantwortung Ihres Befehls!"

„Meines Befehls gewiß!" rief Schill ungeduldig. „Aber Ihre Gesinnung bei der Sache! Ich sagte Ihnen, daß ich auf diese den Wert lege!"

„Meine Gesinnung, Herr Major, die kennen Sie!" rief Hasso jetzt fast heftig. „Dennoch sehne auch ich den Augenblick herbei, meinen Säbel in des verhaßten Feindes Blut tauchen zu können, nicht minder als Sie! — Und wollen Sie wirklich das Unerhörte wagen, — ich habe zu gehorchen, — und gehorche mit Freuden, wie nur einer! Sie kennen Ihre Husaren, Herr Major! Die Hölle stürmen wir, wenn Sie uns führen!"

Ein Lächeln ging über Schills Gesicht. „Nun denn — ich weiß ja, Hasso, Ihr Wort ist unverbrüchlich! So stehen wir also zusammen auf Tod und Leben?"

„Auf Tod und Leben!"

Ein warmer Händedruck besiegelte den erneuten Vertrauensbund.

Schill war allein und wieder versank er in Gedanken. „Nun noch eins — und das Schwerste! Der Abschied von Dir, Elise! Aber morgen erst! Heute darf noch niemand Dich weinen sehen! — Ob ich Dich jemals wiedersehe? — Schwerlich! — Lacht uns das Leben, so ruft uns das Grab!"

IV.

„Also morgen rücken wir aus," sagte sich Hasso. „Dann muß ich heute noch Renate wiedersehen! — Mein Gott, vielleicht ist es das letzte Mal im Leben!" Er zweifelte nicht, sich unter dem Einfluß dieses Bewußtseins leichter mit ihr verständigen zu können.

Schon vorher hatte er sich zu dem Entschluß durchgekämpft, sich endlich wieder mit Renate auszusprechen und darum die Einladung zu dem heutigen Ball bei der Gräfin Hatzfeld angenommen. Daß sie dort sein würde, wußte er und schnell war sein Plan entworfen. Er kleidete sich vorzeitig an und ging nach der Wilhelmstraße, wo der alte Klaus ihn mit einem Ausdruck der Freude empfing. Ob die Herrschaften schon fort seien, fragte er. O nein! Der Herr Oberstlieutenant wären erst eben nach Hause gekommen, müßten sich noch anziehen. Das gnädige Fräulein würden aber wohl bald fertig sein.

„Dann sagen Sie ihr, Klaus, ich wäre hier und bäte um den Vorzug, mit der Herrschaft zusammen nach dem Palais Hatzfeld fahren zu dürfen. Aber hören Sie, lieber Klaus, sorgen Sie, daß es Mademoiselle nicht hört — sonst kommt sie und unterhält mich, und dazu bin ich heute nicht aufgelegt! Sie verstehen mich, alter Freund, ja?"

O, wie gut er ihn verstand! Schlau und treuherzig zwinkerte er mit den Äuglein. „Herr Lieutenant können auf mich rechnen!"

Lange stand Hasso allein im Salon und wartete. Ein paar Wachskerzen brannten auf dem Tisch und erhellten die Dämmerung des Gemaches mit flackerndem Schein. In quälender Unruhe schritt er auf und nieder. Und jedesmal, wenn er sich herumwandte, warf der Pfeilerspiegel ihm sein Bild entgegen. Der dunkelblaue Dolman mit den gelben Schnüren und dem breiten Pelzkragen stand der kräftigen, elastischen Husarenfigur ausgezeichnet. Sein schmales, männliches Gesicht erschien wie durchgeistigt von der Erregung, die in ihm stürmte. Er sah sehr gut aus und mochte das auch wissen, doch hatte er heute keinen Sinn und keinen Blick dafür.

Schritte nahten sich der Thür. Unter dem dunklen Vorhang erschien eine schneeweiße Gestalt: Renate. Sie war schon im Ballanzuge. Ein weicher, weißer Mantel lag um ihre Schultern wie eine Wolke.

„Klaus sagte mir, Sie wären hier — Hasso — Sie wollten mit uns fahren — es ist sehr nett — Sie waren so lange nicht bei uns —" es ging nicht weiter.

Hasso verneigte sich tief und sprach kein Wort. Wo gab es Worte, in die er sein Empfinden hätte kleiden können — den tiefen Groll und die verzeihende, unendliche Liebe, die anbetende Leidenschaft und den entsagungsvollen Abschiedsschmerz! Nur in seinen dunklen Augen, die unter dem schweren Wimperschatten zu ihr aufschauten, spiegelte sich das alles mit herzbewegender Beredsamkeit.

Doch auch in ihren Augen stand Zweifeln und Sehnen und Herzeleid genug zu lesen, und dabei unverkennbare Wiedersehensfreude. „Hasso," begann sie von neuem, „ich hätte Sie gern schon längst — um — Verzeihung gebeten — ich — ich war so heftig gegen Sie!"

„Sie haben mir sehr weh gethan, Renate!" erwiderte er weich und leise. „Aber es ist Ihnen ja so leicht, das wieder gut zu machen! Dies eine freundliche Wort — ich danke Ihnen dafür!"

Sie war dicht an den Tisch getreten, auf dem die Kerzen brannten. Ihre schlanken, weißen Hände spielten nervös mit den Seidenquasten des Mantels, ihre Lippen waren blaß und trocken vor Erregung.

Hasso stand ihr gegenüber und sein Blick verschleierte sich in trunkenem Anschauen des geliebten Bildes. Er sah, daß auch sie gelitten und sein Herz zog ihn liebeflehend zu ihren Füßen hin, nur sein fester Wille hielt ihn zurück.

„Ich möchte mich so gern mit Ihnen verständigen —" begann sie abermals mit Anstrengung. „Es war so schrecklich neulich, Hasso — ich wurde ganz irre an Ihnen!"

„Ich weiß es nicht, warum Sie irre an mir werden konnten!" erwiderte er ernst. „Mein Herz und Charakter haben allezeit offen vor Ihnen dagelegen! Ich glaubte, Ihr Vertrauen zu besitzen, Renate, und dasselbe rechtfertigen zu können!"

„Aber Ihre Ansichten, Hasso, Ihre Gesinnung," rief sie jetzt ein wenig freier. „Ich glaubte, wo es sich um die Befreiung des Vaterlandes handelte, um den Kampf für die heiligsten Erdengüter, da würden Sie der erste sein, der Vorkämpfer — an Schills Seite, der Held, wie ich ihn mir erträumt und ersehnt — und nun —"

„Und nun?" fragte er.

„Nun wenden Sie der guten Sache den Rücken, tadeln den Heldenaufschwung unseres großen Befreiers, sprechen von heiligeren Pflichten, von Abwarten der Befehle, als ob ein Held wie Schill dessen bedürfte — hätten sein Vorhaben fast ins Schwanken gebracht, wenn die Begeisterung für unsere gute Sache nicht schließlich doch den Sieg davongetragen. — Das meine ich," fuhr sie fort, da er schwieg, „machte mich irre an Ihnen! Aber nicht wahr, lieber Hasso, Sie haben Ihre Ansicht geändert, Sie stellen sich auf unsere Seite und werden ihn fortan unterstützen, nicht ihm zuwider sein!"

Hasso schwieg einige Sekunden, um seine Gedanken, seine rebellischen Empfindungen in Sammlung zu bringen.

„Verzeihen Sie, ich habe meine Ansichten keineswegs geändert," sagte er dann mit scharfer Betonung. „Da es aber die Ansichten über Mannesehre und Soldatenpflicht sind, um die es sich handelt, so werden Sie nicht wünschen, Renate, daß ich dieselben dem Einfluß irgend eines Menschen unterwerfe, am wenigsten dem Ihrigen!"

„Am wenigsten dem meinen — aber Hasso, stehe ich denn so tief in Ihrer Achtung," rief sie fast weinend. „Wo ich doch so unbeschreiblich viel von Ihnen — O, womit hab' ich das verdient, daß Sie mir so etwas sagen!"

„Meine süße Renate —" sagte Hasso und in seiner Stimme zitterte es wie Wellen eines großen Stromes, der machtvoll durch sein Inneres dahinflutete und alle Dämme niederriß. „Warum ich Ihnen das sage? Weil Sie ein Weib sind, ein Mädchen, von dem ich in solchen Fragen keine Lehren annehmen kann, ohne ihre Nichtachtung dafür zu gewinnen!"

„Aber ich bin kein thörichtes Mädchen, das nichts weiß und versteht von großen, herrlichen Gefühlen," unterbrach sie ihn leidenschaftlich, „das nur oberflächlich tändeln und schwatzen kann!"

„Das weiß ich! Darum eben sollen Sie auch mich achten und wissen, daß ich ein Mann bin, dessen Überzeugung fest steht wie ein Felsen! Sie sollen mir vertrauen und zu mir aufsehen können, nicht auf mich herab!" Der ganze Mensch erbebte unter der Übermacht seiner Empfindung. Die Brandung ging immer höher und ließ ihn verkennen, daß das entscheidende Mißverständnis, welches sie an ihm irre werden ließ, nicht hinweggeräumt war. „Renate, Sie wissen — ach, Sie wissen, wie grenzenlos ich Sie liebe! Sie sind das Kleinod, der Abgott meiner Seele! Sie wissen auch, daß ich das Höchste auf Erden von Ihnen verlange! — Ich will heute nicht um Sie werben, ich habe ja nichts Ihnen zu bieten als meine anbetende Liebe, besitze nichts als meinen Säbel! Ich will heute nur wissen, daß auch Sie mich lieben und daß ich hoffen darf, Sie einst, wenn ich Ihnen mehr zu geben habe, die Meine nennen zu können!"

Die Seine werden, — ihn lieben, den sie nicht mehr ihrer Liebe für würdig hielt?

„Nein — niemals!" klang es stolz und heftig von ihren Lippen.

Es war als sprang eine Saite entzwei, die in wundervollem Ton geklungen und nun dahin war für allezeit. Aber er konnte es noch nicht glauben. Sein Herz stand still und faßte nicht, was ihm widerfuhr. „Was sagten Sie?" fragte er mit heiser entstellter Stimme.

„Hasso — nein, lieben kann ich Sie nicht! Nur einem Helden will ich angehören! Nicht Ihnen!"

Sie hatte es wirklich gesprochen, und er hatte es gehört.

Regungslos, aufrecht stand er da und fühlte, daß es ihm durch und durch ging wie ein scharfer, spaltender Säbelhieb. Er hatte genau dasselbe schon einmal empfunden — als Prinz Ludwig vor seinen Augen erschlagen ward, und er an seiner Leiche zusammenbrach. Da war ein Blutstrom über sein Gesicht geflossen. Mit irrer Bewegung griff er sich plötzlich an die Stirn und betrachtete dann die Hand — kein Blut daran! Was war ihm denn eigentlich geschehen? Wie damals das Schlachtfeld sich vor seinen dunkel werdenden Augen im Kreise herumgedreht, so jetzt das Zimmer. Nur daß er nicht niederbrach wie dort, sondern ruhig stehen blieb.

Renate starrte ihn an voll Entsetzen. Sie hatte vollständig das Gefühl, einen Mord begangen zu haben und irrte sich darin nicht. Sie wollte sprechen, irgend etwas widerrufen, gutmachen von dem, was sie gesagt. Aber sie war selber wie gelähmt und starrte, keines Wortes mächtig, angstvoll nach ihm hin.

Dann knarrte leise die Thür, Klaus schob vorsichtig den Kopf herein. „Der Herr Oberstlieutenant!"

Dieser kam alsobald hinterdrein, begrüßte Hasso erfreut und herzlich, entschuldigte sich bei seinem Töchterlein, daß er so lange habe warten lassen und mahnte zu schnellem Aufbruch.

Hasso saß ihr im Wagen gegenüber und sah zu, wie die Lichter von der Straße her hin und wieder ihr blasses Gesicht mit flüchtigem Glanz übergossen. Er dachte an gleichgültige, fern abliegende Dinge, die sich in wirrer Folge in seinem Kopf überhasteten.

Auf etwaige Anreden des Oberstlieutenants antwortete er mit scharf vernehmlicher Stimme ja oder nein.

Endlich hielten sie vor dem hellerleuchteten Festhause. Hasso hob Renate aus dem Wagen, mit einer Gleichgültigkeit des Ausdrucks, als sei sie von Stein, oder er.

Wie entsetzlich war dieser helle Lichterglanz und alle die lärmenden, geschmückten Menschen. Und nun gar die Tanzmusik, diese lachenden, schwermütigen Walzertöne, wie unerträglich gingen sie durch Herz und Nerven. Glücklicherweise war Renates erster Tänzer Albert Wedell, da hatte sie wenigstens keine Mißdeutungen ihrer Stimmung zu fürchten. Der junge Kavalier war lebhaft und gesprächig Mit Bewunderung betrachtete er die frischen, duftenden Veilchensträuße, deren dunkler Sammet die einzige Unterbrechung in dem Weiß ihres Anzuges bildete. „Wo haben Sie die wunderschönen Veilchen her?“ fragte er, den Wohlgeruch einatmend.

„Ja, nicht wahr, das finde ich auch!“ sagte sie darauf, an ihm vorbei ins Leere starrend.

Albert lächelte über die Zerstreutheit, die er nie sonst an Renate gekannt. Er zog sie in seinen Arm und flog mit ihr durch den Saal. Dann führte er sie aus dem Gedränge fort in das Nebenzimmer, zu einem bequemen Sessel. „Ruhen Sie sich ein wenig aus!“ sagte er freundlich.

„Nein, nein, ich bin ja nicht müde! Das nützt zu nichts! — Aber doch — einen Moment — ja — Sie haben recht! Ich weiß nicht — es ist alles so sonderbar!“

„Ja,“ sagte der junge Offizier in weich gedämpftem Tone, „ich finde es auch! Die Musik macht mich so traurig, ich mag sie gar nicht hören! — Mir ist, als wäre heut der letzte vergnügte Abend meines Lebens! Und das wäre doch schade!“

„Um Gottes willen, Herr von Wedell! Sie mit Ihren neunzehn Jahren!“

„Ich bin nun bald zwanzig!“ sagte er tief atmend, „aber das thut ja nichts dazu! Als Soldat — als Husar — eine einzige kleine Bleikugel, heut oder morgen — es schadet gar nichts, wenn man sich das zuweilen klarmacht!“

Renates große Augen hefteten sich auf ihn mit einem ihm nicht verständlichen Ausdruck. Wenn sie nun auszogen, die Schillschen Husaren — und dieser schöne, lebensfrohe Knabe blieb draußen auf blutiger Walstatt, jene Bleikugel im Herzen, von der er sprach, — und auch Schill kam nicht wieder — ach — und sie hatte gemahnt, getrieben zu dem Auszug! Schaudernd schloß sie die Augen, ein leises Ächzen kam von ihren Lippen! Nein, nein — sie hatte ja nur nebenan gesessen und gelauscht und zugejauchzt — sie konnte keine Schuld treffen. „Wir wollen in den Saal zurückgehen,“ sagte sie. „Es ist uns beiden besser, wenn wir nicht unsern eigenen Gedanken überlassen bleiben!“

Das Schillsche Offizierkorps war fast vollzählig vertreten. Er selbst, der Kommandeur, hatte sich mit Lützow ein wenig verspätet. Seine Braut sah schon ungeduldig nach ihm aus. Als er dann aber erschien, ging es wie ein freudiges Aufrauschen durch den Saal. „Hurra, Schill!“ Selbst hier grüßte ihn der frohe Ruf — von den Lippen ernsthafter Männer, wie aus den Reihen der Tanzenden. Ach, sie alle mochten sich sein edles, ritterliches Bild wohl ins Gedächtnis prägen! Sie sollten ihn nimmer wiedersehen in diesem Leben!

Schill war ruhig und heiter, wie man ihn lange nicht gekannt. Er hatte die Brücke hinter sich abgebrochen — daran lag es.

Unter dem bunten Treiben bewegte Renate sich heute teilnahmlos, wie abwesend. Suchend wanderten ihre Blicke durch den Saal. Sie hatte ja verloren, was ihrem jungen Dasein Glanz und Licht gegeben — ohne selber genau zu wissen, was es war! Nur den Verlust empfand sie wie eine klaffende Lücke im Herzen, ein trostloses Wehgefühl. Ihre Augen folgten Hasso immer mit dem suchend fragenden Blick. Er tanzte, sprach und lachte. Es lag etwas Wildes in seiner Art und Weise, das sie frösteln machte.

Plötzlich stand er vor ihr. „Gnädiges Fräulein, Sie müssen mir schon die Gnade erzeigen, mit mir zu tanzen — es würde sonst zu auffallend sein!“

Sie nickte stumm und folgte ihm. Schrecklich war ihr die Empfindung, sie hätte laut weinen mögen — so laut, um die Musik zu übertönen.

„Hasso — verzeihen Sie mir!“ brachte sie endlich mühsam hervor. Er zuckte zusammen bei dem Wort — sie fühlte es in jedem Nerv. Doch antwortete er nicht.

Als er sie auf ihren Platz zurückgleiten ließ, blieb er noch einen Augenblick stehen. „Was soll ich Ihnen verzeihen? Daß ich kein Held bin? Darüber habe ich mit mir selber abzurechnen, nicht mit Ihnen!“

„Aber Hasso —“ stammelte sie, „ich denke noch immer, wir haben uns mißverstanden!“

Er hob den dunklen Blick zu ihr auf. Der sonst so weiche, feuchte Glanz darin hatte etwas von dem Geflimmer seiner Eiskörner in sonnenklarer Winterluft. „Ich habe Sie jedenfalls nicht mißverstanden!“ sagte er mit harter Betonung. Eine höfliche Verbeugung — und ehe sie etwas erwidern konnte, war er fort.

Jetzt trat Schill zu ihr. „Nun, meine kleine Bundesgenossin? Sie sehen heute so ernst und absprechend dem bunten Treiben zu!“

„Ja!“ sagte sie mit trockener Kehle.

Er zog sich einen Stuhl an ihre Seite. Seine Braut tanzte eben mit Adolf Lützow, also war er für den Augenblick frei. Es war ein günstiger Platz — niemand konnte lauschend hinter ihnen stehen, niemand sich unbemerkt nahen. Renate benutzte den Moment.

„Herr von Schill — wenn es zum Ausmarsch kommen sollte — werden Sie Hasso beurlauben?“

Er lächelte. „Nein, ich bot es ihm an, aber ich hatte zu thun, nur baldmöglichst mein Anerbieten zurückzunehmen, wenn ich nicht noch mit meinem eigenen Lieutenant Händel bekommen wollte!“

„Warum —? Ich verstehe das nicht!“ erwiderte Renate beunruhigt, gereizt. „Er hat ja doch seine Ansicht nicht geändert!“

Der Major seufzte unwillkürlich bei diesen Worten. „Nein, Fräulein Renate! Ein Hasso Rochlitz ändert seine Ansicht nicht von heute auf morgen, sonst würde sie mir nicht so wertvoll sein!“

Renate verstand ihn auch jetzt noch nicht, und das trostlose Gefühl der Leere überkam sie mit erneuter Pein. Wie konnte Hassos Ansicht ihm so wertvoll erscheinen, da sie der seinen schroff entgegenstand, eine tiefe Kluft ihre Wege voneinander trennte?

Das Verständnis für Schills Worte war ihr aufbehalten für spätere Tage und für größeres Herzeleid, als sie jetzt ahnte!

„Fräulein von Velbegg,“ sagte Schill jetzt leise, sich zu ihr hinneigend, „wer weiß, ob wir noch einmal ungestört zusammen sprechen können, ehe — die Entscheidung eintritt! Ich möchte Ihnen noch danken für all Ihre Freundlichkeit und Teilnahme! Und wenn ich fort sein sollte — vielleicht für immer, wer kann es wissen — dann bewahren Sie meiner Elise Ihre Freundschaft und Liebe — und mir ein gütiges Gedenken!“

„O, Herr von Schill,“ flüsterte sie, Thränen in der Stimme, „nie werd' ich aufhören, meinem Stern dafür zu danken, daß mir die Freundschaft unseres Freiheitshelden zu teil werden durfte! Und Ihre Elise will ich lieben wie eine Schwester, immer, immer!“

Er drückte mit treuherziger Wärme ihre Hand und zog sie ritterlich an seine Lippen. Dann entfernte er sich, zu seiner Braut zurückkehrend, und sie sah ihm nach mit jenem Weh im Herzen, durch welches zuweilen in geweihten Augenblicken dem Menschen das kommende Schicksal sich ahnungsvoll voraus verkündet!

Das Fest war zu Ende. Renate ging an ihres Vaters Arm die Treppe hinab, nur leicht in ihren Mantel gehüllt, den Kopf frei, denn ein lauwarmer Hauch der Frühlingsnacht wehte ihr entgegen.

Auf der Treppe standen die Schillschen Offiziere, knöpften ihre Mäntel zu und gingen langsam, plaudernd, säbelrasselnd hinunter. Höflich machten sie den Herabkommenden Platz und grüßten, Abschied nehmend, ein letztes Mal! Albert Wedell aber eilte ihnen nach und trat an den Wagenschlag. „Fräulein Renate, so kommen Sie nicht fort — habe mich Ihnen noch gar nicht empfohlen! Darf ich mich morgen nach Ihrem Befinden erkundigen? Das heißt — nein, morgen haben wir Felddienstübung! Nun — sobald ich kann!“

Sie beugte sich im Wagen vor und drückte ihm mit warmer Herzlichkeit die Hand. „Gute Nacht, Herr von Wedell, Gott behüte Sie!“ Der Segenswunsch drang ihr aus tiefstem Herzen.

Die Wagenthür ward geschlossen. Noch einmal durch das Fenster zurückschauend, sah sie Hasso stehen wie in einem Rahmen, den düstern Blick auf sie geheftet mit dem Ausdruck hoffnungslosen Schmerzes, der nur noch Abschied nehmen, nichts mehr für dieses Leben erbitten will.

Als der Wagen fortrollte, warf sich Renate aufschluchzend an ihres Vaters Brust. „Vater — morgen zieht er mit ihnen aus — Sie werden es sehen! Felddienstübung, sagt Wedell — ich weiß es, sie gehen fort, und kommen alle nicht wieder! Wir haben sie in den Tod gesandt!“ —

Hasso ging still und allein in sein kleines Quartier. Es war die letzte Nacht. Morgen zogen sie hinaus, vielleicht auf Nimmerwiederkehr. Er öffnete das Fenster und schaute hinaus. Es war so still auf den Straßen, so still an dem sternklaren Himmel. Ein schwacher Lichtschein stieg weißlich im Osten empor. Die Welt schlummerte dem Frühlingsmorgen entgegen. Gab es denn noch Frühling auf Erden? Er streckte die Arme aus und ließ sie wieder sinken. Die Betäubung, die ihn bisher umfangen gehalten, wich von ihm. So war er damals nach der Saalfelder Schlacht in dem Bauernhäuschen zum Bewußtsein erwacht, und da mit ihm zugleich der Schmerz, der unerträgliche! Konnte denn ein Menschenherz zum zweiten Male so sein ganzes Hoffen, Lieben, seines Daseins Inhalt zusammenbrechen sehen, und weiter schlagen? — Er sank auf einen Stuhl, warf beide Arme auf das Fenstersims und ließ den Kopf darauf sinken. Wie war er so glückselig gewesen, zum ersten Mal in seinem ganzen Leben, und so kurze, kurze Zeit! — Nun war das Glück zerbrochen, seine Jugend ihm entwertet und das Leben öde wie ein Wüstenthal. Dies Bewußtsein ward jetzt klar und deutlich in ihm; der Schmerz preßte ihm das Herz zusammen mit fast körperlich fühlbarer Qual. Er stieg ihm brennend heiß in die Augen hinauf, als wollte er ihnen Thränen erpressen. Aber sie kamen nicht. Er hatte ja seit vielen Jahren das Weinen verlernt! Lange saß er so, und sein heißes, junges Herz rechnete ab mit dem Jugendglück, das ihm nur einmal gelächelt und ihn betrogen. Ein leises Ächzen nur verriet, was in ihm vorging.

Endlich erhob sich Hasso wieder. Dabei schlug klirrend sein Säbel auf den Boden. Er zog ihn aus der Scheide, ließ die blanke Klinge im Sternenschein funkeln und betrachtete sie, stumm, gedankenvoll. Dann drückte er seine warmen Lippen auf den kalten Stahl. „Hurra, du Eisenbraut!“

V.

Am 28. April 1809 nachmittags um vier Uhr ritt das Zweite Brandenburgische Husarenregiment mit felddienstmäßigem Gepäck und unter klingendem Spiel, geführt von seinem Chef und Kommandeur, dem Major von Schill, zum Halleschen Thor hinaus. Eine fröhliche Schar Zuschauer, alt und jung, begleitete wie gewöhnlich die Helden von Kolberg — alle Häupter entblößten sich — „Hurra, Schill!“ Der freudige Zuruf schallte ihm von allen Seiten entgegen. Er grüßte und dankte nach rechts und links, freundlich, bescheiden, wie immer.

„Nie wieder werd' ich das hören!“ Er wußte es ganz genau. Nie wieder sah das ihm zujauchzende Berliner Volk ihn und seine tapferen Husaren!

Auf der Steglitzer Feldmark ließ Major Schill sein Regiment halten und ein Viereck bilden. Mit klarer, volltönender Stimme redete er dasselbe an.

„Kameraden! Der Augenblick ist gekommen, um die Unterdrückung und Schmach des Vaterlandes an dem verhaßten Feinde zu rächen. Unser Land hat der französische Thronräuber in Unglück und Jammer gestürzt, alle Rechte der Menschheit unter seinen ehernen Füßen zertreten. Wie Ihr alle wißt, hat er den spanischen Thron umgestoßen, dasselbe Schicksal hat er auch unserem preußischen Königsthron und Königshause zugedacht. Aber nie" — seine Stimme hob sich in tief aus der Brust quellender Bewegung — „nie soll dem verräterischen Tyrannen sein schändlicher Plan gelingen! Österreich, Spanien — Deutschland — Tirol — jedes brave Herz steht gegen ihn in Aufruhr! Wir Preußen dürfen nicht zurückbleiben! Es gilt für das Vaterland, für den geliebten König, für unsere angebetete Königin! Ich weiß — ihr Segen geleitet uns! Dieses Pfand ihrer Gnade für mich — seht her, Kameraden — ist mir Bürgschaft dafür!" — Er zeigte ihnen die kleine, rote Brieftasche, die Worte, die der Königin Hand darin geschrieben. „Sind einige unter Euch," fuhr er fort, „die nicht gesonnen, mein freigewähltes Schicksal zu teilen, die mögen nach Berlin zurückkehren ohne Feindschaft noch Vorwurf! Oder —" sein schwarzes Auge glühte auf in zündendem Feuer — „geht Ihr alle, alle mit mir, freudig und freiwillig, mit Gott, für König und Vaterland — zum Siegen oder Sterben?!"

„Ja, alle, alle!" Und ein brausendes Hurra antwortete ihm. Offiziere und Husaren zogen klirrend ihre Säbel und schwuren dem geliebten Führer, zu ihm zu stehen in Not und Tod — zum Siegen oder Sterben. Mit lautem Tusch gaben schmetternd die Trompeten ihren jubelnden Beifall zum heiligen Gelübde! — —

Bei Baumgartenbrück bezog das kleine Korps sein erstes Biwak. Hell flackerten die Wachtfeuer durch das Dunkel, fröhlich klangen die Lieder der Husaren durch die Stille der Nacht. Schill horchte darauf, den Kopf in die Hand gestützt, während das Feuer mit rotzüngelnder Glut sein ernstes Antlitz, seine ruhende Gestalt beleuchtete. Jetzt, da das Unwiderrufliche geschehen — wuchs die Verantwortlichkeit riesengroß vor seinen Augen empor.

In seiner Nähe saßen die Schwadronsführer und der Regimentsadjutant zusammen, tranken, lachten und unterhielten sich. Er war so gern sonst als einer der Ihren harmlos in ihrer Mitte. Heute aber konnte er nicht — das Herz war ihm schwer.

Eine plötzliche Bewegung, Geräusch und sich nähernde Stimmen ließen ihn aufsehen. Einer der Offiziere kam rasch auf ihn zu. „Herr Major von Zepelin vom Leib-Infanterieregiment!" lautete die Meldung.

Schill erhob sich und ging dem Ankömmling entgegen. „Ah, Herr von Zepelin — welche angenehme Überraschung!" sagte er lachend. Er wußte genau, was jener ihm brachte, und jede Spur nachdenklicher Weichheit war von ihm gewichen, jeder Zug seines Gesichts verriet feurige Entschlossenheit.

„Ich muß um Entschuldigung bitten wegen der späten Störung!" sagte Zepelin. „Käme ich aus eigenem Antriebe, so gäbe es nur den einen Grund, um mich Ihrem courageusen Korps als Freiwilliger anzuschließen! Leider aber komme ich auf Befehl Seiner Excellenz des Gouverneurs von Berlin, Generals von Lestocq! — Darf ich Sie einen Moment allein sprechen, lieber Schill?"

„Wenn es sein muß, gewiß! Lieber wäre es mir, meine Offiziere hörten alle mit an, was wir zu verhandeln haben!"

Die Offiziere zogen sich zurück, die beiden Herren blieben anfangs bei dem Feuer stehen, gingen dann, eifrig sprechend, auf und nieder. Zepelin legte dem Husarenkommandeur den Befehl des Gouverneurs vor, sofort mit dem ganzen Regiment nach Berlin zurückzukehren. Jeder persönlichen Stellungnahme enthielt er sich, denn seine Überzeugung stand auf seiten der patriotischen Befreiungspartei. Schill lehnte das Ansinnen rund und entschieden ab. „Die Stimme des Volkes hat mich erwählt und die Aufgabe, welche ich übernommen, ist mir heilig! Nichts kann mich jetzt noch zu schwächlicher Umkehr bewegen!"

„Nun, so sei Gott mit Ihnen!" erwiderte Zepelin. „Brechen Sie uns Bahn, wir alle warten nur auf den Moment, wo wir Ihnen nachfolgen können!"

Er verabschiedete sich und ging. Schill teilte seinen Offizieren das Geschehene mit, und sie alle waren mit seiner Entscheidung einverstanden. Ein Rückwärts konnte es nicht geben.

Als Schill zu seinem Feuerplatz zurückkehrte, sah er Hasso dort stehen, in tiefe Gedanken versunken. Bei der Annäherung des Kommandeurs schrak er auf und wollte sich entfernen, doch dieser legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Rochlitz," sagte er halblaut, „keiner hat mir heute freudiger zugestimmt als Sie! Ich hörte Ihr Hurra und Ihren Zuruf vor allen andern. Und doch sehe ich, Sie sind nicht, der Sie sonst waren! Alles Leben ist von Ihnen gewichen! Wie soll ich mir das deuten?"

Hasso schaute auf und sah ihm gerade in die Augen. „Gewiß, Herr Major, ich bin nicht, der ich sonst war. Aber daran sind nicht Sie schuld! Auch mit der Marschordre des Königs in der Tasche würde ich nicht anders sein! Im Gegenteil, Sie können sich für unser Unternehmen keinen besser gestimmten Gefährten denken als mich, der auf der Welt nichts mehr zu gewinnen und zu verlieren hat!"

„Nun, Hasso," rief der Major, fast erschreckt durch diese Worte und den harten Ton, in dem sie gesprochen worden, „ein Mensch in Ihren Jahren, dem das ganze Leben lacht — Glück und Liebe und Abenteuer —" er brach plötzlich ab in dem Gefühl, das Rechte nicht getroffen zu haben. Hasso schwieg. Er konnte sich nicht aussprechen. Wer seine seltsam freudlose Kindheit und Jugend, die Einsamkeit seines Herzens nicht kannte, war nicht imstande, ihm nachzufühlen, was ihm widerfahren.

„Jawohl, Herr Major, das Abenteuer!" sagte er endlich mit kurzem Lachen, „aber ein anderes, als Sie mir eben verheißen! Zu dem sollen Sie mich führen!"

„Unsinn — es giebt noch lustigere für Sie!" rief Schill, „wenn Ihnen auch jetzt eine Hoffnung

fehlgeschlagen ist — was ich übrigens noch nicht recht begreifen kann — ein Kerl wie Sie braucht deshalb nicht den Kopf hängen zu lassen!“

„Ich laß ihn auch nicht hängen! Drei Dinge hab ich auf der Welt, die mir Freude machen: Mein Pferd, meinen Säbel und meine Soldatenehre — als Schillscher Husar! Das ist genug, meinen Sie nicht auch?“

„Nun ja, für den Augenblick ist es genug — ich bin einverstanden! Will nur, daß Sie wieder vorwärts blicken! Es giebt noch zu gewinnen und zu wünschen für Sie, wohin Sie schauen!“

„Ich weiß nur eins: Einen fröhlichen Reitertod auf grüner Heide — als Schillscher Husar!“

Schill hatte schon oft solche Rede gehört — aber diese hier klang verzweifelt ernsthaft in ihrer resignierten Bitterkeit. „Hasso — das ist keine gute Stimmung!“ sagte er besorgten Tones.

„Nicht gut zum Leben, Herr Major, aber sehr gut zum Sterben! — Sie sollen schon zufrieden mit mir sein!“ — — —

Die Husaren zogen weiter, ins Land hinein — über die sächsische Grenze, an Wittenberg vorüber, nach Dessau und Bernburg. Von hier aus entsandte Schill verschiedene Kommandos nach allen Richtungen hin. Der Lieutenant von Hagen unternahm mit seiner Schwadron einen Streifzug bis nach Goslar, von wo er Pulver, Kugeln und einige ausgeräumte westfälische Kassen mitbrachte. Wesentliche Erfolge jedoch hatte der Schillsche Zug bisher nicht zu verzeichnen. Wohl schlugen ihm freudig die Herzen entgegen und warme Sympathien in den unterdrückten Landen begrüßte ihn überall. Hie und da auch gesellten sich Freiwillige zu seinem Korps, Rekruten wie Offiziere. Doch ein Aufruhr aller Herzen und Gemüter, ein freudiges zu den Waffen greifen und mit ihm Losstürmen auf den Feind — so wie es Schill von allen kundigen Seiten prophezeit war, davon fand er nirgend eine Spur.

Schwer niederschlagend wirkte diese Erkenntnis auf ihn. Sollte es dennoch zu früh gewesen sein für den Ruf zur Erhebung — die Saat im Volke noch nicht reif für die große Stunde der Befreiung? Düstere Ahnungen beschlichen sein Herz. Es war ihm, als zögen die Schlingen eines schweren Verhängnisses sich dichter und fester um ihn zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Erinnerung.

Die Märchen hörte einst ich gar zu gern,
Und hab' sie fast vergessen!
Doch manchmal funkelt's wie ein Stern
Durch Finsternisse, unermessen! —

Ein Laut, wie ihn die Mutter sprach,
Wird leis in meiner Seele wach, —
Und langsam tastet die Erinnerung
Dem Rufe in die Traumwelt nach. —

Erich Schwartz.

Ein pädagogischer Brief.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

„Viel zu wenig geschrieben und gesprochen wird von Kindern und über Kinder. Gegen ein Buch über Kindererziehung erscheinen zwölf über Pferdedressur! Und die Kinder sind doch das Heiligste im Leben. Ein jedes Kind ist ein Pfandschein für den Anteil, den der Mensch im Himmel empfängt,“ behauptete einmal der Ihnen bekannte humoristisch-satirische Dichter M. G. Saphir, der auch seine ernsten Augenblicke hatte. Wenn nun auch seine Klage über den Mangel an Büchern, die sich mit der Erziehung befassen, in unseren Tagen nicht mehr in ihrem vollen Umfange berechtigt ist, da kein Gebiet der menschlichen Geistesbethätigung, wie die Statistik beweist, eine derartig hohe Anzahl Bücher auf den Markt bringt, wie gerade die Pädagogik (die Wissenschaft von der Erziehung), so läßt sich andererseits ein fühlbarer Mangel an guten volkstümlich gehaltenen Schriften erzieherischen Inhalts nicht leugnen. Haben Sie selbst doch, die Sie ein so warmes Interesse für das Wohl unserer heranreifenden Jugend besitzen, über einen derartigen Mangel geklagt, und giebt es wie Sie doch Tausende von Müttern, die sich gern an der Hand volkstümlicher Aufsätze über ihre wichtigste Lebensaufgabe, die Kindererziehung, unterrichten möchten, und die sich vergebens in der Hochflut der alljährlich erscheinenden Bücher nach derartigen Hilfsmitteln umsehen. Ich weiß deshalb die Ehre wohl zu schätzen, daß Sie mich zu Ihrem pädagogischen Ratgeber ernannten, und nach bestem Wissen und Gewissen werde ich Ihnen über die Jugenderziehung, der mein Leben geweiht ist, meine Gedanken und Erfahrungen mitteilen.

„Über Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben,“ sagt Jean Paul. Dieses bedeutsame Wort kommt mir in den Sinn, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für heute auf den Zusammenhang lenke, der zwischen Schule und Haus waltet. In der That: Schule und Haus stehen miteinander in so inniger und lebhafter Wechselwirkung, senden ihre geistigen Fühlfäden eins zum andern so zahlreich und so häufig aus, kurzum: beeinflussen sich in ihren pädagogischen Bestrebungen so sehr, daß die junge Menschenpflanze nur in dem Boden eines guten Einvernehmens zwischen Eltern und Lehrer die eigentlichen Nähr- und Kraftwurzeln für ihre gedeihliche Entwicklung finden kann. Es ist diese Wahrheit so einleuchtend und allbekannt, daß es hieße, Wasser ins Meer schütten, wollte man mit Hilfe eines gelehrten Rüstzeuges die Unwiderlegbarkeit dieser Behauptung nachweisen. Andererseits zeigt diese Wechselwirkung aber auch eine Vielseitigkeit ihrer zu Tage tretenden Erscheinungen, daß ich mich — eingedenk des oben erwähnten Wortes Jean

Pauls – für heute bescheiden muß, aus der Fülle der hier auftauchenden Fragen eine herauszugreifen, deren Wichtigkeit wohl unser Nachdenken anregen kann.

Sie, geehrte Frau, der sich überreiche Gelegenheit geboten hat, einen vollen und tiefen Blick in so manches Familienleben zu thun, werden mehr als einmal die Erfahrung gemacht haben, daß Mütter ihren Kindern die Schule, welche die Kleinen in Kürze besuchen sollen, als eine Zwangs- und Besserungsanstalt hinstellen, als eine Art Schreckgespenst an die Wand malen, um das Kind zu augenblicklicher Sittsamkeit zu bringen, nachdem alle übrigen mütterlichen Erziehungsmittel fehlgeschlagen sind. Somit bildet dieser drohende Hinweis bei manchen Müttern — und nicht allein bei solchen aus den unteren Volksschichten, wie ein Uneingeweihter glauben sollte – den letzten Schluß ihrer pädagogischen Weisheit. Sie glauben damit wunder was für einen Trumpf ihrer Erziehungstüchtigkeit auszuspielen, um den Kleinen das sittliche Gewissen zu schärfen, und bedenken in ihrer geistigen Kurzsichtigkeit nicht die in das Innenleben des Kindes tief und gewaltsam eingreifenden Schäden, welche mit Naturnotwendigkeit einer derartigen bedauernswerten Handlung entkeimen; sie klammern sich in ihrer pädagogischen Hilflosigkeit an den Augenblickserfolg, der sich ja auch meistens einzustellen pflegt, allein schon deshalb, weil die vor dem kindlichen Geiste heraufbeschworene Vorstellung von der Schule durch den Reiz der Neuheit wirkt und die kindliche Einbildungskraft in Thätigkeit versetzt. Es berührt sich die Erziehungsart in ihrem Wesen und ihren schädlichen Folgen in mancher Hinsicht mit der vielleicht noch häufiger geübten, den Willen fehlerhafter Kinder dadurch zu brechen und in die richtigen Bahnen zu lenken, daß man ihnen auf künstliche Weise Furcht und Angst vor unsinnigen Phantasiegebilden („schwarzer Mann“ u. dergl. m) einflößt. Eine solche widernatürliche Beeinflussung des Kindes rächt sich grausam. Vergiftet man mit derartigen aus der Rumpelkammer des düstersten Mittelalters geholten Wahnvorstellungen die für Eindrücke äußerst empfindsame zarte Kindesseele, so würde, wenn nicht zum Glück früher oder später einflußreiche gesunde Gegenströmungen das kindliche Gemüt durchflössen und jenen mittelalterlichen Staub daraus hinwegspülten, frischer, fröhlicher Jugendmut und zugreifende Tapferkeit bei unserer Kinderwelt selten zu finden sein. Wo bliebe da die Wahrheit des demutstolzen Wortes unseres edlen Kämpen Ernst Moritz Arndt:

„Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm!
So stehst Du fest im Lebenssturm!“

Etwas von diesem beklemmenden Furchtgefühl bleibt in der jugendlichen Seele meistens haften, und — das sei besonders betont — dieses Unlustgefühl, welches zunächst die wirkliche Sinnenwelt des Kindes beherrscht, dehnt, — man möchte fast sagen — polypartig seine Herrschaft auch auf die geistige Welt des Kindes aus, d. h. überträgt sich auf seinen Charakter, soweit man bei unserer Jugend von einem solchen reden darf, und hemmt in bedenklicher Weise seine Entwickelung zur Wahrheit und Furchtlosigkeit im Bekennen von Schuld. Wahrlich, angesichts des Geistes der Verneinung und der Lüge, der sich in so tausenderlei glänzend aufgeputzten Gestalten in unserer Zeit breit macht, angesichts des erbitterten Kampfes zwischen Sein und Schein, zwischen Tag und Nacht, hat die Menschheit im allgemeinen und unser Vaterland im besonderen wohl Grund zu der Hoffnung, in dem heranwachsenden Geschlecht einen Stamm wahrheitmutiger, furchtloser Streiter zu gewinnen, wobei man durchaus nicht sofort an waffenfähige Jünglinge und nicht zuletzt an hochsinniges weibliches Heldentum zu denken braucht. Persönliche Tapferkeit und Treue in Wort und That waren zwei der Hauptzierden unserer Altvordern, dessen möge sich das germanische Weib erinnern, welches die Natur unmittelbar zur Mutter, d. h. zur Erzieherin bestimmt hat; diese Tugenden möge sie in den Herzen ihrer Kinder zur Blüte zu bringen sich bestreben, damit das Kernwort des urdeutschen Recken lebendig sei und bleibe:

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“

Manche Eltern denken in dem Augenblick, wo sie die Schule als ein Schreck- und Gewaltmittel für ihre Kinder anwenden, wohl kaum an die schweren, verhängnisvollen Wirkungen, die sie dadurch auf sich selbst, auf ihre Kleinen und auf die Schule ausüben. Wie viele Eltern giebt es, die in dem Augenblick eines solchen Handelns überlegen, daß sie dadurch die Ohnmacht ihrer Erziehungskunst beweisen? Und man glaube ja nicht, daß dem Kinde diese Hilflosigkeit seiner geistigen und leiblichen Vormünder entgehe! Wenn es das pädagogische Nichtkönnen seiner Eltern auch nicht klar erkennt, so ahnt der erwachende junge Geist es doch mit gewissermaßen instinktiver Feinheit. Denn die Strafe hat nur dann erziehlichen Wert, wenn sie unmittelbar, d. h. ohne Aufschub der Vergehung folgt. Hier aber, in unserem Falle, folgt überhaupt keine Strafe, sondern nur eine Drohung, die noch dazu völlig unfruchtbar bleibt, weil es ja gar nicht im Machtbereich der Eltern liegt, die Schule und zwar in der beabsichtigten Richtung auf das unwillige Kind sofort wirken zu lassen, und es wird Ihnen das Wort Jean Pauls in der Erinnerung sein, daß auf Kinder nichts so schwach wirke, als eine Drohung, die nicht noch vor Abend in Erfüllung gehe! Eine andere, nicht minder bedenkliche Folge solcher reinen Wortdrohungen kann ich Ihnen hier nur andeuten, weil ihre allseitige Ergründung mich zu weit von meinem Hauptgedanken ablenken würde. Sie ist in dem Worte ausgedrückt, das ich in einem jetzt so ziemlich vergessenen Buche „Bilder ohne Rahmen“ gelesen habe: „Wenn man auf einen Blütenbaum ewig regnen ließe, damit alles Ungeziefer ausgewaschen würde, so müßten endlich mit dem Entbehrlichen auch die Blüten herunterfallen. So ist's in der Erziehung, wenn man allzuviele Worte und Ermahnungen macht.“ Daß das Kind auf diese Weise nicht willfährig gemacht wird, ist unschwer zubegreifen; im Gegenteil: da es die erzieherische Ohnmacht seiner Eltern instinktiv fühlt, wenn nicht schon gar durchschaut, so wird es immer wieder und je länger, desto heftiger und eigensinniger an seinem Willen festhalten und sich gegen den seiner Erzieher auflehnen.

Weit schwerer aber wird das Verhältnis des Kindes zur Schule in Mitleidenschaft gezogen. Hier treten die allerbedenklichsten Folgen zu Tage. Das Kind wird von vornherein gegen die Schule eingenommen; mit dem ersten Tage, wo es den Ranzen auf dem Rücken trägt, bringt es eine durch die Unvernunft seiner Eltern erzeugte Befangenheit, wenn es von Natur gut geartet ist, im entgegengesetzten Falle eine mehr oder weniger versteckte Unlust an der Schule, ja, nicht selten einen heimlichen Trotz gegen seinen Lehrer mit, der ihm ja von den Eltern in den schwärzesten Farben geschildert ist Und doch haben die Eltern alle Ursache, daß die Kinder die Schule als einen Ort betrachten, wo Ernst und unbefangene Heiterkeit, wo Liebe und Vertrauen ihre gastlichen Zelte aufgeschlagen haben. Ja, auch die Freude!

fehlgeschlagen ist — was ich übrigens noch nicht recht begreifen kann — ein Kerl wie Sie braucht deshalb nicht den Kopf hängen zu lassen!“

„Ich laß ihn auch nicht hängen! Drei Dinge hab ich auf der Welt, die mir Freude machen: Mein Pferd, meinen Säbel und meine Soldatenehre — als Schillscher Husar! Das ist genug, meinen Sie nicht auch?“

„Nun ja, für den Augenblick ist es genug — ich bin einverstanden! Will nur, daß Sie wieder vorwärts blicken! Es giebt noch zu gewinnen und zu wünschen für Sie, wohin Sie schauen!“

„Ich weiß nur eins: Einen fröhlichen Reitertod auf grüner Heide — als Schillscher Husar!“

Schill hatte schon oft solche Rede gehört — aber diese hier klang verzweifelt ernsthaft in ihrer resignierten Bitterkeit. „Hasso — das ist keine gute Stimmung!“ sagte er besorgten Tones.

„Nicht gut zum Leben, Herr Major, aber sehr gut zum Sterben! — Sie sollen schon zufrieden mit mir sein!“ — — —

Die Husaren zogen weiter, ins Land hinein — über die sächsische Grenze, an Wittenberg vorüber, nach Dessau und Bernburg. Von hier aus entsandte Schill verschiedene Kommandos nach allen Richtungen hin. Der Lieutenant von Hagen unternahm mit seiner Schwadron einen Streifzug bis nach Goslar, von wo er Pulver, Kugeln und einige ausgeräumte westfälische Kassen mitbrachte. Wesentliche Erfolge jedoch hatte der Schillsche Zug bisher nicht zu verzeichnen. Wohl schlugen ihm freudig die Herzen entgegen und warme Sympathien in den unterdrückten Landen begrüßte ihn überall. Hie und da auch gesellten sich Freiwillige zu seinem Korps, Rekruten wie Offiziere. Doch ein Aufruhr aller Herzen und Gemüter, ein freudiges zu den Waffen greifen und mit ihm Losstürmen auf den Feind — so wie es Schill von allen kundigen Seiten prophezeit war, davon fand er nirgend eine Spur.

Schwer niederschlagend wirkte diese Erkenntnis auf ihn. Sollte es dennoch zu früh gewesen sein für den Ruf zur Erhebung — die Saat im Volke noch nicht reif für die große Stunde der Befreiung? Düstere Ahnungen beschlichen sein Herz. Es war ihm, als zögen die Schlingen eines schweren Verhängnisses sich dichter und fester um ihn zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Erinnerung.

Die Märchen hörte einst ich gar zu gern,
Und hab' sie fast vergessen!
Doch manchmal funkelt's wie ein Stern
Durch Finsternisse, unermessen! —

Ein Laut, wie ihn die Mutter sprach,
Wird leis in meiner Seele wach, —
Und langsam tastet die Erinnerung
Dem Rufe in die Traumwelt nach. —

Erich Schwartz.

Ein pädagogischer Brief.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

„Viel zu wenig geschrieben und gesprochen wird von Kindern und über Kinder. Gegen ein Buch über Kindererziehung erscheinen zwölf über Pferdedressur! Und die Kinder sind doch das Heiligste im Leben. Ein jedes Kind ist ein Pfandschein für den Anteil, den der Mensch im Himmel empfängt,“ behauptete einmal der Ihnen bekannte humoristisch-satirische Dichter M. G. Saphir, der auch seine ernsten Augenblicke hatte. Wenn nun auch seine Klage über den Mangel an Büchern, die sich mit der Erziehung befassen, in unseren Tagen nicht mehr in ihrem vollen Umfange berechtigt ist, da kein Gebiet der menschlichen Geistesbethätigung, wie die Statistik beweist, eine derartig hohe Anzahl Bücher auf den Markt bringt, wie gerade die Pädagogik (die Wissenschaft von der Erziehung), so läßt sich andererseits ein fühlbarer Mangel an guten volkstümlich gehaltenen Schriften erzieherischen Inhalts nicht leugnen. Haben Sie selbst doch, die Sie ein so warmes Interesse für das Wohl unserer heranreifenden Jugend besitzen, über einen derartigen Mangel geklagt, und giebt es wie Sie doch Tausende von Müttern, die sich gern an der Hand volkstümlicher Aufsätze über ihre wichtigste Lebensaufgabe, die Kindererziehung, unterrichten möchten, und die sich vergebens in der Hochflut der alljährlich erscheinenden Bücher nach derartigen Hilfsmitteln umsehen. Ich weiß deshalb die Ehre wohl zu schätzen, daß Sie mich zu Ihrem pädagogischen Ratgeber ernannten, und nach bestem Wissen und Gewissen werde ich Ihnen über die Jugenderziehung, der mein Leben geweiht ist, meine Gedanken und Erfahrungen mitteilen.

„Über Erziehung schreiben, heißt beinahe über alles auf einmal schreiben,“ sagt Jean Paul. Dieses bedeutsame Wort kommt mir in den Sinn, wenn ich Ihre Aufmerksamkeit für heute auf den Zusammenhang lenke, der zwischen Schule und Haus waltet. In der That: Schule und Haus stehen miteinander in so inniger und lebhafter Wechselwirkung, senden ihre geistigen Fühlfäden eins zum andern so zahlreich und so häufig aus, kurzum: beeinflussen sich in ihren pädagogischen Bestrebungen so sehr, daß die junge Menschenpflanze nur in dem Boden eines guten Einvernehmens zwischen Eltern und Lehrer die eigentlichen Nähr- und Kraftwurzeln für ihre gedeihliche Entwicklung finden kann. Es ist diese Wahrheit so einleuchtend und allbekannt, daß es hieße, Wasser ins Meer schütten, wollte man mit Hilfe eines gelehrten Rüstzeuges die Unwiderlegbarkeit dieser Behauptung nachweisen. Andererseits zeigt diese Wechselwirkung aber auch eine Vielseitigkeit ihrer zu Tage tretenden Erscheinungen, daß ich mich — eingedenk des oben erwähnten Wortes Jean

Pauls – für heute bescheiden muß, aus der Fülle der hier auftauchenden Fragen eine herauszugreifen, deren Wichtigkeit wohl unser Nachdenken anregen kann.

Sie, geehrte Frau, der sich überreiche Gelegenheit geboten hat, einen vollen und tiefen Blick in so manches Familienleben zu thun, werden mehr als einmal die Erfahrung gemacht haben, daß Mütter ihren Kindern die Schule, welche die Kleinen in Kürze besuchen sollen, als eine Zwangs- und Besserungsanstalt hinstellen, als eine Art Schreckgespenst an die Wand malen, um das Kind zu augenblicklicher Sittsamkeit zu bringen, nachdem alle übrigen mütterlichen Erziehungsmittel fehlgeschlagen sind. Somit bildet dieser drohende Hinweis bei manchen Müttern — und nicht allein bei solchen aus den unteren Volksschichten, wie ein Uneingeweihter glauben sollte – den letzten Schluß ihrer pädagogischen Weisheit. Sie glauben damit wunder was für einen Trumpf ihrer Erziehungstüchtigkeit auszuspielen, um den Kleinen das sittliche Gewissen zu schärfen, und bedenken in ihrer geistigen Kurzsichtigkeit nicht die in das Innenleben des Kindes tief und gewaltsam eingreifenden Schäden, welche mit Naturnotwendigkeit einer derartigen bedauernswerten Handlung entkeimen; sie klammern sich in ihrer pädagogischen Hilflosigkeit an den Augenblickserfolg, der sich ja auch meistens einzustellen pflegt, allein schon deshalb, weil die vor dem kindlichen Geiste heraufbeschworene Vorstellung von der Schule durch den Reiz der Neuheit wirkt und die kindliche Einbildungskraft in Thätigkeit versetzt. Es berührt sich die Erziehungsart in ihrem Wesen und ihren schädlichen Folgen in mancher Hinsicht mit der vielleicht noch häufiger geübten, den Willen fehlerhafter Kinder dadurch zu brechen und in die richtigen Bahnen zu lenken, daß man ihnen auf künstliche Weise Furcht und Angst vor unsinnigen Phantasiegebilden („schwarzer Mann“ u. dergl. m.) einflößt. Eine solche widernatürliche Beeinflussung des Kindes rächt sich grausam. Vergiftet man mit derartigen aus der Rumpelkammer des düstersten Mittelalters geholten Wahnvorstellungen die für Eindrücke äußerst empfindsame zarte Kindesseele, so würde, wenn nicht zum Glück früher oder später einflußreiche gesunde Gegenströmungen das kindliche Gemüt durchflössen und jenen mittelalterlichen Staub daraus hinwegspülten, frischer, fröhlicher Jugendmut und zugreifende Tapferkeit bei unserer Kinderwelt selten zu finden sein. Wo bliebe da die Wahrheit des demutstolzen Wortes unseres edlen Kämpen Ernst Moritz Arndt:

„Vor Menschen ein Adler, vor Gott ein Wurm!
So stehst Du fest im Lebenssturm!“

Etwas von diesem beklemmenden Furchtgefühl bleibt in der jugendlichen Seele meistens haften, und — das sei besonders betont — dieses Unlustgefühl, welches zunächst die wirkliche Sinnenwelt des Kindes beherrscht, dehnt, — man möchte fast sagen — polypartig seine Herrschaft auch auf die geistige Welt des Kindes aus, d. h. überträgt sich auf seinen Charakter, soweit man bei unserer Jugend von einem solchen reden darf, und hemmt in bedenklicher Weise seine Entwickelung zur Wahrheit und Furchtlosigkeit im Bekennen von Schuld. Wahrlich, angesichts des Geistes der Verneinung und der Lüge, der sich in so tausenderlei glänzend aufgeputzten Gestalten in unserer Zeit breit macht, angesichts des erbitterten Kampfes zwischen Sein und Schein, zwischen Tag und Nacht, hat die Menschheit im allgemeinen und unser Vaterland im besonderen wohl Grund zu der Hoffnung, in dem heranwachsenden Geschlecht einen Stamm wahrheitmutiger, furchtloser Streiter zu gewinnen, wobei man durchaus nicht sofort an waffenfähige Jünglinge und nicht zuletzt an hochsinniges weibliches Heldentum zu denken braucht. Persönliche Tapferkeit und Treue in Wort und That waren zwei der Hauptzierden unserer Altvordern, dessen möge sich das germanische Weib erinnern, welches die Natur unmittelbar zur Mutter, d. h. zur Erzieherin bestimmt hat; diese Tugenden möge sie in den Herzen ihrer Kinder zur Blüte zu bringen sich bestreben, damit das Kernwort des urdeutschen Recken lebendig sei und bleibe:

„Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“

Manche Eltern denken in dem Augenblick, wo sie die Schule als ein Schreck- und Gewaltmittel für ihre Kinder anwenden, wohl kaum an die schweren, verhängnisvollen Wirkungen, die sie dadurch auf sich selbst, auf ihre Kleinen und auf die Schule ausüben. Wie viele Eltern giebt es, die in dem Augenblick eines solchen Handelns überlegen, daß sie dadurch die Ohnmacht ihrer Erziehungskunst beweisen? Und man glaube ja nicht, daß dem Kinde diese Hilflosigkeit seiner geistigen und leiblichen Vormünder entgehe! Wenn es das pädagogische Nichtkönnen seiner Eltern auch nicht klar erkennt, so ahnt der erwachende junge Geist es doch mit gewissermaßen instinktiver Feinheit. Denn die Strafe hat nur dann erziehlichen Wert, wenn sie unmittelbar, d. h. ohne Aufschub der Vergehung folgt. Hier aber, in unserem Falle, folgt überhaupt keine Strafe, sondern nur eine Drohung, die noch dazu völlig unfruchtbar bleibt, weil es ja gar nicht im Machtbereich der Eltern liegt, die Schule und zwar in der beabsichtigten Richtung auf das unwillige Kind sofort wirken zu lassen, und es wird Ihnen das Wort Jean Pauls in der Erinnerung sein, daß auf Kinder nichts so schwach wirke, als eine Drohung, die nicht noch vor Abend in Erfüllung gehe! Eine andere, nicht minder bedenkliche Folge solcher reinen Wortdrohungen kann ich Ihnen hier nur andeuten, weil ihre allseitige Ergründung mich zu weit von meinem Hauptgedanken ablenken würde. Sie ist in dem Worte ausgedrückt, das ich in einem jetzt so ziemlich vergessenen Buche „Bilder ohne Rahmen“ gelesen habe: „Wenn man auf einen Blütenbaum ewig regnen ließe, damit alles Ungeziefer ausgewaschen würde, so müßten endlich mit dem Entbehrlichen auch die Blüten herunterfallen. So ist's in der Erziehung, wenn man allzuviele Worte und Ermahnungen macht.“ Daß das Kind auf diese Weise nicht willfährig gemacht wird, ist unschwer zubegreifen; im Gegenteil: da es die erzieherische Ohnmacht seiner Eltern instinktiv fühlt, wenn nicht schon gar durchschaut, so wird es immer wieder und je länger, desto heftiger und eigensinniger an seinem Willen festhalten und sich gegen den seiner Erzieher auflehnen.

Weit schwerer aber wird das Verhältnis des Kindes zur Schule in Mitleidenschaft gezogen. Hier treten die allerbedenklichsten Folgen zu Tage. Das Kind wird von vornherein gegen die Schule eingenommen; mit dem ersten Tage, wo es den Ranzen auf dem Rücken trägt, bringt es eine durch die Unvernunft seiner Eltern erzeugte Befangenheit, wenn es von Natur gut geartet ist, im entgegengesetzten Falle eine mehr oder weniger versteckte Unlust an der Schule, ja, nicht selten einen heimlichen Trotz gegen seinen Lehrer mit, der ihm ja von den Eltern in den schwärzesten Farben geschildert ist Und doch haben die Eltern alle Ursache, daß die Kinder die Schule als einen Ort betrachten, wo Ernst und unbefangene Heiterkeit, wo Liebe und Vertrauen ihre gastlichen Zelte aufgeschlagen haben. Ja, auch die Freude!

Ein berufstreuer Lehrer, der eben nicht nur ein besoldeter Mietling oder Handlanger der Schule ist, ein einsichtsvoller Volkserzieher, welcher die Regungen und göttlichen Feinheiten der Kindesseele zu deuten und seinen guten Absichten dienstbar zu machen versteht, wird darauf halten, daß die seiner Pflege Anvertrauten sich wenigstens täglich einmal herzlich freuen können. Nicht umsonst sagt ein Dichterwort: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen!“ Deshalb braucht der Jugendbildner im Unterricht seine Zuflucht nicht zu allerlei nichtssagenden Mätzchen und Späßchen zu nehmen; denn die Schule ist keine vorstädtische Possenbühne. Das sind wahrlich keine leuchtenden Vorbilder allseitiger Menschenbildung, die ihre Zöglinge durch eiserne Zucht zu seelenlosen Drahtpuppen, welche man beliebig, ganz nach jeweiliger Laune hin und her schieben kann, entwürdigen, die der Kindesseele jede berechtigte Eigenart (Individualität) nehmen und sie mit haarscharfer Genauigkeit und strammer Unbeweglichkeit auf die Schulbänke pflanzen, wie der Bauer seine Kohlköpfe oder Rüben reihweise auf das Feld! Ich gebe zu, daß es unter den mehr als hunderttausend Lehrern, in deren Händen das nationale Erziehungswerk liegt, immer noch eine viel zu hohe Zahl von geistlosen Schablonenmenschen giebt, welche ihre bedeutungschwere Arbeit rein maschinenmäßig vornehmen und ihr „Handwerk“ tüchtig klappern lassen, daß es leider noch immer eine Schar innerlich Unberufener giebt, die in völliger Verkennung des ersten und obersten Grundsatzes einer gesunden Pädagogik, daß nämlich das Kind ein Recht auf seine Individualität habe, ihre Zöglinge in die geist- und herzeinschnürenden Hürden einer längst veralteten, rein mechanisierenden Erziehungsweise einpferchen! Jedoch sind das nur Ausnahmen.

Aber weiter! Ist die Schule in der That ein solcher Jammerort, als welchen verblendete Eltern sie ihren Kindern vor die Phantasie zu rücken suchen? Es scheint mir fast, als ob auf solche Eltern der Spruch Goethes paßt:

„Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogener wären.“

Die Zeiten sind gottlob im Strom der Vergangenheit verrauscht, wo ein harter, finsterer Geist unablässig den Stock oder die Rute auf unsere Kleinen schwang, wo man ein Folter- und Martersystem in die Schule verpflanzte und dort mit ausgesuchter beispielloser Raffiniertheit und Roheit die Kindesseele mißhandelte. Ich nenne Ihnen — um nur einige schlagkräftige Beispiele anzuführen — eine Verfügung des Freiburger Stadtrates von 1668, der das sogenannte „Eselreiten“ als Zuchtmittel im Unterricht empfahl. Ein hölzerner Esel, „uff einem prett geschnitten oder gemalt“, wurde aufgestellt und als Strafe denen zu reiten gegeben, die ihre Hausaufgaben ungenügend oder überhaupt nicht gelöst hatten. Die Anwendung eines solchen Zuchtmittels ist geradezu ein Hohn auf die Entwickelung jedes Ehr- und Schamgefühls! Eine noch ärgere Grausamkeit in der Handhabung der Schulzucht zeigt eine um 1700 ohne Angabe des Verfassers erschienene Schrift mit dem Titel: „Sieben böse Geister, welche heutigen Tages guten Theils die Küster oder so genannbte Dorff-Schulmeister regieren; als da sind: 1. der stoltze, 2. der faule, 3. der grobe, 4. der falsche, 5. der böse, 6. der nasse, 7. der dumme Teuffel. Welchen kümmt hinten nach gehunken der arme Teuffel. Mit angefügten Sieben Küster-Tugenden.“ Hier heißt es in dem Abschnitt vom „bösen Teuffel“; „Es möchte sich jemand wundern, warum man denn eben den Schulmeistern vor andern Leuten solche Boßheit und Grausamkeit zuschreibe. Antwort wegen des Handwerk, denn sie sind des grimmigen Wesens bei der Information (Unterricht) gewohnet, und meinen, sie können die Kinder nichts lehren, wenn sie sie nicht, wie sie zu reden pflegen, scharf halten und stets poltern, schelten, auseseln, schlagen, peitschen, martern, peinigen und tyrannisieren, also daß man ihnen kein Unrecht thäte, wenn man sie Scharflehrer nennte, gleichwie man die Diebhenker Scharfrichter nennt, weil sie ein so großes Wesen von der Schärfe machen. — Wenn der Herr Schulmeister des Henkers Amt verwaltet und einem Knaben einen Schilling (Schläge) giebt, da muß der arme Sünder Katz aus halten, er muß sich selbst entblößen, überbücken und sich parat halten, da ihm der Schulmeister das Urtheil vordecliniret:

Nominativo: Leg Dich. Accusativo: Machs nicht lang.
Genitivo: Streck Dich. Vocativo: Es thut mir weh.
Dativo: Über die Bank. Ablativo: Thu es nicht meh!

Weil aber die Jungens, man mag sie so fest halten als man will, dennoch strampeln, hinten ausschlagen, wie ein unbändig Pferd, und den Schulmeister oft mit dem Fuß ins Gesicht stoßen, daß das Blut heraus sprützet, oder die Zähne ihm im Maule klappern, haben einige Schulmeister eine Leiter im Vorrat, welche oben angenagelt und unten eingegraben, da müssen ihnen die Jungens oben den Kopf und die Arme, unten aber die Beine durchstecken, also daß sie ganz gespannt sein und sich nicht regen können. Da kriegt nun der Schulmeister seine Henkers-Ruthe aus einem Eymer voll Wasser, darein er sie eingeweicht, daß sie besser anziehen soll, hervor, peitscht und trummelt den armen Schelm auf dem Hintergestelle herumb, daß er schreyt, das mans übers dritte Haus hören möchte. Da haben die Schulmeister einen rechten Glaubens-Artikel drauß gemacht, daß die Ruthe fromme Kinder mache, weswegen auch die Kinder die Ruthe mit großer Andacht hertzen und küssen müßten, wobei sie ihnen das schöne Sprüchlein vorbeten:

„Ach, du liebe Ruthe,
Du thust mir viel zu gute!“

Gegen diese Rohheit, die nicht zum wenigsten eine Folge der durch den blutigen dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Sittenverderbnis und Gefühlswildnis war, sticht schon das vorige Jahrhundert heller und freundlicher ab, dessen menschenerzieherisches Thun und Wollen in Männern wie Basedow, Campe, Salzmann, Freiherr Eberhard von Rochow und vor allem in dem edlen Heinrich Pestalozzi die kräftigsten Stütz- und Strebepfeiler besaß. Allerdings war von einem Lehrerstand noch keine Rede; es herrschte in fast allen Gegenden unseres Vaterlandes ein fühlbarer Mangel an Erziehern, und dies ist mit eine Ursache zu dem Mißgriffe gewesen, daß man ausgediente Unteroffiziere, Invaliden und Krüppel zu staatlich wohlbestallten Lehrern machte, die von der schweren Kunst der Erziehung gerade soviel verstanden, wie ein gewisser nützlicher Wiederkäuer vom Klavierspiel, gerade so wie die Schneider, Schreiner, Bäcker und Seiler, die im 16. Jahrhundert zur Erziehung der Jugend berufen, aber nicht auserwählt waren. Daß damals der Bakel die Schule beherrschte (ich spreche natürlich nicht vom höheren Schulwesen), kann Sie unter solchen Umständen nicht wunder nehmen. Aber Jammergestalten, wie sie noch im vorigen Jahrhundert in der Lehrerwelt zu finden waren, sind in unseren Tagen bereits geschichtlich geworden; höchstens wird ihr Geist in den Spalten von Witzblättern, die in Zerrbildern alles

Mögliche und Unmögliche leisten, dann und wann aus ihrer wohlverdienten Vergessenheit von neuem heraufbeschworen. Die Erziehungskunst unserer Zeit steht in dem Zeichen wahren Menschentums; der Geist der heutigen Schulzucht ist Menschlichkeit, Gerechtigkeit und ernste Milde trotz aller Mißgriffe, die sich hier oder dort ereignen, und von denen so manche in das Schuldbuch wenig einsichtsvoller Eltern gehören. Das berühmte Wort Salzmanns, des verdienstvollen Begründers der noch jetzt bestehenden Erziehungsanstalt Schnepfenthal bei Gotha, hat, so sehr es auch mit Vorsicht aufgenommen werden muß, seine köstlichen Früchte in der Lehrerwelt gezeitigt: „Von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge muß der Erzieher den Grund in sich selbst suchen.“ In unseren Tagen ist den Lehrern die Wahrheit des gemütvollen und kinderlieben Dichters und Seelenenträtselers Leopold Schefer tief ins Herz gedrungen:

„Ein Kind ist göttlicher Natur. Dem Ursein
Entstiegen, bringt es in der Seele Kenntnis
Des Göttlichen und Wiedererkennen mit.
Das Höchste, das Herrlichste begreift's am leichtesten;
Frühzeitig ehr' es. Halt es wie einen Engel.“

Ja, unserer gegenwärtigen Erziehungskunst, die sich befleißigt, zunächst die Eigenart des jungen Weltbürgers zu erkennen und ihn demgemäß zu seinem Ziele, zu einem verständigen brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft emporzubilden, wird sogar zuweilen der Vorwurf gemacht, sie taumele in einem „Humanitätsdusel“ planlos einher. Das ist gerade so übertrieben und falsch, wie die Behauptung, unsere Jugend steuere einer sittlichen Verrohung zu, die Schule müsse schärfere Zuchtmittel anwenden u. dergl. m. Ein solches Urteil zeigt eine Einseitigkeit und Engherzigkeit, wie man sie nur bei Leuten findet, denen ein geschichtlicher Sinn, der Blick aufs Ganze und Weite und persönliche Erfahrung abzugehen pflegen. Man lese nur die einschlägigen Quellenschriften, in denen sich die kulturgeschichtliche Vergangenheit treu und unverfälscht abspiegelt, und man wird einsehen, wie sehr man unserer Jugend Unrecht thut. Denn bedauerliche Einzelfälle lassen durchaus keinen Schluß auf die Allgemeinheit zu.

Ich führe Ihnen alle diese Thatsachen nur an, um Ihnen den Nachweis zu liefern, wie verkehrt Eltern handeln, wenn sie ihren Kindern die Schule als eine Art Strafanstalt hinstellen. In dem kindlichen Herzen hat sich alsdann ein Vorurteil gegen den Lehrer eingenistet, wodurch das Erziehungswerk in der ersten Zeit ungeheuer erschwert wird. Und bekanntlich setzt die Arbeit auf der Unterstufe einen Grad von Selbstverleugnung, Mühewaltung und Berufsfreudigkeit voraus, daß man mit vollem Recht gesagt hat, in die Unterklasse gehöre der tüchtigste Pädagoge. Der Lehrer wird sich auf jeden Fall, sofern er seine Unterweisung und Menschenbildung nicht nach einem toten Regelkram betreibt, die Liebe und das Vertrauen seiner Zöglinge zu erringen suchen, und diese kindliche Liebe und dieses kindliche Vertrauen, das die Kleinen zu „ihrem“ Lehrer haben, ist der schönste und süßeste Lohn für sein müheschweres Walten und Wirken. Natürlich giebt es immer einige räudige Schafe in der Herde, aber die Mehrzahl dieser kleinen Griffelhelden blickt leuchtenden Auges auf ihn, und es ist durchaus keine seltene Erscheinung, daß gerade die Kinder, welche durch eine ziellos hin und her pendelnde häusliche Erziehung zum Ungehorsam gegen die Eltern und zu einem Vorurteil gegen die Schule gekommen sind, in der Klasse der Stolz des Lehrers und das Vorbild ihrer Genossen sind. Ich könnte Ihnen Beispiele anführen, wo die Eltern alle Ursache haben, den oben erwähnten Ausspruch Salzmanns auf sich anzuwenden. Gerade dadurch, daß die Kleinen aus den Worten und Thaten ihres Lehrers seine Liebe zu ihnen herausfühlen und an ihrer eigenen kleinen Person erfahren, daß die Schule durchaus nicht ein so schrecklicher Aufenthalt ist, wie die Eltern behaupteten, gerade dadurch kommen sie dazu, den Worten ihrer Vormünder noch weit weniger Wert beizulegen, als sie es vielleicht in noch nicht schulpflichtigem Alter thaten. Sie sehen also, der Riß zwischen Kind und Eltern verbreitert sich durch die Schuld der letzteren, und wie häufig zeigt es sich, daß derartig behandelte Kinder einerseits ihrem Lehrer aufs Wort gehorchen, auf seine Worte gewissermaßen schwören und andererseits sich mit der größten Gleichgültigkeit über die Anordnungen und Ermahnungen der Eltern hinwegsetzen. Dann wird über die Undankbarkeit und Verdorbenheit des Kindes gejammert, die Eltern ringen verzweifelt die Hände, statt sich selbst anzuklagen und von sich selber Rechenschaft zu fordern. Sehr treffend heißt es bei Hamilton: „Die früheste Erziehung ist weit wichtiger, als wir es je berechnen können. Gewisse Vorurteile hindern uns nur noch zu oft, daß man die Richtigkeit dieser Behauptung bedenkt; sonst müßte jeder, dem Religion und Vaterland am Herzen liegen, es sich zur besonderen Sorge machen, die Frauen im allgemeinen zu einem höheren Bewußtsein ihres Berufes als Mutter zu erheben, denn es hängt daran nicht bloß das Glück und Unglück des einzelnen, sondern der Charakter des ganzen Volkes, ja die Verfassung des Menschengeschlechts!“

Ich habe Sie im Vorstehenden auf einen wunden Punkt aufmerksam gemacht, wo Schule und Haus leicht in Gegensatz zu einander geraten können, wo die Segnungen einer wahren Erziehung durch Elternhand — teils bewußt, teils unbewußt — leicht gefährdet werden. Gern gebe ich zu, daß das Schreckgespenst der Schule mehr und mehr aus der Vorratskammer elterlicher Strafen und Drohungen schwindet. Eins aber ist nicht zu bezweifeln: nur wenn Schule und Haus in Einmut an der geistigen und körperlichen Bildung des jungen Geschlechts arbeiten, können dem Menschen in Wirklichkeit die Tugenden erblühen, die da heißen: in der Wahrheit zu denken, in der Liebe zu fühlen und in der Freiheit zu wollen.

Morgenlied.

Wie trägst Du, o goldene Sonne,
Fern hinter den duftigen Hügeln
Auf rosigen Flügeln
Den lachenden Morgen herauf!

Geblendet die Tiere des Waldes
In Wipfeln und Höhlen erwachen,
Ob bald in den Rachen
Des Todes auch manches versinkt.

Die Blumen, die prangten im Schmucke
Des perlenden Taues noch eben,
Als Opfer Dir geben,
Was täuschend die Stirnen umschminkt.

Und während die schwebende Lerche
Unsichtbar über der Aue
Im heiteren Blaue
Laut trillernd ihr Lied anschlug:

Da wandelt so ruhig der Landmann
Traumselig und ohne zu wanken
Und ohne Gedanken
Wohl hinter dem eisernen Pflug. —

Wann trocknest Du, goldene Sonne,
Doch mir in den Augen die Thränen?
Vereiteltes Wähnen!
Ich fühle nur tiefer den Schmerz!

Wenn oft auch die Bilder der Schönheit
Die sehnende Seele vertrösten:
Ach nimmer erlösten
Die schmeichelnden Bilder das Herz!

O trüge mich, goldene Sonne,
Bald über die duftigen Hügel
Dein rosiger Flügel
Zum ewigen Morgen hinauf!

Oscar Linke.

Achtet die Lehrerin.

Von **M. Müller.**

In einem vor längerer Zeit erschienenen Aufsatze der ‚Deutschen Roman-Zeitung' wurde „Zur Erörterung über Frau u. s. w." die seit einiger Zeit brennende Schulfrage angeregt. Gewiß muß jeder der Verfasserin beistimmen, wenn sie ausführt, wie viel unnötiges Wissen den Kindern, besonders den heranwachsenden Mädchen, eingepfropft wird und wie wenig die Schule auf die Erziehung und Bildung der Herzen ihrer Zöglinge einwirkt. In ersterem Falle kann ein geschickt ausgearbeiteter Lehrplan manche Abhilfe bringen, doch übersehe man auch nicht, daß viele Eltern stark übertreiben, wenn sie die Überbürdung ihrer Lieblinge beklagen. Wollten sie sich der Mühe unterziehen und selbst ihre Kleinen streng zur gewissenhaften Ausführung häuslicher Arbeiten anhalten, es bliebe noch genug Zeit zu Spiel und Erholung. Gewiß ist es nicht ungerechtfertigt, gerade in dieser Zeit, wo alles für die Erleichterung des Lernens gethan wird, wo die armen Kinder, die zum Glück am wenigsten von der Überbürdung leiden, überall beklagt werden, eine Lanze zu brechen für die Geplagteste der Geplagten, für „die Lehrerin". Hiermit kommen wir zugleich auf die Erziehung in der Schule, denn diese Aufgabe liegt hauptsächlich in der Hand der Lehrerin.

Zuerst: kann die Lehrerin überhaupt erziehlich einwirken? Leider ist nur ein sehr bedingungsweises „Ja" die Antwort. Sie könnte es, wenn ihr nicht überall die Hände gebunden wären. Was sie allenfalls während der Schulzeit erzielt, zu Hause, durch die Eltern der Kinder, wird es zum größten Teil wieder zerstört. Ich habe hauptsächlich höhere Mädchenschulen vor Augen und weiß aus eigener Beobachtung, daß die Eltern in der Lehrerin meistens die geborene Feindin ihrer Kinder sehen, die, eine Art Rachegöttin, in das Paradies der Kindheit tritt. Statt die Kinder zur Ehrerbietung anzuhalten, hören Vater und Mutter ruhig zu, wenn Töchterlein daheim erzählt, wie die Becker heut wieder ganz schauerlich im grünkarrierten Kleide aussah, und die Müller hätten sie wieder mit allgemeinem Husten so recht gründlich geärgert. Höchstens sagt die Mutter lächelnd: „Aber Grete, so was darf man doch nicht thun," jedoch Grete weiß ganz gut, daß keine strenge Strafe folgt und plappert ruhig weiter; ja, wenn sie in demselben Tone von Frau Müller gesprochen hätte, oder von Fräulein Becker, der Tochter des Vorgesetzten ihres Vaters! Können aber Ermahnungen, die das Kind in der Schule erhalten hat, Früchte tragen, wenn es daheim in solchem respektlosen Tone über die Person der Lehrerin reden darf? — Kommt Grete gar nach Hause und hat eine Strafe erhalten, natürlich ungerecht — wann hätte je eine Lehrerin gerecht gestraft! — wie wird dann das arme, verkannte Kind bedauert! Manchmal heißt es wohl: „Dir ist recht geschehen," aber Grete hört leider, wie die Mutter zu Frau Müller sagt, die Becker verstehe auch gar nicht ihre Grete zu behandeln, und ein kleines Versehen müßte doch auch mal so einem jungen Dinge zugute gehalten werden. Grete erzählt dabei dem kleinen Annchen, daß sie nächstes Jahr auch zu der ekligen, frechen Becker in die Schule müßte, und von vornherein ist das Kinderherz mit Mißachtung und Mißtrauen erfüllt, das die Lehrerin selten ausrotten kann und das allen ihren Bestrebungen einen Damm entgegensetzt. Unter allen Umständen sollten die Eltern auf seiten der Lehrerin stehen, selbst wenn einmal eine Ungerechtigkeit wirklich vorkäme. Denn, so müssen sie sich fragen, werden sie immer ihren Kindern gerecht? — Ist die Mutter nicht in der Stimmung, sich mit ihrem Töchterchen abzugeben, so schickt sie es in den Garten mit Fräulein oder Mädchen spazieren oder befiehlt ihm einfach, sich still zu halten. Eine Lehrerin jedoch, mag sie in der Stimmung sein oder nicht, mag das Herz voll Kummer und Sorgen sein, sie muß sich in den Stunden mit den Kindern abgeben, sie muß Jahr für Jahr dasselbe lehren, dieselben Fragen stellen. Wie oft nach unsäglicher Mühe erfolgt auf die einfachste Frage eine Antwort, die nur zu deutlich zeigt, daß das Kind nichts verstanden hat und die Sisyphusarbeit von neuem begonnen werden muß; daß dann einmal der Geduldsfaden reißt und der gerechte Zorn nicht immer das schuldigste Haupt trifft, ist es verwunderlich? In solchem Falle sollten die Eltern ihr Kind ermahnen, durch doppelten Fleiß, durch doppelte Aufmerksamkeit der Lehrerin zu beweisen, daß sie ihm unrecht gethan hat. — Ist das Schuljahr zu Ende und Grete erhält ein schlechtes Zeugnis und wird nicht versetzt, so stürzt sicher die Mutter zur Lehrerin und sagt ihr mit süßen Worten gar bittere Dinge. Da hat Fräulein Müller ihre Grete nicht zu behandeln verstanden, das Kind ist so eigentümlich, ist doch immer so fleißig und artig, wäre doch sonst so gut erzogen. Sie könnte gar nicht begreifen, daß Grete nach dem Schulschluß der Lehrerin ihren etwas hinkenden Gang nachgeahmt haben sollte, die Lehrerin hätte sich sicher getäuscht u. s. f. Daß aber die Eltern in sich gehen und sich sagen: wir sind schuld an der Faulheit, an den Ungezogenheiten unseres Kindes, o nein, die Schule ist schuld, die Schule verdirbt die Kinder. Da wird denn alles in Bewegung gesetzt, Grete in die höhere Klasse zu bringen, und ist der Widerstand unüberwindbar, so wird Grete in eine andere Schule gethan. Ist denn aber das Sitzenbleiben so gar fürchterlich? Wird ein begabtes Kind nicht versetzt, so geschieht ihm ganz recht, denn es ist faul gewesen, für ein unbegabtes Kind jedoch, das langsam lernt und schwer begreift, ist ein solches zweites Jahr oft eine

wahre Wohlthat, und jedenfalls besser, als wenn es durch fortdauernde Privatstunden zum Vorwärtskommen gepreßt und dadurch bleich und krank gemacht wird. — Doch zurück zu unserer Grete, die es in der neuen Schule natürlich nicht besser treibt, als in der alten. Ja, es wird immer schlimmer, je weiter sie kommt, denn in den höheren Klassen geht sie allmählich aus der Hand der Lehrerin in die des Lehrers über, der ihr nun schon ganz und gar keinen Respekt einflößt und ihrer Spottlust vollständig zur Beute fällt. Der Lehrer soll den Kindskopf wie eine erwachsene junge Dame behandeln und steht deshalb wehrlos dem voll tausend Tollheiten steckenden Backfisch gegenüber. Armer Mann! Recht aus tiefem Herzensgrunde kommt sein Seufzer: „Lieber eine doppelte Schar wilder Buben unterrichten, als Euch paar Mädchen Stunden geben!“ Endlich kommt das Mädchen aus der Schule, glückselig, der Haft entronnen zu sein und thun und lassen zu können, was ihm beliebt. Bald ist alles Erlernte vergessen, nur die Kunst, schnippische Antworten zu geben und absprechende Urteile zu fällen, hat es behalten. Den Lehrerinnen, denen sie so lange Jahre das Leben verbittert hat, wird kein Gruß mehr gegönnt, höchstens heißt es: „Ach, die alte Becker, die hat mich auch mal sitzen lassen.“ Strenge Pflichterfüllung, Dankbarkeit und Ehrerbietung, Tugenden, die die Schule besonders zu entwickeln fähig ist, sind für das junge Mädchen unbekannte Dinge, die gar bald die Eltern trauernd an ihrem Kinde vermissen werden. An den Eltern liegt es, der Schule die Aufgabe zu ermöglichen, die Herzen der ihr anvertrauten Kinder zu bilden, sie wird Erfolge erzielen, wenn die Eltern die Lehrerin auf die gleiche Stufe mit sich selber stellen und von den Kindern dieselbe Achtung und Ehrerbietung für sie verlangen, wie für sich selbst.

In Ruhe singen.

(Bei den Schwesterkindern.)

Dort liegen sie im Bettchen
Und schauen groß mir zu,
Ich halte ihre Händchen
Und singe sie in Ruh'.

Und jetzt sind sie entschlafen,
Ich bin so ganz allein,
Ich trete an die Scheiben
Und steh' im Mondesschein.

Im bleichen Mondesscheine
Da taucht vor meinem Blick
Empor ein lock'ges Antlitz,
Empor ein kurzes Glück.

Im bleichen Mondesscheine
Schließ' ich die Augen zu
Und sinne Melodien
Und sing' mein Herz in Ruh'.

Rosa.

Aphorismen.

Von **Conrad Timm.**

Man setzt andere herab, um sich selbst zu erheben. Wäre man nur einigermaßen verständig, so finge man damit an, die anderen ein wenig zu — erheben, um dann zu zeigen, wie hoch man selbst noch über ihnen erhaben sei.

*

Wenn wir gar keinen anderen Ausweg mehr entdecken können, uns einer moralischen Verpflichtung auf ehrenvolle Weise zu entziehen, so kommen wir gewöhnlich zu der Überzeugung, daß unsere Bemühungen doch fruchtlos bleiben würden.

*

Mißtrauen gegen den Freund ist stets Eurer Freundschaft Tod: ist er der Deinen noch wert, bist Du es doch der seinen nicht mehr.

*

Die Liebe einer Mutter zu ihrem gefallenen Kinde fängt immer erst da in ihrem ganzen Umfange an, wo die des Vaters bereits am Ende ist — in jenem trostlos fürchterlichen Augenblick, der offenbart, daß keine Rettung mehr zu hoffen ist.

*

Das wahre und tiefe Bewußtsein seiner Schuld ist das einzige, was einen halbwegs Verlorenen dem Guten wieder zuführen kann — und zugleich dasjenige, was seiner Besserung die größten Schwierigkeiten in den Weg legt.

*

Leidenschaften, die uns beherrschen, sind Tyrannen, die, je mehr wir ihnen opfern, nur um so mehr verlangen und um so weniger gewähren — zuletzt nicht einmal mehr Befriedigung ihrer selbst. — Leidenschaften, die wir beherrschen, machen oft einen — keineswegs unwesentlichen — Teil unseres Glückes aus.

*

Die Sittlichkeit ist nicht das Reich, wohin die Kunst strebt, aber doch der Boden, darein sie ihre Wurzel schlagen muß.

*

Es giebt noch immer Menschen, die glauben, daß es die ausschließliche Eigentümlichkeit gewisser Tiere — der Strauße — sei, im Angesicht einer heranrückenden Gefahr zu ihrer persönlichen Sicherheit den Kopf in den Sand zu stecken.

*

Schuld und Unschuld, Keuschheit und Sünde können in einem und demselben Körper wohnen. Wem dieser erlösende Schlußaccord im wildzerrissenen Fluten und Wogen des Menschenlebens nie erklang, der kennt die Höhen und Tiefen des menschlichen Herzens nicht.

*

Edelmut des Geistes macht Dich fähig zur Größe; der des Herzens zum Glück.

*

Bei manchen Menschen drängt sich einem unwillkürlich die Einsicht auf, ihnen gehe zum Schriftsteller, den man bewundern würde, nichts als die Fähigkeit ab, zu erkennen, was sie vor anderen voraushaben. — Dennoch irrt man

sehr, dies auf Bescheidenheit zurückzuführen: es ist ein keineswegs unwesentlicher Mangel — der Mangel einer gewissen Objektivität des geistigen Blickes — der hier entscheidend wirkt.

*

Es giebt Menschen, die in ihrer ganzen bodenlosen Unbedeutendheit dennoch ein tiefes Geheimnis bewahren, das bedeutende Geister längst verzweifelten, je sich dienstbar zu machen: das ist die Kunst, den unablässig fortarbeitenden Mechanismus des Gedankenapparates nach Bedarf abzustellen und nach freiem Ermessen minuten-, stunden-, ja tagelang — gar nichts zu denken.

Die „unehrlichen" Leute des Mittelalters.

I.

Freies Recht für alle, selbst für solche, welche durch verbrecherische Handlungen sich außerhalb der Gesetze gestellt, ist wohl die bedeutendste neuzeitliche Errungenschaft, von der jene oft gerühmte „gute alte" Zeit nichts wußte oder nichts wissen wollte. Dagegen kannte sie aber Persönlichkeiten, sogar ganze Stände und Berufsklassen, welche durch ihre bloße Existenz resp. infolge ihrer Beschäftigung aller Rechts- und Gesetzeswohlthaten entbehren mußten, welche nicht für voll geachtet wurden und zum Teil vogelfrei waren. Dergleichen Leute bezeichnete man mit einem allgemeinen Begriff als „unehrlich", was hier also ebensoviel wie ohne Ehre, ehrlos, geächtet bedeuten würde.

Die Gesellschaft von damals huldigte nämlich der Ansicht, daß der Einzelmensch erst innerhalb einer Korporation, einer Zunft, eines Standes oder Gewerbes, je nachdem, zur Geltung gelangen, Ehre und Rechtsschutz beanspruchen könne — wer sich diesem streng formulierten und genau geregelten bürgerlichen Ehrenkodex nicht fügte oder anpaßte, der war für die Allgemeinheit einfach nicht mehr vorhanden. Bedenklich bleibt hierbei nur, daß die Wahl eines Berufes, die Entscheidung für diese oder jene Körperschaft durchaus nicht ins Belieben eines einzelnen gestellt gewesen ist, vielmehr wieder von ganz bestimmten Voraussetzungen abhing. Anderenfalls wäre ja gar nicht einzusehen, warum nicht jeder sich beeilt haben sollte, „ehrlich" zu werden, d. h. seine Aufnahme in einen der vielen geachteten Verbände nachzusuchen und damit an Recht und Gesetz zu partizipieren. Das Kapitel von den unehrlichen Leuten des Mittelalters bliebe dann sicher ungeschrieben!

Zwei Arten dieser „Unehrlichen" sind besonders zu unterscheiden: einmal jene, denen schon durch ihre Geburt ein Makel anhaftete, oder die durch ihren gewöhnlich auch ererbten resp. aufgezwungenen Beruf rechtlos wurden, und dann solche, welche durch eigene Schuld infolge rechtswidriger Handlungen des Schutzes ihrer Korporation oder ihrer Zunft verlustig gingen, die eigentlichen Verbrecher also. Mit Beziehung auf letztere sei als Beispiel für die naive Rechtsanschauung des Mittelalters hier gleich erwähnt, daß sogar die strafrechtliche Verfolgung wie die Vollstreckung der erkannten Sühne in Händen der beleidigten und geschädigten Körperschaft, also der Familie im weitesten Sinne, lag. War da wohl ein unparteiisches Urteil möglich? Indes sollen uns hier nicht die Verbrecher, sondern die „Unehrlichen" der ersten Kategorie beschäftigen, weil nur diesen nach unserem Gefühl offenbares Unrecht geschah.

Zunächst machten alle Hantierungen unehrlich, welche sich mit der Vollstreckung von Todesurteilen und anderen Leibesstrafen befaßten. Bis ins 13. Jahrhundert etwa war man entgegengesetzter Ansicht gewesen. Bei den heidnischen Deutschen gehörten Hinrichtungen zu den Funktionen der Priester, und als mit Einführung des Christentums darin eine Änderung nötig wurde, übernahmen die Gemeinden gewissermaßen als Gerechtsame die Verpflichtung zu solchen Exekutionen. Bald hatte der jüngste Richter (hiervon die Bezeichnung „Nachrichter"), bald der jüngste Bürger oder Familienvater das peinliche Geschäft zu besorgen, meist aber fiel es dem „Fronboten" zu, dem ehrbaren Diener des Gerichts, der das „Fürgebot" (die Ladung) austrug und den Richtern auch sonsten noch „zur Hand ging". Stellvertreter waren schon früher zulässig. Erst mit Einführung des sehr komplizierten römischen Rechts kam das Institut der Henker oder Scharfrichter in Aufnahme, und zwar zunächst in den größeren Städten, während auf dem Lande (z. B. in Dithmarschen, Friesland, im Weimarschen u. a. O.) noch lange die alte Praxis beibehalten wurde. Da nun Unfreie, meist entlaufene Leibeigene oder begnadigte Verbrecher, sich als Anwärter für das Henkeramt meldeten, die es gegen Bezahlung und gewerbsmäßig ausübten, auch sehr bald die Abdeckerei ꝛc. mit übernehmen mußten, so erklärt sich daraus freilich ihre Unehrlichkeit von selbst. Der Freigeborene hätte sich nie und nimmer zu dergleichen Geschäften hergegeben, obschon Beispiele vorhanden sind, daß selbst regierende Herren ertappte Wegelagerer eigenhändig aufknüpften, so der Herzog Otto von Braunschweig-Lüneburg, vom Volke Herr „Ott' von der Haide", von den Chronisten aber „Scheevbeen" (Krummbein) genannt, und die Herzöge Magnus und Heinrich von Mecklenburg.

Der Scharfrichter konnte nie und nirgends Bürgerrecht erlangen, und es war ihm aufs strengste untersagt, am geselligen Leben der ehrlichen Leute teilzunehmen. Schon äußerlich machten ihn farbige Lappen am Rockärmel oder am Ärmelloch des Mantels kenntlich, denn ängstlich mied jeder seine Nähe, wie er denn selbst auch im Gotteshause seinen abgesonderten Platz hatte und stets als Letzter allein das Abendmahl empfing. Fiel er auf offener Straße krank hin, so regte sich keine Hand ihn aufzuheben, und wenn er starb, mußten ihn seine Angehörigen oder Knechte in aller Stille irgendwo verscharren. Der älteste Sohn erbte des Vaters Geschäft. Diese Strenge trug natürlich viel zur Verrohung des geächteten Standes bei, und öfter wurden kaiserliche Freibriefe nötig, um den Henker gegen Ausbrüche der Volkswut zu schützen. Das Einkommen der Scharfrichter freilich war nach damaligen Begriffen ein bedeutendes, namentlich durch die Nebeneinnahmen, wie Reinigen des Hochgerichts, Abnehmen und Begraben des Gerichteten, Stäupen der Landesverwiesenen, Abdeckerei, Einfangen herrenloser Hunde, Reinigen der Kloaken u. s. f. Der Scharfrichter von Reval bezog 1670 folgende Einkünfte: 50 Thlr. Salarium nebst freier Amtswohnung und Feuerung, 8 Tonnen Malz, 8 Tonnen Roggen, 4 Tonnen Hafer, 5 Thlr. Heugeld und alle vier Jahre eine komplette Bekleidung nebst Scharlachmantel; ferner 1 Thlr. für jede Hinrichtung, Tortur oder Ausstreichen am Pranger; in betreff der Abdeckerei: für Wegschaffen eines großen Aases 1/2 Thlr., eines kleinen 1/4 Thlr.; des weiteren für Nachtarbeit (Räumen

der Kloaken) mit Karren und zwei Pferden jedesmal 4 Thlr., ein „Stübchen“ spanischen Wein und „genugsam“ Hafer. Noch einträglicher war der Posten in Hamburg — man höre: Freie Wohnung, winters in der Fronveste, sonst in der Abdeckerei auf dem Galgenfeld, sodann ein Salarium von 600 Mk. aus der Gerichtskasse, ein reichliches Kostgeld für die ihm zugewiesenen Verurteilten, weitere 600 Mk. aus der Kämmereikasse für Wegschaffen aller Kadaver von den Straßen und aus den Kanälen; für dieselbe Arbeit bei Privaten pro Stück 1 Thlr., für Nachtarbeit nach Akkord; ferner den Ertrag der „Fronspflicht“ (einer Art Kollekte, welche 1732 der Rat mit 500 Mk. ablöste), endlich für das Verscharren eines Selbstmörders 10 Thlr. Nebenbei war er vom Kopfgeld und allen bürgerlichen Lasten befreit. An manchen Orten besaß er Kruggerechtigkeit, d. h., er durfte eine Schänke aufthun für alles unehrliche Volk, was natürlich der Polizei die Überwachung des vagierenden Gesindels sehr erleichterte. Mit dem Scharfrichter selbst galten auch seine Angehörigen, Weib und Kinder, sowie seine Gehilfen, die Stockknechte oder Schinder, für unehrlich. Ihre Wohnungen befanden sich außerhalb der Städte, und durften sie letztere nur zu gewissen Zeiten betreten, sich auch nur in bestimmten Straßen oder Vierteln aufhalten. Und doch holte sich das abergläubische Volk gerade bei diesem verachteten Manne Rat in allerlei Nöten und Krankheiten, weil ihm geheime Wissenschaft zugetraut wurde. So hat sich ein Scharfrichter von Passau durch den Verkauf von Amuletten gegen Schuß, Hieb und Stich berühmt gemacht: mit fremdartigen Schriftzeichen bedruckte Zettel, die auf dem bloßen Leibe getragen werden mußten, da, „wo das Herz an die Rippen pocht!“ Diese „Passauer Kunst“ war unter dem Soldatenvolk besonders einträglich. Der Henker von Pilsen wiederum verstand Freikugeln zu gießen, die nie ihr Ziel verfehlten, während noch andere gegen Feuers- und Wassersgefahr „fest“ machen konnten. Auch mit dem Ausgraben der wunderbaren Springwurzel sollte sich der Scharfrichter befassen, die man Alraun oder Galgenmännlein nannte, weil sie nur unter dem Galgen vom Todesschweiße der Gerichteten wuchs und ihrem glücklichen Besitzer alle verborgenen Schätze über und unter der Erde anzeigte. Wer das warme Blut Enthaupteter trank, konnte sich dadurch von der „fallenden Sucht“ (Epilepsie) heilen, und nur der Henker konnte dieses grausige Mittel beschaffen — der letzte Fall dieser Art datiert vom Jahre 1812 (in Hessisch-Neustadt) — wohl bekomms! Von den übrigen unehrlichen Leuten in einem anderen Artikel . . .

A. Stanislas.

Mädchens Klagelied.

Das hätte ich nimmer gedacht,
Daß Fluten des Sees, hastig und heiß,
Über Nacht
Erstarren könnten zu Eis.

Das hätte ich nimmer gedacht,
Daß Blätter des Baumes, saftig und grün,
Über Nacht
Verdorren, welken, verblühn.

Das hätte ich nimmer gedacht,
Daß Freuden der Jugend, heiter und hell,
Über Nacht
Ersterben könnten so schnell.

Das hätte ich nimmer gedacht,
Daß Treue der Liebe, lieblich und lind,
Über Nacht
Verschwinden kann wie ein Wind.

Das hätte ich nimmer gedacht,
Daß Augen verströmen Thränen so viel
Über Nacht,
So viel wie Frühtau fiel.

Vermischtes.

Eigenmächtige Justiz. Im Jahre 1576 lebte zu Stargard an der Ihna der Bürgermeister Joachim Appelmann, als strenger, aber gerechter Mann geachtet und verehrt. Reichtümer und Würden besaß er genügend, aber sein einziger Sohn machte ihm von Kindesjahren an Kummer. Die Erziehung des Knaben war eine etwas laxe gewesen, das Kind war gewöhnt zu erhalten, was es forderte, und eventuell seinen Willen durch Drohungen und ungebärdiges Betragen durchzusetzen.

Als der Sohn älter und sein Lebenswandel ein immer ausschweifenderer und wüsterer geworden war, sagte sich sein Vater ganz von ihm los, und der Verstoßene that einen für seine Verhältnisse verzweifelten Schritt, indem er sich als Soldat anwerben ließ. Bei seinem Hang zum Leichtsinn und zu übermäßigen Ausgaben war es kein Wunder, daß er wegen Diebstahl, Schulden und anderer gesetzwidriger Handlungen verschiedene militärische Haftstrafen zu bestehen hatte. Da erschien er plötzlich in jenem Jahre 1576 zu Stargard bei seinem Vater und verlangte zum so und so vielten Male Geld. Der Vater weigerte sich, dem Leichtsinn des Sohnes neue Summen zu opfern, und dieser nahm seinen Aufenthalt in dem benachbarten Dorfe Brokhausen. Von hier aus richtete er an seinen Vater einen Brief, in dem er die — für damalige Verhältnisse große — Summe von hundert Thalern forderte. Sollte der Vater nicht geneigt sein, ihm die Summe zu senden, so würde er die vor dem Thore gelegenen väterlichen Scheunen und Schäfereien niederbrennen.

Der ungeratene Sohn mag sich wohl des weiteren seiner Drohung gerühmt haben; denn die Nachbarn jener bedrohten Schäfereien erfuhren davon, gerieten in unendliche Angst und wendeten sich schließlich an den Magistrat um Hilfe. Der Magistrat wurde eiligst zu einer Sitzung zusammenberufen, erkannte an, daß die Sicherheit jener Gehöfte gefährdet sei — und forderte den Bürgermeister auf, für seinen Sohn und für den etwa durch ihn entstehenden Schaden die Bürgschaft zu übernehmen. Der tief gekränkte Vater erklärte allen Wünschen gerecht werden und die Gefahr sofort beseitigen zu wollen. Kaum war er vom Rathause zurückgekehrt, so sendete er den Scharfrichter und den Stadtbüttel hinaus nach Brokhausen, wo der ungeratene Sohn noch immer der mit Drohungen erpreßten Geldsumme harrte. Büttel und Scharfrichter bemächtigten sich seiner, und bald erschien sein Vater, der ihm mitteilte, daß er sterben müsse, und daß ihn der mitgekommene Prediger auf den Tod vorbereiten würde, den

der Scharfrichter sofort zu vollstrecken habe. Der Sohn nahm natürlich dieses plötzliche Todesurteil nicht ruhig hin, er tobte, raste, verlegte sich dann aufs Bitten, versprach Frieden zu halten und vollständige Besserung, aber der Vater ließ sich durch nichts erweichen, und der Sohn wurde noch an demselben Tage hingerichtet und sein enthaupteter Leichnam im Kirchturme des Dorfes begraben.

Bürgermeister Appelmann wurde von keiner Seite wegen dieses raschen und eigenmächtigen Justizaktes zur Verantwortung gezogen, man bewunderte sogar seine Handlungsweise und fand sie der des Brutus würdig, der seinen eigenen Sohn, der gegen den Befehl sich mit dem Feinde in einen Kampf eingelassen, dem Liktor übergab, um ihn vor seinen Augen zu enthaupten.

Und doch war die That des Bürgermeisters eine durchaus ungesetzliche, wenn sie auch heroisch aussehen mag. Die Stadt Stargard hatte zwar schon im Jahre 1409 vom Herzog Bogislaw VII. das „freie Gericht an Hals und Hand“ erhalten, aber der Bürgermeister allein konnte kein Todesurteil fällen, dazu war ein Gerichtshof und eine Gerichtsverhandlung notwendig. Aber selbst in einer solchen wäre der ungeratene Sohn nie zum Tode, sondern nur zu einer Freiheitsstrafe verurteilt worden, denn er hatte ja seine Drohung eben noch nicht ausgeführt, und vielleicht war es ihm gar nicht so ernst mit derselben.

Der nächste, historisch feststehende Fall ist noch viel trauriger und ungerechter. Er spielte in den ersten Jahren des fürchterlichen dreißigjährigen Krieges, nämlich 1623, also zu einer Zeit, wo Recht und Gesetz in Deutschland schon stellenweise ihre Wirkung verloren hatten. In Ostfriesland hausten damals die Scharen der beiden Abenteurer, des Grafen von Mansfeld und des Herzogs Christian von Braunschweig. Ersterer hatte sein Standquartier zu Leer und hatte dahin eine Anzahl seiner Offiziere mit deren Frauen zu einer Bewirtung geladen.

Die Frauen vergnügten sich untereinander in einem Gemache, neben dem Festsaal, in welchem nach der Tafel ein wüstes Zechgelage entstand und der Wein den Gästen gar zu sehr zu Kopfe stieg. Im Rausche begann man mit Liebesabenteuern zu prahlen, und einer der betrunkenen Offiziere rühmte sich laut der Liebesgunst der Frau des anwesenden Obersten Joachim von Carpitzo. Dieser geriet darüber außer sich, anstatt aber der Sache auf den Grund zu gehen, schenkte er ohne weiteres den Worten des Betrunkenen Glauben, rief seine Frau aus dem Nebenzimmer ab und erklärte ihr, sie müsse sofort mit ihm nach seinem Standquartier Jemgum aufbrechen. Die nichtsahnende Frau war über den plötzlichen Aufbruch wohl erstaunt, befolgte aber den Befehl ihres Gatten und fuhr mit diesem ab Er benahm sich auf der Fahrt ganz ruhig, nur blieb er ziemlich einsilbig.

Zu Hause angekommen, erklärte jedoch von Carpitzo seiner Frau, daß sie ihn verraten und seine Ehre geschändet habe, und daß sie daher sterben müsse. Die Frau wollte ihren Ohren nicht trauen und glaubte wohl nicht recht an den Ernst dieser Worte, zumal sie sich auch keiner Schuld bewußt gewesen sein mag. Ihr Mann hatte sie eingesperrt und ihr erklärt, daß das Urteil am folgenden Tage vollstreckt werden sollte. In der That erschien auch bald ein Prediger, der die Verurteilte zum Tode vorbereiten sollte. An ihn wendete sie sich nun um Hilfe, und derselbe ließ sich herbei, den Vermittler und dem rasenden Obersten klar zu machen, daß die vorhandenen Beweise, bestehend in der Aussage eines Betrunkenen, nicht genügten, um die sofortige Hinrichtung der Frau zu rechtfertigen, daß diese sich unschuldig fühle und auf einer ordentlichen Gerichtsverhandlung bestände, bei welcher sie sich verteidigen könne, und bei welcher ihr derjenige, der sie des Treubruchs beschuldige, gegenüber gestellt werden möge.

Indes der rasende Gatte war keinen Vernunftgründen mehr zugänglich. Er wies alles zurück, beharrte darauf, daß seine Frau sterben müsse, ließ einen Scharfrichter kommen, der gar nicht wußte, um was es sich handle, und richtete ein Zimmer für die Hinrichtung ein. Am anderen Tage, es war am 28. Juli 1623, wurde die „Verurteilte“ hereingeführt und dem Henker zur Urteilsvollstreckung übergeben. Dieser erfuhr bald, daß er die Frau des Obersten vor sich habe und wollte nun das schriftliche Urteil des Gerichtshofes sehen, durch welches die Frau zum Tode verurteilt sei. Als der Oberst dies natürlich nicht vorzeigen konnte, erklärte der Scharfrichter dann auf keinen Fall seines Amtes walten zu können.

Hierüber geriet der Oberst in furchtbarste Wut, erklärte seine Frau für eine schwere Verbrecherin und Sünderin und schleppte sie selbst zum Richtblock, um sie dort festzubinden. Dann ergriff er das Henkerbeil, um ihr den Todesstreich zu versetzen, und als ihm der Scharfrichter dasselbe entriß, bedrohte er ihn mit dem sofortigen Tode, wenn er das Urteil nicht vollstrecke. Der Scharfrichter fügte sich darauf, und der Kopf der Frau fiel.

Auch Oberst von Carpitzo blieb wegen dieser eigenmächtigen Handlung unbehelligt, nur einige Zeit später versuchte eine Anzahl von Matronen ihn in Holland für seinen Mord an der Gattin zu steinigen.

Kardinal Nikolaus von Cusa schrieb 1452 ein Werk unter dem Titel: „Konjekturen“ und verkündigte darin, 1734 würde die Erde durch eine zweite Sündflut untergehen.

Als dies nicht eintraf, erschien bald darauf eine Broschüre, in welcher zur Ehrenrettung des Kardinals bewiesen wurde, daß diese zweite Sündflut nicht aus Mangel an Sünden, sondern aus Mangel an Wasser unterblieben sei.

Inhalt der No. 47.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Erinnerung. Von Erich Schwartz. — Ein pädagogischer Brief. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Morgenlied. Von Oscar Linke. — Achtet die Lehrerin. Von M. Müller. — In Ruhe singen. Von Ropa. — Aphorismen. Von Conrad Timm. — Die „unehrlichen“ Leute des Mittelalters. Von A. Stanislas. I. — Mädchens Klagelied. — Vermischtes.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).





Deutsche

Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 48.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Maud war längst versöhnt, seine letzten Worte entwaffneten sie vollständig, mit leisem Lächeln streckte sie ihm die Hand entgegen. „Sie dürfen mir niemals böse sein, wenn ich Ihnen so etwas sage,“ versicherte sie ihm mit bestrickender Liebenswürdigkeit. „In nicht zu langer Zeit werden Sie ein großer Künstler sein, das heißt, Sie sind es schon jetzt, ich meine also nach außen hin berühmt, da müssen Sie auch in den gesellschaftlichen Anforderungen erfahren und bekannt genug sein, um keine Verstöße zu begehen.“

Er faßte in die Brusttasche und holte einen ganzen Pack Zeitungen, in denen die Kritiken über seine Gruppe standen, hervor und hielt sie ihr hin. Naive Freude, Stolz und Eitelkeit leuchteten aus seinem Gesicht. „Wollen Sie lesen? Hier steh ich drin.“

Sie nahm die Zeitungen und legte sie in ihren Schoß. „Ich kenne das alles, jedes Wort. Mir ist es noch nicht genug. Eben darum möchte ich, daß Sie mir auch ein kleines Teil an sich gönnen, sei es nun erziehend oder helfend.“

Er sprang vollends auf und stampfte ungeduldig mit dem Fuß. „Aber Sie sind ja eine Frau.“

„Eben deshalb.“ Wie fein sie lächelte. „Der Standpunkt, auf den Sie die Frau stellen, ist mir längst klar,“ immer noch saß sie unbeweglich und sah zu ihm auf; die Sonne schimmerte in ihren goldbraunen Augen. „Aber er ist nicht der richtige. Bei der Frau aus dem Volk, aus dem Sie hervorgegangen sind, mögen Sie recht haben, sie kennt nur ihre kleine Aufgabe, bei uns ist das aber anders. Wir werden nicht zur Dienerin sondern zur Gefährtin des Mannes erzogen, und es ist Unverstand, uns diese Stellung streitig machen zu wollen.“

Er sah über sie hinweg auf die rotbraunen Kiefernstämme, blies die Backen auf und schwieg.

„Haben Sie eine Braut?“ fragte Maud plötzlich.

„Nein!“

Das war Wahrheit. Sie seufzte erleichtert auf. „Oder ein Mädchen aus Ihrem früheren Leben, das Sie zu heiraten gedenken?“

„Nein.“

„Seien Sie froh! Nichts ist für einen Künstler eine schwerere Last, nichts zieht ihn so herab als eine unebenbürtige Gefährtin, kleinliche Allüren und Anschauungen im eigenen Haus. Und nun helfen Sie mir auf, wir wollen nach Hause gehen.“

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, und er zog sie mit einem Ruck in die Höhe. Sie schüttelte ihr Kleid, dennoch blieben einige Nadeln hängen.

„Helfen Sie mir doch,“ sagte Maud, und er begann sie gewissenhaft abzuklopfen, etwa mit dem Ernst und dem Gewicht, wie er es vor zwanzig Jahren mit der kleinen Eva Leitner gemacht hatte, wenn sie sich im Heu gewälzt hatten. Maud spürte die Cyklopenfaust wohl, sagte aber nichts, sie blickte herunter auf den geneigten dunklen Kopf, und dann löste sie mit spitzen Fingern wortlos die Nadeln, die noch in dem welligen Haar gefangen saßen. Ihm schoß das Blut in das Gesicht — und völlig schweigend legten sie den Heimweg zurück.

„Mein Gott, wie Ihr ausseht,“ sagte Luzie, die ihnen auf dem Korridor begegnete. „Kein Wunder bei der Bärenhitze! Wer geht an solchem Tag um die Mittagszeit spazieren!“

„Das gnädige Fräulein geruhten mich zu vergessen,“ sagte Emil, der mit einer lässigen Verbeugung näher trat. „Ich konstatiere, daß, genau nach der Uhr, der Spaziergang ein und eine halbe Stunde gedauert hat.“

Maud warf ein wenig den Kopf zurück. „Hätte ich gewußt, daß Sie mit der Uhr vor sich säßen, würde ich noch eine Stunde zugegeben haben.“

Heeken hatte sich gleich davongeschlichen, ohne ein Wort zu sagen. Er traf oben Fortunat mit Briefschreiben beschäftigt und warf sich daher sofort auf das Sofa, ohne ihn zu begrüßen. Ein seltsames Gefühl quälte ihn, beunruhigend und unbehaglich gleichzeitig, dennoch war auch etwas darin, das seine Sinne kitzelte. Mauds Finger, als sie sein Haar berührten, hatten diese Wirkung zuerst hervorgerufen, und nun wurde er sie nicht los. Gleichzeitig fragte er sich, ob er ihr denn gefiele, daß sie sich so mit ihm beschäftigte, und das schmeichelte seiner neuerwachten Eitelkeit. Bisher hatte er niemals sich neben Lex und Emil in Betracht gezogen.

Endlich war Fortunat fertig; während er das Couvert schloß, sagte er: „Du warst mit Miß Winter spazieren. Nun? Am Ende gefällt sie Dir jetzt besser."

„Sie ist ein verrücktes Frauenzimmer," entgegnete er mürrisch.

Fortunat lachte. „Weil sie Dich umschmeichelt, liebenswürdig zu Dir ist? Ach, mein guter Martin, das wirst Du mit der Zeit schon gewohnter werden, je berühmter Du wirst; darin sind alle Frauen gleich. Sie setzen uns zuerst auf einen Altar und beweihräuchern uns, wenn es ihnen der Mühe wert erscheint, in der stillen Hoffnung, daß wir hernach herabsteigen und uns ihnen gehorsam zu Füßen legen. Darauf sind sie dann erst stolz. Was aber Miß Winter anbelangt, so ist es bei ihr doch etwas anderes. Sie liebt die Kunst und sieht in Dir ihren berufenen Vertreter, deshalb braucht sich Deine Person nicht allzuviel einzubilden."

Mit einer gewissen Scheu hielt sich Heeken trotzdem die nächste Zeit ferner von Maud, und es wurde ihm nicht schwer gemacht, denn Emil drängte sich auffallend an die Amerikanerin heran, entschlossen, niemand Gelegenheit zu geben, sich seiner erwählten Beute zu bemächtigen. Im stillen haßte er Heeken, sowohl um des Erfolges willen, den er mit seiner Schöpfung davongetragen, während man ihn von der Ausstellung zurückgewiesen, als auch um Mauds willen, die ihn so offenbar bevorzugte; kurz, seine ganze kleinliche, neidische Natur hatte sich auf diesen einen Menschen verbissen.

Dennoch konnte er ihm weder schaden noch aus dem Hause seines Vaters ausweisen. Nur herabzuziehen vermochte er ihn, und das that er, wo sich ihm Gelegenheit bot, ohne daß sich Heeken der perfiden Spitzfindigkeiten so recht bewußt wurde.

Es hatte gewittert. Endlich, nach ewig langer Zeit war der Erde diese Erquickung geworden. Der Professor saß in seinem Zimmer, die Jugend auf der überdachten Veranda, während der Regen, in leisen Schleiern niederwallend, mehr und mehr sich in Nebel auflöste, um endlich ganz aufzuhören.

Emil hatte vorgelesen. Ein schönes, tief empfundenes Gedicht aus einem der auf dem Tisch liegenden Journale. Jetzt sog er an seiner Cigarre weiter und sagte: „Wenn nur nicht alles, an dem wir uns zu erbauen versuchen, so unwahr wäre, diese schönen Gefühle hegt keiner von uns, es möchte ihm auf die Dauer auch wohl übel bekommen. Welch ein poetischer Vorwurf zum Beispiel, daß Heeken seine Mutter zu sich berufen hat, nun es ihm gut geht; und in Wahrheit — wie prosaisch; er will nur, daß sie für ihn sorgt, statt bezahlter Hilfe."

„Ich will auch, daß die alte Frau das Leben etwas leichter hat," sagte Heeken gleichmütig, „Landarbeit ist schwer für alte Knochen."

„Mein Lieber," fragte Emil, „trägt Ihre Mutter noch die Tracht der Bewohner Ihres Dorfes? — Kurze Röcke und Hauben mit Bändern, nicht wahr?"

„Ja, so sehen sie aus. Und meine Mutter natürlich auch."

„Da werden die Städter aber Augen machen, wenn Sie mit Ihrer Mutter spazieren gehen!" spottete Emil. „Der berühmte Künstler, Martin Heeken — am Arm ein Dorfweiblein."

„Erstens bin ich gar kein so berühmter Künstler, wie Sie spottweise sagen, Quensel, und dann mögen meinetwegen die Leute gucken, das geniert mich doch nicht," meinte Martin ruhig.

„Überhaupt, Emil," fuhr Fortunat auf, dessen idealer Vorstellung von Eltern- und Kindesliebe die Idee entsprungen war, und der sich nun tief getroffen fühlte, „lege nicht an alles, was Gefühl heißt, Deine zersetzende Kritik, Du kennst dergleichen überhaupt nicht."

„O, doch," antwortete der, mit einem ausdrucksvollen Blick auf Maud. —

Und an diese wandte sich jetzt auch Fortunat.

„Sagen Sie selbst, Miß Winter, giebt es wohl etwas Erfreulicheres, als einen Sohn, der durch seine Kunst oder durch seiner Hände Arbeit eine alte Mutter ernährt, so einen Teil von dem abzahlend, was er ihr seit seiner Geburt schuldig geworden ist. Giebt es überhaupt etwas Erhabeneres als Elternliebe und Kindesdank? Kann Martin nicht glücklich sein, daß er überhaupt noch eine Mutter besitzt? Würden Sie nicht genau ebenso handeln?"

„Nein," sagte Maud kühl, und ihre Blicke glitten von Heeken zu dem aufgeregt Sprechenden. —

Emil lachte.

„Nein? Wie soll ich das verstehen?" fragte Lex pikiert. „Sie als Frau müßten doch noch viel weicher fühlen wie ich als Mann."

„Das Verhältnis der Kinder zu den Eltern beruht zum größten Teil auf einem Zwang, dem sie sich fügen, weil die Sitte es von ihnen verlangt," sagte Maud kühl. „Hätte mich Herr Heeken gefragt, ich würde ihm abgeredet haben."

„Sprechen wir zuerst einmal im allgemeinen, Miß Winter. Was haben Sie gegen meine Anschauung, daß Eltern- und Kindesliebe das Idealste im Leben sei und erst mit dem Tode aufhört." Fortunat war sehr in Erregung, es that ihm stets persönlich weh, wenn jemand mit frivolem Finger an das Stückchen Eden tastete, das er sich unverdrossen immer wieder in die Wirklichkeit hineintrug.

„In der Entwickelung des einzelnen Menschen," sagte Maud mit der ihr oft eigenen Schärfe und Kühle der Überlegenheit, „tritt der Moment ein, wo er stillsteht. Er kann sich nicht mehr fortentwickeln, nicht weiterbilden, er wächst fest! Und von diesem festgewachsenen Standpunkt aus betrachtet er nun

alles. Die Fortentwickelung der Kinder, die er nicht mehr verstehen und mitempfinden kann, ist ihm zuerst unbegreiflich, dann erzürnt sie ihn, er ruft seine Autorität dem Jüngeren gegenüber zu Hilfe, und erdrückt ihn nun entweder, oder treibt ihn von sich. Das ist im allgemeinen meine Ansicht der Sache. Bei Herrn Heeken aber noch im besonderen hätte ich abgeraten. Er ist der ganzen Sphäre entwachsen, in der seine Mutter lebt, und er kann niemals wieder in dieselbe zurück. Sie haben also kein Verständnis mehr füreinander, sind sich demnach beide ein Hindernis."

Ihre Augen blitzten, ein harter Zug lag um den hübschen Mund.

„O, mein Gott," meinte Fortunat kleinlaut. „Frau Heeken macht gewiß nicht den Anspruch, Einfluß auf ihren Sohn zu gewinnen, nicht wahr, Martin?"

„Die Mutter? Nein!" Er drehte nachdenklich an seinem Bart. „Sie wird kochen, waschen, flicken — wie zu Hause."

Maud zuckte die Achseln.

„Wäre ich Mann — hätte es keine Art; ich wollte hinauf — hinauf." Sie runzelte die Stirn. „Aber was reden wir denn; es ist geschehen, nicht wahr?" Sie lehnte sich über den Tisch und sah Heeken an.

„Montag kommt sie," war seine Antwort. Es kam ihm nun vor, als denke auch er nicht mit allzu großem Behagen an diese Ankunft.

„Dann ist alles weitere Reden überflüssig."

Sie lehnte sich wieder in den Sessel zurück und sprach mit Emil, während Luzie triumphierend zu Fortunat flüsterte:

„Diesmal haben Sie aber einen Kapitalbock Maud gegenüber geschossen, Lex. Ja, die freien Amerikanerinnen räumen auch mit Traditionen auf."

„Sie ist eine ganz herzlose Person," sagte er wütend. „Wenn sie nur wüßte, wie häßlich so etwas von Mädchenlippen klingt." —

Ein paar Stunden später fiel Luzie ihrem Bruder um den Hals.

„Emil, Du warst einzig! Daß Du Heekens Mutter ins Treffen führtest, ist ein großartiger Erfolg gewesen. Ihm verzeiht sie seine Herkunft seines Ruhmes wegen, aber so ein altes Dorfweib — das geht doch über ihre Kraft. Hat sie jemals ernstlich an ihn gedacht, nun ist er abgethan."

„Was für eine Idee, Luzie," sagte er lachend.

Sie wiegte den Kopf hin und her.

„Man soll sagen, was 'ne Sache ist," meinte sie dann, „aber nun ist es vorbei."

Zwölftes Kapitel.

„Soll ich Sie auf den See fahren, Fräulein?" Martin Heeken war schon von dem schmalen Steg herab in ein Boot gesprungen, und auf das Ruder gestützt, das er ergriffen, stand er nun da und sah zu ihr auf.

„Ja, wenn ein Schiffer zur Hand wäre, aber ich sehe niemand."

Sie sah spähend unter dem großen weißen Federhut herum, ob sich nicht jemand fände.

„Das kann ich selbst, vertrauen Sie sich nur mir an, oder — haben Sie Furcht?"

„Nein!"

Er streckte ihr die Hand entgegen, und sie trat in das Boot. Dabei sah er wieder viel weiße Spitzen, die schmalen Lackschuhe und atmete den Blumenduft, der ihre Person umgab. Daß er das alles mit einer gewissen erregten Neugierde betrachtete, konstatierte er erstaunt bei sich selbst.

Maud setzte sich zurecht. Es war heiß, aber kein heller Sonnenschein, so daß sie ihren Schirm nicht aufzuspannen brauchte; dafür sah sie ihm zu, wie er die Kette löste und das Boot abtreiben ließ. Nach den ersten paar Schlägen zog er indes die Ruder wieder ein, zog die Manschetten aus, und mit einem Ruck warf er dann auch Rock und Kragen ab.

„So," sagte er, sich wohlig dehnend, „da hat man Luft und kann auch die Arme regen." Plötzlich fiel es ihm beklemmend ein, ob er das auch dürfe. „Es geniert Sie doch nicht, Fräulein?"

Maud schüttelte den Kopf. „Nein!" sagte sie wieder in ihrer kurzen Manier, ohne zu lächeln.

Nun flog das Boot dahin, er regierte es mit nervigem Arm; vom Ufer aus waren sie wohl nicht mehr zu erkennen.

Maud sah anscheinend ins Weite, in Wahrheit beobachtete sie ihr Gegenüber. So vorteilhaft wie in diesem Augenblick hatte er sich ihr noch nie gezeigt. Die breite Brust hob sich in tiefen, regelmäßigen Atemzügen, auf der Stirn perlten Schweißtropfen; in dem sanften Grau von Himmel und Wasser nahm sich sein eigenartiger Kopf ganz besonders gut aus. Und dabei entströmte der ganzen Gestalt des Mannes eine Kraft, ein ruhiges Sichbewußtsein dieser Kraft, das Maud imponierte.

Sie hatte es jetzt gar kein Hehl mehr, daß ihre Augen an ihm hafteten, und er fühlte es endlich, obgleich er zu Anfang wenig an ihre Person gedacht hatte. Nun fiel es ihm ein, daß sie zum ersten Mal wieder allein waren seit jenem Waldspaziergang, und mit der Erinnerung kam ihm auch jenes schwüle Empfinden wieder, was ihn damals beherrscht hatte.

Sie zog den Handschuh ab und tauchte die Hand in das laue Wasser. Es lief ihr durch die Finger und ließ die schmalen, zarten Glieder noch viel schlanker und schmaler erscheinen. Unwillkürlich sah er ihrem Spiel zu.

„Das kann ich auch," sagte er plötzlich laut, „so eine Hand formen."

Sie sah auf. „Meine Hand? O, das wird Ihnen gewiß nicht schwer."

„Ich habe es nicht wieder gethan, seit ich von der Akademie fort bin. Zu so was Feinem, Zartem habe ich keine Lust. Aber Ihre Hand, die ist schön, die möchte ich wohl modellieren."

Sie wurde rot vor Vergnügen. In ihrem ganzen Leben hatte keine Schmeichelei einen ähnlichen

Eindruck auf sie gemacht. „Wenn Sie mich dazu nötig haben, ich bin jeden Augenblick bereit.“

„Aber natürlich brauche ich Sie dazu – wenn es Ihnen nicht leid wird, Fräulein.“

Er hatte die Ruder eingezogen, der Kahn schien stillzuliegen auf dem klaren, ruhigen Wasser.

Sie zog die Hand in die Höhe, glitzernde Tropfen hingen noch zwischen den Fingern, und hielt sie ihm hin: „Ich gebe sie Ihnen darauf schon jetzt, in aller Form.“

Er ergriff sie beinahe scheu. In seiner heißen, Cyklopenhand verschwand sie völlig. Und dabei war sie so weich, so kühl, so ganz anders als die Hände, die er sonst gewohnt war zu drücken. Es rieselte ihm selbst ordentlich kühl den Nacken herab, und dies Gefühl war ihm neu und angenehm. Anstatt loszulassen, hielt er nur immer fester.

Maud duldete es schweigend eine ganze Weile. „Herr Heeken!“ sagte sie endlich und machte eine befreiende Bewegung mit den Fingern, „ich habe eine große Bitte an Sie.“

Er sah erstaunt auf. Was konnte er für sie thun?

„Ich möchte Ihre Gruppe in Marmor ausgeführt haben, aber recht bald, denn wer weiß, wie lange ich noch in Deutschland bleibe. Natürlich in kleinen Dimensionen, etwa einen halben Meter hoch. Das geht doch?“

Er sah sie so fassunglos an, daß er das Antworten vergaß.

„Es geht doch?“ wiederholte sie noch einmal.

„Ja — es geht — aber — aber, Fräulein, das wird ein teuerer Spaß für Sie.“

Sie schüttelte den Kopf. „Das ist gleichgültig. Ich will es natürlich nicht geschenkt haben; Sie wissen vielleicht nicht, daß ich reich genug bin, solchen Liebhabereien nachzuhängen. — Hier fragt es sich nur, ob Ihnen die Arbeit paßt.“

„In Marmor!“ sagte er ganz verklärt. „Und ob mir das paßt? — O, Fräulein, ich freue mich darauf — ich danke Ihnen herzlich ... in Marmor mein Modell! Das war mein größter Wunsch.“

„Also, abgemacht?“

„Ja! Abgemacht!“

Er hatte das Mädchen vergessen, er dachte nur noch an seine Aufgabe. Am liebsten hätte er gleich heute angefangen, der Boden brannte ihm unter den Füßen.

„Sie sollen nur sehen,“ sagte er ganz aus sich selbst heraus. „Wie anders das wirkt! Es giebt nichts Edleres als Marmor.“

„Weshalb arbeiten Sie dann nicht immer darin?“

Er lachte. „Weil es teuer ist, sehr teuer! Ein armer Teufel wie ich kann sich solchen Luxus nicht leisten.“

„Sie müßten eben sehen, es möglich zu machen. Wenn Ihr Herz doch daran zu hängen scheint, giebt es auch Mittel und Wege dazu.“

„Nein, die giebt's nicht,“ sagte er energisch, „für einen anständigen Kerl nicht. Oder glauben Sie, ich kann mit einem Stipendium eine Arbeit in Marmor ausführen? Dazu reicht es nicht.“

Sie sah ihn ernsthaft an. „Das dachte ich auch nicht — es giebt andere Wege, sollte ich meinen.“

O, wenn sie ihm jetzt ihre Kasse hätte zur Verfügung stellen können! Aber sie wagte es nicht, vielleicht verdarb sie mit einem Schlage alles. Da war schon Fortunats Vermittlung das beste. —

Inzwischen warf er den Kopf rückwärts und schüttelte das Haar. „Wenn etwas ganz unmöglich ist, soll man seine Gedanken nicht daran hängen,“ sagte er ruhig. „Es wird auch so gehen, der erste Schritt ist wenigstens gethan.“

Da neigte sie sich vornüber und sagte ihm mit gedämpfter Stimme wieder alles Begeisterte, was sie für seine Schöpfung empfand, und er hörte zu, halb abgewandt, mit gierigem Ohr. Wie Feuer loderte es in ihm auf und setzte ihn ganz in Flammen. —

Als sie heimkamen, begegnete ihnen der Professor in dem Gärtchen vor dem Hause, es sah fast aus, als habe er auf sie gewartet. „Nun, Miß Winter,“ sagte er und zog väterlich ihre Hand durch seinen Arm, „war es schön auf dem Wasser? Hat Heeken gut gerudert?“

Während Maud bejahte, nickte er dem jungen Mann freundlich zu und wandte sich von ihm ab, ihm den Weg ins Haus freigebend. So ungelenk Martin auch war, so begriff er doch, daß er hier überflüssig sei.

„Meine liebe Miß,“ sagte der Professor eindringlich und drückte ihre Hand, „ich muß einmal ein offenes Wort mit Ihnen reden. In Amerika mag das ja anders sein als bei uns, das Verkehrsleben freier, ich weiß das nicht, und Sie dürfen mich auch nicht mißverstehen, aber jedenfalls sind Sie gegen Heeken entgegenkommender und liebenswürdiger, als es ein deutsches Mädchen für passend halten würde. Ich weiß, es entspringt Ihrem guten Herzen. Aber — er ist jung, urwüchsig im Empfinden, wie nun, wenn er sich da etwas in den Kopf setzt, etwas, das doch nie werden kann. Sie sind reich, verwöhnt, er ist ein armer Teufel, dem Proletariat entstammend. Machen Sie sich einmal klar, ob Ihnen das genügen würde.“

Maud hatte sich ein wenig höher aufgerichtet und sah dem Professor starr in das Gesicht. „Ich verstehe Sie doch nicht ganz,“ sagte sie mit kühler Herbheit. „Was ich je gethan, habe ich immer noch selbst verantworten können.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „So meine ich es doch nicht. Es liegt mir ja fern, Ihnen Vorhaltungen zu machen, aber für den Heeken scheint mir die Sache nicht ganz schwindellos, und ihm irgend etwas zu gewähren, daran denkt doch Ihre Seele nicht.“

„Was könnte das sein, zum Beispiel,“ fragte sie tonlos, indem sie ihm fest in die Augen sah.

„Nun —, zum Beispiel Ihre Person — Ihre Hand.“

Maud neigte den Kopf. „Ich habe daran allerdings noch nicht gedacht; aber sagen Sie, Herr Professor, wäre es etwas Unmögliches?“

„Unmögliches? Aber, bestes Fräulein, ich bin doch der letzte, der so etwas behaupten wollte. Heeken



ist ein großer Künstler, er hat eine Zukunft. Was ihm an äußerer Bildung und Schliff fehlt, das würde ihm eine kluge Frau bald anerziehen. Nichts wirkt so veredelnd auf einen Mann, besonders auf einen Künstler, als weiblicher Einfluß. Ja, wenn Sie so etwas in Betracht gezogen hätten, dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung, dann hätte ich mich nicht hineingemischt."

Er lächelte, ein gutmütiges, etwas spitzbübisches Lächeln und sah sie von der Seite an. Aber Maud errötete nicht und kam auch nicht in Verlegenheit, ernst und nachdenklich sah sie geradeaus. Dann reichte sie, einem plötzlichen Impulse folgend, dem alten Herrn die Hand. „Ich danke Ihnen, Herr Professor. Ich danke Ihnen sehr!" Und ging davon.

Das war ihm nun eigentlich gar nicht recht. Er hätte sich dem hübschen Mädchen gegenüber gern ein kleines Vertrauenspöstchen erworben, da er auf etwas anderes doch nicht mehr rechnen konnte, hätte sie gern errötend und verschämt gesehen; statt dessen lief sie ihm davon.

„Auch recht," dachte er in seiner kindlichen Seele. „Wenn das Samenkorn Wurzeln schlagen sollte, habe ich nicht umsonst gesprochen."

Er war so zufrieden mit sich und dem, was er gethan, daß, als er seinen Sohn auf der Veranda fand, er sich zu ihm setzte und sagte: „Paß nur auf, aus unserer Amerikanerin und Heeken wird am Ende noch ein Paar."

Emil zuckte gleichgültig die Achseln. „Welche Idee, Papa."

„Nun, etwas davon käme schließlich auf meine Kappe," schmunzelte er zufrieden. „Ich bin zwar dazu gekommen, wie eine blinde Henne zum Korn, aber abwehrend hat sie sich nicht verhalten, als ich dann die Gelegenheit ergriff, Heeken herauszustreichen. Das habe ich fein gemacht!"

Emil war ganz blaß geworden, er warf seinem Vater wütende Blicke zu. „Du?" rief er mit häßlichem Auflachen. „Du?! Das hast Du wirklich gut gemacht, Papa! — Ich will ja Maud haben! Begreifst Du nun, was Du mir angethan hast?" Und er ballte die Faust und nagte an seinem Schnurrbart.

„Um Gottes willen!" Der alte Mann war ganz zerknirscht. „Das wußte ich nicht, davon ahnte ich doch nichts! Luzie quälte mich, ihr über das Unpassende ihrer täglichen Promenaden mit Heeken ein paar Worte zu sagen. Ich habe es gethan, konnte ich dafür, daß es so kam?"

„Wärest Du wie alle anderen Menschen, Papa," sagte Emil bitter, „dann hätte Dir das Interesse für die Zukunft Deiner Kinder längst solchen Gedanken nahegelegt. Du bist aber immer nur für andere besorgt, denkst nie an Dich oder an uns."

Der Professor sah sehr unglücklich aus. „Ich weiß nicht, ob Du recht hast, Emil. Selbstsüchtig und berechnend war ich wohl nie, dennoch sind Deine Worte ein harter Vorwurf für mich. Ich kann Dir nur sagen, es thut mir leid, mein Sohn, daß ich Deine Pläne durchkreuzt habe, aber wenn sie Dich liebt . . ."

„Mädchen wie Maud lieben nicht," unterbrach er ihn schroff, „die fragen den Verstand."

Der Professor seufzte, er fühlte sich so überflügelt, so gedemütigt seinen klugen Kindern gegenüber; und doch, fast fühlte er versucht, sich zu freuen, daß seine Jugend in eine Zeit gefallen sei, in der man nicht nur den Verstand befragt hatte, in der es noch Liebe, Schwärmerei und Seligkeit gegeben. — Sie that ihm plötzlich leid, diese vernünftige Generation. — —

Maud hatte sich für den Rest des Tages mit Kopfweh entschuldigen lassen und blieb auf ihrem Zimmer. Körperlich fehlte ihr freilich nichts, aber eine schreckliche Unruhe beherrschte sie, und das immer mehr, je weniger sie zur Klarheit mit sich selber gelangen konnte. Sonst bedurfte es immer nur eines kurzen Überlegens, und sie war im reinen darüber, wie sie zu handeln hatte, diesmal ließ sie ihre gewohnte Selbstzucht völlig im Stich. Die Worte des Professors hatten sie steuerlos gemacht.

Was wollte sie eigentlich mit Heeken? Ihn heiraten? Wirklich heiraten, um dadurch sich das Recht zu erwerben, seinen Ruhm zu dem ihrigen zu machen, teilzuhaben an seinem Schaffen, an seinem Gestalten? Es war bei seinem Charakter die einzige Möglichkeit, das sah sie klar, und doch, obgleich er ihr gefiel, mochte sie den Gedanken nicht weiter ausdenken. Warum nicht?

War es, weil sie immer nur die Gebende sein würde? Eigentlich hatte ihr ja das als das Wünschenswerteste vorgeschwebt, eine Ehe, die man vorher ganz genau abschätzen konnte, die deshalb keine Enttäuschungen bot. Von der Liebe wollte sie nichts wissen, die machte den Menschen zu einem richtigen Urteil unfähig, solange sie dauert, und nachher mußte man die Folgen tragen. Heeken bot ihr für die Zukunft einen glänzenden Namen, sie gab ihm dafür die Mittel zu einer sorgenlosen, ja glänzenden Existenz. Ein Tausch war's, bei dem beide Teile ihre Rechnung fanden.

Er gab ihrem Leben einen Inhalt durch seine Kunst, sie erzog ihn mit geschickter Hand für die Kreise, in denen er später leben würde. Auch hier ein Tausch, gegen den sich nichts einwenden ließ.

Er begehrte sie nicht — noch nicht! Das würde kommen, wenn er nur erst die Möglichkeit ihres Besitzes sah.

Sie trat vor den Spiegel und prüfte sich genau. Selbst ein Künstler durfte mit ihrer Frauenschönheit zufrieden sein.

Und doch — und doch — so genau die Rechnung stimmte, ein Faktor war darin, den sie nicht auffand und der doch wie eine Disharmonie durch das Zukunftsbild klang, das ihr vorschwebte. Rastlos wanderte sie im Zimmer auf und ab, stundenlang. — Wenn es Freundschaft, angriffslose, starke Freundschaft geben könnte zwischen Mann und Weib, dann hätte sie das wohl vorgezogen, aber sie wußte, das war unmöglich, nur die Ehe bot Schutz und Schirm.

Sie hatte niemand, mit dem sie sprechen konnte, selbst Fortunat schien ihr in dieser Angelegenheit

kein kompetenter Richter, und je länger sie grübelte, je unruhiger wurde sie.

Sie empfand es bitter, dies Unklarsein mit sich selber, sie, die sich stets auf die Harmonie ihrer Empfindungen etwas zu gute gethan hatte. —

Am nächsten Morgen in aller Frühe, als sie noch niemand wach glaubte, ging sie in den Garten hinab, ihre übernächtigen Augen etwas zu erfrischen. Mochte das Chaos in ihr auch noch nicht gelichtet sein, die Menschen, die sie umgaben, die ihr doch fremd waren, trotzdem sie in ihrer Mitte lebte, brauchten nichts davon zu wissen. Am Ende des Gartens stand eine zierliche Geißblattlaube, von der Morgensonne überflutet, dahinein setzte sie sich. — Dicht daneben stand dichtes Gebüsch, von Sträuchern mit dunkelgrünen, lederartigen Blättern — und hinter dieser Schutzwand saß Martin Heeken schon seit einer Stunde und zeichnete. Er that das jeden Morgen, solange er hier draußen war, ohne daß jemand eine Ahnung davon hatte, oder daß er je gestört worden wäre.

Heute hörte er wohl die leichten Schritte auf dem Kies, war aber nicht neugierig genug sich umzusehen; daß man ihn hier weder sah noch fand, wußte er, ebensowenig wie er die Leute sehen konnte.

Ein Weilchen verging so in tiefem, tiefem Schweigen; dann hörte er wieder Schritte, diesmal mußten sie von einem Manne herrühren.

„Ist es denn schon spät?“ dachte Heeken und sah nach dem Stand der Sonne, die seine einzige Uhr ausmachte. Aber die stand noch ziemlich niedrig und er schüttelte verwundert den Kopf, denn bei Professors galt die Parole: Lange schlafen.

Die Luft war klar und still, die Entfernung von der Laube nicht groß, er hörte jetzt auch, hörte ganz deutlich, was man dort sprach. — Es war Emils Stimme.

„Ich habe Sie durch den Garten gehen sehen, Miß Maud, darf ich Ihnen Gesellschaft leisten?“

„Bitte,“ sagte sie kühl. „Es wundert mich freilich, daß Sie so früh auf sind, sonst pflegten Sie länger zu schlafen.“

„Ich habe diese Nacht überhaupt nicht geschlafen,“ entgegnete er sehr erregt. „Ich habe gebangt und gezagt und — gehofft. Ich kann nicht länger schweigen, Miß Maud, die jetzige Stunde soll denn in Gottes Namen über mein Schicksal entscheiden.“

Heeken horchte hoch auf. Was hatte denn Emil? So kannte er den ruhigen, phlegmatischen, immer etwas spöttischen Menschen ja gar nicht. Seine Neugierde regte sich und sein Feingefühl litt nicht darunter, hier den Lauscher zu spielen.

„Herr Quensel . . .“ sagte Maud rasch.

„Nein, ich lasse mir nicht den Mund schließen, ich muß — ich will reden, und Sie sollen mich anhören, Maud. Ich liebe Sie! — Vielleicht habe ich es Ihnen nicht gezeigt, vielleicht überrascht Sie daher mein Geständnis; ich bin eben nicht so schnell mit Worten bei der Hand wie die andern, aber — ich liebe Sie wirklich — ehrlich — und ich frage Sie, wollen Sie mein geliebtes, angebetetes Weib werden?“

Heeken war aufgestanden und leise hinter die Laube geschlichen, eine kleine Lücke im Gerank machte es ihm vielleicht möglich, den Raum zu übersehen. Sein Gesicht war heiß geworden, sein Atem ging unruhig, unwillkürlich zog ihn die Scene in Mitleidenschaft. So also warb man in den Kreisen, die ihm fernstanden, um ein Weib, so zeigte man ihr, daß man sie begehrte. Es war schwierig — sehr schwierig! — Seine Augen hingen gespannt an Mauds dunklem Kopf; Emil sah er nur im Profil.

„Konnten Sie uns beiden nicht diese Frage ersparen?“ fragte sie nach einer Pause traurig. „An mir liegt es nicht, daß Sie sie doch gethan.“

„Maud,“ sagte er flehend, „lassen Sie das nicht Ihre ganze Antwort sein. Ich liebe Sie, ich liebe Sie wirklich. Es wäre zu bitter für mich. Allmählich hoffte ich, würden auch Sie mich etwas lieb gewinnen, deshalb wartete ich auf die Zeit.“

„Emil ist es wahrhaftig Ernst,“ dachte Heeken überrascht. „Man sieht es ihm an, er sieht so unglücklich aus.“

„Mein lieber Herr Quensel.“ Ihre Stimme zitterte merklich. „Es thut mir leid, aber ich kann Ihnen keine Hoffnung geben. Besser wäre es gewesen, diese Sache wäre nicht zur Sprache gekommen, ich gab Ihnen keine Veranlassung dazu.“

Er erblaßte und errötete heftig in einem Atem.

„Ihr letztes Wort, Miß Maud?“

„Leider muß es mein letztes sein. Lassen Sie uns auch nie — nie wieder auf diesen Punkt zurückkommen. Es ist für jedes Mädchen ein peinlicher Augenblick, einem Manne ‚Nein‘ sagen zu müssen.“ —

Der Zorn und die Erregung nahmen ihm die Überlegung.

„Sie hätten es nicht gethan, wenn nicht Heeken — dieser Bauer — dieser Proletarier — sich zwischen uns gedrängt hätte, sagen Sie es mir offen, Miß Winter.“

Sie hatte sich aufgerichtet und sah auf den Sitzenden herab, auch ihre Stimme klang nicht mehr ruhig, sondern zornig erregt.

„Ich gab Ihnen kein Recht zu diesen Behauptungen, die mindestens — kühn sind und Ihnen meine Sympathie vollends nehmen, Herr Quensel. Ob Heeken oder ein anderer, ich bin Ihnen keine Rechenschaft über meine Person schuldig. Und nun lassen Sie mich vorüber.“

Er ergriff ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Nein, Maud, nein! Im Zorn dürfen Sie nicht von mir gehen. Ich bin ja so trostlos und so — eifersüchtig. Haben Sie doch wenigstens etwas Mitleid mit mir.“

„Suchen wir beide diesen Augenblick zu vergessen, das ist alles, was ich wünschen kann,“ sagte sie wieder in ihrem vorigen Ton. „Sie werden sich hoffentlich bald trösten, wenn Sie nur erst einsehen wollen, daß wir nicht einmal für einander gepaßt hätten.“

Mit bitterem Auflachen entgegnete er: „Das ist meist das letzte lindernde Wort der Frau, die einen Mann tödlich verwundet. Warum hätten wir nicht für einander gepaßt? Ich wäre Ihnen ein

guter, bequemer Gatte geworden, weil ich Sie lieb habe, aber Sie verschmähen mich, irgend einer Idee, eines Phantoms wegen, von dem Sie nicht wissen, ob es Ihnen das hält, was Sie sich davon versprechen. Darum nehmen Sie mir allen Lebensmut, alle Lebenshoffnung."

„Sagen Sie das nicht," murmelte sie wider Willen doch etwas ergriffen. „Es ist kein Phantom, dem ich nachhänge."

Emil hatte ihre Hand ergriffen, so zwang er sie, vor ihm stehen zu bleiben. „Also er! Doch er!" knirschte er zwischen den Zähnen hervor. „Ich könnte ihn erwürgen." Dann ließ er sie plötzlich los, warf beide Arme auf den Tisch und legte den Kopf darauf. Es ging ihm wirklich nahe, das sah man.

Maud blickte auf ihn nieder, zögerte — dann ging sie schweigend aus der Laube hinaus. —

Heeken verharrte noch immer auf seinem Lauscherposten, er war wie gebannt. Zum ersten Mal in seinem Leben schlug ihm eine Woge heißer Leidenschaft entgegen. Er sah Emil leiden um ein Weib, und er begriff, daß, wenn er statt seiner dagewesen, die Antwort vielleicht anders gelautet haben würde. Das Blut schoß ihm zu Kopf und machte ihn beklommen, auch wagte er sich jetzt nicht fort, denn Emil hatte sich aufgerichtet, mit den Fingern glättend über seinen Scheitel gestrichen, und nahm nun Cigarre und Zündhölzer aus der Brusttasche, um zu rauchen, wie es seine Gewohnheit war. Seine Bewegungen waren langsam und matt, das rötliche Gesicht blaß. —

Endlich ging auch er ins Haus, und Heeken ging nun in die Laube, setzte sich auf Emils Platz und begann nachzudenken.

Es schien ihm aber schwül hier, als ob die Liebesworte in dem grünen Gezweig hängen geblieben wären und ihn nun umsummten, ihm den Atem nahmen und die gesunde Vernunft. Hatte Emil nicht immer wieder von ihm gesprochen? Von ihm, Martin Heeken, der jetzt hier saß, und der in einer Stunde der Bräutigam derjenigen sein konnte, die den eingebildeten Emil verschmäht hatte. Und sie war reich, sie war begehrt. — Wie ihn das kitzelte. — So mußte es erst kommen, damit ihm die Augen über das aufgingen, was er eigentlich bedeutete.

Aber mit diesem regen Gefühl der Eitelkeit ging ein anderes Hand in Hand, das des Unbehagens. Immer diese feine Dame zur Seite haben, stets aufmerken müssen, was sie verlangte, wie schrecklich!

Dennoch schloß er die Augen und sonnte sich in dem Bewußtsein, was er könne, wenn er nur wolle. —

Er trat bei Fortunat ein, als dieser gerade aufstand.

„Schon so früh ausgewesen?" fragte er gähnend. Dann sah er in Martins Gesicht und setzte sofort hinzu: „Ist Dir etwas begegnet?"

„Mir nicht, aber Quensel hat einen Korb von der Amerikanerin bekommen."

„Woher weißt Du das?"

Martin, der sein Zeichengerät inzwischen weggelegt hatte, setzte sich auf den Stuhl am Fenster; er saß nachlässig, vornüber gebeugt, die Füße verschränkt.

„Ich habe zugehört," sagte er nach einer kleinen Pause. „Jedes Wort kann ich Dir sagen. Er war sehr unglücklich."

„Zuerst möchte ich wissen, woher Du das weißt," fragte Fortunat etwas gereizt. Der Gedanke empörte ihn, daß dasjenige, was man doch in der Regel nur zu Zweien abmacht, einen Zeugen gehabt hatte. Er dachte sich an Emils Stelle.

„Sie saßen in der kleinen Laube, und ich stand draußen und hörte zu."

„Das hat Dein Taktgefühl gelitten? Du bist nicht leise davongeschlichen, als Du merktest, um was es sich handelte?"

„Ich dachte nicht daran. Aufmerksam zugehört habe ich. — Schwierig ist es, Lex, sehr schwierig." Er schüttelte den Kopf. Fortunat faßte ihn an die Schulter.

„Das ist unanständig, Martin! Das durftest Du nicht! Niemand hat die Berechtigung, in die Geheimnisse anderer zu dringen. Wie würde es Dir sein, wenn man Dich in einem Augenblick belauschte, wo Du allein zu sein glaubtest, und ein Stück Deiner Seele, Deines Herzens offenbartest."

Heeken runzelte die Stirn und befreite sich mit einem heftigen Ruck. „Ich weiß schon selber, was ich thue," grollte er.

In Fortunats Hirn blitzte ein Gedanke auf.

„Du thatest es Miß Mauds wegen — Du hast sie gern!"

Der andere drehte sich um in trotzigem Schweigen und sah zum Fenster hinaus.

„Martin!"

Keine Antwort.

„Versprich mir wenigstens, daß Du zu keinem anderen etwas über den Vorfall sprichst."

Wieder Schweigen.

„Wir könnten ja sonst nicht mehr hierbleiben, das siehst Du doch ein."

Je dringlicher Fortunat wurde, je starrer wurde Martin. Es kitzelte ihn innerlich, daß der Freund noch lange nicht alles wußte, daß er dann wahrscheinlich etwas anderes gesagt haben würde als jetzt. Nun aber gerade nicht — nun sollte er nichts erfahren.

Seine Sache war es ja schließlich, zu thun was er wollte und den Leuten hier, die ihn für so dumm hielten, zu zeigen, daß er eigentlich ganz das Gegenteil war. —

Ein paarmal im Lauf des Tages, dem letzten, den die beiden Freunde einstweilen in dem gastlichen Hause des Professors verbrachten, fiel es Fortunat auf, daß Martin die Gestalt der Amerikanerin mit abschätzenden Blicken von oben bis unten maß, und daß in seinen Augen etwas Glitzerndes, Glimmendes aufstieg, das ihm höchlichst mißfiel, es schien ihm Mauds unwürdig.

In solchen Momenten stieg Martin jedesmal der Gedanke auf, daß, sobald er nur wolle, er dies Weib haben könne, mit all ihrem Reichtum, all ihren Juwelen. Und er schätzte sie ab wie ein Stück Ware, das man ihm zum Kauf angeboten. —

Emil hatte allein einen weiten Spaziergang

unternommen — hieß es, — in der That saß er in seinem Zimmer und suchte sich mit seinem Korbe abzufinden. Es ging ihm nahe, näher als er gedacht, und er konstatierte mit einer gewissen Befriedigung, daß er also doch ein besserer Mensch sein müsse, als er selbst von sich geglaubt.

Luzie war empört über Maud. Was machte sie denn für Ansprüche, wenn ihr Bruder ihr nicht einmal gut genug war. Erschien ihr Heeken wirklich beachtenswerter? Das war einfach zum Lachen.

Trotzdem war sie klug genug, weder zu Maud, noch zu Fortunat ein Wort zu sagen, aber ihre üble Laune vermochte sie doch nicht völlig zu bezwingen, und da Maud blaß und still war, Fortunat ein Gefühl von Schuld über seine unbeabsichtigte Mitwisserschaft nicht unterdrücken konnte, so war die kleine Gesellschaft schweigsam und gedrückt.

„Wir wollen ein wenig spazierengehen," meinte Fortunat in gelinder Verzweiflung, nachdem der zehnte Versuch seinerseits, ein harmloses Gespräch zu beginnen, kläglich gescheitert war. „Wenn das Dampfschiff kommt, können wir die Leute beim Aussteigen beobachten."

„Vielleicht fahren wir selbst bis an das andere Ufer," schlug Luzie vor. „Ehe Papa kommt, sind wir zurück."

Das geschah, und nachdem man auf dem jenseitigen Ufer einen kleinen Wald passiert hatte, ging es endlos weit über eine grüne Wiese, auf der Rinder weideten.

„Die wollen wir uns in der Nähe ansehen," kommandierte Luzie. „Gott, Lex, was sind Sie heute langweilig, der junge Stier dort, kann breist mit Ihnen in Konkurrenz treten."

„Und Sie übellaunig."

„Ich habe auch Grund," sagte sie seufzend und köpfte mit ihrem Schirme ein paar Disteln am Wege. „Ein anderes Mal sage ich es Ihnen."

Sie gingen zu Zweien, die jungen Damen in weißen Kleidern und mit roten Schirmen, in nicht zu großen Abständen hintereinander auf dem schmalen Wiesenpfad. Die Sonne brannte glühend vom Himmel, kein Lüftchen rührte sich.

„Welch ein Wahnsinn, solch Herumlaufen," sagte Luzie endlich, stehenbleibend und sich zu den Nachkommenden wendend, „ich denke, wir tragen unsere allseitige üble Laune lieber nach Hause." Sie war erhitzt und durstig, die Landschaft hatte keinen großen Reiz für sie.

„Ich bin bereit." Auch Maud fühlte nicht viel für grüne Wiesen und weidende Herden. Ihr Begleiter war stumm wie sie selbst, nur manchmal begegnete sie seinen Augen, und dann trat ihr stets eine Blutwelle in das Gesicht, so verwirrte, ja beleidigte sie fast dieser Blick.

Aber auch sie sah ihn jetzt mit anderen Augen an, und das raubte ihr den ruhigen, freundschaftlichen Ton, in dem sie bisher mit ihm verkehrt hatte.

Während sie sich so zum Umkehren schlüssig wurden, hatte niemand beachtet, daß der Stier sich von der Herde getrennt, und zuerst langsam, dann immer eiliger auf die Gruppe zukam. Reizte sie nur seine Neugierde, war es also eine kleine harmlose Eskapade, die er sich gestatte, oder reizten ihn die roten Sonnenschirme im Ernst, genug als er ein dumpfes Brüllen ausstieß, war er schon bedrohlich nahe.

Mit einem Aufkreischen des Entsetzens packte Luzie Fortunats Arm und riß ihn mit sich in besinnungsloser Flucht, dem Walde zu. Sie dachte nicht an die anderen, fort ging es nur immerzu, über Stock und Stein, sich an Fortunat klammernd und unausgesetzt kleine helle Verzweiflungsschreie ausstoßend.

Auch Maud erschrak tödlich, aber im Gegensatz zu Luzie wäre es ihr unmöglich gewesen, davonzulaufen. Wie Blei wurzelten ihre Füße am Boden. Mit weit aufgerissenen Augen starrte sie dem Tier entgegen, das direkt auf sie zukam. Wenn es selbst ihr Leben galt, sie konnte sich nicht rühren.

Martin Heeken war ruhig neben ihr stehengeblieben, jetzt schob er sie etwas von sich ab, und dann ging er dem Stier, der mit gesenkten Hörnern auf ihn zukam, ein paar Schritte entgegen, ballte die Hand zur Faust, und als das Tier, stutzend über das plötzliche Hindernis, den Kopf hob, schmetterte ihm ein so furchtbarer Schlag mitten auf die Stirn, daß es einen Krach gab wie von berstendem Mauerwerk. Der Stier blieb stehen, betäubt und erschrocken, stieß einen dumpfen Brüllton aus, schüttelte den Kopf, als müsse er erst wieder zu sich kommen, wandte sich um und trottete langsam zu seiner Herde zurück.

„So!" sagte Heeken, die Faust öffnend und die fünf Finger spreizend. „Der kommt nicht wieder. Sie können ganz ohne Sorge sein, Fräulein."

Aber Maud stand wie aus Stein, totenblaß mit weitgeöffneten Augen, vollkommen entgeistert.

Er sah wohl, daß mit ihr nicht alles so war, wie es sein sollte, aber was er nun zu thun hatte, das wußte er nicht. Ihn hatte die Gefahr, wenn es wirklich eine gewesen, nicht eine Sekunde aus seiner Gemütsruhe gebracht.

„Fräulein!" sagte er endlich und faßte sie am Arm.

Ein fortgesetztes konvulsivisches Zittern schüttelte ihren Körper; ratlos sah er sich nach den anderen um, aber niemand war zu sehen.

„Fräulein!" sagte er noch einmal beklommen. Das Zittern verstärkte sich, das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gab. Da legte er den einen Arm um sie, und dann, als es ihm schien, als müsse sie zusammensinken, in diesem Zustand, auch den anderen, und dann drückte er das zarte, schlanke Mädchen plötzlich fest an sich, als wollte er sie zerdrücken. Es war zuerst rein instinktiv gewesen, gewissermaßen als wolle er sie nur noch deutlicher seines Schutzes versichern, dann aber, als der Duft aus Haar und Kleidern zu ihm aufstieg, als er ihr Herz schlagen fühlte, die Wärme der Glieder, die durch den dünnen Stoff drang, da erfaßte ihn ein Taumel.

Sie war ja das erste Mädchen, das er so im Arm hielt, und entflammte Kreisen, die er immer weit, weit über sich gestellt hatte. Und die Erinnerung an Emils Werbung kam dazu, er verlor vollkommen

den Verstand. Er preßte sie immer heftiger an sich, ihr Hut sank in den Nacken, und er küßte das duftende gekräuselte Haar, ohne ein Wort, aber mit einer Gier, die Maud erschreckt haben würde. Aber sie sah nicht in sein Gesicht, das, dunkel gerötet, einen häßlichen Ausdruck trug, die Spannung, in der sie sich befand, löste sich in Thränen, schluchzend und wehrlos lag sie an seiner Brust.

Der Himmel hatte es gewollt, daß es so kam, nun war sie zufrieden.

Nach einem Weilchen hob sie den Kopf, die Thränen hingen noch an ihren Wimpern.

„So sind wir also verlobt!“ sagte sie mit tiefem Atemzug, um ihren Mund lag ein Lächeln, in den Augen doch etwas wie geheime Furcht.

Er ließ sie ganz plötzlich los und trat einen Schritt zurück. Hatte er es so gemeint? Nein, eigentlich nicht. Das Blut hatte ihm nur den Verstand genommen, das war alles. Fassungslos starrte er sie an, sie hielt es für unverhoffte Seligkeit.

„Geben Sie mir Ihren Arm,“ sagte sie endlich, da er gar nicht sprach. „Mir zittern von dem Schreck noch die Knie. Dort steht eine kleine Bank, einen Augenblick nur, daß wir rasten, wir haben uns ja noch so viel zu sagen.“ Ihre Stimme zitterte ein wenig, ganz leise drückte sie den Arm, den sie genommen. — Zwischen den Stämmen des Waldes sahen sie jetzt Luzie und Lex auftauchen, winkend, rufend. Die Entfernung zwischen ihnen war nicht groß, immerhin blieben ein paar Minuten der Aussprache.

„Sie haben mir mein Leben gerettet,“ sagte Maud eilig. „Auf den Hörnern des Stieres — o Gott — schrecklicher Gedanke . . . “

„Er meinte es wohl nicht einmal bös, und wenn auch, ich habe Kraft, bei mir braucht sich keiner zu fürchten.“ Er reckte den Arm aus und sah darauf hin. Verzweiflungsvoll blickte sie ihm in das Gesicht. Warum kam er ihr nicht zu Hilfe? Mußte sie das Folgende ganz allein sagen?

Ganz leise, ihn unverwandt ansehend, begann sie: „Herr Heeken — Martin — Sie haben mein Leben für sich erobert.“

Er sah auf den Boden und stieß mit der Stiefelspitze in den Wiesengrund.

„O Fräulein!“ stotterte er, ihm fiel kein Sterbenswörtchen mehr ein.

Und die anderen kamen immer näher! —

„Ich bin bereit es Ihnen zu geben. — Ihre Braut, Ihre Frau zu sein, mit Ihnen zu ringen in Ihrer Kunst, — mit Ihnen zu leiden und mich zu freuen. Ich weiß, ich werde stolz auf Sie sein können, und dafür will ich Ihnen jeden Stein aus dem Weg räumen, der Sie hindern könnte. Ich liebe Ihre Kunst, ich will mich mit ihr verbinden, indem ich Ihnen die Hand reiche.“

Sie sprach hastig, überhetzt. Glut lag auf ihren Wangen, unruhig schlug das Herz. Ohne die vorhergegangene Erregung hätte sie doch vielleicht nicht den Mut gehabt, oder eine andere Form gewählt.

„Wir wollen einander tragen — und ertragen,“ schloß sie halb ohnmächtig, „und wenn Sie bereit sind, so sagen Sie kein Wort, reichen Sie mir nur Ihre Hand.“

Und unter dem Bann seiner Sinne, die nicht so bald zur Ruhe kommen wollten, streckte er ihr zögernd seine breite, große Hand entgegen. Er wußte selbst nicht, was ihn dazu trieb, aber er wäre nicht imstande gewesen, sie zurückzuhalten.

Sie ergriff sie mit ihren beiden weißen, schmalen Händen, die fieberten und zuckten unter dem Druck dieser Stunde. Nur dazu blieb ihr noch Zeit, denn schon kam Luzie auf sie zugestürzt.

„Warum seid Ihr uns nicht nachgekommen? Warum sitzen Sie hier in der Sonne? Und Maud, wie sehen Sie aus? War das ein Schrecken! Hat Herr Heeken den Stier verjagt?“

„Ja!“ sagte Maud lächelnd und blickte von unten auf in Martins Gesicht.

„Und —? Sie sehen ja so feierlich aus, Maud!“

„Wir haben uns soeben verlobt, wünschen Sie uns Glück,“ sagte das junge Mädchen schnell und streckte Fortunat mit einem bittenden Blick die Hand entgegen.

Luzie schrie auf und warf die Arme in die Luft. „Welch ein Unsinn!“ sagte sie dann mit einer gewissen Geringschätzung.

Fortunat küßte die bebende Mädchenhand, er sah blaß und niedergeschlagen aus.

„Ich wünsche Ihnen alles — alles Glück der Erde,“ sagte er bewegt, „Ihnen und meinem Freund. Um dieses Endes wegen vermag ich mir vielleicht etwas meine feige Flucht zu verzeihen.“

„Mein Himmel, in der Gefahr ist sich schließlich jeder selbst der Nächste.“ Luzie umging durch diese Bemerkung geschickt jede Gratulation. Maud heftete ihre leuchtenden Augen auf ihren Bräutigam.

„Martin hat anders gedacht, er schützte mich vor dem Stier.“

„Bei solcher Körperkraft ist das kein Kunststück,“ behauptete Luzie achselzuckend. „Aber Lex, den hätte er ja gleich zu Brei getrampelt. Kommen Sie, Lexchen, legen wir einen gewissen Abstand zwischen das girrende Brautpaar und uns.“

Sie wandte sich um und nahm seinen Arm.

„Bauernschlauheit!“ murmelte sie giftig zu ihm empor. „Nun kann ich es Ihnen ja sagen, daß sie Emil einen Korb gegeben hat. Unserm Emil! Aber ihr werden noch die Augen aufgehen. Euer Heeken, das ist kein Feiner. Verdient hat sie es freilich nicht anders für ihre Verrücktheit.“

Fortunat antwortete keine Silbe. Er fühlte sich wie vor den Kopf geschlagen, und so gedrückt. Nicht allein, daß er davongelaufen, quälte ihn, sondern auch Mauds Verlobung. Würde sie Heeken wirklich auf die Dauer ertragen können? Er kannte ihn, sie aber nicht. — Ohne ein Wort ging er neben Luzie her, und nicht viel redseliger war der Bräutigam hinter ihnen.

Maud sah ihm verstohlen ein paarmal in das Gesicht. Sie hatte das Gefühl, als müsse noch so viel, so unendlich viel gesagt werden, und Heeken that nicht einmal den Mund auf, ja, er sah sie gar

nicht an. War das Schüchternheit? Blieb ihr denn diesem Manne gegenüber alles zu thun übrig?

Aber die Verstimmung bei diesem Gedanken verflog sehr schnell. Sie hatte es ja gewußt, daß sie ihn bilden, erziehen, modeln müsse, und es war eine Arbeit, nach der sie sich gesehnt, für die sie sich begeistert hatte. Sie sollte der Inhalt ihres Lebens werden. Da galt es natürlich kleine Schwierigkeiten überwinden, aber dafür war der Lohn auch ein reicher, idealer.

„Tino!" sagte sie leise und drückte seinen Arm.

Er fuhr zusammen. Galt ihm dieser Anruf? So hatte ihn doch noch niemand genannt.

„Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Sie so nenne," sagte Maud mit lieblichem Erröten. „Martin klingt häßlich, so vulgär. Nicht wahr, Tino zu heißen ist Ihnen recht?"

„Warum nicht, wenn Sie es wünschen. Ein Name ist wie der andere. Aber ich denke, wir sind jetzt Braut und Bräutigam. Müssen wir denn da noch ‚Sie' zu einander sagen?"

„Nein — natürlich nicht." — Sie wurde wieder rot, „aber es ist mir lieb, daß Sie — — daß Du davon angefangen hast. Wäre ich die erste gewesen, hätte es unweiblich geklungen."

„Ich weiß doch nicht, wie es bei Euch Sitte ist."

Sie sah ihn nachdrücklich an.

„Ganz genau wie bei Euch; wir sind alle Menschen."

Er atmete erleichtert auf. Das schien ihm das erste vernünftige Wort.

„Der Quensel wird wütend sein," sagte er nach einer Pause.

„Wieso. — Was weißt Du —?"

„Ich hörte, daß er Dich heute morgen fragte, ob Du seine Frau werden wolltest."

„O," sagte sie und ein Schatten glitt über ihr Gesicht, „das hätte nicht sein dürfen! Versprich mir wenigstens, daß Du es niemand sagst."

„Fortunat weiß es auch."

Sie seufzte. Es war ihr peinlich, ließ sich nun aber nicht mehr ändern.

„Wir werden bald heiraten, nicht wahr?" fragte sie. „Ich weiß nicht recht, wohin als Braut. Bei Quensels zu bleiben ist mir fast peinlich, und ich bin heimat- und elternlos."

Er sah erschrocken aus, so sehr, daß sie es bemerkte und lachte.

„Ich werde Dir eine gute Frau werden, fürchte nichts," sagte sie ganz ernst. „Deine Kunst bekommt in mir keine Rivalin, sondern eine Freundin und glühende Verehrerin, und auch Du sollst mir nur zu danken, nichts zu beklagen haben. Habe Du ebenfalls den besten Willen für die Zukunft."

Sie fragte mit keinem Wort: liebst Du mich — und sagte es ihm auch nicht — so hatte sie es sich ja gerade ausgemalt, und deshalb hatte sie sein leidenschaftlicher Ausbruch vorher eigentlich sehr erschreckt. Daß er nur ihr Geschlecht in ihr gesehen und gefühlt, ahnte sie nicht. —

„Wir haben uns noch so viel zu sagen, Tino," sagte sie mit einem Händedruck kurz vor der Villa, „und morgen abend geht Ihr fort! Das thut mir so leid. Kommst Du nicht bald wieder?"

„Hoffentlich! — Wenn wir können."

Das klang kalt genug, aber er fühlte auch gar nicht das Bedürfnis, sich mit ihr auszusprechen, er hätte gar nicht gewußt, über was. —

Als der Professor von der Verlobung hörte, fühlte er sich peinlich berührt. Welchen Ton sollte er dem jungen Paar gegenüber anschlagen, das er selbst vielleicht durch sein Eingreifen zusammengebracht hatte, um damit seinem Sohn einen Herzenswunsch zu zerstören? Scheu sah er sich nach Emil um, und sein Glückwunsch klang gedrückt genug.

Dieser selbst hielt sich noch am besten; er vermied es zwar, Heeken nahe zu kommen, aber zu Maud sagte er:

„Sie werden nicht glauben, Miß Winter, daß ich so abgeschmackt bin, Ihnen die Rolle des verschmähten, verzweifelten Freiers vorzuspielen. Ich bitte Sie nur gütigst, nichts von meinem Fiasko zu erwähnen, auch nicht zu Ihrem Herrn Bräutigam. — Lassen Sie das ein Geheimnis zwischen uns bleiben."

„Was an mir liegt . . ." versicherte sie ihm, während es ihr schwer auf der Seele lag, daß wohl niemand mehr im Hause war, der nicht darum wußte. Sie fühlte die Beschämung für ihn mit, und es that ihr leid.

Emil war denn auch derjenige, der aus dem nahen Restaurant den Wein holte, mit dem man die Verlobung feierte. Aber es herrschte eine gedrückte Stimmung, die sich am unerquicklichsten Maud fühlbar machte.

Jeder war froh, als das Abendessen beendet und man sich unauffällig zerstreuen konnte.

Maud und Martin befanden sich schließlich ganz allein auf der Veranda. Sie trat dicht an ihn heran und sagte mit bitterem Lächeln:

„Unsere Verlobung hat, wie es scheint, nirgends viel Freude erregt. Bei Quensels ist es zu entschuldigen, daß aber auch Fortunat so zurückhaltend ist, schmerzt mich."

Er zwirbelte an seinem Bart. Dies Tete-a-tete bedrückte ihn augenscheinlich.

„Ja, ich weiß nicht . . ." stotterte er.

„Was liegt uns aber an den Menschen," fuhr sie, noch immer etwas gereizt, fort, „wir brauchen niemand! Wir haben so viel miteinander zu teilen, Tino — so viel! Nicht wahr? Du läßt mich einen Einblick in all Deine Gedanken, in Dein ganzes Schaffen haben, damit ich ein doppeltes Recht gewinne, auf Dich stolz zu sein. O, wie ich mich auf diese Stunden der Arbeit freue!"

Sie hatte leise ihren Kopf an seine Schulter gelehnt, kaum fühlbar in der Berührung, aber unendlich weiblich und hingebend. Niemals hatte sie so wie in diesem Augenblick das Bedürfnis nach einer Zusammengehörigkeit gefühlt. Die andern waren und blieben ihr doch nur fremde Menschen. Wenn er jetzt den Arm um sie gelegt, sie ein wenig zärtlich an sich gezogen hätte, — wie sie wäre ihm dankbar gewesen! Aber er that das nicht; steif und

regungslos stand er da und sah in den Garten hinab. Ihre Nähe war ihm offenbar unbehaglich.

Sie sah zu ihm auf.

„Was dachtest Du eben?“ fragte sie.

Sie hatte das Verlangen, ihn kennen zu lernen, ihn aus sich heraustreten zu sehen, sprechen zu hören. Noch wußte sie ja gar nichts weiter von ihm als was sie sah, von Fortunat gehört hatte, und in ihn selbst hineintrug. Ihre Augen sahen ihn in durstiger Neugier an.

„Nichts!“ antwortete er lakonisch.

Dieses Weib mit ihrem ewigen Spüren und Fragen wurde ihm manchmal geradezu unheimlich. Und am meisten berührte es ihn unangenehm, daß sie sich immer zwischen ihn und sein Schaffen schob. — Sein Heiligstes! —

„Nichts?“ wiederholte sie mit ungeduldigem Vorwurf. „Ist das eine Antwort? Welch gebildeter Mensch denkt nichts? Ich erinnere mich nicht, das jemals gethan zu haben.“

Er runzelte ein wenig die Stirn. Jetzt sah sie, daß seine Krawatte schief saß und machte ihn darauf aufmerksam.

„Überhaupt,“ fuhr sie fort, „wie kann man so geschmacklose Krawatten tragen? Zu Deinem Teint mußt Du ganz helle wählen. Wenn ich in die Stadt komme, werde ich Dir ein Dutzend auswählen; wir Frauen haben besseren Geschmack als die Männer.“

„Das glaube ich auch,“ gab er ihr bereitwillig zu und trat einen halben Schritt zurück, denn ihre Nähe bedrückte ihn.

Sie hatte es wohl bemerkt.

„Tino, fürchtest Du Dich vor mir?“ fragte sie mit leisem Auflachen.

Warum nahm er sie jetzt nicht in den Arm und gab ihr die Antwort Auge in Auge? Sie gestand es sich selbst nicht zu, daß sie etwas Ähnliches erwartete, aber es war ihr immer, als habe ihre Verlobung noch keine Weihe.

„Manchmal — ja!“ gestand er ehrlich.

Sie legte ihre Hand auf die seine.

„Das wird sich ändern. Du hast keine bessere Freundin, keinen ehrlicheren Bewunderer, als mich, Tino. Das halte Dir nur immer vor Augen.“

„Ich will es versuchen,“ murmelte er kleinlaut.

Und dann standen sie räumlich nahe, ihre Seelen so weit getrennt, nebeneinander und sahen in die mondhelle Nacht hinaus. Kein Flüstern, kein Küssen und Kosen — es war eben so ganz anders!

„Ich vermähle mich dem Genius,“ dachte Maud, und damit brachte sie all ihre Gedanken zur Ruhe, die sie zuweilen mit ganz eigenen Augen ansahen. „Und ich werde schon meine Stelle ausfüllen.“ —

Dreizehntes Kapitel.

„Jetzt wird es mir aber doch zu dumm,“ sagte Heeken wütend, als Fortunat eben aus dem Bett herauslangte, um das Licht zu löschen. „Kein Wort hast Du mit mir gesprochen seit meiner Verlobungsgeschichte. Bist Du etwa nicht zufrieden damit?“

Fortunat seufzte.

„Ach, Martin, das verstehst Du nicht. Ich komme mir heute vor wie ein armer, zerschlagener Sünder! Erstens war es nicht schön, daß ich vor dem Ochsen davonlief, und wenn ich sage, Luzie war schuld daran, so verschlimmert es nur die Sache. Dann aber ist mir Eure Verlobung in die Glieder gefahren. Paßt Ihr denn zusammen? Wird das gut enden? Ich weiß ganz genau, daß ich die Veranlassung bin, was mußte ich auch immer so viel von Dir schwatzen.“

„Hättest sie wohl selbst gern gehabt? Was?“

„Nein,“ beteuerte Fortunat elegisch. „Ich wüßte zwar niemand, den ich ihr zur Seite stellen könnte, nicht einmal Nelly, aber zum Heiraten fühle ich mich doch noch zu jung. Wirst Du sie denn auch recht glücklich machen, Martin?“

Keine Antwort.

„Ich habe doch gleich gedacht, der Schlag soll mich treffen, als ich es hörte, und, Martin — Du — —“

Er zögerte wieder — aus dem anderen Bett drangen Schnarchtöne, der Gegenstand seiner bekümmerten Zweifel war inzwischen in den Schlaf der Gerechten gefallen.

„An seinem Verlobungsabend,“ dachte Fortunat indigniert. „Und kein Wort hat er mir von Glück und Liebe gesagt.“ — —

Von Glück und Liebe sagte er auch am nächsten Morgen nichts, aber es war doch, als wäre die Wolke, die gestern über der Villa gelagert hatte, weitergezogen und hätte etwas mehr Befreiung zurückgelassen.

„Heute abend geht es nach Hause,“ sagte Martin beim Ankleiden ganz freudig.

„Mensch, und Deine Braut bleibt hier! Du bist doch seit gestern Bräutigam? Ich dächte, Du müßtest unglücklich sein.“

„Ich habe das ewige Herumbummeln satt! Arbeiten will ich, arbeiten muß ich.“ —

„Eine Neuigkeit!“ rief man ihnen auf der Veranda entgegen, als sie herunterkamen. „Eine große Neuigkeit!“

Der Professor hielt ein großes Schreiben in der Hand und trat damit auf Martin zu.

„Mein lieber Heeken,“ sagte er ganz strahlend vor Freude, „ich habe Ihnen mitzuteilen, daß das Museum mit uns wegen Ihrer Gruppe in Verhandlung getreten ist, sie soll in Bronze ausgeführt werden. Was verlangen Sie als Honorar dafür?“

Martin schoß das Blut ins Gesicht, seine Augen flammten. Er sah nicht, daß Maud neben ihn getreten war, sah niemand, nur das Papier und den alten Herrn.

„O, Herr Professor!“ stammelte er.

„Ich habe nichts dazu gethan, das ist Ihr Verdienst allein. Aber wenn ich Ihnen raten darf, stellen Sie keine zu hohe Forderung. Achttausend Mark etwa, die Direktion handelt doch noch etwas herab.“

„Ja, ja! Ich bin mit allem einverstanden! Ins Museum meine Gruppe! Die Freude! Aber die Freude!!“ Er griff sich an den Kopf.

„Ich gratuliere Dir,“ sagte Maud und reichte ihm beide Hände. Er sah sie an, als kenne er sie kaum, müsse sich erst auf sie besinnen. Dann schüttelte er ihre Hände, wie alle die, die sich ihm entgegenstreckten, halb besinnungslos. Was galten ihm die Menschen neben seiner Arbeit, o, und wie er sich nach der sehnte!

„Jetzt kann ich Ihnen auch Ihr Geld wiedergeben, Herr Professor,“ sagte er endlich. „Gleich alles sollen Sie haben.“

„Aber, lieber Heeken, das ist doch nicht der Rede wert.“

„Nicht der Rede wert? Dreitausend Mark? Erlauben Sie, Herr Professor! Aber es hat mich gedrückt, es hat mich sehr gedrückt.“

„Dreitausend Mark?“ fragte der Professor fassungslos.

Er bemerkte nicht die Zeichen, die ihm Fortunat und Maud machten, sondern bewies Heeken klar und deutlich, daß er nicht der Geber gewesen sei.

Also Fortunat! — Heekens Augen suchten ihn, der kleine Künstler biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Nein — ich!“ sagte da Maud, auf ihren Verlobten zutretend. „Ich! — Siehst Du nicht, daß ich recht that?“

Sie lächelte ihm zu, aber er strich sich über die Stirn und gab das Lächeln nicht zurück.

„Du?“ — sagte er nur.

Sie schob ihren Arm unter den seinen und zog ihn mit sich, etwas abseits von den anderen.

„Es beleidigt Dein Ehrgefühl,“ sagte sie halb fragend.

Er blieb still und biß sich die Lippen; ihm war es plötzlich, als habe er einen Strick um den Hals, an dem ihn diese schmalen Frauenhände von seinem Weg abzogen.

„Was mein ist, ist jetzt Dein,“ fuhr sie eindringlich fort. „Es giebt zwischen Mann und Weib keine Teilung, es giebt nur ein Ineinanderaufgehen. Als Du mich nicht kanntest, hättest Du — vielleicht — meine helfende Hand abweisen dürfen, jetzt nicht mehr. — Und auch damals nicht! Denn Deine Kunst mußte Dir in erster Linie stehen; ihr hattest Du jedes Opfer zu bringen, selbst das Deines Ehrgefühls. Nur nach ihr darfst Du fragen, nach nichts sonst, und Du siehst, daß sie es Dir lohnt.“

Er schlang die Hände ineinander und drückte sie zusammen, sein Gesicht trug den Stempel heftigen Empfindens.

Sie wollte ihn nicht erst zu Worte kommen lassen, es war besser, wenn jede Abwehr ungesprochen blieb.

„Du wirst Deine Werke von jetzt ab in Marmor ausführen,“ sagte sie mit bestrickender Sanftmut, „und nicht fragen, woher das kommt, denn Du — der Künstler, bist größer, als die kleinliche Misere der Alltäglichkeit. Fragst Du aber einmal wirklich, dann sage Dir zugleich, daß Du Deiner Frau mit Deinem Namen, Deinen Werken das alles reichlich aufwiegst.“

Er sah sie prüfend an. —

Drang denn dies alles wirklich nicht an sein Herz? Fand er für nichts ein herzliches Wort des Entgegenkommens? Sie wünschte es so sehr, aber er sagte nur:

„Die Gruppe kann ich Dir nun noch nicht machen, erst muß ich für das Museum arbeiten.“

„Gewiß,“ antwortete sie lachend. „Es hat gar keine Eile, Tino, da ich Dich selber behalte. Wer weiß, ob mir nicht das Nächste, was Du schaffst, noch besser gefällt? Hast Du schon eine neue Idee?“

Er schüttelte hastig den Kopf, sein Gesicht hatte sich verfinstert.

Selbst wenn es der Fall war, sollte er sich dann hierherstellen und mit jemand darüber sprechen, der gar nichts davon verstand? Er wollte sich nichts von seinem Schaffen profanieren lassen; das wenigstens mußte stets sein eigenstes Eigentum bleiben, daran durfte auch sie niemals rütteln.

Wie gern hätte er ihr das alles in Worten gesagt, klar und deutlich, aber er fand sie nicht, es peinigte ihn nur, ohne daß er sich davon erlösen konnte. Er warf einen verstohlenen Blick auf die Uhr; noch ein paar Stunden, und er konnte in die Stadt zurückkehren, frei, allein sein. Mit brennender Sehnsucht wünschte er den Zeitpunkt heran. Wenn er wieder arbeitete, fand er auch sein Gleichgewicht, seine Zufriedenheit wieder, nur hier draußen, im Banne dieses Mädchens, das jetzt seine Braut hieß, bedrückte ihn alles. —

Als Heeken am Abend im Schnellzug saß, der zur Stadt fuhr, sah sein Gesicht zufriedener aus, als während der ganzen letzten Zeit. Er winkte noch einmal den Zurückbleibenden Grüße aus dem Fenster zu, dann überließ er Fortunat den Platz und sank aufseufzend in die Wagenpolster. Zum ersten Mal in seinem Leben fuhr er zweiter Klasse. Wie weich das war! Er drückte den Kopf fest an die Lehne, um es recht deutlich zu fühlen. — So würde es ja nun immer sein. —

Als sich Fortunat endlich umdrehte, sah er mit Erstaunen, daß Martin die Stirn gerunzelt hatte und vor sich hinbrütete. Er setzte sich ihm gegenüber, und eine Cigarette anzündend, sagte er:

„Jetzt sollst Du mir nicht entkommen, Freundchen, jetzt heißt es beichten. Was ist Dir? Wie ein Glücklicher siehst Du in diesem Augenblick nicht aus, oder quält Dich Trennungsschmerz?“

Da fuhr Heeken auf.

„Zum Teufel, nein, ich bin nicht glücklich! Wie kann ich denn glücklich sein, wenn sie mich nicht in Frieden läßt, und ich nicht weiß, was ich sagen soll. Es kommt mir immer vor, als hätte ich neben ihr auch gar nichts zu sagen, nur hübsch stillzuschweigen und zu thun, was sie mir sagt, wie ein Pudel oder sonst ein gelehriges Tier.“

„Du bist eine undankbare Kreatur,“ sagte Fortunat zornig und warf die Cigarette zum Fenster

hinaus, „das muß ich Dir sagen! Das liebste, schönste, reichste Mädchen hat Dich erwählt, wahrlich, ohne Dein Verdienst, denn was bist — was kannst Du schon, Martin Heeken? Ein Werk, ein Erstlingswerk! Nun ja! — aber weißt Du, wie das zweite sein wird, das ihm folgt? Und wenn auch — Du hättest ringen und kämpfen müssen, jetzt ebnet sie Dir den Weg, und Du bist noch nicht zufrieden."

„Ich will lieber ringen und kämpfen," gab er eigensinnig zurück. „Aber dies Mädchen erdrückt mich, macht mich so klein vor mir selber. Ich schäme mich."

Fortunat sah dem anderen gespannt in das Gesicht.

„Und warum hast Du sie denn genommen?"

„Habe ich es denn? Ich weiß es nicht! Ich denke, sie nahm mich."

„Du bist ein Narr, Martin. Dein Brautstand ist Dir neu — unbequem — das giebt sich. Wenn Du erst den Charakter Deiner Braut kennen lernen wirst — merke wohl auf, ich spreche gar nicht von ihrem Reichtum — wirst Du sehr — sehr glücklich werden."

„Ich bin nicht fein genug für sie," beharrte er. Aufspringend ging er jetzt im Coupee auf und ab, wie ein Löwe im Käfig. „Sie wird es bald genug einsehen, Lex. Und sie will eine Puppe haben, ich bin aber keine Puppe."

„Wie Du ihr unrecht thust." Fortunat war erzürnt. „Wenn je ein Mensch von edlen Motiven geleitet worden ist, so ist es Miß Maud Winter."

„Dann ist sie eben zu gut für mich! Ich fühle das ja, ich fühle das alles, und das macht mich unglücklich."

„Guter Tino," sagte Fortunat und ergriff ihn am Rockschoß, „setze Dir keine solchen Flausen in den Kopf, sondern Dich selbst lieber in die Polster. Miß Maud ist eine so selbstsichere Natur, daß Du der dreist vertrauen kannst. Daß sie Dich wählte, ist mir die beste Bürgschaft für Eure Zukunft. Und, sei einmal ehrlich — Du bist doch verliebt in sie, so recht von Herzen."

Martin strich sich den Bart, er seufzte.

„Das weiß ich nicht — ich kenne das nicht."

„Nun, Du kommst schon noch dahinter. Himmel, Tino, was wäre das Leben ohne die Weiber! Wir können sie eigentlich gar nicht genug dafür lieben, daß sie überhaupt auf der Welt sind." —

Und etwa zu derselben Stunde sagte Luzie beiläufig zu Maud:

„Sie haben sich da eine große Aufgabe gestellt, und Ihre Ehe mit Heeken scheint mir ein großes Wagnis zu werden. Ich hätte nicht den Mut dazu. Es giebt doch Dinge, die im täglichen Leben recht häßlich kratzen, während man zuerst ganz leicht über sie hinwegsieht."

Maud lächelte siegessicher.

„Seien Sie um mich unbesorgt, Luzie, ich werde meine Aufgabe schon zu lösen wissen."

Aber so ganz im Gleichgewicht war sie doch nicht, wie sie sich nach außen den Anschein gab. Wenn sie an den Augenblick zurückdachte, wo sie sich ihm für das Leben geschenkt, und an die darauf folgenden Stunden, so überkam sie doch ein die Brust zusammenpressendes Gefühl. Er war mehr als abwehrend, fast unfreundlich zu ihr gewesen. War das nur ein Ausdruck seiner Schüchternheit?

Daß sie ihm imponierte, fühlte sie und freute sich daran. Sobald er in allen anderen Dingen, außer in der Kunst, ihr Übergewicht anerkannte, würde es ihr leichter werden, ihn zu beeinflussen. Daß es ihm schwer wurde, sich so plötzlich in die nächsten Beziehungen zu ihr gesetzt zu sehen, die gleichsam aus einer anderen Sphäre in sein Leben hineingekommen war, das sprach für ihn, weil es natürlich war. Mußte doch auch sie sich erst daran gewöhnen, nun einem Manne anzugehören. — Er hatte beim Abschied keinen Kuß von ihr verlangt, nur ein Händedruck war zwischen ihnen ausgetauscht worden. Es gefiel ihr, aber stimmte so gar nicht zu dem Moment auf der Wiese, wo er sie wild und leidenschaftlich geküßt hatte. Wo lag der wahre Ausfluß seiner Natur?

Sie sann und grübelte lange über alles, nur eines fiel ihr dabei nicht ein, das nämlich, daß er unglücklich sein konnte über den geschlossenen Bund. Bot sie ihm doch so viel. Die Zeit — die Zeit war notwendig, um sie erst vertrauter miteinander zu machen, dann würde es ihr schon gelingen, seinen Charakter richtig zu beurteilen.

Und jetzt, wo er fort war, schien es ihr schon, als sei er ihr wieder näher gerückt, und die Aufgabe, die sie sich gestellt, wuchs vor ihren eigenen Augen immer höher. —

Vierzehntes Kapitel.

Frau Heeken war nach der Stadt gekommen mit großem zur Schau getragenen Stolz und innerem Unbehagen. Am liebsten wäre sie in ihrem Dorf unter den Verwandten und Freunden, in bekannten Lebensverhältnissen geblieben, mit einem baren Zuschuß von ihrem Sohn, der sie instand setzte, ohne Sorge zu leben. Aber der Zug sklavischer Unterwürfigkeit, der den Frauen aus dem Volk oft zu eigen ist, hatte sie verhindert, eine eigene Meinung auszusprechen. Und dann schmeichelte ihr das Aufsehen, das ihre Übersiedlung nach der Stadt im Dorfe machte. —

Als ihr Sohn ihr auf dem Bahnhof entgegentrat, gut gekleidet, frisiert, sah sie ihn nur scheu von der Seite an, er kam ihr ganz fremd vor und sie fühlte instinktiv, daß zwischen ihm und ihr ein Abgrund war, der sich nicht mehr überbrücken ließ.

Da bereute sie ihr Kommen zum ersten Mal.

Sie wagte auch gar nicht mit ihm zu reden, während sie im Omnibus ihrem Endziel zufuhren, denn er verhielt sich schweigend, und die Mitreisenden starrten ihr alle so dreist ins Gesicht, daß ihr unheimlich wurde und sie Gott dankte, endlich hinauszukommen. —

Das neue Atelier, auf das Stipendium hin gemietet, war immer noch ziemlich primitiv. Den Arbeitsraum hatte sich Heeken zu seiner speciellen Benutzung vorbehalten, und man sah, daß er sich bereits in derselben Art darin eingerichtet, wie er es gewohnt war. Die große daranstoßende Küche gehörte seiner Mutter. Sie war hell und kahl und roch nach frischem Kalk.

Die alte Frau sah sich mit scheuem Blick um. Alles Gewohnte fehlte, und was sie hier sah, damit wußte sie nichts anzufangen.

„Na, Mutter," sagte Heeken triumphierend. „Habe ich nicht Wort gehalten? Einmal mußte es kommen, das wußte ich, und nun ist es da."

Sie nickte still vor sich hin und setzte sich an den weißgescheuerten Tisch, ohne ihr Tuch abzulegen, als wäre sie hier Gast.

„Ihr seid hier nun zu Hause, Mutter, könnt machen, was Ihr wollt und braucht nicht mehr zu arbeiten."

„Ja! Ja!" sagte sie nur.

„Seid Ihr nicht froh, Mutter?"

„Ja! Ja!"

Er holte die Zeitungen mit den Kritiken über sein Werk und las ihr daraus vor. Sie hörte ihm bewegungslos zu.

„Ist hier nicht wer, der auch vom Lande ist, mit dem man reden kann?" fragte sie ganz verschüchtert, als er aufgehört.

Er schob ungeduldig die Blätter zusammen.

„Das weiß ich nicht, Mutter, das wird sich schon alles finden. Ich bin ja hier."

Sie sah ihn wieder scheu an. „Ach Du — Du bist so fein geworden."

Er reckte sich in den Schultern. Dieser alten, gewöhnlichen Frau gegenüber fühlte er seine Überlegenheit.

„Das ist nicht anders, Mutter. Und eine Schwiegertochter kriegt Ihr auch. So fein und so reich, daß Ihr Euer Staunen haben werdet."

„Wer hätte das gedacht, Martin," sie schüttelte den Kopf. „Aber wenn sie Geld hat, dann nimm sie Dir, das ist das Beste im Leben."

Er sah auf seine Mutter und dachte an Maud. Selbst er begriff, daß es zwischen diesen Frauen nichts Gemeinsames gab, daß auch er nicht ausreichte, ein Bindeglied zu werden. —

„Du mußt mich dabei sein lassen, wenn Du Deine Mutter in die Ausstellung vor Dein Werk führst, ich will einmal Zeuge eines naiven Enthusiasmus sein," hatte Fortunat gebeten.

„Meine Mutter versteht nichts von so etwas."

„Sie soll gar nichts verstehen, sie soll nur sehen und fühlen."

Es war zum zweiten Mal, daß dies Gespräch mit denselben Worten zwischen den Freunden geführt wurde, und Heeken wurde ungeduldig.

„In Gottes Namen; aber Du wirst Dich täuschen, mein Lieber. Du erwartest immer mehr von den Menschen, als sie leisten können."

„Habe ich das bei Dir bewiesen, und bei Deiner Braut?"

„Bei mir vielleicht. — Bei Miß Winter — das kann ich nicht wissen."

„Apropos, wann fährst Du hinaus zu Quensels, Du mußt sie doch wiedersehen."

Heeken wurde rot. „Ich kann doch jetzt nicht, davon ist keine Rede. Ich muß die Arbeit einleiten für das Museum, da kann ich nicht fort."

„Und Du willst die ersten Tage Deine Mutter nicht allein lassen, das begreife ich."

Heeken sah ihn ärgerlich von der Seite an. Manchmal dachte er, Fortunat triebe Spott mit ihm. In Wahrheit hatte er sich wenig um die alte Frau gekümmert, zu sprechen hatten sie nichts, und mit den Bedürfnissen des täglichen Lebens mußte sie sich allein abfinden; der Gedanke, ihr behilflich zu sein, kam ihm gar nicht.

„Fährst Du hinaus?"

„Ja, Sonnabend."

„Dann grüße . . ." er zögerte etwas — „Maud von mir und entschuldige mich mit meiner Arbeit. — Maud! — Was für ein abscheulicher Name das ist! Warum heißt sie nicht Anna oder Marie."

„Na wahrhaftig! Ich habe selten einen schöneren gehört. So weich — so eigenartig. Ganz zu ihr passend. Kommst Du wirklich nicht mit? Sie wird es übelnehmen."

„Nein!" Er runzelte die Stirn, sah aus, als ob er noch etwas sagen wolle, schwieg dann aber. —

Fortunat ging den Ankommenden entgegen. Es war noch still auf den Straßen, und die Ausstellung eben erst im Begriff, sich für den Tag zu rüsten, aber Heeken hatte diese Stunde gewählt, weil er behauptete, nicht anders Zeit zu haben.

Daß die Alte in ihrer ländlichen Tracht war, fiel Fortunat nicht sonderlich auf, die kannte er ja. Aber — beim Näherkommen — diese Mutter und dieser Sohn!

Wie war es nur möglich, daß die Natur in einen Sprößling dieser Frau, der man Beschränktheit und Kleinlichkeit, Härte und Dummheit vom Gesicht las, so eine große Seele, solch gewaltiges Können gelegt hatte? Seine Blicke wanderten unablässig von einem zum andern, während die Alte vor dem vornehmen Freund ihres Sohnes knickste und das Taschentuch zwischen die Handflächen drückte. Sie hatte sich zurecht gemacht wie zum Kirchgang.

Fortunat war ein phantasiereicher Kopf und besaß ein warmes Herz, daher passierte es ihm oft, daß er die Dinge anders sah, als sie in Wirklichkeit waren — sein konnten, und die Entdeckung dieser Täuschung verstimmte ihn dann gleich tiefer als nötig war.

So ging es ihm jetzt. Als er der Alten ansichtig wurde, mußte er an Maud denken. Hatte sie mit ihrer Weltanschauung, die er für herzlos hielt, nicht öfter das Richtigere getroffen, als er? Wie würde sie diese alte Frau auffassen? —

Sie waren eingetreten und standen vor Heekens Gruppe. Noch war die Sonne nicht da, sie zu vergolden, aber sie hatte auch keinen äußeren Glanz nötig.

Als die Alte die gewaltige weiße Masse so

dicht vor sich sah, drängte sie sich erschrocken an ihren Sohn.

„Hier, Mutter, das habe ich gemacht. Dafür hat man mich belobt und gut bezahlt.“

Sie drehte den Hals hin und her, ohne etwas zu sagen.

„Dadurch hat er der Welt gezeigt, daß er ein großer Künstler ist,“ vollendete Fortunat.

„Kann schon sein,“ sagte die Alte nach einer Pause.

„Gefällt es Ihnen?“

Sie sah hilfesuchend um sich, all die weißen Gruppen ängstigten sie. Beklommen schüttelte sie den Kopf.

„Nicht?“ rief Fortunat entrüstet.

„Es ist so groß und so weiß,“ stotterte sie.

Heeken lachte auf.

„Gelt, Mutter, die Heiligen bei Euch draußen mit ihren hübschen Gewändern und roten Wangen sind schöner.“

„Ja! Ja!“ sagte sie aufatmend. Und sich an Fortunat wendend, setzte sie aufgeregt hinzu: „Ach, Herr, der Martin sagt's selber — wie kann denn das hier schön sein! Wo giebt es denn einen Menschen, der halb Tier ist. Das ist ja graulich.“

„Möchtest Du nach Hause, Mutter?“

Sie nickte eifrig, und die beiden Freunde brachten sie zurück in ihre Wohnung. Unterwegs sagte sie bekümmert:

„Der Verwalter will es nicht leiden, daß ich mein weißes Huhn in der Küche behalte. Sage Du es ihm doch, Martin.“

„Das geht natürlich nicht, Mutter, wir sind doch in der Stadt.“

„Es muß aber gehen, Martin.“

Er antwortete nicht mehr, sondern warf eine Frage an Fortunat hin über seine Arbeit, und die Alte ging zwischen ihnen, eifrig murmelnd und räsonnierend über ihr weißes Huhn, in dem sie sich persönlich gekränkt glaubte. —

Als sie wieder allein waren, atmete Fortunat auf. Er glaubte immer noch den stickigen, modrigen Geruch, der den Kleidern der alten Frau entströmte, in der Nase zu haben.

Heeken sah ihn an und lachte.

„Da hast Du es. Das ist bei uns zu Hause Kunstverständnis.“

„Desto mehr bist Du zu bewundern.“

Er sagte das in allem Ernst. Aus solcher Umgebung heraus seinen Weg zu machen, deuchte ihm etwas Gewaltiges.

„Ich denke, was in jedem steckt, kommt heraus, ob im Schloß oder in der Hütte,“ meinte Heeken nachdenklich. „Darum werde ich wohl so geworden sein wie ich bin.“

„Danke Gott, daß Du eine Frau bekommst, die Dich versteht, Dich würdigt. Nun bin ich vollständig um Eure Zukunft unbesorgt. Doppelt wirst Du die Gemeinsamkeit in der Ehe schätzen lernen, nach der krassen Verständnislosigkeit, die Du in Deiner Umgebung früher gefunden hast.“

Heeken sah aus, als ob er zweifle, aber da er sich schlecht auszudrücken wußte, wenn es sich um seine Gedanken handelte, schwieg er. —

Als Fortunat am Sonnabend zu Quensels hinausfuhr, war er noch ganz voll von diesen Eindrücken und suchte Maud allein zu finden. Vielleicht hatte sie dasselbe Bedürfnis, denn trotzdem Luzie den Gast sehr in Anspruch nahm, fanden sie sich doch zu einem gemeinsamen Spaziergang zusammen, den ihnen niemand störte.

„Wie froh bin ich, Sie endlich allein zu sprechen,“ sagte Maud, ihren roten Sonnenschirm aufspannend und neben ihm hergehend.

„Ich auch.“

„Sie haben sich seit meiner Verlobung so absichtlich fern von mir gehalten, daß ich glaubte, Sie zürnten mir.“

„O nein, das nicht. Ich machte mir eher Vorwürfe.“

„Weshalb?“

„O Miß Maud!“ sagte er plötzlich stehenbleibend und hoch aufatmend, „ich bin so froh, daß der Alp, der mich ein paar Tage bedrückt hat, nun von mir genommen ist.“

Sie sah ihn an und lächelte.

„Sie sind ein Kind, Fortunat.“

„Mag sein! Aber sehen Sie, als ich Sie so neben Heeken sah, so — zusammengehörig — da kam es mir vor, als paßten Sie doch gar nicht zu ihm, als könne solch eine Verbindung nicht zum Glück ausschlagen, und als würden Sie mehr darunter leiden als er. Ich aber fühlte die Verantwortung auf mir, weil ich derjenige gewesen bin, der Ihnen stets von ihm sprach, der Ihre Phantasie angeregt und Sie vielleicht dadurch zu dem edlen Entschlusse gebracht hat, sein guter Engel sein zu wollen. O wie mich das gedrückt hat!“

Er nahm den Hut vom lockigen Haar und seufzte tief.

„Wissen Sie, für den äußeren Menschen da kann man ja vieles thun, und den kann man ja auch beurteilen, aber den inneren — den inneren! Der ist uns eben verborgen. Ist der so, wie wir ihn uns denken?“

„Quälen Sie sich nicht mit solchen Dingen, Fortunat,“ sagte Maud lächelnd. „Ich bin kein Kind mehr und weiß, was ich will. Hätten Sie wirklich etwas dazu gethan, könnte ich Ihnen nur dankbar sein. Wir werden eine Musterehe führen.“

Fortunat blickte zu Boden und stieß mit dem Stock in den moosigen Sandboden.

Sein Schweigen irritierte sie.

„Glauben Sie nicht?“ fragte sie etwas heftig.

„Gewiß,“ murmelte er verlegen. „Nur etwas mehr Wärme — etwas mehr Wärme, das wäre es, wonach ich Verlangen trüge.“

Sie runzelte die Stirn und schüttelte den Kopf. „Das ist mir gerade recht so. Mehr Wärme trübt meist im Anfang den klaren Blick, und den braucht man nie mehr, als bei dem Entschluß zur Ehe. Außerdem nehmen wir beide jetzt eine Zwitterstellung ein, die sehr unbehaglich ist. Ich wünschte, wir wären erst Mann und Frau, dann weiß jeder, wohin er

gehört, und Tino wird sich um so eher in die Anforderungen des neuen Lebens finden. Haben Sie seine Mutter gesehen?"

„Ja. Und nachdem ich gesehen habe, wie er all dem Unglaublichen, Unkünstlerischen hat entwachsen können, um das zu werden, was er ist, bin ich auch überzeugt, er wird schnell neben Ihnen emporwachsen, um das zu werden, was Sie aus ihm machen wollen."

Eine schmale, niedrige Bank stand am Waldrand. Sie lag im Schatten und Maud schloß den Schirm, um sich zu setzen, dann machte sie Platz neben sich für ihren Begleiter.

„Ich werde am Montag Morgen mit Ihnen in die Stadt fahren, um meine Schwiegermutter zu begrüßen," sagte Maud. „Das bin ich ihr schuldig und werde es nicht versäumen."

„Spannen Sie Ihre Erwartungen nur ja nicht hoch."

Sie sah ihn an und lächelte wieder. So überlegen, so selbstbewußt.

„Ich bin kein Mädchen mit irgend welchen Illusionen. Einen Weg vor mir, den ich übersehen kann, und Klarheit aller Verhältnisse, mehr verlange ich nicht, das übrige soll dann meine Sache sein. Hier habe ich das alles, warum soll es mir da fehlen."

„Sie sind so jung und sprechen wie eine gereifte Frau," sagte er ganz entrüstet. „Klarheit, nun ja, Klarheit ist ja sehr schön, aber unter Umständen auch recht nüchtern. Sie sollten lieben wollen und geliebt werden, das wäre natürlicher."

Sie stieß mit der Spitze ihres Sonnenschirms kleine Löcher in den Weg.

„Das, was Sie Liebe nennen," sagte sie nach einem kleinen Zögern, „ist mir nicht ganz fremd. Es ist ein ungesundes Gefühl und jedenfalls ohne Dauer. Die nüchterne Vernunft bietet viel mehr die Chance zu einer dauernden Zufriedenheit, — mehr will man doch nicht. Sagen Sie selbst, hat Ihnen jemals eine Person, an der Sie Ihre Gefühle verschwendeten, das gehalten, was Sie sich zuerst von ihr versprachen? Ist auf den ersten Taumel nicht meist eine recht unerfreuliche Ernüchterung gefolgt?

Er sah sie erst an, dann auf den See hinaus, der vor ihnen lag.

„Vielleicht war es so. Aber der Anfang, der war dann meist so schön gewesen, daß er selbst das Ende noch mitverklärte. Ich bin ein schrecklich liebebedürftiges Menschenkind, ich kann einmal nicht leben ohne irgend ein Gefühl, das mir die Alltäglichkeit verklärt. Lachen Sie mich nur dreist aus, es muß auch solche Käuze geben. Eine Ehe, wie Sie sie schildern und erstreben, wäre mir schrecklich, ganz undenkbar. Ich sehne mich nach Liebe."

Sie wandte ihm langsam ihr Gesicht zu und sah ihn an, ihre Augen wurzelten ineinander.

„Sie sind ein Kind," sagte sie und blickte dann auch auf den See hinaus.

Es zuckte etwas in ihr auf, als ob er recht haben könne, als ob das doch vielleicht das Bessere sei, aber dann fiel ihr ein, daß sie einmal eine Enttäuschung erlebt und mit dieser einen Erfahrung gerade genug habe. Leute, die noch nichts erlebt hatten, die mochten sich an Gefühlen erfreuen, sie wollte nicht mehr als notwendig damit zu schaffen haben; die Kunst ihres Mannes sollte der Inhalt ihres Lebens werden, und an diesen Gedanken anknüpfend fuhr sie fort:

„Ich glaube, ich kann ehrgeizig sein, und ich werde es sein für Tino. Die Gesellschaft muß ihm erschlossen werden, der Hof; ich habe schon allerlei Pläne. Aber vor allen Dingen, mich drückt hier der Aufenthalt bei Quensels, er wird mir von Tag zu Tag unerträglicher, obgleich mir direkt niemand etwas zuleide thut. Wenn ich am Montag mit Ihnen in die Stadt fahre, logiere ich mich im Hotel ein, die Anschaffung meiner Aussteuer, das Mieten einer Wohnung giebt mir genügenden Vorwand. Wenn Tino einverstanden ist, können wir am 3. Oktober heiraten. Ich will Frau sein, damit ich mich freier bewegen kann."

Sie nahm den Hut vom Kopf, legte ihn in ihren Schoß und schüttelte das dunkle Haar. Es lag etwas Freigewordenes in dieser Bewegung.

„Der glückliche Martin," dachte Fortunat, als er sie ansah.

„Wenn Sie mich irgendwie brauchen können, verfügen Sie ganz über mich, Miß Winter."

Sie reichte ihm die Hand.

„Ich weiß es. Sie sind mein Freund, obgleich Sie mich manchmal im stillen tadeln."

„Sie sind so anders, als ich," entschuldigte er sich. — —

„Wenn ich diese einsamen Promenaden zu zweien riskieren würde, mein lieber Emil," sagte Luzie, die soeben mit ihrem Bruder am Seeufer entlang kam und das Paar sofort mit ihren unruhigen Augen bemerkte, „dann würde mir aus allen Tonarten mein unpassendes Benehmen vorgehalten werden. Nun, Miß Winter ist es ohne alle Bemerkungen gestattet. Das eine Mal kapert sie sich dabei einen Bräutigam — gut — was will sie nun aber noch mit Fortunat, den kann sie doch in Frieden lassen."

„Überwirf Dich nicht mit ihr," warnte Emil, der die Gereiztheit seiner Schwester fast verstand. „Diese junge Lady hat einen starken Willen und wird, faute de mieux, ihre Rolle spielen. — Stelle Dich gut mit ihr."

Luzie ballte die Faust und biß die Zähne fest aufeinander, dennoch beherrschte sie sich musterhaft, als sie zu dem Paar trat.

Sie war auch diejenige, die am meisten Widerspruch gegen Mauds Übersiedelung erhob. Im Herzen war sie eifersüchtig auf Fortunat, und der Gedanke, ihn täglich und ungeniert in Mauds Gesellschaft zu wissen, brachte sie außer sich.

„Sie hatten mir doch versprochen, mich zu allem mitzunehmen," sagte sie schmollend. „Und nun suchen Sie mich auf diese Art loszuwerden, Maud?"

Maud blickte zum See hinaus.

„Zu den Dingen, die Sie interessieren, Luzie, werde ich um ihre Begleitung bitten, aber es handelt sich vorläufig nur um eine Wohnung."

„Wird Fortunat Sie führen?"

„Ich hoffe, daß er sich uns anschließt, wenn er Zeit hat."

Luzie lachte höhnisch auf.

„Da er mehr Zeit hat, als Ihr Bräutigam, so wird er wohl mit aller Kraft denselben zu vertreten bemüht sein."

Und zu Fortunat sagte sie nachher vertraulich: „Diese Maud ist das koketteste Frauenzimmer, das mir jemals vorgekommen ist. Nun sind Sie ihr gerade gut genug, um ihr die Langeweile zu vertreiben. Hüten Sie sich, Lerchen, ach hüten Sie sich! Ihr Herz fängt ohnehin stets so schnell Feuer."

Er wehrte ihr, harmlos lachend. Die Braut seines Freundes auch nur mit einem begehrlichen Gedanken streifen, das lag für ihn außerhalb jeder Möglichkeit. Ihr zu Diensten sein — in jedem Augenblick; aber sie mit verliebten Augen etwa ansehen, dazu hielt er sich denn doch für einen zu anständigen und ehrenhaften Menschen.

Fünfzehntes Kapitel.

Beim schönsten Sonnenschein waren sie am frühen Morgen in die Sadt hineingefahren, der Professor, Maud und Fortunat.

Jetzt hatten sich ihre Wege getrennt.

Der Professor war in die Akademie, Maud ins Hotel, Fortunat zu Heeken gegangen, um ihm die Ankunft seiner Braut mitzuteilen. Mit einem kaum unterdrückten Fluch nahm Heeken diese Botschaft auf. Er hatte sich so sicher geglaubt, verschanzt hinter seiner Arbeit, daß er ein Wiedersehen gar nicht in Betracht gezogen hatte, der ganze Sommer konnte darüber hingehen, und nun war sie ihm nachgekommen und er saß wieder in der Zwickmühle drin. Einen Augenblick durchblitzte ihn der Entschluß, um keinen Preis zu ihr zu gehen, ja die Verlobung mit einem Ruck zu zerreißen, aber dann stieg eine Vision vor ihm auf, ein Atelier mit Marmorblöcken darin, deren Preis ihn nichts anging, und aus denen allmählich die Gebilde seiner Phantasie zauberhaft emporwuchsen. Um dieses Marmors willen mußte er versuchen, die Frau zu ertragen.

Er kleidete sich an und ging mit Fortunat in das Hotel. Frisch und lebhaft, hübscher denn je kam ihnen Maud entgegen.

„Wie geht Dir's, Tino?"

Als er sie ansah, schmolz sein Widerwille etwas. Sie war doch sehr vornehm, und mancher würde ihn um ihren Besitz beneiden.

„Laß uns zuerst zu Deiner Mutter fahren, drunten stehen Wagen," sagte sie, nach der Uhr sehend. „Dann habe ich hier ein paar Wohnungen aufgeschrieben, die ich mir ansehen will, schließlich dinieren wir, trinken Kaffee im Freien und gehen am Abend in irgend ein Konzert. Sie kommen doch mit, Fortunat?"

Er bejahte, und sie fuhren davon. Heeken schloß ein paarmal die Augen. Die wohlige Luft des Reichtums begann ihn zu umfangen, er wehrte sich nicht mehr dagegen. —

Frau Heeken war aufs furchtbarste erschrocken, als ihr Sohn die Thüre öffnete, den kommenden Besuch zu melden.

Sie saß gerade vor einem großen Bunzlauer Kaffeetopf, das weiße Huhn, die Contrebande aus ihrer Vergangenheit, im Schoß und starrte im Sonnenschein vor sich hin. Sie sprang auf, das Huhn flog schreiend und gackernd unter das Bett, und Martin schoß das Blut in das Gesicht, als er dem Tier nachsah. Er vergaß, daß seine Braut und Fortunut dicht hinter ihm standen.

„Ihr habt das Vieh doch noch, Mutter? Haben wir es Euch nicht verboten?"

Er sah rot und wütend aus, sie blickte ihn scheu an.

„Es thut doch niemand etwas zuleide," murmelte sie eigensinnig. „Es ist meine einzige Freude."

Er war heftig eingetreten, nun erfaßte er das unglückliche Geschöpf, das sich wieder vorgewagt hatte, bei den Beinen und schlug es mit solcher Vehemenz gegen den Herd, daß dem Tier das gellende Geschrei, das es zuerst ausgestoßen, in der Kehle stecken blieb. Beim dritten Schlage zuckte es nicht mehr. Aus dem Schnabel quoll Blut, es war tot. —

Maud lehnte blaß am Thürpfosten. Ein Schauer überrann sie. War dieser Mann nicht doch ein anderer als der, für den sie ihn ansah? Freilich hatte er in gewisser Beziehung recht, wenn er seinen Anordnungen Geltung verschaffte. Welche Idee von diesem alten Weibe, in ihrer Küche Getier halten zu wollen. Es roch abscheulich danach. Indessen die Art und Weise war brutal gewesen. Sie konnte nicht darüber hinweg, so sehr sie sich auch das alles sagte. Es schüttelte sie vor Ekel und Grauen.

Ein Mann, der das vermochte, konnte auch noch mehr! Und sie, ein schwaches, fein empfindendes Weib, wollte sich dieser Roheit verbinden? Einen Augenblick schien es ihr unmöglich. Sie sah weder Heeken noch Fortunat an, ihre bebenden Finger griffen in das zarte, luxuriöse Kleid, das sie heute angelegt, und hoben es hoch, als fürchtete sie mit irgend etwas in ihrer Umgebung in Berührung zu kommen, als müsse sie fliehen, eilig fliehen, um nicht einem ähnlichen Schicksal zu verfallen. Ihr Gesicht war ganz weiß geworden vor innerer Erregung, und die alte Frau vor ihr verschwand fast unter einem lichten Nebel, der sich vor ihre Augen gelegt hatte.

Todesschweigen herrschte für ein paar Minuten in der dürftigen Küche.

Heekens Zorn war verflogen, er fühlte instinktiv, daß etwas geschehen sei, was in den Augen seiner Braut schwer wog, ihm nur natürlich erschienen war; gern hätte er ihr ein Wort der Entschuldigung gesagt, aber er wagte es nicht, er stand

nur da, die Hände verschränkt, demütig, reumütig wie ein Schuljunge, der seiner Strafe entgegensieht, den Kopf gesenkt.

Mit Anstrengung wandte sie ihre Augen endlich auf ihn. Etwas in seiner Haltung versöhnte sie allmählich, die Schauer des Ekels und Schreckens ließen nach.

Sie ging auf die alte Frau zu und reichte ihr die behandschuhte Hand.

„Sie wissen, wer ich bin — die Braut Ihres Sohnes — da war es doch an mir, Ihnen zuerst einen guten Tag zu sagen. Hier bin ich also — geben Sie mir Ihre Hand."

Anfangs zitterte ihre Stimme, dann wurde sie fester.

Die Alte hatte gestanden und mit dem Schürzenzipfel in ihren Augenwinkeln herumgewischt. Der Tod des Tieres bedeutete ihr nicht viel weniger als der Tod des Mannes, war es doch das einzige, an dem augenblicklich ihr Herz hing. Erbitterung war in ihr aufgestiegen, aber sie wagte ihr nicht Ausdruck zu geben, weder vor ihrem Sohne, noch vor der feinen Dame.

Zum Tode erschrocken ließ sie den Schürzenzipfel fallen, starrte die Sprechende an, knickste, murmelte etwas, wischte die Hand an der Schürze ab und berührte damit kaum die Fingerspitzen der jungen Dame. Es lag etwas Scheues, Gedrücktes in ihrem Benehmen.

„Wir werden Ihnen einen Hund, eine Katze, einen Vogel kaufen," sagte Maud überredend, „sagen Sie nur, was Sie wünschen, und — es thut mir leid — wirklich leid um das Huhn."

Mit einem gewissen Schauer blickte sie wieder auf das tote Tier, das mit gespreizten Beinen und gesträubten Federn dalag.

Die Alte murmelte etwas und schüttelte heftig den Kopf. „Nichts will ich — nichts!" verstand Maud, und dabei bemerkte sie wohl den gehässigen Blick, der über sie alle drei hinschweifte.

Sie drehte sich ab und sah zu Martin hinüber. Dessen Augen begegneten den ihrigen, und zum ersten Mal wandte er nicht den Blick ab.

„Willst Du nun mein Atelier sehen?" fragte er bereitwillig.

Sie nickte und trat neben ihn. Er öffnete die Thüre in den großen, kahlen Raum, der nur die verstaubten Torsen und Zeichnungen aufwies, denn gearbeitet hatte er noch nicht darin, nicht einmal etwas Thon lag da und zeigte seine Bestimmung an. Es enttäuschte sie sehr, aber sie gab dem nicht Ausdruck. Sie hatte Sehnsucht hinaus, nach Luft und Licht, ihr war es, als müsse sie hier ersticken.

„Sieh," sagte er, auf sein Bett, den Schemel und Krug deutend, dem sich jetzt noch eine Waschschüssel und der Spiegel zugesellt hatten, „für mich brauchst Du nicht zu sorgen, ich habe alles, was mir nötig ist."

Sie sah mit unverstelltem Schrecken auf das Mobiliar.

„Um Gottes willen, Tino, das willst Du mitnehmen? In unser neues Heim? Aber das ist unmöglich."

Ganz traurig sah er sie an.

„Du sollst Dir keine Kosten für mich machen, ich brauche das alles nicht. Was ich hatte, ist schon genug für mich, und es gehört mir."

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. Wie anspruchslos er doch trotz allem, was er leistete, war, wie hart hatte er sich durchringen müssen. Was ihr vorhin Roheit gedünkt, war es nicht am Ende nur das unbeherrschte Aufwallen eines verzeihlichen Ärgers? Durfte sie das so schwer nehmen? Erziehung fehlte ihm doch ganz, das hatte sie ja gewußt. Und unter diesem versöhnenden Empfinden sagte sie gütig:

„Aber, lieber Tino, das geht wirklich nicht. Du bist der Herr im Hause, und für Dich ist nur das Beste gut genug."

„Ich dachte nur," wandte er ein, „weil ich dann doch auch etwas hätte, was mein wäre."

„Alles ist Dein," versicherte sie ihn lebhaft. „Mache Dich doch nur von dieser Vorstellung frei . . ."

„Du bist mir also nicht mehr böse?" fragte er, plötzlich den Kopf hebend.

„War ich es Dir denn?" Sie errötete bei der Frage, Fortunats Gegenwart war ihr peinlich, und doch durfte sie eine Aussprache nicht umgehen, wenn Tino einmal dazu den Mund öffnete.

„Ich weiß es wohl — wegen dem Huhn! Aber Du glaubst nicht, was mich das schon geärgert hat! Der Verwalter, das ganze Haus ist aufsässig, und immer wenden sie sich an mich. Ich mußte es umbringen, wollte ich Ruhe haben. Die Alte hatte es sonst immer unter ihrem Rock."

„Es war abscheulich!" sagte sie, sich schüttelnd.

Er sah sie verständnislos an.

„Ein unvernünftiges Stück Vieh!" entschuldigte er sich.

„Ich mußte denken, als ich Dich so wütend sah, ob Du auch einmal so gegen mich sein könntest. So — — besinnungslos zornig."

„Aber ich bin doch kein Mörder," sagte er, starr vor Staunen. „Ich würde Dich doch nicht umbringen wollen! Fortunat, kannst Du das denken?" Er war ganz außer sich.

„Miß Maud hat das doch nur bildlich gemeint."

„Ich frage Dich, ob Du wirklich glaubst, daß ich einem Menschen etwas zuleide thun könnte."

„Das — weiß ich nicht, Martin. Aber ich will es nicht hoffen."

Kopfschüttelnd stieg Heeken die Treppe hinab. Daß man solche Schlüsse aus seiner einfachen Handlungsweise zog, kränkte und beunruhigte ihn sehr. Er hätte sich gern noch weiter verteidigt, aber Fortunat raunte ihm auf der Treppe zu:

„Schweig jetzt davon."

Sie gingen an der nun geschlossenen Küche vorüber, ohne daß jemand noch einmal die Thür geöffnet hätte. Die Alte hörte die sich entfernenden Schritte und kroch aus dem Winkel hervor, in den

sie sich gehockt. Jetzt erst ergriff sie das Huhn und sah es ein Weilchen an. Es war tot, nichts konnte es wieder lebendig machen, da siegte der praktische Instinkt in ihr. Sie schnitt ihm den Hals ab und setzte sich hin, es zu rupfen. Lebte es doch nicht mehr, wollte sie sich wenigstens den Genuß des Essens nicht entgehen lassen. Sie murmelte dabei leise vor sich hin, auf den Sohn, die Schwiegertochter, das Haus, die ganze Stadt schimpfend, es erleichterte ihr das Herz und war ihre einzige Möglichkeit, sich zu rächen. —

Der Tag verging den dreien im übrigen angenehmer, als der Anfang ahnen ließ. Freilich trugen Maud und Fortunat allein die Kosten der Unterhaltung, aber es fiel ihnen nicht eigentlich auf, weil jede Stunde ihre Abwechselung brachte, nur einmal, in ein paar Augenblicken des Alleinseins, sagte Maud zu Fortunat, indem sie die Speisekarte beiseite schob:

„Ich glaube, Hühner kann ich nie wieder essen, ich schaudere, wenn ich nur daran denke.“

Er sah sie eindringlich an.

„Und was sagen Sie zu der Mutter, Miß Winter?“

Maud schlug die Augen nieder und drehte an ihrem Weinglase.

„Nichts, vorläufig. Ich denke, ich will nichts überstürzen. Aber wenn man sich einmal von irgend etwas nicht befreien kann, muß man es mit möglichster Fassung ertragen, es geht dann leichter.“

„Sie seufzt nicht einmal,“ dachte er. „Zu dieser Frau kann sie doch nicht herabsteigen wollen? Das wäre unmöglich! Aber vielleicht schickt Tino sie noch heim, vor der Hochzeit. Ich Esel, daß ich mich damals überhaupt da hineinmischte! Freilich, wer konnte das ahnen.“

Und da Maud es nicht gethan, seufzte er nun so eindringlich auf, daß sie ihn lächelnd ansah.

„Ich freue mich nur, daß Sie hier sind,“ beeilte er sich zu versichern.

Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Wenn Luzie das gehört hätte!“

„Luzie!“ Er lachte in seiner kindlichfrohen Laune laut auf. „Die würde ergebenst für mich danken.“

„Vielleicht doch nicht.“

„Bestimmt!“ versicherte er und lachte wieder.

Indem kam Heeken zurück. „Wie vergnügt sie sind,“ dachte er voll Neid. „Warum kann ich nicht auch so sein.“

Sechzehntes Kapitel.

Sie hatten zusammen Wohnungen angesehen, eine ganze Menge; aber keine genügte Mauds Ansprüchen, und je länger die Suche dauerte, je mehr grollte Martin innerlich über die verschwendete Zeit. Ihm wäre die erste schon die rechte gewesen, sobald sie nur einen Raum besaß, der ihm zum Atelier paßte.

Verdrießlich lehnte er am Thürpfosten des ersten leeren Zimmers, starrte schweigend vor sich hin und ließ die andern durch die unzähligen Räume wandern, prüfen, vergleichen, verwerfen. Er zeigte gar kein Interesse daran, und seine Meinung schien auch wenig in Betracht zu kommen. Maud wählte, Maud hatte Bedenken, sie allein war diejenige, um deren Wünsche es sich handelte. Das verletzte sein Selbstgefühl, seinen Künstlerstolz. Er nahm sich vor, fortgesetzt zu schweigen.

Endlich war aber doch etwas gefunden, was genügte, und er nahm es hin wie etwas, das ihn gar nicht weiter berührte, ohne Lob, ohne Tadel, anders wie Fortunat, der sich mit Leib und Seele in den Dienst der jungen Braut gestellt hatte und einen Eifer entwickelte, ihr in allem behilflich zu sein, daß diese behauptete, gar nicht ohne ihn fertig werden zu können.

„Sieh nur diese Enfilade von Zimmern,“ rief Maud enthusiastisch ihrem Verlobten zu. „Sechs in einer Reihe, das habe ich noch nirgends gefunden.“

„Sieh nur die Aussicht!“ fiel Fortunat ein und wies auf die breiten, hohen Fenster. „Kein vis-à-vis, nur die Bäume des Stadtparkes, die Dir in die Fenster sehen.“

„Und wie geschickt die großen und kleinen Räume verteilt.“

„Und wie entzückend das hohe, helle Studio, im Garten, mit dem Hause verbunden und dennoch für sich abgeschlossen.“

„Die Wohnung nehmen wir.“

„Natürlich, gleich!“ rief Fortunat in hellem Eifer.

Jetzt erst bemerkten sie, daß Heeken bisher kein Wort gesprochen, er schien kaum hinzuhören. Sie sahen sich verwundert an.

„Bist Du nicht einverstanden, Tino? Komm, sieh Dich doch auch einmal um.“ Sie schob ihren Arm unter den seinen, er entzog sich ihr.

„Ich glaube es Euch — natürlich! Jede Wohnung ist mir recht, wenn nur diese schreckliche Suche endlich zu Ende geht.“

„Warum hast Du so wenig Interesse für unser Heim?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Hätte ich nicht Fortunat, könnte ich mit niemand prüfen und sprechen.“

„Ich verstehe nichts davon. Mir ist jeder Ort gleich, ihm aber macht es Vergnügen, wie mir scheint.“

„Ja, wirklich, gab Fortunat aufrichtig zu. „So ein Nest sich zu bauen ist das Reizvollste, was ich bisher erlebt habe, obgleich es nicht einmal mein eigenes ist.“

„Aber das Ihrer besten Freunde,“ sagte Maud und reichte ihm die Hand. „Sie müssen oft kommen, Fortunat.“

„Ja, Du mußt oft kommen,“ wiederholte Heeken schnell, „schon meiner Frau wegen. Du verstehst von all diesem Firlefanz mehr wie ich.“

Fortunat küßte Mauds Hand. „Mehr als gern,“ sagte er mit Herzenswärme. —

Auch in den Möbelmagazinen erschienen sie zu dreien. Maud hatte einen feinen, ganz außerordentlichen wählerischen Geschmack, der Fortunat entzückte und den er meist teilte. Geschah das nicht, konnten sie in einen ganz ernstlichen Streit geraten. Heeken saß bei allebem wie ein Tauber und Blinder.

Zuerst hatte sie ihn um seine Meinung gefragt, ihre Wahl von der seinen abhängig machen wollen, aber er schien wirklich nur gezwungen mit dabei zu sein, wenig acht zu geben, war mürrisch und schweigsam. So ließen sie ihn endlich in Ruhe, ohne nach den Gründen zu forschen.

„Ich begreife es nicht,“ sagte Maud manchmal halblaut zu Fortunat.

„Ihm fehlt die Vorstellung der Wirkung im eigenen Heim,“ meinte dieser, der sich auch darüber wunderte.

Heeken trat zu ihnen. „Wozu schleppt Ihr mich eigentlich mit,“ fragte er.

„Aber lieber Tino, es geht Dich doch auch mit an.“

„Ich sehe wirklich nicht ein, warum drei Menschen herumlaufen müssen, um etwas zu kaufen, was einer ebensogut kann. Glaubst Du etwa, mir macht das Vergnügen?“ fragte er achselzuckend. „Es ist ja doch Dein — alles Dein!“ —

Sie ließen ihn endlich ganz fort, und er saß nun wieder in seinem Atelier — teils müßig, teils zeichnend und formend — wie es ihm gerade in den Kopf kam, aber einen neuen Entwurf hatte er noch nicht, oder wenigstens schob er ein Beginnen hinaus bis nach der Hochzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

VI.

Wie ein Sturm ging es durch Berlin — aufrüttelnd, erschütternd. Schill war fort mit seinem Regiment, war ausgezogen gegen den Feind, den Krieg anzuschüren, das Land zur Befreiung aufzuwecken. Was sollte nun werden? Würde der König den Krieg erklären? Würde auch das übrige Heer seinem zündenden Beispiel folgen? Noch war die Berliner Garnison ruhig, doch von Stunde zu Stunde erwartete man zu hören, daß auch die zurückgebliebenen Regimenter dem kühnen Parteigänger gefolgt wären. Die Spannung und Unruhe war unbeschreiblich. Die Besorgnis der Behörden, welche sich für die Vorgänge verantwortlich fühlten, stieg aufs höchste. Man sah den Vulkan und erwartete jeden Augenblick seinen Ausbruch.

Seit Renate von Schills Auszug als einer beglaubigten Thatsache erfahren, wandelte sie umher wie im Fiebertraum. Und Hasso sollte mitgegangen sein! Bekannte hatten ihn beim Ausmarsch an der Spitze seiner Schwadron gesehen und erzählten es ihr völlig glaubhaft. Doch sie konnte es noch nicht fassen, Furcht und Hoffnung lehnten sich dagegen auf: die Hoffnung, die beglückende, daß sie sich dennoch nicht in ihm getäuscht — und die Furcht zugleich, ihm so bitter unrecht gethan zu haben! Sie bat den alten Klaus, sich zu erkundigen, ob es wirklich wahr sei. Doch der wußte es ohnehin genau und bedurfte keiner Erkundigung. Von tiefer Unruhe erfüllt, suchte sie ihre Freundin Elise auf. Noch hatte sie zu dieser kein Wort von ihrem Zerwürfnis mit Hasso erwähnt, es war ihr zu schmerzlich und beschämend und sie hatte deshalb ein Alleinsein mit der Vertrauten möglichst vermieden, um sie nicht zu klar die schweren Bekümmernisse aus ihren Augen lesen zu lassen. Jetzt fragte sie beklommen, ob Elise etwas von Hasso wüßte, ob Schill von seinem Mitgehen gesprochen. „Ja natürlich!“ erwiderte Elise ihr unbefangen. „Und vor allen Dingen, Hasso war selber bei mir, um mir Lebewohl zu sagen, am Vormittag ihres Ausmarsches! Er war ja einer von den dreien, die um Ferdinands Plan wußten!“ fuhr sie mit einem Seufzer fort. „Ach, und er war so voll grimmiger Kampfesfreudigkeit! Auf meines Ferdinands Stimmung lag die Sorge der Verantwortung wie ein trübender Schleier! Hasso aber war wie eine funkenschlagende Stahlklinge!“ Sie lächelte bei diesen Worten, obgleich ihre Augen in Thränen standen.

„Aber er wollte ja doch nicht mit. Er bekämpfte Schills Ideen bis zum letzten Augenblick!“ rief Renate ganz verzweifelt vor diesem Chaos von Widersprüchen.

„Gewiß bekämpfte er sie,“ entgegnete Elise mit leichter Verwunderung. „Ferdinand hatte ihn um seine Ansicht befragt und die wich leider von der seinigen ab, das aber konnte doch für Hasso Rochlitz kein Grund sein, zurückzubleiben, wenn sein Regiment ins Feld zog!“

„Aber warum hat er mir das nicht gesagt!“ rief Renate jetzt, in Thränen ausbrechend, denn sie sah sich wie verraten und verkauft diesem Mißverständnis gegenüber.

Elisens Erstaunen wuchs. „Aber liebste Renate, was sollte er Dir sagen? So wie Du Hasso kennst, wie Du mit ihm stehst, kannst Du doch unmöglich hieran gezweifelt haben!“

Da warf Renate sich vor ihr nieder, den Kopf in ihren Schoß geschmiegt und rang in krampfhaftem

Schluchzen die Hände über dem Scheitel. „Ach, Elise — ich habe nicht nur an ihm gezweifelt — ich habe ihn verachtet, beleidigt, bis in den Tod gekränkt! Und so ist er von mir gegangen — unversöhnt! Ach, ich war seiner Liebe nicht wert — und nun habe ich ihn verloren!"

Sanft ließ die Freundin diesen Ausbruch des Jammers über sich ergehen. „Du armes Kind!" sagte sie endlich und streichelte liebkosend das braunlockige Haar der vor ihr Knieenden. „Gott gebe, daß sie bald gesund und siegreich zurückkehren, damit Du das Herzeleid wieder gut machen kannst, das Du ihm — und Dir selber angethan!"

* * *

Die Hofgesellschaft fand sich auf einem Fest bei der alten Prinzessin von Oranien zusammen. Alles eilte hin, — in der widersprechendsten Stimmung. Ein jeder wollte hören, was die andern etwa wußten, Meinungen austauschen und über die aufregende Sachlage beraten. Auch Herr von Belbegg war dort mit seiner Tochter Renate. Er wollte anfänglich zurückbleiben, aber das konnte er ihr nicht anthun. Hier endlich mußte ihr nähere Kunde über den Verbleib ihrer Freunde zu teil werden. Major von Zepelin, Rittmeister von Blücher und andere Herren waren dem Regiment nachgesandt und wieder zurückgekehrt. Sie berichteten die interessantesten Einzelheiten. Schills Rede an sein Regiment war im Wortlaut bekannt. Man ersah aus derselben genau seine Stellung zur Sache und seine Absichten. Zweifel konnten nicht mehr bestehen. Durstig trank Renates Ohr all diese Kunde, die sie mit glühendstem Interesse erfüllte. „Mein Gott, mein Gott, ich bin mit schuld daran!" stöhnte es angstvoll in ihrer Seele. „Jeder ist mit schuldig, der es auch nur gewünscht! O, und wie wird nun das Ende sein!?"

Dem Rittmeister von Blücher versuchte sie sich zu nähern. „Sagen Sie mir, Herr von Blücher," redete sie ihn hastig an, „war Rochlitz mit beim Regiment, haben Sie ihn gesehen?"

„Rochlitz?" Er lachte. „Ja, Rochlitz sah ich! Er ist Feuer und Flamme, der Tollsten einer! Das können Sie wohl denken, gnädiges Fräulein! Für den ist das so recht etwas!"

Renate schwieg. Ja — sie konnte es sich denken! Alle andern fanden es selbstverständlich und nur sie, die seinem Herzen nahe gestanden, die einzige auf der Welt — sie hatte ihn verkannt und ihm so schmähliches Unrecht angethan! — —

Die Aufregung in der Gesellschaft wollte auch hier kein Ende nehmen. Schills That wurde in den Himmel erhoben und die Anhängerinnen des sogenannten Tugendbundes, die Vertreterinnen der großen Freiheitsidee verschmähten es nicht, über diejenigen wegwerfend die Achseln zu zucken und sie zu verurteilen, welche gehorsam es vorgezogen hatten, vorläufig hier zu bleiben, um erst den Befehl ihres Königs zum Ausmarsch abzuwarten. Was berechtigte diese Frauen zu solchem Gebaren, dachte Renate, welche mit Sorge und Angst um das Schicksal der in den Kampf Gezogenen erfüllt war. Ihre Augen streiften Herrn von Quistorp, den Führer des Schillschen leichten Jägerbataillons, der in der Nähe stand, ein schöner, eleganter Mensch. Wie Pfeile schossen die höhnischen Worte über sein Haupt hin. Er wurde blaß bis in die Lippen und dann wieder stieg die Glut des Zornes und der Beschämung ihm bis zur Stirn hinauf. In heißem innerem Kampf wandte er sich ab, da trat Renate rasch auf ihn zu.

„Herr von Quistorp, das Benehmen dieser Damen finde ich empörend, unerhört."

Er blickte Renate finster entschlossen an. „Vielleicht — gnädiges Fräulein, und der Erfolg wird es ja lehren, sind die Ansichten dieser Damen nicht ganz ungerechtfertigt. Ich bin Schillscher Offizier, der Führer seiner berühmten Jäger, ich dürfte wohl nicht fehlen, wenn er zu Sieg und Ehre auszieht!"

„Das mag ja sein," gab Renate lebhaft zurück. „Sie aber sind niemand, am allerwenigsten diesen unweiblichen Wortführerinnen, Rechenschaft über Ihr Thun schuldig!" Während sie so sprach, leuchtete es plötzlich in ihr auf wie ein Blitz. Es wurde ihr klar, warum Hasso nur nach eigener Ansicht handeln konnte und jeden Einfluß zurückweisen mußte, der an seine Auffassungen von Pflicht und Ehre zu rühren wagte! „Ganz besonders den Ihrigen!" Jetzt verstand sie ihn völlig! Auch in diesem Worte, das ihr so besonders kränkend erschienen. Ach, warum war ihr nicht früher diese Klarheit gekommen?

„Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte, gnädiges Fräulein," hatte Quistorp darauf erwidert. „Soll ich die Schillschen von Ihnen grüßen, wenn ich sie sehe?"

„Ja, grüßen Sie den Major von mir, und Albert Wedell und — Rochlitz —"

Damit war ihre Unterhaltung beendet.

Am nächsten Morgen hatte Quistorp mit seinem Bataillon und drei Offizieren Berlin verlassen, um Schill aufzusuchen und sein Schicksal mit dem seinen zu vereinigen.

Es war die letzte frohe Stunde in dem Leben des tapferen Husarenkommandeurs, als das Häuflein bei ihm eintraf. In stürmischer Freude schloß er Quistorp in die Arme. Strahlenden Blickes musterte er die Reihen der Tapfern, die gekommen waren, um fortan zu den Seinen zu zählen. Er ließ sie einen Kreis um sich her schließen und sprach zu ihnen Worte des Willkommens in feurig zündender Rede. „Nicht Ehrsucht, nicht Eigennutz, nicht kindisches Gelüsten nach Abenteuern" — so schloß er — „hat mich zu diesem Schritt getrieben. Nur für die höchsten und heiligsten Güter erhob ich meinen Arm. Und das schwöre ich Euch, mein Säbel soll nicht eher wieder in der Scheide rasten, als bis ich meinem Könige auch das letzte Dorf der verlorenen Provinzen zurückerobert, oder ruhmvoll mein Grab gefunden habe. — Hat aber der Himmel es anders beschlossen, sollen wir untergehen, ohne daß Deutschland frei wird — nun wohlan denn: Besser ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende!"

Ja, dies war der letzte frohe Tag.

Zuerst hatte sie ihn um seine Meinung gefragt, ihre Wahl von der seinen abhängig machen wollen, aber er schien wirklich nur gezwungen mit dabei zu sein, wenig acht zu geben, war mürrisch und schweigsam. So ließen sie ihn endlich in Ruhe, ohne nach den Gründen zu forschen.

„Ich begreife es nicht," sagte Maud manchmal halblaut zu Fortunat.

„Ihm fehlt die Vorstellung der Wirkung im eigenen Heim," meinte dieser, der sich auch darüber wunderte.

Heeken trat zu ihnen. „Wozu schleppt Ihr mich eigentlich mit," fragte er.

„Aber lieber Tino, es geht Dich doch auch mit an."

„Ich sehe wirklich nicht ein, warum drei Menschen herumlaufen müssen, um etwas zu kaufen, was einer ebensogut kann. Glaubst Du etwa, mir macht das Vergnügen?" fragte er achselzuckend. „Es ist ja doch Dein — alles Dein!" —

Sie ließen ihn endlich ganz fort, und er saß nun wieder in seinem Atelier — teils müßig, teils zeichnend und formend — wie es ihm gerade in den Kopf kam, aber einen neuen Entwurf hatte er noch nicht, oder wenigstens schob er ein Beginnen hinaus bis nach der Hochzeit.

(Fortsetzung folgt.)

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

VI.

Wie ein Sturm ging es durch Berlin — aufrüttelnd, erschütternd. Schill war fort mit seinem Regiment, war ausgezogen gegen den Feind, den Krieg anzuschüren, das Land zur Befreiung aufzuwecken. Was sollte nun werden? Würde der König den Krieg erklären? Würde auch das übrige Heer seinem zündenden Beispiel folgen? Noch war die Berliner Garnison ruhig, doch von Stunde zu Stunde erwartete man zu hören, daß auch die zurückgebliebenen Regimenter dem kühnen Parteigänger gefolgt wären. Die Spannung und Unruhe war unbeschreiblich. Die Besorgnis der Behörden, welche sich für die Vorgänge verantwortlich fühlten, stieg aufs höchste. Man sah den Vulkan und erwartete jeden Augenblick seinen Ausbruch.

Seit Renate von Schills Auszug als einer beglaubigten Thatsache erfahren, wandelte sie umher wie im Fiebertraum. Und Hasso sollte mitgegangen sein! Bekannte hatten ihn beim Ausmarsch an der Spitze seiner Schwadron gesehen und erzählten es ihr völlig glaubhaft. Doch sie konnte es noch nicht fassen, Furcht und Hoffnung lehnten sich dagegen auf: die Hoffnung, die beglückende, daß sie sich dennoch nicht in ihm getäuscht — und die Furcht zugleich, ihm so bitter unrecht gethan zu haben! Sie bat den alten Klaus, sich zu erkundigen, ob es wirklich wahr sei. Doch der wußte es ohnehin genau und bedurfte keiner Erkundigung. Von tiefer Unruhe erfüllt, suchte sie ihre Freundin Elise auf. Noch hatte sie zu dieser kein Wort von ihrem Zerwürfnis mit Hasso erwähnt, es war ihr zu schmerzlich und beschämend und sie hatte deshalb ein Alleinsein mit der Vertrauten möglichst vermieden, um sie nicht zu klar die schweren Bekümmernisse aus ihren Augen lesen zu lassen. Jetzt fragte sie beklommen, ob Elise etwas von Hasso wüßte, ob Schill von seinem Mitgehen gesprochen. „Ja natürlich!" erwiderte Elise ihr unbefangen. „Und vor allen Dingen, Hasso war selber bei mir, um mir Lebewohl zu sagen, am Vormittag ihres Ausmarsches! Er war ja einer von den dreien, die um Ferdinands Plan wußten!" fuhr sie mit einem Seufzer fort. „Ach, und er war so voll grimmiger Kampfesfreudigkeit! Auf meines Ferdinands Stimmung lag die Sorge der Verantwortung wie ein trübender Schleier! Hasso aber war wie eine funkenschlagende Stahlklinge!" Sie lächelte bei diesen Worten, obgleich ihre Augen in Thränen standen.

„Aber er wollte ja doch nicht mit. Er bekämpfte Schills Ideen bis zum letzten Augenblick!" rief Renate ganz verzweifelt vor diesem Chaos von Widersprüchen.

„Gewiß bekämpfte er sie," entgegnete Elise mit leichter Verwunderung. „Ferdinand hatte ihn um seine Ansicht befragt und die wich leider von der seinigen ab, das aber konnte doch für Hasso Rochlitz kein Grund sein, zurückzubleiben, wenn sein Regiment ins Feld zog!"

„Aber warum hat er mir das nicht gesagt!" rief Renate jetzt, in Thränen ausbrechend, denn sie sah sich wie verraten und verkauft diesem Mißverständnis gegenüber.

Elisens Erstaunen wuchs. „Aber liebste Renate, was sollte er Dir sagen? So wie Du Hasso kennst, wie Du mit ihm stehst, kannst Du doch unmöglich hieran gezweifelt haben!"

Da warf Renate sich vor ihr nieder, den Kopf in ihren Schoß geschmiegt und rang in krampfhaftem

Schluchzen die Hände über dem Scheitel. „Ach, Elise — ich habe nicht nur an ihm gezweifelt — ich habe ihn verachtet, beleidigt, bis in den Tod gekränkt! Und so ist er von mir gegangen — unversöhnt! Ach, ich war seiner Liebe nicht wert — und nun habe ich ihn verloren!“

Sanft ließ die Freundin diesen Ausbruch des Jammers über sich ergehen. „Du armes Kind!“ sagte sie endlich und streichelte liebkosend das braunlockige Haar der vor ihr Knieenden. „Gott gebe, daß sie bald gesund und siegreich zurückkehren, damit Du das Herzeleid wieder gut machen kannst, das Du ihm — und Dir selber angethan!“

* * *

Die Hofgesellschaft fand sich auf einem Fest bei der alten Prinzessin von Oranien zusammen. Alles eilte hin, — in der widersprechendsten Stimmung. Ein jeder wollte hören, was die andern etwa wußten, Meinungen austauschen und über die aufregende Sachlage beraten. Auch Herr von Velbegg war dort mit seiner Tochter Renate. Er wollte anfänglich zurückbleiben, aber das konnte er ihr nicht anthun. Hier endlich mußte ihr nähere Kunde über den Verbleib ihrer Freunde zu teil werden. Major von Zepelin, Rittmeister von Blücher und andere Herren waren dem Regiment nachgesandt und wieder zurückgekehrt. Sie berichteten die interessantesten Einzelheiten. Schills Rede an sein Regiment war im Wortlaut bekannt. Man ersah aus derselben genau seine Stellung zur Sache und seine Absichten. Zweifel konnten nicht mehr bestehen. Durstig trank Renates Ohr all diese Kunde, die sie mit glühendstem Interesse erfüllte. „Mein Gott, mein Gott, ich bin mit schuld daran!“ stöhnte es angstvoll in ihrer Seele. „Jeder ist mit schuldig, der es auch nur gewünscht! O, und wie wird nun das Ende sein!?“

Dem Rittmeister von Blücher versuchte sie sich zu nähern. „Sagen Sie mir, Herr von Blücher,“ redete sie ihn hastig an, „war Rochlitz mit beim Regiment, haben Sie ihn gesehen?“

„Rochlitz?“ Er lachte. „Ja, Rochlitz sah ich! Er ist Feuer und Flamme, der Tollsten einer! Das können Sie wohl denken, gnädiges Fräulein! Für den ist das so recht etwas!“

Renate schwieg. Ja — sie konnte es sich denken! Alle andern fanden es selbstverständlich und nur sie, die seinem Herzen nahe gestanden, die einzige auf der Welt — sie hatte ihn verkannt und ihm so schmähliches Unrecht angethan! — —

Die Aufregung in der Gesellschaft wollte auch hier kein Ende nehmen. Schills That wurde in den Himmel erhoben und die Anhängerinnen des sogenannten Tugendbundes, die Vertreterinnen der großen Freiheitsidee verschmähten es nicht, über diejenigen wegwerfend die Achseln zu zucken und sie zu verurteilen, welche gehorsam es vorgezogen hatten, vorläufig hier zu bleiben, um erst den Befehl ihres Königs zum Ausmarsch abzuwarten. Was berechtigte diese Frauen zu solchem Gebaren, dachte Renate, welche mit Sorge und Angst um das Schicksal der in den Kampf Gezogenen erfüllt war. Ihre Augen streiften Herrn von Quistorp, den Führer des Schillschen leichten Jägerbataillons, der in der Nähe stand, ein schöner, eleganter Mensch. Wie Pfeile schossen die höhnischen Worte über sein Haupt hin. Er wurde blaß bis in die Lippen und dann wieder stieg die Glut des Zornes und der Beschämung ihm bis zur Stirn hinauf. In heißem innerem Kampf wandte er sich ab, da trat Renate rasch auf ihn zu.

„Herr von Quistorp, das Benehmen dieser Damen finde ich empörend, unerhört.“

Er blickte Renate finster entschlossen an. „Vielleicht — gnädiges Fräulein, und der Erfolg wird es ja lehren, sind die Ansichten dieser Damen nicht ganz ungerechtfertigt. Ich bin Schillscher Offizier, der Führer seiner berühmten Jäger, ich dürfte wohl nicht fehlen, wenn er zu Sieg und Ehre auszieht!“

„Das mag ja sein,“ gab Renate lebhaft zurück. „Sie aber sind niemand, am allerwenigsten diesen unweiblichen Wortführerinnen, Rechenschaft über Ihr Thun schuldig!“ Während sie so sprach, leuchtete es plötzlich in ihr auf wie ein Blitz. Es wurde ihr klar, warum Hasso nur nach eigener Ansicht handeln konnte und jeden Einfluß zurückweisen mußte, der an seine Auffassungen von Pflicht und Ehre zu rühren wagte! „Ganz besonders den Ihrigen!“ Jetzt verstand sie ihn völlig! Auch in diesem Worte, das ihr so besonders kränkend erschienen. Ach, warum war ihr nicht früher diese Klarheit gekommen?

„Ich danke Ihnen für Ihre freundlichen Worte, gnädiges Fräulein,“ hatte Quistorp darauf erwidert. „Soll ich die Schillschen von Ihnen grüßen, wenn ich sie sehe?“

„Ja, grüßen Sie den Major von mir, und Albert Wedell und — Rochlitz —“

Damit war ihre Unterhaltung beendet.

Am nächsten Morgen hatte Quistorp mit seinem Bataillon und drei Offizieren Berlin verlassen, um Schill aufzusuchen und sein Schicksal mit dem seinen zu vereinigen.

Es war die letzte frohe Stunde in dem Leben des tapferen Husarenkommandeurs, als das Häuflein bei ihm eintraf. In stürmischer Freude schloß er Quistorp in die Arme. Strahlenden Blickes musterte er die Reihen der Tapfern, die gekommen waren, um fortan zu den Seinen zu zählen. Er ließ sie einen Kreis um sich her schließen und sprach zu ihnen Worte des Willkommens in feurig zündender Rede. „Nicht Ehrsucht, nicht Eigennutz, nicht kindisches Gelüsten nach Abenteuern“ — so schloß er — „hat mich zu diesem Schritt getrieben. Nur für die höchsten und heiligsten Güter erhob ich meinen Arm. Und das schwöre ich Euch, mein Säbel soll nicht eher wieder in der Scheide rasten, als bis ich meinem Könige auch das letzte Dorf der verlorenen Provinzen zurückerobert, oder ruhmvoll mein Grab gefunden habe. — Hat aber der Himmel es anders beschlossen, sollen wir untergehen, ohne daß Deutschland frei wird — nun wohlan denn: Besser ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende!“

Ja, dies war der letzte frohe Tag.

Am folgenden Morgen, im Quartier zu Bernburg, traf eine Schreckensnachricht ein, die allem Hoffen auf Gelingen ein Ziel setzte. Der Aufstand des Obersten Dörnberg, mit dem sich Schill vereinigen wollte, war völlig und endgültig niedergeschlagen, der edle Dörnberg selber, nur um Leben und Freiheit zu retten, nach England entflohen. Und noch schlimmer die zweite Botschaft, die bald darauf folgte. Die Nachricht von dem Siege des Erzherzogs Karl bei Hof erwies sich als falsch — Napoleon hatte ihn in einer Reihe von Gefechten völlig geschlagen und zog aufs neue als Sieger gegen die Mauern von Wien.

Ein Unglück kommt selten allein, gewiß! Aber waren denn dies nicht schon ihrer zwei, die auf des kühnen Parteigängers Haupt hereingebrochen, um ihm den Untergang zu verkünden? War es nicht genug damit? Nein — drei Raben waren es, die über seinem Haupte kreisten, und der dritte, der dritte — der brachte das Verderben, den Todesstoß all seiner Hoffnung, all seinem Ruhm — seiner Soldatenehre, dem Zweck und Inhalt seines Lebens!

Ein Kurier aus Berlin erschien und ließ sich bei dem Major melden. Dieser empfing ihn in seinem Quartier allein und nahm die Schriftstücke entgegen, welche er ihm überbrachte. Es war ein Kabinettsbefehl des Königs, in welchem Schill aufgefordert wurde, ungesäumt zurückzukehren und sich dem Kriegsgericht zu stellen. Sein Vorgehen wurde als Verleitung zur Desertion des ihm anvertrauten Regiments aufgefaßt — als Landfriedensbruch. Er selbst sollte wegen Desertion und Landesverrat angeklagt werden, da er gegen den Willen des Königs gehandelt und diesen, dem Kaiser von Frankreich gegenüber, in die peinlichste Verlegenheit gesetzt hätte.

Die ganze Schale des königlichen Zornes war ausgeschüttet über sein Haupt. Und er hatte geglaubt — — —

Schill stand in seinem Zimmer, auf den Tisch gelehnt, das verhängnisvolle Schreiben in der Hand. Die Hand sank langsam immer tiefer herab. Er regte sich nicht. Kaum daß die Brust sich hob unter mühsamen Atemzügen. Auf seiner Stirn traten Schweißtropfen hervor.

Der wartende Kurier machte eine Bewegung. Da schrak der Major auf. Er entließ ihn.

Die Offiziere standen draußen umher, gingen wartend auf und nieder. Sie wußten, daß der Kurier aus Berlin gekommen, doch nicht, was er gebracht. Nur daß es nichts Gutes sein konnte, das wußten sie. Die beiden vorherigen Unglücksbotschaften hatten auch sie mit tiefer Niedergeschlagenheit erfüllt. Nun spürten sie den Flügelschlag des dritten der Raben verhängnisvoll über ihren Häuptern.

Stunden vergingen. Schill ließ sich nicht sehen, nicht hören. Es war Nacht in seiner Seele und diese Nacht mußte er durchkämpfen, bis er seine Stirn dem Tageslicht und den Augen der Seinen wieder zeigen konnte.

Er hatte geglaubt, in des Königs Namen, mit des Königs stillschweigender Bewilligung zu handeln. „Für meinen geliebten König, für meine angebetete Königin" — das war das Motto, mit dem er ausgezogen war. Das letzte Dorf der geraubten Provinzen seinem König wiedererobern — Sieg und Ehre dem Kriegsherrn zu Füßen zu legen, und sein Herzblut dazu — tropfenweise, glühend, hingebend — und selig, wenn es nur rinnen durfte für diesen dreimal heiligen Zweck.

Und nun — Desertion, Landfriedensbruch, Landesverrat!

Warum eigentlich nicht Hochverrat?

Ferdinand von Schill brach in ein Lachen aus. Er preßte die geballte Faust vor seine Stirn und lachte wieder. Das erschien ihm wie eine Erleichterung. Es war als sei das Herz ihm aus der Brust gerissen und diesen fürchterlichen, wahnsinnigen Schmerz übertäubte das Lachen.

Und alle diese Männer, die er mit sich geführt — zur Desertion verlockt, in Schande oder Untergang — die treuen, ritterlichen Kameraden. Auf sein Haupt das alles! Auf sein Haupt die Last so furchtbarer Verantwortung!

„O mein Gott, was hab' ich gethan! Landesverräter!"

Wieder dieses Lachen!

Jetzt hörte es draußen Major Lützow. Es war nicht länger zu ertragen. Lützow stand ihm nah als Freund und Altersgenosse, im Range selbst ihm gleich, er konnte schon einmal die Schranke überschreiten. Rasch entschlossen klopfte er an die Thür und trat hinein. „Bitte um Verzeihung, wenn ich störe, Herr Major!"

Mühsam richtete Schill sich auf. „Du bist es, Adolf — komm — ich habe mit Dir zu sprechen!" Er sprach aber nicht. Worte standen ihm nicht zu Gebote. Stumm reichte er dem Freunde die königliche Kabinettsordre hin. Lützow war überwältigt von Entsetzen.

„Um Gottes willen, Schill, was wirst Du thun?"

Mit matter Bewegung strich sich Schill das schwarze, feucht gewordene Haar aus der Stirn. „Ich habe nicht zu entscheiden, was wir thun wollen!" sagte er. „Ich habe Euer aller Schicksal mit dem meinen zugleich verwirkt, und nicht ohne Eure Entschließungen zu befragen, kann ich weiter handeln!" In schwerer Aufregung begann er im Zimmer hin und her zu gehen. „Es ist eine harte Wahl, vor die ich gestellt bin — entweder bei Napoleon oder bei unserm Könige um einen Kerker für mich und Euch zu bitten! — Aber — es giebt noch ein Drittes!" Er blieb stehen und hob wie in plötzlicher Aufwallung beide Arme gen Himmel. „Gott sei Dank — es giebt noch ein Drittes!"

„Ja, Schill, es giebt noch ein Drittes," sagte Lützow mit vor Schmerz unsicherer Stimme. „Dahin wirst Du uns führen, und in unserm Blute werden wir uns des Königs Vergebung und Gnade zurückerkaufen. Ich habe Dich noch nie verzagt gesehen — bedenke, Du darfst auch den jüngeren Kameraden keine Mutlosigkeit zeigen! Auf Deiner persönlichen Haltung ist jetzt ihr aller Schicksal gegründet!"

„Die armen Jungens!" sagte Schill, und ein Lächeln, trauriger als Thränen der Verzweiflung, irrte

über sein Gesicht. „Ruf' sie mir her, Adolf," er zog seinen nervigen Körper in festere Haltung. „Ich will das Offizierkorps sprechen!"

Das Offizierkorps versammelte sich. Ruhig trat Major von Schill ihnen entgegen. Sein Gesicht erschien ihnen um Jahre gealtert. Sein Blick war matt, sein Ausdruck der eines gebrochenen Mannes. Fest und klar aber redete er sie an. Er teilte ihnen den Inhalt der Kabinettsordre mit und stellte ihnen seine verzweifelte Lage so dar, wie sie in Wirklichkeit war. Keine mildernden Umstände spiegelte er ihnen vor, keine lockenden Hoffnungen zeigte er ihnen als Ausweg. Mit keiner Silbe erinnerte er sie an ihre Versprechungen, mit ihm siegen oder untergehen zu wollen. Er gab ihnen das Wort wieder, das ihr Schicksal an das seine band, und bot ihnen an, sie zurückzuführen. Zurück nach Berlin, zur Armee, wo ihrer vielleicht die Verzeihung und Gnade des Allerhöchsten Kriegsherrn warten würde.

Ihrer vielleicht — doch ohne ihn — das sagte er nicht dabei. Seiner wartete dort Kerker, Kriegsgericht und die schwere Strafe für Desertion. Er bot ihnen somit das schwerste Opfer an, das Gott und Menschen ersinnen mochten, ihm aufzuerlegen! Das schwerste Opfer, mit dem ein Mensch seines Herzens Heiligtümer, seines Lebens Ziele hinwirft, um einen Schatten von dem zu retten, was durch seine Schuld zu Grunde gegangen ist.

Sein ritterliches Offizierkorps aber verstand, was er ihnen anbot und was er ihnen opfern wollte. Sie verstanden ihn alle.

„Überlegt es Euch, Kameraden — beratschlagt — und teilt mir Euren Entschluß mit!" sagte er noch und trat fort an das Fenster, auf dessen Sims er sich stützte.

„Da ist nichts zu überlegen, nichts zu beratschlagen!" brauste Rochlitz feurig auf. „Herr Major, wir wissen alle auch ohnedem, was wir Ihnen zu antworten haben!"

„Das ist Ihre Ansicht, Rochlitz," sagte Bärsch gemessen, „doch vielleicht nicht die aller Herren. Jeder von uns hat seine Meinung zu äußern, die Entscheidung werden wir danach gemeinsam treffen. Daß der Vorschlag des Herrn Major ein höchst vernünftiger ist, wird wohl jedem von uns einleuchten müssen!"

„Jawohl," murmelte Hasso zwischen den Zähnen, „aber die Vernunft hat hier bisher eine sehr geringe Rolle gespielt — jetzt ist am wenigsten der Moment, unsere Entschließungen von ihr beherrschen zu lassen!"

Beschwichtigend legte Lützow die Hand auf seinen Arm. „Rochlitz, wir sind ja alle einer Ansicht, Bärsch nicht anders als Sie und ich! Was meinen Sie, meine Herren?" Er wandte sich bei diesen Worten an Hagen, François, Brünnow und die übrigen. Ein Murmeln durchlief die Reihen. Die Bestürzung der Offiziere war freilich groß, denn die meisten waren mehr oder minder überzeugt gewesen, daß Schill wirklich den geheimen Wunsch oder Willen des Königs ausgeführt. Ganz klar über die Sachlage sahen nur Lützow, Rochlitz und Bärsch. Doch das beirrte ihre Entschließung nicht. In unbedingter Zustimmung fand dieselbe ihren Ausdruck und richtete sich alsbald in offenem Zuruf an ihren Führer.

„Wir gehen alle mit Ihnen, Herr Major, wohin Sie uns führen! Sie haben unser Wort! Ihre Sache ist die unserige! Nein, nein, nicht zurück — das bedeutet schmähliche Strafe und vorwärts einen Untergang mit Ehren! — Wir stehen unverbrüchlich zu Ihnen, Herr Major!" So schallte es ihm von allen Seiten entgegen. Sie umringten ihn und drückten seine Hände. Sie gelobten ihm aufs neue Waffenbrüderschaft und Treue bis in den Tod.

„Liebe Kameraden, ich dank' Euch! Wollte Gott, ich könnt' es zum guten Ende führen!" Seine heißen Augen schimmerten feucht im Übermaß tiefster Empfindung. „Aber was wollen wir nun thun?" fuhr er fort. „Ich will unter diesen Verhältnissen nicht ohne Ihre Zustimmung weitere Pläne entwerfen. Wir wollen jetzt Kriegsrat halten! Ich bitte um Ihre Meinungen, meine Herren!"

Es wurde lebhaft beraten, verschiedene Pläne vorgetragen. Schill hörte sie alle mit an. Gesenkten Hauptes stand er da, irr und unstet ging sein Blick hin und her und haftete dann wieder am Boden. Wie über die zerrissenen Saiten einer Harfe ein gellender Mißklang — so irrten über seine Seele nur immer zwei Worte hin, die all sein Denken und Fühlen vernichteten: Desertion — Landesverrat!

Jetzt trug Major von Lützow klar und in feuriger Rede seine Ideen vor. Sie mußten wohl gut sein, denn sie fanden einstimmigen Beifall. Quer durch die Altmark und das Hannöversche über die Weser nach Ostfriesland. Dort könnte und müßte man sich halten, eine sichere Stütze finden in dem treu preußisch gesinnten, tapferen Friesenvolke, unter den denkbar günstigsten Landesverhältnissen. Wenn sie dennoch dann das Unglück verfolgen sollte, fände man schlimmstenfalls auf britischen Schiffen oder in Helgoland sichere Zuflucht.

Alle schienen die Zustimmung des Kommandeurs zu erwarten, doch dieser zögerte unentschlossen. „Ich behalte mir die Entscheidung noch vor — die Sachlage ist nicht so klar, als Sie denken, meine Herren! Der Vorschlag des Major von Lützow hat ja gewiß vieles für sich, doch kann ich ihm nicht sofort unbedingt beitreten. Ich werde meine Entscheidung rechtzeitig kundthun! Für jetzt danke ich Ihnen, meine Herren!"

Sie waren entlassen und gingen — jeder einzige mit schwer bekümmerter Seele. Das hatten sie nicht erwartet! Nein, von allem, was geschehen konnte, das nicht! Diesen schweren Zorn des Königs — für eine That so freudiger, patriotischer Hingabe. Doch schlimmer noch als dies alles erschien ihnen der seelische Zustand ihres Kommandeurs. Nicht einer vermochte sich darüber zu täuschen, daß es Verzweiflung war, die in seinem irren, trostlosen Blick geglüht, ratlose Unentschlossenheit, welche aus seinen zerstreuten Worten zu ihnen geredet. „Er wird sich wieder finden! Er wird sich fassen!" trösteten einige der älteren, die ihn lange kannten. „Man hat ihn noch nie verzagen sehen, er wird auch jetzt seinen

Mut zurückgewinnen!“ Damit trennten sie sich — beschwert im Herzen wie mit Felsenlast.

Nein, noch hatte ihn niemand verzagen sehen, aber wer sah ihn denn auch je zuvor in so furchtbarem Zwiespalt, sein Schiff gescheitert, zerschellt, auf morscher Planke in den Sturm hinausgetrieben? Wer sah ihn je zuvor — ein verlorener Mann, belastet mit einer Verantwortung, die lähmend jeden Rettungsgedanken in ihm niederschlug? Erdrückt von des Königs Zorn, zum Verbrecher gestempelt, und damit seines ganzen inneren Haltes beraubt!

So stand Ferdinand von Schill an der Spitze des hoffnungslosen Unternehmens als Führer seiner todesmutigen Schar. Und so führte er sie ins sichere Verderben.

Achter Abschnitt.

Stralsund.

So ziehet der tapfere, der mutige Schill,
Der mit den Franzosen sich schlagen will,
Ihn sendet kein Kaiser, kein König hinaus,
Ihn sendet die Freiheit, das Vaterland aus!

— — — — — — — — — — —

O Schill, o Schill, Du tapferer Held,
Was sprengst Du nicht mit den Reitern ins Feld?
Was schließest in Mauern die Tapferkeit ein?
In Stralsund, da sollst Du begraben sein!

I.

Bei Dodendorf stand Schill dem Feinde zum ersten Male in offenem Gefecht gegenüber. Die Garnison von Magdeburg war ihm entgegengerückt, teils französische, teils westfälische Truppen des Königs Jérôme. Die westfälischen wollte Schill zunächst versuchen, an sich zu ziehen. Deutsche Krieger — es erschien ihm unglaublich, daß dieselben nicht freudig bereit sein sollten, ihm zu folgen. Der Lieutenant Stock, ein weißes Taschentuch schwenkend, ritt an das nächste Karree heran. „Kameraden,“ rief er mit kräftiger Stimme, „wir kommen nicht als Feinde, sondern in der Absicht, unsere deutschen Brüder vom Joch der Fremdherrschaft zu befreien. Ihr werdet der guten Sache Euren Beistand nicht versagen! Kommt zu uns herüber und vereinigt Euch mit uns, dieses Ziel zu erreichen!“

Der Kommandeur des Bataillons ritt ihm entgegen, mit dem Bescheide, sich zurückzuziehen, da seine Worte nicht die eines Parlamentärs, sondern eines Verräters wären. Lieutenant Stock wandte sein Pferd. Da krachte ein Schuß aus den feindlichen Reihen — er wankte im Sattel und stürzte entseelt zu Boden.

Ein Schrei der Wut erscholl von preußischer Seite her. Doch das konnte ja nicht möglich — konnte keine Absicht gewesen sein. Lieutenant Bärsch unternahm einen zweiten Versuch — ein Kugelregen empfing ihn schon von weitem. Wie durch ein Wunder entging er der Todesgefahr. Jetzt ließ Schill zum Angriff blasen, und stürzte seiner racheschnaubenden Schar voran auf den Feind. Ein kurzes, heißes Ringen entstand. Von allen Seiten griffen die Schillschen Schwadronen an. Es gelang ihnen, die Karrees zu sprengen, den Feind zum Rückzug zu bewegen.

Schill war selber mit seinem Zuruf und Beispiel überall zugleich. Stolz und hehr, das ritterliche Bild eines siegreichen Reiterführers, hielt er auf dem Schlachtfelde — und nahm die Meldung entgegen, daß der Feind sich im vollen Rückzuge nach Magdeburg zu befände. Da gab er den Befehl zum Abmarsch. Mit Schmerz sah er, welche schweren Verluste unter den Seinen dieser Sieg ihm gekostet. Ein Viertel der Mannschaft fast war gefallen und verwundet, mehrere Offiziere darunter, auch Major von Lützow, sein Freund, schwer getroffen. Das war ein harter Schlag.

Und wie schmerzlich die Erfahrung, die er heut gemacht. Um die deutschen Brüder zu befreien vom Joche des fremden Komödiantenkönigs war er eingedrungen in dieses Land, sicher, als Erretter und Befreier von ihnen begrüßt zu werden. Mit einem Kugelregen hatten sie ihn empfangen, sein Befreiungsangebot als Feindschaft und Verrat zurückgewiesen! Vergebens — vergebens also auch dies! Er vermochte in seinem glänzenden Siege nicht viel anderes denn eine Niederlage zu sehen.

In Wansleben bezog Schill für diese Nacht Quartier. Der Amtsrat Küson nahm ihn und den größten Teil der Offiziere gastfreundlich auf. Seine Leute lagen im Dorfe.

Müde von der schweren Arbeit des Tages, ermattet vom Kummer, der ihn quälte, stieg der Husarenkommandeur vom Pferde. Eine größere Anzahl der Offiziere war bereits hier versammelt, als erwarteten sie ihn. Straff grüßend standen sie zur Seite. Als er an ihnen vorüberging, streifte sein Blick über sie hin und ein Lächeln ging über sein Gesicht. Wie müde gearbeitet, staubig und heiß sie alle aussahen, viele verwundet und verbunden. Er hemmte seinen Schritt. „Kameraden, ich glaube, wir haben uns heute gut geschlagen!“ sagte er.

„Zu Befehl, Herr Major!“ Es war Rochlitz, der geantwortet hatte, freudig, im Ton der Überzeugung. Der Major lachte, angenehm berührt.

„Können die Herren mir sagen, wie es dem Major Lützow geht?“ fragte er dann.

„Ich war eben bei ihm,“ berichtete Hagen, „sein Bruder ist noch dort und Doktor Werdermann. Kessel und Hellwig liegen im selben Zimmer. Major Lützows Verwundung ist wohl am schwersten, doch hoffentlich nicht lebensgefährlich. Bis jetzt aber ist er bewußtlos!“

Schill seufzte. „Führen Sie mich zu ihm, lieber Hagen!“

An der Abendtafel, die der Amtsrat mit Sorgfalt für seine tapferen Gäste hergerichtet, sah der Major seine Offiziere wieder. „Wo ist Rochlitz?“ fragte er, um sich blickend. Er hatte auf Hassos unverwüstlichen Humor und belebende Unterhaltung gerechnet, darum vermißte er ihn sogleich.

„Rochlitz steht draußen und unterhält sich mit irgend jemand, Herr Major!“ berichtete Blomberg. „Es ist ein Mensch in Civil, ich kenne ihn nicht, aber Rochlitz trifft ja überall gute Freunde!“

„Auch hier in Feindes Land?“ fragte Schill mit schmerzlicher Betonung.

„Herr, es sind nicht lauter Feinde hier!“

„Nein, wahrhaftig! Das empfinden wir mit Dank!“ rief Schill, sein Glas gegen den freundlichen Wirt erhebend.

Dieser dankte verbindlich. „Es war übrigens einer meiner Beamten, mit dem der Herr von Rochlitz sprach,“ sagte er dann erläuternd. „Er ist heute von Kassel angekommen; wahrscheinlich brachte er Nachrichten, die den Herrn interessierten!“

Jetzt trat Hasso herein und sofort auf den Kommandeur zu. „Bitte um Verzeihung, Herr Major, ich bringe hier etwas, das für Sie und uns alle von Interesse sein dürfte!“ Er legte ein Zeitungsblatt vor ihn hin, den „Westfälischen Moniteur“. Es standen zwei Proklamationen darin, die waren freilich sehr interessant. Schill flog mit den Augen darüber hin und lachte. Dann las er die erste den Herren vor. König Jérôme, entrüstet über den „Ausreißer und Piraten“, der sich unterstanden, in sein Reich einzufallen, befahl all seinen Getreuen, Jagd auf denselben zu machen und ihn tot oder lebendig abzuliefern. Ein Preis von zehntausend Francs war auf seinen Kopf gesetzt.

„Das ist eigentlich nicht viel,“ bemerkte der Major leichthin. „Solche Summen verjubelt der Herr Jérôme mit seinen Maitressen und Spießgesellen wohl Tag für Tag. Wenn mein Kopf ihm nicht mehr wert ist, so haben wir ihm noch nicht den genügenden Eindruck gemacht!“

„Will's Gott, werden wir's ihm bald noch deutlicher markieren!“ erwiderte Hasso, der dann seinen Platz an der andern Seite der Tafel einnahm.

„Ich werde ihm antworten,“ sagte Schill lächelnd, „und auf seinen Kopf einen Preis von fünf preußischen Thalern setzen, mehr ist er mir auch nicht wert!“ Seine Augen blieben gesenkt auf das zweite Schriftstück — ein Armee-Bulletin von Napoleon: ‚Ein gewisser Schill, eine Art von Brigand, der in der letzten preußischen Campagne Verbrechen auf Verbrechen gehäuft und dafür den Grad eines Colonel erhalten, sei mit seinem Regiment von Berlin desertiert‘, hieß es darin. Der König von Preußen habe ihn durch den Gouverneur von Berlin als Deserteur erklären lassen. Seine Majestät der Kaiser habe ein Observationskorps von sechzigtausend Mann gegen ihn entsendet — und so fort. Das Bulletin enthielt fast so viele Lügen als Worte, und würde dem stolzen Husarenführer wohl dasselbe Vergnügen bereitet haben, als das erste Schriftstück, wenn nicht der eine Satz darin gestanden, daß ihn der König als Deserteur erklärt habe. Bonaparte, der Erzfeind, mußte es der Welt verkünden, daß sein König ihn von sich gestoßen in Ungnade und Zorn! Es war wie ein glühendes Eisen, das in die unaufhörlich blutende Wunde seines Herzens hineingestoßen ward. Doch wurde sein Vergehen von dem großen Völkertyrannen wenigstens nicht dazu benutzt, um gegen den geliebten König einen Kriegsvorwand zu schmieden. Auch das hatte Schill gefürchtet und diese Besorgnis war nun von ihm genommen. Er bezahlte sie gern mit dem bitteren Schmerz, sein Herzeleid durch Napoleon verkündet zu sehen. Auch dieses für den König. Damit war ja erfüllt, was er als seines Lebens Zweck ansah. Er hatte also nicht darüber zu klagen.

Er schob das Zeitungsblatt in die Tasche seines Dolmans, erhob sich und ging hinaus, von Bärsch, seinem Adjutanten, begleitet. Er ging, um zu sehen, wie seine Husaren untergebracht waren, ob man gut für sie gesorgt, ob ihnen nichts mangelte nach des Tages heißer Arbeit. Die frischen, trotzigen Lieder, die sie sangen, der frohe Zuruf, mit dem sie den geliebten Kommandeur begrüßten — aus der Ferne schon, das war ja die einzige, flüchtige Freude, die ihm geblieben aus dem großen Schiffbruch, in dem sein Leben versank.

II.

Die Kriegsgeschichte bezeichnet es als einen großen Fehler, daß Schill seinen Zug jetzt nordöstlich richtete, sich mit Eroberung der bedeutungslosen Festung Dömitz aufhielt und endlich, daß er Stralsund zu seinem Ziele ausersah. Das ganze Mecklenburger Land mußte er durchziehen, während von allen Seiten feindliche Truppen gegen ihn heranrückten. Außer den Franzosen noch Dänen und Holländer unter General Gratien. Letztere beiden standen unter dem Druck Napoleons und befolgten dessen Befehle. Auf der vierten Seite aber hatte er die preußische Grenze, und die vor allen andern durfte er nicht überschreiten, auch dort standen Truppen gegen ihn zur Wehr. Diese traurige Thatsache war ein immer erneuter Schmerz für den mutigen Freiheitskämpfer und eine unüberwindliche Demütigung. In Stralsund jedoch, wo er in früherer Zeit ruhmvolle Siegestage, Ansehen und Beliebtheit genossen — hoffte er auf besten Empfang! Die stolze „Perle der Ostsee“ sollte sich an seiner Hand verteidigen, wie sie es einst gegen Wallenstein gethan, so wie sich jetzt Saragossa gegen Napoleon gewehrt, zur Bewunderung von ganz Europa. Durch dergleichen phantastische Vorstellungen und romantische Ideen wurde er abgezogen von dem Wege klarer und kluger Berechnung. Den Einwendungen und Vorschlägen seiner Offiziere war er nicht mehr zugänglich. Der einzige, auf den er noch gehört hätte, Adolf Lützow, lag schwer verwundet in Fieberphantasien danieder. Durch seine schwierige Lage niedergedrückt und mißtrauisch gemacht, in krankhaft gereizter Stimmung, begann er in jedem Ratschlag, jeder anders lautenden Meinung eine Auflehnung zu sehen, die er schroff und unduldsam zurückwies, völlig unähnlich seinem sonst so gütig liebenswürdigen Wesen.

Mit fieberhafter Rastlosigkeit strebte er nun seinem vorgesteckten Ziele zu. Herrn von Bothmer und den Rittmeister von Bornstedt sandte er nach England, um sich von dort die Hilfe der englischen Flotte zu sichern. Sie vermochten es nicht mehr, den Auftrag auszuführen, so lange er Rettung bringen konnte. In Dömitz blieb der Lieutenant von François mit einer kleinen Besatzung zurück. Später folgte er dem

Korps, wobei er sich Schritt für Schritt mit unvergleichlicher Tapferkeit den Weg erkämpfte. Zu Kommandos aller Art, zu jeglichem Unternehmen, zu todesmutiger Aufopferung fand Schill, wie die Geschichte berichtet, in seinem Korps stets so viel Männer bereit, als es deren überhaupt zählte. Fast jeder einzige der jungen Offiziere, die ihm gefolgt waren, haben sich in dieser kleinen Kriegsgeschichte persönlich hervorgethan und ihre Namen für alle Zeiten mit dem Lorbeer des Heldenruhmes geziert.

Von Stralsund aus zog der französische General Candras dem heranrückenden Schillschen Korps entgegen. Bei Damgarten trafen am 24. Mai die Truppen aufeinander. Ein heißes Gefecht entwickelte sich, in welchem die Schillschen einen glänzenden und vollständigen Sieg errangen. Am 25. früh zog Schill mit seiner tapferen Schar in Stralsund ein. Eine kleine französische Artillerie-Besatzung trat ihm hier feindlich entgegen, wurde jedoch nach kurzer Gegenwehr aufgerieben, und Stralsund war in seiner Hand.

Nun hatte er das Ziel erreicht, doch bald mußte er sehen, daß auch hier die Zeiten sich sehr zu seinen Ungunsten geändert hatten. Die Einwohnerschaft war keineswegs gewillt, die Unbilde einer Belagerung zu ertragen, wie die von „Saragossa", oder gar sich mit dem ungebetenen Eroberer unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu lassen. Weshalb? Warum ließ er sie nicht in Frieden? Diese Frage trat ihm mehr oder minder deutlich von allen Seiten entgegen. Mit fieberhaftem Eifer warf er sich auf die Befestigung der Wälle und Mauern, so wie er's von Kolberg her kannte, und seine Vorbereitungen zeugten von großen militärischen Talenten. Doch auch hierbei traf er auf ungeahnte Schwierigkeiten. Die Einwohner weigerten sich, ihm behilflich zu sein — oft mußte er Gewaltmaßregeln anwenden. Und dabei hatte er keine Zeit zu verlieren, die feindlichen Heere rückten mit beunruhigender Schnelligkeit gegen die Stadt heran. Seine Stimmung, die durch den raschen, stolzen Sieg bei Damgarten und die glänzende Einnahme von Stralsund sich ein wenig gelichtet, sank bald wieder in umdüsterte Schwermut, unberechenbare Gereiztheit zurück. Seinen Adjutanten Bärsch hatte er fortgesandt mit dem schwierigen Auftrage, die Kranken, das Gepäck und die Kriegskasse in Rostock einzuschiffen und nach Rügen in Sicherheit zu bringen. Der war nun fort und so die Verbindung zwischen dem Kommandeur und seinen Offizieren noch besonders erschwert, denn in seiner jetzigen Stimmung erschien er ihnen allen unnahbar und unzugänglich, wie nie zuvor.

Das außerordentlich Bedenkliche ihrer Lage hier in der schlecht befestigten Stadt, unter dem Drucke des Ausgestoßenseins vom Vaterlande und Heere, ward auch den Offizieren mit niederdrückender Deutlichkeit bewußt. Daß der geliebte Führer, sonst ihr aller Freund und Berater, ihnen so verändert gegenübertrat, entfremdete ihn der jungen Kriegerschar mehr und mehr und verursachte auch unter derselben eine unbehagliche und gereizte Stimmung, die dem sonst unvergleichlichen Korpsgeist dieser Truppe nicht zuträglich war.

Am 30. Mai traf die Nachricht ein, daß ein Heer von Holländern und Dänen gegen Stralsund anrückte und in Franzburg Kantonnements bezogen hätte. Es erschien den Offizieren durchaus geboten, ihnen dorthin entgegenzugehen und sie in offener Schlacht anzugreifen, nur die Infanterie, welche allmählich auch zu einer stattlichen Truppe herangewachsen war, in der Stadt zurückzulassen. Die Absicht des Kommandeurs, den Feind hinter den Mauern zu erwarten, deuchte ihnen verwerflich und gefährlich von jedem Gesichtspunkte aus, und gar viele Gründe sprachen unzweifelhaft für ihre Ansicht.

Einige der Schwadrons- und Kompagnieführer nahmen sich Gelegenheit, dem Kommandeur ihre Vorschläge zu unterbreiten, dringender und lebhafter jedenfalls, als es unter preußischen Offizieren ihrem Vorgesetzten gegenüber üblich sein mag. Das traf die wundeste Stelle in dem an Mißtrauen und Gereiztheit ohnehin schon krankenden Herzen. Schroff und heftig wies der Major die Vorschläge von der Hand und verbat sich jede Einmischung in seine Bestimmungen. Die Offiziere aber konnten in diesem so ganz besonderen Falle die Notwendigkeit dieser Zurückhaltung nicht einsehen, freilich unerhört in einem preußischen Regiment. Schill brauste auf in lodernдem Zorne. Er kannte sich nicht mehr. Leo von Lützow,*) der am kühnsten hier gesprochen und am empfindlichsten zurückgewiesen worden, forderte tief verletzt seinen Abschied und erhielt ihn sofort. Am selben Tage noch verließ er Stralsund.

In gedrückter Stimmung, von widersprechenden Empfindungen beherrscht, entfernten sich die Offiziere. Der Zorn des Kommandeurs war aber nicht sobald verraucht, sondern forderte ein zweites Opfer in dem Lieutenant Bluhm, der sich in ungeziemendster Weise laut tadelnd über die Maßnahmen des Majors geäußert. Dieser wies ihn vor versammeltem Kriegsvolk von der Front hinweg, als des Dienstes entlassen.

Rochlitz hatte diesen Auftritten nicht beigewohnt, da der Dienst ihn zu dieser Stunde außerhalb beschäftigt. Er hatte einen Teil von Bärschs Quartiermeisterpflichten übernommen, und seine Zeit war reichlich damit ausgefüllt. Als er jetzt zurückkehrte und das Zimmer des Wirtshauses am Markt betrat, wo die Offiziere einzukehren pflegten, fand er einige derselben hier vor, in lebhafter Unterhaltung über das Vorgefallene begriffen. Sie stürmten auf Hasso ein und erzählten ihm alle zugleich mit erhobener Stimme, was sich ereignet, ihren Empfindungen dabei unverhohlenen Ausdruck verleihend.

Hasso war durch diese Mitteilungen aufs peinlichste berührt. Er konnte sich lebhaft denken, wie es zugegangen war — ach, nur zu genau! War auch überzeugt, daß seine Kameraden in der Sache recht hatten. Er kannte Schill. Er sah in ihm einen Helden an Charakter- und Seelengröße, den

---

*) Ein Bruder des bei Dodendorf verwundeten späteren Freischarenführers, Major Adolf von Lützow.

er hochstellte und verehrte wie wenige Sterbliche. Aber er wußte zugleich: Dieser Aufgabe war derselbe nicht gewachsen, und noch weniger dem Unglück, das ihn umbrandete, wie ein tobendes Meer den steuerlosen Nachen. Dennoch oder vielleicht gerade deshalb nahm er Partei für den Helden, den er unter dem Gewicht seiner tragischen Schuld zusammenbrechen sah.

„Ich begreife nicht, wie es dahin hat kommen können," nahm er endlich zürnend das Wort. „Wie könnt Ihr ihn denn so ärgern und kränken, selbst wenn Ihr im Recht seid! Nehmt es mir nicht übel, aber ich finde, Ihr habt Euch haarsträubend benommen!"

„Du hast gut reden!" brummte Hagen. „Hättest nur hören sollen, wie er mit uns abfuhr! Und daß wir im Recht sind, bestreitest Du selber nicht!"

„Gewiß, Hagen, ich kann mir alles so denken, als hätt' ich es mit angehört! Die Thatsache, daß Lützow wirklich gegangen ist, spricht hinlänglich für sich selber! Über Bluhms Benehmen aber haben wir alle uns schon genügend geärgert, um sicher zu sein, daß Schill ihm gegenüber im Recht war! Lieben Kerls, nehmt doch Vernunft an," fuhr er mit warmer Beredsamkeit fort, „er hat es uns frei gestellt, ihn zu verlassen, damals in Bernburg, und wir haben ihm versprochen, bei ihm zu bleiben und ihm zu folgen bis in den Tod! Das hieß aber nicht nur, mit ihm weiter zu ziehen, sondern auch ihm zu gehorchen, als preußische Soldaten ihrem Kommandeur! Wenn wir das jetzt nicht mehr thun, wo er im Unglück ist, so heißt das, ihn schmählich im Stich lassen!"

„Hasso, das ist famos, daß Du ihnen das sagst!" rief der warmherzige Blomberg aufspringend. „Ich war nicht dabei, aber ich habe das alles ebenso empfunden!"

„Sie waren nicht dabei und können es deshalb auch nicht beurteilen!" sagte Brünnow ärgerlich. „Wir Schwadronchefs stehen anders zur Sache, denn wir tragen immerhin auch eine Verantwortung, die nicht gering ist. Jetzt rückt der Feind gegen die Stadt heran, und ich habe für mein Verhalten zwei sich völlig widersprechende Befehle des Majors in der Hand!"

„Ich auch!" sagte Fritz Blanckenburg und seine stahlfarbenen Augen blitzten in Unmut und Gereiztheit! „Daher sind wir eben gezwungen, nach eigenem Ermessen zu handeln, mag er's nachher auffassen wie er will!"

„Ich habe noch gar keinen," gestand Hasso zu. „Ich werde jetzt zu ihm gehen und ihn drum befragen, für mich und für Euch!"

„Gehen Sie nicht! Folgen Sie meinem Rat," bemerkte der Lieutenant von Blottnitz, der, beide Arme auf den Tisch gestützt, gemütlich bei seiner Mahlzeit saß. „Er wird Ihnen grob und wirft Sie zum Tempel hinaus, ehe Sie sich's versehen! Er ist wie ein Rasender heute!"

Auch Hasso hatte sich durch einen Imbiß stärken wollen, doch der Appetit war ihm vergangen. Nur ein Glas Wein schenkte er sich ein und während er es austrank, heftete er einen kühlen, zugleich lächelnden Blick auf den freundlichen Ratgeber. „Beunruhigen Sie sich nicht!" sagte er leichthin. „So grob kann er gar nicht werden, wie ich's vertragen kann!" Damit nahm er seine Mütze und ging hinaus.

Bei dem Major ließ er sich melden und wurde sogleich angenommen. „Was wünschen Sie?" fragte dieser schroff und unfreundlich.

Hasso sah ihn an. Was für ein todesmüder Ausdruck lag auf dem kraftvollen Männerantlitz! Wie schmal und scharf war es geworden! Durch das rabenschwarze Haar zogen sich breite Silberstreifen! Und in Zeit von drei Wochen all diese Veränderung, bei einem Manne von dreiunddreißig Jahren! Ja, was mußte er durchgemacht haben! —

Straff und in vorschriftsmäßigster Form stattete Hasso einige Meldungen ab und erbat dann die nötigen Befehle für sich, Brünnow und Blanckenburg. Schill überlegte einige Sekunden, gesenkten Blickes, einen seltsam unentschlossenen Ausdruck im Gesicht. Dann aber raffte er sich auf und erteilte kurz die geforderten Befehle. „Haben Sie sonst noch Wünsche?"

„Nein, Herr Major!"

„Dann dank' ich Ihnen!" Es klang zögernd — und zögernd nur wandte sich Hasso zum Gehen. Der Major schien sich besonnen zu haben. — „Rochlitz!"

„Herr Major!"

Schill zögerte wieder. „Es ist sehr unangenehm für mich, daß Bärsch fort ist," begann er schließlich. „Ich vermisse meinen Adjutanten auf Schritt und Tritt!"

„Ich glaubte, Herr Major hätten den Lieutenant Blottnitz zur Vertretung befohlen —"

„Jawohl!" Eine dunkle Wolke ging über Schills Antlitz. „Und er hat diese Auszeichnung umgehend dazu benutzt, unverschämt zu werden! Ich habe ihn sofort ablösen lassen!"

Ah — daher also die verständnisinnige Warnung! „Gestatten Herr Major, daß ich Ihnen Blomberg vorschlage! Ich glaube, für ihn garantieren zu können!"

„Gut — ja! — Hasso!" Jetzt zum ersten Mal während ihrer Unterredung sah Schill ihn an mit seinen treuherzigen Augen. Wie war die Feuersglut erloschen, die sonst so hell darin geflammt! „Hasso, haben Sie gehört, daß Leo Lützow fortgegangen ist — und daß ich den Bluhm — —"

„Ja, Herr Major!"

„Ich weiß nicht, was man Ihnen darüber gesagt haben mag," fuhr Schill fort. „Aber ich bin an Ihnen niemals irre geworden, so sollen Sie meine Meinung wenigstens auch erfahren! — Sehen Sie her — diesen Parolebefehl gebe ich heute aus! Lesen Sie ihn!"

Hasso trat an den Tisch, auf welchem das bezeichnete Schriftstück lag, und mit einer Hand sich aufstützend, beugte er sich darüber und las:

„Es ist der sehr unglückliche Ton im Korps eingerissen, daß meine Befehle nach Willkür ab-

geändert und oft gar nicht befolgt werden. Es muß eine größere Ordnung wieder zur Gewohnheit werden, wenn uns, nach so schönen Stunden, nicht dennoch ein Unglücksfall nach dem anderen treffen soll ... Es schmerzt mich nicht wenig, hier und da einen Mangel an dem Zutrauen zu bemerken, welches mir sonst, wo ich noch von lauter Freunden und keiner Opposition umgeben war, in der Campagne bei Kolberg, nicht fehlte. Allein ich genoß auch damals das Glück, daß sich ein jeder blindlings überzeugt hielt, wie unaussprechlich gut ich es mit allen meinte ... Es ist kein Fall vorhanden, wo mich mit Recht ein Vorwurf träfe, und mit Fug und Recht kann ich daher, so wie bei Kolberg, auch jetzt, **vorzüglich jetzt** um ein ähnliches Zutrauen bitten. Strenge werde ich auf die Ordnung unter meine Befehle halten und es nie dulden, daß man mir öffentlich und in Gegenwart anderer widerspricht ... Der nächste Vorfall dieser Art würde mich sogar bestimmen, ein Beispiel einziger Art aufzustellen ... Dringend bitte ich das Korps der Herren Offiziere, nur den Geist der Einigkeit unter sich zu dulden, der, die Seele des Krieges, die Bahn zum Ruhme öffnet. Ebenso bitte ich die Herren, mir ihr Zutrauen und ihre Freundschaft zu schenken, damit ich mit ihnen die Tage unseres Seins gleichwie in einem Familienkreise verleben möge!"*)

Als Hasso zu Ende gelesen, blickte er auf. „Aber Herr Major! Haben wir uns denn so schwer vergangen, daß Sie uns so etwas sagen müssen?"

„Sie nicht, Rochlitz! Seit Sie mich gewarnt haben und dann doch mit mir gegangen sind, habe ich noch keinen Moment über Sie zu klagen gehabt!"

Hasso senkte wieder den Blick auf das seltsame Schriftstück nieder. „Aber auch die anderen, Herr Major! Dies geht mir gegen Gefühl und Ehre! — Geben Sie uns noch härtere Worte als diese hier — bestrafen Sie uns alle — das steht in Ihrer Hand! Nur thun Sie uns das nicht an, um unser Zutrauen, unsere Freundschaft zu bitten! Als ob Sie nicht wüßten, wie wir Sie lieben und verehren, alle, ohne Ausnahme! Dieser schwere Zweifel an unserer Gesinnung ist nicht zu ertragen — und, trotz allem, Herr Major, den verdienen wir nicht!"

Die Stirn des Freikorpsführers faltete sich ein wenig. Er ergriff das Schriftstück und entzog es Hassos Blick. Eine abweisende Entschlossenheit lag in der Bewegung. „Es ist ja vielleicht den Herren nicht so sehr zu verargen," sagte er mit Bitterkeit. „Als sie mit mir auszogen, war ich Chef und Kommandeur eines preußischen Regiments. Und jetzt — ein geächteter Mann! Von meinem Könige verstoßen, angeklagt auf Desertion und Landesverrat!" Er sank nieder auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch und preßte die Stirn gegen die geballte Faust.

*) Wörtlich historisch.

Hasso blickte auf ihn nieder von tiefem Mitleid erfüllt. „Herr Major —" sagte er halblaut, „das alles waren Sie schon, als wir zum zweiten Mal freiwillig Ihnen zu folgen gelobten! Mit unserer Ehre und mit unserem Herzen sind wir Ihnen zu Treue und Gehorsam verpflichtet, genau so wie vordem in Kolberg und in Berlin!" — Schill antwortete nicht. Eine leichte Bewegung mit den Schultern schien Hassos Worte entkräften zu wollen. Nach kurzer Pause fuhr dieser fort: „Wenn wir Ihnen dennoch Grund zur Unzufriedenheit gaben, so ist das sehr bedauerlich! Sie haben uns verwöhnt durch Ihre Güte und Liebenswürdigkeit! Jetzt sind Sie — bitte um Verzeihung, Herr Major, sehr viel unduldsamer geworden! Aber wir werden uns auch darin zu fügen wissen! Herr Major sollen keine Klagen mehr über uns zu führen haben!"

Schill hob langsam den Blick und ließ ihn gedankenvoll auf dem Sprecher ruhen. „Hasso," sagte er endlich, „Sie haben mich so dringend gewarnt, als es noch Zeit war! Vielleicht kannten Sie mich besser als die anderen alle, die den Befreier des Vaterlandes in mir sahen! Sie kennen mich jetzt noch ebenso, darum halten Sie zu mir! Zu Ihnen kann ich sprechen! Ach mein Gott — hätt' ich mich warnen lassen! Hätt' ich Euch alle nicht ins Verderben geführt, Ihr armen Jungens! Und mein schönes, schönes Regiment!" Er senkte die Stirn in beide Hände. Glühende Tropfen, wie flüssiges Feuer, brannten ihm in den Augen. Doch lösten sie sich nicht von der Wimper als lindernde Thränen: das brennende Weh im Herzen trank sie auf. Nur ein Seufzer ging kaum hörbar über seine Lippen: „Ach, wär' ich erst tot!" — — —

Endlich erhob sich Schill und strich mit fester Hand über Stirn und Augen. „Nun dank' ich Ihnen, mein lieber Rochlitz! Schicken Sie mir Blomberg sogleich her, und nehmen Sie Felgentreu an seiner Stelle in Ihre Schwadron!"

„Zu Befehl, Herr Major! Darf ich noch eine Bitte aussprechen?"

„Gewiß!"

„Herr Major, kommen Sie heut abend in unsere Kneipe! Wir müssen Sie endlich einmal wieder unter uns haben! Dann findet sich alles von selbst, was der heutige Parolebefehl uns sagen soll!"

Schill überlegte mit gekrauster Stirn. „Meinen Parolebefehl werdet Ihr dann schon haben! — Aber — weil Sie's sind, Hasso! Ich will Ihre Bitte nicht abschlagen! Ins Wirtshaus kann ich zwar nicht kommen, denn mein Freund Voß ist soeben bei mir eingetroffen, vom Kurfürsten von Hessen zu mir gesandt! Doch möchte ich Euch gern um mich sehen! Wollen Sie bei mir essen? Ich werde es Brünnow und den anderen auch sagen! Wir wollen uns nach der schweren Zeit einmal etwas zu gute thun!"

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Krank.

Was pocht denn da?
Du Holzwurm bist's,
Du nagst an meiner Truhe,
Am Brautschatz pochst und bohrst und nagst
Und läßt mir keine Ruhe.

Was weckst Du mich?
Ich träumte doch
Von Glück und Licht und Lieben.
Was weckst Du mich, verjagst den Traum,
Wo ist er nur geblieben? —

Wer ruft mich da?
Das ist der Tod,
Der will mein junges Leben.
Ich kämpf mit ihm, ich ring mit ihm,
Ich will es ihm nicht geben —

Mein rotes Blut,
Noch ist es mein,
Ich zwing ihn, ich will siegen —
— O Gott, mein Gott, ich kann nicht mehr,
Ich muß doch unterliegen.

M. Sommerfeld.

Das goldene Sprüchlein.

Von **Gertrud Triepel.**

Ein ärmliches Stübchen, vier Treppen hoch!

Durch die schmalen Fensterscheiben fallen die blassen Strahlen der Nachmittagssonne, aber sie wärmen nicht und vermögen auch nicht, die Dürftigkeit der Möbel und des ganzen alten Hausrates zu vergolden.

„Also keine Hoffnung, Herr Rat?“ fragt eine schluchzende, dünne Stimme, und zwei rotgeweinte Augen sehen hilfeheischend in das Gesicht des weißbärtigen Herrn.

„Keine, gute Frau; nach menschlichem Ermessen keine! Es kann voraussichtlich nur noch Tage dauern, bis der morsche Körper zusammenbricht.“

Das Schluchzen verstärkt sich und geht über in ein herzzerreißendes, krampfartiges Weinen, nachdem der Arzt die knarrende Thüre hinter sich geschlossen hat.

Mit beiden Armen umschlingt die Frau den Pfosten der dürftigen Bettstatt, die in einem Winkel des Kämmerchens steht, und preßt den schmerzenden Kopf gegen die harte Kante.

Nach einer Weile aber richtet sie sich empor, zieht einen Schemel herbei und sinkt wie gebrochen darauf nieder. Lange und mit gramvollem Blicke betrachtet sie das eingefallene Antlitz in den Kissen, von dem sie sich so bald schon trennen soll. Und wie sie so schaut und grübelt, verwirren sich ihre Gedanken und bleierne Müdigkeit schleicht ihr durch alle Glieder.

In den endlosen, traurigen Nachtwachen, da die Hoffnung sie noch belebte, ist sie standhaft geblieben, nun aber auch das letzte Fünkchen verglommen ist, bricht sie zusammen.

Auf hartem Stuhle, die Hände fest ineinandergeschlungen, den Kopf auf die schweratmende Brust gesenkt, so überkommt die arme Mutter der langentbehrte Schlaf.

Aus den groben Kissen aber hebt sich bei den tiefen Atemzügen leise ein spitzes, fieberhaft gerötetes Mädchengesicht, und große, flackernde Augen richten sich forschend auf die Gestalt der schlummernden Mutter.

Ein unmerklicher Seufzer der Erleichterung entströmt den schmalen, heißen Lippen der Kranken. Gottlob, nun braucht sie sich nicht mehr schlafend zu stellen, nun kann sie den mühsam zurückgedrängten Thränen freien Lauf lassen.

Und in schweren, dicken Tropfen quellen sie unter den bläulichen Lidern hervor und rollen langsam die eingefallenen Wangen herab.

Also keine Hoffnung mehr!

Der Kranken Ohr hat die Worte des Arztes wohl vernommen, und unablässig tönen sie nun in ihr wieder.

Ach, und wie liebt sie die Welt, die sie verlassen soll; die schöne, sonnige Welt, wenngleich sie ihr nur den herben Trank der Entsagung geboten hat. Auf der Schattenseite hat sie wandern müssen ihr lebelang, aber sie hat gehofft auf die Zukunft!

Und das ist das Ende, das Ziel, um dessentwillen sie gedarbt hat von Jugend auf.

Hat es sich gelohnt — —?

Das Mädchen schließt die Augen wieder und überdenkt ihr Leben:

Da sieht sie eine feuchte Kellerstube vor sich; an den Fenstern stehen dicke Eisblumen und ein widerlicher Dunst von Seife und Lauge durchzieht den engen Raum. Neben dem kleinen, rauchenden Eisenöfchen steht eine hagere Frau, Schweißtropfen auf der Stirn und weißen Schaum an Armen und Händen.

Und vor ihr türmen sich in großen Körben nasse Wäschestücke, von denen es wie Wolken in die kalte Kellerluft aufsteigt. An den gefrorenen Scheiben aber kauert ein kleines Mädchen, die blauen Hände in die Schürze gewickelt, und versucht mit unendlicher Geduld ein Loch in die starre Eisrinde zu hauchen.

„Mutter,“ fragt es endlich, als es das Vergebliche seines Bemühens einsieht, mit dünnem, frostbebendem Stimmchen, „darf ich nicht auch auf die Gasse gehen? Sieh doch, die Sonne scheint noch hell, und hör nur, wie lustig sie draußen spielen; hier friert mich so sehr!“

Die Mutter sieht nicht auf von ihrer Arbeit; „bleib nur unten, Hannchen,“ sagt sie müde; „oben würdest Du noch kälter, denn Du hast nur ein dünnes Kleidchen an.“

Das Kind senkt traurig den Kopf.

„Warum hab' ich denn keinen Mantel, wie Müllers Liese, oder ein dickes Tuch, wie Führigs Bertha? Dann könnt' ich auch hinaus, Mutter! Magst mir keins kaufen?“

„Ich kann nicht, Kind; Du weißt's ja, wir sind arm, bettelarm; und da muß ich den Pfennig sparen, um nicht mit Dir zu verhungern. Siehst's nicht ein, Hannchen?“

Das Kind muß wohl; aber ein Fünkchen Bitterkeit schleicht sich doch in die kleine Seele, als es nun wieder trübselig hinter den Eisblumen hockt und haucht und haucht,

um endlich durch ein winziges Loch die Eisenstäbe vor dem Fenster zu sehen und durch diese hindurch die kleinen, trippelnden Füße ihrer Kameraden, in deren blanken schwarzen Schuhen sich die Wintersonne spiegelt. — —

Und wieder ist's dieselbe Kellerstube, die vor dem kranken Mädchen auftaucht; aber die warme Gottesluft zieht ungehindert zu den niederen Fenstern herein, und die liebe Sonne bemüht sich nach Kräften, die feuchten Wände zu trocknen und das dumpfe Gelaß wohlig und freundlich zu machen.

Die Wäscherin sitzt hinterm Ofen auf einem Schemel und schält die Kartoffeln zur Mittagssuppe. Da wird die Thüre aufgerissen, und atemlos, mit glühenden Bäckchen stürmt das Hannchen herein.

„Mutter, Mutter, rat mal, was morgen ist! Spaziergang, denk' nur, durch den Wald nach der Buschmühle, und wir alle sollen mit und brauchen nur ein sauberes Kleid anziehen und drei Groschen mitbringen zu Milch und Semmel. Gelt, Mutterle, die giebst Du mir?"

Die Mutter schweigt, wie es dem Kinde scheint, beängstigend lange, und mit erwartungsvollen, großen Augen drängt es daher noch einmal: „Mutterle, Du läßt mich doch?"

„Das schon, das schon!" sagt die Frau mit schwerer Zunge; „aber die drei Groschen — — morgen ist Miete zu zahlen und die Steuer ist fällig, und — ja, Du lieber Gott, wo soll's da eine arme Witwe zum Überflüssigen hernehmen?"

Sie trocknet sich mit dem Schürzenzipfel die nassen Augen und streichelt zärtlich mit der Hand über das gesenkte, blonde Kinderköpfchen.

Hannchens Gesicht aber hat sich jählings verwandelt; alle Freude ist daraus gewichen, sie weiß nun schon, worauf es wieder hinausgeht. Unzählige Male hat ihr ja die Mutter das goldene Sprüchel vorgesagt: „Spare in der Zeit, so hast Du in der Not!" Sie wird auch diesmal wieder sparen müssen, und das geplante Vergnügen wird, wie so manches andere, zu Wasser werden.

Stumm schleicht sie mit ihren Büchern zum Tische, um zu arbeiten; aber plötzlich sinkt der kleine Kopf auf die magern Ärmchen und ein bitterliches Schluchzen durchzittert den engen Kellerraum.

Am anderen Morgen steht sie harrend oben an der schmalen Treppe. Mit lustigen Klängen, mit flatternden Fahnen ziehen die Gefährtinnen vorbei. Die runden Kindergesichter glänzen vor Lust; die hellen, steifgestärkten Schürzen rascheln und knattern bei jedem Schritte, und in den blank gebürsteten, straffen Haaren liegt hier und da ein dünnes Kränzlein.

Rote und grüne Laternen schaukeln über den blonden und braunen Köpfen im frischen Morgenwinde hin und her, der ganze Zug sieht so frohgemut, so bunt und feiertagsmäßig aus, daß Hannchens kleines Herz sich von neuem vor Schmerz und Groll zusammenkrampft.

Bleich und finster drückt sie sich an die Mauerwand und sieht den Kindern nach, so lange sie nur noch ein Zipfelchen der Fahnen und Kleidchen erspähen kann, dann steigt sie schweratmend und mit geballten Händen die Treppe hinab.

Aber wie angewurzelt bleibt sie stehen; denn dort am Ofen lehnt ja die Mutter, bis zu der das Trappeln der Kinderfüße in der stillen Straße und die lustige Musik auch herabgedrungen sind, und die nun die Schürze vor die Augen hält und leise vor sich hinweint. Wie der Wind ist das Kind an ihrer Seite; aller Groll ist ihm aus der Seele gewichen und zärtlich umschlingt es die Kniee der blassen Frau.

„Mußt nicht, mußt nicht, Mutterle; ich bleib ja gern daheim bei Dir; und gelt, wenn wir nur recht sparen, da giebt's dann ein Herrgottsleben für uns beide?" — —

Das Herrgottsleben sieht aber hier unten gar sonderbar aus!

Das Hannchen ist nach und nach herangewachsen; ein kümmerliches, blasses Ding, das mit begehrlichen Blicken die Schinken und Wurstwaren in den Auslagefenstern streift; das — wenn zur lieben Weihnachtszeit die Pfefferkuchenherzen und Chokoladenringel zum Kaufe locken — die Augen mit einem Seufzer abwendet. Freilich, in der Hand klimpern verführerisch ein paar Groschen, selbstverdientes Geld für Botengänge und kleine Dienstleistungen; aber fest, ganz fest umklammern die dünnen Fingerchen den blanken Schatz, und ehrlich trägt das Kind der Armut den schwer errungenen Lohn in die Sparbüchse, die daheim auf dem alten Schranke steht und den Notgroschen der Witwe enthält. Das goldene Sprüchlein steht warnend vor des Mädchens Seele, und läßt es, heute mutig, morgen knirschend vor Grimm und dann wieder mit aufsteigenden Thränen, aber doch unentwegt den harten, dornigen Pfad der Entsagung gehen.

„Spare in der Zeit!" sagt die Mutter mahnend, wenn Hannchens jugendlicher Sinn nach einem bunten Bande, nach einem neuen Kleide steht; und das Band bleibt ungekauft, das Röckchen aber wird noch einmal gewendet und ausgeflickt.

Ja, Hannchen lernt das Sparen aus dem Grunde!

Aus der Kinderlehre ist sie entlassen; nun sitzt sie Tag für Tag in der Hinterstube Fräulein Dörings und lernt zuschneiden und heften, nach und nach auch einrichten und anpassen, garnieren und umändern; dabei auch das bittere Gefühl des Neides kennen.

Was haben die anderen Mädchen vor ihr voraus, daß sie sorglos lachend und tändelnd in den Tag hineinleben dürfen, obgleich sie arm sind wie sie selbst?

„Kommen Sie mit, Hannchen; wir gehen ins Theater," sagen sie aufmunternd zu der kleinen, blassen Gefährtin.

Die schüttelt schweigend den Kopf.

„Aber warum denn nicht?" fragen die jungen Stimmen verwundert durcheinander.

„Ich muß sparen!" kommt es leise über Hannchens Lippen.

Ein vielstimmiges, übermütiges Lachen antwortet ihr.

„Sie sind nicht gescheut, Mädel," ruft eine aus dem Chor; „wozu wollen Sie denn jetzt schon sparen und alles auf die hohe Kante legen? Das kommt in ein paar Jahren auch noch zurecht; erst das Leben genießen, wissen, wozu man überhaupt auf der Erde ist — und dann ist's meinetwegen Zeit, vernünftig zu werden!"

„Spare in der Zeit, so hast Du in der Not," sagt Hannchen, und es klingt fast feierlich; aber die anderen wollen nichts davon wissen! Sie wollen glücklich sein um jeden Preis, und so gehen sie allein ins Theater, allein in die Tanzkränzchen; ziehen des Sonntags in fröhlicher Gesellschaft hinaus in den Wald, und Hannchen bleibt allein, anscheinend ruhig und gefaßt. Schweigend lauscht sie den begeisterten Schilderungen, den harmlosen Neckereien, dem Gekicher und Wichtigthun der anderen, aber innen, da gärt's! Immer finsterer wird der Blick, immer herber schließt sich der junge Mund, immer tiefer frißt sich der Neid in ihr einst so reiches, warmes Herz hinein.

Endlich hat sie ausgelernt. Mit Eifer und Geschick beginnt sie nun selbständig zu schaffen; erst einen Rock für die Mutter, dann gar ein Kleid für die Nachbarin. Und sie hat Glück! Nicht lange, so darf ihre flinke Hand einen hübschen, kleinen Kundenkreis versorgen! Die Nadel fliegt, die schmalen Wangen röten sich vor Eifer, und mancher Groschen wandert am Wochenschluß in die thönerne Büchse auf dem alten Schranke.

Und je mehr sich dieselbe füllt, desto heller blickt das Hannchen wieder hinaus in die Welt; denn jetzt schafft das Sparen ihr keine Bitterkeit mehr, jetzt ist es ihr eine Quelle unendlicher Freuden, und die Zukunft, die das Genießen bringen soll, hebt sich immer rosiger ab von dem einförmigen Grau der Gegenwart.

Und dann kommt ein Tag, der eine große Wandlung in ihrem Leben hervorbringt. Oben, vier Treppen hoch, ist ein Stübchen und eine Küche zu vermieten gewesen; Hannchen hat beides erstanden, und an einem schönen Sommermorgen ziehen sie mit dem alten Hausrat hinauf aus dem dumpfen Keller in das helle, luftige Reich.

„Hei, wie gut sich's hier arbeiten läßt, dem Himmel so nahe, hinter den grünen Baumwipfeln, daß ein Spaziergang just zum Überflusse wird.“ So denkt das Hannchen und stichelt unverdrossen Tag um Tag bis in den sinkenden Abend hinein.

Der Kundenkreis wächst stetig. Statt der Büchse liegt jetzt ein Sparkassenbuch im Schranke drüben, denn die beiden anspruchslosen Menschenkinder legen jeden Groschen, den sie entbehren können, gewissenhaft beiseite.

„Nur so ein zehn, fünfzehn Jahre noch, gelt, Mutterle?“ sagt Hannchen tröstend zu der alternden Frau, „dann wollen wir uns aber pflegen und nichts mehr abgehen lassen!“

Und die Mutter nickt und darbt nach wie vor mit ihrem Hannchen der lockenden Zukunft entgegen.

Sie wissen's beide wohl, sie hätten's jetzt nicht mehr so nötig; sie könnten sich schon das und jenes gönnen! Ja, wenn nur das goldene Sprüchlein nicht wäre! Das läßt die Hand zurückzucken, die schon nach dem Kuchenstücke langte, und läßt sie das altgewohnte, liebe, schwarze Roggenbrot ergreifen; das erstickt alle Begierden im Keim und alle Wünsche, ehe sie noch den Weg bis zur Lippe gefunden haben.

„Dann hast Du in der Not!“ Welche köstliche Verheißung — —

Ja, und die Not kommt wirklich! Nicht gleich, aber nach Jahr und Tag!

Sie läßt sich nicht abschrecken durch die hohen, steilen Treppen; sie klimmt sie langsam, aber sicher empor und klopft mit hartem Finger an die niedere Kammerthür. Nicht die erschrockenen Augen des bleichen Mädchens, nicht die angstvoll zitternden Hände der alten Mutter können sie aufhalten. Schritt vor Schritt dringt sie vor in den hellen Sonnenschein; sie nimmt die Nadel aus den fleißigen Fingern, rührt die vornübergebeugte Brust an, daß ein pfeifender, hohler Husten daraus hervorbringt, und kauert sich dann hinter den Ofen, um abzuwarten, was nun kommen wird.

Sie braucht nicht lange zu harren.

Ein paar Wochen noch, dann liegt in den bunt gewürfelten Kissen eine elende, kleine Gestalt mit fieberhaft glänzenden Augen und heißen, krampfhaft ineinandergeschlungenen Händen.

„Schlechte Ernährung seit frühester Jugend her und Überarbeitung,“ sagt der alte Arzt kopfschüttelnd.

Die Kranke hat es oft gehört, aber sie hoffte doch immer mit ganzer Seele auf Genesung; sie muß ja noch genießen und die süßen, schönen Früchte ernten von einem Leben voll Entbehrung und Kampf.

Seit heute aber weiß sie, daß es für sie nichts mehr zu hoffen giebt!

Alle die ungenutzten Jahre steigen vor ihren Blicken auf; alle die ungenossenen Freuden gaukeln um ihr Lager her, und das bittere Gefühl steigt in ihrer Seele auf: Du mußt sterben, ehe Du noch recht gelebt hast!

Mit verzehrender Sehnsucht hängt der Blick draußen an dem blauen Firmament, an dem lichte, weiße Herbstwölkchen dahinziehen; dann saugt er sich fest an den grünen Wipfeln der alten Linde, die mit ihren Ästen leise an die hellen Scheiben klopft und gleitet weiter mit einem verspäteten Schmetterling, der draußen im Sonnenschein hin und her taumelt.

„Leben, o Gott, leben!“ stammelt sie; „nur ein Jahr, nur ein paar Monde noch, damit ich nachholen kann, was ich versäumte!“

Die Kranke richtet sich mühsam auf; eine jähe Angst krampft ihr das Herz zusammen und wieder tönt es in ihrem Innern:

„Keine Hoffnung — — keine — —“

„O, hätte ich nur gewußt,“ murmelt sie mit trockenen Lippen, „wie die Verheißung des goldenen Sprüchleins aussieht, ich hätte es nicht so hoch und heilig gehalten. Ich hätte gelebt gleich den anderen und wenigstens manchmal aus dem Becher der Freude getrunken in langen, durstigen Zügen. Was nützt mir's nun, daß ich gedarbt habe, so lange ich denken kann ich habe gespart, aber für wen — —?“

Wieder gräbt sich der harte Zug von früher um die schmalen Lippen, und wieder hadert das Herz, das alt geworden ist, bevor es noch jung war, mit jenem grausamen Geschick, das die einen auf sonnige Höhe führt und die anderen zu Not und Entsagung verdammt.

Langsam schweifen die Augen dabei ab von dem lichten, klaren Himmelsblau, über die mageren Hände hin mit den armen, zerstochenen Fingerspitzen und haften plötzlich erschrocken an der zusammengesunkenen Frauengestalt mit dem weißen Haar und den gramvollen, verwachten Zügen, die noch immer auf dem harten Holzstuhle schläft.

Wie ein Schauer durchrieselt es des Mädchens Glieder — —

Die Mutter! Sie hat mit gehungert und mit entbehrt auch sie hat klaglos Opfer gebracht Jahr um Jahr und nicht gefragt: für wen?

Und je länger der Kranken Blick auf dem alten, runzeligen Gesicht, auf den verarbeiteten Händen ihr gegenüber ruht, desto heller wird es auf ihrem Antlitz, bis es schließlich wie ein großer, heiliger Friede darüber hinzieht.

„Für Dich, Mutter,“ flüstert der heiße Mund, „für Dich habe ich sparen dürfen, damit Dein Lebensabend, auch wenn ich nicht mehr bei Dir bin, sorgenlos dahinfließt. Was ich mit Thränen säete, Du, Gute, sollst es ernten — —“

Und leise drückt sich der schmale Kopf in die Kissen zurück; die Hände falten sich inbrünstig; die großen, glänzenden Mädchenaugen umfassen zärtlich die Leidensgestalt der Mutter und schauen dann wieder mit stillem, reinem Ausdruck in den lieben blauen Himmel hinein, an dem die weißen Herbstwölkchen wie silberne Kähne lautlos und schimmernd dahinziehen.

Die Öde.

Kennst Du die Öde?
Die Stille nach dem großen Schmerz,
Schwer legt sie sich auf Brust und Herz,
So bleiern schwer, die Öde . . .

Und alles, was Du heiß ersehnt,
Und was das Leben Dir verschönt,
Und was Du je Dein Glück genannt,
Das ist wie Zunder ausgebrannt.
Kein Hoffen mehr, kein Wünschen mehr,
Tot alles, tot und kalt und leer
Und öde . . .

Und kein Entrinnen ist vor ihr,
Wohin Du gehst, sie geht mit Dir . . .
Und ob Du schwelgst in Lust und Glanz,
Und ob Du fliehst zu Spiel und Tanz,
Und ob Du wanderst meilenweit,
Sie giebt Dir immer das Geleit,
Die Öde . . .

Dorothee Goebeler.

Eine Tragödie aus der Großstadt.

Lebens- und Stimmungsbilder von **F. Gebhardt.**

I.

Heimkinder.

Inmitten des lauten Getriebes der Weltstadt, wo der Strom des Verkehrs am stärksten und lebendigsten dahinflutet, ist es gelegen, das „Heim für unbescholtene junge Mädchen jeden Standes", eine der Heimstätten, hervorgerufen und begründet durch edelsinnige, warmherzige Menschenliebe, um der alleinstehenden weiblichen Jugend auf dem schlüpfrigen Boden des Großstadtlebens einen Halt, einen festen Grund zu verschaffen. Diese Schöpfung entsprang offenbar einem idealen Grundgedanken, um so mehr, als weder auf einen Unterschied des Standes, noch auf einen Unterschied der Bildung und der Religion Rücksicht genommen wurde. Aus dem Nichts war es entstanden, errichtet und ausgestattet, einzig durch Spenden, die von allen Seiten zu sammeln seine Begründer nicht müde wurden. Und so dürftig und zusammengestückelt infolgedessen seine Ausstattung auch ausfiel, so wenig anmutend die ehemals Fabrikzwecken dienenden, jetzt durch Pappwände, verschossene Vorhänge und aneinandergesetzte Schränke in kleine, abgeschlossene Zimmerchen geteilten Räume für den ersten Augenblick auch erscheinen mochten, es gab doch Zeiten, während welcher man dem Leben darin nicht eine gewisse Behaglichkeit und Gemütlichkeit absprechen konnte. Und dann die Stadtgegend in der es lag! Die Leipziger-, die Friedrichstraße in nächster Nähe, die „Linden" und das „Brandenburger Thor" nicht allzu fern — was blieb da noch zu wünschen übrig! Freilich, das Gebäude selbst war nichts weniger als vornehm; im Kellergeschoß des Vorderhauses eine Bierstube niederen Ranges; im Parterre gar ein Restaurant mit weiblicher Bedienung — dem Anschein nach keine, die Sicherheit schutzloser Frauen besonders fördernde Zugabe, aber in Wirklichkeit durchaus unschädlich und ungefährlich dem, der nicht gefährdet sein wollte. Dazu in den Hintergebäuden Fabriken aller Art, und in einem Seitenflügel in den Hälften dreier, übereinanderliegenden Stockwerke, zu deren unterstem man schon zwei steile Treppen steigen mußte, das Heim selber. Aber das Treppensteigen gehört ja mit zu den ersten Fertigkeiten, die der sich in Berlin ansiedelnde Fremdling erlernen und an die er sich gewöhnen muß. Der gute Wille dazu fehlte ja den Inwohnerinnen des Heims selten, denn billiger mochte schwer ein Unterkommen zu finden sein, und die Billigkeit war allen wohl die Hauptsache. Die sich hier zusammenfanden, kämpften alle mit mehr oder weniger unzulänglichen Waffen den Kampf ums Dasein, oft in seiner härtesten Form. Von der erwerbsuchenden Lehrerin herab bis zur Dienstmagd und Wäscherin waren alle Stände vertreten. Darin stimmte die Wirklichkeit mit dem Grundgedanken überein. Weiblichen Geschlechts waren die Bewohner natürlich sämtlich, aber jung durchaus nicht alle, und wie viele darunter wirklich „unbescholten" genannt zu werden verdienten, das mußte man dahingestellt bleiben lassen. Eines Heims aber bedurften sie alle und gar manche unter ihnen nannte kein anderes sonst auf Erden ihr eigen.

So war es gewöhnlich eine seltsam gemischte Gesellschaft, die den neuen Ankömmling empfing. Neben der elegant gekleideten Verkäuferin, der Handelsschülerin, der stellensuchenden „Stütze" und Erzieherin und dem „Kinderfräulein" jene fragwürdigen Erscheinungen in ärmlichen, ja oft unsauberen und zerfetzten Kleidern, mit schlecht frisiertem Haar und heruntergetretenen Schuhen, den Stempel leiblichen und geistigen Elends auf den Zügen; die beklagenswerten Opfer des Lebenskampfes, wie er sich nirgend gewaltiger und mehr unbarmherzig, als auf dem Boden der Weltstadt abspielt. Arme Schiffbrüchige des Daseins, die, den Untergang vor Augen, mit verzweifelten Anstrengungen ihrem Geschick noch zu entrinnen streben! Wahrlich, wer noch daran zweifeln möchte, daß sich unter der Oberfläche des alltäglichen Lebens mehr der Tragik und Romantik verbirgt, als die glühendste Dichterphantasie zu ersinnen vermag, dem hätte es hier nicht an Gelegenheit gefehlt, einen Blick in so manchen Lebensroman zu thun. Schade freilich, daß die meisten davon nur Bruchstücke geblieben wären und bleiben, daß meist der Beginn des Romans und mehr noch sein Ende in Dunkel sich hüllt! —

Arme Therese! Viel Teilnahme genoß sie selbst unter den Mitbewohnerinnen des Heims nicht. Freilich, sie war nichts weniger als hübsch zu nennen, besonders wenn sie in ihrer Lieblingsstellung, die Ellenbogen auf den Tisch oder die Kniee gestemmt und mit beiden Händen krampfhaft jedes Geräusch der Außenwelt von ihrem Ohre absperrend, über irgend etwas Lesbares gebeugt, dasaß, nur bei gar zu arg werdenden Neckereien der Heimgenossinnen emporfahrend und mit ihren großen, schwarzen Augen, die durch das gänzlich nach innen gerichtete Leben ihres Gemüts stets einen völlig verträumten Ausdruck zeigten, vorwurfsvoll nach den Störenden blickend, um dann mit einem mürrischen, kurzen: „Ach, laßt mich doch in Ruhe!" wieder in ihre Abgestorbenheit gegen das Draußen zu versinken. Ihr schwarzes Haar hing ihr dann gewöhnlich unordentlich um das gelblich-blasse Gesicht und verstärkte noch den semitischen Charakter desselben. Denn sie war die Tochter eines jüdischen Mannes, und das ist, seltsam genug, sozusagen der Fluch ihres Daseins geworden.

Ihre Mutter, von Geburt Christin, hatte in zweiter

Ehe einem ebenfalls christlichen Arzt, der in der Hauptstadt eine ziemlich ausgebreitete Praxis sein eigen nannte, die Hand gereicht. Ob sie sich nun der Tochter des Juden schämte? Zum Unglück hatte diese Tochter äußerlich nichts von ihrer schönen Mutter, desto mehr aber vom Vater geerbt. Mutterliebe hatte Therese jedenfalls nicht allzuviel genossen, im Gegensatz zu ihren jüngeren Stiefgeschwistern. Die Thür des mütterlichen Heims war ihr früh verschlossen worden. Die ersten Kindheitsjahre abgerechnet, hatte sie ihr Leben meist in Pensionaten des Auslands zugebracht, in Brüssel, in Paris — ja, noch nicht 16 Jahre alt, war sie nach New York geschickt worden. Jahrelang hatte sie Berlin und das Elternhaus nicht wiedergesehen. Als es dann nicht gut mehr anders ging, mußte man sie heimkehren lassen. Aber die unbequeme Älteste, deren angeborener Hang zur Schwärmerei durch all die Verkehrtheiten der Pensionatserziehung nur noch mehr genährt worden, und die daher vielleicht zuweilen wirklich durch ihr etwas exaltiertes Wesen und durch die ihr fest eingewurzelten Backfischgrillen die Kritik einzelner hervorrufen mochte, war der Mutter sichtlich im Wege. Und doch wäre es ein so Leichtes gewesen, das noch weiche und bei aller Exaltation kindliche Gemüt zu lenken und an sich zu fesseln. Wozu aber? Es war ja so viel einfacher, das Amt des Erziehens Fremden zu überlassen! Und auch nach der angeblichen Vollendung dieser Erziehung fand sich bald der gesuchte Ausweg, sich der Verantwortung über die Handlungen der mißliebigen Tochter zu entledigen. Man sorgte für einen Beruf, und Theresens Leidenschaft für das Romanelesen gab den willkommenen Grund, sie in eine Druckerei zu schicken. Zugleich versagte man es ihr — angeblich um sie an Ordnung und Selbständigkeit zu gewöhnen und ihren Sinn mehr auf das Praktische zu lenken — ferner im Elternhause zu wohnen. Sie bezog einen Platz im „Heim“ und nur auf Stunden ward es ihr gestattet, die Ihrigen zu besuchen. Ob es ein Segen für sie war, daß sie sich gerade einem Berufe widmen mußte, der ihre Leidenschaft nur zu sehr unterstützte? Ihren Unterhalt erwarb sie sich ja nun zum Teil allein, aber ihr Hang zur Romantik verstärkte sich, dank der günstigen Gelegenheiten, alles Gedruckte, Romane oder nicht, mit Gier und ebenso wahllos als oft auch verständnislos zu verschlingen, daß sie zuletzt nur noch in Romanen lebte, in all ihren Lebensauffassungen und Anschauungen auf solchen fußend; eine verhängnisvolle Mitgift für ein Mädchen, das sich allein durchs Leben schlagen soll. Es hatte ja nie jemand neben ihr gestanden, der ihren Wissensdrang, ihren leidenschaftlichen Trieb nach geistiger Nahrung in vernünftige Bahnen leitete, es hatte ihr die mütterliche Hand gefehlt, die allein dies recht vermag. Und es war noch niemand da, der mit fester Hand dies unselbständige Mädchen in seiner unbeschützten Lage auf der rechten Bahn zu erhalten vermochte. Wohl lag die elterliche Wohnung nicht weit entfernt vom Heim, aber nur Sonntags Nachmittag, selten einmal abends in der Woche betrat sie dieselbe. Sie kam jedesmal beglückt und schwärmend zurück, denn sie hing mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit an ihren Geschwistern und der abgöttisch als der „schönsten Frau Berlins“ verehrten Mutter — derselben so wenig gewissenhaften Frau, die ihr Kind lieber allen Gefahren des Großstadtlebens und des Verkehrs mit einer oft sehr gemischten Gesellschaft preisgeben mochte, als sich ein wenig zu mühen, und sei's mit Strenge, die Fehler seines Charakters zu bessern. — So geschah es, daß Therese, dank ihren Romanideen, bald nahe daran war, auf Abwege zu geraten. — Eines Abends war Therese früh aus der Druckerei gekommen und blieb nach längerer Pause wieder einmal daheim. Sie hatte mehrere Male mit irgend einer Freundin, wer weiß welcher Art — denn um den Umgangskreis der Heimgenossinnen sich zu kümmern, hatte die Hausmutter bei ihren überreichlichen Pflichten nicht die Zeit und die Inwohnerinnen genossen volle Freiheit des Aus- und Eingehens — den Abend auswärts verlebt. Die „Heimkinder“ saßen beim gemeinsamen Abendessen — das sich ein jedes je nach Geschmack und augenblicklichem Vermögen aus fünf- oder zehn-Pfennig-Butterschnitten und einer Tasse Thee oder Kakao zusammenstellen konnte — im sogenannten Konversationszimmer. Diesen stolzen Namen trug ein sehr mäßig großer Raum, möbliert außer mit den Schränken, die eine seiner Wände darstellten, mit zwei an den Wänden hinlaufenden Bänken, den dazu gehörigen Tischen und einigen Stühlen. Die den Hintergrund bildende Wand erfreute sich sogar des großen Vorzugs, daß ein wirkliches, nur etwas verschossenes Sofa an ihr stand. Die Wände bedeckten — denn von schmücken konnte man wahrlich nicht reden — große Pappschilder mit darauf geschriebenen Sinnsprüchen und einige Ölskizzen ohne Rahmen. Konversiert ward genug. Nur Therese lag ihrer gewohnten Thätigkeit ob, sie las. Der Sammelteller, der die Scherflein für den Abendimbiß in Empfang zu nehmen hatte, machte eben die Runde, und melancholisch klappernd fielen die Geldstücke aus den Händen der bisherigen Besitzerinnen auf ihn nieder. Da — horch — es klingelte. Die Nachricht: „Der Briefträger!“ durchtönte den Raum und die ganze Gesellschaft sprang gleichsam elektrisiert in die Höhe. Denn der Briefbote, der ja überall zu den wenigen Glücklichen unter den Sterblichen zählt, die fast allzeit mit Jubel oder doch mit Spannung begrüßt werden, ward hier in Wahrheit oft zum Schicksalsboten für diese Stiefkinder des Glücks, die aus seiner Hand Leben und Hoffnung oder Verzweiflung empfangen sollten. Der wackere Beamte war an stürmische Begrüßungsscenen längst gewöhnt und verlas kaltblütig die Namen der glücklichen Empfängerinnen.

Auch Therese gehörte heute zu diesen — das war etwas Wunderbares, denn um Stellen hatte sie sich nicht zu bemühen und ihre auswärtigen Korrespondenzen gelangten, um den Schein zu wahren, sonst immer direkt in die elterliche Wohnung. Daher war's sehr natürlich, wenn sich eine gewisse Neugierde mancher unter jenen teilnehmenden Seelen im Heim bemächtigte, die mit großer Vorliebe sich in die Angelegenheiten der Genossinnen zu mischen pflegten. Die unartikulierten, seltsam klingenden Laute, die Therese beim Durchlesen des mit seltener Lebendigkeit ergriffenen Ankömmlings hören ließ — unverkennbar Ausdrücke lebhaften Behagens — das heimliche Kichern und die Röte eines sichtlichen Vergnügens, die während des Lesens mehr und mehr ihr Gesicht überflammte, waren auch nicht geeignet, die einmal erwachte Neugier der andern zu dämpfen. Und als Therese zuletzt sich nicht mehr halten konnte, sondern laut lachend von ihrem Sitze aufsprang, war sie im Nu von neckenden Fragerinnen umringt. Vergeblich hielt sie ihren Brief zerknittert in der geballten Hand in die Höhe, schrie und wehrte sich — die zu Boden gefallene Briefdecke, die den Poststempel Berlin und eine männliche Handschrift zeigte, hatte bereits zu viel verraten. Schließlich machte ein Wort der anwesenden Hausmutter dem Tumult, aber auch

dem heftigen Sträuben Theresens ein Ende. Noch halb schmollend, doch auch nicht ohne geschmeichelte Eitelkeit, überließ sie ihren Schatz der Herrscherin des Heims. Aber die erst gekünstelte Strenge derselben verwandelte sich bald in ernstlichen Unwillen, denn nun zeigte es sich, daß der Brief thatsächlich von der Hand eines fremden Mannes stammte und nur die Antwort auf einen aus Theresens Feder war. Therese gestand denn auch alles bereitwilligst zu, ohne sich des Ernstes der mit ihr angestellten Prüfung ganz bewußt zu werden, und erzählte vergnügt den kleinen Roman, der sich anspinnen wollte. Ein Heiratsgesuch in der „Vossischen Zeitung" hatte den Anstoß gegeben. Als Adresse hatte darunter der Name eines Steuermanns von jenem Dampfer, auf dem sie vormals ihre Amerikafahrt zurückgelegt, gestanden. Und sofort war in ihr der Wunsch erwacht, von einem damaligen Maate desselben Schiffes, den sie mit ganzer erster Backfischglut heimlich angebetet hatte, durch seinen Berufsgenossen etwas zu erfahren. Da der Wunsch und das Darum und Daran, das mit dem Versuch zur Erfüllung desselben zusammenhing, viel Romantisches an sich hatte, fand sie's natürlich, an den fremden Menschen über ihr heimliches Interesse für den Entschwundenen zu schreiben und ihn zu fragen, ob er jenen kenne und von ihm wisse. Exaltiert genug mochte ihr Brief gewesen sein, darauf ließ die heutige Antwort schließen. Aber ihre Erwartungen waren vollständig erfüllt, wie sie meinte. Ja, der Schreiber kannte Herrn M. sogar persönlich und versprach Theresen, die er mit „Mein liebes Fräulein!" anredete, all ihre Fragen zu beantworten, wenn sie ihm eine Begegnung am dritten Orte gestatten wollte; er freue sich besonders darauf, jemandes Bekanntschaft zu machen, der sich für seinen „lieben Freund M." so lebhaft interessiere.

„Ob sie die Absicht hege, diesem Vorschlag Folge zu leisten?" fragte die Hausmutter Theresen, und ganz naiv antwortete diese mit einem: „Warum nicht?" Sie dachte es sich reizend und hielt das Gezischel und Gelicher um sie her für puren Neid, unbewußt des Unschicklichen, ja Gefahrbringenden ihrer Handlungsweise. Und empört und tief gekränkt verriegelte sie sich in ihrer Kabine, als ihr die Hausmutter eine schriftliche Antwort verbot, ja sogar den „himmlischen" Brief vor ihren Augen verbrannte. — Ob Therese nicht dennoch ihre Korrespondenz fortsetzte, nur jetzt heimlicher; ob sie sich in nähere Bekanntschaft mit dem Seemann eingelassen — wer weiß es? Wenige Wochen darauf ward das Heim nach einer weit entfernten Stadtgegend verlegt. Da Theresens Druckerei von dieser zu abgelegen war, zog sie einfach aus und mietete — mit Zustimmung der Mutter! — ein kleines, möbliertes Zimmer, wo sie von nun an ganz allein und völlig unbeschützt leben wollte.

Nur noch einmal, kurz nach dem Umzuge, traf eine frühere Heimgenossin sie in Begleitung ihrer kleinen Schwester, und strahlend erstattete Therese Bericht, daß sie ganz ungestört wohne und daß ihrer Wirtin es ganz gleich sei, was sie treibe. Auf die ernste Mahnung der andern, doch ihre Mutter so lange zu bitten, bis ihr wieder die Wohnstatt unter ihrem Dach vergönnt werde, hatte sie nur ein: „Ach, sie thut's ja doch nicht!" — Ob Therese — dank dem Grundsatz, dem ihr gegenüber alle folgten: „Wozu dem Schlummernden die Wetterwolke zeigen?" — ihrem Geschicke schon verfallen, davon hat nie wieder eine ihrer ehemaligen „Heimschwestern" etwas erfahren. —

(Schluß folgt.)

Beethovens G-moll-Konzert.

Tönet fort, ihr Himmelsklänge,
Tragt wie heil'ger Engelchor
Aus dem wirren Weltgedränge
Meinen Geist mit euch empor!

Wie in allgewalt'gen Weisen
Sich erschließt die Zauberwelt,
Die in ihren Märchenkreisen
Staunend mich gefangen hält!

Sind's des Waldes süße Düfte
Glanzdurchwebt vom Sternenschein,
Oder des Olympos Lüfte,
Grüße aus Apollos Hain?

Wie aus tausend Quellen flutet
Nun der Töne mächt'ger Schwall,
Reißt mich fort, und unvermutet
Donnert nach der Widerhall

Mir im Herzen; aber balde
Stirbt er hin wie Abendstrahl,
Der von öder Bergeshalde
Lautlos sinkt ins stille Thal.

Ach, Gefühle und Gedanken
Treiben, mächtig aufgeregt,
Auf der Töne Meer, dem schwanken,
Wie magnetisch fortbewegt.

Wie es perlt und wogt und schäumet,
Sich melodisch senkt und hebt,
Bis des Hörers Seele träumet,
Daß die Flut ihn ganz begräbt.

Nun versinkt darin der Sorgen
Und der Leidenschaften Streit,
Wie in Gottes Schoß geborgen,
Fühl' ich nichts als — Seligkeit.

M. Saußer.

Aus dem Leben für das Leben.

Von H. v. L.

Was an der deutschen Frauenbewegung am meisten abstößt, ist die Lüge und Heuchelei, die bei den Führerinnen der „wilden Weiber" herrscht. Sie sind atheistisch und materialistisch, und sprechen von Religion; sie machen sich untereinander über Ehe und Mutterschaft lustig, und beginnen jetzt auf einmal die Mütterlichkeit zu betonen; manche bekennen sich zum Grundsatz der „freien Liebe" und behaupten, die Würde der Ehe zu schützen, wenn sie die volle Gleichheit der Geschlechter verlangen; sie sprechen von Vaterland und deutschem Volk — und sind innerlich von beiden losgelöst, Schleppenträgerinnen der Socialdemokratie, oder Anarchistinnen. Mit teuflischem Vergnügen reiben sich die Bebelisten, Singerianer und die Liebknechtseligen die Hände, mit um so mehr Freude, je toller die Weiber werden. Jedes einzelne „wilde Weib" gilt ihnen ja als ein Fuchs mit brennendem Schwanz, der die Schober der Bourgeosie in Flammen setzen soll. Jenes Doppelspiel aber soll die übrigen harmlosen Frauen, die es nicht durchschauen, in das Lager des „modernen Gedankens"

herüberlocken. Was ich vor Jahren voraussah, entwickelt sich: die meisten Führerinnen werden leidenschaftlicher, radikaler von Tag zu Tag und schädigen so das Gute und Berechtigte, das in einzelnen Forderungen liegt, für lange. Und sie haben schon heute in das Gemüt von Hunderten junger Mädchen giftigen Samen gestreut, der auch nur giftige Früchte tragen kann, und, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, schon getragen hat. Der Teufel läßt geschnittenes Korn nicht gern lange liegen.

*

Wo die schellenlaute Thorheit spricht, dort rennt die Menge hin. Sehe ich heute irgendwo Massen, dann schließe ich auf die Rednerin.

*

Den größten Lärm machen solche Halbgedanken, um die sich die überwältigende Mehrheit des Volkes, in dem doch noch ein gesunder Kern steckt, gar nicht bekümmert.

*

Manche Überzeugung gleicht einer Blüte, die sich weigert Frucht zu werden, weil sie sich treu bleiben will.

*

Die Menschen glauben das Schiff der Geschichte zu lenken, aber sie rudern nur. Am Steuer sitzt ein Höherer, und er allein kennt das Ziel.

*

Der selbstgewisse Thor wird nur von seinesgleichen übertrumpft; für Einwürfe eines Weisen hat er stets das hochmütige Lächeln bereit, das ihm meistens die Zustimmung aller Dummköpfe sichert. Wer sich über diese Thatsache ärgert, ist auch einer.

*

Mit guten Vorsätzen soll der Weg zur Hölle gepflastert sein. Das bezweifle ich; denn sie sind eine Liebhaberei solcher, die zu bequem sind zum Gehen — und stehen bleiben, wo sie sind.

*

Die Satire ist ein scharfes Schwert sowohl in der Hand des Edlen, wie des Gemeinen — es gehorcht beiden. Der echte Humor dient nur reinen Kämpfern als Waffe; die unreinen versuchen umsonst sie zu erfassen.

*

Wenn sich ein Geizhals über die Million freut, die er nicht benützt und die darum eingebildeter Reichtum ist, so kann ich mir einbilden, ein Geizhals zu sein, der eine Million besitzt. Das Ergebnis ist das gleiche: wir haben beide nichts davon und freuen uns über eine Vorstellung.

*

In jeder Kunst giebt es Übergangszeiten, wo man der alten Mittel müde ist und sich an ihren Wirkungen satt gesehen hat. Dann beginnt man, meistens aus dem Verlangen nach Gegensätzen, neue Mittel zu suchen und anzuwenden. Da entsteht nun der Irrtum, daß diese neue Mittel schon die neue Kunst seien. Die kleinen Talente schließen sich den Pfadsuchern an, um bemerkt zu werden und übertreiben. Das führt allmählich zur Erkenntnis, daß auch das Neue nur ein Mittel ist, wie es die alte Art auch war, beide in einem bestimmten Kreise verwendbar und berechtigt. Die Kunst der letzten Jahrzehnte, besonders die Malerei, zeigt diese Entwickelung so klar, wie es noch nie der Fall gewesen ist. Es wird jetzt Zeit, daß man die Errungenschaften für die echte Kunst an richtiger Stelle verwenden lerne.

Vermischtes.

Soeben hat der allgemeine deutsche Sprachverein nach langen Vorarbeiten das Verdeutschungsheft der Schulsprache erscheinen lassen. Der erste Entwurf ist schon im Jahre 1889 den sämtlichen Zweigvereinen zur Begutachtung vorgelegt, und darauf hat der Gesamtvorstand dem Oberlehrer Dr. Karl Scheffler in Braunschweig die weitere Bearbeitung übertragen. Dieser hat unter Berücksichtigung aller gemachten Vorschläge, zugleich unter Heranziehung aller ihm zugänglichen Schriften und Aufsätze zunächst einen zweiten Entwurf hergestellt, der einer Anzahl von Fachmännern, meist Mitgliedern des Gesamtvorstandes, zur nochmaligen Begutachtung vorgelegt ist. Unter Verwertung auch dieser Gutachten ist dann von dem Bearbeiter die endgültige, jetzt vorliegende Fassung hergestellt. So ist dies Heft, wie die bisher erschienenen Verdeutschungshefte des Sprachvereins, als eine Arbeit anzusehen, an der der ganze Verein mitgewirkt hat, die mithin eine gewisse Gewähr bietet, daß die naheliegende Gefahr persönlichen Beliebens ferngehalten ist.

Berücksichtigt sind in dem Hefte in erster Linie die Einrichtungen der Schule, die Gebiete des Unterrichts und der Schulzucht, alles, was die Thätigkeit der Lehrer und der Schüler betrifft. Dabei sind aus naheliegenden Gründen die Hochschulen ausgeschlossen. Sodann sind aber auch die Kunstausdrücke der Schulwissenschaften berücksichtigt, also insbesondere die Fachwörter der Sprachlehre, sowie die der Mathematik, der Naturwissenschaften und der Erdkunde. Dagegen konnte das weite Gebiet des geschichtlichen Unterrichts nicht in seinem ganzen Umfange herangezogen werden, zumal da ein großer Teil der Bezeichnungen geschichtlicher Vorgänge nahezu die Geltung unübersetzbarer Eigennamen erlangt hat: ähnliches gilt auch von der Religionslehre. Anderseits ist einigen allgemeineren Ausdrücken, wie illustrieren, interessant, speciell u. s. w., die Aufnahme nicht versagt, weil sie im Unterrichte eine große Rolle spielen und ihre Ersetzung besonders wünschenswert und aussichtsvoll erscheint.

Für die Verdeutschungen selber mußte der Grundsatz des Sprachvereins: kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann, maßgebend sein. Demgemäß spricht der Herausgeber in der Vorrede die Hoffnung aus, „im ganzen einen Weg eingeschlagen zu haben, der sich von fremdwortfreundlicher Rücksicht und von blinder Reinigungswut gleich fernhält.“ Titel oder titelartige Bezeichnungen, wie Direktor, Gymnasium, sind selbstverständlich nicht angetastet. Auch viele andere völlig eingebürgerte Ausdrücke, für die es ein brauchbares Ersatzwort nicht oder noch nicht giebt, wie Elegie, Idylle, Krystall und Mineral, Figur und Natur, insbesondere die ganz deutsch gewordenen Lehnwörter sind ausgeschlossen. So ist kein Versuch gemacht, die Wörter Ferien, Stil, Zone zu verdrängen; aber Ferialtag, Stilistik und stilistisch mit ihrer ganz undeutschen Endung und Betonung sind verdeutscht. Kap wird vielleicht mancher für ein Lehnwort halten wollen; neben dem gut deutschen „Vorgebirge“ ist es trotz seiner größeren Kürze als überflüssig erschienen.

Sogenannte „internationale“ oder „Weltausdrücke“ sind von dem Herausgeber nicht anerkannt. Wie der Deutsche „Breiten- und Längengrad, Wendekreise“ u. s. w. deutsch benennt, so kann er auch Äquator durch „(Erd-)Gleicher“ und „Linie“ ersetzen.

Insbesondere sind auch die Fachwörter der Sprachlehre, der Mathematik und Physik, soweit es möglich war, verdeutscht; so z. B. Casus = (Biegungs-)Fall, Nominativ = erster Fall, Werfall u. s. w., Tempus = Zeit(form), Präsens = Gegenwart u. s. w.; addieren = zu(sammen)zählen u. s. w., konvex = erhaben, gewölbt, ausgebogen; erhaben, ausspringend, überstumpf (Winkel), Kohäsion = Zusammenhang u. s. w. u. s. w. Bei den deutschen grammatischen Ausdrücken ist zu bedenken, daß sie vor allem für den deutschen Unterricht an den lateinlosen Schulen gelten sollen. Der Lehrer der alten Sprachen wird die lateinischen Bezeichnungen vielleicht zum Teil noch nicht entbehren können. So sind auch Ausdrücke, die nur für Latein oder Griechisch gelten, wie Ablativ und Aorist, nicht angetastet. Ähnlich ist es bei den mathematischen Bezeichnungen; die Fremdwörter sind für das Rechnen der Volks- und Bürgerschule ein wertloser Ballast. Trotzdem ist nicht mit Gewalt alles verdeutscht; so sind für Tenuis, Media und Aspirata, für Quotient, für Abscisse und Ordinate trotz vielfacher Vorschläge keine brauchbaren Ersatzwörter gefunden.

Überall ist nach Möglichkeit das bereits Übliche bevorzugt, wenn es auch vielleicht nicht einwandfrei ist, wie „Geschlechtswort" für Artikel, „Zeitwort" für Verbum. Auch ist fast durchweg für die eigentlichen Kunstausdrücke nur eine deutsche Bezeichnung gewählt, weil hier eine allgemeine Übereinstimmung durchaus wünschenswert erscheint. Wo die Wahl zwischen mehreren Ausdrücken war, ist der deutlichere und bezeichnendere vorgezogen, auch wo etwa der andere kürzer sein sollte. So ist Präposition mit „Verhältniswort", nicht mit „Vorwort", Adjektiv mit „Eigenschaftswort", nicht mit „Beiwort" wiedergegeben.

Zum Schlusse seien einige Proben aus dem Hefte hervorgehoben, die zugleich zeigen sollen, wie die verschiedenen Bedeutungen oder Anwendungen eines Wortes zu ihrem Rechte kommen. absolvieren = (eine Arbeit) vollenden, beendigen, abschließen; (einen Stoff) erledigen' durchnehmen; (eine Prüfung) ablegen, bestehen; (das Probejahr) ablegen, (ab-)leisten, machen; (eine Schule V) durchmachen. Apparat = Vorrichtung, Werkzeug (z. B. Sinnes-); Hilfs-, Lehrmittel (z. B. für die Erdkunde); Gerät(schaften) (z. B. Turn-). Basis = Grund(lage); (Säulen-, Pfeiler-) Fuß; Grundlinie, -seite, -fläche, -ebene (Raumlage); Grundzahl (bei Potenzen); Base (Chem.)

Das neueste Verdeutschungsheft des allgemeinen deutschen Sprachvereins schließt sich in würdiger Weise den früheren Arbeiten an, welche die Fremdwörter der Kochkunst, des Handels, des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens, der Amtssprache und des Berg- und Hüttenwesens verdeutschen. Es wird in den Kreisen der Schulmänner, die durch Verordnung ihrer Behörden auf die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter ausdrücklich hingewiesen sind, mit Freuden begrüßt werden.

Briefkasten.

Der Leiter der R.-Ztg. ist wieder zu seinem Papierkorbe zurückgekehrt. Die Erledigung der zahllosen Briefe, mit und ohne Lyrik, wird nach und nach erfolgen. Nicht erwähnte Sendungen sind als abgelehnt zu betrachten.

Frl. K. M. in B. Alles noch unreif. — Herrn W. M. in Sp. Gut, aber doch nicht so eigenartig wie das von uns gebrachte Gedicht. — Herrn L. K. in A. Soll gelegentlich kommen. — Herrn Kurt W. in L. Sie sind jedenfalls noch sehr jung. Aber in „Natur" steckt ein Kern von echtem Gefühl. Thun Sie getreu Ihre Pflicht, bilden Sie sich, indem Sie um sich und in sich schauen. In freien Stunden mögen Sie auch dichten, aber lassen Sie sich nicht zu früh in die Öffentlichkeit locken. — Herrn E. H. In Form und Ausdruck unzureichend. — Frau Th. v. R. in M. Das Buch soll gelesen und angezeigt werden. — 33. Herrn E. L. Sch. Leider nur Kunstspielerei. Tiefes Eigenleben mangelt. — Erna. Seltsame Frage! Sie beweist mir, daß Ihr Herz sich nicht entschieden hat, sonst wäre es Ihnen gleich, ob der Werber jähzornig ist. Im allgemeinen sind solche Männer leichter zu lenken, als viele anders geartete. Ein liebevolles und kluges Mädchen schreckt vor der Aufgabe, einen solchen Mann zu erziehen, nicht zurück. Ich zweifle aber an Ihrer Liebe. Oder sind Sie auch ein Brausekopf? Dann wäre ein Bund allerdings kaum anzuraten. — Herrn X. Y. „Feierabend" enthält zu viel lyrische „Clichés"; „Mit Gold malen", „Gütiger Engel, der sich niederschwingt" u. s. w., das ist alles zu sehr abgebraucht. Besten Gruß. — Frl. Hedwig N. Sehr gute Gesinnung, aber tiefere Begabung fehlt. — Herrn Lehrer W. in Br. Das Verzeichnis der wegen Tierquälerei bestraften Knaben und Mädchen bietet ein trübes Bild; daß auch letztere gerade bei den größten Grausamkeiten so stark vertreten waren, ist in ihm das Traurigste. Wenn durch Rutenstreiche der Unfug allmählich ganz beseitigt worden ist, will ich gegen sie weiter nicht viel einwenden; aber bei Mädchen halte ich diese Züchtigung für verwerflich, weil sie das Schamgefühl für immer töten und zuweilen noch andere Übel erzeugen kann. — Herrn G. Kl. in Z. Prüfen Sie das „Späte Lied" recht streng und Sie werden sehen, daß die einzelnen Züge sehr abgebraucht sind. Besten Gruß. — Herrn Verl. Gl. in Dr. Auch ich beklage mit Ihnen den frühen Tod von Aug. Ludorff, dessen edle Dichtung „der Messias" unseren Lesern vor einiger Zeit so warm empfohlen worden ist. Der Verstorbene war reich beanlagt und hätte sicher noch schöne Werke geschaffen. Aber Nachrufe bringen wir nicht. — Herrn H. S. Sowohl „Hermanns Tod" wie „Frühling im Herzen" sprechen für reine, edle Denkweise und für warmes Fühlen, aber Sie können den dichterischen Gedanken noch nicht zusammenfassen. Alles ergießt sich ins Weite und Breite.

Inhalt der No. 48.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Krank. Von W. Sommerfeld. — Das goldene Sprüchlein. Von Gertrud Triepel. — Die Öde. Von Dorothee Goebeler. — Eine Tragödie aus der Großstadt. Lebens- und Stimmungsbilder von F. Gebhardt. I. — Beethovens C-moll-Konzert. Von M. Haußer. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Vermischtes. — Briefkasten

 **Zur Beachtung!** 

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 49.

Art zu Art.

Roman
von
H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Die relative Ruhe, deren er sich nun erfreute, that ihm wohl, und doch war auch sie nicht frei von dem geheimen, nagenden Ärger, daß Maud ihn so kaltblütig entfernt hatte, nachdem er ihr lästig geworden war. So immer stumm dabei stehen hatte allerdings keinen Zweck, aber konnte sie nicht mit seinem Geschmack zufrieden sein? — Nein! Immer nur Fortunat und Fortunat, während er doch ein viel größerer Künstler war als jener. Sie hatte freilich das Geld . . . aber er war schon jetzt fest entschlossen, nichts von all den Dingen hübsch zu finden, die sie auswählen würden.

Wenn er dann allein im Hotelzimmer saß und auf die beiden wartete, bis sie lachend, erhitzt, voll Feuereifer von ihren Besorgungen zurückkamen, krampfte sich ihm das Herz zusammen. Nicht aus Eifersucht, denn er war auf Maud nicht eifersüchtig, aber aus einem Gefühl des Zurückgesetztseins, des Nichtmitkönnens, das ihn verbitterte.

Er wurde noch schweigsamer als bisher, aber keiner beachtete es.

Wenn Fortunat aus ehrlichem Herzen gesagt, daß er nie eine nettere Zeit verlebt hatte wie die jetzige, hatte er so vollauf die Wahrheit gesprochen, daß er es kaum merkte, wie sehr dadurch alle seine anderen Beziehungen erkalteten. Nelly war schon längst beiseite geschoben; er fühlte eine moralische Unmöglichkeit in sich, Maud unter die klaren Augen zu treten, wenn er sich eben erst von jener getrennt, er schämte sich dann vor sich selber, und gerade diese halb unbewußte Reinheit seines jungen Herzens neben der sonnigen Fröhlichkeit und Gutherzigkeit seines Charakters machten ihn so liebenswürdig.

„Wir müßten doch einmal zu Quensels hinaus," sagte der eine oder der andere fast jeden Abend, und dann sahen sie sich an, lachten, beruhigten sich aber dabei, die Thatsache konstatiert zu haben, und schoben diesen Besuch von einem Tage zum andern wieder auf.

Auch Maud hatte sich sehr verwandelt. Die tägliche Thätigkeit, die all ihr Sinnen in Anspruch nahm, das ungebundene Zusammensein mit den jungen Leuten wirkten vorzüglich auf sie ein. Sie war sehr heiter, rosiger und frischer geworden.

„Schade, daß es ein Ende nimmt," sagte sie einmal mit leisem Seufzer zu Fortunat, als sie mitten unter Tapezierern und Dekorateuren in der neuen Wohnung standen. „Diese Zeit war wirklich vergnüglich."

„Ja, aber es kommt eine schönere."

„Wer weiß! Jedenfalls eine ernstere. Glauben Sie ja nicht, daß ich in die Ehe gehe ohne den genügenden sittlichen Ernst, ohne die besten Vorsätze und das vollkommenste Bewußtsein meiner Pflichten."

Er sah sie enthusiastisch an.

„Daß ich nicht auch solche Frau gefunden habe!" dachte er seufzend. „Eine zweite wird wohl kaum existieren."

An demselben Abend berief ihn eine Depesche eines älteren Kollegen und Freundes auf zwei Tage in das Gebirge. Er konnte nicht absagen, mußte hin.

„Mein Gott, was werde ich ohne Sie machen?" fragte Maud erschrocken. „Bleiben Sie nur nicht zu lange fort." —

Wirklich fühlte sich Maud unbehaglich und vereinsamt, seit Fortunat weg war, sie hatte die Lust am Einkaufen verloren.

„Es ist viel amüsanter zu zweien," sagte sie auf eine Frage zu ihrem Bräutigam, „und wenn ich Dich auch mitnehmen wollte, Du verstehst das ja doch nicht. Laß uns lieber die Zeit anders einteilen."

Nein, natürlich, er verstand nichts davon, aber er bemerkte doch, daß Maud der Tag lang wurde, und ihm ging es nicht besser.

Dazu waren ein paar Tage mit ganz unerträglicher Hitze gekommen. Feuchte schwüle Luft bei bedecktem Himmel und heißen, ermattenden Winden. Maud hatte Kopfschmerzen und schlug eine weite Spazierfahrt vor, die den ganzen Nachmittag einnehmen sollte.

Heeken war es zufrieden, obgleich ihn die Temperatur nicht im geringsten angriff, aber sein momentanes Arbeiten befriedigte ihn auch nicht, das war nichts Halbes und nichts Ganzes. Er wunderte sich darüber, daß er nicht mehr so ganz in seiner Kunst aufging, daß er überhaupt noch einen andern Gedanken daneben aufkommen ließ, aber es war doch so. Vor einem Jahr noch hätte er zu seinem Schaffen nichts anderes gebraucht, als einen Haufen Thon und Gottes freien Himmel; wenn es nicht anders sein konnte, das hätte ihn nicht gestört.

Aber das Gebundensein an die Verabredungen, die er mit Maud getroffen, das Bewußtsein, in seiner jetzigen Behausung nur noch vorübergehend zu sein, sich nicht seßhaft machen zu können, quälte ihn.

Als sie durch die verstaubten langen Alleen fuhren, die von der Stadt aus ins Freie führten, hing er diesen Betrachtungen mit einem gewissen behaglichen Erstaunen nach, während er ab und zu einen Blick auf seine Begleiterin warf, die mit geschlossenen Augen schweigend in ihrer Ecke lag. Er wußte, daß sie sich nicht wohl befand, und dachte deshalb nicht daran, sie anzureden; was sollte er ihr auch sagen? Nur sich selbst fragte er, ob sie nicht daran schuld sei, daß er sich so verändert habe.

Sie fuhren durch ein Dorf mit kleinen, grünen Gärtchen vor einzelnen Häusern und einem Wassertümpel inmitten, auf dem Gänse und Enten schwammen.

Dicht vor ihnen stürzten aus ein paar Gehöften zwei mächtige Hunde mit wütendem Bellen aufeinander los, sprangen sich an, verbissen sich ineinander, hoben sich auf die Hinterpfoten hoch und kämpften erbittert, wie es schien auf Tod und Leben, eine alte Fehde austragend. Das Blut troff ihnen von den Lefzen, aber sie gaben nicht nach; sich windend, dehnend, aufspringend, verbissen sie sich nur fester ineinander.

„Fort, Kutscher!“ rief Maud, die nervös zitternd auf die wütenden Bestien im Staube sah, und:

„Halt! Halt!“ schrie Heeken emporschnellend, den Hut auf den Rücksitz werfend, sein Skizzenbuch hervorreißend, und nun, halb knieend, halb stehend, um die ganze Situation zu übersehen, zeichnete er mit fliegender Hand den Kampf, der sich vor seinen Augen abspielte.

Ganz verwandelt war sein Gesicht, die Augen glühend, die Nasenflügel gespreizt, dicke Tropfen auf der Stirn, nichts anderes sehend, hörend, fühlend als das, was ihn gerade interessierte.

„Spanne den Sonnenschirm zu,“ sagte er nur in fast befehlendem Ton zu Maud, und dann versank alles um ihn. Fieberhaft glitt sein Stift über das Papier, eine Aufnahme, zwei, drei, er konnte gar nicht genug davon bekommen. Es war als ob etwas von der Wildheit der beiden Bestien auch in seinen Adern lebte und zu Tage trat.

Maud hatte den Schirm geschlossen und ihn aus umflorten Augen angesehen. Sie fühlte sich sehr elend, und hier mitten im Staub, in der Hitze, den häßlichen Gerüchen der Dorfstraße, verstärkte sich das bis fast zur Unerträglichkeit.

Dennoch sagte sie kein Wort. Sie hatte nach dem Genie verlangt, hier bot sich ihr ein aufblitzender Funke. Nur kam er anders zu Tage, als sie sich gedacht. Nicht im stillen, kühlen, hübsch dekorierten Atelier, sondern auf offener Landstraße, unter Unbequemlichkeiten, die ihr zuviel waren.

Leute aus dem Dorf kamen hinzu, es gab ein Johlen, Pfeifen und Schreien; mit Knütteln und Dreschflegeln schlugen sie auf die beiden Hunde ein, bis diese endlich blutend, mit hängendem Schweif und Ohren abzogen. Aber auch da hatte Heeken noch nicht genug; die beiden lahmgelegten Feinde mußte er auch noch mit nach Hause nehmen, und Maud hörte das Umblättern seines Skizzenbuches, und obgleich sich allmählich alles verlaufen hatte, Kämpfer, Rächer und Publikum, zeichnete er doch immer noch weiter, um alles das festzuhalten, was er gesehen.

Ein tiefer Seufzer Mauds ließ ihn endlich aufsehen. Wie eine halbe Leiche lehnte sie im Fond, mit zuckenden Lippen und geschlossenen Augen. Er erschrak heftig.

„Was ist Dir?“ fragte er ganz verschüchtert, „soll ich Dir etwas holen?“

„Nach Hause!“ stöhnte sie, unfähig mehr zu sagen.

Sie fuhren zurück. Er wie ein armer Sünder, mit den Händen auf den Knieen, etwas gebückt, als drücke ihn eine Last, sie zwischen den geschlossenen Lidern mit Mühe die Tropfen zurückhaltend, die sich vordrängen wollten und deren sie sich doch schämte.

Was hatte ihr denn Martin zuleide gethan? Daß er ihr Übelbefinden vergessen im Dienste der Kunst, mußte sie ihm doch zuerst verzeihen, sie, die seiner Kunst immer die erste Stelle eingeräumt hatte in ihren Gedanken. Freuen hätte sie sich sollen über die Stärke und spontane Kraft seines Talents, das auch das Geringste mit Künstleraugen ansieht und jegliche Rücksicht auf seine Nebenmenschen vergißt.

Fortunat würde zweifellos zuerst nach ihr gefragt haben, kämpfende Hunde giebt es ja schließlich öfter, aber Fortunat war auch kein Heeken.

Und je mehr sie sich das alles mit dem Verstand sagte, je zorniger sie auf sich wurde, je höher stiegen ihr die Thränen in den Hals, bis die Lippen krampfhaft zitterten und sie heftig schlucken mußte.

„Bist Du böse auf mich?“ fragte Martin endlich stockend.

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Die Luft — die Hitze — der Staub,“ murmelte sie, „ich muß mich niederlegen.“

Vor dem Hotel trennten sie sich mit einem flüchtigen, kaum merkbaren Abschied. Maud stieg in ihr Zimmer hinauf, und Heeken ging in sein Atelier. Arbeitslust prickelte ihm in den Händen. Die mächtigen Tiere hatten zu prächtig ausgesehen; gab er das in Thon wieder, es könnte sich lohnen.

Und je weiter er sich von dem Hotel entfernte, desto mehr verlor sich der Alp, der ihn bedrückt hatte, er atmete freier, Lebenslust durchdrang ihn wieder, die ihn einschnürende Unbehaglichkeit, die er meist Maud gegenüber empfand, war verschwunden, er fühlte sich wieder der alte. —

Und oben lag Maud in ihrem Zimmer und schluchzte fassungslos. Warum eigentlich, wußte sie selbst nicht.

„Ich bin krank," wiederholte sie sich ganz laut und strich über die fieberheiße Stirn. „Wirklich krank. Freuen sollte ich mich, und dabei liege ich hier und weine — weil ich krank bin."

Am nächsten Tag war die Luft kühl und erfrischend; gesund und fröhlich wachte Maud auf. Sie schrieb ein paar herzliche Zeilen an Heeken, denn sie schämte sich des gestrigen Tages, fügte ein paar taufrische Rosen hinzu und schickte es ihm durch einen Dienstmann. Die Stunde des Rendezvous war von ihr etwas später angesetzt als sonst, sie wollte vorher in ihre Wohnung gehen und Schränke und Kästen einräumen, denn die Lieferanten hatten gestern große Sendungen geschickt, die sie aber ihrer Kopfschmerzen wegen nicht geöffnet hatte.

Ihr war so recht heiter und lebenslustig zu Mut, wie sonst oft, wenn sie mit Fortunat ihre Einkäufe gemacht. Daß sie heute allein war, störte sie auch nicht, im Gegenteil, sie freute sich auf ihre Arbeit.

Als sie die breite teppichbelegte Treppe hinaufging, gefiel ihr alles, und während sie durch die bereits eingerichteten Zimmer schritt, empfand sie die ganze Glückseligkeit eines festen Besitzes, eines Heims.

Auch an Heeken dachte sie, und was ihr gestern Thränen erpreßt, heute erfüllte es sie mit einem gewissen Stolz.

Der Portier brachte die großen Kisten, Körbe und Ballen hinauf, und sie begann auszupacken. Das zierliche Toilettenzimmer war bald ganz bedeckt mit Leinenzeug, Spitzenwäsche, Matinees, kurz all den tausenderlei Dingen, die eine elegante Frau für sich notwendig findet. Und Maud hatte an nichts gespart. Seidene Röcke bauschten sich kokett neben solchen, die wie aus Spinnengewebe schienen, deren reicher Spitzenbesatz wie ein Hauch herabhing, bereit, in jedem Luftzug zu zittern.

Einen Augenblick lehnte sich Maud mit dem Rücken an den Schrank und sah in das licht- und farbenvolle Chaos vor sich. Sie dachte an die Zukunft, die ihr diese Berge hier repräsentierten, und ein Ausdruck träumerischen Nachdenkens trat in ihr Gesicht.

Würde sie alles das finden, was sie erwartete? Würden Stunden der Enttäuschung, ja, der Reue kommen? Es schauerte sie ein wenig, wenn sie daran dachte, daß niemand imstande sei, diesen verborgenen Vorhang zu lüften, der unweigerlich jeden Tag vom andern schied, und sie machte sich eilig an die Arbeit.

In dem entfernteren Teil der Wohnung kamen und gingen die Handwerker, die Portiersleute, Maud sah sich nicht einmal um, als hinter ihr die Thür geöffnet wurde. Sie lag auf den Knieen vor dem untersten Schubfach und wandte erst den Kopf, als es hinter ihr so still blieb.

„Fortunat!" rief sie aufspringend und ihm beide Hände entgegenstreckend. „Wie gut, daß Sie wieder da sind!"

„Ja, darf ich denn näherkommen?" fragte er, etwas verschüchtert um sich sehend.

„Weshalb denn nicht? Ich freue mich so sehr, Sie wiederzusehen."

Ganz unbefangen war sie, das machte auch ihn sofort von jedem anderen Gefühl frei, eiligst trat er auf sie zu.

„Ich dachte es mir doch, daß Sie hier wären, deshalb kam ich auf gut Glück her, ehe ich noch ins Hotel oder zu Martin ging. Wie reizend es hier aussieht, Miß Winter."

„Reizend? das können Sie wohl nicht behaupten. Wie in einem Tröblerladen! Aber ich bin schon sehr fleißig gewesen. Warten Sie einen Augenblick. Ich zeige Ihnen dann, was in Ihrer Abwesenheit fertig geworden ist. Setzen Sie sich inzwischen, wo und wie Sie können."

Sie fuhr fort die Wäsche wegzulegen und plauderte von den Tagen seiner Abwesenheit.

„Wie lange Sie übrigens geblieben sind," sagte sie innehaltend und sich umsehend.

Er hatte sich zwischen die seidenen und Spitzenröcke gesetzt, gerade als sie sich umdrehte sein Gesicht tief in das duftige Gekräusel des einen gedrückt, als wäre ihm die Berührung des feinen Stoffes angenehm, nur sein lockiges Haar war ihr noch sichtbar. Halb erschrocken, halb ärgerlich sah sie darauf hin. Da hob er den Kopf, sah ihre erstaunten Augen, lachte und errötete ein wenig.

„Sie dürfen mich nicht auszanken, Miß Winter, ich habe nun einmal eine Schwäche für derartige Dinge. Schon als Knabe machte mich nichts glücklicher, als über Sammet und Seide streichen zu können und Spitzen flattern zu sehen. Und jetzt als Mann entzückt mich nichts mehr als ähnlicher Luxus an einer Frau. Wie duftig und zart das hier alles ist. Welche wundervollen Farben! Vielleicht ist mein Künstlerauge schuld an diesem Nervenreiz. Jedenfalls ist es nichts Böses und darf Sie nicht beleidigen."

„Beleidigen? Natürlich nicht!" sagte sie schnell und nahm ein blau umbundenes Wäschepaket zur Hand, bückte sich aber nicht wieder. „Ob Tino eine Ahnung hätte von dem, was er hier sähe?" fragte sie nachdenklich. „Ich glaube nicht, darin sind sich die Künstler nicht gleich. Mir aber geht es wie Ihnen, ich liebe den Luxus des Lebens und möchte mich nicht von ihm trennen. Ich finde, er hat etwas Veredelndes an sich."

„Tino," entgegnete Fortunat hastig, „ist ein größerer Künstler, aber die Feinsinnigkeit, die er als Mensch entbehrt, die sollten Sie ihm anerziehen, Miß Winter. Wenn er auch anfangs nichts beachtet, die Zeit wird das bringen. Er kann doch nicht immer neben Ihnen hinleben mit geschlossenen Augen, er muß doch einmal sehen lernen."

„O, er sieht, er sieht, wenn es sich um Dinge

handelt, die ihn interessieren," gestand sie ihm eifrig. „Vielleicht aber interessiere ich ihn nicht."

Er lachte belustigt.

„Welche Idee, Miß Winter! Wirklich, Sie thun ihm unrecht. Bei ihm sitzt es nur tiefer, innerlicher, als bei uns anderen. Unsere Sprache ist ihm noch fremd, darum verstummt er so oft. Das wird sich ändern . . ."

Sie hatte dazu genickt. Wie ernst es ihr mit ihrer Ehe war, das wußte ja Fortunat genügend, auch ohne, daß sie es noch einmal versicherte. Heftig erschrocken aber fuhren beide herum, als jetzt plötzlich die Thür aufflog. Luzie stand auf der Schwelle.

„Wie reizend! — Sie beide hier zu finden, das hätten mir meine kühnsten Träume nicht vorgespiegelt," sagte sie mit Hohn, während das rebellische Blut ihr in das Gesicht stieg. „Sie helfen wohl tüchtig, Fortunat? Dann begreife ich, daß Sie den Weg zu uns heraus nicht mehr gefunden haben."

Die Feindseligkeit in Blick und Ton war so unverkennbar, daß die beiden einander betroffen ansahen, aber rein wie ihre Gedanken und Beziehungen stets gewesen, glaubten sie auch an nichts anderes, als an eine momentane Verstimmung Luziens.

„Wollen Sie sich nicht setzen," sagte Maud, mit vornehmer Großmut den Eindruck übergehend, den Luzies Benehmen auf sie gemacht. „Fortunat muß sehen, daß er Platz schafft."

Mit spitzen Fingern legte der junge Mann alles beiseite, was auf der rosaseidenen Causeuse noch lag, aber die Freude an all den hübschen Dingen, die er zuerst so bewundert, war ihm vergangen.

Luzie blickte von einem zum andern. Sie sahen so ruhig aus, aber das beruhigte ihr empörtes Blut nicht.

„Sollte ich stören," sagte sie spitz, „so bitte ich die Herrschaften nur um ein Wort, ich bin dann gleich wieder draußen."

Maud sah sie an, ohne zu antworten. Sie erriet die Eifersucht und nahm sich vor, zu schweigen, Fortunat aber sagte in grenzenlosem Erstaunen:

„Stören? Weshalb denn? Miß Winter wird ruhig weiterpacken."

Luzie warf ihm einen zornigen, zugleich prüfenden Blick zu, aber seine ehrliche Harmlosigkeit entwaffnete sie doch. Etwas freundlicher begann sie sich über ihre Einsamkeit zu beklagen, zu fragen, umherzuschauen, kurz, ihre liebenswürdigere Seite herauszukehren. Sie fand alles entzückend, war begeistert, aber bei jedem neuen Stück, das sie ansah, hieß es immer mit einem Seufzer: „Maud, Sie Glückliche! — Wer das doch auch haben könnte! — Wie glauben Sie, würde mir das stehen!" —

Zum Schluß hing sie sich an Fortunat.

„Lexchen, Sie müssen mich nach Hause begleiten, das wenigstens können Sie für eine alte Freundin thun. Nachher gebe ich Sie auch frei, sobald ich Papa habe."

Er sah erstaunt von einer zur andern.

„Ja, bleiben denn die Damen nicht zusammen?"

„Nachher, nachher! Erst muß ich Papa sprechen. Maud hat ja einstweilen ihren Bräutigam. — Sie abscheulicher Lex, daß Sie keine Minute mehr für mich übrig haben wollen."

„Fahren wir zuerst Miß Winter ins Hotel, dann Sie nach Hause," schlug er vor, denn es widerstrebte ihm, sich plötzlich so ohne weiteres in Luziens Dienste zu stellen.

„Ah, die selbständige Maud fürchtet sich doch gewiß nicht," meinte Luzie mit einem Schmollmund.

Diese wehrte auch sehr energisch ab, und kurze Zeit darauf verließen beide die Wohnung, in der Maud allein zurückblieb, recht verstimmt über Luziens Benehmen.

„So!" sagte Luzie schon auf der Treppe, „nun habe ich Sie endlich da, wo ich wollte, nämlich zu einem Tete-a-tete mit mir. Sie haben es gescheut, ich weiß es wohl, aber länger ging es nicht mehr, ich muß Sie sprechen."

„Warum so feierlich?" fragte er ahnungslos.

Sie blieb stehen und stampfte zornig mit dem Fuß.

„Mein Gott, Lex, in welch einem Lande leben Sie denn, daß Sie mich auch noch mit so unschuldigen Augen dabei ansehen! Ich habe ernst, ganz ernst mit Ihnen zu reden."

Er schwieg und drehte sein Stöckchen in der Luft herum, Luzies Ankündigung fand ihn sehr skeptisch.

„Es ist doch eigentlich unerhört," fuhr sie in regem Eifer fort, daß ich Ihnen das erst sagen muß, so viel Verstand müßten Sie selbst haben. Sie bringen ja dies ohnehin seltsame Brautpaar in den Mund aller Leute."

„Ich?" fragte er vor Erstaunen stille stehend.

„Natürlich. Diese Brautschaft zu dreien ist ja einfach unerhört! Alle Welt lacht, zerbricht sich die Köpfe und zuckt die Achseln. Wenn es schon zu mir gedrungen ist, da draußen, dann muß es doch toll sein. Danken Sie Gott, daß die meisten jetzt in der Sommerfrische sind, Maud könnte das nachher als Frau sehr zu entgelten haben."

„Aber mein Gott," fragte er ganz perplex, „was thun wir denn? An einer so aufrichtigen Freundschaft, wie sie uns drei verbindet, kann doch niemand etwas finden."

„Meinen Sie? — Ich sage Ihnen das Gegenteil. Freundschaft! Was heißt da Freundschaft! Sie fahren mit ihr herum, als gälte es Ihre eigene Häuslichkeit zu gründen, Sie holen sie des Morgens aus dem Hotel ab, Sie sind in Cafés und Restaurants mit ihr zu sehen. Ja, glauben Sie denn, daß alle Welt blind ist, oder daß die traurige Rolle, die der Bräutigam dabei spielt, niemand auffällt? Ich sage Ihnen, Lex, Ihre Freundschaftsdienste haben ein ganz eigentümliches Aussehen in den Augen der Welt!"

„Und weil es der Welt beliebt, etwas in den Staub zu ziehen, was an sich harmlos, ja, mehr als das, klug und gut ist, deshalb soll ich nun meiner Freundschaft den Laufpaß geben und mich rückwärts konzentrieren, nicht wahr?" fragte er voll tiefster Empörung.

„Ja, — wenn Sie Maud einen Dienst leisten wollen. Wir leben hier nicht in dem freien Amerika, wo die Mädchen, wie mir scheint, thun und lassen können, was sie wollen. Man muß sich bei uns nach

dem richten, was sich schickt, oder vielmehr für schicklich gilt. Man wird Frau Heeken sonst entgelten lassen, was Miß Winter gesündigt, und sagen Sie einmal selbst, war es denn passend, daß sie gleich nach ihrer Verlobung von uns fort in ein Hotel zog, mit Ihnen beiden so ungeniert verkehrt, als wäre sie eine Frau von sechzig und nicht eine Braut von vierundzwanzig Jahren? Möchten Sie, daß sich Ihre Schwester so emanzipieren würde, wenn Sie eine hätten?"

Er seufzte beklommen auf. Unter Luziens Worten hatte er das Gefühl, als wäre er wirklich schuldig.

„Dem Reinen ist alles rein! Keiner von uns dreien hat ja auch nur einen zweifelnden Gedanken gehabt, das schwöre ich Ihnen!"

Sie sah ihn spöttisch an.

„Stehen Sie für sich selbst ein, guter Lex, aber nicht für die anderen. Was wissen Sie von Heeken? Was selbst von Maud? Und diese rege Freundschaft glaubt Ihnen doch niemand, jeder zieht den Schluß: Sie sind in Maud verliebt."

Er lachte auf, nahm den Hut ab und strich sich durch das lockige Haar, dann atmete er tief.

„Daran ist gar kein Gedanke," sagte er im Tone vollster Überzeugung. „Dem Freunde Braut oder Frau nehmen, ist noch tausendmal gemeiner als silberne Löffel stehlen. — Daß man so etwas von mir denken kann!"

Sie hatte ihn beobachtet, und in ihre gespannten Züge kam ein freudiges Aufleuchten. Nein, wirklich, er war dessen nicht fähig!

„Lexchen," sagte sie zärtlich und legte ihm die Hand auf den Arm. „Ich weiß es ja, Sie sind ein guter Junge und ein anständiger Mensch dazu. Meiden Sie den Schein. — Es ist so leicht, den Leuten die Mäuler aufzureißen. — Kommen Sie wieder öfter zu uns."

Er sah sie nachdenklich an.

„Ja, aber Fräulein Luzie, mit Ihnen kann mir dann doch dasselbe passieren."

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Ich habe einen Vater," sagte sie. „Ein Vater oder eine Mutter schützt in solchen Fällen immer. Gott sei Dank, wird Maud ja auch in drei Wochen verheiratet sein, dann hat sie wenigstens einen Mann, obgleich der — na, ich weiß noch nicht, ob sie der gerade sonderlich schützen wird."

Er hatte offenbar nicht recht zugehört, ganz in Gedanken drehte er sein Stöckchen immerzu hin und her zwischen den Fingern. Es that ihm so leid, daß er Maud vielleicht Schaden zugefügt, er war auch immer so unbesonnen und unbedacht; und noch mehr that es ihm leid, daß er sein tägliches Zusammenleben mit dem Brautpaar nun am Ende aufgeben sollte. Heiße Erbitterung stieg in seinem Herzen auf.

„Ich wünschte, ich hätte alle die einmal zwischen den Fingern, die sich damit amüsieren, anderen Leuten die Ehre abzuschneiden," sagte er knirschend. „Ich dächte, es genügte, sich als anständiger Mensch zu fühlen."

Luzie lachte.

„Ein so sanftes Ruhekissen das gute Gewissen auch sein mag, der Schein ist doch in allen Dingen die Hauptsache. Und nun, Lexchen, machen Sie kein so wütendes Gesicht," sie beugte sich vor und sah ihm lächelnd in die Augen. „Ich habe es doch nur gut gemeint mit Ihnen und Maud. Kommen Sie jetzt dafür mit mir zu Papa und Emil."

Er nahm den Hut ab und strich über seine feuchte Stirn.

„Ich bitte Sie, entschuldigen Sie mich für diesmal. Was Sie mir sagten, hat mich zu tief getroffen, und vor allen Dingen, ich bin Martin eine Aussprache schuldig."

Luzie blieb stehen und sah ihn ganz entsetzt an.

„Sie werden so dumm sein! Was geht das Heeken an?"

„Ich denke, ihn am allermeisten."

„Aber der Mann versteht doch nichts davon! Keine Ahnung hat er von den Gesetzen unserer Gesellschaft! Ihre Sache allein ist es, Ihre Handlungsweise danach einzurichten, denn Sie sind einer der Unseren. — Und nun seien Sie vernünftig und kommen Sie mit hinauf."

„Ich kann nicht," sagte er verstimmt. — Kurz — fast unhöflich verabschiedete er sich. —

Sie hatte ja so unrecht nicht mit dem, was sie sagte, und gerade, daß er das sich selbst zugeben mußte, das ärgerte ihn am meisten. Mit gesenktem Kopf und langsamen Schritten ging er trotzdem den Weg zu Heekens Atelier.

Wie häßlich eingerichtet in dieser Welt, daß jeder das Recht hatte, über den anderen zu Gericht zu sitzen, ihn nach seinem eigenen, vielleicht sehr minderwertigen Maßstab zu messen, und dann sein Urteil in die Welt hinauszuschleudern, ohne für das verantwortlich zu sein, was daraus entstand.

Sie waren so glücklich gewesen, harmlos wie die Kinder, wenigstens er — Fortunat — nun kam auf einmal der häßliche Klatsch und warf seinen Rauhreif darauf. Natürlich hatte es nun ein Ende mit der Harmlosigkeit und der Fröhlichkeit, denn schaden durfte er Maud nicht.

Wie kam es doch, daß er nur an sie dachte, nicht an seinen Freund?

Er blieb stehen und starrte tiefsinnig in ein Schaufenster.

Waren seine Gefühle für sie vielleicht doch nicht ganz so, wie er sie sich selber vorspiegelte? Lief da noch etwas anderes mit unter, vor dem er absichtlich die Augen schloß?

Heftig schüttelte er den Kopf. Nein! Sie war die Braut seines Freundes, ihm also ein doppeltes Heiligtum. Aber das schloß nicht aus, daß er sie lieb hatte wie eine Schwester, daß er die Krone aller Frauen in ihr sah, und Heeken glücklich pries. Würde sie ein Opfer von ihm verlangen, ohne zu fragen oder sich zu besinnen, brächte er es; aber konnten die Menschen denn wirklich an keine Freundschaft ohne Nebengedanken glauben? War die Welt so schlecht? Traurig dann für sie! Er — er wollte es ihr beweisen, daß auch ehrliche Freundschaft zwischen Mann und Weib möglich sei! Dann mußte sie verstummen.

In ziemlich schnellem Tempo legte er den Weg

zu Heeken zurück und stürmte in sein Atelier, wie früher oft.

Martin stand in seiner gewohnten Arbeitstracht, seinem Wollhemd, und arbeitete eifrig. Schon in voller Plastik hoben sich die kämpfenden Hunde fast in Lebensgröße aus dem Thon heraus. Es war der alte Heeken wieder, mit dem konzentrierten Blick, dem vor Arbeitslust strahlenden Gesicht, der absolut armseligen, ihm behagenden Umgebung. Der alte Heeken, der vor dem neuen, unbeholfenen, gedrückten Menschen ihm fast ganz entschwunden war. Mit dem alten Reiz wirkte in diesem Augenblick die Persönlichkeit des anderen auf Fortunat, und mit dem alten Entzücken sah er auf die entstehende Gruppe, während er den Zweck seines Kommens vergaß.

„Du bist ein großer Künstler, Martin," sagte er ganz wie früher und blickte ihn mit leuchtenden Augen an.

„Nicht wahr, es ist gelungen." Ruhig wischte er sich mit dem Arm den Schweiß von der Stirn. „Oder eigentlich — es wird gelingen."

Sie standen ein Weilchen zusammen und studierten das Kunstwerk, alles andere war vergessen, beide nur Künstler; dann plötzlich setzte sich Fortunat mit tiefem Aufseufzen auf den alten Schemel, den er noch genau von früher her kannte.

Heeken sah ihn an.

„Was hast Du?" fragte er, sich wieder seiner Arbeit zuwendend. „Ich bin sehr froh, daß Du zurück bist, sehr froh! Nun laßt Ihr mich wohl arbeiten und besorgt wieder alles zusammen. Maud hat mehr Spaß an Deiner Begleitung als an meiner."

Fortunat hob den Kopf und sah seinen Freund prüfend an.

„Tino!" sagte er dann vorwurfsvoll.

„Sei doch so gut und nenne mich Martin, wenn wir allein sind. Gelt, ja! Ich kann den Namen nicht ausstehen."

Er erhob sich langsam und trat dicht vor ihn hin.

„Martin, sieh mir ins Gesicht — sag' mir die Wahrheit. War es Dir auch zu viel, daß ich mich als den Freund Deiner Braut fühlte und zeigte? Warst Du eifersüchtig? Ja, warum hast Du mir das nie gesagt?"

Heeken warf sein Modellierholz fort und steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Bist Du verrückt? Eifersüchtig? Was ist denn das für ein Unsinn?"

Fortunat atmete heftig.

„Nun, Du sollst alles wissen. Dich geht es ja am Ende auch etwas an. Luzie traf Deine Braut und mich in Eurer Wohnung; auf dem Heimweg hat sie mir dann etwas die Leviten gelesen, ungefähr so . . ." Und er erzählte ihm alles — „worauf ich nun beschlossen habe, mich genügend von Euch zurückzuziehen, um den Leuten keinen Grund mehr zum Reden zu geben."

Mit einem Satz fast war Heeken an seiner Seite und umfaßte seine Schulter.

„Das wirst Du nicht thun, Lex, das kannst Du nicht," stieß er ganz atemlos heraus und sah ihm flehend in das Gesicht. „Was soll ich denn allein mit ihr? Ich bin ja so glücklich, daß Du wieder da bist und die Last der Unterhaltung hast. Nun willst Du mich im Stich lassen? Jetzt, wo ich arbeiten müßte?"

Fortunat sah zaudernd in das erregte Gesicht dicht vor sich.

„Bedenke aber — die Leute!"

„Was gehen uns die Leute an! Du weißt nicht, wie gräßlich lang uns diese paar Tage ohne Dich geworden sind, ihr auch, ich weiß es, und nun bist Du endlich da, Gott sei Dank, und mußt jetzt wieder bei uns bleiben wie vorher. Versprich mir das."

„Wenn ich es also schon thue," gab Fortunat zögernd zu, „Eure Hochzeit steht vor der Thüre, nachher muß es doch ein Ende haben. Mit Deiner Frau wirst Du schon allein sein wollen."

Heeken stützte den Kopf in die Hand.

„Möglich, man gewöhnt's. Das denke ich auch immer. Aber warum willst Du dann fort bleiben? Alle Tage sollst Du kommen, wenn — es Dir nicht langweilig ist," vollendete er zögernd.

„Davon kann keine Rede sein. Aber sage mir, warum willst Du mich denn haben, während man doch sonst mit der Frau, die man gern hat, am liebsten allein ist?"

Heeken strich sich mit der Hand über das Gesicht, dann sagte er stockend:

„Du bist so etwas wie ein Bindeglied zwischen ihr und mir — wenn Du fehlst, ist eine Kluft zwischen uns. Wir sind so verschieden. — Man gewöhnt's vielleicht mit der Zeit — aber jetzt — jetzt brauche ich Dich noch." Und er sah ihn so bittend an, daß Fortunat nicht das Herz zu einem Nein fand.

Warum auch? fragte er sich plötzlich trotzig. Einen Künstler wie Heeken, ein Mädchen wie Maud mußte man wirklich mit anderem Maße messen.

Siebzehntes Kapitel.

„Martin! Martin," rief die alte Frau Heeken mit gedämpftem Tone in das Atelier hinein. „Komm doch mal einen Augenblick her. Die Eva ist da! Die Eva Leitner."

Er schüttelte unwirsch den Kopf.

„Hab' keine Zeit!"

„Sie möchte Dir einen Glückwunsch sagen zu Deiner Verlobung."

„Hab' keine Zeit!"

Die Stirn fest in Falten gezogen, stichelte und grub Heeken an seiner Hundegruppe herum. Er war unzufrieden mit seinem Werk, und kein guter Arbeitstag lag hinter ihm. Hätte er nun noch bessern können, fortfahren in seiner Arbeit, aber die Pflicht rief ihn zu seiner Braut und zwang ihm das Modellierholz aus der Hand.

„Die verwünschten Weiber," grollte er und machte seufzend Anstalt, sich in die notwendige Toilette hineinzuzwängen, denn er fühlte sich immer noch schrecklich unbehaglich in dem steifen Kragen, den Manschetten, dem modernen Anzuge.

Mißmutig und übelgelaunt, wie er war, dachte er auch gar nicht mehr daran, Eva einen guten Tag zu bieten. Was ging ihn die Eva an!

Als sich sein Schritt entfernte, horchten die beiden Frauen in der Küche ihm gespannt nach.

„Er geht fort, Mutter Heeken," sagte die jüngere, verschränkte die beiden Arme über den Kopf und lehnte sich so gegen die Küchenwand. „Ich hätte ihn doch gar gern mal gesehen, den Martin, der ein so berühmter Mann geworden ist."

„Ach geh," meinte die Alte wegwerfend. „Berühmt! Das ist auch was! Zum Graulen sieht das Zeug aus, was er macht. Aber die Hauptsach', Ev', ist die Braut. Die ist schwer reich! Das trägt keiner fort. Weißt Du, Geld, Geld ist das beste im Leben. Immer nur recht viel Geld, dann läßt es sich schon aushalten."

Eva schüttelte den Kopf.

„Es läßt sich auch mit manchem anderen aushalten, Mutter Heeken. Mehr als satteſſen kann sich keiner, und mehr als ein Kleid anziehen und in einem Bett schlafen auch nicht. Da wüßte ich mir noch manches, was mir lieber wäre als vieles Geld!"

Die Alte wischte sich die Nase mit dem Schürzenzipfel.

„Du bist jung, Ev', und ein hübsches Mädchen dazu, Du sprichst wie Du es verstehst. Ich sage Dir aber, Geld, Geld und wieder Geld, das ist die Hauptsache im Leben. Und nun wird der Kaffee ja wohl fertig sein."

Sie wollte sich erheben. Eva kam ihr zuvor. Während sie den Topf und die Tassen auf den Tisch trug, besah die Alte sie sich mit schiefem Kopf.

Freilich war sie hübsch, die Eva. Groß und sehr üppig gewachsen, mit dickem Blondhaar und blauen Augen, die Farben frisch, ländliche Abstammung verratend. Auch sonst hatte sie nichts Feines oder Pikantes an sich, aber etwas Derbes, Gesundes und Herzensgutes. Ihre Tracht war ein sehr einfaches, blau und weiß gewürfeltes Kattunkleid.

„Hast schon einen Schatz?" fragte die Alte blinzelnd.

„Nein, das leidet meine Herrschaft nicht."

„Wirst die Herrschaft fragen!" —

„Mir hat auch noch keiner gefallen. Sagt einmal, Mutter Heeken, wie sieht denn Martins Braut aus?"

Sie blieb am Kaffeetisch stehen, die Hände auf dem Rücken verschränkt.

„Schön ist sie nicht! Dürr wie ein Bohnenstecken, die dunklen Haar' bis in die Augen hängen, als hätte sie keine Zeit, sich zu kämmen. Schlampige Röcke und all so was, aber Geld, grausam viel Geld!"

„Hat er sie gern?"

Die Alte sah sie verschmitzt an.

„Viel Geld hat man immer gern, Ev'!"

Das Mädchen schüttelte zweifelnd den Kopf, desto eifriger nickte die Alte.

„Du bist noch jung, Dirn! Wer lange lebt, weiß es besser."

„Was wird denn aus Euch, Mutter Heeken?" fragte Eva plötzlich. „Geht Ihr wieder aufs Dorf zurück?"

„Nein, ich bleibe bei meinem Sohn," sie reckte sich ordentlich in die Höhe vor Stolz, „zieh mit in die neue Wohnung — der Martin hat es gesagt."

„So, so! Mit der jungen Frau zusammen?"

Die Alte schneuzte sich verlegen in ihren Schürzenzipfel, dann wurde sie vertraulich.

„Weißt, Ev', es ist doch viel schöner auf unserm Dorfe als in der Stadt, ich ging am liebsten wieder zurück, und die Tasche dann recht voll Geld, daß ich nicht mehr zu arbeiten braucht. Aber der Martin will's nicht, und auf die Hochzeit geh ich auch nicht, das ist dem Martin zu genierlich unter all die vornehme Bagage."

Wieder die sklavische Unterwürfigkeit der Frau aus dem Volk, die die Peitsche fürchtet, aber Eva merkte das nicht, dagegen blitzten ihre Augen zornig auf.

„Das ist aber nicht hübsch von Martin, das hätte ich nicht gedacht! Seine Mutter bleibt eben seine Mutter."

Die Alte kicherte leise.

„Er hat mir was dafür geschenkt," sagte sie geheimnisvoll und holte aus den Kissen des Bettes ein altes Tuch, das sie sorgfältig auseinanderschlug. „Da schau her, Ev'!"

Ein neuer blauer Hundertmarkschein lag darin, den die Alte liebevoll betrachtete. „Und das habe ich schon gespart," fuhr sie fort, einen Zipfel öffnend, in dem sich eine Menge kleiner Münzen befanden.

„Gespart? Wozu?" Die Eva sah aus ihren großen runden Augen ganz erstaunt auf die Sprecherin. „Ich denke, die Frau ist reich, der Martin verdient, wozu spart Ihr da, Mutter?"

Die Alte blickte sie verdutzt an.

„Es ist meine Freud'!" sagte sie dann kurz und vergrub den Schatz wieder im Bett. „Gehst mit in die Kirch', Ev', wenn sie getraut werden?"

„Ich kann ja nicht. Das ist mir aber wirklich leid! Am Sonnabend geht meine Herrschaft an die Riviera für den Winter über, die Gräfin ist krank. Und da muß ich mit, weil die Kinder alle so an mir hängen. Und dann hält die Frau Gräfin was auf mich, ich bin doch nun schon im dritten Jahre da."

„Bist eben ein ordentliches Mädel, Ev'!"

„Ja," entgegnete sie wie selbstverständlich, dann fügte sie nachdenklich hinzu: „Aber wiedergesehen hätte ich den Martin doch gern! Mein Gott, wer das gedacht hätte! Er war immer so ein eigener Bub'; daß der zum großen Herrn taugte, hätte ich niemals geglaubt. Nun müßt ich wohl ‚Sie' und ‚gnädiger Herr' zu ihm sagen. Und er hat mir so oft meine Schürze zerrissen."

Sie lachte fröhlich auf bei der Erinnerung, und dann begann sie weiter von der entschwundenen Jugendzeit zu sprechen, während die Alte dazu nickte.

„Jesus, Gott! Hab' ich mich verplaudert," sagte

sie endlich aufspringend. „Ich muß ja heim. Na, und grüßt mir den Martin schön, Mutter Heeken, wenn's ihn nicht geniert, daß ihn so eine wie ich grüßen läßt."

„Und in der neuen Wohnung kommst und besuchst mich, Ev', gelt ja? Wart noch ein wenig, ich geb' Dir gleich den Zettel mit, wo sie drauf steht."

Aber trotz allen vereinten Suchens fand sich der Zettel nicht, und Eva, über das ganze Gesicht lachend, daß die weißen Zähne nur so leuchteten, nahm Abschied von ihrer alten Bekannten mit dem Versprechen, sie trotz alledem aufzufinden, wenn sie zurückkäme.

„Und Glück und Segen für das junge Paar," rief sie noch von der Thüre aus zurück, während sie das leichte Tuch fester um die üppigen Schultern zog.

Die Alte sah ihr nach.

„Eine stattliche Dirn," murmelte sie vor sich hin, „und eine kreuzbrave dazu. Schade, daß der Martin sie nicht gesehen hat." —

Der Martin saß indessen in dem ersten Hotel der Stadt in Mauds Salon und wartete auf seine Braut, die noch immer nicht zurückgekehrt war.

Er that das mit einer gewissen stumpfen Gleichgültigkeit, ohne Unruhe oder Ungeduld. Zuweilen hob er die Augen auf und streifte mit einem flüchtigen Blick die fragwürdigen Kunstwerke in Öl, die die Wände schmückten, dann wieder starrte er gedankenlos auf das Muster des Teppichs, oder strich mit dem Finger über den sammetnen Bezug des Sessels, in den er sich notgedrungen setzen mußte.

Er haßte diesen Raum. Die vielen blühenden Blumen, die ihn stets erfüllten, die für ihn phänomenale Pracht der Einrichtung, alles das wirkte betäubend und lähmend auf ihn ein, so daß er sich immer nur widerstrebend darin aufhielt.

Endlich kam Maud.

„Bist Du schon da, Tino?" sagte sie eilig, indem sie hinter ihm in das Toilettenzimmer huschte. „Einen Augenblick, bitte!"

Und nach diesem Augenblick, der der Sorge für ihren äußeren Menschen gewidmet war, kam sie zurück und reichte ihm die Hand. Eine andere Begrüßung war unter den Verlobten nicht üblich.

„Du siehst, es geht mir wieder gut," sagte sie, sich ihm gegenüber setzend. „Gestern war es fast unerträglich. Ich hoffe, Du hast Dir meinetwegen keine Vorwürfe gemacht."

„Nein."

Sie lächelte, sogar etwas pikiert. „Du bist sehr ehrlich, Tino, fast etwas zu sehr."

Er faßte in die Brusttasche und zog ein großes Couvert aus seinem Rock.

„Hier bringe ich Dir etwas, Maud," sagte er, „Du wirst es brauchen können. Und ich bin so froh, daß ich nun auch etwas dazu geben kann. Sehr froh! Es hat mich recht gedrückt, daß Du immer alles für mich bezahlt hast. Es sollte nicht so sein."

Sie hatte das Couvert inzwischen geöffnet und mit erstaunten Augen drei Tausendmarkscheine herausgezogen, die sie in den Fingern behielt.

„Eine Anzahlung vom Museumsdirektor für meine Gruppe," sagte er stolz, und das Selbstbewußtsein hob ihm den Kopf und weitete seine Brust.

„Und das willst Du mir geben?"

„Natürlich, für unsere Einrichtung. Meine Sachen sind Dir ja zu schlecht, und ich wohne nachher doch auch bei Dir."

Sie hatte das Geld in den Schoß sinken lassen und sah ihn an. Es rührte sie, daß er keinen Deut für sich behalten, alles ihr geben wollte. War er auch in Geldsachen wie ein Kind, daß er glauben konnte, diese dreitausend Mark hätten irgendwelche Bedeutung unter den Summen, die sie aufgewandt, er gab eben rückhaltlos, was er hatte. — Der Wille allein gab bei ihr den Ausschlag.

Sie trat hinter ihn und legte den Arm um die Lehne des Sessels, in dem er saß.

„Lieber Tino," sagte sie, sich zärtlich zu ihm herabbeugend, „Du bist sehr gut, daß Du mir das Geld giebst, aber ich brauche es nicht, es ist Dein Eigentum allein."

„Dann kann ich auch nichts von Dir nehmen."

„O doch, das ist ganz etwas anderes."

„Warum?"

„Weil ich mehr habe als Du."

„Das ist gleichgültig. Du mußt es nehmen."

„Wenn Du es wünschest, dann soll es geschehen." Sie ahnte sein Streben, sich dadurch unabhängiger ihr gegenüber zu stellen, und wenn sie es auch heimlich belächelte, so gab sie ihm nach. Aber weil es ihr gefiel, deshalb ließ sie den Arm von der Lehne des Sessels langsam herab und um seinen Hals gleiten, während sie mit ihren Lippen seine Stirn berührte.

Er atmete den frischen Blumengeruch, der aus jeder Falte ihres Kleides drang, fühlte ihre Nähe, hörte das Knistern der Seide, die sie umgab; in der ganzen Brautzeit waren sie sich noch nicht so nahe gekommen, und plötzlich bemerkte sie, daß ein Erschauern durch seinen Körper lief, daß er schwer und dumpf atmete, daß seine Hände zuckten.

Da klopfte jemand rasch und energisch an die Thür, sie flog auf und Fortunat kam herein.

Er sah die zärtliche Stellung der Verlobten, und mit einem verwirrten: „Pardon, Pardon, daß ich störe," wandte er sich wieder zurück.

Aber Maud kam ihm zuvor.

„Was fällt Ihnen ein, Fortunat," sagte sie lächelnd, im Grunde froh der Unterbrechung. „Sie bleiben hier und besehen sich erst einmal Tinos verdientes Geld. Er hat es mir geschenkt. Ein königliches Geschenk, denn es ist sein ganzer Besitz."

Fortunat warf einen Blick auf seinen Freund, er kam ihm in diesem Augenblick verändert vor, aber er gefiel ihm nicht. —

Achtzehntes Kapitel.

„Und somit zum Schluß ein Hoch auf das junge Paar!"

Professor Quensel war es, der den Toast auf die Neuvermählten ausgebracht und nun jedermann

herzlichst Bescheid that. Er fühlte sich heut fast als Brautvater. In seinem Hause hatte die elternlose Waise den Entschluß für das Leben gefaßt, und dem jungen Ehemann war er Förderer und Leiter, ja, fast Entdecker auf dem Wege des Ruhmes gewesen. Deshalb freute ihn dieser Bund, und er hatte keinen Zweifel, daß er auch zum Guten ausschlagen würde.

„Wie naiv doch Papa ist,“ flüsterte Luzie spöttisch ihrem Bruder während des Anstoßens zu, „wahrhaftig, man könnte ihn beneiden.“

Im stillen war sie verwundert, daß diese Ehe wirklich doch noch zu stande gekommen war. Sie hatte gegründete Zweifel daran gehabt und Emil oft genug davon unterhalten. Aber nun war es ja entschieden. Aus Miß Maud Winter war endgültig Frau Heeken geworden.

Die Hochzeitsgesellschaft war nur klein, Braut und Bräutigam besaßen ja keinen einzigen Familienangehörigen dabei, desto heiterer wurde man gegen Ende des Diners.

Nur Maud saß sehr blaß und ernst neben dem Mann, den sie sich für das Leben erwählt hatte und der ihr doch so fremd war, so erschreckend fremd. Ein Gefühl hilfloser Angst, verzweifelter Verlassenheit hatte sich ihrer bemächtigt und stieg immer höher, je weiter der Abend vorschritt. Wie Kartenhäuser sanken alle ihre Ideen und Thesen in den Staub, und nur eins wußte sie mit trostloser Sicherheit, daß sie allein war, daß es keinen Platz gab, wo sie ihren Kopf hinlegen konnte, um sich die Angst von der Seele zu weinen und ein Trosteswort dafür einzutauschen.

Unter der weißen Schleierwolke wandte sie ihre Augen auf ihren Gatten. Er sah sehr rot aus von dem schweren, selten genossenen Wein, aber auch außerordentlich unbehaglich. Im übrigen präsentierte er sich in seinem Frack so gut, daß man die Wahl des reichen Mädchens wohl begreifen konnte, wenn man dazu hielt, was für eine Zukunft ihm bevorstand.

Wenigstens bekam Luzie dies Urteil mehrmals von ihren Freundinnen zu hören, und sie verfehlte kein einziges Mal zu antworten:

„Ja, wenn er sitzt, sieht er ganz gut aus, aber laßt ihn nur erst aufstehen, um das Beinwerk herum hängt seine Abstammung.“

Fortunat war außerordentlich heiter, er behauptete, dies sei bis jetzt der schönste Tag seines Lebens, so daß Luzie all ihre bösen Ahnungen schwinden fühlte und ihm im stillen manches abbat.

Dann ging der Professor zu dem jungen Ehemann, klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter, sagte, daß es jetzt Zeit sei, die Tafel aufzuheben, und dann, nach einer weiteren Weile, war das Ehepaar fortgefahren. Nicht auf die Hochzeitsreise, wie Maud zuerst geplant, sondern ins eigene Heim, da Heeken seine Arbeit nicht im Stich lassen wollte. Maud hatte sich ihm willfährig gefügt.

„Wir können ja jede Stunde reisen,“ hatte sie gesagt.

Fortunat sah zufällig um sich und bemerkte, daß sich nur noch die Gäste im Speisesaal befanden, und in demselben Augenblick überfiel ihn eine plötzliche, tiefe Traurigkeit. Er wußte nicht, woher sie kam, nicht, was sie bedeutete, er wußte nur, daß sie da war, heiß und schmerzlich, und ihm das Herz zusammenpreßte. Er konnte nicht mehr lachen und scherzen, er hatte nur den dringenden Wunsch, allem hier entrinnen zu können, allein in seiner Wohnung sein, im Dunkel und lautloser Stille.

Er preßte die Zähne in die Unterlippe und trat an eins der verhängten Fenster.

Draußen raste Oktobersturm und die Flämmchen flackerten in den Laternen, er hatte den Wunsch, der Sturm möchte auch über seine Stirn kühlend fahren und ihn von der Beklommenheit befreien, die sich seiner bemächtigt hatte.

Plötzlich legte sich eine kleine Hand auf seine Schulter.

„Lexchen! So traurig! Hat der Kuppelpelz nicht gehalten, was Sie sich von ihm versprachen?“

„Pfui, Fräulein Luzie,“ rief er in tiefster Entrüstung.

Sie lachte unbändig.

„Nun ja, wahr ist es doch. Sie haben diese beiden zusammengebracht wie ein routinierter Heiratsvermittler. Ihr Wohl oder Wehe ist Ihr Werk.“

Er krampfte die Hand um das Fensterkreuz.

„Sagen Sie das nicht,“ sagte er mit fliegendem Atem. „Nur das nicht! Der Gedanke machte mich unglücklich.“

„Bah! Naturen wie Mauds kommen nicht so leicht aus dem Geleise. Sie wird alles zwingen mit ihrer Rücksichtslosigkeit und ihrem Reichtum. Außerdem wird sie als Frau genug Anbeter haben.“

Er sah sie zornig an, sagte aber nichts.

„Und Sie werden natürlich der erste sein, Lex, nicht wahr? Es ist abscheulich, daß verheiratete Frauen nicht eingesperrt werden und niemand mehr zu sehen bekommen als ihren Mann, dann wäre es noch ein Vergnügen, Mädchen zu sein. Statt dessen machen sie uns Konkurrenz, ja, sie sind uns eigentlich weit voraus, denn sie sind freier in allen Dingen und stellen uns dadurch in den Schatten.“

Sie lehnte sich fast herausfordernd fest an seine Schulter und sah ihn mit funkelnden Augen an. Der Druck auf seinem Herzen verstärkte sich.

„Mir ist nicht wohl,“ murmelte er plötzlich mit einer hastigen Bewegung. „Draußen wird mir besser werden.“

Sie sah ihm nach, und ihre Mundwinkel krümmten sich höhnisch herab. —

Der Oktobersturm raste und drang durch die Fugen der Fenster und Thüren in den Wagen, in dem Martin und Maud nun als Mann und Frau nebeneinander in ihr Heim fuhren.

Sie sprachen beide kein Wort, es war ihnen schwül trotz der wehenden Luft, und Maud öffnete sogar den Mantel und ließ ihn ein wenig von den Schultern gleiten. Sie sah auf die vorüberfliehenden Häuser und suchte nach einem guten, einem herzlichen Wort für ihren Mann, aber ihr fiel nichts ein, er war ihr ja so fremd — so fremd! —

Was bedeutete sie ihm, was er ihr! Das sollte ja erst die Zeit mit sich bringen.

Die weiße Brautschleppe wand sich knisternd um ihre Füße, Schleier und Kranz aber hatte sie im Hotel schon abgelegt, ein leichtes Spitzentuch umhüllte ihren Kopf, ihr Gesicht war blaß und ihre Hände zitterten, denn das Gefühl der Beklemmung wollte nicht von ihr weichen, und mit diesem schnürenden Druck im Herzen stieg sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Es war schon spät, das Gas gelöscht, und nur ihr eigenes Dienstpersonal versammelt, die Herrschaft zu empfangen. Das gab ihr etwas Halt zurück.

„Friedrich, helfen Sie dem Herrn in seinem Ankleidezimmer, und Sie, Nina, kommen Sie mit mir.“

Sie sprach das so ruhig als bewegte sich ihr Blut um kein Jota schneller, und am liebsten hätte sie sich doch hingesetzt und bitterlich geschluchzt wie ein kleines Kind.

Während Nina die Sachen herbeitrug, trat Maud an das Fenster und sah hinaus.

Der Oktoberwind bog die Kronen der Bäume, riß und schüttelte sie im Emporschnellen, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod, und morgen war doch vielleicht schon alles ruhig und die Sonne lachte darüber hin. Sie lehnte die Stirn an die Scheiben und ohne daß sie es selbst wußte, rannen heiße Thränen über ihr Gesicht. Bitterschmerzlich, verzweifelt, als habe sie ein Kleinod verloren, das nicht wiederzuerlangen war, als wäre das Glück ihres Lebens für immer dahin.

Mit einem Gefühl von Schauder wandte sie sich von ihrem Brautkleid ab, das Nina auf einen Stuhl gelegt hatte, ihm verdankte sie diese wunderliche, beklemmende Erregung, und dann ging sie in das Nebenzimmer. Ihr Mann trat ihr entgegen, auch er schien bedrückt und in einer seltsamen Stimmung, und wieder suchte sie nach einem Wort und fand keins und schämte sich der Thränen, die ihr noch immer an den Wimpern hingen. Abgewandten Gesichts reichte sie ihm nur stumm die Hand.

Neunzehntes Kapitel.

Die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlug zehn. Hell und klar wie aus einem silbernen Glöckchen tönten die Schläge durch das noch im tiefsten Dämmer liegende Zimmer.

Maud öffnete die Augen und zählte. Zehn Uhr! So spät war sie noch niemals erwacht, aber trotzdem drehte sie sich nur mit einem tiefen Seufzer auf die Seite und vergrub den Kopf in die Spitzenkissen.

Sie fühlte sich elend, die Glieder wie zerschlagen, der Kopf schmerzend und dazu ein Widerwille in ihr gegen jede Bewegung, jeden Gedanken. Wenn sie nur hätte fortschlafen können immer und ewig, niemals erwachen. —

Elf Uhr!

Mit einem Seufzer richtete sie sich auf, strich die Haare aus der Stirn und drückte auf den elektrischen Klingelknopf neben ihrem Bett. Vielleicht wich der Luft, dem Licht, der Alp, der sie bedrückte.

Nina kam und zog die Vorhänge zurück. Maud sah auf die windgepeitschten Bäume, den grauen Himmel, noch war kein Frieden in der Natur und heute hätte sie gern Sonnenschein und Himmelsblau gehabt, das würde sie etwas erheitert haben, dachte sie.

Als sie vor dem Spiegel saß, um ihre häusliche Toilette zu machen, erschrak sie vor dem blassen, hohläugigen Geschöpf, das ihr daraus entgegensah, aber trotzdem blickte sie aufmerksam hinein, es paßte so gut zu ihrer Stimmung. Wie voll und schwer war ihr doch das Herz.

„Der Herr, Nina?“ fragte sie endlich nach langer Pause und zog das Tablett mit der Chokolade näher zu sich. „Wo ist er? Hat er schon gefrühstückt?“

„Der Herr ist schon seit ganz früh in seinem Atelier. Friedrich hat ihn bedient.“

Sie nickte. Gott sei Dank, sie war allein, er würde nicht im nächsten Augenblick zur Thür hineintreten mit dem Recht des Gatten, des Hausherrn, das er jetzt besaß, und das sie plötzlich fürchtete.

Ihre Augen glitten über die dekorierten Wände, den kostbaren Toilettentisch, an dem sie viel Freude gehabt, den sie so eifrig mit Fortunat bewundert hatte, jetzt war es ihr, als läge auf all der Pracht etwas Häßliches, das sie bis in das tiefste Herz erschauern ließ.

Warum hatte sie auch keine Mutter gehabt, niemand, niemand, der ein offenes, liebevolles Wort zu ihr gesprochen, ehe es zu spät gewesen. Sie senkte den Kopf tief auf die Brust. Entwürdigt kam sie sich auf einmal durch diese Ehe vor, die sie doch mit so viel Überlegung eingegangen war, herabgezogen — aber das alles mußte sie lautlos in sich verschließen, ihren Stolz davor postieren, daß niemand ahnte, wie ihr eigentlich zu Mute war.

Und dann hatte sie ja auch eine Mission. — Sie wollte doch den Menschen zum Künstler hinaufheben, wenn ihr das gelang, hatte sie sich genug gethan, aber in dieser Stunde der Niedergedrücktheit zweifelte sie am Erfolg. Sie senkte den Kopf tief auf die Brust. Und ganz verstohlen, als beginge sie ein Unrecht, malte sie sich eine Ehe aus, die sie aus Liebe geschlossen hätte — aber sie kam nicht über den Versuch hinaus, weil sie keinen Partner dafür fand. —

Endlich stand sie auf und versuchte den Bann abzuschütteln, sie war doch ein energischer Charakter und gewöhnt, mit dem Leben fertig zu werden, nun, niemals hatte sie es nötiger gehabt als gerade jetzt.

Sie ging durch die Zimmer, langsam und prüfend. O ja, es war alles sehr schön, sehr gediegen, aber einsam, todeseinsam. All das fröhliche Leben, mit dem sie es sich geschaffen, war erstorben wie draußen die Sonne, und diese Einsamkeit verschärfte noch ihre trübselige Stimmung.

Dann fiel ihr ein, daß sie der Schwiegermutter einen „Guten Morgen“ schuldig sei, und sie ging in den Seitenflügel, wo die Alte zwei Zimmer bewohnte.

Küchendunst und derselbe häßliche, muffige Geruch, den sie damals lange nicht vergessen konnte, schlug ihr wieder entgegen, so daß sie schauderte. In der Ofenröhre schmorte Kaffee, und zum Tode erschrocken sprang die Alte auf. Sie hatte kein reines Gewissen, denn den gestrigen Tag hatte sie in Gesellschaft des sämtlichen Hauspersonals gefeiert und sich zuletzt heimlich eine Flasche Wein über Seite gebracht, nun glaubte sie, daß sie über ihre Schandthaten zur Rechenschaft gezogen werden würde. Sie steckte verlegen den linken Schürzenzipfel in den rechten Bund und sah ihre Schwiegertochter mit dem Ausdruck eines Hundes an, der geprügelt zu werden erwartet.

Maud reichte ihr statt dessen die Hand.

„Guten Morgen, Mutter. Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Haben Sie noch irgendwelche Wünsche für sich?"

Die Alte knickste und dienerte, stotterte verlegen ein paar Worte, aber da sie recht wohl merkte, daß ihre Schwiegertochter weder die Flasche Wein noch den widerrechtlich angeeigneten Kuchen sah, setzte sich in ihr von diesem Augenblick an die Vorstellung fest, Maud sei dumm. Mit ein paar scharfen, tadelnden Worten hätte sie sich für immer bei ihr in Respekt gesetzt.

Außerdem war sie seit gestern sehr vergnügt, da sie mit der Dienerschaft Freundschaft geschlossen, das viele Alleinsein hatte aufgehört. Die Köchin hatte versprochen, jeden Nachmittag Kaffee bei ihr zu trinken, die Nina, das Hausmädchen, ja selbst der Friedrich sich zu ähnlichen schmeichelhaften Versprechungen herbeigelassen, die Schwiegertochter war ein Faktor, mit dem sie gar nicht rechnete, der feindselig gegenüberzutreten ihr näher lag, als irgend ein Zusammengehörigkeitsgefühl.

Mit ein paar gleichgültigen Worten verabschiedete sich dann Maud. Nein, zwischen ihr und dieser Frau gab es keine Möglichkeit eines sich Nähertretens, jeder Versuch wäre eine Lächerlichkeit gewesen. Sie raffte die lang schleppenden Spitzen ihres weißen Morgenkleides zusammen und ging davon.

„Als ob sie sich schmutzig machen würde, die Gnädige," grollte die Alte nachher der Köchin vor.

Am Eingang zu dem breiten, hellen Korridor, der in Martins Studio führte, blieb Maud einen Augenblick stehen und blickte ihn hinunter. Sollte sie gehen? Ihren Mann dort aufsuchen, wo sie zu ihm emporsehen konnte? Würde das den häßlichen Eindruck verwischen, den sie jetzt von ihm in der Erinnerung hatte? Aber etwas in ihr lehnte sich gegen diese Absicht auf, sie schauderte und wandte sich wieder ihren Zimmern zu. Im Speisesaal hörte sie den Diener mit Geschirr klappern, das rief ihr die Frühstücksstunde ins Gedächtnis zurück. Eilig machte sie Toilette, so elegant und kokett wie sie es für das Haus von jeher geliebt hatte. Dann schickte sie den Diener, um den Hausherrn zu rufen.

Er folgte ihm auf dem Fuß. Über sein Wollhemd hatte er eine alte Joppe gezogen, Kragen und Manschetten fehlten gänzlich, das wirre Haar zeigte die mangelhafte Beachtung, die es erfahren, und an seinen Händen hingen noch die Spuren des feuchten Thons. Maud sah ihn mit einem ungeheuchelten Entsetzen an.

„Du hast die Zimmer verwechselt," sagte sie, während ihr die Röte in das Gesicht stieg. „Friedrich soll Dich in Dein Ankleidezimmer führen, so lange werden wir mit dem Essen warten."

Er trat an den Tisch und setzte sich an ihre Seite.

„Ich bin hungrig," sagte er und langte ohne weiteres nach dem Brotkorb.

Maud kniff die Lippen zusammen und wandte sich an den Diener.

„Gehen Sie hinaus, Friedrich, wir essen erst in einer Viertelstunde."

Ihr Ton war scharf, sie hatte das Lächeln, das über des Dieners Lippen zuckte, wohl gesehen.

„Aber ich sage Dir doch, daß ich hungrig bin," hörte er noch Heekens Stimme, und bedauerte sehr, die Thüre nun doch schließen zu müssen.

Maud blickte jetzt zu ihrem Gatten.

„Ich möchte Dich bitten, zuerst Deinen äußeren Menschen in Ordnung zu bringen. In diesem Aufzug jemand bei Tisch erscheinen zu sehen, bin ich nicht gewöhnt, es würde mir allen Appetit nehmen."

Er sah sie erstaunt an, daß ihre Ruhe nur eine mit aller Macht erkämpfte war, ahnte er nicht.

„Ich dachte, wir wären zu Hause, da braucht man sich doch, Gott sei Dank, nicht mehr zu genieren." Er streckte die Beine weit von sich und gähnte laut. „Da ist doch niemand, der einen sieht."

Sie erhob sich halb vom Stuhl und sah ihn zornig an.

„Du vergißt, daß ich da bin."

„Du? Du bist doch meine Frau."

„Ganz recht, aber in unseren Kreisen pflegt man eben Rücksicht auf seine Frau zu nehmen."

„Zum Teufel," fuhr er auf, „dies ewige Rücksichtnehmen habe ich satt. Meine Bequemlichkeit will ich zu Hause, verstehst Du?"

Der Ton war ihr neu, aber er verschüchterte sie nicht, er empörte sie nur.

„Möglich, daß Du nicht gewöhnt bist, auf Frauen Rücksicht zu nehmen," sagte sie höhnend, denn sie dachte an seine Mutter. „Gut! Dann thue es wenigstens vor der Dienerschaft. Ich verlange, hörst Du, ich verlange, daß Du Dich anders bei Tisch zeigst als in diesem Aufzug."

Er sah sie an und mit einem halblauten Fluch stand er auf. Sollte er es denn niemals so haben, wie es ihm gefiel? Sein ganzes Leben lang nicht? Das wäre ja einfach unerträglich.

„In Deinem Ankleidezimmer findest Du alles," sagte Maud möglichst gelassen. „Das blauseidene Hemd und der Sammetrock ist für die Vormittagstoilette bestimmt."

Er gab keine Antwort, die Thür schlug dröhnend hinter ihm zu.

Krampfhaft drehte hinter ihm die Zurückbleibende Kugeln aus der zerbröckelten Semmel, um ihre Ruhe zu bewahren.

Sie wartete und wartete, ihr erschien es eine Ewigkeit, endlich trat er wieder ein, gewaschen, gekämmt, umgekleidet, aber seine Stirn war gefaltet.

Was bedeutete sie ihm, was er ihr! Das sollte ja erst die Zeit mit sich bringen.

Die weiße Brautschleppe wand sich knisternd um ihre Füße, Schleier und Kranz aber hatte sie im Hotel schon abgelegt, ein leichtes Spitzentuch umhüllte ihren Kopf, ihr Gesicht war blaß und ihre Hände zitterten, denn das Gefühl der Beklemmung wollte nicht von ihr weichen, und mit diesem schnürenden Druck im Herzen stieg sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Es war schon spät, das Gas gelöscht, und nur ihr eigenes Dienstpersonal versammelt, die Herrschaft zu empfangen. Das gab ihr etwas Halt zurück.

„Friedrich, helfen Sie dem Herrn in seinem Ankleidezimmer, und Sie, Nina, kommen Sie mit mir.“

Sie sprach das so ruhig als bewegte sich ihr Blut um kein Jota schneller, und am liebsten hätte sie sich doch hingesetzt und bitterlich geschluchzt wie ein kleines Kind.

Während Nina die Sachen herbeitrug, trat Maud an das Fenster und sah hinaus.

Der Oktoberwind bog die Kronen der Bäume, riß und schüttelte sie im Emporschnellen, als gälte es einen Kampf auf Leben und Tod, und morgen war doch vielleicht schon alles ruhig und die Sonne lachte darüber hin. Sie lehnte die Stirn an die Scheiben und ohne daß sie es selbst wußte, rannen heiße Thränen über ihr Gesicht. Bitterschmerzlich, verzweifelt, als habe sie ein Kleinod verloren, das nicht wiederzuerlangen war, als wäre das Glück ihres Lebens für immer dahin.

Mit einem Gefühl von Schauder wandte sie sich von ihrem Brautkleid ab, das Nina auf einen Stuhl gelegt hatte, ihm verdankte sie diese wunderliche, beklemmende Erregung, und dann ging sie in das Nebenzimmer. Ihr Mann trat ihr entgegen, auch er schien bedrückt und in einer seltsamen Stimmung, und wieder suchte sie nach einem Wort und fand keins und schämte sich der Thränen, die ihr noch immer an den Wimpern hingen. Abgewandten Gesichts reichte sie ihm nur stumm die Hand.

Neunzehntes Kapitel.

Die kleine Uhr auf dem Kaminsims schlug zehn. Hell und klar wie aus einem silbernen Glöckchen tönten die Schläge durch das noch im tiefsten Dämmer liegende Zimmer.

Maud öffnete die Augen und zählte. Zehn Uhr! So spät war sie noch niemals erwacht, aber trotzdem drehte sie sich nur mit einem tiefen Seufzer auf die Seite und vergrub den Kopf in die Spitzenkissen.

Sie fühlte sich elend, die Glieder wie zerschlagen, der Kopf schmerzend und dazu ein Widerwille in ihr gegen jede Bewegung, jeden Gedanken. Wenn sie nur hätte fortschlafen können immer und ewig, niemals erwachen. —

Elf Uhr!

Mit einem Seufzer richtete sie sich auf, strich die Haare aus der Stirn und drückte auf den elektrischen Klingelknopf neben ihrem Bett. Vielleicht wich der Luft, dem Licht, der Alp, der sie bedrückte.

Nina kam und zog die Vorhänge zurück. Maud sah auf die windgepeitschten Bäume, den grauen Himmel, noch war kein Frieden in der Natur und heute hätte sie gern Sonnenschein und Himmelsblau gehabt, das würde sie etwas erheitert haben, dachte sie.

Als sie vor dem Spiegel saß, um ihre häusliche Toilette zu machen, erschrak sie vor dem blassen, hohläugigen Geschöpf, das ihr daraus entgegensah, aber trotzdem blickte sie aufmerksam hinein, es paßte so gut zu ihrer Stimmung. Wie voll und schwer war ihr doch das Herz.

„Der Herr, Nina?“ fragte sie endlich nach langer Pause und zog das Tablett mit der Chokolade näher zu sich. „Wo ist er? Hat er schon gefrühstückt?“

„Der Herr ist schon seit ganz früh in seinem Atelier. Friedrich hat ihn bedient.“

Sie nickte. Gott sei Dank, sie war allein, er würde nicht im nächsten Augenblick zur Thür hineintreten mit dem Recht des Gatten, des Hausherrn, das er jetzt besaß, und das sie plötzlich fürchtete.

Ihre Augen glitten über die dekorierten Wände, den kostbaren Toilettentisch, an dem sie viel Freude gehabt, den sie so eifrig mit Fortunat bewundert hatte, jetzt war es ihr, als läge auf all der Pracht etwas Häßliches, das sie bis in das tiefste Herz erschauern ließ.

Warum hatte sie auch keine Mutter gehabt, niemand, niemand, der ein offenes, liebevolles Wort zu ihr gesprochen, ehe es zu spät gewesen. Sie senkte den Kopf tief auf die Brust. Entwürdigt kam sie sich auf einmal durch diese Ehe vor, die sie doch mit so viel Überlegung eingegangen war, herabgezogen — aber das alles mußte sie lautlos in sich verschließen, ihren Stolz davor postieren, daß niemand ahnte, wie ihr eigentlich zu Mute war.

Und dann hatte sie ja auch eine Mission. — Sie wollte doch den Menschen zum Künstler hinaufheben, wenn ihr das gelang, hatte sie sich genug gethan, aber in dieser Stunde der Niedergedrücktheit zweifelte sie am Erfolg. Sie senkte den Kopf tief auf die Brust. Und ganz verstohlen, als beginge sie ein Unrecht, malte sie sich eine Ehe aus, die sie aus Liebe geschlossen hätte — aber sie kam nicht über den Versuch hinaus, weil sie keinen Partner dafür fand. —

Endlich stand sie auf und versuchte den Bann abzuschütteln, sie war doch ein energischer Charakter und gewöhnt, mit dem Leben fertig zu werden, nun, niemals hatte sie es nötiger gehabt als gerade jetzt.

Sie ging durch die Zimmer, langsam und prüfend. O ja, es war alles sehr schön, sehr gediegen, aber einsam, todeseinsam. All das fröhliche Leben, mit dem sie es sich geschaffen, war erstorben wie draußen die Sonne, und diese Einsamkeit verschärfte noch ihre trübselige Stimmung.

Dann fiel ihr ein, daß sie der Schwiegermutter einen „Guten Morgen“ schuldig sei, und sie ging in den Seitenflügel, wo die Alte zwei Zimmer bewohnte.

Küchendunst und derselbe häßliche, muffige Geruch, den sie damals lange nicht vergessen konnte, schlug ihr wieder entgegen, so daß sie schauderte. In der Ofenröhre schmorte Kaffee, und zum Tode erschrocken sprang die Alte auf. Sie hatte kein reines Gewissen, denn den gestrigen Tag hatte sie in Gesellschaft des sämtlichen Hauspersonals gefeiert und sich zuletzt heimlich eine Flasche Wein über Seite gebracht, nun glaubte sie, daß sie über ihre Schandthaten zur Rechenschaft gezogen werden würde. Sie steckte verlegen den linken Schürzenzipfel in den rechten Bund und sah ihre Schwiegertochter mit dem Ausdruck eines Hundes an, der geprügelt zu werden erwartet.

Maud reichte ihr statt dessen die Hand.

„Guten Morgen, Mutter. Ich hoffe, es geht Ihnen gut. Haben Sie noch irgendwelche Wünsche für sich?“

Die Alte knickste und dienerte, stotterte verlegen ein paar Worte, aber da sie recht wohl merkte, daß ihre Schwiegertochter weder die Flasche Wein noch den widerrechtlich angeeigneten Kuchen sah, setzte sich in ihr von diesem Augenblick an die Vorstellung fest, Maud sei dumm. Mit ein paar scharfen, tadelnden Worten hätte sie sich für immer bei ihr in Respekt gesetzt.

Außerdem war sie seit gestern sehr vergnügt, da sie mit der Dienerschaft Freundschaft geschlossen, das viele Alleinsein hatte aufgehört. Die Köchin hatte versprochen, jeden Nachmittag Kaffee bei ihr zu trinken, die Nina, das Hausmädchen, ja selbst der Friedrich sich zu ähnlichen schmeichelhaften Versprechungen herbeigelassen, die Schwiegertochter war ein Faktor, mit dem sie gar nicht rechnete, der feindselig gegenüberzutreten ihr näher lag, als irgend ein Zusammengehörigkeitsgefühl.

Mit ein paar gleichgültigen Worten verabschiedete sich dann Maud. Nein, zwischen ihr und dieser Frau gab es keine Möglichkeit eines sich Näher-tretens, jeder Versuch wäre eine Lächerlichkeit gewesen. Sie raffte die lang schleppenden Spitzen ihres weißen Morgenkleides zusammen und ging davon.

„Als ob sie sich schmutzig machen würde, die Gnädige,“ grollte die Alte nachher der Köchin vor.

Am Eingang zu dem breiten, hellen Korridor, der in Martins Studio führte, blieb Maud einen Augenblick stehen und blickte ihn hinunter. Sollte sie gehen? Ihren Mann dort aufsuchen, wo sie zu ihm emporsehen konnte? Würde das den häßlichen Eindruck verwischen, den sie jetzt von ihm in der Erinnerung hatte? Aber etwas in ihr lehnte sich gegen diese Absicht auf, sie schauderte und wandte sich wieder ihren Zimmern zu. Im Speisesaal hörte sie den Diener mit Geschirr klappern, das rief ihr die Frühstücksstunde ins Gedächtnis zurück. Eilig machte sie Toilette, so elegant und kokett wie sie es für das Haus von jeher geliebt hatte. Dann schickte sie den Diener, um den Hausherrn zu rufen.

Er folgte ihm auf dem Fuß. Über sein Wollhemd hatte er eine alte Joppe gezogen, Kragen und Manschetten fehlten gänzlich, das wirre Haar zeigte die mangelhafte Beachtung, die es erfahren, und an seinen Händen hingen noch die Spuren des feuchten Thons. Maud sah ihn mit einem ungeheuchelten Entsetzen an.

„Du hast die Zimmer verwechselt,“ sagte sie, während ihr die Röte in das Gesicht stieg. „Friedrich soll Dich in Dein Ankleidezimmer führen, so lange werden wir mit dem Essen warten.“

Er trat an den Tisch und setzte sich an ihre Seite.

„Ich bin hungrig,“ sagte er und langte ohne weiteres nach dem Brotkorb.

Maud kniff die Lippen zusammen und wandte sich an den Diener.

„Gehen Sie hinaus, Friedrich, wir essen erst in einer Viertelstunde.“

Ihr Ton war scharf, sie hatte das Lächeln, das über des Dieners Lippen zuckte, wohl gesehen.

„Aber ich sage Dir doch, daß ich hungrig bin,“ hörte er noch Heekens Stimme, und bedauerte sehr, die Thüre nun doch schließen zu müssen.

Maud blickte jetzt zu ihrem Gatten.

„Ich möchte Dich bitten, zuerst Deinen äußeren Menschen in Ordnung zu bringen. In diesem Aufzug jemand bei Tisch erscheinen zu sehen, bin ich nicht gewöhnt, es würde mir allen Appetit nehmen.“

Er sah sie erstaunt an, daß ihre Ruhe nur eine mit aller Macht erkämpfte war, ahnte er nicht.

„Ich dachte, wir wären zu Hause, da braucht man sich doch, Gott sei Dank, nicht mehr zu genieren.“ Er streckte die Beine weit von sich und gähnte laut. „Da ist doch niemand, der einen sieht.“

Sie erhob sich halb vom Stuhl und sah ihn zornig an.

„Du vergißt, daß ich da bin.“

„Du? Du bist doch meine Frau.“

„Ganz recht, aber in unseren Kreisen pflegt man eben Rücksicht auf seine Frau zu nehmen.“

„Zum Teufel,“ fuhr er auf, „dies ewige Rücksichtnehmen habe ich satt. Meine Bequemlichkeit will ich zu Hause, verstehst Du?“

Der Ton war ihr neu, aber er verschüchterte sie nicht, er empörte sie nur.

„Möglich, daß Du nicht gewöhnt bist, auf Frauen Rücksicht zu nehmen,“ sagte sie höhnend, denn sie dachte an seine Mutter. „Gut! Dann thue es wenigstens vor der Dienerschaft. Ich verlange, hörst Du, ich verlange, daß Du Dich anders bei Tisch zeigst als in diesem Aufzug.“

Er sah sie an und mit einem halblauten Fluch stand er auf. Sollte er es denn niemals so haben, wie es ihm gefiel? Sein ganzes Leben lang nicht? Das wäre ja einfach unerträglich.

„In Deinem Ankleidezimmer findest Du alles,“ sagte Maud möglichst gelassen. „Das blauseidene Hemd und der Sammetrock ist für die Vormittagstoilette bestimmt.“

Er gab keine Antwort, die Thür schlug dröhnend hinter ihm zu.

Krampfhaft drehte hinter ihm die Zurückbleibende Kugeln aus der zerbröckelten Semmel, um ihre Ruhe zu bewahren.

Sie wartete und wartete, ihr erschien es eine Ewigkeit, endlich trat er wieder ein, gewaschen, gekämmt, umgekleidet, aber seine Stirn war gefaltet.

Schweigend setzte er sich zu ihr, schweigend begannen sie zu essen.

Als ihm Hummer serviert wurde, stieß er ärgerlich den Teller beiseite.

„Das Zeug esse ich nicht.“

Sie gab dem Diener einen Wink, die übrigen Platten hinzusetzen und begann ihn selber zu bedienen, auf ihren Wangen brannten rote Flecke.

„Was darf ich Dir reichen?“

Er überblickte den Tisch, der in Silber und Krystall funkelte, auf dem mancherlei Finessen standen, die ihn aber nicht reizten.

„Kein ordentliches Stück Fleisch, keine Kartoffeln,“ sagte er unzufrieden.

„Dies ist nur unser Frühstück, das Mittagessen haben wir um halb sieben.“

Er sah sie erstaunt an.

„Das ist Unsinn. Welcher vernünftige Mensch thut das!“

„In meiner Heimat thut man es, und im eigenen Hause will ich meinen Gewohnheiten treu bleiben, Dir wird es wohl auch mit der Zeit recht werden.“

Er schob seinen Teller beiseite.

„Du bist ja diejenige, der alles hier gehört.“

„O Tino.“ Sie sah ihn an und in ihre Augen schossen Thränen.

Er sah es, aber wenn es ihm leid that, fand er doch kein versöhnliches Wort.

„Sieh, wie viel besser Du jetzt aussiehst,“ sagte sie, in dem Bestreben, nicht gleich am ersten Tag die Differenz zwischen ihnen zu scharf werden zu lassen.

„Das ist wohl gleichgültig, wenn ich nur meine Arbeit vorwärtsbringe.“

Ohne aufzusehen betrachtete er seine Faust, die neben dem Teller lag.

„Gewiß nicht. Wie sich der Mensch zeigt, so wird er beurteilt, und ich habe es nie begriffen, daß es Leute gab, die Unsauberkeit und Gleichgültigkeit für das Zeichen des Genies halten konnten. Es ist schlechte Gewohnheit, sonst nichts.“

Er lachte ärgerlich auf.

„Wenn Du Zeit dazu hast, ich störe Dich nicht.“

„Du wirst Dich doch drin finden müssen, Tino,“ sagte sie sehr entschieden. „Ich verlange es als ein Zeichen Deiner Achtung für mich — und Deiner Stellung wegen, den Leuten gegenüber.“

Er murmelte etwas vor sich hin, dann stand er auf.

„Bitte, noch einen Augenblick, ich bin gleich fertig.“

Er setzte sich wieder. Die Hände auf die Kniee gestemmt, sah er ihr zu. Daß ihr Essen nur ein Vorwand gewesen, ihn so lange bei Tisch zu halten, bis sie sich mit ihm erhob, dämmerte ihm nebelhaft, denn in der That führte sie keinen Bissen mehr zum Munde. Nach ein paar Augenblicken sah sie zu ihm hinüber.

„So, nun können wir gemeinsam das Speisezimmer verlassen, Friedrich kann abräumen. Gieb mir Deinen Arm, Tino, und dann komm mit mir und sieh Dir alles genau an, Du kennst ja Dein eigenes Heim noch nicht.“

Sie gingen durch die Zimmer, die mit ebensoviel Luxus wie graziösem Geschmack möbliert waren, er fand es jetzt selber, aber nachdem er schweigend drei oder vier passiert hatte, blieb er in dem reizenden Wohnzimmer stehen und sah seine Frau verwundert an.

„Wozu das nur alles! Was brauchen denn zwei Menschen solche Unmenge Platz!“

Sie setzte sich auf ein zierliches Ecksofa unter Palmen und blühendem Flieder, zog ihr Kleid an sich und machte ihm dadurch Raum an ihrer Seite, dann sah sie lächelnd zu ihm auf.

„Setze Dich zu mir, Tino, dann können wir in Ruhe über die Zukunft sprechen, die ich Dir zu schaffen gedenke, sie wird nichts Abschreckendes für Dich haben.“

Er blickte mißtrauisch auf das sehr zierliche Möbel.

„Hält es auch?“

Sie nickte und streckte die Hand nach ihm aus, so daß er ihrer Aufforderung folgen mußte.

„Sieh,“ sagte sie eifrig, „eine jede Ehe ist ein Kompromiß, in dem beide Teile geben und nehmen. Sie ist aber auch ein Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Ziel. Dies Ziel ist Dein Ruhm! — Du wirst ihn Dir erringen, denn das Losgelöstsein von allen materiellen Sorgen und Unbequemlichkeiten, das Leben in einer reichen, angenehmen Umgebung wird seinen Einfluß auf Dich nicht verfehlen. Du merkst das vielleicht kaum, aber andere werden an Deinen Werken sehen, wie Du Dich emporschwingst. Und die Menschen werden und sollen Dir huldigen, Dich anerkennen, wie es Dir zukommt, und ich werde stolz auf Dich sein. Dem Erfolg gehört aber auch die Öffentlichkeit und deshalb mußt Du in der Gesellschaft Deine Rolle spielen. Dazu will ich Dir verhelfen. Wir werden Gäste bei uns sehen und ausgehen, ein reiches Geistesleben wird sich um uns entfalten, Du die Seele desselben werden. Noch bist Du ungelenk und schüchtern, das verliert sich. Nichts lernt sich schneller, als Menschen zu übersehen, wenn man sich innerlich größer fühlt als sie. Und das bist Du, Dein Genie hebt Dich turmhoch über alle.“

Sie hatte sich rot und heiß gesprochen. So voll war sie von diesem Zukunftsbild, daß sie ihn erst jetzt ansah.

Er saß zusammengesunken, wie niedergeschmettert von der Eröffnung, die sie ihm gemacht. Wie entsetzlich ihm das alles klang! Menschen, Menschen und wieder Menschen! Und dabei die Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der seine Frau sprach, als gäbe es keine Berufung gegen ihren Willen. — Als ob ihm jemand die Kehle mit einem Strick zuschnüre, so war ihm zu Mut.

„Armer Tino,“ sagte sie mitleidig, „es erschreckt Dich, aber das ist nur jetzt, nachher wirst Du über Deine Menschenfurcht lachen.“ Und sie schob ihre feine, weiße Hand zwischen die seinen, als wolle sie ihn damit trösten.

Er schwieg. Und dann sah er seine Frau an. Sie war zweifellos viel klüger als er, und auch sehr hübsch, wie sie da neben ihm saß in der leichten blauen, spitzengeschmückten Seide, und Fortunat hatte sie gern, und Emil hatte sie zur Frau haben wollen . . . und sie war reich . . .

Er atmete tief auf. Dann streckte er den Arm aus, legte ihn um ihren Hals und zog sie an sich.

Der Arm war wie von Eisen, und obgleich sie ihm nachgab, schmerzte sie die Berührung doch. Sie schloß die Augen, ein Zug von Pein, ja fast von Widerwillen grub sich in ihr Gesicht. Seine derbe Muskelkraft erschreckte sie und that ihr weh, aber sie duldete sie schweigend.

Zwanzigstes Kapitel.

Den nächsten Tag blieb Maud nicht mehr am Anfang des langen Ganges stehen, der in Heekens Atelier führte, sondern sie ging ihn hinab und öffnete leise die Thür des Vorzimmers.

Dieser Raum, klein, aber hell, war von ihr auf das prächtigste geschmückt worden. Fortunat hatte gar nicht genug alte Gobelins, seltsame, aber künstlerisch geformte Möbel, Seidenstickereien, Teppiche und Bronzen auftreiben können.

Hier, so dachte sie, sollte Heeken seine neuen Entwürfe planen, hier sollte er Anregung empfangen zu seinem Schaffen und dazu war nichts teuer und gut genug.

Es war ein berauschendes, fast geheimnisvolles Tuskulum geworden.

Wenn sie geahnt hätte, mit welcher Scheu ihr Gatte, ohne sich aufzuhalten, durch diesen Raum ging. Wie sorgfältig er die Thüren zu seinem wirklichen Arbeitsraum verschlossen hielt, weil ihn diese Pracht verwirrte, betäubte, und statt Lustempfindung nur Unbehagen in ihm erweckte! Nie — so dachte er, würde er sich in diese Sessel und Diwans setzen, nie diese kostbaren Geräte benutzen! Dagegen gefiel es ihm in seinem Atelier. Hier war es luftig und leer; bis auf einen Winkel, den sie sich nicht abringen konnte, hatte Mauds Verschönerungslust hier Halt gemacht. Keine Teppiche und Decken erstickten ihn hier, keine Vorhänge nahmen ihm Luft und Licht. In der Ecke lagen seine Torsen und Zeichnungen, mitten im Raum, vom Licht übergossen, standen seine kämpfenden Hunde, und er selbst im Wollhemd, das am Hals und auf der Brust auseinanderklaffte, arbeitete eifrig.

Aber er war nicht zufrieden mit sich. Das Leben schien seiner Gruppe zu fehlen, die Muskeln spielten nicht leicht und sicher genug unter dem glatten Fell, er verwarf und verbesserte, ohne daß er etwas Erhebliches leistete. Diesen Zustand kannte er gar nicht an sich. Auge und Hand hatten ihm stets pariert, gelenkt von dem Genie, das schuf ohne sein Zuthun, und dies kleinliche Nörgeln an sich selbst verdroß ihn sehr.

Als Maud eintrat, leise, ohne anzuklopfen, fuhr er erschrocken herum.

„Laß Dich nicht stören,“ sagte sie halblaut, setzte sich in die Ecke, die mit Tisch, Bänken und Stühlen aus altitalienischer Holzschnitzerei ausgefüllt war, und sah ihm zu. Er faltete die Stirn. Was er nach keiner Richtung hin vertragen konnte, waren fremde Augen, die an seiner unvollendeten Arbeit oder an den schaffenden Händen hafteten; sie lähmten ihn sofort.

Und dazu war er heute überhaupt nicht in Stimmung.

Dennoch hatte er das dumpfe Gefühl, ihr wenigstens eine kleine Scheinarbeit schuldig zu sein, obgleich er sich innerlich gegen den Zwang auflehnte.

Er knetete ein wenig mit den Fingern an den Augen der Hunde, setzte hier und da das Modellierholz an, mit dem sicheren Bewußtsein, nichts dadurch zu schaffen, und endlich warf er es gereizt beiseite, die Heuchelei drückte ihn.

„Willst Du schon aufhören?“ fragte sie verwundert. Nach Fortunats Erzählungen damals hatte sie seine Arbeitskraft für titanenhaft gehalten.

„Es will heute nicht gehen.“

Er säuberte sich die Hände am Handtuch und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. Maud blickte auf seine Arbeit.

„Sehr schön. Prachtvoll!“ sagte sie endlich. „Mir ist es, als müßten sie knurren und brüllen, wie sie es damals thaten. Aber Tino, siehst Du, dies ist doch nur die Darstellung einer wirklichen, gesehenen Begebenheit. Das künstlerische Schaffen, das Schaffen nach einem Idealbild dünkt mich viel höher und größer.“

Er schwieg, senkte den Kopf und ging nur stetig weiter auf und ab. Ihm war es, als risse sie ihm das Herz aus der Brust, um es neugierig anzusehen, und wäre er ein feingebildeter Mensch gewesen, hätte er sie vielleicht auf das Bild von Saïs verwiesen, an dessen Schleier sie mit kecker Hand zu rühren versuchte, aber da er das nicht verstand, erbitterte er sich nur im geheimen und preßte die Lippen fest zusammen.

„Erst dann,“ sagte sie nach einer längeren Pause, „wenn ich Dich so schaffen sehe, werde ich ganz befriedigt sein.“

Er warf einen Blick auf sie, den sie nicht sah, einen angstvollen, fast furchtsamen Blick, und wanderte weiter.

„Willst Du nicht Deine nächste Idee mit mir besprechen?“ fragte sie wieder.

„Ich kann nicht,“ stieß er kurz heraus.

„Du bist es nur nicht gewöhnt. Allein hast Du bisher alles empfunden, alles tragen müssen, armer Tino, aber nun bin ich da, und Du wirst es schon merken, wie jeder Gedankenaustausch fördert und anregt.“

Er antwortete nicht, sondern trat mit auf dem Rücken verschränkten Händen an das Fenster, das die ganze Längswand einnahm, und starrte in den herbstlichen, windzerzausten Garten hinab. Seine Gedanken waren nicht viel tröstlicher.

Schweigend setzte er sich zu ihr, schweigend begannen sie zu essen.

Als ihm Hummer serviert wurde, stieß er ärgerlich den Teller beiseite.

„Das Zeug esse ich nicht.“

Sie gab dem Diener einen Wink, die übrigen Platten hinzusetzen und begann ihn selber zu bedienen, auf ihren Wangen brannten rote Flecke.

„Was darf ich Dir reichen?“

Er überblickte den Tisch, der in Silber und Krystall funkelte, auf dem mancherlei Finessen standen, die ihn aber nicht reizten.

„Kein ordentliches Stück Fleisch, keine Kartoffeln,“ sagte er unzufrieden.

„Dies ist nur unser Frühstück, das Mittagessen haben wir um halb sieben.“

Er sah sie erstaunt an.

„Das ist Unsinn. Welcher vernünftige Mensch thut das!“

„In meiner Heimat thut man es, und im eigenen Hause will ich meinen Gewohnheiten treu bleiben, Dir wird es wohl auch mit der Zeit recht werden.“

Er schob seinen Teller beiseite.

„Du bist ja diejenige, der alles hier gehört.“

„O Tino.“ Sie sah ihn an und in ihre Augen schossen Thränen.

Er sah es, aber wenn es ihm leid that, fand er doch kein versöhnliches Wort.

„Sieh, wie viel besser Du jetzt aussiehst,“ sagte sie, in dem Bestreben, nicht gleich am ersten Tag die Differenz zwischen ihnen zu scharf werden zu lassen.

„Das ist wohl gleichgültig, wenn ich nur meine Arbeit vorwärtsbringe.“

Ohne aufzusehen betrachtete er seine Faust, die neben dem Teller lag.

„Gewiß nicht. Wie sich der Mensch zeigt, so wird er beurteilt, und ich habe es nie begriffen, daß es Leute gab, die Unsauberkeit und Gleichgültigkeit für das Zeichen des Genies halten konnten. Es ist schlechte Gewohnheit, sonst nichts.“

Er lachte ärgerlich auf.

„Wenn Du Zeit dazu hast, ich störe Dich nicht.“

„Du wirst Dich doch drin finden müssen, Tino,“ sagte sie sehr entschieden. „Ich verlange es als ein Zeichen Deiner Achtung für mich — und Deiner Stellung wegen, den Leuten gegenüber.“

Er murmelte etwas vor sich hin, dann stand er auf.

„Bitte, noch einen Augenblick, ich bin gleich fertig.“

Er setzte sich wieder. Die Hände auf die Kniee gestemmt, sah er ihr zu. Daß ihr Essen nur ein Vorwand gewesen, ihn so lange bei Tisch zu halten, bis sie sich mit ihm erhob, dämmerte ihm nebelhaft, denn in der That führte sie keinen Bissen mehr zum Munde. Nach ein paar Augenblicken sah sie zu ihm hinüber.

„So, nun können wir gemeinsam das Speisezimmer verlassen, Friedrich kann abräumen. Gieb mir Deinen Arm, Tino, und dann komm mit mir und sieh Dir alles genau an, Du kennst ja Dein eigenes Heim noch nicht.“

Sie gingen durch die Zimmer, die mit ebensoviel Luxus wie graziösem Geschmack möbliert waren, er fand es jetzt selber, aber nachdem er schweigend drei oder vier passiert hatte, blieb er in dem reizenden Wohnzimmer stehen und sah seine Frau verwundert an.

„Wozu das nur alles! Was brauchen denn zwei Menschen solche Unmenge Platz!“

Sie setzte sich auf ein zierliches Ecksofa unter Palmen und blühendem Flieder, zog ihr Kleid an sich und machte ihm dadurch Raum an ihrer Seite, dann sah sie lächelnd zu ihm auf.

„Setze Dich zu mir, Tino, dann können wir in Ruhe über die Zukunft sprechen, die ich Dir zu schaffen gedenke, sie wird nichts Abschreckendes für Dich haben.“

Er blickte mißtrauisch auf das sehr zierliche Möbel.

„Hält es auch?“

Sie nickte und streckte die Hand nach ihm aus, so daß er ihrer Aufforderung folgen mußte.

„Sieh,“ sagte sie eifrig, „eine jede Ehe ist ein Kompromiß, in dem beide Teile geben und nehmen. Sie ist aber auch ein Zusammenwirken zu einem gemeinsamen Ziel. Dies Ziel ist Dein Ruhm! — Du wirst ihn Dir erringen, denn das Losgelöstsein von allen materiellen Sorgen und Unbequemlichkeiten, das Leben in einer reichen, angenehmen Umgebung wird seinen Einfluß auf Dich nicht verfehlen. Du merkst das vielleicht kaum, aber andere werden an Deinen Werken sehen, wie Du Dich emporschwingst. Und die Menschen werden und sollen Dir huldigen, Dich anerkennen, wie es Dir zukommt, und ich werde stolz auf Dich sein. Dem Erfolg gehört aber auch die Öffentlichkeit und deshalb mußt Du in der Gesellschaft Deine Rolle spielen. Dazu will ich Dir verhelfen. Wir werden Gäste bei uns sehen und ausgehen, ein reiches Geistesleben wird sich um uns entfalten, Du die Seele desselben werden. Noch bist Du ungelenk und schüchtern, das verliert sich. Nichts lernt sich schneller, als Menschen zu übersehen, wenn man sich innerlich größer fühlt als sie. Und das bist Du, Dein Genie hebt Dich turmhoch über alle.“

Sie hatte sich rot und heiß gesprochen. So voll war sie von diesem Zukunftsbild, daß sie ihn erst jetzt ansah.

Er saß zusammengesunken, wie niedergeschmettert von der Eröffnung, die sie ihm gemacht. Wie entsetzlich ihm das alles klang! Menschen, Menschen und wieder Menschen! Und dabei die Sicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der seine Frau sprach, als gäbe es keine Berufung gegen ihren Willen. — Als ob ihm jemand die Kehle mit einem Strick zuschnüre, so war ihm zu Mut.

„Armer Tino,“ sagte sie mitleidig, „es erschreckt Dich, aber das ist nur jetzt, nachher wirst Du über Deine Menschenfurcht lachen.“ Und sie schob ihre feine, weiße Hand zwischen die seinen, als wolle sie ihn damit trösten.

Er schwieg. Und dann sah er seine Frau an. Sie war zweifellos viel klüger als er, und auch sehr hübsch, wie sie da neben ihm saß in der leichten blauen, spitzengeschmückten Seide, und Fortunat hatte sie gern, und Emil hatte sie zur Frau haben wollen ... und sie war reich ...

Er atmete tief auf. Dann streckte er den Arm aus, legte ihn um ihren Hals und zog sie an sich.

Der Arm war wie von Eisen, und obgleich sie ihm nachgab, schmerzte sie die Berührung doch. Sie schloß die Augen, ein Zug von Pein, ja fast von Widerwillen grub sich in ihr Gesicht. Seine derbe Muskelkraft erschreckte sie und that ihr weh, aber sie duldete sie schweigend.

Zwanzigstes Kapitel.

Den nächsten Tag blieb Maud nicht mehr am Anfang des langen Ganges stehen, der in Heekens Atelier führte, sondern sie ging ihn hinab und öffnete leise die Thür des Vorzimmers.

Dieser Raum, klein, aber hell, war von ihr auf das prächtigste geschmückt worden. Fortunat hatte gar nicht genug alte Gobelins, seltsame, aber künstlerisch geformte Möbel, Seidenstickereien, Teppiche und Bronzen auftreiben können.

Hier, so dachte sie, sollte Heeken seine neuen Entwürfe planen, hier sollte er Anregung empfangen zu seinem Schaffen und dazu war nichts teuer und gut genug.

Es war ein berauschendes, fast geheimnisvolles Tuskulum geworden.

Wenn sie geahnt hätte, mit welcher Scheu ihr Gatte, ohne sich aufzuhalten, durch diesen Raum ging. Wie sorgfältig er die Thüren zu seinem wirklichen Arbeitsraum verschlossen hielt, weil ihn diese Pracht verwirrte, betäubte, und statt Lustempfindung nur Unbehagen in ihm erweckte! Nie — so dachte er, würde er sich in diese Sessel und Diwans setzen, nie diese kostbaren Geräte benutzen! Dagegen gefiel es ihm in seinem Atelier. Hier war es luftig und leer; bis auf einen Winkel, den sie sich nicht abringen konnte, hatte Mauds Verschönerungslust hier Halt gemacht. Keine Teppiche und Decken erstickten ihn hier, keine Vorhänge nahmen ihm Luft und Licht. In der Ecke lagen seine Torsen und Zeichnungen, mitten im Raum, vom Licht übergossen, standen seine kämpfenden Hunde, und er selbst im Wollhemd, das am Hals und auf der Brust auseinanderklaffte, arbeitete eifrig.

Aber er war nicht zufrieden mit sich. Das Leben schien seiner Gruppe zu fehlen, die Muskeln spielten nicht leicht und sicher genug unter dem glatten Fell, er verwarf und verbesserte, ohne daß er etwas Erhebliches leistete. Diesen Zustand kannte er gar nicht an sich. Auge und Hand hatten ihm stets pariert, gelenkt von dem Genie, das schuf ohne sein Zuthun, und dies kleinliche Nörgeln an sich selbst verdroß ihn sehr.

Als Maud eintrat, leise, ohne anzuklopfen, fuhr er erschrocken herum.

„Laß Dich nicht stören," sagte sie halblaut, setzte sich in die Ecke, die mit Tisch, Bänken und Stühlen aus altitalienischer Holzschnitzerei ausgefüllt war, und sah ihm zu. Er faltete die Stirn. Was er nach keiner Richtung hin vertragen konnte, waren fremde Augen, die an seiner unvollendeten Arbeit oder an den schaffenden Händen hafteten; sie lähmten ihn sofort.

Und dazu war er heute überhaupt nicht in Stimmung.

Dennoch hatte er das dumpfe Gefühl, ihr wenigstens eine kleine Scheinarbeit schuldig zu sein, obgleich er sich innerlich gegen den Zwang auflehnte.

Er knetete ein wenig mit den Fingern an den Augen der Hunde, setzte hier und da das Modellierholz an, mit dem sicheren Bewußtsein, nichts dadurch zu schaffen, und endlich warf er es gereizt beiseite, die Heuchelei drückte ihn.

„Willst Du schon aufhören?" fragte sie verwundert. Nach Fortunats Erzählungen damals hatte sie seine Arbeitskraft für titanenhaft gehalten.

„Es will heute nicht gehen."

Er säuberte sich die Hände am Handtuch und ging mit großen Schritten im Atelier auf und ab. Maud blickte auf seine Arbeit.

„Sehr schön. Prachtvoll!" sagte sie endlich. „Mir ist es, als müßten sie knurren und brüllen, wie sie es damals thaten. Aber Tino, siehst Du, dies ist doch nur die Darstellung einer wirklichen, gesehenen Begebenheit. Das künstlerische Schaffen, das Schaffen nach einem Idealbild dünkt mich viel höher und größer."

Er schwieg, senkte den Kopf und ging nur stetig weiter auf und ab. Ihm war es, als risse sie ihm das Herz aus der Brust, um es neugierig anzusehen, und wäre er ein feingebildeter Mensch gewesen, hätte er sie vielleicht auf das Bild von Saïs verwiesen, an dessen Schleier sie mit keder Hand zu rühren versuchte, aber da er das nicht verstand, erbitterte er sich nur im geheimen und preßte die Lippen fest zusammen.

„Erst dann," sagte sie nach einer längeren Pause, „wenn ich Dich so schaffen sehe, werde ich ganz befriedigt sein."

Er warf einen Blick auf sie, den sie nicht sah, einen angstvollen, fast furchtsamen Blick, und wanderte weiter.

„Willst Du nicht Deine nächste Idee mit mir besprechen?" fragte sie wieder.

„Ich kann nicht," stieß er kurz heraus.

„Du bist es nur nicht gewöhnt. Allein hast Du bisher alles empfunden, alles tragen müssen, armer Tino, aber nun bin ich da, und Du wirst es schon merken, wie jeder Gedankenaustausch fördert und anregt."

Er antwortete nicht, sondern trat mit auf dem Rücken verschränkten Händen an das Fenster, das die ganze Längswand einnahm, und starrte in den herbstlichen, windzerzausten Garten hinab. Seine Gedanken waren nicht viel tröstlicher.

Maud betrachtete ihn, seine Toilette genierte sie, aber sie hatte sich vorgenommen, langsam vorzugehen, und deshalb vorläufig geschwiegen.

„Tino!“

Er drehte sich um und sah sie an, in seinen Augen lag etwas Finsteres.

„Ich habe Dir genau nach Fortunats Muster Arbeitsblusen bestellt, sie hängen im Vorzimmer im Schrank; gefallen sie Dir nicht, weil Du sie nicht trägst, oder hast Du sie noch gar nicht gesehen?“

Gesehen hatte er sie wohl, aber nicht für nötig gehalten, sie anzuziehen. Warum sollte er denn auf einmal von allen seinen Gewohnheiten lassen? So hatte er früher gearbeitet, so wollte er es auch in Zukunft.

„Sie sind unbequem,“ sagte er nach einer Pause.

„Unmöglich!! Fortunat trägt sie immer, jeder trägt sie — versuche es nur einmal.“

Er ging hin und zog die Bluse über. Unbequem war sie ihm nicht, nur ungewohnt, und danach fragte seine Frau ja nicht.

Als er wiederkam, lächelte sie ihm freundlich zu.

„So siehst Du aus wie der Herr des Ateliers, vorhin wie sein salopper Diener.“

Er setzte sich auf die Ecke des Tisches; dann die hohe Lehne des Stuhles betrachtend, begann er:

„Die Bildhauerarbeit daran ist gut, ich hätte sie auch nicht besser machen können. — Die Dinger sind wohl sehr teuer, nicht?“

„Ja. Aber darauf kommt es weniger an, als auf die Ausführung.“

„Es ist serviert,“ meldete Friedrich und öffnete die Thür des Ateliers.

„Komm!“ sagte sie aufstehend und seinen Arm nehmend, denn es lag ihr daran, vor allen Dingen der Dienerschaft gegenüber die Dehors zu wahren.

„Wenn Du mir nur ein Wort gesagt hättest, würde ich Dir die ganze Geschichte selbst gemacht haben. Hättest mal hören sollen, wie mich mein Kunsttischlermeister stets belobt hat. ‚Der Heeken, der kann was!‘ das war seine Redensart. Und schlecht hat er mich auch nicht bezahlt, freilich nicht im Verhältnis zu dem, was er von seinen Kunden forderte. Ich möchte nur wissen, was Du bezahlt hast.“

Sie gingen den langen Korridor hinunter, hinter sich den Diener, dem kein Wort entging. Wenn er nur schweigen wollte! Brauchte Friedrich irgend etwas von der Vergangenheit seines Herrn zu wissen?

„Lieber Tino,“ sagte sie halblaut und drückte seinen Arm. Er nahm das für Teilnahme. Daß man sich einer ehrlichen Arbeit schämen könnte, hatte er noch nicht gelernt.

„Ich habe oft mit knurrendem Magen und blauroten Fingern bei meiner Arbeit gesessen,“ fuhr er, in der Erinnerung warm werdend, fort. „Aber Wort gehalten habe ich stets, und tadellos war auch immer alles. Ein Handwerker hat auch seinen Stolz.“

„Wie kannst Du Dich nur einen Handwerker nennen,“ unterbrach sie ihn empört.

Er lachte. „Damals ging das Handwerk vor, denn es brachte Brot. Hast Du denn nicht gewußt, daß ich zuerst Tischler war?“

„Friedrich,“ sagte sie scharf, „ich werde klingeln, wenn wir Sie brauchen. Der Herr macht erst Toilette.“

Der Diener verbeugte sich. Im Hinausgehen packte ihn Heekens Faust an der Schulter.

„So gut wie diesem Tagedieb hier ist es mir freilich nicht gegangen. He?! Der hat weder Hunger noch Kälte kennen gelernt, wie ich!“

Friedrich lächelte devot, sagte aber kein Wort. Dem Gesicht der Gnädigen war nicht zu trauen. —

Während Heeken Toilette machte, ging Maud mit zusammengepreßten Händen im Zimmer auf und ab. Sie war außer sich. Dies Hineinziehen der Dienstboten in Privatgespräche war ihr unbegreiflich; es untergrub die Autorität. Sie hatte also Ursache zu zittern, wenn ihr Mann aufgeräumt wurde.

Als sie bei Tische saßen, sie bediente ihn selbst, sagte sie:

„Lieber Tino, vor den Dienstboten wollen wir uns jeden intimen Gespräches enthalten. Solche Leute sind unberechenbar.“

Er sah sie sehr verwundert an.

„Was habe ich denn gesagt? Daß ich Tischler war? Aber das ist sicherlich so, das wissen ja alle.“

„Und wenn auch, es wird niemand einfallen, Dich daran zu erinnern. Jetzt bist Du Künstler, ein anerkannter Künstler noch dazu. Warum willst Du Dich selbst entwerten?“

„Ehrliche Arbeit schändet nicht,“ beharrte er eigensinnig. „Das sage ich dem Kaiser, wenn Du willst.“

„Gut, so sage es dem Kaiser,“ sagte sie in gelinder Verzweiflung, „das heißt, wenn er Dich danach fragt, aber nicht Deinen Dienstboten, sie fühlen sich alsbald als Deinesgleichen, und die Konsequenzen bleiben nicht aus.“

Er starrte ein Weilchen auf seinen Teller.

„Es ist also in Deinen Augen eine Schande, Dienstbote zu sein und ehrlicher Arbeiter — ja, warum hast Du mich denn geheiratet?“

„Ich habe nicht den Tischler, ich habe den Künstler geheiratet,“ entgegnete sie nun auch erregt, „und neben dem Künstler lebe ich. Dieser hat aber auch Pflichten gegen sich, gegen die Gesellschaft. Glaubst Du, ein Mensch fragt nach Deiner Vergangenheit, wenn Dir die Zukunft gehört? Die meisten sind nur zu froh, sie vergessen zu können, und ich rate Dir, laß sie ruhen.“

Er spielte mit Messer und Gabel, dann sagte er einfach:

„Ich passe doch nicht unter Euch.“

„Du wirst Dich aber anpassen, das bist Du mir schuldig. Und vor allen Dingen, nie wieder etwas, das uns beide angeht, vor dem Diener.“

„Wozu hast Du ihn überhaupt genommen,“ grollte er. „Was soll er uns, wir brauchen ihn nicht! Der Kerl sieht immer so aus, als müßte

man ihn um Entschuldigung bitten, daß er nicht mit am Tisch sitzt."

„Er kam aus einem sehr vornehmen Hause, das bewog mich, ihn zu nehmen."

„Ja, Dich, mir ist er unbehaglich, schon seit dem ersten Tage. Warum kann die Mutter uns nicht auftragen, die sitzt in ihrer Stube und langweilt sich."

Maud errötete heftig.

„Tino, es ist Deine Mutter."

„Na ja, aber sie ist das gewöhnt. Was hat sie denn jetzt davon, daß sie nichts thut und immer allein sitzt."

Die junge Frau biß sich heftig auf die Lippen, ihr Mann hatte mit seinem Vorwurf recht, was nützte es der Alten, sorgenlos und faul bei ihrem Sohne zu leben — aus seiner Familie, von seinem Tisch war sie verbannt.

„Hat sie sich beklagt?" fragte Maud endlich leise.

Er wurde nachdenklich. „Kann schon sein," sagte er.

Ganz sicher war er seiner Sache nicht. Alte Leute, wie seine Mutter, nörgeln immer, aber ob es ihr Ernst damit war? Vor der übergroßen Feinheit seines Hauses war er jetzt manchmal zu ihr geflüchtet, gerade, als müsse er sich da Lebenslust holen. In seiner Brautzeit hatte er es nie gethan, aber nun gewährte es ihm einen Genuß, im Wollhemd zu sitzen, in die Stube zu spucken und sein heimisches Idiom zu reden. — Ein Gegengewicht zu der erzwungenen Vornehmheit bei seiner Frau.

„Ich werde mit Mutter sprechen, daß sie mit uns ißt," sagte Maud endlich mit einem Seufzer. Der Entschluß war ihr furchtbar schwer geworden.

Er sah sie ungewiß an.

„Lieber nicht."

„Doch! Doch! Und nun geh wieder an die Arbeit, Tino."

Er reckte und streckte sich und gähnte.

„Noch einmal umziehen? Nein, das kann kein Mensch verlangen. Nun bleibe ich schon wie ich bin und laß das Arbeiten sein." —

Drunten in der Küche saßen inzwischen die Dienstboten beim Frühstück.

„Unser Herr ist aber mal ein putziger Herr," meinte Friedrich mit seiner gewohnten Würde. „Rühmt sich, daß er Tischler gewesen ist! Hätte ich das früher gewußt, wäre ich nicht in dies Haus gekommen, ich diene nur dem höchsten Adel und denke auch ans Kündigen."

„Was soll man denn zu einem Herrn sagen, dessen Mutter uns immer zur Kaffeevisite einlädt. Und der Köchin strickt sie Strümpfe," kicherte das Hausmädchen, „das Paar dreißig Pfennige, billiger thut sie es nicht, denn der Schäfer im Dorf nimmt fünfundzwanzig, und sie ist doch die Mutter vom Herrn."

„Die arme gnädige Frau," meinte Nina. „Die ist nun wirklich eine gnädige Frau auch ohne Adel. — Erziehung und Bildung macht's. Wie sie zu dem Herrn gekommen ist, das ist ihre Sache, aber sie sollte die Alte einmal gehörig aufmischen. Vielleicht stecke ich es ihr noch, denn die Alte, das ist eine alte Klatsche, die läßt keinen guten Faden an der Frau."

„Ach, Nina, wer wird denn solche Spaßverderberin sein! Das ist ja zum Kranklachen. Und wie die Gnädige ihn erziehen will, und er läuft doch immer wieder so 'rum, morgens! Ich habe Seitenstechen vor Lachen gehabt."

„Aber gefallen thut er mir doch, es ist ein schöner Mann," sagte die Köchin und schob den letzten fetten Bissen in den Mund. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

„Wie lange Sie sich nicht haben sehen lassen, Fortunat."

Der Vorwurf lag nicht allein in den Worten, mehr noch in Ton und Blick, während Maud dem Gaste die Hand entgegenstreckte.

Er war befangen und unruhig, kaum daß er in ihr Gesicht sah, ehe er sich herabbeugte ihr die Hand zu küssen.

„Ich wollte nicht stören!" murmelte er.

Sie dachte flüchtig nach, ob er wirklich gestört haben würde, und kam zu der Überzeugung, daß, wenn er den Maßstab der Flitterwochen an ihre Ehe gelegt, er sich gründlich geirrt hatte.

„Wirklich, Sie hätten nicht gestört," sagte sie herzlich, „und ich bin froh, daß Sie wieder hier sind." Dann sah sie ihn erstaunt an, er kam ihr fremd vor, gezwungen, gar nicht wie sonst, und sofort lieh sie dem Ausdruck. „Ist Ihnen in der Zwischenzeit irgend etwas passiert? Etwas Unangenehmes?"

„Nicht das Geringste. Warum?"

„Sie machen mir den Eindruck, desto besser, wenn ich mich irre."

Sie hatte ihn zu einem kleinen Kaminetablissement geführt, vor ihnen brannte die Glut des Holzfeuers.

„Wie hübsch, wie heimlich das hier ist," sagte er aufatmend. „Und nun, meine gnädige Frau, wie geht es Ihnen?"

„Danke, gut!" Es klang sehr ruhig, ohne irgendwelche Sentimentalität.

„Gott sei Dank!" seufzte er auf.

„Wie feierlich Sie das sagen, als ob Sie in Sorge um mich gewesen wären." Dabei sah sie seitwärts in die flammende Glut, nicht ihn an.

„Das war ich auch!"

„Warum!"

„Das ist schwer zu sagen! Ich dachte alles mögliche. Sie hatten doch den wichtigsten Schritt im Leben einer Frau gethan . . . und Sie selbst nannten mich ja manchmal einen Phantasten."

„Ohne einen Kampf geht keine Veränderung um uns und in uns vor sich," sagte sie ruhig. „Aber wo gäbe es wohl eine dankbarere Aufgabe, als einen Menschen, der gottbegnadet ist von vielen, zu seinem Heil auch äußerlich emporzuheben, be-

sonders wenn er von gutem Charakter ist. Tino ist nachgiebiger als ich anfangs dachte."

„Gott sei Dank!" sagte er aus tiefster Brust, und dennoch that ihm Mauds Ruhe zu gleicher Zeit wehe. „Ich habe so oft an Sie gedacht! Wo ist Tino?"

„In seinem Atelier. Unter uns gesagt, er hat noch immer kein festes Vertrauen in die Haltbarkeit dieser Möbel, und jeder Toilettenwechsel ist ihm beschwerlich. Ich bin froh, daß er es trotzdem thut. Wollen Sie hinübergehen und ihn begrüßen? Zum Thee, also in einer Stunde, lasse ich ihn sonst herrufen."

„Sagen Sie mir, was ich thun soll!"

Maud lachte. „Ganz so fein wie früher. Ich denke, da wären Sie hier geblieben."

Nun lachte er auch. „Sicher! Ach wie schön war doch dieser Sommer! Nun ist es Herbst."

„Ja, es ist Herbst," sagte sie und strich sich über die Augen. „Sie wissen nicht, wie man den Sturm hier pfeifen hört."

Und nun sprachen sie zusammen, die gleichgültigsten Sachen; es war als stände eine geheime Scheidewand zwischen ihnen. Ganz verstohlen sahen sie sich zuweilen an, ob sie auch noch die alten waren, beinahe überrascht, ein äußeres Zeichen der Veränderung nicht zu entdecken.

„Ich weiß nicht," sagte Maud endlich, „es kommt mir vor, als wären Sie ein anderer geworden, und auf den alten Fortunat hatte ich doch so sehr gerechnet."

„Können Sie ihn brauchen?" fragte er lebhaft.

„O sehr! Die Abende sind lang, und ich bin viel allein."

Ihm stieg das Blut in das Gesicht.

„Befehlen Sie ganz ungeniert über mich, gnädige Frau. Ich kenne kein größeres Glück, als Ihnen irgendwie nützlich sein zu können."

„Und Ihre Arbeit?"

„O, die verträgt sich schon damit."

„Jedesmal, wenn ich auf Ihr Hochzeitsgeschenk sah, fragte ich mich, warum Sie uns wohl so lange vernachlässigten."

Und sie zeigte auf zwei reizende Marmorfigürchen in idealer Gewandung, die ihre und Martins Züge trugen.

Er seufzte. „Wenn ich darf, komme ich oft." Gerade das Gegenteil hatte er sich vorgenommen. Daran, wie sehr ihm Maud fehlte, war ihm klar geworden, daß der Verkehr mit ihr ein Stück seines Herzens berührt haben müsse, und er wollte der Versuchung ausweichen.

„Ich nehme Sie beim Wort."

Sein Herz jubelte auf. Sie hatte ihn vermißt, sie wollte ihn wiederhaben, ihr ein paar Stunden zu verkürzen, war schon eines stummen Kampfes wert, und dieser Frohsinn leuchtete plötzlich aus seinen Augen und machte ihn dem alten Fortunat ähnlich.

„Jetzt kenne ich Sie erst wieder," sagte Maud herzlich und reichte ihm die Hand.

Heeken trat ein. Auch er begrüßte ihn sichtlich erfreut, und Fortunat staunte über die günstige Veränderung, die äußerlich mit dem Manne, den er sich gewöhnt hatte Freund zu nennen, vorgegangen war.

Sie blieben zusammen, wie in der Brautzeit, plaudernd, lachend, anscheinend ganz die alten, dennoch blieb die unsichtbare Scheidewand zwischen ihnen, die Fortunat und Maud wenigstens deutlich empfanden, ohne sich klar zu machen, woher sie kam; der einzig Unbefangene war Heeken.

Fortunat blieb zum Essen da, und je heimischer er in diesen Räumen wurde, die er hatte entstehen sehen, je mehr spannen sie einen Zauber um ihn, dem seine Phantasie erlag. Nichts hier war zu viel, nichts zu wenig. Sein künstlerisches Empfinden, so fein es organisiert war, fand nur Grund zu schwelgen. Er beneidete Heeken und schämte sich dieses Neides, entschuldigte ihn aber wieder mit dem Bewußtsein, daß dieser gar nicht Feinfühligkeit genug besaß, um das zu empfinden, was ihn entzückte.

„Und nun," sagte der Hausherr gegen zehn Uhr, indem er sich erhob und herzhaft gähnte, „wollen wir zu Bett gehen. Weiß der Teufel, daß ich jetzt immer so müde bin! Die schlaflose Zeit der Arbeit muß nun wohl nachgeholt werden. Komm, Maud."

Sie stand an dem hohen schweren Bronzefuß der Lampe, durch deren Schirm grünweißes Licht in das Zimmer drang; er trat zu ihr, legte den Arm um ihre Taille und zog sie ziemlich gewaltsam an sich.

Tiefe Röte schlug ihr in das Gesicht, sie machte sich hastig frei. Nichts war ihr verhaßter als das Zurschaustellen irgend einer Zärtlichkeit; vor Fortunat empfand sie es doppelt peinlich.

„Hast Du vergessen, daß wir einen Gast haben?" fragte sie ziemlich schroff.

„Ach, Fortunat! Das ist mir doch ein guter Freund! Vor dem werde ich mich genieren! — Du liederlicher Kerl, wirst Dich freilich noch nicht zu Bett legen, das geht wohl noch die halbe Nacht durch. Was? Aber dafür bist Du auch nicht jung verheiratet."

Maud preßte die Lippen zusammen und warf ihrem Mann einen zornig funkelnden Blick zu. — Er sah ihn nicht.

„Selbstverständlich entferne ich mich sofort." Fortunat war aufgesprungen und näherte sich Maud abschiednehmend.

„Ich bitte Sie, bleiben Sie noch etwas." Ihre Stimme zitterte. Es kam ihm vor, als spräche verstecktes Flehen daraus. „Mein Mann scherzt."

„Das thue ich nicht, es ist mir Ernst. Hast Du Furcht, Fortunat nimmt es übel? Er denkt nicht daran! So gut Freund wie wir sind! Und dann wartet sicher irgendwo eine Liebste auf ihn. He! Der Mensch ist ja ein toller Kerl! Ich weiß nette Geschichten! Laß Dir nur von ihm erzählen! — Als Du noch Mädchen warst, mußten wir ja vor Dir davon schweigen, als Frau ist die Sache nicht mehr so gefährlich."

Tiefes Schweigen. —

„Du verleumdest mich, Heeken!“ sagte Fortunat endlich mit tonloser Stimme. „Meine gnädige Frau . . .“ die Worte versagten ihm. „Auf Wiedersehen also,“ schloß er.

Sie reichte ihm stumm die Hand.

„Wiederhole es ihr nur, daß wir viel zu gute Freunde sind, um uns zu genieren,“ begann Martin noch einmal und schlug ihm auf die Schulter.

„Ja! Viel zu gute Freunde!“ sprach ihm Fortunat fast mechanisch nach.

Dann ging er, aber nicht, wie Martin gemeint, zu irgend einem Amusement. Wie ein Wilder rannte er durch die dunklen, weiten Wege des Stadtgartens und knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste.

„Es ist Unnatur,“ murmelte er immer vor sich hin. „Unnatur! Und ich Elender bin schuld daran! O die arme, arme Frau!!“

Es war ihm, als habe er in Mauds Seele deutlich gelesen, trotz ihrer anscheinend heiteren Ruhe. Als gebe es darin uneingestandene Verzweiflung, Reue, tiefes Unglücklichsein, tiefe Sehnsucht, aber darüber noch sieghaft mächtig der Wille, die Hoffnung, etwas Gutes zu stiften, der Stolz, der nicht zugeben wollte, daß er fehl gegriffen.

Diese arme, nackte Frauenseele kam ihm zerrissen und verwundet vor, so mutvoll sie es auch niederkämpfte, und er blieb stehen, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und wütete gegen sich selbst. „Und was wird zuletzt? — Zu allerletzt?“ fragte er sich dabei plötzlich.

Er fand keine Antwort. — Wie vermessen ist es doch, einen Menschen beurteilen zu wollen! Was weiß man denn von ihm? Besten Falles haben wir ein lückenhaftes Bild, nach dem wir schließen und konstruieren können, aber nur aus der eigenen Seele heraus, nicht anders. —

„Nun komm!“ sagte Heeken wieder und näherte sich nach Fortunats Fortgang seiner Frau.

Sie wandte sich ab. „Ich bin noch nicht müde — geh nur allein.“

Er streckte die Hand nach ihr aus. „Das macht nichts, es ist viel gemütlicher.“

Ihm ausweichend, warf sie sich in das kleine Sofa. „Ich will noch lesen.“

Er gähnte wieder. „Ja, dann hättest Du ebensogut Fortunat noch hier behalten können,“ meinte er.

„Das wäre unpassend gewesen.“

Er lachte.

„Ach, sei nicht so närrisch! Mein Freund und meine Frau!“

Sie richtete sich ein wenig auf und sah ihn mit eigentümlichen Augen an.

„Deinem Freunde hast Du ein sehr schlechtes Zeugnis ausgestellt.“

Er pfiff vor sich hin. „Er hat immer Geld gehabt, hat sich nie mit dem Leben herumschlagen brauchen, hübsch ist er auch, was willst Du da? Aber er ist ein ehrlicher Freund, ein anständiger Kerl “

„Du hast recht,“ sagte sie, sich wieder zurücklehnend, „und nun gute Nacht.“

Er ging. Sie warf den Kopf rückwärts, schloß die Augen und lag ganz still.

Ihr war zu Mut, als fehlte es ihr an Luft zum Atmen, als kämpfe sie seit Tagen mit dem Ersticken. Was war daran schuld? Sollte sich doch in das Rechenexempel, das sie sich von der Ehe gemacht, ein Fehler geschlichen haben? Sie hatte ihre Ehe ohne Liebe, die doch nur verrauscht und Ernüchterung hinterläßt, aber auf Achtung und Freundschaft, vor allen Dingen auf ein gegenseitiges Emportragen gründen wollen. Das klang so hübsch, hatte eine so ideale Grundlage. Gewiß; wenn sie sich nur vorher genau über das Wesen der Ehe klar gewesen wäre! Aber sie hatte weder eine Mutter noch eine weibliche ältere Verwandte zur Seite gehabt, blind war sie zugetappt. — Wie anders war alles in Wirklichkeit gewesen als sie es sich gedacht! Vielleicht hätte gerade die Liebe sie über dies entsetzliche Gefühl des Herabgestiegenseins getröstet. Vielleicht! Wer weiß es! Das Leben ergründet sich nicht so schnell.

Mit Schaudern gestand sie sich, daß sie vor der Person ihres Mannes ein gewisses Grauen, ein Gefühl der Abneigung zu empfinden begann, so sehr sie auch dagegen kämpfte.

Und Fortunat hatte das gemerkt; so sehr sie sich auch beherrschte, sie fühlte, daß er gerade ihr gegenüber hellseherisch war.

Sie fragte sich nicht wodurch, sie schämte sich nur vor ihm. Und dann glitt es ihr plötzlich durch den Kopf, ob sie wohl glücklicher sein würde, wenn er statt Heeken mit ihr in diesen Räumen herrschte.

Eine Antwort darauf gab sie sich nicht. Heftig, wie vor etwas fliehend, stand sie auf, löschte die Lampe und ging ins Schlafzimmer. Martin Heeken schlief, mit offenem Munde schnarchte er laut. Ganz leise, um ihn ja nicht zu wecken, schlüpfte sie in das Bett. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Sie sehen aber schlecht aus, Maud; die Ehe bekommt Ihnen nicht.“ Luzie sagte das mit einem prüfenden Blick in das Gesicht der jungen Frau, sich voll Wonne gestehend, daß sie jetzt ihr gegenüber im Äußeren entschieden im Vorteil sei.

„Ich bin auch wirklich abgespannt.“

„Ist es eine große Arbeit, den Tiger zu zähmen?“ fragte sie neckisch. „Frißt er schon aus der Hand? Ich bin wirklich neugierig darauf, ihn zu sehen. — Fortunat war ja seines Lobes voll.“

„Liebe Luzie,“ sagte Maud sehr ernst, „ich muß Sie dringend bitten, derartige Scherze über meinen Gatten ein für allemal zu unterlassen, wenigstens mir gegenüber, denn Ihnen hinter meinem Rücken Reden und Spotten zu verbieten, dazu bin ich leider nicht in der Lage.“

Luzie strich eine Falte an ihrem neuen Herbstkostüm glatt.

„Wozu so feierlich, liebe Maud,“ sagte sie dann, ohne daß doch der spöttische Zug ganz von ihren Lippen wich. „Sagen Sie doch einfach: Liebe Luzie, halten Sie Ihren bösen Mund und machen Sie sich nicht schlechter als Sie sind. Im Ernst bin ich nämlich gar nicht so boshaft.“

Maud schwieg darauf und dachte sich ihr Teil.

„Soll ich aber wirklich Ihren Mann nicht einmal begrüßen dürfen? Ach, bitte, bitte, ich habe mich so darauf gefreut.“ Aus ihren dunklen Augen blitzte die Neugier.

„Er ist im Atelier.“

„Desto besser! — Oder ist Ihnen der Eintritt dazu verboten! Sie wollten doch gerade seinem Schaffen nahe stehen.“

„Wenn Sie wirklich wollen, können wir ihn aufsuchen.“

Es war ihr angenehm, ihn in seiner Arbeitslust präsentieren zu können, die kleidete ihn gut, und die Eitelkeit der Frau war doch rege in ihr. Sie gingen in das Atelier.

„Hier bringe ich Dir Besuch,“ sagte Maud, die Thür öffnend.

Martin Heeken stand da im Wollhemd, mit nackter Brust und nacktem Hals, den Hosenbund etwas heruntergeglitten, mit wirrem Haar, im Äußeren derselbe, der die berühmte Gruppe geschaffen, nicht der feine Herr der letzten Tage. Die Arbeit ging ihm flink von den Händen. Bei der Störung sah er sich um und runzelte die Stirn.

Seine Frau errötete heftig und trat an ihn heran. „Aber Tino,“ sagte sie vorwurfsvoll.

Mit einem kleinen Aufschrei bedeckte Luzie die Augen mit der Hand, ließ sie aber gleich wieder sinken.

„Einem Künstler darf man nichts übel nehmen,“ sagte sie und bot ihm die Hand.

Er warf heftig sein Modellierholz fort, so daß es auf der Erde noch einmal emporhüpfte.

„Wenn ich nur diese paar Stunden meine Ruhe hätte,“ rief er unwirsch.

„O, Sie werden doch nicht böse sein — am Ende ernstlich böse — und auf Ihre Frau! Das thäte mir zu leid! Wir wollen auch gleich wieder gehen und Sie ungestört lassen. Ich bin schuld! Ich ganz allein!“

Dieses Hervorheben ihrer Person ärgerte Maud, gerade wie sie vor Luzie doppelt die Nachlässigkeit in Martins Äußerem empfand. Bei Fortunat hätte es am Ende hingehen können, aber Luzie kannte sie zu genau.

„Ich bitte Sie,“ fiel sie ihr deshalb ins Wort und streckte die Hand mit einer kleinen gebieterischen Bewegung aus, „Tino ist nur gereizt, daß wir ihn in dieser Nonchalance antreffen, und allerdings — daß das geschehen konnte, ist nicht angenehm, obgleich es seine eigene Schuld ist. Geh, kleide Dich um, wir erwarten Dich hier.“

„Aber ich bitte Sie,“ rief Luzie naiv, „das finde ich ja gerade so reizend! Dies völlige Vergessen und Ungeniertsein des arbeitenden Künstlers. Außerdem kleidet Herrn Heeken diese Toilette als wilder Mann besser als Frack und Glacés.“

„Aber ich schwärme nicht dafür,“ entgegnete Maud, und sie konnte nicht hindern, daß ihre Stimme scharf klang.

Martin verschwand, Luzie aber sagte inzwischen: „Das ist ja rührend, wie Sie ihn sich gezogen haben, Ihren Gatten. Er pariert Ordre wie ein gelehriges Pudelchen.“

In Mauds Gesicht flammte es auf.

„Bitte, vergessen Sie nicht, daß Sie von meinem Mann sprechen,“ sagte sie hochfahrend. „Solche Scherzworte scheinen mir nicht passend.“

Dann kam Heeken tadellos zurück, wortkarg, verstimmt, kaum zu einer Antwort zu bringen.

„Lassen Sie sich doch nicht stören,“ bettelte Luzie, „arbeiten Sie weiter. Bei Papa und Emil darf ich auch oft zusehen, und bin ebenso auch an Grobheiten gewöhnt, das macht mir keine Schmerzen weiter.“

Aber Heeken rührte nichts mehr an. Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte auf den Boden; was fragte er nach Luzies Schmeicheleien! Wütend war er, daß man sich das Recht nahm, ihn jede beliebige Stunde zu überfallen. Und nun trat Maud zu ihm, legte ihre Hand auf seine Schulter und sagte herzlich:

„Das ist nur vorübergehend, daß Dich der Eintritt anderer in Deinem Schaffen unterbricht, mit der Zeit gewöhnst Du Dich daran. Alle bedeutenden Männer machen ihr Atelier zum Sammelplatz der Künstler und Kunstfreunde. Du kannst doch nicht ‚nein‘ sagen, wenn Dich irgend jemand — vom Hof zum Beispiel — bittet, bei Deiner Arbeit anwesend sein zu dürfen, und das wird auch noch kommen.“

Er antwortete nicht, finster starrte er weiter zu Boden; so unliebenswürdig wie heute hatte er sich noch nie gezeigt, und gerade vor Luzie! Aber wenn seine Frau nur geahnt hätte, wie sehr er ihren Trost: „Du gewöhnst Dich,“ haßte, sicherlich würde sie diese Redensart sorgfältig vermieden haben. Es stieg heiß in ihm auf, wenn er sich überlegte, woran er sich alles gewöhnen sollte. Und während die beiden Damen hinausgingen, hörten sie deutlich, wie mit voller Wucht drinnen im Atelier ein schwerer Gegenstand zu Boden geschleudert wurde . . .

„Da bin ich!“ rief Luzie, ganz atemlos von diesem Besuch zurückkehrend und in das Eßzimmer stürzend, in dem Vater und Bruder schon auf sie warteten. „Nein, aber zum Totlachen diese Ehe! — Sie mit den Airs einer Königin, die einen dressierten Pudel am Bande hat, er eine knurrende, zähnefletschende Bestie, die sich unwillig unter das Joch beugt, aber doch immer den vollen Teller vor Augen hat.“

„Möchtest Du Dich nicht etwas anders ausdrücken, liebes Kind,“ sagte der Professor mit sanftem Tadel. „In jeder Ehe müssen sich die Menschen erst miteinander einleben, ehe sie zur Harmonie kommen, diese beiden natürlich noch viel mehr. Aber wenn man erst Heekens rauhe Schale überwunden hat, so glaube ich schon, daß der Kern die Mühe lohnt.“

„Ich glaube doch, Maud bleibt mit den Zähnen

in der Schale sitzen und verbittert sich nur das Leben für ein paar Jahre. Dauer kann das gar nicht haben."

„Wollen es nicht hoffen. Aber meine kluge Tochter sieht auch immer nur die Schattenseite der Menschen und Dinge, anstatt an die Lichtseiten zu glauben."

„Deine kluge Tochter hat meistenteils recht behalten, Papa."

„Ich werde Dich aber tüchtig auslachen, wenn aus Heekens ein absolut glückliches Paar geworden ist."

„Das thu, Papa! Nun, meine brüderliche Liebe, Du schweigst ja hartnäckig?"

Emil machte eine abwehrende Kopfbewegung, als aber der Professor seine Siesta hielt, die Geschwister allein waren, ließ er sich von seiner Schwester Punkt für Punkt erzählen, was sie im Heekenschen Hause mit angesehen hatte.

„Nun?" fragte sie ihn am Schluß, „was sagst Du dazu?"

Er qualmte wie ein Schornstein, dann kam das Resultat seines Nachdenkens: „In den nächsten Tagen werde ich Heeken besuchen."

„Ihn?" Luzie sprang vor Erstaunen auf. „Was willst Du bei ihm? Versuche lieber, Maud zu trösten."

„Daß ich ein Narr wäre," meinte er trocken.

Sie setzte sich dicht zu ihm. „Dein Gedankengang ist mir unklar," meinte sie nachdenklich.

„Das thut nichts!"

„Willst Du mir nichts sagen?"

„Mein Gott, Kleine, wie wunderlich Du bist! Ich will ja gar nichts, nur einmal Heeken in dieser ungewohnten Pracht sehen."

„Du konntest ihn doch nicht leiden."

„Das hat doch mit einem Besuch bei ihm nichts zu thun."

„Nein. Aber — ich dachte ... Wenn er nicht gewesen wäre, säßest Du doch jetzt sicher in dem goldenen Nest."

Er zuckte die Achseln. „Ehrlich gestanden ist es doch auch etwas ‚sehr Goldenes' um die Freiheit."

„Für Dich als Mann vielleicht, aber ich wäre so froh, wenn Du bei Maud den Tröster spielen und Fortunat etwas verdrängen wolltest. Du weißt, Gelegenheit macht Diebe."

„Das möchte wohl vergebene Liebesmüh sein," sagte er nach einer Pause. „Laß die Dinge doch laufen, Luzie, Du hast ja gesehen, alles Plänemachen ist unnütz."

Sie seufzte ein wenig und nahm das neueste Modejournal vor. Es zuckte ihr ordentlich in Kopf und Händen, etwas zu finden, um sich wieder zur Herrin der Situation zu machen, aber was? Aber wie? — —

Ein paar Tage später saß Emil zur Vormittagsstunde in Heekens Atelier. Er hatte der gnädigen Frau nur seine Karte hineingeschickt, ohne abzuwarten, ob er angenommen würde, war dem meldenden Diener aber auf dem Fuß ins Atelier gefolgt.

Heeken war anwesend, aber auf das eleganteste gekleidet, im blauseidenen Hemd und schwarzem Sammetjackett. Die Hand im Haar vergraben, die Stirn gesenkt, saß er müßig da und starrte vor sich hin. Alle Schaffenslust war ihm dahin, seine kämpfenden Hunde widerten ihn an, und doch, trotz seiner Faulheit fühlte er sich abgespannt und ermattet.

„Guten Morgen," sagte Emil, mit einer gewissen Nonchalance nähertretend und Heeken zwei Finger der rechten Hand entgegenstreckend, denn in den übrigen hielt er die Cigarette und in der Linken den Hut. Er war ausgesucht elegant gekleidet und sah sehr vorteilhaft aus. „Ich hörte, daß Sie unbeschäftigt waren, da wollte ich doch einmal bei Ihnen einsehen."

Martin erhob sich, indem er den Gruß erwiderte. Früher wäre ihm das nicht eingefallen, besonders nicht bei Emil, den er niemals leiden mochte.

„Ich darf doch weiterrauchen?"

„Bitte sehr! War meine Frau nicht zu Hause?"

„Weiß wirklich nicht! Ich schickte nur meine Karte hinein. Die Hauptsache war mir, Sie zu treffen."

„Mich?" fragte Heeken sehr erstaunt.

„Ja. Ich dachte mir: so eine Metamorphose, wie Sie durchgemacht, müsse auf den Menschen einwirken, aus Naturnotwendigkeit. Na, und da wollte ich sehen, wie es mit Ihnen steht."

Heeken machte ein kurioses Gesicht. Er wußte nicht recht, wie er das auffassen sollte.

„Gut," sagte er dann kurz.

Emil lachte.

„Nee, mein Lieber, so sehen Sie gerade nicht aus! Aber es ist ja möglich, daß die Flitterwochen eine faule Sache sind, wenn man so verschieden ist wie Sie und Ihre Frau. — Ihre Arbeit da ist übrigens prachtvoll. Sie sind wirklich ein ganzer Kerl, Heeken. Was gäbe ich darum, das gemacht zu haben."

Bis vor kurzer Zeit hatten Martin Lob und Tadel kalt gelassen; sich selbst seines Wertes bewußt, galt ihm das Urteil anderer nichts. Heut, in der Zerfallenheit, in der er sich befand, that es ihm wohl, ja, richtete seinen gesunkenen Mut etwas auf, denn gerade Emil war als Nörgler bekannt, der stets versuchte, alles herabzusetzen.

„Ist es wahr?" fragte er, auch ganz ehrlich seine Befriedigung zeigend. „Wenn ich es so ansehe, bin ich unzufrieden. Das macht ..." er sah sich um, „mir ist hier noch alles so fremd, so ungewohnt. Ich denke immer, ich müßte erst wieder in mein altes Atelier zurück am Stadtrand, wenn ich wieder etwas Gutes schaffen wollte."

(Fortsetzung folgt.)

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

III.

Der Parolebefehl hatte unter den Offizieren eine große Aufregung hervorgerufen. Die widersprechendsten Meinungen wurden ausgetauscht, welche Hasso zu klären suchte, indem er sorgfältig und zurückhaltend aus seiner Unterredung mit Schill den Kameraden mitteilte, was er für sie zu wissen gut hielt. Er sprach über dessen Stimmung und seine Äußerungen in einer Beleuchtung, die jener seltsamen Kundgebung den Stachel nahm, ihren Eindruck aber verstärkte.

Die Einladung, bei ihm zu essen, heute gerade, berührte seine Getreuen sehr eigenartig. Er zeigte ihnen also, daß er wirklich wünschte, wie sein Parolebefehl es ausgesprochen, „als wie in einem Familienkreise“ mit ihnen zu leben!

Sechzehn an der Zahl fanden sich zur festgesetzten Stunde in seinem schlichten Quartier am Neuen Markte ein. Mit Eifer und Sorgfalt war der Major für die gute Aufnahme seiner Gäste bemüht, genau so wie einst in den guten, fröhlichen Tagen.

Sein eingehendes Gespräch mit dem Grafen Voß unterbrechend, ging er den Offizieren entgegen. Hans von Brünnow stand vor ihm. Zum ersten Mal im Leben waren sie — heute früh — im Zorn voneinander gegangen — und hatten doch so oft schon füreinander das Leben eingesetzt! Daran dachten beide jetzt, als ihre Blicke sich trafen, und ein warmer Händedruck gab dem Gedanken einen stumm beredten Ausdruck.

Eine ritterliche Tafelrunde war es, die sich hier versammelt, eine Schar verwegener, todesmutiger Gesellen. Und für manchen unter ihnen war es die letzte Mahlzeit, das letzte Beisammensein, das sie im Leben genießen sollten. Laut und fröhlich ging es dabei zu. Die Thür stand offen. Im Hausflur spielte die Musikkapelle, von einer Zuschauermenge umgeben.*)

Schill erhob sich und mit ihm der ganze Kreis. „Das erste Glas Seiner Majestät unserm Allergnädigsten Könige —“ er sprach es mit tiefer, bewegter Stimme; doch die gewohnte feurige Beredsamkeit versagte ihm, in seinen Augen standen Thränen. Die redeten ihre eigene Sprache bei diesem letzten Trinkspruch, den Ferdinand von Schill seinem Herrn und Könige gebracht!

*) Alle diese Einzelheiten geschichtlich.

Eine jähe Unterbrechung schnitt die feierliche Stimmung ab. Der Unteroffizier Sommerfeld trat herein. Schill hatte kürzlich erst — auf dem Schlachtfelde von Dodendorf — den Tapferen zum Unteroffizier ernannt. Jetzt kam er von einer Patrouille zurück, brachte die Equipage eines holländischen Generals nebst Pferden und Bedienten als Beute mit sich und stattete mit Anstand und Gewandtheit seine Meldung ab.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht,“ rief Schill erfreut. „Das weiß ich schon, mein braver Sommerfeld kehrt nie unverrichteter Sache und mit leeren Händen zurück! — Unser braver Sommerfeld soll leben!“ setzte er hinzu, indem er ihm ein volles Glas hinreichte, um mit ihm anzustoßen. Von Freude und Dankbarkeit strahlend nahm dann der Reitersmann den Platz an der Seite seines Kommandeurs ein, den dieser ihm anwies. Und hingerissen von dem Glück und der Ehre, erhob er sein abermals gefülltes Glas: „Unser Herr Major soll leben — hoch!“ Die Musik blies den Tusch — und an der Tafelrunde — auf dem Flur — auf dem Marktplatz draußen tönte das Hoch mit lautem Jubel nach.

Gesenkten Hauptes hörte der Held das mit an. Für einen Moment schloß er die Augen. Es war ihm, als fühlte er das Rauschen eines dunklen, unheilverkündenden Fittichs — im Augenblick, da die Seinen ihm das letzte jubelnde Lebehoch zuriefen, den Fittich des Todesengels — um das todgeweihte Haupt!

Eine Ordonnanz trat herein. Feindliche Streifparteien zeigten sich nahe der Stadt, es schien, als wäre noch heute ein Angriff zu erwarten. Rochlitz und Blanckenburg baten den Major, eine Rekognoscierung unternehmen zu dürfen, doch dieser schlug es ab. „Ihr geht mir drauf los wie ein Paar Saupacker, Ihr beiden! Ich kenne Euch! Laßt Euch womöglich in ein ernstes Gefecht ein! Das aber will ich heute noch nicht!“

Er hob jedoch die Tafel auf, ließ Generalmarsch schlagen und befahl, zur Vorsorge die Wälle zu besetzen.

Bis zum Abend blieben die Truppen dort stehen. Doch alles war ruhig. Schill befahl bei einbrechender Dunkelheit den Rückmarsch in die Quartiere. Nur eine Kompagnie Infanterie blieb als Wache zurück.

Zu später Stunde noch versammelte der Major seine Offiziere, um ihnen den Verteidigungsplan für morgen darzulegen und seine Befehle zu erteilen. Die Verteidigung des Triebseerthores war sein vor-

züglichstes Augenmerk. „Wenn der Feind uns morgen angreifen sollte, so wird er dort seine Hauptkraft einsetzen!“ schloß er. „Übrigens — ich hätte Peterson gern gesprochen. Sind seine Arbeiten am Knieperthor-Damm weit gediehen?“

„Jawohl, Herr Major, ich war vorhin bei ihm!“ berichtete Blanckenburg. „Er meint, da das Triebseer- und Frankenthor so gut hergerichtet wären, möchte er gern auch das Knieperthor noch in Verteidigungszustand setzen, ehe die Feinde sich zeigten!“

„Das ist sehr schön,“ sagte Schill, „aber ich hoffe, es wird nicht nötig sein! Von dorther haben wir keinen Angriff zu erwarten!“

„Herr Major —“ nahm jetzt Hasso das Wort — „noch ist es Zeit, wir haben gesehen, die Feinde erwarten uns nicht! — Wie wir hörten, liegen sie nach anstrengenden Märschen ermüdet in ihren Quartieren! Herr Major, Sie kennen Ihre Kavallerie von Dodendorf und Damgarten her, — sie ist siebenhundertzweiundzwanzig Mann stark — der Sieg wäre in unserer Hand!“

Mit einem finsteren Blick streifte ihn der Major. „Auch Du, Brutus,“ schien dieser Blick zu sagen. — „Und unsere Infanterie und Artillerie,“ nahm er endlich das Wort, „möchte sie uns nicht auch hier in Stralsund den Sieg gewährleisten? Wenn meine vierhundertachtzig alten Papas auf den Wällen zu reden anfangen, wird, meine ich, den Ankömmlingen da draußen Hören und Sehen vergehen!“

„Nach den sicheren Nachrichten ist der Feind dreimal so stark als unsere gesamte Besatzung!“ bemerkte einer der anderen Offiziere.

Schill zuckte die Achseln. „Sollte die Übermacht wirklich so bedeutend sein, so kann das den Ruhm unseres Sieges nur erhöhen!“ sagte er im Tone unbeugsamer Zuversicht.

„Oder vielmehr,“ setzte Brünnow ernst hinzu, „den unvermeidlichen Tod nur glorreicher machen!“*)

Wieder schwoll die Zornader auf der Stirn des Kommandeurs. Aufblitzend überlief sein Auge den um ihn versammelten Kreis. „Wer mein Schicksal nicht teilen will, kann sofort seine Entlassung bekommen!“

Schweigend standen sie um ihn her. Fest und klar begegneten ihm alle die todesmutigen, kampfesfreudigen Blicke. Nein — Rochlitz hatte wahr gesprochen: Solche Worte verdienten sie nicht von ihm! Und trotz seiner Worte — mehr denn je — fühlte er sich eins mit ihnen auf Tod und Leben!

„Ihr Schweigen antwortet mir deutlich genug, Kameraden!“ sagte er warm. „Wir haben uns noch nie in einander getäuscht! Gute Nacht denn! Auf ein frohes Wiedersehen morgen!“

Und so gingen sie, stumm und ernst. Unwiderruflich war das Schicksal entschieden, dessen Besiegelung er in verhängnisvoller Verblendung über sich heraufbeschworen.

„In Stralsund da sollst Du begraben sein!“

*) Alles wörtlich historisch.

IV.

Die Nacht ging schweigend und dunkel über Stralsund hin. Ein einziges Fenster am Neuen Markte war noch hell — dort wohnte der „kommandierende Offizier der hiesigen Provinz“, Major Schill. Er saß an seinem mit Plänen und Schriftstücken überdeckten Tisch und schrieb. Einen Bericht und einen Hilferuf zugleich an den Erzherzog Karl arbeitete er aus, den Graf Voß in aller Frühe morgen mit sich nehmen sollte.

Die Stunden verrannen, der Morgen graute, die Sonne ging auf. Da endlich war sein Schreiben vollendet. Langgezogene Trompetentöne schlugen an sein Ohr. Schill sprang auf. Seine Husaren bliesen die Reveille.

Es war der Morgen des 31. Mai 1809. Da rückte General Gratien mit dem vereinigten Heere der Holländer und Dänen gegen die Stadt Stralsund vor und leitete den Angriff ein.

Major Schill wollte eben den Fuß in den Steigbügel setzen, als der Schall des ersten Kanonenschusses aus der Ferne sein Ohr traf. Unwillkürlich entblößte er sein Haupt. „Gott Vater, in Deine Hände! Zum Sieg — oder in den Tod!“

Dann schwang er sich in den Sattel und jagte dem Triebseerthor zu, den Feind zu erwarten. Stolz trug er sein Haupt, wie einer, der dem gewissen Siege entgegenreitet, und sein Auge blitzte wieder in mannhaft kühnem Feuer, wie einst in der Kolberger Zeit.

Gegen das Knieperthor, das mangelhaft befestigte, gingen zwei starke feindliche Kolonnen im Sturmschritt heran. Lieutenant Peterson empfing sie mit starkem Artilleriefeuer, doch drang der Feind mit großer Entschlossenheit vor. Die Wälle wurden erstiegen, die Artilleristen niedergemacht, das Thor war gesprengt, der Feind drang in die Stadt. Die Schillsche Infanterie zog sich fechtend bis auf den Marktplatz zurück. Hier hielten die Schwadronen Brünnow und Rochlitz als Reserve. Ein Gefecht mit dem herandringenden Feinde begann, das alsbald in wildes Handgemenge ausartete.

Inzwischen waren die Angriffe auf das Triebseer- und Frankenthor glänzend zurückgeschlagen. Schill war überall gegenwärtig, mit seinem Zuruf und Beispiel seine Getreuen zur höchsten Anspannung aller Kräfte anfeuernd. Jetzt vernahm er die Kunde vom Eindringen der Feinde. In gestrecktem Galopp jagte er nach dem Marktplatz, um persönlich den Befehl über die Reserve zu übernehmen, fand sie jedoch schon im heftigsten Kampfe mit den siegreich vorrückenden Feindestruppen.

Eine kleine Schar Husaren und reitender Jäger sammelte er um sich und sprengte mit diesen dem Kniepenthore zu, Tod und Schrecken verbreitend, wo er den blutigen Säbel schwang. In dichten Kolonnen zogen ihm die feindlichen Truppen entgegen, von Straße zu Straße wandte er sich. Bei diesem wilden, verzweifelten Reiten in den engen Gassen aber ward er wieder von seiner Schar getrennt.

In einer Ecke der Knieperstraße nahe der Johanniskirche hatte sich die feindliche Generalität aufgestellt, um die Truppen nach dem Markte hin defilieren zu sehen. Da raste der einzelne Reiter, nur von wenigen Getreuen gefolgt, in gestreckter Carriere auf sie zu. Mit einem Streich seines Säbels hieb er den General Carteret vom Sattel herunter, warf dann sein schaumbedecktes Pferd herum und sprengte in die Fährstraße ein.

Ein todeswunder Husar, ein Tapferer aus der Kolberger Zeit, lag hier am Boden. Aus brechendem Auge sah er zu dem geliebten Führer auf. „Hurra, Schill!“ klang es von den sterbenden Lippen. Das ward der Todesruf für den Helden von Kolberg. Nun kannten die verfolgenden Feinde den todbringenden Reiter. Er wurde von allen Seiten umringt. Schüsse krachten um ihn her, doch sie hielten den sagenumwobenen Husarenführer für kugelfest und hieben mit ihren Säbeln auf ihn ein, bis er vom Pferde herunterstürzte.

Tot lag der Held am Boden!

* * *

Auf dem Alten Markte wehrten sich noch die beiden Schwadronen und verkauften ihr Leben um den höchsten Preis der Rache. Ihre Säbel mähten die Feinde nieder. In der Wut des Kampfes war Hasso von den Seinen fortgedrängt, Lieutenant Felgentreu vor seinen Augen verwundet, vom Pferde gerissen, entwaffnet; ob tot oder gefangen konnte er nicht erkennen. Nur Albert Wedell sah er noch an seiner Seite. Plötzlich stürzte dessen Pferd, zu Tode getroffen und fiel auf seinen jungen Reiter mit ganzer Wucht.

„Halte Dich, Albert, ich komme!“ schrie Hasso. Da traf ein Hieb seinen rechten Arm. Wie gebrochen fiel derselbe nieder. Hasso faßte den Säbel mit der Linken. Wie ein Rasender schlug er sich durch, von Albert trennte ihn ein feindlicher Knäuel — er mußte es aufgeben, ihm zu helfen. Vorwärts: dort sah er Blomberg im Handgemenge. Schulter an Schulter bahnten sie sich den bluttriefenden Weg bis an Brünnows Seite, der einige Hundert Reiter um sich gesammelt. Trotz hagelbichtem Kartätsch- und Gewehrfeuer ging es im Sturm durchs Frankenthor ins Freie hinaus. Auch hier wurden sie von feindlicher Übermacht umringt. Der Führer derselben forderte sie zum Niederlegen der Waffen auf, Stralsund sei erobert, Schill gefallen, das Korps aufgelöst. „Das ist nicht wahr!“ schrie Rochlitz in Verzweiflung auf.

„Nein!“ stimmte ihm Brünnow bei, „und wir ergeben uns nicht — wir wehren uns bis auf den letzten Mann. Gewißheit müssen wir haben über Schills Tod!“

Mit Bewilligung des feindlichen Führers wurden die Offiziere von Ruborff und von der Horst in die Stadt gesandt, zwei holländische Geiseln blieben ihm dafür zurück.

Leise berieten Brünnow und Rochlitz, was danach zu thun sei. Ihrer Äußerung entgegen war es ihnen doch fast zur traurigen Gewißheit, daß ihr Held dahingegangen im heiligen Opfertode.

„Rochlitz, auch Du bist schwer mitgenommen,“ raunte Brünnow ihm zu. „Du schwankst ja, armer Kerl! Halte Dich nur, bis wir hier heraus sind!“

Hasso nickte stumm. Sein rechter Arm verursachte ihm heftige Schmerzen und aus der linken Schulter fühlte er einen heißen Quell unaufhaltsam hervordringen. Schwarze Wolken umdunkelten ihm den Blick.

Jetzt kamen die beiden Offiziere zurück — schmerzerfüllt, die traurige Botschaft bestätigend.

„Und sind Sie jetzt gewillt, sich zu ergeben?“ erkundigte sich höflich der holländische Oberst.

„Unter keinen Umständen!“ war Brünnows Antwort. „Ich verlange freien Abzug auf der Stelle, mit Waffen und Pferden, oder Kampf auf Leben und Tod!“

Unter dem Eindruck dieser alles niederschmetternden Entschlossenheit ging der holländische Offizier auf Unterhandlung ein. Die Kapitulation kam zustande. Den Schillschen Truppen ward „bewaffnete Rückkehr zur Gnade des Königs von Preußen“ bewilligt und Brünnow führte ungehindert seine dreihundert Reiter nach Demmin.

Mit einer Schar Jäger und Infanterie, die am Triebseer Thor gefochten, hatte sich unterdessen Blanckenburg durch den Feind geschlagen, Schritt vor Schritt niederwerfend, was ihm entgegenstand. So erreichte er glücklich den Hafen und schiffte sich mit seinem geretteten Häuflein nach Rügen ein.

Auf dem Marktplatz zu Stralsund aber lag die Leiche Ferdinands von Schill, den rohen Händen seiner Feinde preisgegeben, von Wunden bedeckt, in den Hallen des Rathauses auf einer Fleischbank ausgestreckt, zerfetzt, entstellt bis zur Unkenntlichkeit. Ob er das wirklich war, der sagenhafte Held? Sie zweifelten daran. Sein Reitknecht ward herbeigerufen. Ach, der erkannte ihn nur allzu gut. Schluchzend preßte er die kalte Hand des geliebten Herrn an seine Lippen. Und jene beiden Offiziere vom Frankenthore kamen, sich von ihres Führers Tode zu überzeugen. Ja, es konnte kein Zweifel sein. Schon der Orden an seinem Halse, der pour le mérite mit der Perlenkrone, die ihm die Königin geschenkt und welche kein Sterblicher außer ihm trug, die war das Wahrzeichen für den Helden von Kolberg.

Ja — da lag er als Leiche — der berühmte Husar!

„Die Stadt ist Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Herr General, daß Sie dieselbe von diesem Räuber befreit haben!“ versicherte schweifwedelnd ein angesehener Stralsunder, der bisher Schills eifriger Anhänger gewesen. Da aber erwachte in General Gratiens Seele das Gefühl der Helden-Kameradschaft, und wie schützend streckte er die Hand über den edlen Leichnam aus: „Schill war kein Räuber, er war ein Held!“

Doch aber stand der Verbrecherpreis auf dem Haupte dieses Helden. Es ward vom Rumpfe ge-

trennt und dem König Jérôme eingesandt. Nach langen Jahren erst fand es Ruhe in ehrlichem Grabe zu Braunschweig, an der Seite seiner Getreuen.

„Seinen Leichnam soll man verscharren wie einen Hund!“ so lautete der Befehl.

Und das geschah.

— — — — — — — — — — — — —

„Doch hat er auch keinen Ehrenstein,
Sein Name wird nimmer vergessen sein!
Denn zäumet ein Reiter sein schnelles Pferd,
Und schwinget ein Reiter sein blankes Schwert,
So ruft er immer: Herr Schill, Herr Schill,
Ich an den Franzosen Dich rächen will!“

Neunter Abschnitt.

Vorm Kriegsgericht.

„Euch stehn die Worte wie die Wunden schön,
Nach Ehre schmecken beide!“

I.

Die helle Junisonne drängte sich neugierig zwischen dunkelblauen Vorhängen herein und zeichnete kleine, dunkle Glanzflecke auf die weißgescheuerten Dielen. Hinter diesen Vorhängen summten tanzende Mücken an den warm beschienenen Fensterscheiben. Aus dem Nebenzimmer hörte man gedämpft das Ticken einer Schwarzwälder Uhr. Sonst herrschte Schweigen in dem Raume und weiche, bläuliche Dämmerung.

Hasso öffnete die Augen und ließ sie mißtrauisch umherwandern, über die weißgetünchten Wände, den großen braunen Kachelofen, die Truhe an der Wand und den roßhaarüberzogenen Großvaterstuhl.

In dieser Umgebung also hatten ihn die Kameraden zurückgelassen mit dem tröstlichen Versprechen, Nachricht zu geben und ihn nicht zu vergessen.

Es war ein harter Ritt gewesen von Stralsund bis hierher. Sein getreuer Fritze hatte ihn im Arm gehalten, Schmerz und Blutverlust ihn aber endlich völlig übermannt und seine Sinne umdunkelt. Aus dieser Ohnmacht war er erwacht unter den Händen des Regiments-Chirurgus Werdermann, der ihn verbunden und auf dieses Lager gebettet. Die Kameraden hatten teilnahmvoll um ihn gestanden, in besagter Weise von ihm Abschied genommen und waren nun fort, der Arzt mit ihnen. Hasso blieb allein und ein trauriges Gefühl der Verlassenheit überkam ihn mit dem Bewußtsein tödlicher Schwäche und Erschöpfung. Er versuchte, sich zu bewegen, doch sein rechter Arm war geschient und verbunden, auch die linke Schulter in irgend einem Zustande des Gefesseltseins, und der eine Fuß that ihm weh, ehe noch der Bewegungsversuch vom Entschluß zur Ausführung gelangt war. „Die Teufelsbande scheint mich ja lieblich zugerichtet zu haben!“ meinte Hasso für sich. „Kein heiles Gebein an mir, so zu sagen!“

Er dachte an seinen lieben Kommandeur und all die wackeren Kameraden, die mit ihrem Herzblut die grausige Walstatt getränkt, und es überkam ihn ein grenzenloses Bedauern, daß er nicht unter ihnen sein durfte. Warum nur hatte ihn gerade der kalte Tod verschont? Keine Menschenseele auf der ganzen Welt hatte Freude an seinem Wohlergehen oder fragte nur danach, ob er lebte oder tot wäre. Und wenn er vielleicht gar als Invalide, als Krüppel weiterleben müßte, mit seinen fünfundzwanzig Jahren! Wie viel — ach, wie viel besser für ihn — wäre er gefallen als ein Held an der Seite Ferdinands von Schill!

Als ein Held — ja freilich, dann hätte ihn selbst Renate so genannt, das wußte er wohl! Und mit diesem Gedanken schlief er ermattet ein. Doch es war ein unruhig fieberhafter Schlummer, voll wüster Träume, in denen Blut und Pulverdampf ihn umgaben. Geängstet erwachte er hin und wieder und verlangte zu trinken. Dann sah er den getreuen Fritze an seinem Lager, und das nächste Mal eine fremde weibliche Persönlichkeit, die er energisch ersuchte, ihn zu verlassen.

Gegen Morgen endlich wurde er ruhiger und schlief tief und fest bis an den lichten Tag.

Als er erwachte, waren keine Lichtflecke am Boden, doch bläuliche Tageshelle im Gemach, und dem Geräusch der Mücken und der Schwarzwälder Uhr hatte sich noch ein drittes beigesellt, noch leiser, wenn möglich, das Knittern emsig bewegter Stricknadeln. Auf einem Stuhl neben seinem Bett saß ein Frauenzimmer, schlank und hübsch von Ansehen, mit weißem Häubchen auf dem zierlichen kleinen Kopf, ein Strickzeug in Händen, und strickte und strickte.

Hasso lag still und sah ihr zu, lange Zeit. Endlich sagte er: „Verehrteste Dame!“ Da drehte sie lebhaft den Kopf herum. Ein paar helle braune Augen schauten aus einem runden, rosigen Antlitz überrascht und lachend in die seinen.

„Herr Lieutenant — guten Morgen! — O, wie wach und verständig Sie mich ansehen! Kein Fieber mehr! Ich dachte es mir schon nach dem schönen tiefen Schlaf!“ Bei diesen Worten, in stark vorpommerscher Mundart gesprochen, erhob sie sich, schlug den Vorhang zurück und öffnete das Fenster. Würzig belebend drang die warme Sommerluft herein, mit dem Duft der Lindenblüte gemischt. Er sah die grünen Lindenwipfel vom Bett aus. Sie rauschten und dufteten ihm zu und sprachen von Leben, Genesung und Glück. — Er seufzte.

„Darf ich fragen, mit wem ich eigentlich die Ehre habe — und wo ich mich befinde?“ setzte er dann die begonnene Unterhaltung fort.

Sie kehrte zu ihm zurück, nahm ihren Platz an seinem Lager wieder ein, doch so, daß ihr Gesicht ihm zugekehrt war, und behielt das Strickzeug zwischen den zusammengelegten Händen.

„Nun, jedenfalls bin ich nicht Renate!“ sagte sie, und ein schalkhaftes Lächeln bildete Grübchen in Kinn und Wangen. „Verzeihen Sie mir, Herr Lieutenant, wer das auch sein mag, ob Ihr Schwesterchen oder gar Ihr Fräulein Braut, Sie haben mich diese Nacht zweimal so genannt, und ich hörte es gern,

obgleich Sie recht unwirsch thaten und mir erklärten, daß Sie ungestört zu sein wünschten!"

„Wie unhöflich — ich bitte um Entschuldigung!" schaltete Hasso ein.

„O, das macht nichts! Es thut mir fast leid, daß Sie mich nun nicht mehr so nennen werden, denn ich heiße Adline Kernholz! Frau Pastorin Kernholz in Mühlenhof!"

„Frau Pastorin?" wiederholte Hasso lachend. „Mein Himmel, eine Frau Pastorin hab' ich mir auch mein Lebtag anders vorgestellt! Giebt es denn hier auch einen Herrn Pastor dazu?"

„Aber gewiß doch! Sie sind im Mühlenhofer Pfarrhause, seit gestern mittag schon, mein lieber Herr Lieutenant. Wir befinden uns hier gerade zwischen Stralsund und Demmin und mich wundert nur, daß Sie so weit gekommen waren, bei dem Blutverlust! Mein Gott, in welchem Zustand waren Sie! Die armen Schillschen Herren machten hier beim Dorfkruge Halt, einige kamen zu uns, wir konnten ihnen eine kleine Erfrischung anbieten. Die meisten waren ja verwundet und alle so müde, erhitzt und niedergeschlagen — zum Sterben! — Bis an mein Lebensende vergeß ich den Eindruck nicht, den diese Männer auf mich machten — kampfesmüde und kampfesdurstig zugleich — voller Mut und doch so tiefer Verzweiflung! Immerfort seh' ich diese finster verwogenen Gesichter im Geist um mich!" Sie hatte ernst, fast begeistert gesprochen und hielt dann inne. Nach einer Pause fuhr sie fort. „Und da sah ich Sie, Herr Lieutenant, totenblaß, halb verblutet! Ihr Bedienter hielt Sie in den Armen, von einem der anderen Herren unterstützt! Diese baten mich, Sie hier zu behalten, sonst wär's am Ende gar um Sie geschehen! Nun, und das sah ich ein, da hab' ich mich denn nicht lange bitten lassen!"

* * *

Hasso fing an, sich unter den sorgsamen Händen der thatkräftigen jungen Frau Pastorin zu erholen. Sein Fritze war unentwegt getreu im Dienst und in der Pflege seines Herrn.

Den Pastor Kernholz lernte Hasso nun auch kennen und hatte keinen Grund mehr, an seinem Vorhandensein zu zweifeln. Er war ein ebenfalls noch jugendlicher Herr, mit klugen Augen und langer, spitzer Nase, auf welcher eine Brille saß. Er sprach langsam in gewählten Ausdrücken und höchst würdevoller Haltung. Seltsam stach seine lebensfrische, junge Gattin mit ihrem kindlichen Frohsinn von ihm ab. Hasso vermochte nicht, ihn mit der gleichen Sympathie zu umfassen, welche sie, die liebliche kleine Frau, ihm einflößte. Doch ergötzte es ihn sehr, mit seinen unglaublichen Geschichten und dramatisch gefärbten Vorträgen den geistlichen Herrn erst in Erstaunen, dann in wachsende Entrüstung und zuletzt außer aller Fassung zu bringen. Dabei aber vermochte dieser ihm doch nie ernstlich zu zürnen, und konnte kaum Einwendungen erheben, wenn seine Frau ihm wieder und wieder versicherte: „Unser Lieutenant ist ein so seelensguter Mensch!"

Der roßhaarbezogene Großvaterstuhl stand tags bei schönem Wetter draußen unter den Linden und Hasso ruhte darin und atmete Genesung aus Sonnenschein und Blütenduft. Die Fleischwunde in der Schulter, die ihm so großen Blutverlust bereitet, war leicht und gut geheilt, der Arm aber noch gänzlich steif und schmerzhaft und der Fuß ebenfalls. Er fürchtete Invalide zu werden, und die Frau Pastorin hatte Mühe genug, ihm diesen Gedanken auszureden. Wenn sie nur bei ihm saß mit ihrem Strickzeug und dem fröhlichen Geplauder, das wie ein heller, geschwätziger Bach an seinem lauschenden Ohr hinmurmelte, dann war ihm ja auch freier und leichter ums Herz. War sie aber fort, in ihrer kleinen Häuslichkeit thätig, dann kamen die dunklen Stunden über ihn. Er war eben ein zur Geselligkeit geschaffener Mensch. Das Alleinsein bedrückte ihn. Darum war die gänzliche Einsamkeit seines Lebens ihm ein so schweres Kreuz, dessen Last sich immer wieder fühlbar machte und ihm den freudigen Herzschlag der Jugend lähmte.

Er saß, den Kopf in die Hand gestützt, unter dem Lindenbaum und schaute grübelnd in die Ferne. Die Blüten waren längst herabgefallen, des Kuckucks Ruf verstummt. Drüben auf den Feldern fuhr man das Korn herein — hochbeladene, goldene Fuder, von der sinkenden Sonne beleuchtet. Die Harken der Schnitterinnen blinkten wie stählerne Speere in dem Wiederschein. Es war ein so heimisches Bild — und machte ihm das Herz schwer. Dazu das Quaken der Frösche in dem kleinen, grün überwachsenen Weiher — genau wie im Wallgraben zu Reckentin. Nur daß diese nicht „Junker Hasso" nach ihm riefen. Es waren eben nicht die heimischen Reckentiner Frösche! — Niemand rief ihn von der Heimat her. Er war der Lehnserbe und war heimisch dort, unbestreitbar vor Gott und Menschen und doch ein Fremdling, nach dem keiner fragte.

Er lehnte den Kopf zurück und ein Seufzer zitterte über seine Lippen. So blieb er lange.

„Nun, Herr Lieutenant, nun haben Sie wohl genug Trübsal geblasen!" weckte ihn die frische Stimme seiner Pflegerin. „Nun schauen Sie mal auf, ich habe hier Besseres für Sie!"

Lebhaft fuhr er empor und sah mit nicht wegzuleugnendem Vergnügen, wie sie auf dem Gartentischchen vor ihm das verlockendste Abendessen von der Welt herrichtete. Dicke Milch und kräftiges Landbrot, goldgelbe Butter und frischgekochte Eier. Es ließ sich in dem gesegneten Vorpommern selbst in der Franzosenzeit noch erträglich leben.

„Verehrteste Frau Pastorin, anmutige Seelenhirtin, ich sehe hier nur einen Teller!" sagte Hasso. „Denken Sie, daß Sie Ihrer Wege gehen und mich mit dieser Göttermahlzeit allein lassen werden? Dann werfe ich den Tisch um und die ganze Bescherung liegt im Grase!"

„Herr Lieutenant, um Himmels willen!" Sie ergriff die Tischplatte schützend mit beiden Händen, denn sie traute ihm, mit einem Wort gesagt, alles zu. „Ich will mir einen Teller holen, will ja hier bleiben! Mein Mann ist nach Demmin gegangen —"

„Na eben, das weiß ich doch!"

„Nun ja, darum kann ich's ja auch! Aber sonst — Sie müssen doch auch nicht so ungestüm und gewaltthätig sein —" es folgte eine längere Ermahnung, die Hasso mit Vergnügen über sich ergehen ließ.

„Wenn ich nur wüßte, wie ein Mensch so ganz aus zweierlei Wesen bestehen kann, wie Sie!" sagte sie dann, als die Stimmung wieder ernst und vernünftig geworden war. „Eben noch meint man, die Melancholie und Schwermut drückt Ihnen das Herz ab, so daß man schier mit Ihnen weinen möchte vor Kummer — und da im Handumdrehen schlägt ein Übermut heraus, daß man nur Mühe hat, sich seines Lebens zu erwehren. Sagen Sie's mir doch, welches ist denn nun Ihre wahre Gestalt?"

Hasso sah ihr nachdenklich, sinnend ins Gesicht und dann wieder fort in die sommerliche Ferne. „Welches ist denn die wahre Gestalt Ihres Gartens hier?" fragte er zurück. „Der Sonnenschein und die Rosen — oder der Herbststurm mit fliegenden Blättern und Regengüssen — oder der Schnee auf Bäumen und Wegen und Eis auf dem Weiher dort? Beantworten sich meine Frage und Ihre eigene damit zugleich!"

Sie blickte ihn forschend an. „Sie haben recht, meine Frage war thöricht! Man braucht Sie nur anzusehen — Ihre merkwürdigen Augen! Stürme und Sonnenschein — und Sonnenglut — es steht alles darin verzeichnet. Ob auch Schnee und Eis — das kann ich mir kaum vorstellen!"

„Ja, auch Schnee und Eis!" sagte Hasso und dachte an seinen Abschied von Renate.

„Das möchte ich nicht erleben!" meinte sie mit leichtem Schauder. „Sie müssen gar nicht wieder zu erkennen sein! und doch, ja — ja — ich kann mir's denken!"

„Ich bin auch nicht wieder zu erkennen! Für mich selber nicht, und bin dann so unglücklich, daß ich meinen Kopf zerschmettern möchte an den Eisschollen im eigenen Herzen!" Er sagte es mit einer Art von Ingrimm, der deutlich zeigte, wie er aus lebendiger Erinnerung sprach!

„Sie haben mir ja schon oft von Ihrer Kindheit erzählt, von Ihrer Cousine Lotte und dem Pflegebruder," nahm sie wieder das Wort. „Ich glaube, das Schlimme dabei war, daß es Ihnen stets an Liebe fehlte! Niemand hat Sie lieb gehabt, wie es Kinder bedürfen, und niemand war da, den Sie so recht innig lieben konnten mit Ihrem ungestümen Herzen! — Hat denn Ihr späteres Leben Ihnen nicht Ersatz gebracht?" Zweifelnd überlegend sah sie ihn an — und etwas wie Neugier tauchte in ihren freundlichen Augen auf. „Könnten Sie mir nicht einmal sagen, wer Renate ist?" setzte sie zögernd fragend hinzu.

Ein Lächeln glitt über sein Gesicht und darunter verbarg sich ein Seufzer, der leise seine Brust hob. „Renate — ist, glaube ich, gar kein menschliches Wesen! Sie ist ein Traum, ein so sonniger, lachender Frühlingstraum, wie er wahrscheinlich nie zur Wirklichkeit werden kann! — Ach, die Wirklichkeit ist grausam!" Er drückte die Hand vor die Augen.

„Wie sieht Renate aus?" forschte die kleine Pastorin weiter, mit unbezwinglicher Neugier an dies Thema gefesselt.

„So — wie solche Lilie da —" sagte er und deutete mit dem Daumen rückwärts nach dem großen runden Blumenbeet hin, das vor den Fenstern des Pfarrhauses in den Rasenplatz hineingezeichnet lag. Es standen weiße, schlanke Lilien darauf in vollstem Blühen, und jedesmal, wenn er, auf seinen Stock gestützt, daran vorbeiging, mußte er an Renate denken. Die Pastorin folgte seiner Weisung mit dem Blick.

„Und Augen hat sie wie ein Reh!" setzte er nach kurzer Pause hinzu.

Die braunen Augen seiner Zuhörerin strahlten ihn an wie zwei große, runde Fragezeichen. Ihn noch weiter auszuforschen erschien ihr gar zu aufdringlich, aber Überwindung kostete sie die Zurückhaltung.

„Sie meinten vorhin," sprach er weiter, „ob es besser mit mir geworden, seit ich ins Leben hinaustrat — ja und nein! — Ich will Ihnen erzählen, Frau Pastorin, ich fand wenigstens zwei Menschen, an die ich mein Herz ganz und gar verausgaben durfte, wenn ich auch nicht viel Erfreuliches dafür geerntet habe.

„Der eine war Prinz Louis. Ich hatte das Glück, ihm persönlich näher zu stehen, ich gehörte zu seiner Suite während des Krieges. Er war mein höchstes Ideal! Jede Lebensfaser hätt' ich für ihn hingegeben! Angebetet hab' ich ihn! — Er wurde vor meinen Augen erschlagen, in der Saalfelder Schlacht! Ich hielt ihn in meinen Armen, als ob ich ihn mit meinem Herzblut noch einmal erwärmen könnte! Aber nein — er war tot! — Das andere war ein Mädchen. — Renate. — Sie gab mir harte, höhnische Worte!"

Er sprach nicht weiter. Seiner Zuhörerin liefen die hellen Thränen über die Wangen auf ihren fleißig geförderten Strickstrumpf hinab.

Endlich richtete er sich auf. „Das Schicksal bleibt mir übrigens treu! Ich habe meinen lieben Kommandeur verehrt und lieb gehabt und ihm nahe gestanden, wie nur wenige unter uns! — Ich sah ihn zu Grunde gehen, Schritt für Schritt! Nun ist er gefallen und alles zu Ende!" — Seine Gedanken zogen weiter zu Albert Wedell, den er ebenfalls lieb gehabt, den sie gefangen genommen, ohne daß er ihm zu helfen vermocht, und dessen Schicksal ihn oft mit schwerer Sorge erfüllte.

„Sie malen das alles mit sehr schwarzen Farben," sagte die kleine Pastorin, nachdem sie schweigend ein Weilchen seinen Worten nachgesonnen. „So recht kann ich noch gar nicht daran glauben! Wenn Renate wie eine Lilie ist und Augen hat wie ein Reh — wie kann sie da falsch und herzlos sein! Oder wenn sie's wirklich war, vielleicht ohne es so bös gemeint zu haben, so bereut sie's lange! Glauben Sie mir nur — ich verstehe mich auf Mädchenherzen! Ich bin überzeugt, Sie thun ihr unrecht!"

Hasso lächelte schwermütig. „Das freilich erscheint mir von allen Voraussetzungen als die unwahrscheinlichste, daß ich ihr sollte unrecht gethan haben! Denken Sie sich einen besseren Trost aus, Frau Pastorin! An diesen kann ich nicht glauben! So wenig, wie Sie daran glauben, daß Ihre Lilien wieder aufblühen, wenn Ihr Garten unter Schnee und Eis vergraben liegt!“

II.

„Herr Lieutenant von Rochlitz, es ist ein Mann da, welcher Sie zu sprechen wünscht!“ ließ sich die Stimme des Pastor Kernholz würdevollen Klanges vernehmen.

„Mich zu sprechen?“

„Ja, er wartet Ihrer im Hausflur. Wünschen Sie aber, so kann er auch hierher in den Garten beschieden werden!“

„Gewiß nicht, Herr Pastor! Danke verbindlichst! Ich gehe schon!“

„Es ist ohnehin Zeit für Sie, daß Sie hineinkommen! Es wird neblig und feucht hier draußen!“ Mit diesen ausschlaggebenden Worten war die rüstige Frau ihrem Pflegling beim Aufstehen behilflich. Er dankte ihr mit dem lachenden Blick, der oft viele Worte zwischen ihnen ersetzte, stützte sich fest auf seinen derben Knotenstock und hinkte dem Hause zu.

Im Hausflur trat der Wartende ihm freudestrahlend entgegen. Es war ein Unteroffizier aus seiner Schwadron, der das letzte Ringen der Schillschen am Frankenthore mitgefochten. Jetzt stand er da in ländlichem Anzuge, den linken Rockärmel schlaff herabhängend. Der Arm war ihm abgenommen.

„Krause — Ihr!“

„Herr Lieutenant!“

Der Lieutenant streckte ihm die gesunde linke Hand entgegen. Der Unteroffizier ergriff sie mit der rechten, einzigen. Bewegt standen sie sich gegenüber, einer den anderen gerührt betrachtend. „Mein guter Krause, wie kommt Ihr denn hierher? Wie freu' ich mich, Euch zu sehen!“ sagte Hasso endlich.

„Ich wollte doch sehen, was aus dem Herrn Lieutenant geworden ist!“ lautete die treuherzige Antwort.

„Das ist brav von Euch! — Nun kommt mit mir herein! Müßt mir viel erzählen!“

Krause saß seinem Lieutenant gegenüber und erzählte. Er war, nachdem der zerschossene Arm ihm abgenommen und die Wunde notdürftig im Lazarett geheilt, als Invalide aus der Armee entlassen. Er wollte dann seine Heimat Prenzlau aufsuchen, der Umweg über Mühlenhof war nicht bedeutend, und die Herren Lieutenants Brünnow, Hagen und Blomberg hatten ihm Aufträge für seinen Herrn Lieutenant mitgegeben. Dieselben bestanden in einem wohlversiegelten Päckchen, mit dem Vermerk versehen, daß, falls Hasso Mühlenhof verlassen, man es ihm nachsenden, wenn er aber tot sei, der Pastor Kernholz dasselbe öffnen möchte. Als Absender standen die drei genannten Namen darauf verzeichnet.

„Die guten Kerls!“ sagte Hasso mit Innigkeit. „Aber vor allen Dingen, Krause, wo sind die Herren? Wo sind alle die Unsrigen, die sich bewaffnete Rückkehr zur Gnade des Königs ausbedungen?“

„In Kolberg, Herr Lieutenant! Auf der Festung!“

„Auf der Festung —?“

„Jawohl, in Untersuchungshaft!“ Er erzählte nun, wie die Schillschen auf preußischem Gebiet durch Offiziere in Empfang genommen worden, die Mannschaften dem Westpreußischen Ulanen-Regiment in Konitz zugeteilt, die Offiziere nach Kolberg gesandt wären. In den nächsten Tagen würde Kriegsgericht abgehalten werden, das in Stargard zusammentreten sollte.

„In den nächsten Tagen — großer Gott —!“ Hasso sann nach. „Sagt mir nur, Krause,“ fuhr er dann hastig auf, „ist der Lieutenant Wedell von unserer Schwadron darunter? Habt Ihr irgend etwas von ihm gehört?“

„Nein, Herr Lieutenant! Von unserer Schwadron ist nur Herr von Blomberg da! Die Herren Lieutenants Wedell und Felgentreu müssen tot oder in Gefangenschaft geraten sein, es weiß niemand etwas von ihnen!“

Die Hausfrau trat abermals herein, brachte Licht, als ahnte sie, daß Hasso Briefe zu lesen hätte, und forderte den Fremden auf, einen Imbiß zu nehmen. Auf Hassos Geheiß folgte er ihr. Und dieser öffnete nun das Päckchen. Zunächst fiel ein kurzes Schreiben seines Freundes Hagen heraus nebst einer erfreulichen Summe Geldes. Er müsse annehmen, daß sein lieber Rochlitz einiger Barschaft sehr benötigt, oder falls er seinen Wunden erlegen sein sollte, der Pastor Kernholz Unkosten von seiner Aufnahme gehabt habe. Sie hätten dem Blessierten versprochen, für diesen Fall einzustehen, als sie ihn damals in seinem Hause zurückgelassen.

Hasso war gerührt durch des Freundes unverbrüchliche Treue, sein edles Herz und seine offene Hand. Er kannte diese Eigenschaften längst an ihm, fühlte sich aber doppelt angenehm davon berührt, da sie ihm hier persönlich entgegentraten und ihn bei dem augenblicklich niedrigen Stande seiner Barschaft aus einer Art von Notlage befreiten.

Weiter enthielt das Päckchen Briefe von Brünnow und Blomberg. Mit ersterem hatte sich Hasso immer ferngestanden. Doch auf dem blutgetränkten Marktplatze von Stralsund, wo sie Seite an Seite mit der todbringenden Übermacht gerungen, war eine Art von Blutsbrüderschaft zwischen ihnen aufgerichtet, welche sie mit ganz eigener Sympathie füreinander erwärmte. Brünnows Zeilen waren kurz und knapp, voll orthographischer Fehler, doch auch voll guter Bemerkungen und warmer Teilnahme für das Schicksal des Empfängers. Alexander Blomberg aber teilte ihm, federgewandt, in fließendem Stile mit, was er bereits durch den Unteroffizier

erfahren, nur ausführlicher und mit einigen Nebenbemerkungen versehen, wie sie unter Kameraden üblich. „In drei Tagen verlassen wir nun dies erbauliche Lokal, um uns zum Verhör nach Stargard zu begeben. Excellenz Blücher wird Vorsitzender des Kriegsgerichts sein. Wie es uns ergehen wird, mögen die Götter wissen!“ Damit schloß der Brief.

„Gehgen unsern guden Komannböhr ist der Desersiohns- oder Konfiskasionsproses Eingeleihbet!“ stand in Brünnows Schreiben noch an den Rand gekritzelt.

Hasso bebte vor Aufregung. Diese letzte Bemerkung besonders traf ihn wie ein Stich ins Herz.

Mühsam erhob er sich und erschien alsbald in der Thür des Wohnstübchens, in welchem das Kernholzsche Ehepaar beisammen saß. Der geistliche Herr hielt einen Vortrag, dem seine Gattin ausnahmsweise nur ein halbes Ohr lieh. Bei Hassos Eintritt sprang sie erschrocken auf. Sie wußte, daß etwas Außerordentliches kommen würde.

„Verzeihen Sie, verehrter Herr Pastor, wenn ich Ihre Güte nochmals in Anspruch nehmen muß! Es giebt hier in Mühlenhof für Geld und gute Worte wohl ein Fuhrwerk zu mieten! Können Sie mir dazu behilflich sein? Ich muß morgen schon Ihr gastliches Haus verlassen, um mich in Stargard dem Kriegsgericht zu stellen!“

Frau Abline that einen Schrei des Entsetzens. Das Wort Kriegsgericht hatte in dunklem Ahnen für sie eine Bedeutung, die den Schrecknissen des jüngsten Gerichts gleichkam. Auch der Pastor murmelte etwas wie eine Beschwörungsformel.

Hasso gab ihnen eine kurze Erklärung seines Vorhabens. Der Pastor konnte nicht umhin, seine Gründe als richtig anzuerkennen, erinnerte aber daran, daß der Wagen jetzt in der Erntezeit sehr teuer sein würde.

„Das wäre ja gleichgültig,“ rief die Pastorin erregt, „aber Sie können doch nicht reisen, Herr Lieutenant; kaum hab' ich Sie so weit, daß Sie sich mühsam am Stock bewegen, und nun soll alles wieder aufs Spiel gesetzt werden!“ Es folgte eine Flut von Klagen und Bitten — beinah von Thränen.

„Frau Pastorin,“ sagte Hasso lächelnd, als sie innehielt, „wenn es gälte, mein Leben durch diese Fahrt zu retten, so würden Sie mich nicht zurückzuhalten suchen! Hier aber gilt es nicht mein Leben, sondern meine Ehre, und daß mir die sehr viel mehr wert ist, das wissen Sie doch auch nachgerade — bei unserere langen Bekanntschaft!“

Ja, sie wußte es und verstummte. Ihre Kenntnisse hatten sich im Verkehr mit ihm bereichert, auch auf Gebieten, die ihrem weltfremden Anschauungskreise bis dahin ferngelegen.

„Herr Lieutenant von Rochlitz, ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen!“ sagte der Pastor. „Wenn Sie fühlen, daß die Pflicht Sie ruft, so müssen alle anderen Bedenken dagegen verstummen! Gern hätte ich Sie, unseren verehrten Gastfreund, noch länger unter unserem Dach beherbergt, das wissen Sie! Und stets werden wir uns freuen, Sie wieder über unsere Schwelle treten zu sehen!“

Frau Abline verschluckte tapfer ihre Abschiedsthränen und war ihrem Pflegling behilflich, sein Bündel für die Reise zu schnüren. Am anderen Morgen hielt ein Leiterwagen vor der Thür, mit großen Strohbunden ausgepolstert, ein erntemüdes, hochbetagtes Rößlein davor. Das war Hassos Reisegefährt.

Pastor Kernholz gab ihm wohlgemeinte Segenswünsche mit auf den Weg, die Hasso voll warmen Dankes erwiderte.

„Ich komme ganz gewiß einmal wieder her, um Ihnen noch besonders zu danken für alles, was Sie an mir gethan haben! Ich weiß ja nicht, was aus mir wird, wie das Urteil des Kriegsgerichts ausfällt, aber wenn ich Leben und Freiheit behalte, dann bin ich plötzlich wieder da, ehe Sie sich's versehen!“

Die Frau Pastorin war aus dem Garten gekommen, mit rot geweinten Augen. Sie hielt einen der schlanken Lilienstengel in ihrer Hand, die Hasso mit so besonderen Augen angesehen, und den gab sie ihm. Sprechen konnte sie nicht, der ungehorsamen Thränen wegen.

Hasso nahm die Blume und küßte dabei die kleine, arbeitsharte Hand. Das war ihr noch nie geschehen, aber sie hinderte es nicht. „Frau Pastorin, Sie sind wie ein Engel zu mir gewesen! Gott segne es Ihnen! Auf Wiedersehen!“

Fort ging nun die Reise. Der getreue Fritze saß an des Fuhrmanns Seite, Hasso aber lag auf seinem Strohbündel ausgestreckt, in trübes Sinnen verloren. Jeder Stoß seines unbarmherzigen Gefährtes verursachte ihm Schmerzen, und die Stöße kamen zahllos, unerbittlich.

In seiner Hand hielt er die Lilie, die Frau Abline ihm geschenkt. Er blickte darauf nieder. Der Morgentau lag noch auf den schneeweißen Kelchblättern, wie schwere Thränen. — Ob Renate jemals Thränen vergoß? Konnte sie überhaupt weinen? — Ach ja — damals vor Jahren, als er mit Prinz Louis in den Krieg zog — da hatte sie bitterlich geweint! Um seinetwillen! Da war sie noch ein Kind! Ach, wie lange war das her! Jetzt hatte sie keine Thränen mehr für ihn — nur kalte, verächtliche Worte!

(Fortsetzung folgt.)

Hasso lächelte schwermütig. „Das freilich erscheint mir von allen Voraussetzungen als die unwahrscheinlichste, daß ich ihr sollte unrecht gethan haben! Denken Sie sich einen besseren Trost aus, Frau Pastorin! An diesen kann ich nicht glauben! So wenig, wie Sie daran glauben, daß Ihre Lilien wieder aufblühen, wenn Ihr Garten unter Schnee und Eis vergraben liegt!“

II.

„Herr Lieutenant von Rochlitz, es ist ein Mann da, welcher Sie zu sprechen wünscht!“ ließ sich die Stimme des Pastor Kernholz würdevollen Klanges vernehmen.

„Mich zu sprechen?“

„Ja, er wartet Ihrer im Hausflur. Wünschen Sie aber, so kann er auch hierher in den Garten beschieden werden!“

„Gewiß nicht, Herr Pastor! Danke verbindlichst! Ich gehe schon!“

„Es ist ohnehin Zeit für Sie, daß Sie hineinkommen! Es wird neblig und feucht hier draußen!“ Mit diesen ausschlaggebenden Worten war die rüstige Frau ihrem Pflegling beim Aufstehen behilflich. Er dankte ihr mit dem lachenden Blick, der oft viele Worte zwischen ihnen ersetzte, stützte sich fest auf seinen derben Knotenstock und hinkte dem Hause zu.

Im Hausflur trat der Wartende ihm freudestrahlend entgegen. Es war ein Unteroffizier aus seiner Schwadron, der das letzte Ringen der Schillschen am Frankenthore mitgefochten. Jetzt stand er da in ländlichem Anzuge, den linken Rockärmel schlaff herabhängend. Der Arm war ihm abgenommen.

„Krause — Ihr!“

„Herr Lieutenant!“

Der Lieutenant streckte ihm die gesunde linke Hand entgegen. Der Unteroffizier ergriff sie mit der rechten, einzigen. Bewegt standen sie sich gegenüber, einer den anderen gerührt betrachtend. „Mein guter Krause, wie kommt Ihr denn hierher? Wie freu' ich mich, Euch zu sehen!“ sagte Hasso endlich.

„Ich wollte doch sehen, was aus dem Herrn Lieutenant geworden ist!“ lautete die treuherzige Antwort.

„Das ist brav von Euch! — Nun kommt mit mir herein! Müßt mir viel erzählen!“

Krause saß seinem Lieutenant gegenüber und erzählte. Er war, nachdem der zerschossene Arm ihm abgenommen und die Wunde notdürftig im Lazarett geheilt, als Invalide aus der Armee entlassen. Er wollte dann seine Heimat Prenzlau aufsuchen, der Umweg über Mühlenhof war nicht bedeutend, und die Herren Lieutenants Brünnow, Hagen und Blomberg hatten ihm Aufträge für seinen Herrn Lieutenant mitgegeben. Dieselben bestanden in einem wohlversiegelten Päckchen, mit dem Vermerk versehen, daß, falls Hasso Mühlenhof verlassen, man es ihm nachsenden, wenn er aber tot sei, der Pastor Kernholz dasselbe öffnen möchte. Als Absender standen die drei genannten Namen darauf verzeichnet.

„Die guten Kerls!“ sagte Hasso mit Innigkeit. „Aber vor allen Dingen, Krause, wo sind die Herren? Wo sind alle die Unsrigen, die sich bewaffnete Rückkehr zur Gnade des Königs ausbedungen?“

„In Kolberg, Herr Lieutenant! Auf der Festung!“

„Auf der Festung —?“

„Jawohl, in Untersuchungshaft!“ Er erzählte nun, wie die Schillschen auf preußischem Gebiet durch Offiziere in Empfang genommen worden, die Mannschaften dem Westpreußischen Ulanen-Regiment in Konitz zugeteilt, die Offiziere nach Kolberg gesandt wären. In den nächsten Tagen würde Kriegsgericht abgehalten werden, das in Stargard zusammentreten sollte.

„In den nächsten Tagen — großer Gott —!“ Hasso sann nach. „Sagt mir nur, Krause,“ fuhr er dann hastig auf, „ist der Lieutenant Wedell von unserer Schwadron darunter? Habt Ihr irgend etwas von ihm gehört?“

„Nein, Herr Lieutenant! Von unserer Schwadron ist nur Herr von Blomberg da! Die Herren Lieutenants Wedell und Felgentreu müssen tot oder in Gefangenschaft geraten sein, es weiß niemand etwas von ihnen!“

Die Hausfrau trat abermals herein, brachte Licht, als ahnte sie, daß Hasso Briefe zu lesen hätte, und forderte den Fremden auf, einen Imbiß zu nehmen. Auf Hassos Geheiß folgte er ihr. Und dieser öffnete nun das Päckchen. Zunächst fiel ein kurzes Schreiben seines Freundes Hagen heraus nebst einer erfreulichen Summe Geldes. Er müsse annehmen, daß sein lieber Rochlitz einiger Barschaft sehr benötigt, oder falls er seinen Wunden erlegen sein sollte, der Pastor Kernholz Unkosten von seiner Aufnahme gehabt habe. Sie hätten dem Blessierten versprochen, für diesen Fall einzustehen, als sie ihn damals in seinem Hause zurückgelassen.

Hasso war gerührt durch des Freundes unverbrüchliche Treue, sein edles Herz und seine offene Hand. Er kannte diese Eigenschaften längst an ihm, fühlte sich aber doppelt angenehm davon berührt, da sie ihm hier persönlich entgegentraten und ihn bei dem augenblicklich niedrigen Stande seiner Barschaft aus einer Art von Notlage befreiten.

Weiter enthielt das Päckchen Briefe von Brünnow und Blomberg. Mit ersterem hatte sich Hasso immer ferngestanden. Doch auf dem blutgetränkten Marktplatze von Stralsund, wo sie Seite an Seite mit der todbringenden Übermacht gerungen, war eine Art von Blutsbrüderschaft zwischen ihnen aufgerichtet, welche sie mit ganz eigener Sympathie füreinander erwärmte. Brünnows Zeilen waren kurz und knapp, voll orthographischer Fehler, doch auch voll guter Bemerkungen und warmer Teilnahme für das Schicksal des Empfängers. Alexander Blomberg aber teilte ihm, federgewandt, in fließendem Stile mit, was er bereits durch den Unteroffizier

erfahren, nur ausführlicher und mit einigen Nebenbemerkungen versehen, wie sie unter Kameraden üblich. „In drei Tagen verlassen wir nun dies erbauliche Lokal, um uns zum Verhör nach Stargard zu begeben. Excellenz Blücher wird Vorsitzender des Kriegsgerichts sein. Wie es uns ergehen wird, mögen die Götter wissen!“ Damit schloß der Brief.

„Gehgen unsern guden Komannböhr ist der Desersiohns- oder Konfiskasionsproses Eingeleihbet!“ stand in Brünnows Schreiben noch an den Rand gekritzelt.

Hasso bebte vor Aufregung. Diese letzte Bemerkung besonders traf ihn wie ein Stich ins Herz.

Mühsam erhob er sich und erschien alsbald in der Thür des Wohnstübchens, in welchem das Kernholzsche Ehepaar beisammen saß. Der geistliche Herr hielt einen Vortrag, dem seine Gattin ausnahmsweise nur ein halbes Ohr lieh. Bei Hassos Eintritt sprang sie erschrocken auf. Sie wußte, daß etwas Außerordentliches kommen würde.

„Verzeihen Sie, verehrter Herr Pastor, wenn ich Ihre Güte nochmals in Anspruch nehmen muß! Es giebt hier in Mühlenhof für Geld und gute Worte wohl ein Fuhrwerk zu mieten! Können Sie mir dazu behilflich sein? Ich muß morgen schon Ihr gastliches Haus verlassen, um mich in Stargard dem Kriegsgericht zu stellen!“

Frau Abline that einen Schrei des Entsetzens. Das Wort Kriegsgericht hatte in dunklem Ahnen für sie eine Bedeutung, die den Schrecknissen des jüngsten Gerichts gleichkam. Auch der Pastor murmelte etwas wie eine Beschwörungsformel.

Hasso gab ihnen eine kurze Erklärung seines Vorhabens. Der Pastor konnte nicht umhin, seine Gründe als richtig anzuerkennen, erinnerte aber daran, daß der Wagen jetzt in der Erntezeit sehr teuer sein würde.

„Das wäre ja gleichgültig,“ rief die Pastorin erregt, „aber Sie können doch nicht reisen, Herr Lieutenant; kaum hab' ich Sie so weit, daß Sie sich mühsam am Stock bewegen, und nun soll alles wieder aufs Spiel gesetzt werden!“ Es folgte eine Flut von Klagen und Bitten — beinah von Thränen.

„Frau Pastorin,“ sagte Hasso lächelnd, als sie innehielt, „wenn es gälte, mein Leben durch diese Fahrt zu retten, so würden Sie mich nicht zurückzuhalten suchen! Hier aber gilt es nicht mein Leben, sondern meine Ehre, und daß mir die sehr viel mehr wert ist, das wissen Sie doch auch nachgerade — bei unserere langen Bekanntschaft!“

Ja, sie wußte es und verstummte. Ihre Kenntnisse hatten sich im Verkehr mit ihm bereichert, auch auf Gebieten, die ihrem weltfremden Anschauungskreise bis dahin ferngelegen.

„Herr Lieutenant von Rochlitz, ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen!“ sagte der Pastor. „Wenn Sie fühlen, daß die Pflicht Sie ruft, so müssen alle anderen Bedenken dagegen verstummen! Gern hätte ich Sie, unseren verehrten Gastfreund, noch länger unter unserem Dach beherbergt, das wissen Sie! Und stets werden wir uns freuen, Sie wieder über unsere Schwelle treten zu sehen!“

Frau Abline verschluckte tapfer ihre Abschiedsthränen und war ihrem Pflegling behilflich, sein Bündel für die Reise zu schnüren. Am anderen Morgen hielt ein Leiterwagen vor der Thür, mit großen Strohbunden ausgepolstert, ein erntemüdes, hochbetagtes Rößlein davor. Das war Hassos Reisegefährt.

Pastor Kernholz gab ihm wohlgemeinte Segenswünsche mit auf den Weg, die Hasso voll warmen Dankes erwiderte.

„Ich komme ganz gewiß einmal wieder her, um Ihnen noch besonders zu danken für alles, was Sie an mir gethan haben! Ich weiß ja nicht, was aus mir wird, wie das Urteil des Kriegsgerichts ausfällt, aber wenn ich Leben und Freiheit behalte, dann bin ich plötzlich wieder da, ehe Sie sich's versehen!“

Die Frau Pastorin war aus dem Garten gekommen, mit rot geweinten Augen. Sie hielt einen der schlanken Lilienstengel in ihrer Hand, die Hasso mit so besonderen Augen angesehen, und den gab sie ihm. Sprechen konnte sie nicht, der ungehorsamen Thränen wegen.

Hasso nahm die Blume und küßte dabei die kleine, arbeitsharte Hand. Das war ihr noch nie geschehen, aber sie hinderte es nicht. „Frau Pastorin, Sie sind wie ein Engel zu mir gewesen! Gott segne es Ihnen! Auf Wiedersehen!“

Fort ging nun die Reise. Der getreue Fritze saß an des Fuhrmanns Seite, Hasso aber lag auf seinem Strohbündel ausgestreckt, in trübes Sinnen verloren. Jeder Stoß seines unbarmherzigen Gefährtes verursachte ihm Schmerzen, und die Stöße kamen zahllos, unerbittlich.

In seiner Hand hielt er die Lilie, die Frau Abline ihm geschenkt. Er blickte darauf nieder. Der Morgentau lag noch auf den schneeweißen Kelchblättern, wie schwere Thränen. — Ob Renate jemals Thränen vergoß? Konnte sie überhaupt weinen? — Ach ja — damals vor Jahren, als er mit Prinz Louis in den Krieg zog — da hatte sie bitterlich geweint! Um seinetwillen! Da war sie noch ein Kind! Ach, wie lange war das her! Jetzt hatte sie keine Thränen mehr für ihn — nur kalte, verächtliche Worte!

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Welkes Blatt.

In Deiner still ruht meine Hand;
O, laß uns schweigen — laß mich lauschen,
So fühl' ich Deines Lebens Strom,
Und höre ihn vorüberrauschen.

Zum Ziele führt er sich'ren Laufs
Der Wogen Drang durch Schicksals Lande;
Ich flehe leise: nimm es mit
Das welke Blatt am Uferrande!

Hanna Ehlen.

Eine Tragödie aus der Großstadt.

Lebens- und Stimmungsbilder von F. Gebhardt.

(Schluß.)

Zu denen, die in der Zeit ihres Dortseins die allgemeine Teilnahme der „festen" Heimbewohnerinnen erregten, gehörte auch eine Beamtenwitwe aus Königsberg in Preußen mit ihrer jungen Tochter. Man sah es beiden an, daß sie einst bessere Zeiten gekannt, wiewohl sie allerdings nicht an übermäßiger geistiger Begabung litten. Haltung und Benehmen verrieten bessere Herkunft, und wohl schienen sie sich im Heim nicht zu fühlen. Die Mutter machte häufige, aber meist mißglückende Versuche, für sich einen passenden Erwerbszweig zu finden. Bald strickte sie, bald ging sie für einen Tag in fremde Häuser zum „Ausbessern", bald verschafften die Hausmutter und die rührige Gründerin des Heims ihr irgend eine andere kleine Handarbeit, um ihr wenigstens zum Anfang eines neuen Lebens zu verhelfen. Aber was die arme Frau, die schon über die bessere Hälfte ihres Lebens hinaus, sonst aber noch sehr kräftig und rüstig war, auch probierte, es schlug nicht ein. War sie wirklich nur zu ungeübt und zu ungeschickt, oder fehlte es ihr an Willenskraft? Sie blieb immer auf dem gleichen Fleck. Einige Male hatte sie sich um die Stellung einer Hausdame bemüht, aber stets vergebens. Denn es gab so viel jüngere, geschicktere, mit einem mehr ansprechenden Äußern begabte Frauen, die keine Tochter zu ernähren hatten und mit bloßer freier Station vorlieb nehmen wollten, so daß Frau K. in einer solchen Konkurrenz unmöglich den Sieg davontragen konnte. Ihr Töchterchen verstand von Arbeiten nichts — selbstverständlich, da die Mutter so unerfahren darin war und beide ehedem sich zu gut gedünkt hatten, die Hände zu rühren. Ehedem — in ihrer Heimat und in ihrem Glücke! Sie mußten, wie gelegentliche Äußerungen der Tochter vermuten ließen, da ein großes Haus gemacht haben. Aber all die Verehrer und Tänzer von damals waren jetzt und hier nicht vorhanden, und all die Erinnerungen an glänzende Feste und rauschende Vergnügungen, an schöne Kleider und gleißenden Flittertand nützten nichts und konnten ihnen die Härte ihrer jetzigen Lage nur doppelt fühlbar machen. — Es schien dem jungen Mädchen denn auch außerordentlich schwer zu werden, sich in die Stellung einer Verkäuferin, die man ihr, für den Anfang nur als Lehrling, in einem Handschuhgeschäft verschaffte, einzuleben. Es war ja für Mutter und Tochter, die auf der Welt weiter niemand als einander hatten, eine schier unerträglich scheinende Prüfung, sich für den ganzen Tag zu trennen. Ein kleines Schadenfeuer, das wenige Wochen nach der Tochter Eintritt in das Geschäft infolge einer Lampenexplosion dort ausbrach, das Schließen des Ladens für einige Tage herbeiführend, gab die vielleicht sehr willkommene Gelegenheit, die Stellung wieder aufzugeben. Noch einmal, ein letztes Mal, boten die unermüdlichen Beschützerinnen der beiden ihren Einfluß auf und es gelang, auf lange Zeit für sie gemeinsame Arbeit in einer Wäschefabrik zu finden. Mehrere Tage gingen sie dieser nach und kehrten pünktlich ins Heim zurück. Danach aber hieß es, sie würden in der Fabrik vermißt, und auch in ihrer Wohnung ließ sich weder Mutter noch Tochter blicken. Sie blieben von Stund' an spurlos verschwunden, und als einziges Zeugnis ihres vormaligen Dortseins dienten die wertlosen Besitzstücke, die sie in ihrem Zimmerchen zurückgelassen hatten als Zahlung für die drei Monate, während derer sie, auf die Gutmütigkeit und das Mitleid der Hausmutter rechnend, den Schutz des Heims samt allem, was in diesen Schutz eingeschlossen war, in Anspruch genommen hatten. Wo sie ein Ende genommen, ob sie schon längst „verdorben, gestorben", blieb in Dunkel gehüllt, wie ihr Lebensgang vor der Zeit ihres Aufenthalts im Heim auch. —

Noch bei weitem rätselhafter war das Wesen und Treiben einer jungen Frau, die, eine frühere Heimbewohnerin, dies Asyl aus völligem Mangel an Geldmitteln hatte aufgeben müssen und nun noch fast täglich zur Kaffeestunde sich einfand, teils um den Bewohnerinnen einen Besuch abzustatten, teils um nachzufragen, ob irgend ein für sie passendes Stellenangebot eingelaufen sei. Die eigentliche Ursache ihres Kommens aber war höchstwahrscheinlich einerseits die Tasse Kaffee, zu der sie alsdann eingeladen ward, andererseits die Gelegenheit, sich in geheizten Räumen etwas durchwärmen und ausruhen zu können. Denn es war winterlich zu jener Zeit. Wo sie hauste, verriet sie mit keiner Silbe, gab nur auf allzu dringendes Forschen die Gegend an „der Kastanienallee", also den hohen Norden, als die ihrer gegenwärtigen Wohnung an. Doch traf man sie häufig auf den Straßen des Centrums und in der Umgebung der „Linden". Mit ihrer zweifellos distinguierten Erscheinung, dem feinen, klugen, durchgeistigten Gesicht sah sie keineswegs wie eine Frau aus, die nicht weiß, ob sie heut etwas werde essen können. Der Plüschmantel, den sie beständig trug, verriet trotz aller Abgetragenheit doch noch immer eine gewisse Eleganz, und ein noch gut aussehendes Pelzbarett, das ihr sehr gut stand, vollendete das Damenhafte der Erscheinung. Daß die Stiefel fast nirgend mehr zusammenhalten wollten und daß der Plüschmantel höchstwahrscheinlich die unheilbaren Schäden ihres Kleides verdecken mußte, konnte der flüchtige Beschauer nicht merken. Und so kam es wohl, daß ihr trotz aller Leidenszüge noch immer schönes Gesicht und ihr ganzes von besserer Herkunft und feiner Bildung zeugendes Auftreten ihr immer und ewig ein Hindernis wurde, wenn sie sich um irgend eine Stelle bemühte. Denn

die sich ihr boten, waren meist untergeordneter Art, oft mit grober Arbeit verbunden, und zu solcher mochte sie, wo sie sich vorstellte, nicht gemacht scheinen. Die Leute urteilen ja meist nach der Oberfläche und selten wird bedacht, daß der bei dem Gebildeten meist stärker entwickelte moralische Wille oft mehr zu leisten imstande ist, als die bloße rohe körperliche Kraft.

Wie die Unglückliche in ihre gegenwärtige Lage geraten, war nicht klar zu ersehen. Alles, was man von ihr wußte, war, daß sie aus dem Mecklenburgischen stammte und daß dort noch ihre Mutter lebte, mit der sie sich ehemals überworfen, weil sie gegen deren Willen einen mittellosen, unbekannten Musikus geheiratet. Die nun Verwitwete und Verlassene konnte sich trotz ihrer Notlage nicht entschließen, die Verzeihung der Mutter zu erflehen, so oft und dringend ihr dies auch von der Hausmutter geraten wurde. Wovon Frau S., oder, wie sie spottweise genannt wurde, „die Dame mit der Pelzmütze" überhaupt noch ihr Leben fristete, war eigentlich ein Rätsel. Ob ihr die Karten, die sie fast täglich mit leidenschaftlicher, abergläubischer Angst um ihre Zukunft befragte, zum Broterwerb helfen mußten? Oder ob sie, schließlich an den Rand der Verzweiflung gebracht, einem noch viel traurigeren Gewerbe nachging?

Auch sie verschwand seit Verlegung des Heims. Ob sie ein Mittel gefunden, ihrem Leben eine Wendung zum Bessern zu geben, ob sie doch noch in die Arme der Mutter zurückgekehrt ist, oder ob sie dem sie zuweilen überkommenden Gedanken an ein schnelles, kurzes Ende Folge gegeben? Niemand weiß es. —

Eins der beklagenswertesten Geschöpfe im Heim war ein Mädchen Namens Helene, die, halb taub und halb blind, ihr Brot sich zeitweise durch Waschen verdiente. Doch waren die Aufträge, die sie erhielt, ziemlich selten, denn schließlich reicht auch das Gefühl des Mitleids auf die Dauer nicht aus, jemand eine Arbeit anzuvertrauen, der sie in keiner Weise zu leisten imstande ist, wie es bei Helene schon wegen ihrer körperlichen Mängel der Fall war. Dazu kam noch, daß sie offenbar auch geistig nicht ihre volle Zurechnungsfähigkeit besaß, obwohl sie eine nicht ganz unbedeutende poetische Ader und sogar Kenntnis dichterischer Kunstformen ihr eigen nannte. So ließ sie keine besondere Gelegenheit im Heim unbesungen durch ihre Akrostichen vorüber. Aber die Dichterin war sich ihres Talentes durchaus bewußt und ruhte nicht eher, bis jedes neue Heimkind auch Kunde davon erlangte; ihr fast an Größenwahn streifender Dünkel machte sie für andere oft im höchsten Grade abstoßend. Dazu kam noch manches an ihrer äußeren Erscheinung, der starre, unheimliche Blick und eine oft Schwerhörigen eigene, vorgestreckte Haltung des Kopfes, verbunden mit ihrer Gewohnheit, jeden, mit dem sie sprach, an der Schulter festzuhalten und ihr Gesicht dem seinen so nahe als möglich zu bringen, weshalb man ihr auswich, wo es anging. Auch gehörte sie zu den Strenggläubigen wenig angenehmer Art, stets bereit, Predigten zu halten und Bekehrungsversuche zu machen. Diese Gläubigkeit war übrigens bei der außerordentlichen Härte ihres Schicksals wunderbar zu nennen.

Als einziges Kind wohlhabender Eltern früh verwaist, war sie durch einen gewissenlosen Vormund um ihr ganzes Vermögen gebracht worden, abgesehen davon, daß dieser das noch schwache Kind zu allen möglichen Arbeiten ausnutzte. Ihr eigentliches Unglück rührte von einem Sturz auf der Straße her, durch den sie unter die Räder eines schwerbelasteten Omnibus geriet. Man hatte die anscheinend Tote nach der Charité gebracht. Dort ward sie aber ins Leben zurückgerufen und, so weit es ging, geheilt. Aber sie blieb verwachsen, schwerhörig und schwach, wahrscheinlich hatte auch ihr Gehirn gelitten. Ihr Vormund, bei dem sie bisher gelebt, hatte sich während Helenens Krankheit mit ihrem Gelde und mit Zurücklassung großer Schulden geflüchtet und war nicht mehr aufzufinden.

Mitleidige Leute nahmen sich nun des Mädchens an, bis es erwachsen und einigermaßen fähig war, sich selbst zu ernähren. Seitdem das Heim bestand, hatte sie dort Zuflucht gefunden. Aber die einzige Arbeit, die ihr bei der Schwächung ihrer edelsten Sinnesorgane noch einigermaßen gelingen wollte, das Waschen, hielt auf die Dauer ihr Körper nicht aus, andererseits befriedigte sie die Auftraggeber wohl auch nicht — genug, es kam so weit, daß sie zuletzt keinen Auftrag mehr erhielt. Nach langem Überlegen fand die Hausmutter für die laut Jammernde eine Abhilfe. Im Heim wurde ein anderes Dienstmädchen an Stelle des bisherigen gesucht, und mit Erlaubnis sämtlicher Vorgesetzten rückte Helene in den leeren Posten ein. Nun war sie obenauf und ihr Selbstbewußtsein wuchs ins Unendliche, denn nächst der Hausmutter und deren Stütze hielt sie sich für die erste im Heim und verlangte Gehorsam und unbedingte Unterwerfung von allen Bewohnerinnen desselben. Da ihr diese aber meist versagt ward und Klage auf Klage über ihre Anmaßung sich erhob, erwachte in Helenen die oft geistig nicht ganz Zurechnungsfähigen eigene Bosheit und kehrte sich sogar gegen die Hausmutter, weil diese ihr Vorwürfe über ihr Betragen machte. Kurz, Helenens Herrschaft im Heim hatte schnell ein Ende, aber nun ward durch sie erst recht der Frieden gestört. Es mußte auf Mittel und Wege gesonnen werden, sie zu entfernen. Endlich erklärte sich der Vorstand eines Blindeninstituts bereit, die Halbblinde aufzunehmen.

Der Verein, der das Heim gegründet, trug die Kosten. Und so wanderte Helene denn nach zweiwöchentlicher Probezeit, während der sie in der Blindenanstalt bereits einige der dort üblichen Arbeiten erlernte, gänzlich aus dem Heim, wo sie Teilnahme und Heimatsrecht verscherzt hatte. —

So kamen und gingen die Menschen im Heim, verschieden an Alter, Gesinnung und Bildung. Wohl kaum noch eine der Bewohnerinnen von damals ist heut noch dort. Manchen ist es nach langem Harren, Entbehren und Kämpfen noch ziemlich geglückt. So der älteren von zwei Schwestern, die, von einer jungen Stiefmutter aus dem Vaterhause getrieben, auf reiche Kenntnisse gestützt, sich lange ehrlich und rechtlich ernährten, die ältere als Buchhalterin bei einer großen Firma, die jüngere als Putzmacherin. Doch geriet die letztere, unbeschützt und allzufrüh der Heimat entbehrend, trotz der Mahnungen und Vorwürfe der Schwester auf abschüssige Bahn, mußte aus dem Heim verwiesen werden und ging wahrscheinlich zu Grunde. Die fleißige ältere, die noch dazu, gleich einem ebenfalls in Berlin lebenden wenig jüngeren Bruder, den größten Teil des Verdienten dem leichtsinnig wirtschaftenden, ehemals reichen Vater sandte, der sein Gut verspielt hatte, verlor durch eine schwere Krankheit ihre sehr einträgliche Stelle und hatte eine Zeitlang schwer zu kämpfen. Zuletzt gelang es ihr, nach ihrer Heimatsprovinz in ein vornehmes Haus als Erzieherin zu kommen, zu welchem Beruf sie wegen ihrer großen Sprachfertigkeit sich ja sehr gut eignete. Dort wirkt sie noch heute, mit ihrem Schicksal zufrieden.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Welkes Blatt.

In Deiner still ruht meine Hand;
O, laß uns schweigen — laß mich lauschen,
So fühl' ich Deines Lebens Strom,
Und höre ihn vorüberrauschen.

Zum Ziele führt er sich'ren Laufs
Der Wogen Drang durch Schicksals Lande;
Ich flehe leise: nimm es mit
Das welke Blatt am Uferrande!

Hanna Ehlen.

Eine Tragödie aus der Großstadt.

Lebens- und Stimmungsbilder von **F. Gebhardt.**

(Schluß.)

Zu denen, die in der Zeit ihres Dortseins die allgemeine Teilnahme der „festen“ Heimbewohnerinnen erregten, gehörte auch eine Beamtenwitwe aus Königsberg in Preußen mit ihrer jungen Tochter. Man sah es beiden an, daß sie einst bessere Zeiten gekannt, wiewohl sie allerdings nicht an übermäßiger geistiger Begabung litten. Haltung und Benehmen verrieten bessere Herkunft, und wohl schienen sie sich im Heim nicht zu fühlen. Die Mutter machte häufige, aber meist mißglückende Versuche, für sich einen passenden Erwerbszweig zu finden. Bald strickte sie, bald ging sie für einen Tag in fremde Häuser zum „Ausbessern“, bald verschafften die Hausmutter und die rührige Gründerin des Heims ihr irgend eine andere kleine Handarbeit, um ihr wenigstens zum Anfang eines neuen Lebens zu verhelfen. Aber was die arme Frau, die schon über die bessere Hälfte ihres Lebens hinaus, sonst aber noch sehr kräftig und rüstig war, auch probierte, es schlug nicht ein. War sie wirklich nur zu ungeübt und zu ungeschickt, oder fehlte es ihr an Willenskraft? Sie blieb immer auf dem gleichen Fleck. Einige Male hatte sie sich um die Stellung einer Hausdame bemüht, aber stets vergebens. Denn es gab so viel jüngere, geschicktere, mit einem mehr ansprechenden Äußern begabte Frauen, die keine Tochter zu ernähren hatten und mit bloßer freier Station vorlieb nehmen wollten, so daß Frau K. in einer solchen Konkurrenz unmöglich den Sieg davontragen konnte. Ihr Töchterchen verstand von Arbeiten nichts — selbstverständlich, da die Mutter so unerfahren darin war und beide ehedem sich zu gut gedünkt hatten, die Hände zu rühren. Ehedem — in ihrer Heimat und in ihrem Glücke! Sie mußten, wie gelegentliche Äußerungen der Tochter vermuten ließen, da ein großes Haus gemacht haben. Aber all die Verehrer und Tänzer von damals waren jetzt und hier nicht vorhanden, und all die Erinnerungen an glänzende Feste und rauschende Vergnügungen, an schöne Kleider und gleißenden Flittertand nützten nichts und konnten ihnen die Härte ihrer jetzigen Lage nur doppelt fühlbar machen. — Es schien dem jungen Mädchen denn auch außerordentlich schwer zu werden, sich in die Stellung einer Verkäuferin, die man ihr, für den Anfang nur als Lehrling, in einem Handschuhgeschäft verschaffte, einzuleben. Es war ja für Mutter und Tochter, die auf der Welt weiter niemand als einander hatten, eine schier unerträglich scheinende Prüfung, sich für den ganzen Tag zu trennen. Ein kleines Schadenfeuer, das wenige Wochen nach der Tochter Eintritt in das Geschäft infolge einer Lampenexplosion dort ausbrach, das Schließen des Ladens für einige Tage herbeiführend, gab die vielleicht sehr willkommene Gelegenheit, die Stellung wieder aufzugeben. Noch einmal, ein letztes Mal, boten die unermüdlichen Beschützerinnen der beiden ihren Einfluß auf und es gelang, auf lange Zeit für sie gemeinsame Arbeit in einer Wäschefabrik zu finden. Mehrere Tage gingen sie dieser nach und kehrten pünktlich ins Heim zurück. Danach aber hieß es, sie würden in der Fabrik vermißt, und auch in ihrer Wohnung ließ sich weder Mutter noch Tochter blicken. Sie blieben von Stund' an spurlos verschwunden, und als einziges Zeugnis ihres vormaligen Dortseins dienten die wertlosen Besitzstücke, die sie in ihrem Zimmerchen zurückgelassen hatten als Zahlung für die drei Monate, während derer sie, auf die Gutmütigkeit und das Mitleid der Hausmutter rechnend, den Schutz des Heims samt allem, was in diesen Schutz eingeschlossen war, in Anspruch genommen hatten. Wo sie ein Ende genommen, ob sie schon längst „verdorben, gestorben“, blieb in Dunkel gehüllt, wie ihr Lebensgang vor der Zeit ihres Aufenthalts im Heim auch. —

Noch bei weitem rätselhafter war das Wesen und Treiben einer jungen Frau, die, eine frühere Heimbewohnerin, dies Asyl aus völligem Mangel an Geldmitteln hatte aufgeben müssen und nun noch fast täglich zur Kaffeestunde sich einfand, teils um den Bewohnerinnen einen Besuch abzustatten, teils um nachzufragen, ob irgend ein für sie passendes Stellenangebot eingelaufen sei. Die eigentliche Ursache ihres Kommens aber war höchstwahrscheinlich einerseits die Tasse Kaffee, zu der sie alsdann eingeladen ward, andererseits die Gelegenheit, sich in geheizten Räumen etwas durchwärmen und ausruhen zu können. Denn es war winterlich zu jener Zeit. Wo sie hauste, verriet sie mit keiner Silbe, gab nur auf allzu dringendes Forschen die Gegend an „der Kastanienallee“, also den hohen Norden, als die ihrer gegenwärtigen Wohnung an. Doch traf man sie häufig auf den Straßen des Centrums und in der Umgebung der „Linden“. Mit ihrer zweifellos distinguierten Erscheinung, dem feinen, klugen, durchgeistigten Gesicht sah sie keineswegs wie eine Frau aus, die nicht weiß, ob sie heut etwas werde essen können. Der Plüschmantel, den sie beständig trug, verriet trotz aller Abgetragenheit doch noch immer eine gewisse Eleganz, und ein noch gut aussehendes Pelzbarett, das ihr sehr gut stand, vollendete das Damenhafte der Erscheinung. Daß die Stiefel fast nirgend mehr zusammenhalten wollten und daß der Plüschmantel höchstwahrscheinlich die unheilbaren Schäden ihres Kleides verdecken mußte, konnte der flüchtige Beschauer nicht merken. Und so kam es wohl, daß ihr trotz aller Leidenszüge noch immer schönes Gesicht und ihr ganzes von besserer Herkunft und feiner Bildung zeugendes Auftreten ihr immer und ewig ein Hindernis wurde, wenn sie sich um irgend eine Stelle bemühte. Denn

die sich ihr boten, waren meist untergeordneter Art, oft mit grober Arbeit verbunden, und zu solcher mochte sie, wo sie sich vorstellte, nicht gemacht scheinen. Die Leute urteilen ja meist nach der Oberfläche und selten wird bedacht, daß der bei dem Gebildeten meist stärker entwickelte moralische Wille oft mehr zu leisten imstande ist, als die bloße rohe körperliche Kraft.

Wie die Unglückliche in ihre gegenwärtige Lage geraten, war nicht klar zu ersehen. Alles, was man von ihr wußte, war, daß sie aus dem Mecklenburgischen stammte und daß dort noch ihre Mutter lebte, mit der sie sich ehemals überworfen, weil sie gegen deren Willen einen mittellosen, unbekannten Musikus geheiratet Die nun Verwitwete und Verlassene konnte sich trotz ihrer Notlage nicht entschließen, die Verzeihung der Mutter zu erflehen, so oft und dringend ihr dies auch von der Hausmutter geraten wurde. Wovon Frau S., oder, wie sie spottweise genannt wurde, „die Dame mit der Pelzmütze" überhaupt noch ihr Leben fristete, war eigentlich ein Rätsel. Ob ihr die Karten, die sie fast täglich mit leidenschaftlicher, abergläubischer Angst um ihre Zukunft befragte, zum Broterwerb helfen mußten? Oder ob sie, schließlich an den Rand der Verzweiflung gebracht, einem noch viel traurigeren Gewerbe nachging?

Auch sie verschwand seit Verlegung des Heims. Ob sie ein Mittel gefunden, ihrem Leben eine Wendung zum Bessern zu geben, ob sie doch noch in die Arme der Mutter zurückgekehrt ist, oder ob sie dem sie zuweilen überkommenden Gedanken an ein schnelles, kurzes Ende Folge gegeben? Niemand weiß es. —

Eins der beklagenswertesten Geschöpfe im Heim war ein Mädchen Namens Helene, die, halb taub und halb blind, ihr Brot sich zeitweise durch Waschen verdiente. Doch waren die Aufträge, die sie erhielt, ziemlich selten, denn schließlich reicht auch das Gefühl des Mitleids auf die Dauer nicht aus, jemand eine Arbeit anzuvertrauen, der sie in keiner Weise zu leisten imstande ist, wie es bei Helene schon wegen ihrer körperlichen Mängel der Fall war. Dazu kam noch, daß sie offenbar auch geistig nicht ihre volle Zurechnungsfähigkeit besaß, obwohl sie eine nicht ganz unbedeutende poetische Ader und sogar Kenntnis dichterischer Kunstformen ihr eigen nannte. So ließ sie keine besondere Gelegenheit im Heim unbesungen durch ihre Akrostichen vorüber. Aber die Dichterin war sich ihres Talentes durchaus bewußt und ruhte nicht eher, bis jedes neue Heimkind auch Kunde davon erlangte; ihr fast an Größenwahn streifender Dünkel machte sie für andere oft im höchsten Grade abstoßend. Dazu kam noch manches an ihrer äußeren Erscheinung, der starre, unheimliche Blick und eine oft Schwerhörigen eigene, vorgestreckte Haltung des Kopfes, verbunden mit ihrer Gewohnheit, jeden, mit dem sie sprach, an der Schulter festzuhalten und ihr Gesicht dem seinen so nahe als möglich zu bringen, weshalb man ihr auswich, wo es anging. Auch gehörte sie zu den Strenggläubigen wenig angenehmer Art, stets bereit, Predigten zu halten und Bekehrungsversuche zu machen. Diese Gläubigkeit war übrigens bei der außerordentlichen Härte ihres Schicksals wunderbar zu nennen.

Als einziges Kind wohlhabender Eltern früh verwaist, war sie durch einen gewissenlosen Vormund um ihr ganzes Vermögen gebracht worden, abgesehen davon, daß dieser das noch schwache Kind zu allen möglichen Arbeiten ausnutzte. Ihr eigentliches Unglück rührte von einem Sturz auf der Straße her, durch den sie unter die Räder eines schwerbelasteten Omnibus geriet. Man hatte die anscheinend Tote nach der Charité gebracht. Dort ward sie aber ins Leben zurückgerufen und, so weit es ging, geheilt. Aber sie blieb verwachsen, schwerhörig und schwach, wahrscheinlich hatte auch ihr Gehirn gelitten. Ihr Vormund, bei dem sie bisher gelebt, hatte sich während Helenens Krankheit mit ihrem Gelde und mit Zurücklassung großer Schulden geflüchtet und war nicht mehr aufzufinden.

Mitleidige Leute nahmen sich nun des Mädchens an, bis es erwachsen und einigermaßen fähig war, sich selbst zu ernähren. Seitdem das Heim bestand, hatte sie dort Zuflucht gefunden. Aber die einzige Arbeit, die ihr bei der Schwächung ihrer edelsten Sinnesorgane noch einigermaßen gelingen wollte, das Waschen, hielt auf die Dauer ihr Körper nicht aus, andererseits befriedigte sie die Auftraggeber wohl auch nicht — genug, es kam so weit, daß sie zuletzt keinen Auftrag mehr erhielt. Nach langem Überlegen fand die Hausmutter für die laut Jammernde eine Abhilfe. Im Heim wurde ein anderes Dienstmädchen an Stelle des bisherigen gesucht, und mit Erlaubnis sämtlicher Vorgesetzten rückte Helene in den leeren Posten ein. Nun war sie obenauf und ihr Selbstbewußtsein wuchs ins Unendliche, denn nächst der Hausmutter und deren Stütze hielt sie sich für die erste im Heim und verlangte Gehorsam und unbedingte Unterwerfung von allen Bewohnerinnen desselben. Da ihr diese aber meist versagt ward und Klage auf Klage über ihre Anmaßung sich erhob, erwachte in Helenen die oft geistig nicht ganz Zurechnungsfähigen eigene Bosheit und kehrte sich sogar gegen die Hausmutter, weil diese ihr Vorwürfe über ihr Betragen machte. Kurz, Helenens Herrschaft im Heim hatte schnell ein Ende, aber nun ward durch sie erst recht der Frieden gestört. Es mußte auf Mittel und Wege gesonnen werden, sie zu entfernen. Endlich erklärte sich der Vorstand eines Blindeninstituts bereit, die Halbblinde aufzunehmen.

Der Verein, der das Heim gegründet, trug die Kosten. Und so wanderte Helene denn nach zweiwöchentlicher Probezeit, während der sie in der Blindenanstalt bereits einige der dort üblichen Arbeiten erlernte, gänzlich aus dem Heim, wo sie Teilnahme und Heimatsrecht verscherzt hatte. —

So kamen und gingen die Menschen im Heim, verschieden an Alter, Gesinnung und Bildung. Wohl kaum noch eine der Bewohnerinnen von damals ist heut noch dort. Manchen ist es nach langem Harren, Entbehren und Kämpfen noch ziemlich geglückt. So der älteren von zwei Schwestern, die, von einer jungen Stiefmutter aus dem Vaterhause getrieben, auf reiche Kenntnisse gestützt, sich lange ehrlich und rechtlich ernährten, die ältere als Buchhalterin bei einer großen Firma, die jüngere als Putzmacherin. Doch geriet die letztere, unbeschützt und allzufrüh der Heimat entbehrend, trotz der Mahnungen und Vorwürfe der Schwester auf abschüssige Bahn, mußte aus dem Heim verwiesen werden und ging wahrscheinlich zu Grunde. Die fleißige ältere, die noch dazu, gleich einem ebenfalls in Berlin lebenden wenig jüngeren Bruder, den größten Teil des Verdienten dem leichtsinnig wirtschaftenden, ehemals reichen Vater sandte, der sein Gut verspielt hatte, verlor durch eine schwere Krankheit ihre sehr einträgliche Stelle und hatte eine Zeitlang schwer zu kämpfen. Zuletzt gelang es ihr, nach ihrer Heimatsprovinz in ein vornehmes Haus als Erzieherin zu kommen, zu welchem Beruf sie wegen ihrer großen Sprachfertigkeit sich ja sehr gut eignete. Dort wirkt sie noch heute, mit ihrem Schicksal zufrieden.

Einer anderen jungen Buchhalterin wollte es trotz der vorzüglichsten Zeugnisse und einer sehr schönen Handschrift durchaus nicht glücken, eine berufsgemäße Beschäftigung zu finden, weil ihr Äußeres wenig ansprechend wirkte und ihr Auftreten, je öfter sie mit ihren Versuchen scheiterte, jener ruhigen Sicherheit mehr und mehr verlustig ging, die von den Bewerbern um eine Stellung bei persönlicher Vorstellung durchaus verlangt wird. Wenn nur einmal diejenigen, welche den schüchtern und scheu auftretenden Bewerber achselzuckend als offenbar ungeeignet abweisen, selbst auch nur einen Teil all der Demütigungen und Enttäuschungen zu durchkosten hätten, die so ein unglückliches Stiefkind Fortunas zu tragen verurteilt wird, sie würden einsehen, wie schwer, oft unmöglich es ist, immer wieder mutig und mit frohem Gesicht dem täglich sich erneuenden Kampfe entgegenzugehen. Hedwig besaß jedenfalls diese schwere Kunst in nur geringem Maße, und schon wollte sie, an jedem Gelingen verzweifelnd, Berlin, das auch ihr wie vielen Schicksalsgenossinnen das Dorado für den Erwerbsuchenden geschienen, den Rücken kehren, als sie ihre Bemühungen doch noch unerwarteterweise von Erfolg gekrönt sah. Freilich auf andere Art, als sie beabsichtigte. In einer Lichtschirmfabrik ward eine Arbeiterin zum Bemalen der für die Gegenstände zu verwendenden Stoffteile gesucht, und da Hedwig ehedem in ihren Mußestunden ein wenig den Pinsel geführt, fiel ihr ein, daß ihr dies vielleicht jetzt zu gute kommen könne. Denn wenig ist immerhin mehr als nichts und so wanderte sie eines Morgens nach der Fabrik. Die kleinen Probearbeiten, die sie ausführen mußte, gefielen, und von nun an saß die Handelsbeflissene mit dem Pinsel in der Hand und ließ auf kleinen Gaze- und Atlasstückchen flutdurchsegelnde Schwäne, dunkle Waldlandschaften, lauschende Rehe, tändelnde Amoretten oder buntfarbige Blumenstücke entstehen. Die Arbeit war amüsant, aber wenig lohnend, denn das Dutzend brachte 20 bis 40 Pfennig. Mit der Zeit aber ging ihr's sehr flott von der Hand, ihre Einnahme vergrößerte sich, und als man ihr später einen Teil der Buchführung mit anvertraute, fühlte sie all ihre Erwartungen übertroffen und sich, den Verhältnissen angemessen, ziemlich glücklich.

Von all den andern Mädchen, die oft aus fernen Provinzen, vorzüglich aus dem Nordosten, nach der Reichshauptstadt gekommen, im Herzen einen goldenen Traum von dem reichen Glücke, das ihnen in Berlin erblühen müsse, sind die meisten, arm an Hoffnung, aber reicher um manche Erfahrung, aus den Mauern des Heims geschieden. Manche nahmen die Erkenntnis in ihre Heimat mit, daß man, um in der Hauptstadt fortzukommen, alle Kenntnisse und Fähigkeiten zugleich inne haben müsse; daß es sich ganz gut vertragen müsse, die Wäsche zu waschen, die Zimmer zu bohnen, die Küche zu versehen und zugleich den Kindern in Musik und französischer Konversation Unterricht zu erteilen. Denn mehr als einmal kam es vor, daß von einer Dame jemand zur Überwachung und Erziehung der Kinder, zur Gesellschaft und Unterhaltung der Hausfrau, zugleich aber für die gröbste häusliche Arbeit gesucht wurde, gegen ein möglichst winziges Gehalt natürlich. Hielt man ihr dagegen vor, daß von einem gebildeten Mädchen doch schwerlich eine Arbeit wie Stubenbohnen verlangt werden könne, so klang es zurück: „Nun, ich suche eben kein ‚Fräulein‘, ich suche mehr ein Hausmädchen!“

Von all den Vertreterinnen der verschiedenen Arten weiblicher Thätigkeit waren die einzigen, die immer Glück hatten, nach denen stets Verlangen getragen ward und die die höchsten Gehälter erhielten — die Köchinnen! Von solchen war keine je länger als wenige Stunden außer Stellung. Kochen ist ja leider diejenige Kunst, von der ein guter Teil der jungen Berliner Hausfrauen, aller Kochschulen ungeachtet, am wenigsten versteht.

Im Heim ward übrigens später, nachdem es verlegt war, auch eine „Kochschule“ eingerichtet, ob mit Erfolg? Überhaupt geben viel neue und veränderte Einrichtungen, die sich jetzt im Heim eingebürgert haben, diesem ein früheren „Heimkindern“ fremdes Aussehen; teils, nach außen hin, ein bedeutend verschönertes, teils aber, nach innen, ein weniger behagliches, seit durch den eingeführten Mittagstisch allzuviel nicht „heimische“ Elemente eindringen. Nur in dem einen bleibt das Gesicht des Heims unverändert: in dem steten Kommen und Gehen friedloser Daseinskämpferinnen, die unter seinem Schutz wenigstens für kurze Frist das Gefühl der Sicherheit, das „Daheim“ suchen, das ihnen ein hartes Geschick allzufrüh versagt. Möchte es noch lange bestehen als Asyl für die verstoßenen Kinder des Glücks!

Versäumt.

In des Frühlings Blütentagen
Gingen wir im Sonnenlicht,
Hatten vieles uns zu sagen,
Sagten nur das eine nicht.

Viel zu traumhaft war das Leben,
Viel zu leuchtend schien der Tag,
Und es ging mit heißem Beben
Viel zu bang des Herzens Schlag.

Hab' es still in mir getragen
Bis die Blütenwelt verweht, —
Gerne möchte jetzt ich's sagen,
Und nun ist es viel zu spät.

Max Brenke.

Die „unehrlichen“ Leute des Mittelalters.

II.

Das Vorurteil der Menge in betreff der Unehrlichkeit übertrug sich vom Henker natürlich auch auf die anderen Organe der Strafvollstreckung, auf Gerichts- und Polizeidiener. Der angeborene Widerwille des freien Mannes gegen alles Denunzieren und Dingfestmachen belegte jene, welche sich kraft ihres Berufes damit befassen mußten, sehr bald mit ähnlichem Odium wie den zum Nachrichter herabgesunkenen, ehedem ehrbar gewesenen Fronboten. Gassenkehrer und Feldhüter mögen anfänglich ihrer wenig sauberen Hantierung wegen mißachtet worden sein, wozu bei den Feldhütern noch der Umstand trat, daß sie meist aus verkommenen, den Gemeinden zur Last liegenden Subjekten bestanden. Und neben einem Zöllner bei Tische zu sitzen galt bekanntlich schon zu Christi Zeiten für schimpflich, weil das Volk von altersher den Zöllnern Unredlichkeiten und ein weites Gewissen zum Vorwurf machte, auch das mit diesem Stande nun einmal

verknüpfte Spionieren und Anzeigen nicht dazu geeignet war, ihren Leumund zu verbessern. Ein natürliches Grauen vor Leichen und allem, was mit Sterben und Toten zusammenhängt, mag den Grund gegeben haben, auch die Totengräber von den ehrbaren oder ehrlichen Ständen auszuschließen. Endlich sind hierhergehörig noch die Türmer, Bettelvögte und Nachtwächter — erstere vermutlich, weil der Türmerdienst häufig zu den Obliegenheiten des Scharfrichters zählte, der ihn durch seine Knechte versehen ließ. Oder es lagen die Kerker in den festen Türmen, und die Turmwächter fungierten dann nebenbei auch als Schließer oder Gefangenwärter, die, wie oben erwähnt, sämtlich für unehrlich galten. Die Bettelvögte diskreditierte ebenfalls ihr Verhältnis zur strafenden Justiz, und die Nachtwächter desgleichen, weil sie teils mit zum Einfangen von Dieben und Vagabunden benutzt wurden, teils sonst einen für unehrlich erachteten Nebenverdienst ausüben mußten.

Von diesen bisher aufgeführten Dienstarten unterschieden sich dann die unehrlichen Gewerbe, welche zwar nicht ganz „recht- und friedlos" (d. h. vogelfrei) machten, dennoch aber vom Volke nicht geachtet waren und mit einem gewissen Makel behaftet erscheinen. Es fallen unter diese Rubrik: Bader und Bartscherer, die Schäfer und Hirten, die Müller, fahrende Spielleute und Gaukler aller Art, endlich die Prostituierten.

Nach mittelalterlicher Anschauung galt die Pflege und Berührung eines anderen als des eigenen Körpers für entehrend und unziemlich eines freien Mannes, was zur Folge hatte, daß in den zahlreichen öffentlichen Badestuben nur liederliches Dienstvolk hantierte, und diese Anstalten überaus sittenlos waren. Ehrbare Leute mieden deshalb jeden Umgang mit Badern, Heildienern und den auf gleicher Stufe stehenden Bartscherern, deren Gewerbe ja auch das Betasten fremder Gesichter ꝛc. notwendig machte. Und da der Freigeborene nur Erbgesessene, d. h. solche, die auf eigenem Grund und Boden hausten, zu seinesgleichen rechnete, setzte er auch den besitzlosen armen Hirten gesellschaftlich hintenan, welcher außerhalb des Dorfes im Gemeinde- oder Hirtenhause mit den Ortsarmen, Krüppeln u. dgl. wohnen mußte. Aus ähnlicher Ursache wurde auch der friedliche, unkriegerische Schäfer, besonders wenn er kein Freigeborener war, über die Achsel angesehen. Seine Söhne durften nicht in ehrbare Zünfte eintreten, und trotzdem Schäfer wie Hirten oft als Wunderdoktoren und Hexenmeister viel Zulauf bekamen, spottete das Volk doch: „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder!" Zur geringen Wertschätzung der Müller soll die Unsitte des „Molterns" (heut „Metzen" genannt!) ein gutes Teil haben, und schon unter Kaiser Karl d. Gr. waren Müllerssöhne von allen geistlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen. An manchen Orten hatten die Müller sogar die Verpflichtung, die Galgenleitern zu liefern.

Daß alles fahrende Volk — so genannt, weil sein ganzer Reichtum und Besitz sich gewöhnlich auf die „Fahrhabe" beschränkte, d. h. auf das, was sie an und bei sich trugen — selbst wenn es ein sonst geachtetes Handwerk betrieb, der mittelalterlichen Seßhaftigkeit und Unduldsamkeit gegenüber immer zu kurz kam, dürfte nach dem bisher Gesagten nicht mehr befremden. Die Geschlossenheit der Zünfte ließ eben Nichtortsangehörige nirgends emporkommen, und da man andererseits derartige verhaßte Konkurrenz doch nicht gänzlich hindern konnte, so suchte man ihnen wenigstens moralisch etwas anzuhängen und sie in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Das Beiwort „fahrend" hat deshalb bei mittelalterlichen Bezeichnungen auch stets eine verächtliche Bedeutung. Konnte sich eine Stadt oder ein Ort des fahrenden Gesindels nicht mehr erwehren, so wurde kurzer Prozeß gemacht und jenes ungefragt mit Gewalt über die Grenzen des Weichbildes (Bannmeile) geschafft. Natürlich griff der Nachbar, der es jetzt aufgehalst bekam, zu demselben Radikalmittel, bis schließlich die Hinundhergehetzten wieder am Ausgangspunkte anlangten, falls sie nicht inzwischen die Nemesis erreicht hatte. Die öffentliche Sicherheit gegen Ende des Mittelalters ließ denn auch sehr viel zu wünschen übrig, und der offen und ohne Scheu getriebenen Unsittlichkeit entsprach eine Roheit und Brutalität des Pöbels, welche jeder Beschreibung spotten. Bei solchen Zuständen mußten die „Fahrenden", zumal ihnen ein bestimmter Wohnsitz mangelte und sie infolgedessen unzünftig waren, jenen Ausgestoßenen angehören, die gleich nach dem Henker rangierten. Eine alte Reichspolizeiordnung schreibt „denen Schalksnarren, Pfeifern, Landfahrern, Singern und Reimensprechern" (zu den Landfahrern zählten außer Spielleuten und Bänkelsängern, Fechtern und Ringkämpfern auch Tänzerinnen, Gaukler, Jongleurs und Komödianten) eine besondere, recht auffällige Kleidung vor, auf daß die „ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten und von ihrer Gemeinschaft absondern könnten . . ."

Zuerst von allen fahrenden Spielleuten wurden die Trompeter und Pfeifer zünftig, die sich selbst stets für besser gedünkt hatten als die Pauker und Hornisten. Ein Reichsgesetz erklärte sie ausdrücklich für ehrlich, sie erhielten nun feste Bestallungen im Heere, an landesherrlichen Höfen wie bei den reichsstädtischen Magistraten, auch durften sie Lehrlinge annehmen und ausbilden. Später, mit dem Aufblühen der Kirchenmusik, ging aus dieser Gilde der Ratsmusikanten oder Kunstpfeifer gar mancher tüchtige Kantor und Organist hervor. Auch das damals verachtete „Komödiantenvolk", der Schauspielerstand, erfreut sich längst vollster Gleichstellung mit den übrigen Gesellschaftsklassen, freilich nicht ohne harte und langwierige Kämpfe!

Hoffentlich wird nach diesen in flüchtigen Strichen gezeichneten Bildern deutscher Vergangenheit der geneigte Leser uns beipflichten, daß es unter Umständen sein Mißliches haben könne, immer die „gute, alte Zeit" im Munde zu führen und modernen Verhältnissen gegenüber als Trumpf auszuspielen. Was damals großes Herzeleid und unsägliches Elend verschuldete, das betrachten wir heute als überwundenen Standpunkt, wie beispielsweise das Thema von den „unehrlichen Leuten".

A. Stanislas.

Laß mir . . .

Laß mir die kühle, feste Hand
Nur eine Weile noch,
Mir ist, als trüge leichter dann
Mein Nacken das schwer Joch;
Laß still und fest in meinem Blick
Dein ernsthaft Auge weilen,
Versuche noch, was Du vermagst
An meiner Seele zu heilen.

Einer anderen jungen Buchhalterin wollte es trotz der vorzüglichsten Zeugnisse und einer sehr schönen Handschrift durchaus nicht glücken, eine berufsgemäße Beschäftigung zu finden, weil ihr Äußeres wenig ansprechend wirkte und ihr Auftreten, je öfter sie mit ihren Versuchen scheiterte, jener ruhigen Sicherheit mehr und mehr verlustig ging, die von den Bewerbern um eine Stellung bei persönlicher Vorstellung durchaus verlangt wird. Wenn nur einmal diejenigen, welche den schüchtern und scheu auftretenden Bewerber achselzuckend als offenbar ungeeignet abweisen, selbst auch nur einen Teil all der Demütigungen und Enttäuschungen zu durchkosten hätten, die so ein unglückliches Stiefkind Fortunas zu tragen verurteilt wird, sie würden einsehen, wie schwer, oft unmöglich es ist, immer wieder mutig und mit frohem Gesicht dem täglich sich erneuenden Kampfe entgegenzugehen. Hedwig besaß jedenfalls diese schwere Kunst in nur geringem Maße, und schon wollte sie, an jedem Gelingen verzweifelnd, Berlin, das auch ihr wie vielen Schicksalsgenossinnen das Dorado für den Erwerbsuchenden geschienen, den Rücken kehren, als sie ihre Bemühungen doch noch unerwarteterweise von Erfolg gekrönt sah. Freilich auf andere Art, als sie beabsichtigte. In einer Lichtschirmfabrik ward eine Arbeiterin zum Bemalen der für die Gegenstände zu verwendenden Stoffteile gesucht, und da Hedwig ehedem in ihren Mußestunden ein wenig den Pinsel geführt, fiel ihr ein, daß ihr dies vielleicht jetzt zu gute kommen könne. Denn wenig ist immerhin mehr als nichts und so wanderte sie eines Morgens nach der Fabrik. Die kleinen Probearbeiten, die sie ausführen mußte, gefielen, und von nun an saß die Handelsbeflissene mit dem Pinsel in der Hand und ließ auf kleinen Gaze- und Atlasstückchen flutdurchsegelnde Schwäne, dunkle Waldlandschaften, lauschende Rehe, tändelnde Amoretten oder buntfarbige Blumenstücke entstehen. Die Arbeit war amüsant, aber wenig lohnend, denn das Dutzend brachte 20 bis 40 Pfennig. Mit der Zeit aber ging ihr's sehr flott von der Hand, ihre Einnahme vergrößerte sich, und als man ihr später einen Teil der Buchführung mit anvertraute, fühlte sie all ihre Erwartungen übertroffen und sich, den Verhältnissen angemessen, ziemlich glücklich.

Von all den andern Mädchen, die oft aus fernen Provinzen, vorzüglich aus dem Nordosten, nach der Reichshauptstadt gekommen, im Herzen einen goldenen Traum von dem reichen Glücke, das ihnen in Berlin erblühen müsse, sind die meisten, arm an Hoffnung, aber reicher um manche Erfahrung, aus den Mauern des Heims geschieden. Manche nahmen die Erkenntnis in ihre Heimat mit, daß man, um in der Hauptstadt fortzukommen, alle Kenntnisse und Fähigkeiten zugleich inne haben müsse; daß es sich ganz gut vertragen müsse, die Wäsche zu waschen, die Zimmer zu bohnen, die Küche zu versehen und zugleich den Kindern in Musik und französischer Konversation Unterricht zu erteilen. Denn mehr als einmal kam es vor, daß von einer Dame jemand zur Überwachung und Erziehung der Kinder, zur Gesellschaft und Unterhaltung der Hausfrau, zugleich aber für die gröbste häusliche Arbeit gesucht wurde, gegen ein möglichst winziges Gehalt natürlich. Hielt man ihr dagegen vor, daß von einem gebildeten Mädchen doch schwerlich eine Arbeit wie Stubenbohnen verlangt werden könne, so klang es zurück: „Nun, ich suche eben kein ‚Fräulein‘, ich suche mehr ein Hausmädchen!“

Von all den Vertreterinnen der verschiedenen Arten weiblicher Thätigkeit waren die einzigen, die immer Glück hatten, nach denen stets Verlangen getragen ward und die die höchsten Gehälter erhielten — die Köchinnen! Von solchen war keine je länger als wenige Stunden außer Stellung. Kochen ist ja leider diejenige Kunst, von der ein guter Teil der jungen Berliner Hausfrauen, aller Kochschulen ungeachtet, am wenigsten versteht.

Im Heim ward übrigens später, nachdem es verlegt war, auch eine „Kochschule“ eingerichtet, ob mit Erfolg? Überhaupt geben viel neue und veränderte Einrichtungen, die sich jetzt im Heim eingebürgert haben, diesem ein früheren „Heimkindern“ fremdes Aussehen; teils, nach außen hin, ein bedeutend verschönertes, teils aber, nach innen, ein weniger behagliches, seit durch den eingeführten Mittagstisch allzuviel nicht „heimische“ Elemente eindringen. Nur in dem einen bleibt das Gesicht des Heims unverändert: in dem steten Kommen und Gehen friedloser Daseinskämpferinnen, die unter seinem Schutz wenigstens für kurze Frist das Gefühl der Sicherheit, das „Daheim“ suchen, das ihnen ein hartes Geschick allzufrüh versagt. Möchte es noch lange bestehen als Asyl für die verstoßenen Kinder des Glücks!

Versäumt.

In des Frühlings Blütentagen
Gingen wir im Sonnenlicht,
Hatten vieles uns zu sagen,
Sagten nur das eine nicht.

Viel zu traumhaft war das Leben,
Viel zu leuchtend schien der Tag,
Und es ging mit heißem Beben
Viel zu bang des Herzens Schlag.

Hab' es still in mir getragen
Bis die Blütenwelt verweht, —
Gerne möchte jetzt ich's sagen,
Und nun ist es viel zu spät.

Max Brenke.

Die „unehrlichen“ Leute des Mittelalters.

II.

Das Vorurteil der Menge in betreff der Unehrlichkeit übertrug sich vom Henker natürlich auch auf die anderen Organe der Strafvollstreckung, auf Gerichts- und Polizeidiener. Der angeborene Widerwille des freien Mannes gegen alles Denunzieren und Dingfestmachen belegte jene, welche sich kraft ihres Berufes damit befassen mußten, sehr bald mit ähnlichem Odium wie den zum Nachrichter herabgesunkenen, ehedem ehrbar gewesenen Fronboten. Gassenkehrer und Feldhüter mögen anfänglich ihrer wenig sauberen Hantierung wegen mißachtet worden sein, wozu bei den Feldhütern noch der Umstand trat, daß sie meist aus verkommenen, den Gemeinden zur Last liegenden Subjekten bestanden. Und neben einem Zöllner bei Tische zu sitzen galt bekanntlich schon zu Christi Zeiten für schimpflich, weil das Volk von altersher den Zöllnern Unredlichkeiten und ein weites Gewissen zum Vorwurf machte, auch das mit diesem Stande nun einmal

verknüpfte Spionieren und Anzeigen nicht dazu geeignet war, ihren Leumund zu verbessern. Ein natürliches Grauen vor Leichen und allem, was mit Sterben und Toten zusammenhängt, mag den Grund gegeben haben, auch die Totengräber von den ehrbaren oder ehrlichen Ständen auszuschließen. Endlich sind hierhergehörig noch die Türmer, Bettelvögte und Nachtwächter — erstere vermutlich, weil der Türmerdienst häufig zu den Obliegenheiten des Scharfrichters zählte, der ihn durch seine Knechte versehen ließ. Oder es lagen die Kerker in den festen Türmen, und die Turmwächter fungierten dann nebenbei auch als Schließer oder Gefangenwärter, die, wie oben erwähnt, sämtlich für unehrlich galten. Die Bettelvögte diskredierte ebenfalls ihr Verhältnis zur strafenden Justiz, und die Nachtwächter desgleichen, weil sie teils mit zum Einfangen von Dieben und Vagabunden benutzt wurden, teils sonst einen für unehrlich erachteten Nebenverdienst ausüben mußten.

Von diesen bisher aufgeführten Dienstarten unterschieden sich dann die unehrlichen Gewerbe, welche zwar nicht ganz „recht- und friedlos“ (d. h. vogelfrei) machten, dennoch aber vom Volke nicht geachtet waren und mit einem gewissen Makel behaftet erscheinen. Es fallen unter diese Rubrik: Bader und Bartscherer, die Schäfer und Hirten, die Müller, fahrende Spielleute und Gaukler aller Art, endlich die Prostituierten.

Nach mittelalterlicher Anschauung galt die Pflege und Berührung eines anderen als des eigenen Körpers für entehrend und unziemlich eines freien Mannes, was zur Folge hatte, daß in den zahlreichen öffentlichen Badestuben nur liederliches Dienstvolk hantierte, und diese Anstalten überaus sittenlos waren. Ehrbare Leute mieden deshalb jeden Umgang mit Badern, Heildienern und den auf gleicher Stufe stehenden Bartscherern, deren Gewerbe ja auch das Betasten fremder Gesichter ꝛc. notwendig machte. Und da der Freigeborene nur Erbgesessene, d. h. solche, die auf eigenem Grund und Boden hausten, zu seinesgleichen rechnete, setzte er auch den besitzlosen armen Hirten gesellschaftlich hintenan, welcher außerhalb des Dorfes im Gemeinde- oder Hirtenhause mit den Ortsarmen, Krüppeln u. dgl. wohnen mußte. Aus ähnlicher Ursache wurde auch der friedliche, unkriegerische Schäfer, besonders wenn er kein Freigeborener war, über die Achsel angesehen. Seine Söhne durften nicht in ehrbare Zünfte eintreten, und trotzdem Schäfer wie Hirten oft als Wunderdoktoren und Hexenmeister viel Zulauf bekamen, spottete das Volk doch: „Schäfer und Schinder — Geschwisterkinder!“ Zur geringen Wertschätzung der Müller soll die Unsitte des „Molterns“ (heut „Metzen“ genannt!) ein gutes Teil haben, und schon unter Kaiser Karl d. Gr. waren Müllerssöhne von allen geistlichen Ämtern und Würden ausgeschlossen. An manchen Orten hatten die Müller sogar die Verpflichtung, die Galgenleitern zu liefern.

Daß alles fahrende Volk — so genannt, weil sein ganzer Reichtum und Besitz sich gewöhnlich auf die „Fahrhabe“ beschränkte, d. h. auf das, was sie an und bei sich trugen — selbst wenn es ein sonst geachtetes Handwerk betrieb, der mittelalterlichen Seßhaftigkeit und Unduldsamkeit gegenüber immer zu kurz kam, dürfte nach dem bisher Gesagten nicht mehr befremden. Die Geschlossenheit der Zünfte ließ eben Nichtortsangehörige nirgends emporkommen, und da man andererseits derartige verhaßte Konkurrenz doch nicht gänzlich hindern konnte, so suchte man ihnen wenigstens moralisch etwas anzuhängen und sie in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Das Beiwort „fahrend“ hat deshalb bei mittelalterlichen Bezeichnungen auch stets eine verächtliche Bedeutung. Konnte sich eine Stadt oder ein Ort des fahrenden Gesindels nicht mehr erwehren, so wurde kurzer Prozeß gemacht und jenes ungefragt mit Gewalt über die Grenzen des Weichbildes (Bannmeile) geschafft. Natürlich griff der Nachbar, der es jetzt aufgehalst bekam, zu demselben Radikalmittel, bis schließlich die Hinundhergehetzten wieder am Ausgangspunkte anlangten, falls sie nicht inzwischen die Nemesis erreicht hatte. Die öffentliche Sicherheit gegen Ende des Mittelalters ließ denn auch sehr viel zu wünschen übrig, und der offen und ohne Scheu getriebenen Unsittlichkeit entsprach eine Roheit und Brutalität des Pöbels, welche jeder Beschreibung spotten. Bei solchen Zuständen mußten die „Fahrenden“, zumal ihnen ein bestimmter Wohnsitz mangelte und sie infolgedessen unzünftig waren, jenen Ausgestoßenen angehören, die gleich nach dem Henker rangierten. Eine alte Reichspolizeiordnung schreibt „denen Schalksnarren, Pfeifern, Landfahrern, Singern und Reimensprechern“ (zu den Landfahrern zählten außer Spielleuten und Bänkelsängern, Fechtern und Ringkämpfern auch Tänzerinnen, Gaukler, Jongleurs und Komödianten) eine besondere, recht auffällige Kleidung vor, auf daß die „ehrlichen Leute sich desto leichter vor Schaden hüten und von ihrer Gemeinschaft absondern könnten . . .“

Zuerst von allen fahrenden Spielleuten wurden die Trompeter und Pfeifer zünftig, die sich selbst stets für besser gedünkt hatten als die Pauker und Hornisten. Ein Reichsgesetz erklärte sie ausdrücklich für ehrlich, sie erhielten nun feste Bestallungen im Heere, an landesherrlichen Höfen wie bei den reichsstädtischen Magistraten, auch durften sie Lehrlinge annehmen und ausbilden. Später, mit dem Aufblühen der Kirchenmusik, ging aus dieser Gilde der Ratsmusikanten oder Kunstpfeifer gar mancher tüchtige Kantor und Organist hervor. Auch das damals verachtete „Komödiantenvolk“, der Schauspielerstand, erfreut sich längst vollster Gleichstellung mit den übrigen Gesellschaftsklassen, freilich nicht ohne harte und langwierige Kämpfe!

Hoffentlich wird nach diesen in flüchtigen Strichen gezeichneten Bildern deutscher Vergangenheit der geneigte Leser uns beipflichten, daß es unter Umständen sein Mißliches haben könne, immer die „gute, alte Zeit“ im Munde zu führen und modernen Verhältnissen gegenüber als Trumpf auszuspielen. Was damals großes Herzeleid und unsägliches Elend verschuldete, das betrachten wir heute als überwundenen Standpunkt, wie beispielsweise das Thema von den „unehrlichen Leuten“.

A. Stanislas.

Laß mir . . .

Laß mir die kühle, feste Hand
Nur eine Weile noch,
Mir ist, als trüge leichter dann
Mein Nacken das schwer Joch;
Laß still und fest in meinem Blick
Dein ernsthaft Auge weilen,
Versuche noch, was Du vermagst
An meiner Seele zu heilen.

Mit Dir erlischt mein Stern und Trost
Du klares, reines Licht;
Wie wird mir fehlen überall
Dein herziges Angesicht!
Dann steh' ich wieder ganz allein
Im rauhen Sturmestosen; . . .
O gieb, was Du noch geben kannst,
Dem Liebe- und Freudelosen.

Hans Biermann.

Vermischte Anzeigen.

Bei Schmidt & Günther in Leipzig ist die Fortsetzung des mit so großem Beifall aufgenommenen Werkes über **Napoleon I.** von Armand Dayot erschienen. Nicht weniger als 57 Textillustrationen und 7 Vollbilder und zwar „Oberstlieutenant Napoleon Bonaparte — Kaiser Napoleon I." — „Marie Louise und der König von Rom." (Versailler Galerie.) — „Ein Paradetag zur Zeit Napoleons (1810)." — „Totenmaske Napoleons." — „Der Kaiser" nach David. — „Die große Krönungsprozession." — „Übergang über den Niemen am 12. Juni 1812 und Beginn des Krieges von 1812, 1813, 1814." — zieren die 14 bis 17. Lieferung dieses empfehlenswerten Prachtwerkes, durch das die Litteratur über den großen Eroberer und sein Schicksal thatsächlich bereichert wird.

Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Hermann Althof. (G. D. Göschen, Leipzig.)

Auf Grund sorgfältiger Durchsicht des lateinischen Urtextes wird hier eine Übersetzung des altehrwürdigen Walthariliedes geboten. Gegenüber den vorhandenen zahlreichen, aber meist lückenhaften und vielfach unrichtigen Übertragungen, von denen die Scheffels die verbreitetste sein dürfte, zeichnet sich die gegenwärtige Wiedergabe aus, sowohl durch einen bedeutsamen Fortschritt im Verständnis des Textes als auch durch treue Wahrung der äußeren Erscheinung des Originales. Es ist nicht nur die hexametrische Versform beibehalten, sondern auch dem Ausdruck etwas von der urwüchsigen Rauheit der Sprache des St. Galler Mönches Ekkehard geblieben.

Freilich auch die treueste und richtigste Übersetzung kann für sich uns noch nicht ein lückenloses Verständnis und damit den vollen Genuß der herrlichen Dichtung gewährleisten. Ist sie doch geradezu gespickt mit Beziehungen auf uralte deutsche Sitten und Verhältnisse. Hierüber wird der Leser unterrichtet durch die fortlaufenden und tiefgreifenden Erläuterungen, die, für sich betrachtet, eine kurzgefaßte deutsche Altertumskunde in einer dem Texte folgenden Anordnung bilden. Möge das inhaltsreiche, bei billigem Preis bestens ausgestattete Büchlein dazu beitragen, die Jugend für Art und Sitte unserer Vorfahren, für die Reinheit, die Kraft und den hohen Adel altdeutschen Heldensanges zu begeistern. Der Preis, 80 Pf. geb., ermöglicht jedem die Anschaffung.

Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Dritte erweiterte Auflage. (Hamburg und Leipzig 1896, Leopold Voß.)

Wir freuen uns, daß diesem Buche, dessen erste Auflage wir unseren Lesern warm empfehlen konnten, ein so günstiger Stern leuchtet. Der Verf. hat einen „Rückblick und Ausblick 1896" angehängt, sonst aber alles unverändert gelassen. Und mit Recht, denn ein aus Vorlesungen entstandenes Buch wirkt in der ursprünglichen Fassung am besten. Den Lesern, die das Werk nicht kennen und die Entwickelung der deutschen Bühnendichtung mit Teilnahme verfolgen, sei es nochmals bestens empfohlen.

Welch' hervorragenden Platz Robert Burns in der englischen nicht nur, sondern in der Weltlitteratur einnimmt, ist bekannt. Mit Freuden darf man es begrüßen, daß der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. die Lieder und Balladen nebst einer Auswahl der Gedichte des großen Dichters in seine **Bibliothek der Gesamtlitteratur** als Nr. 930—934 (geh. 1,25 Mk., in Leinen geb. 1,50 Mk, in eleg. Geschenkband 3 Mk.) aufgenommen hat. Gerade jetzt, wo — am 21. Juli — die Feier der hundertsten Wiederkehr von Robert Burns' Todestag stattgefunden, hat erscheint die schöne Ausgabe doppelt willkommen. Die Herausgeberin W. Prinzhorn, unsere Mitarbeiterin, hat nicht nur das Beste aus den bisherigen Burnsübersetzungen hier vereint, sondern auch eine stattliche Reihe neuer Übertragungen aus ihrer eigenen Feder, sowie von F. Dobbert und C. Cornelius beigefügt. Die folgenden Nummern bringen in zwei Bänden eine Biographie Sonja Kowalewskys, dieser geistreichen und doch glücklosen Frau, und zwar Band I Kindheitserinnerungen, von ihr selbst erzählt (Nr. 935, 936, geh. 50 Pf., geb. 75 Pf.); Band II „Was ich mit ihr zusammen erlebt und was sie mir von sich erzählt hat" von Charlotte Leffler (Nr. 937, 938 geh. 50 Pf., geb. 75 Pf. Beide Teile in einem Bande 1,25 Mk.) In vortrefflichen Übertragungen vorliegend, werden beide Bände in einer Zeit, die die Frauenfrage so lebhaft diskutiert, besondere Teilnahme finden. Der folgende Band vermittelt dem Leser die Bekanntschaft des bedeutendsten nordamerikanischen Schriftstellers Edgar Allan Poe. Seine Erzählungen wunderbarer und unheimlicher Begebenheiten in Auswahl (Nr. 939—942 geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.) dürfen als geradezu klassische Erzeugnisse in ihrer Art bezeichnet werden. Das letzte Bändchen endlich bringt den vierten Teil der Argonautengeschichten von Bret Harte, übersetzt von Johannes Hoops (Nr. 943, geh. 25 Pf., geb. 50 Pf.). Bret Hartes glänzendes Erzählertalent zeigt sich auch hier im besten Lichte.

Von der **Allgemeinen Kunstgeschichte,** in Verbindung mit andern herausgegeben von H. Knackfuß, (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) ist soeben die zweite Abteilung erschienen, mit welcher der erste Band: „Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters" von Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann fortgesetzt wird. Der geschätzte Verfasser führt darin die beiden Höhepunkte der griechischen Kunst, die Zeitalter des Phidias und des Praxiteles vor. Außer den künstlerischen Elementen werden auch die kulturgeschichtlichen betont, die nicht nur zu Anfang jedes Abschnitts zu sehr beachtenswerten, formvollendet geschriebenen Kulturbildern zusammengefaßt werden, sondern auch den übrigen Text durchsetzen. Die Erläuterung der einzelnen Kunstwerke beweist nicht nur große Quellenkenntnis, sondern auch das Feingefühl, ohne dessen Beihilfe jede kunstgeschichtliche Arbeit im Kerne nüchtern bleibt. Prof. Zimmermann trägt in sich ein Gutteil nachschaffender Einbildungskraft, die heute manchem gelehrten Kunsthistoriker ganz abgeht. Es ist lebhaft zu wünschen, daß die Fortsetzer des Werkes ihm darin gleichen. Wie auch der Strom der künstlerischen Entwicke-

lung im ganzen verfolgt wird, und die Darstellung überall leicht verständlich ist, so entsteht ein fesselndes und lebendiges Gesamtbild, welches den Leser in beständiger Spannung erhält. Der Text wird erläutert durch eine große Fülle schöner Abbildungen, die meisterhaft nach den Urbildern wiedergegeben sind, darunter ist eine Anzahl solcher, die zum ersten Mal veröffentlicht werden. Das schöne Werk ist nicht nur für sich eine bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, für welche in immer weiteren Kreisen das lebhafteste Interesse erwacht, sondern es wird auch den Besitzern der bekannten Knackfußschen Künstlermonographien als Ergänzung willkommen sein.

Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichten. Von Hans Schliepmann. (Berlin 1896, Schuster und Loeffler.)

Der hübsch ausgestattete Band enthält sechs Geschichten: „Röhlers"; „Warum mein Schuster trinkt"; „Wie ich mich als ‚Seele von Mensch' entdeckte"; „Frei sein!"; „Marie Kunze" und „Wenn man Maler zu Freunden hat". Rein erzählend sind nur die letzten zwei, beide in ihrer Art gelungen. Aber der Hauptwert des Buches liegt in den anderen. Scheinbar harmlos enthalten sie eindringliche Wahrheiten; die Ironie tritt nur leise hervor, aber ist dennoch scharf und treffend; das Gefühl gehalten und doch kräftig. Diese vier Geschichten enthalten mehr Belehrendes, als viele Predigten und erschüttern stellenweise jeden, der Herz und Kopf an der richtigen Stelle trägt. Ich empfehle das Werk unseren Lesern angelegentlich. L.

Dulcamara. Von Paul Garin. (Regensburg 1896, W. Wunderling.)

„Süßbitteres" wie das Leben giebt dieses Buch. Man braucht nicht dem Urheber stets beizustimmen, kann sogar in manchem entgegengesetzte Ansichten vertreten. Dennoch wird jeder tiefere Leser ihm Achtung zollen müssen. Denn dieses Buch ist ein erlebtes; der Verf. hat das Treiben um sich mit Klugheit beobachtet, besitzt weiten Blick, aber was mir noch mehr gilt, er hat ein warmes Gemüt, in dem allein schließlich auch der echte Geist wurzelt. In manchem Abschnitte — besonders dem 15., der die socialen Fragen behandelt — ist manches zu allgemein gefaßt, und darum schief, aber es findet sich eine Fülle von wahren und zum Teil bedeutenden Aussprüchen, die ernster Überlegung wert sind. Möge das Buch recht viele Käufer und Nachdenker finden. Vielleicht bringe ich noch einen Abschnitt in der Beilage. L.

Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. (Berlin 1895, W. Kleiststr. 14, Hermann Walther.)

Der Verf. ist ein gebildeter, kluger Mann; das Werk ist auch für die Schriftsteller, die für die Bühne arbeiten, von Wert und enthält vortreffliche Fingerzeige. Dennoch macht es einen zwiespältigen Eindruck. Der Urheber hat viel tiefere Einsichten in die wahre Kunst, als man aus manchem Ratschlag entnehmen kann. Aber so oft er auch auf diese hinweist, andernorts läßt er wieder für den Durchschnitt allzuweitherzige Duldung herrschen. Indessen hat das den Vorteil, daß sowohl die Handwerker, die keine Kopfwerker sind, als auch Dichter, die im Handwerke unsicher sind, manches Gute aus dem Buche schöpfen können. Dabei ist der Vortrag lebendig und anregend. (5 Mk.) L.

Von den neusten Heften der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Wilh. Wattenbach (Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter), heben wir als empfehlungswert folgende hervor:

Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Auerbacher. Von Max Radlkofer in Augsburg.

Der Wandel deutschen Gefühlslebens. Von Dr. Georg Steinhausen (reich an feinen Bemerkungen).

Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. Von Theodor Ebner, Karlsruhe.

Die sibyllinischen Bücher in Rom. Von Dr. Karl Schulteß.

Bertha von Marenholtz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbels. Von Henriette Goldschmidt.

Die Bildung des Harzgebirges. Von Otto Lang. Mit 2 Tafeln in Farbendruck.

Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Martin Wagner.

Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Von Prof. Dr. Immanuel Schmidt (mit vorzüglich übersetzten Proben).

Die Sammlung bezieht man am besten als fester Besteller, da dann das Heft nur 50 Pf. kostet.

Drei Essays. Von Ralph Waldo Emerson, Deutsch von Thora Weigand. (München 1896, Hermann Lukaschik, G. Franzsche Hofbuchhandlung.)

Das Büchlein, von Wilh. Weigand eingeleitet, enthält drei der besten Essays: Die Weltseele; Natur; Ausgleichungen, übersetzt von der Gattin des bekannten Schriftstellers. Es sei gleich bemerkt, daß die Verdeutschung sich sehr gut liest. Was bei Emerson stets wirkt, ist die Gesinnung; ist er auch im strengen Sinne kein thatsächlich selbständiger Denker, so hat er Übernommenes doch eigenartig durchgefühlt und dann wieder persönlich dargestellt. Das, was er von Deutschland erhielt, den Idealismus, hat er mit Liebe ergriffen, weil er einem Grundzuge seines Wesens entgegenkam. Er regt an, er erwärmt und darum kann er auf viele Leser wirken und ihnen Anstöße zum sittlichen Handeln und Fühlen geben. Die ausgewählten Stücke kennzeichnen den Mann vortrefflich. Ich empfehle das Heft auch unseren Leserinnen bestens. L.

Vom Wege.

Von **Anna Behnisch**.

Hinterlist und Bosheit, an ihnen begangen, können die Menschen vergeben; eins aber verzeihen sie nie: wenn man größer denkt als sie selber.

*

Die Menschen mögen uns alles gönnen, was uns das Schicksal schenkt an Glück und Gunst, — was wir aus eigener Kraft erringen, neiden sie uns doch; denn das aus eigener Kraft Errungene hebt den Wert der Persönlichkeit und den vertragen die wenigsten.

*

Betrüge den Menschen um seine Jugend und Du untergräbst ihm seine Lebensfähigkeit. Denn wie soll der Herbst Früchte bringen, wenn der Frühling keine Blüten hat?

*

Der Mensch mag vergessen lernen, auch seine Leiden. Nur das Traumbild von Glück vergißt er nie. Und darum findet er auf Erden keine Ruh!

*

Mit Dir erlischt mein Stern und Trost
Du klares, reines Licht;
Wie wird mir fehlen überall
Dein herziges Angesicht!
Dann steh' ich wieder ganz allein
Im rauhen Sturmestosen; . . .
O gieb, was Du noch geben kannst,
Dem Liebe- und Freudelosen.

Hans Biermann.

Vermischte Anzeigen.

Bei Schmidt & Günther in Leipzig ist die Fortsetzung des mit so großem Beifall aufgenommenen Werkes über **Napoleon I.** von Armand Dayot erschienen. Nicht weniger als 57 Textillustrationen und 7 Vollbilder und zwar „Oberstlieutenant Napoleon Bonaparte — Kaiser Napoleon I." — „Marie Louise und der König von Rom." (Versailler Galerie.) — „Ein Paradetag zur Zeit Napoleons (1810)." — „Totenmaske Napoleons." — „Der Kaiser" nach David. — „Die große Krönungsprozession." — „Übergang über den Niemen am 12. Juni 1812 und Beginn des Krieges von 1812, 1813, 1814." — zieren die 14 bis 17. Lieferung dieses empfehlenswerten Prachtwerkes, durch das die Litteratur über den großen Eroberer und sein Schicksal thatsächlich bereichert wird.

Das Waltharilied. Ein Heldensang aus dem 10. Jahrhundert im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert von Prof. Dr. Hermann Althof. (G. D. Göschen, Leipzig.)

Auf Grund sorgfältiger Durchsicht des lateinischen Urtextes wird hier eine Übersetzung des altehrwürdigen Walthariliedes geboten. Gegenüber den vorhandenen zahlreichen, aber meist lückenhaften und vielfach unrichtigen Übertragungen, von denen die Scheffels die verbreitetste sein dürfte, zeichnet sich die gegenwärtige Wiedergabe aus, sowohl durch einen bedeutsamen Fortschritt im Verständnis des Textes als auch durch treue Wahrung der äußeren Erscheinung des Originales. Es ist nicht nur die hexametrische Versform beibehalten, sondern auch dem Ausdruck etwas von der urwüchsigen Rauheit der Sprache des St. Galler Mönches Ekkehard geblieben.

Freilich auch die treueste und richtigste Übersetzung kann für sich uns noch nicht ein lückenloses Verständnis und damit den vollen Genuß der herrlichen Dichtung gewährleisten. Ist sie doch geradezu gespickt mit Beziehungen auf uralte deutsche Sitten und Verhältnisse. Hierüber wird der Leser unterrichtet durch die fortlaufenden und tiefgreifenden Erläuterungen, die, für sich betrachtet, eine kurzgefaßte deutsche Altertumskunde in einer dem Texte folgenden Anordnung bilden. Möge das inhaltsreiche, bei billigem Preis bestens ausgestattete Büchlein dazu beitragen, die Jugend für Art und Sitte unserer Vorfahren, für die Reinheit, die Kraft und den hohen Adel altdeutschen Heldensanges zu begeistern. Der Preis, 80 Pf. geb., ermöglicht jedem die Anschaffung.

Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Vorlesungen, gehalten an der Universität Bonn von Berthold Litzmann. Dritte erweiterte Auflage. (Hamburg und Leipzig 1896, Leopold Voß.)

Wir freuen uns, daß diesem Buche, dessen erste Auflage wir unseren Lesern warm empfehlen konnten, ein so günstiger Stern leuchtet. Der Verf. hat einen „Rückblick und Ausblick 1896" angehängt, sonst aber alles unverändert gelassen. Und mit Recht, denn ein aus Vorlesungen entstandenes Buch wirkt in der ursprünglichen Fassung am besten. Den Lesern, die das Werk nicht kennen und die Entwickelung der deutschen Bühnendichtung mit Teilnahme verfolgen, sei es nochmals bestens empfohlen.

Welch' hervorragenden Platz Robert Burns in der englischen nicht nur, sondern in der Weltlitteratur einnimmt, ist bekannt. Mit Freuden darf man es begrüßen, daß der Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. die Lieder und Balladen nebst einer Auswahl der Gedichte des großen Dichters in seine **Bibliothek der Gesamtlitteratur** als Nr. 930–934 (geh. 1,25 Mk., in Leinen geb. 1,50 Mk, in eleg. Geschenkband 3 Mk.) aufgenommen hat. Gerade jetzt, wo — am 21. Juli — die Feier der hundertsten Wiederkehr von Robert Burns' Todestag stattgefunden, hat erscheint die schöne Ausgabe doppelt willkommen. Die Herausgeberin W. Prinzhorn, unsere Mitarbeiterin, hat nicht nur das Beste aus den bisherigen Burnsübersetzungen hier vereint, sondern auch eine stattliche Reihe neuer Übertragungen aus ihrer eigenen Feder, sowie von F. Dobbert und C. Cornelius beigefügt. Die folgenden Nummern bringen in zwei Bänden eine Biographie Sonja Kowalewskys, dieser geistreichen und doch glücklosen Frau, und zwar Band I Kindheitserinnerungen, von ihr selbst erzählt (Nr. 935, 936, geh. 50 Pf., geb. 75 Pf.); Band II „Was ich mit ihr zusammen erlebt und was sie mir von sich erzählt hat" von Charlotte Leffler (Nr. 937, 938 geh. 50 Pf., geb. 75 Pf. Beide Teile in einem Bande 1,25 Mk.) In vortrefflichen Übertragungen vorliegend, werden beide Bände in einer Zeit, die die Frauenfrage so lebhaft diskutiert, besondere Teilnahme finden. Der folgende Band vermittelt dem Leser die Bekanntschaft des bedeutendsten nordamerikanischen Schriftstellers Edgar Allan Poe. Seine Erzählungen wunderbarer und unheimlicher Begebenheiten in Auswahl (Nr. 939–942 geh. 1 Mk., geb. 1,25 Mk.) dürfen als geradezu klassische Erzeugnisse in ihrer Art bezeichnet werden. Das letzte Bändchen endlich bringt den vierten Teil der Argonautengeschichten von Bret Harte, übersetzt von Johannes Hoops (Nr. 943, geh. 25 Pf., geb. 50 Pf.). Bret Hartes glänzendes Erzählertalent zeigt sich auch hier im besten Lichte.

Von der **Allgemeinen Kunstgeschichte,** in Verbindung mit andern herausgegeben von H. Knackfuß, (Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig) ist soeben die zweite Abteilung erschienen, mit welcher der erste Band: „Kunstgeschichte des Altertums und des Mittelalters" von Prof. Dr. Max Gg. Zimmermann fortgesetzt wird. Der geschätzte Verfasser führt darin die beiden Höhepunkte der griechischen Kunst, die Zeitalter des Phidias und des Praxiteles vor. Außer den künstlerischen Elementen werden auch die kulturgeschichtlichen betont, die nicht nur zu Anfang jedes Abschnitts zu sehr beachtenswerten, formvollendet geschriebenen Kulturbildern zusammengefaßt werden, sondern auch den übrigen Text durchsetzen. Die Erläuterung der einzelnen Kunstwerke beweist nicht nur große Quellenkenntnis, sondern auch das Feingefühl, ohne dessen Beihilfe jede kunstgeschichtliche Arbeit im Kerne nüchtern bleibt. Prof. Zimmermann trägt in sich ein Gutteil nachschaffender Einbildungskraft, die heute manchem gelehrten Kunsthistoriker ganz abgeht. Es ist lebhaft zu wünschen, daß die Fortsetzer des Werkes ihm darin gleichen. Wie auch der Strom der künstlerischen Entwicke-

lung im ganzen verfolgt wird, und die Darstellung überall leicht verständlich ist, so entsteht ein fesselndes und lebendiges Gesamtbild, welches den Leser in beständiger Spannung erhält. Der Text wird erläutert durch eine große Fülle schöner Abbildungen, die meisterhaft nach den Urbildern wiedergegeben sind, darunter ist eine Anzahl solcher, die zum ersten Mal veröffentlicht werden. Das schöne Werk ist nicht nur für sich eine bedeutsame Erscheinung auf dem Gebiete der Kunstgeschichte, für welche in immer weiteren Kreisen das lebhafteste Interesse erwacht, sondern es wird auch den Besitzern der bekannten Knackfußschen Künstlermonographien als Ergänzung willkommen sein.

Wir Gebildeten. Nachdenksame Geschichten. Von Hans Schliepmann. (Berlin 1896, Schuster und Loeffler.)

Der hübsch ausgestattete Band enthält sechs Geschichten: „Nöhlers"; „Warum mein Schuster trinkt"; „Wie ich mich als ‚Seele von Mensch' entdeckte"; „Frei sein!"; „Marie Kunze" und „Wenn man Maler zu Freunden hat". Rein erzählend sind nur die letzten zwei, beide in ihrer Art gelungen. Aber der Hauptwert des Buches liegt in den anderen. Scheinbar harmlos enthalten sie eindringliche Wahrheiten; die Ironie tritt nur leise hervor, aber ist dennoch scharf und treffend; das Gefühl gehalten und doch kräftig. Diese vier Geschichten enthalten mehr Belehrendes, als viele Predigten und erschüttern stellenweise jeden, der Herz und Kopf an der richtigen Stelle trägt. Ich empfehle das Werk unseren Lesern angelegentlich. L.

Dulcamara. Von Paul Garin. (Regensburg 1896, W. Wunderling.)

„Süßbitteres" wie das Leben giebt dieses Buch. Man braucht nicht dem Urheber stets beizustimmen, kann sogar in manchem entgegengesetzte Ansichten vertreten. Dennoch wird jeder tiefere Leser ihm Achtung zollen müssen. Denn dieses Buch ist ein erlebtes; der Verf. hat das Treiben um sich mit Klugheit beobachtet, besitzt weiten Blick, aber was mir noch mehr gilt, er hat ein warmes Gemüt, in dem allein schließlich auch der echte Geist wurzelt. In manchem Abschnitte — besonders dem 15., der die socialen Fragen behandelt — ist manches zu allgemein gefaßt, und darum schief, aber es findet sich eine Fülle von wahren und zum Teil bedeutenden Aussprüchen, die ernster Überlegung wert sind. Möge das Buch recht viele Käufer und Nachdenker finden. Vielleicht bringe ich noch einen Abschnitt in der Beilage. L.

Dramatische Handwerkslehre. Von Avonianus. (Berlin 1895, W. Kleiststr. 14, Hermann Walther.)

Der Verf. ist ein gebildeter, kluger Mann; das Werk ist auch für die Schriftsteller, die für die Bühne arbeiten, von Wert und enthält vortreffliche Fingerzeige. Dennoch macht es einen zwiespältigen Eindruck. Der Urheber hat viel tiefere Einsichten in die wahre Kunst, als man aus manchem Ratschlag entnehmen kann. Aber so oft er auch auf diese hinweist, andernorts läßt er wieder für den Durchschnitt allzuweitherzige Duldung herrschen. Indessen hat das den Vorteil, daß sowohl die Handwerker, die keine Kopfwerker sind, als auch Dichter, die im Handwerke unsicher sind, manches Gute aus dem Buche schöpfen können. Dabei ist der Vortrag lebendig und anregend. (5 Mk.) L.

Von den neusten Heften der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von R. Virchow und Wilh. Wattenbach (Hamburg, Verlagsanstalt vorm. J. F. Richter), heben wir als empfehlungswert folgende hervor:

Die sieben Schwaben und ihr hervorragendster Historiograph Ludwig Auerbacher. Von Max Radlkofer in Augsburg.

Der Wandel deutschen Gefühlslebens. Von Dr. Georg Steinhausen (reich an feinen Bemerkungen).

Vom deutschen Handwerk und seiner Poesie. Von Theodor Ebner, Karlsruhe.

Die sibyllinischen Bücher in Rom. Von Dr. Karl Schulteß.

Bertha von Marenholtz-Bülow. Ihr Leben und Wirken im Dienste der Erziehungslehre Friedrich Fröbels. Von Henriette Goldschmidt.

Die Bildung des Harzgebirges. Von Otto Lang. Mit 2 Tafeln in Farbendruck.

Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Martin Wagner.

Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Von Prof. Dr. Immanuel Schmidt (mit vorzüglich übersetzten Proben).

Die Sammlung bezieht man am besten als fester Besteller, da dann das Heft nur 50 Pf. kostet.

Drei Essays. Von Ralph Waldo Emerson, Deutsch von Thora Weigand. (München 1896, Hermann Lukaschik, G. Franzsche Hofbuchhandlung.)

Das Büchlein, von Wilh. Weigand eingeleitet, enthält drei der besten Essays: Die Weltseele; Natur; Ausgleichungen, übersetzt von der Gattin des bekannten Schriftstellers. Es sei gleich bemerkt, daß die Verdeutschung sich sehr gut liest. Was bei Emerson stets wirkt, ist die Gesinnung; ist er auch im strengen Sinne kein thatsächlich selbständiger Denker, so hat er Übernommenes doch eigenartig durchgefühlt und dann wieder persönlich dargestellt. Das, was er von Deutschland erhielt, den Idealismus, hat er mit Liebe ergriffen, weil er einem Grundzuge seines Wesens entgegenkam. Er regt an, er erwärmt und darum kann er auf viele Leser wirken und ihnen Anstöße zum sittlichen Handeln und Fühlen geben. Die ausgewählten Stücke kennzeichnen den Mann vortrefflich. Ich empfehle das Heft auch unseren Leserinnen bestens. L.

Vom Wege.

Von **Anna Behnisch.**

Hinterlist und Bosheit, an ihnen begangen, können die Menschen vergeben; eins aber verzeihen sie nie: wenn man größer denkt als sie selber.

*

Die Menschen mögen uns alles gönnen, was uns das Schicksal schenkt an Glück und Gunst, — was wir aus eigener Kraft erringen, neiden sie uns doch; denn das aus eigener Kraft Errungene hebt den Wert der Persönlichkeit und den vertragen die wenigsten.

*

Betrüge den Menschen um seine Jugend und Du untergräbst ihm seine Lebensfähigkeit. Denn wie soll der Herbst Früchte bringen, wenn der Frühling keine Blüten hat?

*

Der Mensch mag vergessen lernen, auch seine Leiden. Nur das Traumbild von Glück vergißt er nie. Und darum findet er auf Erden keine Ruh!

*

Könnt Ihr einen Menschen zum Glücklichsein zwingen? Seht doch mit Euren Beweisen und Folgerungen, daß er eigentlich glücklich sein müßte, wenn — ja, wenn er ebenso dächte und fühlte wie Ihr. — Und ob er recht hat oder nicht mit seinen Gründen zum Unglücklichsein, genügt Euch nicht die Thatsache „er ist unglücklich“ zum Mitleid?

Vermischtes.

Professor Unger von der Wiener Universität war wegen seines Witzes berühmt. Eines der Hauptobjekte von Ungers Witz war ein Abgeordneter, der durch seine Eitelkeit berühmter geworden, als durch seine sonstigen Leistungen. Als man in einer Gesellschaft eine kleine Schwäche des Dr. *** besprach, meinte Unger: „Das ist eine von seinen vier Achillesfersen.“ Und ein andermal: „Dieser Dr. *** ist doch bewundernswert. Wenn heute ein neues juridisches Werk erscheint, hat er es morgen mißverstanden und schreibt übermorgen einen Artikel darüber.“ ... Von einem Staatsmanne, der in seiner geistigen Entwickelung ein wenig zurückgeblieben war, meinte Unger: „Welcher Unterschied ist zwischen Cincinnatus und Graf Y?“ — Antwort: „Als Cincinnatus sich von den Staatsgeschäften zurückzog, ging er hinter dem Pfluge; wenn Graf Y dasselbe thut, muß er vor dem Pfluge gehen.“ ... Einen österreichischen Finanzminister, der von makelloser Ehrlichkeit, aber sonst eben kein Genie war, charakterisierte er mit den Worten: „Dieser Mensch ist zu allem fähig, wenn es ihm nur nichts trägt.“ Und von ihm soll auch die Bemerkung über ein Ministerium stammen: „Die eine Hälfte ist zu nichts fähig, die andere zu allem.“

Eines Tages wurde das Erzdenkmal des großen Philosophen Kant in Königsberg durch ein Bretterhäuschen umkleidet, um dasselbe bis zur Vollendung eines benachbarten Baues vor Staub und anderweitiger Beschädigung zu schützen.

Gerade in den Tagen, da dies geschehen war, langte ein Engländer aus Petersburg an und wünschte dringend das Denkmal des großen Weltweisen kennen zu lernen.

Da dieses nun eben nicht sichtbar war, so schlug der Hotelwirt dem Mylord vor, alle möglichen Herrlichkeiten, die die Stadt sonst biete, erst in Augenschein zu nehmen.

Mylord verweigerte alles, ihm war nur an der Kantstatue gelegen.

Um nun nicht einzugestehen, daß diese, von dem Fremden als einzige betrachtete Sehenswürdigkeit gerade augenblicklich nicht in der Lage sei, Besuche zu empfangen, und dem Engländer seinen Wunsch wenigstens scheinbar zu erfüllen, erfand der Hotelwirt folgenden Ausweg. Er erbot sich, den Fremden selbst zu der Kantstatue zu begleiten, und führte ihn auf den Platz vor der Universität vor das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm III. von Kiß.

Mit großem Interesse betrachtete der Engländer den Pseudo-Kant, äußerte jedoch sein Befremden, daß der große Weltweise in Uniform verewigt sei.

„Ja, sehen Sie,“ entgegnete der gewandte Cicerone, ohne sich verblüffen zu lassen, „bei uns in Deutschland ist eben jeder Soldat. Dies Erzbild wurde gerade zu der Zeit angefertigt, als Kant sein Jahr abdiente.“

Und befriedigt zog der Sohn Albions von dannen.

Der König Friedrich Wilhelm I. sah es nicht ungern, wenn ihm von seinen Unterthanen Geschenke in die Hofküche gemacht wurden. Er äußerte sich darüber mit treuherziger Gutmütigkeit, daß er solche Beweise der Zuneigung gar nicht übelnähme, da ohne Zweifel auf seine Tafel dadurch bessere Speisen kämen, als die sein Küchenmeister einkaufte. Ein Kandidat der Gottesgelahrtheit aus Westfalen hatte hiervon gehört, und da eine Predigerstelle erledigt war, so bat er unmittelbar den König um deren Verleihung und sandte ihm zugleich zwei geräucherte Schinken. Friedrich Wilhelm war sehr ungehalten darüber, die Schinken aber waren ganz nach seinem Geschmack. Auf die Eingabe des Kandidaten ließ er, indem er sie der obersten geistlichen Behörde zusandte, die Verfügung schreiben, dem Supplikanten die erbetene Stelle zu erteilen, falls er in der Prüfung gehörig befunden wäre und sich sonst dazu eigne. Es fiel ihm aber noch ein, daß in dieser Eingabe des Geschenkes der Schinken ausdrücklich Erwähnung gethan sei, und deshalb fügte er als Nachschrift eigenhändig hinzu: „Fressibilia non sunt Bestechia.“

Charles Gravier, Graf von Vergennes, war unter Ludwig dem Sechzehnten Minister des Auswärtigen, als welcher er den Allianzvertrag mit den um ihre Unabhängigkeit von England kämpfenden Vereinigten Staaten von Nordamerika abschloß. Mehr aber als durch seine Staatsaktionen hat er sein Gedächtnis in der diplomatischen Welt erhalten durch die von ihm erfundenen und nach ihm benannten Karten. Dieselben dienten als Pässe oder Empfehlungsbriefe, welche von den diplomatischen Vertretern Frankreichs im Auslande nach Frankreich reisenden Fremden mitgegeben wurden. Anscheinend von der größten Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit, enthielten sie doch durch ihre Form, Farbe und äußere Ausstattung das eingehendste Signalement des Trägers, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, welche Mitteilungen über sich selbst er mit der Karte übergab, auf welcher er nichts weiter las als seinen Namen und darunter in drei Zeilen, daß er von Herrn So und So, Gesandten an dem und dem Hofe, dem Herrn Grafen von Vergennes empfohlen werde.

Die Form der Karte gab zunächst Aufschluß über das Alter des Überbringes; viereckig, länglich, schmal, breit, rund, dreieckig u. s. w. bezeichnete jedes einen Zeitabschnitt wie zwischen 25 und 30, zwischen 30 und 40 u. s. w. Die Farbe der Karte nannte die Nationalität des Besitzers; der Engländer erhielt sie gelb, der Spanier rot, der Portugiese weiß, der Deutsche grün, der Italiener rot und weiß, der Russe grün und weiß u. s. w. Die Interpunktion diente zur Bezeichnung der Religion. Ein Punkt hinter dem Namen ließ den Katholiken, ein Semikolon den Lutheraner, ein Komma den Kalvinisten, ein Gedankenstrich den Juden erkennen; fehlte das Zeichen, so wußte der Minister, er habe es mit einem Atheisten zu thun. Die Gemütsart symbolisierte eine am Rande der Karte befindliche Blume; eine Rose erzählte von einem offenen, zugänglichen Wesen, eine Tulpe von Stolz, ein Veilchen von Bescheidenheit, eine Mohnblume von Verschlossenheit. Die Breite eines rings um die Karte laufenden Streifens verriet ihn als unverheiratet, verheiratet oder Witwer; Arabesken, die anscheinend nur zum Schmuck der Karte dienten, setzten den Minister in Wahrheit davon in Kenntnis, ob er einen Raufbold oder einen friedliebenden Mann, einen Spieler und Verschwender oder einen guten Haushalter, einen Mann von Vermögen und Einfluß oder einen armen Schlucker vor sich habe und belehrten ihn ferner über den Beruf des Empfohlenen, über den Zweck seiner

Reise nach Frankreich und endlich darüber, ob er als unruhiger Kopf zu überwachen sei, oder ob man ihn unbehelligt seine Straße ziehen lassen könne.

Herr von Vergennes hatte das Überwachungssystem über die Fremden zu einer großen Vollkommenheit gebracht; er vermochte die Ideen, welche in Frankreich selbst geboren und groß gezogen wurden, nicht zu unterdrücken; zwei Jahre nach seinem Tode — er starb 1787 — schlugen sie empor zu einem Flammenmeer, das man die französische Revolution nennt; es gingen darin noch ganz andere Dinge unter, als die Karten des Herrn von Vergennes.

Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Cesare Lombroso und einige seiner Nachbeter halten alle Genies für verrückt. Da giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder ist Lombroso ein Genie und daher wahnsinnig. Da braucht man seine Kundgebungen nicht zu beachten. Oder er ist „normal" und daher kein Genie, sondern ein Schwätzer. Da braucht man sich um seine Weisheit noch weniger zu bekümmern. Warum aber hat er bei der Menge so großen Erfolg? Ich glaube, weil es den Leuten schmeichelt, sich selbst als „normal" ansehen zu dürfen.

*

Je mehr wahrhaftig Du wirst, desto mehr Menschen werden von Dir abfallen. Es giebt viele, die von uns Lügen verlangen, obwohl sie wissen, daß es Lügen sind. Aber schließlich ist der Verlust solcher ein Gewinn. Denn frei kann man nur im Kreise Wahrhafter leben. Jeder andere Umgang entadelt.

*

Wer sein Ich vergöttert, wird einmal bemerken, daß er sich dem Teufel verschrieben hat.

*

Glücklich sind solche Menschen, die jede Grenze ihrer Begabung erkennen und mit Liebe das Kleine schaffen, das sie leisten können. Und sei ihre Gabe noch so beschränkt, sie besitzen neben ihr ein Großes: unbewußte Lebensweisheit.

*

Die besten Bücher sind Wegweiser in Dich selbst. Was Du brauchst, kannst Du vollkommen nur in Dir finden.

*

Die Natur betrügt uns nie; wir aber betrügen uns durch das, was wir in sie hineinlegen und dann herauslesen. Die Naturwissenschaft nennt diesen Selbstbetrug „exakte Methode".

*

Es ist unter Umständen auf jedem Wissensgebiete mehr verdienstreich, Fragen neu zu fassen, als einen Berg von Antworten aufzutürmen. Wenn die materialistische Naturwissenschaft sich vor allem die Frage neu stellte: „Unter welchen Bedingungen erkenne ich die Natur?" — so würde sie sich selbst am meisten nützen. Aber sie vermeidet es. Denn die einzige Antwort: „unter geistigen Bedingungen" will sie noch nicht hören. Aber einmal wird sie hören müssen. Und dann wird sie selbst der materialistischen Weltauffassung den Gnadenstoß geben. Obwohl diese schon vorher von der Philosophie totgeschlagen war.

*

Ein weiser Mann findet stets auch dem schlichtesten Menschen gegenüber innere Anknüpfung. Nur hochmütige Halbbildung weiß nicht, „was man mit solchen Leuten sprechen soll".

*

Die Berühmtheit ist ein unsicherer Wechsel. Man weiß nicht, ob ihn die Zukunft einlösen werde.

*

Wer in den Honigmonden allen Honig verbraucht, darf sich nicht wundern, wenn ihm die Ehe bald bitter schmeckt.

*

Was in der „Welt" eine Dame ist, kann zu Hause ein Drache sein. Die edle Frau bleibt sich hier und dort gleich.

*

Ein Sonnenblick kann mehr Glück in sich bergen, als ein Sonnentag.

*

Im Entwickelungsgange unseres Lebens wachsen wir auch über manches Ideal hinaus und schaffen uns auf höheren Stufen neue. Aber auch die überwundenen sollen wir niemals verspotten, so thöricht sie der reiferen Einsicht erscheinen mögen. Wie im Symbol ist in ihnen eingeschlossen das Streben und Irren unserer Werdezeit. Niemand aber soll solche abgethane Ideale künstlich vergolden, er täuscht sich dann nur über seine eigene Entwickelung.

*

Dir selbst mußt Du die Wahrheit auch dann sagen, wenn sie Dich zum Erröten zwingt. Wohl ist das demütigend, aber die aufsteigende Scham belehrt Dich, daß Dein Innerstes die Handlung verurteilt und das Leitbild edleren Thuns in sich trägt.

Briefkasten.

Frl. A. Gr. in B. Leider nicht verwendbar. — Hrn. Th. H. in M. Angenommen. — **Mignonne.** „Etwas über die Liebe" ist im Vortrag leider zu geziert. — Frau S. B. in Sch. Warm empfunden, aber zu formlos. — Herrn Ref. Th. in T. Gewiß kann uns jeder als „Erzieher" dienen, aus dessen Schriften wir für unser Fühlen, Vorstellen, Denken Anstöße zu sittlichem Wollen gewinnen können. Die Gefahr liegt aber darin, daß wir die Einflüsse nur „ästhetisch" fassen, d. h. mit einem Wohlgefallen aufnehmen, in dem sich der Einfluß erschöpft. Wir erzeugen dann, uns im Vorbilde spiegelnd, Scheingefühle, mit denen wir ein uns gefälliges Spiel treiben; das aber kann bestehen, ohne daß unser Handeln sich im geringsten ändert. Darum sind auch Dichter als Erzieher am meisten gefährlich. Durch die Form wirken sie oft so mächtig, daß sich in der Hingabe an deren Reiz unsere Kraft erschöpft. Der Mann soll den „Erzieher" in sich suchen, in seinem „Selbst" den inneren Christus, den „Gottessplitter", den er in sich trägt. Nur was aus dieser Quelle fließt, **lebt** in Wahrheit, nur darin wirkt tiefstes Wollen, das zugleich Freiheit in sich schließt. Jede „Maxime", die wir von außen aufnehmen, wird als Fremdes gefühlt,

Könnt Ihr einen Menschen zum Glücklichsein zwingen? Geht doch mit Euren Beweisen und Folgerungen, daß er eigentlich glücklich sein müßte, wenn — ja, wenn er ebenso dächte und fühlte wie Ihr. — Und ob er recht hat oder nicht mit seinen Gründen zum Unglücklichsein, genügt Euch nicht die Thatsache „er ist unglücklich“ zum Mitleid?

Vermischtes.

Professor Unger von der Wiener Universität war wegen seines Witzes berühmt. Eines der Hauptobjekte von Ungers Witz war ein Abgeordneter, der durch seine Eitelkeit berühmter geworden, als durch seine sonstigen Leistungen. Als man in einer Gesellschaft eine kleine Schwäche des Dr. *** besprach, meinte Unger: „Das ist eine von seinen vier Achillesfersen.“ Und ein andermal: „Dieser Dr. *** ist doch bewundernswert. Wenn heute ein neues juridisches Werk erscheint, hat er es morgen mißverstanden und schreibt übermorgen einen Artikel darüber.“ ... Von einem Staatsmanne, der in seiner geistigen Entwickelung ein wenig zurückgeblieben war, meinte Unger: „Welcher Unterschied ist zwischen Cincinnatus und Graf Y?“ — Antwort: „Als Cincinnatus sich von den Staatsgeschäften zurückzog, ging er hinter dem Pfluge; wenn Graf Y dasselbe thut, muß er vor dem Pfluge gehen.“ ... Einen österreichischen Finanzminister, der von makelloser Ehrlichkeit, aber sonst eben kein Genie war, charakterisierte er mit den Worten: „Dieser Mensch ist zu allem fähig, wenn es ihm nur nichts trägt.“ Und von ihm soll auch die Bemerkung über ein Ministerium stammen: „Die eine Hälfte ist zu nichts fähig, die andere zu allem.“

Eines Tages wurde das Erzdenkmal des großen Philosophen Kant in Königsberg durch ein Bretterhäuschen umkleidet, um dasselbe bis zur Vollendung eines benachbarten Baues vor Staub und anderweitiger Beschädigung zu schützen.

Gerade in den Tagen, da dies geschehen war, langte ein Engländer aus Petersburg an und wünschte dringend das Denkmal des großen Weltweisen kennen zu lernen.

Da dieses nun eben nicht sichtbar war, so schlug der Hotelwirt dem Mylord vor, alle möglichen Herrlichkeiten, die die Stadt sonst biete, erst in Augenschein zu nehmen.

Mylord verweigerte alles, ihm war nur an der Kantstatue gelegen.

Um nun nicht einzugestehen, daß diese, von dem Fremden als einzige betrachtete Sehenswürdigkeit gerade augenblicklich nicht in der Lage sei, Besuche zu empfangen, und dem Engländer seinen Wunsch wenigstens scheinbar zu erfüllen, erfand der Hotelwirt folgenden Ausweg. Er erbot sich, den Fremden selbst zu der Kantstatue zu begleiten, und führte ihn auf den Platz vor der Universität vor das Reiterstandbild Friedrich Wilhelm III. von Kiß.

Mit großem Interesse betrachtete der Engländer den Pseudo-Kant, äußerte jedoch sein Befremden, daß der große Weltweise in Uniform verewigt sei.

„Ja, sehen Sie,“ entgegnete der gewandte Cicerone, ohne sich verblüffen zu lassen, „bei uns in Deutschland ist eben jeder Soldat. Dies Erzbild wurde gerade zu der Zeit angefertigt, als Kant sein Jahr abdiente.“

Und befriedigt zog der Sohn Albions von dannen.

Der König Friedrich Wilhelm I. sah es nicht ungern, wenn ihm von seinen Unterthanen Geschenke in die Hofküche gemacht wurden. Er äußerte sich darüber mit treuherziger Gutmütigkeit, daß er solche Beweise der Zuneigung gar nicht übelnähme, da ohne Zweifel auf seine Tafel dadurch bessere Speisen kämen, als die sein Küchenmeister einkaufte. Ein Kandidat der Gottesgelahrtheit aus Westfalen hatte hiervon gehört, und da eine Predigerstelle erledigt war, so bat er unmittelbar den König um deren Verleihung und sandte ihm zugleich zwei geräucherte Schinken. Friedrich Wilhelm war sehr ungehalten darüber, die Schinken aber waren ganz nach seinem Geschmack. Auf die Eingabe des Kandidaten ließ er, indem er sie der obersten geistlichen Behörde zusandte, die Verfügung schreiben, dem Supplikanten die erbetene Stelle zu erteilen, falls er in der Prüfung gehörig befunden wäre und sich sonst dazu eigne. Es fiel ihm aber noch ein, daß in dieser Eingabe des Geschenkes der Schinken ausdrücklich Erwähnung gethan sei, und deshalb fügte er als Nachschrift eigenhändig hinzu: „Fressibilia non sunt Bestechia.“

Charles Gravier, Graf von Vergennes, war unter Ludwig dem Sechzehnten Minister des Auswärtigen, als welcher er den Allianzvertrag mit den um ihre Unabhängigkeit von England kämpfenden Vereinigten Staaten von Nordamerika abschloß. Mehr aber als durch seine Staatsaktionen hat er sein Gedächtnis in der diplomatischen Welt erhalten durch die von ihm erfundenen und nach ihm benannten Karten. Dieselben dienten als Pässe oder Empfehlungsbriefe, welche von den diplomatischen Vertretern Frankreichs im Auslande nach Frankreich reisenden Fremden mitgegeben wurden. Anscheinend von der größten Harmlosigkeit und Liebenswürdigkeit, enthielten sie doch durch ihre Form, Farbe und äußere Ausstattung das eingehendste Signalement des Trägers, ohne daß dieser eine Ahnung davon hatte, welche Mitteilungen über sich selbst er mit der Karte übergab, auf welcher er nichts weiter las als seinen Namen und darunter in drei Zeilen, daß er von Herrn So und So, Gesandten an dem und dem Hofe, dem Herrn Grafen von Vergennes empfohlen werde.

Die Form der Karte gab zunächst Aufschluß über das Alter des Überbringes; viereckig, länglich, schmal, breit, rund, dreieckig u. s. w. bezeichnete jedes einen Zeitabschnitt wie zwischen 25 und 30, zwischen 30 und 40 u. s. w. Die Farbe der Karte nannte die Nationalität des Besitzers; der Engländer erhielt sie gelb, der Spanier rot, der Portugiese weiß, der Deutsche grün, der Italiener rot und weiß, der Russe grün und weiß u. s. w. Die Interpunktion diente zur Bezeichnung der Religion. Ein Punkt hinter dem Namen ließ den Katholiken, ein Semikolon den Lutheraner, ein Komma den Kalvinisten, ein Gedankenstrich den Juden erkennen; fehlte das Zeichen, so wußte der Minister, er habe es mit einem Atheisten zu thun. Die Gemütsart symbolisierte eine am Rande der Karte befindliche Blume; eine Rose erzählte von einem offenen, zugänglichen Wesen, eine Tulpe von Stolz, ein Veilchen von Bescheidenheit, eine Mohnblume von Verschlossenheit. Die Breite eines rings um die Karte laufenden Streifens verriet ihn als unverheiratet, verheiratet oder Witwer; Arabesken, die anscheinend nur zum Schmuck der Karte dienten, setzten den Minister in Wahrheit davon in Kenntnis, ob er einen Raufbold oder einen friedliebenden Mann, einen Spieler und Verschwender oder einen guten Haushalter, einen Mann von Vermögen und Einfluß oder einen armen Schlucker vor sich habe und belehrten ihn ferner über den Beruf des Empfohlenen, über den Zweck seiner

Reise nach Frankreich und endlich darüber, ob er als unruhiger Kopf zu überwachen sei, oder ob man ihn unbehelligt seine Straße ziehen lassen könne.

Herr von Vergennes hatte das Überwachungssystem über die Fremden zu einer großen Vollkommenheit gebracht; er vermochte die Ideen, welche in Frankreich selbst geboren und groß gezogen wurden, nicht zu unterdrücken; zwei Jahre nach seinem Tode — er starb 1787 — schlugen sie empor zu einem Flammenmeer, das man die französische Revolution nennt; es gingen darin noch ganz andere Dinge unter, als die Karten des Herrn von Vergennes.

Aus dem Leben für das Leben.

Von G. v. L.

Cesare Lombroso und einige seiner Nachbeter halten alle Genies für verrückt. Da giebt es nur zwei Möglichkeiten: entweder ist Lombroso ein Genie und daher wahnsinnig. Da braucht man seine Kundgebungen nicht zu beachten. Oder er ist „normal“ und daher kein Genie, sondern ein Schwätzer. Da braucht man sich um seine Weisheit noch weniger zu bekümmern. Warum aber hat er bei der Menge so großen Erfolg? Ich glaube, weil es den Leuten schmeichelt, sich selbst als „normal“ ansehen zu dürfen.

*

Je mehr wahrhaftig Du wirst, desto mehr Menschen werden von Dir abfallen. Es giebt viele, die von uns Lügen verlangen, obwohl sie wissen, daß es Lügen sind. Aber schließlich ist der Verlust solcher ein Gewinn. Denn frei kann man nur im Kreise Wahrhafter leben. Jeder andere Umgang entadelt.

*

Wer sein Ich vergöttert, wird einmal bemerken, daß er sich dem Teufel verschrieben hat.

*

Glücklich sind solche Menschen, die jede Grenze ihrer Begabung erkennen und mit Liebe das Kleine schaffen, das sie leisten können. Und sei ihre Gabe noch so beschränkt, sie besitzen neben ihr ein Großes: unbewußte Lebensweisheit.

*

Die besten Bücher sind Wegweiser in Dich selbst. Was Du brauchst, kannst Du vollkommen nur in Dir finden.

*

Die Natur betrügt uns nie; wir aber betrügen uns durch das, was wir in sie hineinlegen und dann herauslesen. Die Naturwissenschaft nennt diesen Selbstbetrug „exakte Methode“.

*

Es ist unter Umständen auf jedem Wissensgebiete mehr verdienstreich, Fragen neu zu fassen, als einen Berg von Antworten aufzutürmen. Wenn die materialistische Naturwissenschaft sich vor allem die Frage neu stellte: „Unter welchen Bedingungen erkenne ich die Natur?“ — so würde sie sich selbst am meisten nützen. Aber sie vermeidet es. Denn die einzige Antwort: „unter geistigen Bedingungen“ will sie noch nicht hören. Aber einmal wird sie hören müssen. Und dann wird sie selbst der materialistischen Weltauffassung den Gnadenstoß geben. Obwohl diese schon vorher von der Philosophie totgeschlagen war.

*

Ein weiser Mann findet stets auch dem schlichtesten Menschen gegenüber innere Anknüpfung. Nur hochmütige Halbbildung weiß nicht, „was man mit solchen Leuten sprechen soll“.

*

Die Berühmtheit ist ein unsicherer Wechsel. Man weiß nicht, ob ihn die Zukunft einlösen werde.

*

Wer in den Honigmonden allen Honig verbraucht, darf sich nicht wundern, wenn ihm die Ehe bald bitter schmeckt.

*

Was in der „Welt“ eine Dame ist, kann zu Hause ein Drache sein. Die edle Frau bleibt sich hier und dort gleich.

*

Ein Sonnenblick kann mehr Glück in sich bergen, als ein Sonnentag.

*

Im Entwickelungsgange unseres Lebens wachsen wir auch über manches Ideal hinaus und schaffen uns auf höheren Stufen neue. Aber auch die überwundenen sollen wir niemals verspotten, so thöricht sie der reiferen Einsicht erscheinen mögen. Wie im Symbol ist in ihnen eingeschlossen das Streben und Irren unserer Werdezeit. Niemand aber soll solche abgethane Ideale künstlich vergolden, er täuscht sich dann nur über seine eigene Entwickelung.

*

Dir selbst mußt Du die Wahrheit auch dann sagen, wenn sie Dich zum Erröten zwingt. Wohl ist das demütigend, aber die aufsteigende Scham belehrt Dich, daß Dein Innerstes die Handlung verurteilt und das Leitbild edleren Thuns in sich trägt.

Briefkasten.

Frl. A. Gr. in B. Leider nicht verwendbar. — Hrn. Th. H. in M. Angenommen. — Mignonne. „Etwas über die Liebe“ ist im Vortrag leider zu geziert. — Frau S. B. in Sch. Warm empfunden, aber zu formlos. — Herrn Ref. Th. in T. Gewiß kann uns jeder als „Erzieher“ dienen, aus dessen Schriften wir für unser Fühlen, Vorstellen, Denken Anstöße zu sittlichem Wollen gewinnen können. Die Gefahr liegt aber darin, daß wir die Einflüsse nur „ästhetisch“ fassen, d. h. mit einem Wohlgefallen aufnehmen, in dem sich der Einfluß erschöpft. Wir erzeugen dann, uns im Vorbilde spiegelnd, Scheingefühle, mit denen wir ein uns gefälliges Spiel treiben; das aber kann bestehen, ohne daß unser Handeln sich im geringsten ändert. Darum sind auch Dichter als Erzieher am meisten gefährlich. Durch die Form wirken sie oft so mächtig, daß sich in der Hingabe an deren Reiz unsere Kraft erschöpft. Der Mann soll den „Erzieher“ in sich suchen, in seinem „Selbst“ den inneren Christus, den „Gottessplitter“, den er in sich trägt. Nur was aus dieser Quelle fließt, lebt in Wahrheit, nur darin wirkt tiefstes Wollen, das zugleich Freiheit in sich schließt. Jede „Maxime“, die wir von außen aufnehmen, wird als Fremdes gefühlt,

steht unverbunden in unserem geistigen Schaukreis. Wir bedürfen dann stets künstlicher Arbeit des Verstandes, um unser Handeln mit ihr zu verknüpfen. Wahrhaft ethisches Handeln aber soll aus dem Lebensgrunde des Selbst frei herausfließen. Alles Fremde kann daher nur dann „erziehen“, wenn wir es durch eigenes Erleben bestätigen können. — Frl. A. W. in B. Diese Kinderscherze sind künstlich gemacht. — Frl. B. P. in Z. Innig, aber hart im Ausdruck. Hoffentlich ist die letzte Zeile des Gedichts nicht auf Sie zutreffend. Besten Gruß. — Frl. L. H. Nicht verwendbar. — Frl. v. d. G. in Br. Freut mich! Glück für weitere Versuche. — Frl. M. J. in Kappeln. Das eine der Gedichte Ihrer Bauernfrau „Klage der Mutter“ soll kommen. — Herrn Carl Br. in B. Die Liedchen sind gefällig, das zweite nicht ohne Anmut. Vielleicht bringe ich es gelegentlich. — Magda. Ganz formlos. Aber Sie selbst sind mir ungemein angenehm, weil Sie das Gedicht ohne den kleinsten Begleitbrief gesendet haben. Besten Dank und herzlichen Gruß. — Herrn A. B. 1 (aus Hamburg). Ihr Wollen ist sicher ehrlich, aber noch sind Sie zu unreif. Die „glühende Liebe zur Poesie“ allein genügt nicht. Ob Ihre Begabung sich noch vertiefen wird, kann ich jetzt noch nicht sagen. — Herrn Hptl. G. M. in G. Sehr innig gefühlt, der Gedanke anmutend, aber Ausdruck und Form unzulänglich. — Herrn H. W. in Elberfeld. Leider ungenügend. — Kränzchen in H. Ich kann den Streit nicht entscheiden, weil ich die zwei Romane nicht gelesen habe. Ich werde diese Lücke meiner Bildung auch nicht ausfüllen. Es ist mir geradezu eine Wonne, Romane zu kennen, die ich nicht gelesen habe. Gönnen Sie mir dieses bescheidene Glück. — Käthe in N. „Große Mühe habe ich mir nicht gegeben“. Das kann ich, liebes Käthelein, bestätigen. Sie sollen die Sache aber nicht so spielend behandeln. Wollen Sie wieder etwas senden, dann geben Sie sich Mühe. — Frl. Agn. G. in D. — Man kann die Naturwissenschaft eine fröhliche Wissenschaft nennen: sie kann stets über die meisten Ansichten der Vorgänger spottend sich vergnügen. Nur vergißt sie, daß sie von den Enkeln eine gleiche Behandlung erfahren wird. Stützen Sie sich also nicht zu sehr auf ihre Sätze am wenigsten gegenüber Forderungen des Gemüts; dieses läßt sich mit den schönsten Sätzen des Verstandes nicht satt machen. Und schließlich, wenn der Glaube an Gott Ihnen schwer fällt, weil er nur Glaube sei, glauben Sie denn nicht auch an die Sätze, die Ihnen die Naturwissenschaft bietet, ohne sie prüfen zu können? Für Ihr Leben ist es besser und vernünftiger, den „Drang des Herzens“ nicht nur als „Rest der Kindheitserinnerungen“ zu betrachten, sondern als unzerstörbare Macht, die sich allen Beweisen gegenüber behauptet, weil sie durch keinen entwurzelt werden kann. — Frl. G. Sch. in K. Sie irren. Das ist nicht Humor, sondern grobe Komik, die feineren Geschmack abstoßen muß. — Herrn Dr. W. in B. Natürlich war es ein Druckfehler. Es soll J. Mähly, nicht Mählig heißen. (Siehe „Gedankensplitter über Musik“ Heft 32 d. R.-Ztg.) — Frl. Luise M. in Br. „Pfingsten in der Lehmhütte“ ist sehr innig gefühlt, die Auffassung lebendig. Aber die Behandlung des Verses verbietet den Abdruck. Sie verwenden zu oft betonte Silben als kurz, z. B. „Heideland“, „Fachwerk“, und „Lehmwand“, „Birke weiß“, „Lufthauch“, „Festtag sie“. Hier sind „land“, „werk“, „wand“, „weiß“, „hauch“, „tag sie“ als unbetont und kurz gebraucht, obwohl es Stammsilben sind. Das macht den Rhythmus schwerfällig. Sie können mir gelegentlich anderes senden. — Frl. Fanny v. Kr. Ich kenne das Buch nicht und kann also leider Ihre Anfrage nicht beantworten — Frl. Anka S. in K. Das ganz kurze Gedicht „Wir trafen uns“ ist nicht übel. Die zwei anderen aber enthalten zu viel abgebrauchte Wendungen. Der Volkston besonders ist nicht getroffen. — Herrn C. v. A. in O. „Der Gelehrte“ kommt vielleicht gelegentlich. — Frl. W. L. Garten. Alles zu herkömmlich gesehen und gefühlt. Die 10 Pf. für die Marke kommen in eine Sammelbüchse für Kinderheilstätten. — Waldemar K. Noch alles zu jung. Älter werden! — Frl. J. Br. in M. Wenn die Niederschrift Ihrer Gedichte Ihnen „riesige Freude“ gemacht, so ist der Hauptzweck erreicht. Mir machten sie Schmerz. Ich verzeihe Ihnen, aber schicken Sie keine mehr. — Herrn Verl. R. St. in H. Vielleicht kann ich „Stricken lernen“ gelegentlich bringen. — Frl. T. D. in R. Die Gedanken sind gut, zuweilen schön, aber Sie mißhandeln das elegische Versmaß in einer Art, die mehr als grausam ist. Wer solche Formen verwendet, muß sie beherrschen. Sie machen (II.) „Wohlklang reizt“ zu einem Daktylus; lassen Füße aus (I 4. III 2, 6 u. a.) und haben alle Pentameter falsch gebaut. — Herrn Dr. B. in A. Es wird mich freuen, Sie kennen zu lernen. Ich bitte nur, mir Ihren Besuch anzumelden. — Frau Th. W. in K. Das Buch wird angezeigt. — Herrn B. A. 6. Magdeburg. Wir können die Preise der Bücher nur dort nennen, wo sie uns vom Verleger mitgeteilt werden. Das geschieht aber in sehr vielen Fällen nicht. Wir sind aber nicht imstande, dann erst nachzufragen, weil uns dazu die Zeit fehlt.

Inhalt der No. 49.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Welkes Blatt. Von Hanna Ehlen. — Eine Tragödie aus der Großstadt. Lebens- und Stimmungsbilder von F. Gebhardt. II. — Versäumt. Von Max Brenke. — Die „unehrlichen“ Leute des Mittelalters. Von A. Stanislas. Schluß. — Laß mir . . . Von Hans Biermann. — Vermischte Anzeigen. — Vom Wege. Von Anna Behnisch. — Vermischtes. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Briefkasten.

 **Zur Beachtung!** 

Alle unverlangt an die Leitung oder den Verlag des Blattes eingesendeten Manuskripte — größere Romane ausgenommen — werden nur zurückgesendet, wenn ein mit der Adresse versehener, freigemachter Umschlag einliegt. Irgendwelche Bürgschaft für Zurücksendung wird nicht geleistet, Gedichte werden überhaupt nicht zurückgesendet.

Leitung und Verlag der Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).



Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 50.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Wie eine sehnsüchtige Klage klangen die letzten Worte. Emil klemmte sein Monocle, die Errungenschaft der letzten Zeit, ins Auge und sah ihn forschend an.

„Unsinn! Das gewöhnt sich. Sie müssen sich nur Zeit gönnen, um im neuen Fahrwasser erst heimisch zu werden. Hilft Ihnen denn Ihr Freund Fortunat nicht etwas dabei?"

Heeken schüttelte den Kopf. Dieser bisher so verschwiegene, selbstgenügsame Mensch fühlte auf einmal ein beinahe leidenschaftliches Bedürfnis nach einer Menschenseele, gleichviel, wer das sei.

„Er hat doch bisher immer so sehr für Sie ins Freundschaftshorn gestoßen?"

„Ja, das war vorher."

„Vorher?"

„Vordem er meine Frau kennen lernte. Jetzt ist er in allen Dingen ganz einig mit ihr, ich gelte ihm nichts mehr. Er verehrt sie sehr."

Emil lachte und ließ das Monocle fallen, dann bückte er sich und putzte ein Stäubchen von seinem schwarzen Beinkleid.

„Die Sache ist ungefährlich, Heeken."

„Natürlich ist sie das." Er vergrub die fünf Finger in sein Haar, das sofort zerstört in die Luft starrte.

„Und wenn sie es einmal nicht mehr sein würde? Nehmen wir es an, obgleich das bei Miß Winter völlig ausgeschlossen erscheint, sie ist eine kalte Natur."

Der Bildhauer warf einen scheuen Blick auf den Sprechenden. Wenn — wenn — dann hatte er ein Recht fortzugehen, alles im Stich zu lassen, frei zu werden wie er es gewesen; arbeitsam und bedürfnislos. Wie Freiheitsatem wehte es ihm entgegen.

„Dann . . ." Er sprang auf.

„Lassen Sie die Dummheiten — reden Sie kein Wort," Emil faßte seinen Arm. „Ich bitte ehrlich um Entschuldigung, Heeken, daß ich solchen Blödsinn reden konnte. Seien Sie vernünftig, Mann, und setzen Sie sich wieder."

Heeken that es. Auch Emil setzte sich und ließ das Monocle fallen.

„Famose Schnitzarbeit," sagte er, auf den alten hohen Kirchenstuhl deutend. „Ein sehr schönes Stück!"

„Das hätte ich auch gekonnt. Habe oft ähnliches gemacht."

„Na ja, das wird Ihnen aber bald vergehen! Glauben Sie mir, Heeken, an nichts gewöhnt man sich schneller als an eine luxuriöse Lebensführung. Um ganz ehrlich gegen Sie zu sein, ich trug mich einmal mit der Hoffnung, an Ihrer Stelle zu sein."

„Weiß ich!" sagte Martin mit leisem Lachen. „Weiß ich genau."

„Hat Ihnen Ihre Frau davon gesprochen?" Emils Lackstiefel klopfte den Boden.

„Nein, aber ich habe zugehört, ich stand damals hinter der Laube."

„So, so! Und deshalb stürzten Sie dann so eilig in die Bresche. Nun kann ich es mir erklären, eine Abart des Futterneides. Na, Heeken, nun kann ich es ja sagen, innerlich war ich Ihnen deshalb eine Weile nicht grün. Aber nun — mit Thatsachen muß man rechnen — geben Sie mir Ihre Hand und lassen Sie uns gut Freund sein."

Martin reichte ihm bereitwillig die Hand. Emil gefiel ihm heute ausgezeichnet.

„Haben Sie sich denn schon irgend eine kleine Zerstreuung geschaffen — irgend etwas unternommen?" fragte Emil wieder. „Vier Wochen verheiratet klingt zwar furchtbar poetisch, aber in Wahrheit besteht jede Woche aus sieben Tagen, jeder Tag aus vierundzwanzig Stunden."

„Wir haben gestern Visiten gemacht."

Emil schüttelte sich.

„Gott im Himmel, rechnet der Mensch das etwa zu angenehmen Beschäftigungen?“

„Glücklicherweise nahm uns niemand an.“

„Das Joch kommt noch früh genug, amico mio. Nein, ich meine, gehen Sie nicht in der Woche ein paar Abende aus? Ihre Frau kann ja dann ästhetische Thees veranstalten zur Abwechselung. Aber ein Mann muß doch auch einmal zwanglos unter Männern sein können. Ein bißchen Derbheit ist wie ein frisches Bad, sonst erstickt man ja unter all der Feinheit und Zartheit.“

„Ich kenne niemand,“ gestand Martin niedergeschlagen. Vor Monaten hätte er auf solchen Vorschlag kaum hingehört, jetzt lockte er ihn mächtig.

„Wollen Sie mit mir kommen?“ fragte Emil nach einer Pause des Nachdenkens. „Ich übernehme zwar Ihrer Frau gegenüber eine gewisse Verantwortung, aber ich denke, darüber brauche ich mir kein Gewissen zu machen. Wir sind fast ein Dutzend junger Leute, Künstler, Schriftsteller, ‚Verein der Zwanglosen‘ heißt er, und Bedingung ist, ohne Kragen und Manschetten zu erscheinen.“

Heekens Augen leuchteten auf.

„Ohne Kragen und Manschetten? Ohne gesteifte Wäsche? Das ist eine prächtige Idee, Quensel, da gehe ich mit! Gott im Himmel, wenn ich nur dies alles los sein könnte!“

Und er lockerte mit der Rechten das seidene Hemd und zerrte mit der Linken an dem Sammetjackett.

„Soll ich Sie heut abend abholen?“

„Nein, heut geht es nicht. Heut muß ich mit meiner Frau ins Theater.“

„Wohin?“

„In die Oper!“

„Wagner? Ach, lieber Gott, Sie armer Kerl! Die Meistersinger sind zum Einschlafen langweilig. Gott sei Dank, daß ich nicht an Ihrer Stelle bin. Also übermorgen?“

„Ja, übermorgen.“

„Ich warte auf Sie vor der Thür — oder lieber an der Straßenecke, Ihre Frau braucht mich nicht zu sehen. Auch möchte ich Ihnen Schweigen anempfehlen.“

„Aber wenn mich Maud nun fragt?“ Er sah so hilflos aus. — Emil lachte.

„So sagen Sie, daß Sie eine Verabredung hätten und damit Punktum; nennen Sie meinen Namen nicht, der könnte sie mißtrauisch machen.“

„Gut, gut.“

„Also auf Wiedersehen.“ —

„Wie nett Quensel doch ist,“ dachte Martin ganz gerührt, „und zu mir gerade, der ich ihm doch die Braut genommen habe. Den habe ich wirklich verkannt.“ — — —

„Es thut mir leid, Tino, Deine Mutter hat sich ganz bestimmt geweigert, mit uns zu essen,“ sagte Maud bei nächster Gelegenheit zu ihrem Mann.

Sie war noch voll des Ärgers, den sie bei dieser Gelegenheit gehabt hatte. Sehr gegen ihr eigenes Empfinden hatte sie den Wünschen ihres Mannes Rechnung tragen wollen und war zu der Alten hineingegangen, um ihr den Vorschlag zu machen.

Auf der Schwelle begegnete ihr Lina, das Stubenmädchen, sehr verlegen und ganz außer Fassung bei dem unerwarteten Zusammenstoß mit der Herrin. Maud war sehr erstaunt.

„Was thun Sie hier, Lina?“ fragte sie mit einem gewissen scharfen Erstaunen.

„Frau Heeken wollte etwas warmes Wasser, das habe ich gebracht,“ stotterte das Mädchen, blutrot im Gesicht.

Maud blickte sie an, die Unwahrheit stand ihr an der Stirn, aber wie sollte sie sie zwingen, etwas anderes zu sagen; vielleicht daß ihr die Schwiegermutter Auskunft gab.

Sie trat ein. Die Alte ließ im ersten Schreck den Strickstrumpf, der zu einem Paar Strümpfe für die Köchin werden sollte, fallen, dann verzog sie ihr Gesicht.

„Hatten Sie nach dem Hausmädchen gerufen, Mutter? Was sollte sie Ihnen?“ fragte Maud, noch ganz voll von Mißtrauen.

„Ich — ich — es könnte schon sein,“ stotterte die Alte; dann wischte sie einen Stuhl mit dem Schürzenzipfel ab und bot ihn der Schwiegertochter an.

„Danke!“ sagte diese, sich setzend, obgleich ihr die Luft auf die Lungen fiel. „Sie sollten einen Augenblick das Fenster aufmachen, Mutter.“

„Jesus nein! Das schadet einem, das ist einem nicht bekömmlich. Draußen schneit es ja,“ zeterte die Alte tief erschrocken.

„Ich bin hergekommen, um Sie zu fragen, ob Sie nicht mit an unserem Tisch essen wollen,“ begann Maud mit tiefen Aufatmen. „Es ist wohl der Leute wegen besser.“

Die Alte machte ein höchst beleidigtes Gesicht. „Ich halt Ihnen die Dienerschaft nicht von der Arbeit ab, ich mach mir meine Sachen selber, und auf die paar Kohlen wird es wohl auch nicht ankommen, die ich mehr brauche — und das fällt wohl noch in so einem großen Haushalt für ein einschichtiges altes Weib ab.“

„Aber Mutter,“ sagte Maud ganz verblüfft, „ich meine es doch gut, Sie sollen mit uns essen, weil Sie zu uns gehören, und um den Respekt vor der Dienerschaft aufrecht zu erhalten, Tino will es auch so . . .“

„Ich brauch keinen Respekt, ich will keinen Respekt,“ knurrte die Alte, „und der Martin versteht nichts davon, was mir gut ist. Wie kann denn mein armer Magen das neumodische Zeug alles vertragen, was die feinen Herrschaften essen! Umbringen thäte es mich.“ Und sie nahm den Schürzenzipfel vor das Gesicht und schluchzte und schneuzte sich hinein.

„Wenn Sie nicht wollen . . .“ Maud erhob sich und zuckte die Achseln . . . „zwingen werden wir Sie nicht. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, es war gut gemeint.“

Damit ging sie hinaus. Mit dem listigen Ausdruck eines Fuchses sah ihr die Alte nach, dann holte sie die Äpfel, die ihr Lina gebracht, aus ihrer Rocktasche hervor und verbarg sie im Bett. Dieser plötzliche Besuch der Schwiegertochter hatte sie erschreckt und mißtrauisch gemacht. Sie glaubte auch an

keine gute Absicht, sie glaubte nur, daß die Hausfrau einmal hatte nachsehen wollen, ob die Alte nicht zu viel bekäme, und vergnügt kicherte sie bei dem Gedanken, doch schlauer gewesen zu sein als sie. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Heeken war fort und Maud saß allein in ihrem Zimmer beim glimmenden Kamin. Trotz des späten Essens lag doch noch ein endloser, einsamer Abend vor ihr, und es passierte ihr jetzt oft, daß sie Furcht vor dem Alleinsein hatte. Die Gedanken peinigten sie so rastlos und quälend, je mehr sie sich ihnen hingab.

Freilich, wenn ihr Mann neben ihr saß, war es auch nicht viel anders, zuerst ein langsam hingequältes Gespräch, das von Tag zu Tag mehr ermattete, dann endlich ein sanftes Schnarchen.

Sie haßte diese seine Fähigkeit, immer, zu jeder Stunde, in jeder Lage zu schlafen, sie fand es so schauderhaft vulgär. Freilich bedachte sie nicht, wie ihn das Leben, die rastlose, aufreibende Arbeit auch dazu erzogen hatte. Ihr fiel es nur auf die Nerven.

Zuerst hatte sie versucht, ihn zu unterhalten, es mißlang; dann ihm vorgelesen, er schlief; selbst im Theater, während der Meistersinger hatte sie sein Schnarchen gehört und sich seiner geschämt. —

Nun ließ sie ihn gehen, ohne Widerstand, aber auch ohne Hoffnung, daß er angeregter zurückkommen würde. Sein ganzes geistiges Leben konzentrierte sich ausschließlich in dem Talent, das ihm der Himmel verliehen, sie begann müde zu werden, es weiter zu erwecken und zu beseelen.

Anders hatte sie es sich freilich gedacht — aber was half es! — Nicht ein einziges Mal kam ihr der Gedanke, daß sie zu schroff, zu eilig in ihren Anforderungen sei, daß sie ihm mehr Zeit lassen müsse. Jeder Tag brachte ihr in seinem Verlauf so viel Unerträglichkeiten, daß sie mit wahrem Entsetzen sie abzustellen suchte, soweit es anging. Sie fühlte es selbst, daß sie gereizt und nervös geworden war, weit entfernt von der sanften Duldung, die sie für sich als selbstverständlich vorausgesetzt; und sie fühlte auch, daß ihr Mann darunter litt, daß er gedrückter war als im Anfang, aber sie konnte sich nicht helfen. Der Zeitpunkt war da, wo sie ihn der Öffentlichkeit vorstellen mußte, sie durfte nicht nachsichtig sein.

Es schellte draußen; sie nahm das Buch auf, das auf ihren Knieen lag, niemand, wer es auch sei, brauchte zu ahnen, wie schmerzvoll sie grübelte, dann aber warf sie es beiseite und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung:

„Wie gut, daß Sie es sind — wie gut, daß Sie kommen, Fortunat!“

„Ich höre, Martin ist ausgegangen!“

„Ja. Ich bin froh darüber, es wird ihm gut thun.“

„Aber wohin?“

„Nun, wahrscheinlich doch zu Kollegen. Ich habe nicht gefragt, aber er war die letzten Tage so verstimmt, da ist eine Abwechselung oft ganz heilsam.“

Fortunat starrte nachdenklich auf den Teppich. Niemand wußte besser als er, daß Heeken außer ihm keinen Menschen besaß, mit dem er auch nur oberflächlich bekannt war. Seine verschlossene Natur hatte ihn von allen fern gehalten. Mit wem, zu wem konnte er sonst gegangen sein, wenn nicht zu ihm?

„Wollte er mich aufsuchen?“ fragte er so nebenher. Er wollte um Gottes willen nicht Mauds Aufmerksamkeit erregen, und seinem Freunde nicht unrecht thun.

„Nein, ich denke nicht, er hatte wohl etwas anderes vor.“

„Geschäftliches?“

„Möglich. Ich habe nicht gefragt. Meinem eigenen Selbständigkeitsgefühl ist jedes Kontrollieren ein Greuel. Mag er hingehen, wohin er will.“

Fortunat wurde rot.

„Sie haben sehr recht, gnädige Frau. Aber es gab einmal eine Zeit, da war ich so stolz darauf, Martins Freund zu sein — sein einziger. Das letztere gerade war es, was mich glücklich machte. — Jetzt bin ich es nicht mehr!“

Maud schüttelte den Kopf.

„Sie irren, Fortunat, er hält nach wie vor viel von Ihnen.“

Ein resigniertes Lächeln huschte einen Augenblick über sein hübsches Gesicht.

„Nein, das ist nicht mehr wie früher! Und es ist auch gut so!“

Sie sah ihn fragend an, er wich ihren Blicken aus.

„Hat er viel gearbeitet?“ fragte er.

„Ich kann das nicht beurteilen. Waren Sie noch nicht in seinem Atelier?“

„Nein. Ich weiß, wie sehr er das immer gehaßt hat. Niemand durfte ihm zusehen.“

„Mein Gott, früher vielleicht. Aber das kann doch nicht so bleiben. Ein berühmter Mann gehört schließlich der Öffentlichkeit. Je eher er sich daran gewöhnt, desto besser ist es. Wollen wir nicht einmal hinübergehen?“

Sie durchschritten die ganze Zimmerflucht, den langen Korridor, immer den Diener vor sich, der die elektrischen Leitungen aufdrehte, so daß sie in einem Lichtmeer gingen. Besonders das helle, hohe Atelier war wie in Licht gebadet.

Maud setzte sich auf den geschnitzten Kirchenstuhl, Fortunat ging von allen Seiten um die kämpfenden Hunde herum. Als er zurückkam, leuchteten seine Augen.

„Das ist mein alter Heeken wieder,“ sagte er begeistert. „Wie das lebt und atmet! — Einfach prachtvoll! O, wie ich ihn bewundere!“

„Wirklich?“ fragte sie und sah ihn durchbohrend an.

„Ja gewiß. Sind Sie anderer Meinung, gnädige Frau?“

„Ich verstehe es wohl nicht so genau, aber ein so alltäglicher Vorgang genügt meinem Ehrgeiz nicht ganz, seine erste Schöpfung stand mir bedeutend höher."

„Haben Sie ihm das gesagt?"

„Ich glaube, ja."

Sie sah so rein und hell und unnahbar aus in der Lichtflut ringsum, in dem hellen Kleide, das sie trug, inmitten des dunklen Holzgestelles, wie die Göttin des Lichtes selbst; Fortunat sah sie mit verklärten Blicken an, dennoch mußte er ihr das sagen, was er in diesem Augenblick empfand.

„Sie sollten das nicht — es ist nicht klug. Die Seele eines Künstlers ist so zart, so leicht verletzt, wie kein anderer ahnt. Ein Wort oft nur, und das Gebilde seiner Phantasie zerstiebt, sein Mut sinkt — er ist niedergedrückt für lange."

„Aber dies ist keine Phantasie," sagte sie, „ein Vorgang, wie ich ihn selbst mit angesehen. Das ist nicht die Kunst, die mich bezaubert. Und wenn er dann noch behauptet, eine Störung, ein stummes Zusehen brächte ihm Schaden, so begreife ich das einfach nicht. — Hindert Sie die Gegenwart eines anderen am Schaffen?"

„Nein!"

„Nun, da sehen Sie es! Nur seine einsiedlerischen Gewohnheiten sind schuld daran, er muß sie ablegen."

Fortunats künstlerisches Empfinden bäumte sich doch auf gegen dies apodiktische, harte Verlangen, das einer stellte, der mit den Eigentümlichkeiten der Individualität nicht zu rechnen gelernt hatte, obgleich dieser eine Maud Heeken war.

„Sie sind im Irrtum, gnädige Frau," sagte er eindringlich. „Es läßt sich nichts erzwingen. Sie dürfen mich auch nicht mit Martin vergleichen, er steht turmhoch über mir. Vielleicht gerade aus seiner herben Abgeschlossenheit, aus seiner künstlerischen Einsamkeit schöpft er die Kraft seines Genies. Zwingen Sie ihn nicht in neue Formen, Sie könnten es bitter bereuen. Jeder Mensch, besonders jeder Künstler, wächst und reift doch aus im stillen, was dann zu Tage tritt an Eigenheiten, ist untrennbar mit ihm verwachsen, ist seine Individualität. Täuschen Sie sich nicht, die läßt sich nicht modeln! Geschieht es doch, geht er vielleicht daran zu Grunde. Überlassen Sie ihn seinem einsamen Schaffen; ich allein weiß wohl nur, was Sie ihm mit Ihrem Verlangen anthun, denn ich kenne ihn."

Sie hatte unter seinen Worten den Kopf gesenkt, immer tiefer, und die Hände im Schoß verschränkt, immer fester. Als er geendet, hingen zwei Thränen an ihren Wimpern, nun blickte sie auf, die Thränen rannen langsam über ihre Wangen, und leise sagte sie:

„Und ich? Was bleibt mir dann? Nicht einmal teilen dürfen soll ich sein Schaffen? Ja, wozu dann alles? — Wozu?"

Ihr Ton erschütterte ihn tief. Dies trostlose Resignieren zeigte ihm deutlicher als Worte, daß ihr alle Illusionen, die sie sich über ihre Ehe gemacht, inzwischen zerstört worden waren.

„Ihnen bleibt der Erfolg, der Name, den Sie mit ihm teilen." Es kam ganz heiser heraus, er fürchtete sich zu sehr, seine Gefühle zu verraten.

„Gehen wir jetzt nach vorn," sagte sie aufstehend und ihr Kleid zusammenraffend. „Es ist kalt hier, mich friert." Sie zog die Schultern hoch, als müsse sie etwas abwehren, und schüttelte sich leicht. „Der Diener kann das Licht auslöschen."

Sie gingen schweigend, fast lautlos den langen Korridor hinunter, Fortunat einige Schritte hinter ihr. Er hatte das Gefühl, als müsse er ihr Zeit geben, erst mit sich fertig zu werden, als dürfe kein Auge, auch nicht mit der wärmsten Teilnahme, jetzt auf ihrem Gesicht ruhen. —

Als sie ungefähr auf der Mitte des Weges waren, öffnete sich unhörbar die Thür, die in die Zimmer der Alten führte, ein struppiger Kopf streckte sich vorsichtig heraus und blinzelte ihnen nach.

Sie hatte schon im Bett gelegen, aber die Neugier beim Aufflammen des Lichtes sie wieder herausgetrieben. Ihr Sohn, das wußte sie durch Lina, war fortgegangen, und nun kam in nachtschlafender Zeit seine Frau mit einem anderen daher, gerade, als müßte es so sein, und sie saßen allein eine lange Zeit in dem abgelegenen Atelier. — — Was konnten sie dort treiben? Die Phantasie der Frau aus dem Volke, die keine geistigen Interessen kennt, ging nicht so weit, sich das erklären zu können, ihr erregte es Mißtrauen.

„Was die Vornehmschen für Moden haben," sagte sie laut vor sich hin und schüttelte mißbilligend den Kopf, als sie wieder in ihr Bett kroch. — Hätte sie das in ihrem Leben thun wollen, eine tüchtige Tracht Prügel wäre ihr sicher gewesen, obgleich ihr Seliger eine verträgliche Natur war. Die feinen Damen aber erlaubten sich das alles ungestraft.

Etwas wie ein nachträglicher Neid auf diese Bevorzugten erwachte in der Seele der Alten, die ihr Leben so ganz anders genießen durften als sie — die Frau aus dem Volke.

Und dieser lächerliche Neid gebar den Entschluß, aufzupassen und dann Martin die Augen zu öffnen. Sie hätte ihrer Schwiegertochter zur Vergeltung all der Wohlthaten, die sie von ihr empfing, zu gern die derben Fäuste ihres Sohnes, wenigstens einmal, zu fühlen gegönnt. —

Fortunat blieb nicht mehr lange, nachdem sie aus dem Atelier zurückgekommen. So sehr Maud es auch zu verbergen suchte, sie erschien ihm verstimmt, zerstreut.

Und dann war er doch vorsichtig geworden seit Luzies Warnung damals, er wollte sie auf keinen Fall kompromittieren, den Leuten nicht Ursache zu gegründetem Reden geben. So gut sein Vorsatz war, hatte er doch den Faktor vergessen, daß die Leute gar keine Gründe brauchen, wenn sie etwas bemängeln wollen, die Thatsache allein, daß er fast täglich in Heekens Hause aus und ein ging, genügte der Verleumdung vollkommen. —

Davon hatte er natürlich keine Ahnung, als er in einem wahren Wirbelsturm der Gefühle nach Hause ging.

Maud war unglücklich, kein Zweifel, und er trug die Schuld! — Ihre Thränen brannten ihm feurige Wunden. — Er sah noch, wie sie, an den schmalen Wangen herabrollend, schließlich in den Falten des weißen Kleides verschwanden. Und er stand dabei und konnte nicht helfen, und hätte am liebsten mitgeweint vor Jammer und Reue.

Als er nach Hause kam, löschte er sämtliche Lichter und warf sich angekleidet, im Dunkeln auf die Chaiselongue. Er war so zerfallen mit sich, daß er sich nicht einmal im Spiegel ansehen mochte.

Im Halbschlaf kam es ihm dann vor, als stände Maud neben ihm und weinte, über ihn gebeugt, bis sein Gesicht und Haar ganz naß war, und Heeken kam in das Zimmer hinein und fragte ganz ruhig, was es ihn denn angehe, ob seine Frau glücklich oder unglücklich sei. Und da schrie er ihm entgegen mit dem Mut der verzweifelten Leidenschaft: „Aber ich liebe sie ja! Ich liebe sie bis zum Wahnsinn! Und habe sie Dir in die Arme getrieben!" —

Er wachte auf, mit einem Ruck saß er aufrecht. Das Herz hämmerte, die Augen brannten ihm, ein furchtbarer Schreck schüttelte seine Glieder.

„Ja, ich liebe sie!" sagte er dumpf vor sich hin. „Ich liebe sie bis zum Wahnsinn! Und habe sie ihm in die Arme getrieben!"

Jedes Wort spürte er wie einen Hammerschlag in seinem Kopf, und dann setzte er laut, fast wie einen Schwur hinzu: „Aber sie soll es nie erfahren!"

Er machte Licht. Die Uhr zeigte auf drei; ihm war der Schlaf vergangen. Er stützte den Kopf in die Hand und grübelte. Wann hatte es begonnen? Ach so unmerklich — er wußte es gar nicht recht. Vielleicht war es immer gewesen, seit ihrer ersten Begegnung, und er hatte es nur nicht gemerkt. Und dann war Nelly gewesen! Ihn schauderte jetzt, wenn er an all seine früheren Beziehungen dachte. Wie freigebig ist man doch in der Jugend mit dem Wort „Liebe", bis man es endlich kennen lernt und dann vor all den Blasphemien erschrickt.

Maud liebte er, — so rein, so wunschlos, daß er ordentlich fühlte, wie es ihn besser gemacht hatte. Er wollte ihr auch nach wie vor sein Leben weihen, sie sollte aber nie erfahren, was für Gefühle ihn beseelten.

Und dann fiel ihm seine Äußerung an Luzie ein. „Einem Freunde die Braut oder Gattin rauben, ist noch tausendmal gemeiner als silberne Löffel stehlen." — Nein, er stahl nichts! Nicht einmal silberne Löffel! Bei dem Gedanken mußte er doch lächeln. —

Vielleicht um dieselbe Zeit, da Fortunat so grübelte, kam Heeken nach Hause. Seine Kleider rochen nach Cigarrenqualm, und der Kopf war ihm wüst und schwer. Das starke Bier, das viele Sprechen, das Nachtwachen im überheizten Lokal war ihm ungewohnt, und daß es ihm besonders gefiel, konnte er eigentlich nicht sagen. Auch die Menschen waren ihm alle fremd, und ungesellig und ungelenk wie er war, fand er kein sonderliches Vergnügen an ihrer Unterhaltung, aber — er hatte dasitzen können wie es ihm bequem war, ohne Kragen und Manschetten, ja selbst ohne Rock. Niemand kümmerte sich darum, wie er saß, ob sein Haar auch tadellos blieb, oder ob er seine Hände darin vergrub, und dann hatten sie ihm alle, ausnahmslos, viel Schönes und Rühmendes über seine Gruppe gesagt, hatten ihn als etwas Hervorragendes gefeiert, weil er gleich mit seinem Erstlingswerk in das Museum gekommen war; kurz sein niedergedrücktes Selbstgefühl hatte sich mächtig gehoben und gestärkt gefühlt. Hier war er nicht der Mann seiner reichen Frau, hier war er der Künstler von Gottes Gnaden, den man ehrte. So war er denn um die Mitgliedschaft eingekommen, mit dem festen Vorsatz, so oft wie möglich herzugehen. Alles schien ihm besser als sein luxuriöses Haus, in dem er sich so überflüssig, so wenig am Platze fühlte. Maud würde nichts dagegen haben, ihn oft los zu werden, denn seit er an jenem unglücklichen Theaterabend in den Meistersingern eingeschlafen war, hatte er das unheimliche Gefühl, daß sie ihn gründlich verachtete.

Wenn er aber hoffte, aus diesem Zusammenleben mit Kunstgenossen irgendwelche Arbeitslust zu schöpfen, so täuschte er sich zunächst gründlich. Unlustiger war er niemals gewesen als an dem Morgen, der jenem ersten Versuch folgte. Der Kopf war ihm wüst, die Glieder wie zerschlagen; wie höhnend sahen ihn seine unvollendeten kämpfenden Hunde an. Ein Ekel vor ihnen, vor sich selber folterte ihn. Mit Neid gedachte er der Vergangenheit. Hätte seine jetzige Frau nicht seinen Weg gekreuzt, wäre er nicht glücklicher geblieben? Sein Weg lag so klar vor ihm, und die Steine, die er darauf fand, hielten ihn nicht auf. Jetzt aber kam es ihm vor, als sei alles um ihn, vor allen Dingen aber er selbst anders geworden, als wäre ihm der neue, haltlose Mensch fremd wie seine Umgebung.

Maud fragte ihn auch heut nicht, wo er gewesen. Sie wollte ihn ja gar nicht beeinflussen oder beschränken und sagte sich mit Stolz, daß Fortunat doch im Unrecht sei, wenn er ihr das vorwarf. —

Heeken war froh darüber!

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Was Maud sonst noch angestrebt, war ihr wenigstens vollgültig gelungen. Die Gesellschaft hatte sich dem jungen Paare geöffnet. Man hatte ja so viel gehört, war so neugierig geworden und fand die Umstände, die dieser Ehe vorangegangen, so romantisch. Das zertrümmerte Kunstwerk hatte diesem jungen Bauern fast zu reichlich Zinsen getragen! Eine steinreiche Frau, noch dazu mit dem Nimbus einer Ausländerin, einen bekannten Namen und einen Ankauf des Werkes durch das Museum. Mit solch einem „Schwein" ließ sich allerdings nicht konkurrieren, darüber waren sämtliche Kollegen einig.

Im geheimen freute man sich auf das erste Auftreten dieses Bauern in der Gesellschaft. Es konnte gar nicht ausbleiben, daß es pikante Scenen gab, und so sah man allseitig vergnüglich der Saison

entgegen, nur daß Heeken selbst keine Ahnung von dem hatte, was ihm bevorstehen sollte. Er glaubte seinen gesellschaftlichen Pflichten längst Genüge gethan zu haben. Darum erstarrte er beinahe vor Schreck, als ihm Maud eines Tages beim Frühstück eine lithographierte Einladungskarte hinhielt, aus der er mit einer gewissen Schwierigkeit herausbuchstabierte, daß sich Mr. und Mrs. Bath, Gesandter der Vereinigten Staaten Amerikas, die Ehre gaben, Herrn und Frau Heeken zu ihrem am 25. Januar stattfindenden Souper mit darauffolgendem Ball ergebenst einzuladen.

Ohne ein Wort zu sagen, legte er die Karte wieder neben den Teller seiner Frau. Sie sah ihn an. Nach einer Weile, als er immer noch schwieg, sagte sie wie selbstverständlich: „Wir gehen doch hin, Tino!"

Er legte Messer und Gabel beiseite; in dem Augenblick hatte er das Gefühl, als würgte ihn etwas.

„Du kannst es ja, — ich — was soll ich da?"

„Was Du da sollst?" wiederholte sie verwundert. „Nun, unter Menschen gehen, bekannt werden, Dich amüsieren."

„Ich will mich nicht amüsieren! Ich brauche nicht bekannt zu werden — Menschen mag ich nicht."

„Aber Tino, es geht einmal nicht anders. Wir wollen doch selbst ein Haus machen. Du mußt Dich schon entschließen."

Er sah hilflos um sich.

„Wenn Du mit Fortunat gehen könntest," schlug er vor.

Das Blut schoß ihr in das Gesicht.

„Du bist mein Mann, nicht er," erwiderte sie schroff, „und Du mußt der Gesellschaft das Opfer bringen."

„Ich will aber nicht."

„Nun also, wenn nicht der Gesellschaft, dann mir, Du bist mir auch etwas schuldig geworden, Tino, vergiß das nicht." Ihre Stimme zitterte; da sie von vornherein auf Kampf vorbereitet gewesen, nahm sie ihn gleich auf, ohne erst eine friedliche Einigung zu versuchen.

Er biß sich auf die Lippen, nur zu gut verstand er sie. Eine gewisse unbewußte Ritterlichkeit verhinderte ihn trotzdem, das zu sagen, was ihm auf die Zunge trat, und so stopfte er nur große Bissen Brot in den Mund und schwieg.

„Ich werde dem Gesandten also zuschreiben," sagte sie nach einer langen Pause, in der sie ihn beobachtet hatte.

Er schwieg weiter und starrte auf seinen Teller. Sie nahm es für eine Bejahung, innerlich doch davon überrascht, wie leicht er zu zwingen war, und dadurch selbst nachgiebig gestimmt.

„Du sollst sehen," sagte sie um vieles freundlicher, „es wird Dir schon gefallen; man scheut immer nur den Anfang, und dann dankst Du mir noch meine Festigkeit."

Sie bot ihm die Hand über den Tisch, aber er mußte sie wohl nicht sehen, denn er stand wortlos auf, schob den Stuhl zurück und ging hinaus.

Wie sie dies Davonlaufen von Tisch haßte! Wie plebejisch es ihr vorkam! Es war doch alles weit, weit anders in Wirklichkeit, als wie sie es sich in ihren Träumen ausgemalt. Kein Wunder, daß sie schwer aufseufzte. —

Als Heeken in sein Atelier kam, setzte er sich nieder und stützte den Kopf in die Hand.

Hatte er sich denn wirklich verkauft mit Leib und Seele? Gab es nichts, das ihn retten konnte? War diese erdrückende Last, unter der er seufzte, auch an seiner Künstlerseele zum Mörder geworden, weil er nicht mehr arbeiten konnte? Was hatte er denn seither geleistet? Er sah um sich, nichts, nichts, was von seiner Schöpferkraft sprach, seitdem er verheiratet war. — Wie verzerrt sah ihn plötzlich die unvollendete Gruppe seiner Hunde an, alles an ihr schien ihm unwahr — unnatürlich. Er schüttelte die drohend geballte Faust gegen sie, knirschte mit den Zähnen und holte zum Schlage aus, als wollte er sie zertrümmern. —

Und wenn er bedachte, wie es geworden wäre in seinem häßlichen, armseligen Atelier da draußen, mit dem ersten Erfolge hinter sich, mit dem Bewußtsein seiner Kraft, seines Könnens, was hätte er da geleistet! —

Die Faust sank ihm schlaff herab, der Kopf schwer auf die Ecke des Tisches. —

An diesem Abend, obgleich er noch wortkarger und ungeselliger als sonst in seinem Verein gewesen, in dem sie ihn schon als wenig traitablen Menschen kannten, betrank er sich zum ersten Mal in seinem Leben bis zur Bewußtlosigkeit. Emil nahm sich endlich seiner an und brachte ihn nach Hause.

Als er die schwankende Gestalt in der eleganten Hausthür verschwinden sah, zuckte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund.

„Ich wette, meine werte Miß Winter," sagte er ganz laut vor sich hin, „daß Ihnen dieser Anblick recht unangenehm sein wird! Vielleicht denken Sie jetzt bald anders über den Korb, den Sie mir gegeben, weil ich Ihrem höheren Seelenflug nicht entsprach." —

Maud fuhr wirklich mit einem nervösen Schreck aus den Kissen auf, als ihr Mann eintrat, aber gleich darauf schloß sie wieder die Augen und stellte sich schlafend, während ihr Herz vor Abscheu und Angst heftig klopfte.

Im Schein der Nachtlampe sah sie ihn hin und her schwanken, hörte gemurmelte Worte, atmete den Alkoholdunst ein, der ihm entströmte, und nach kurzer Zeit tönte sein lautes Schnarchen mißtönend durch den Raum.

Sie setzte sich endlich behutsam aufrecht und strich die feuchten Locken aus der Stirn. Ihre Augen durchirrten das prunkende Zimmer und blieben dann endlich an dem Schläfer haften. Großer Gott, wie ordinär er ihr auf einmal erschien! Ein Hohn auf sein Umgebung.

Wie empört sie über ihn war, ohne daß die kleinste Stimme in ihrem Innern zu seiner Ent-

schuldigung laut wurde. Sie hatte ihm ja niemals ein warmes, herzliches Gefühl entgegengebracht!

Leise erhob sie sich, nahm ihre seidene Daunendecke und schlüpfte in das Toilettenzimmer. Auf der Chaiselongue machte sie es sich für den Rest der Nacht bequem. Aber sie schlief nicht. Zur Decke starrend, überrechnete sie fortwährend, daß erst vier Monate ihrer Ehe verflossen waren, und ein ganzes, langes — endlos langes Leben noch vor ihr lag — an seiner Seite. —

Am nächsten Morgen sah Heeken manchmal seine Frau von der Seite an, mit dem Ausdruck, den ein böses Gewissen giebt; er war auf einen heftigen Ausbruch ihres Zornes gefaßt. Aber sie sagte nichts; Ekel und ein Gefühl von Selbstachtung schlossen ihr den Mund. Nur kurz vor dem Schlafengehen sagte sie nebenher:

„Ich habe Dein Bett in Dein Toilettenzimmer tragen lassen, Tino, Du hast es dort mit Deinem Nachhausekommen bequemer und störst mich nicht mehr."

Er rieb unentschlossen einen Fuß an den andern, in dieser Position machte er eine unglückliche Figur. Gern hätte er ein Wort der Entschuldigung gesagt, aber seine Frau war so unnahbar, sie schüchterte ihn ein.

Er drehte sich ohne eine Wort um und ging hinaus, nur die Thür warf er heftig ins Schloß, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Sie blieb sitzen, faltete die Hände im Schoß, und große Thränen rollten über ihre Wangen. —

Von Tag zu Tag wuchs inzwischen der Alp, der sich auf Heekens Brust gelegt hatte, und dieser Alp war die Gesellschaft beim amerikanischen Gesandten. Ihre Schrecken wuchsen riesengroß in ihm empor.

Was sollte er unter so vielen Leuten, von denen er niemand kannte, mit der geheimen Furcht, bei allem, was er that, Verstöße zu begehen oder wenigstens linkisch zu erscheinen und geheimen Spott herauszufordern. Sein Selbstgefühl lehnte sich dagegen auf, und er sann und grübelte vergeblich, wie er sich im letzten Augenblick diesen drohenden Gefahren entziehen könnte. Er, der dem Stier ohne einen schnelleren Pulsschlag zu Leibe gegangen war, fühlte sich schwach und hilflos bei dem Gedanken an diese Gesellschaft. Sobald er nur daran dachte, brach ihm der Angstschweiß aus allen Poren.

Hätte er nur einen Menschen gehabt, dem er sich anvertrauen konnte, aber bei Maud war das ausgeschlossen, von Emils irdischem Mitleid hielt ihn sein Instinkt zurück, und Fortunat ... ja, mit Fortunat war das so ein eigenes Ding geworden! Einstmals hatte er ihm seine Freundschaft aufgedrängt in fast knabenhafter Überschwenglichkeit, damals hatte der hart mit dem Leben ringende Mann keinen rechten Sinn dafür gehabt, sich weder dagegen gewehrt noch sie festgehalten, denn damals war er sich selbst genug, nun aber, nun verwirrte ihn manchmal das Leben so, daß er sich nicht recht aus noch ein wußte, seine Kunst hatte das Haupt verhüllt, und er hätte jetzt mit ganzer Seele eine Freundeshand fassen und drücken mögen, aber nun war die schlanke, weiße Männerhand nicht mehr da, er fand sie wenistens nicht mehr, denn sie war viel zu sehr beschäftigt im Dienst seiner Frau, und er mochte es sich kaum selber zugestehen, daß ihn etwas wie eifersüchtiger Neid darüber erfüllte. Warum galt ihm diese Frau mehr als er? Wo war der Berührungspunkt zwischen ihnen, der schwerer wog als das gemeinsame Ringen im Dienste der Kunst?

Er sann und grübelte über alle diese Fragen, aber sein Kopf war das Grübeln nicht gewöhnt, es klärte sich ihm nicht, machte ihn nur immer verwirrter, sein Weg durfte nur einfach und gerade sein, sonst fand er sich zu keinem Ziel.

Während Fortunat dem Freunde auswich, weil er sich ihm gegenüber nicht ganz frei fühlte, weil er ihm die Frau beneidete und leidenschaftlich Partei in seinem Herzen gegen ihn nahm, sehnte sich Heeken im stillen nach ihm und war doch äußerlich fast unfreundlich, damit er es nur ja nicht merke. —

Der Gesellschaftsabend war da. An Heekens äußerem Menschen war nicht viel zu tadeln, als er aus Friedrichs Händen in den Salon trat, in dem Fortunat schon wartend saß. Auf Mauds Wunsch sollte er das Ehepaar begleiten. Sie musterten sich mit einem verstohlenen, flüchtigen Blick wie zwei Rivalen, als sie einander ansichtig wurden, und doch fiel Heeken die zierliche Grazie auf, das Selbstverständliche, mit dem der Jüngere und Kleinere das vorgeschriebene Kostüm trug, in dem er sich so unbehaglich fühlte.

Er steckte die Hände in die Taschen und marschierte unablässig im Salon auf und ab, ihm war schauderhaft zu Mute, aber er mochte es nicht sagen. Endlich blieb er vor Fortunat stehen.

„Glaubst Du, daß die Quälerei lange dauern wird?"

„Ich hoffe bis gegen drei Uhr."

„Du hoffst?"

„Gewiß. Wenn es sich irgend machen läßt, bin ich der Tischnachbar Deiner Frau, sie hat es mir versprochen."

„So — —" sagte Heeken nach einer Pause. „Und ich?"

„Nun, Du bekommst irgend eine andere Dame."

Heeken marschierte wieder weiter. Auf einmal sah er ein kostbares Orchideenbouquet auf einem kleinen Tischchen liegen, er trat heran und besah es. Fortunat errötete.

„Das bringe ich Deiner Frau."

„So!" —

„Hast Du etwas dagegen?" fragte er nach einer langen, peinlichen Pause.

„Wogegen?"

„Gegen mein Bouquet, dann ..."

Heeken trat ganz dicht zu ihm. „Gott bewahre," sagte er ungeduldig mit gepreßter Stimme. „Aber der Kragen drückt mich so, die Halsbinde — ich ersticke fast." Und er griff mit beiden Händen zwischen Hemd und Hals und lockerte es.

Fortunat sah mit Befremden, daß sein Gesicht rot war, seine Stirn feucht glänzte. Aber ehe er noch etwas sagen konnte, öffnete sich die Thüre und

Maud trat ein, gefolgt von Nina, die den weichen pelzgefütterten Sammetmantel auf dem Arm trug.

Die junge Frau war in großer Toilette. Das schwere weiße Brokatkleid brach sich in tiefen Falten mit stumpfen und glänzenden Lichtreflexen, Mohnbouquets schmückten Haar, Taille, Rock und hielten als breites Achselband die Ärmel auf den Schultern zusammen. Das Rot war so satt und voll, daß es sogar neben den Brillanten zur Geltung kam, die den feinen Hals, Arm und Ohren schmückten.

Fortunat verneigte sich stumm, so geblendet war er von Mauds Erscheinung, es war ja das erste Mal, daß er sie in großer Toilette sah. Ihre Augen leuchteten und die Wangen zeigten lebhaftere Farbe wie sonst, denn sie freute sich über den Effekt ihres Aussehens. Von seinen bewundernden Blicken weg, die sie mit Genugthuung wahrgenommen hatte, wandte sie sich endlich ihrem Manne zu. Auch er sah sie an, aber anders, ganz anders.

„Nun," fragte sie endlich lächelnd, „wollen die Herren einmal Ihr Urteil abgeben? Wie sehe ich aus?"

„Entzückend!" rief Fortunat.

„Schamlos!" sagte Heeken und trat dicht an sie heran. „So willst Du Dich fremden Leuten zeigen? So soll ich mit Dir gehen? — Ja, dann zieh Dich nur erst einmal an!"

„Lieber Tino," sagte sie und griff nach der Schleppe ihres Kleides, denn sie wußte ja, daß Nina hinter ihr stand, „ich finde es ganz natürlich, daß Du Dich das erste Mal entsetzest, wenn Du unsere Gesellschaftsmoden kennen lernst, darum aber ändern sie sich nicht. Beim Gesandten wirst Du keine Dame anders gekleidet sehen wie mich."

„Aber ich schäme mich Deiner," beharrte er und sah sie mit zornigen Augen an, „Du bist meine Frau."

„Eben deswegen!" Sie lachte, obgleich sie sich ärgerte. „Wäre ich eine Nonne, könntest Du ein anderes Gewand verlangen. Ah! Sind die Blumen von Ihnen, Fortunat?"

Sie wandte sich von ihrem Mann, der dastand und an seinem Bart kaute, ließ sich von Nina den Mantel umgeben und trieb dann zur Abfahrt. Eine Weile stand Heeken noch trotzig da, dann folgte er den Vorangehenden.

„Ah!" sagte Maud und sank in die Kissen mit einem Seufzer der Erleichterung. Martin ahnte nicht, daß dieser ihm galt. Nun erst war Maud seines Mitgehens sicher. —

Als sie sich durch die strahlende, schimmernde Menge hindurchwanden, sagte Maud zu ihrem Mann, indem sie auf die anwesenden Damen zeigte:

„Du siehst, Deine Bedenken vorhin waren ungerechtfertigt und überflüssig."

Er antwortete nichts. Der einzige Gedanke, den er mit Bewußtsein hatte, war nur der: Hinaus! — Möglichst weit fort von diesem Treiben!

Aber Maud hielt seinen Arm und zog ihn unbarmherzig immer weiter bis zu der Gesandtin, und dann sprachen sie englisch miteinander, und die Gesandtin winkte ihrer Tochter und machte sie mit Maud bekannt . . . das schwatzte und schwirrte und wirrte um Heeken herum, daß ihm ganz schwindlig wurde, und dann war Maud weg und auch Fortunat, er stand auf einmal allein. So schnell er konnte, zog er sich in einen Winkel des Saales zurück und stand dort, die Füße gekreuzt, den Bart in den Mund geschoben, unbeachtet, aber auch außerordentlich unbehaglich.

„Welch ein Wahnsinn," dachte er, „hierher zu gehen! Was soll ich hier? Warum bin ich hier, wo ich doch jedem so gleichgültig bin wie er mir."

Da klopfte ihn Fortunat auf die Schulter. „Mach doch nicht solch ein Gesicht, Martin! Ich bin jetzt bereits zehnmal nach Dir gefragt worden."

Heeken hob den Kopf. „Nach mir? Ich kenne keinen."

„Aber die Leute Dein romantisches Schicksal — und Deine schöne Frau macht Furore. Du bist wahrhaftig ein glücklicher Mensch, Tino."

Er sah ihn mit großen Augen an und nickte mit dem Kopfe. Indem ging Maud vorüber am Arme des Gesandten, ihre Augen glänzten, ihre Lippen lächelten. Als sie schon einige Schritte weiter gegangen, drehte sie sich um und nickte den beiden Herren zu. Fortunat seufzte verstohlen, und Martin sagte jetzt: „Wie passe ich nur zu ihr! Alle Leute hier werden es Dir sagen — gar nicht! Gar nicht! Sie ist viel zu klug, viel zu schade für mich."

Es klang gar nicht bitter, nur als Konstatierung einer einfachen Thatsache, dennoch erregte es Fortunat.

„Das darfst Du Dir wohl zugestehen, Tino, aber Du mußt ihr nur nachzukommen suchen, dann wird es auch mit der Zeit anders werden."

Wieder sah ihn der andere eigentümlich an, plötzlich hob er den Kopf.

„Und warum soll ich es sein, der sich ändert — warum nicht sie?" fragte er und sah dem Freund aufmerksam in die Augen. „Ich bin der Mann, der Künstler, der seinen Weg bisher gefunden hat und ihn auch allein weiter finden wird."

Fortunat wurde etwas nervös, das machte, er sah Mauds dunkles Köpfchen nicht mehr in der Menge und suchte es doch sehnsüchtig. „Diese kleinen Äußerlichkeiten haben wenig mit Deinem berechtigten Künstlerstolz zu thun, Tino, trotzdem ziehen sie Dich hinauf, in eine andere Sphäre — Du solltest Deiner Frau dankbar sein. Hinauf kann jeder, aber daß sie zu Dir hinab soll, das ist unmöglich."

„So — so!" sagte Heeken wieder ganz ruhig. Und dann wies er auf eine Dame, die vor ihnen stand, sehr stark und sehr tief dekolletiert.

„Viel Speck bekommt man hier zu sehen," sagte er laut, „und sie haben doch gar nicht nötig, das zur Schau zu stellen, denn schön ist es nicht."

Die Dame drehte sich um und warf dem Sprecher einen wutschnaubenden Blick zu, der unbeachtet von ihm abglitt; Fortunat wurde blutrot, seine Augen funkelten zornig.

„Spare Dir solche Bemerkungen zu anderen Gelegenheiten auf, Tino, wir sind hier in der Elite

der Gesellschaft, nicht Gott weiß wo, da heißt es Rücksichten kennen und ausüben."

„Armer Kerl," sagte Martin und sah mit einem gewissen Galgenhumor blinzelnd zu ihm auf. „Gehe schleunigst an die andere Wand des Saales, damit ich Dich nicht in schlechten Ruf bringe; ich nehme es Dir nicht übel."

Und damit drehte er sich um und schob sich weiter. Fortunat sah ihm ganz erstaunt nach. —

Während sich die Paare zum Souper ordneten, flüsterte Maud Fortunat zu:

„Wissen Sie, wohin man meinen Mann gesetzt hat? Ich möchte ihn am liebsten in meiner Nähe haben, die Sache ist mir unheimlich. Achten Sie auch auf ihn, bitte!"

Der schnelle Druck ihrer schmalen Hand jagte ihm das Blut heißer durch die Adern. Er wäre bereit gewesen, alles für sie zu thun, aber sein ganzer Wagemut scheiterte an dieser geringfügigen gesellschaftlichen Schranke. Er konnte nichts thun, um den Wünschen der angebeteten Frau nachzukommen, denn auch er war zum ersten Mal Gast bei dem Gesandten, also nicht imstande, die geringste Beeinflussung auszuüben.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte er nur Heekens Gebaren, aber Gott sei Dank, es ließ sich ja alles gut an. Er sah ihn mit einer Dame den Speisesaal betreten, sah ihn die Plätze finden, und jetzt erst widmete er sich aufatmend seiner Nachbarin. Er konnte von seinem Platz aus Maud sehen und auch Heeken, aber es war zu weit, um im schlimmsten Fall ohne Aufsehen etwas zu verhindern.

Heeken hatte sich inzwischen so gut es ging in den Zwang gefunden. Er fühlte sich nicht mehr niedergedrückt, ganz im Gegenteil kam es ihm vor, als wenn er doch eigentlich über dieser lachenden, schwatzenden Menge stände. Womit füllten sie denn ihr Leben aus, wenn sie zu Hause waren? Sicherlich nicht mit dem angestrengten Ringen, mit dem er bisher seine Kunst umworben. Und mitten unter all diesen Leuten kam eine tiefe, heilige Sehnsucht nach seiner Arbeit über ihn, wie er sie lange nicht empfunden. O, jetzt zu Hause sein — jetzt schaffen können! Diese Stunde, die ihm hier nutzlos verrann, erschien ihm auf einmal so inhaltreich, daß er ihren Verlust wie einen Raub empfand.

Er hatte noch keine Ahnung davon, daß die Einsamkeit mitten in der Gesellschaft diese Sehnsucht erzeugt, als Gegengewicht gegen den Druck der äußeren Umgebung.

Er hatte seine Nachbarin noch gar nicht beachtet, jetzt endlich hörte er auf das, was sie sagte.

„Sie essen keine Austern, Herr Heeken?"

Er sah wie verachtend auf die silberne Platte mit den Schaltieren vor sich — eine ihm fremde Speise, denn Maud aß dieselben nicht, und so waren sie in seinem Hause noch nicht auf den Tisch gekommen.

„Ich kenne sie nicht," er blickte mißtrauisch auf die Muscheln. „Schmecken sie gut, Fräulein?"

Die Dame lächelte. „Über Geschmacksachen giebt es kein generelles Urteil. Ich denke ja. Darf ich Ihnen den Versuch erleichtern?"

Sie nahm eine Muschel und putzte sie ab; da sie den jungen Ruhm ihres Nachbarn kannte, machte es ihr Vergnügen, ihm gefällig zu sein.

„Hier. Sie ist ausgezeichnet. Trinken Sie sie getrost aus. An die Mythe, daß die Tierchen noch lebendig sind, glauben Sie doch auch nicht."

Sie sah ihm sorgsam zu, bis er sie im Munde hatte, bei ihren letzten Worten aber, die mit dem eigentümlich salzigen Geschmack dieser Meerbewohner zusammenfielen, war es ihm plötzlich, als wüchse der Inhalt seines Mundes zu einem gewaltigen Berg, der ihn erstickte.

Ohne sich zu besinnen, spuckte er die Auster auf seinen Teller zurück.

„Pfui Teufel," sagte er und schüttelte sich.

Einen Augenblick entstand an dem Teil des Tisches in Heekens Nähe Todesschweigen; dann begann ein Lachen, Kichern, Schwatzen, ein verstohlenes Hinblicken zu ihm, kleine Entrüstungsschreie, kurz, eine Erregung, die sich immer weiter an dem Tisch fortpflanzte. Die Dame neben Heeken war blutrot geworden und hustete in ihre Serviette, Maud aber, die in demselben Augenblick herübergesehen, erblaßte bis in die Lippen. Sie fühlte ordentlich wie ihre Hände kalt wurden, wie das Lächeln, mit dem sie sich sekundenschnell an ihren Nachbar wandte, nur verzerrt war, wie ihr Herzschlag stockte. Das war etwas Unerhörtes, etwas, das sie für immer der Lächerlichkeit preisgab, und in diesem Augenblick hätte sie sich am liebsten für immer von ihm losgesagt.

Mit einem scheuen Blick überflog sie die Gesellschaft. Jeder lachte und plauderte mit seinem Nachbar, aber sie meinte in aller Augen Bosheit, auf aller Lippen ein spöttisches Wort zu sehen. Vor ihrem Teller schwamm es wie in feurigen Kreisen, sie war kaum fähig, einen Bissen hinabzuwürgen und ihrem Nachbar zu antworten, und Fortunat saß viel zu weit, um ihn irgendwelchen Anteil an ihrer Verzweiflung nehmen zu lassen. Endlich nahte sich aber auch dies Souper seinem Ende. Heeken hatte es in vollkommener Gemütsruhe und mit gutem Appetit an sich vorübergehen lassen, ahnungslos, welchen Sturm er im Herzen seiner Frau heraufbeschworen. Auch die Mißachtung seiner Nachbarin, die ihn durch völliges Übersehen strafte, bemerkte er nicht; er war froh, daß sie ihn in Ruhe ließ.

Nach dem Souper trat Maud unauffällig an Heekens Seite. Ihre Wangen brannten, ihre Augen glühten.

„Du hast uns in der Gesellschaft unmöglich gemacht!" flüsterte sie ihm aufgeregt zu, „war das Deine Absicht?" Sie drückte heftig seinen Arm. So erregt kannte er sie gar nicht.

„Was meinst Du?" fragte er mit einer gewissen Einfältigkeit in den Mienen, weil er sich gar nicht auf sein Verbrechen besann.

Sie sah ihn an, preßte den Fächer an die Lippen und wandte sich ab. Die beleidigenden Worte, die sie ihm sagen gewollt, blieben dadurch unausgesprochen,

aber der Blitz der Verachtung aus ihren dunklen Augen traf ihn doch und redete eine verständliche Sprache. Ihn überrieselte es plötzlich, er biß die Zähne in die Unterlippe, sah seiner Frau mit gefurchter Stirn nach, und ohne jemand ein Wort zu sagen, verließ er das Haus des Gesandten und ging zu Fuß heim. Es war grimmig kalt, aber der kostbare Pelz, ein Geschenk Mauds, schützte ihn. Und indem er an sich heruntersah, kam es ihm plötzlich mit schneidender Schärfe zum Bewußtsein, daß alles, was ihn umgab, von ihr kam. — Seine lumpigen paar tausend Mark! Die hatten freilich keine Bedeutung bei diesem Reichtum. Er war nichts anderes als der Mann seiner Frau, der es sich gefallen lassen mußte, heute gehätschelt, morgen getreten zu werden; von dem sie verlangen konnte, daß er seinen Namen zu Ehren brächte, daß er arbeitete in ihrem Interesse wie jeder, den sie bezahlte.

Es gab ja nichts, was zwischen ihnen ausgleichend wirken konnte! Keine Liebe auf seiner, keine Liebe auf ihrer Seite, nur ein einfacher Kompromiß, den sie zu halten hatten.

Noch hatte er auf seinen Teil nichts geleistet, sie war also im Recht, wenn sie ihn verachtete. Und so gedemütigt, so entsetzlich erniedrigt kam er sich in diesem Augenblick vor, daß es ihm eine Wohlthat gewesen wäre, diese Demütigung auch körperlich zu empfinden.

Er stürmte in sein Atelier und versuchte zu arbeiten, aber es ging nicht. Seine hohe, heilige Kunst ließ sich nicht zwingen; auch sie setzte ihm den Fuß in den Nacken, denn er hatte sie verraten.

Dumpf stöhnend schlug er die Hände vor das Gesicht. —

„Poor child!“ sagte etwa in demselben Augenblick die Gesandtin zu derjenigen ihrer Bekannten, die ihr die Soupergeschichte erzählte. „Das kommt von solchen Ehen! Aber wir werden uns ihrer annehmen — wir werden sie lancieren! Es ist wirklich schade um die reizende Frau. — Der Mann ist ein Tölpel und wird es ewig bleiben, mag er noch so berühmt werden.“ —

Maud und Fortunat tanzten Française zusammen.

„Mein Mann scheint fort zu sein,“ flüsterte sie ihm unter den Verschlingungen des Tanzes zu. „Oder sehen Sie ihn?“

„Nein, nirgends —“

Und beim nächsten Mal:

„Dieser Abend bringt mich noch um. — Ich weiß nicht, was ich ihm eher verziehen hätte als diese Lächerlichkeit und seine jetzige Rücksichtslosigkeit!“

Sie sprach rasch, mit fliegendem Atem, ihre Hand zitterte.

Das Herz that ihm weh.

„Verfügen Sie ganz über mich,“ flüsterte er im Ton zärtlichster Hingabe zurück.

Sie sah ihn dankbar an. Welch Glück, daß sie Fortunat hatte! Eine Menschenseele, zu der sie sprechen, vor der sie sogar weinen konnte. Auf dessen Takt sie sich verlassen durfte wie auf sich selbst.

„Wenn ich Sie nicht hätte!“ sagte sie aufseufzend, als der Tanz zu Ende war und sie seinen Arm nahm. „Aber das Gefühl, daß Sie mich nicht verlassen werden, stärkt immer wieder meinen sinkenden Mut.“

Welch ein Egoist wäre er gewesen, wenn er sie wirklich allein gelassen hätte, wie er es damals für seine Pflicht hielt. Sie hatte recht, einen Freund mußte sie haben, und so ziemlich betrachtete er sich ja ohnehin als die eigentliche Ursache ihrer unglückseligen Ehe. Sie litt, also war es nur gerecht, daß er mit litt, doppelt allerdings unter seiner aussichtslosen Liebe und seinen Gewissensbissen. Aber das war gleichgültig, er kam gar nicht in Betracht, wenn es ihm nur gelang, sie etwas zu trösten. —

Am nächsten Morgen trat er schon ganz früh in Heekens Atelier. Es trieb ihn etwas dahin, was stärker war als sein Wille, und ihm selbst dabei ziemlich unklar.

„Du?!“ sagte der Bildhauer sehr erstaunt und sah dem Freund in das etwas verlegene Gesicht. „Alles andere hätte ich heut eher erwartet als Deinen Besuch.“

„Das ist ein trauriges Zeichen für unsere Freundschaft, Martin.“

„Ist es das? Nun, dann ist es ebensogut ein Zeichen für Deine Freundschaft mit meiner Frau. — Hat sie Dich etwa geschickt?“ setzte er mißtrauisch hinzu.

„Nein. Mein eigenes Empfinden zwang mich zu Dir.“

„Du willst mir also etwas Unangenehmes sagen, geniere Dich nicht. Das habe ich alles in der Nacht schon selber besorgt.“ Er legte ihm die Hand auf die Schulter und lachte scharf auf. „Es ist zwar schwer in meinen Kopf hineingegangen — ich war erzdumm — aber nun sitzt es drin, fest und unverrückbar. Der Martin Heeken ist ein Lump, weil er sich von einer reichen Frau hat kaufen lassen, der er nicht nachkommen kann an Bildung und Schliff, denn er ist ein einfacher Bauer gewesen und wird es bleiben Zeit seines Lebens.“

Fortunat öffnete die Augen weit und sah dem Freund erschrocken in das Gesicht.

„Wie bitter Du bist, Martin,“ sagte er ganz fassungslos.

Der andere fuhr mit der Hand über das Gesicht. „Es wird sich geben,“ sagte er, die Blicke Fortunats vermeidend. „Ich werde mich auch daran gewöhnen, wenn nur meine Kunst — meine Kunst mir nicht untreu wird.“

Das klang so klagend, so herzzerreißend, daß in diesem Augenblick selbst Maud vergessen war.

„Was ist Dir, Martin?“ fragte Fortunat in dem alten Ton und legte seine beiden Hände um die krampfhaft geballte Faust des Freundes. „Sprich Dich aus — zu mir . . .“

Heeken schüttelte heftig den Kopf.

„Zu Dir? Nein! — Wir verstehen uns nicht mehr. Du gehörst zu meiner Frau und so soll es bleiben.“

Fortunat schwieg einen Augenblick. Er hatte das Gefühl, Martin um den Hals zu fallen und ihm alles zu beichten, was ihn für und gegen ihn be-

wegte. Aber die Mißachtung, die Maud für ihren Gatten empfand, hatte sich auch schon unmerklich bei ihm eingeschlichen, er zweifelte daran, daß ihn Heeken verstehen würde, und dann konnte aus jedem Wort nur Unheil erwachsen.

„Du verkennst mich, Martin,“ sagte er endlich ruhig, „Du verkennst auch Deine Frau. Wenn es je einem Menschen mit dem Glück eines anderen Ernst gewesen ist, so war sie es. Was jetzt noch zwischen Euch steht, sind Äußerlichkeiten — die werden sich geben. — Du mußt ihr nur etwas nachgiebig sein — sie ist eine Frau, die es wirklich verdient — ein Engel an Güte, klug und von den höchsten, edelsten Absichten beseelt. Eine Frau, mit der zu leben das Paradies auf Erden . . . was siehst Du mich so an, Martin?“

Heeken warf sich in den Stuhl und streckte die Beine weit von sich.

„Fahre doch fort,“ sagte er, seinen Bart streichend, „das klingt mächtig hübsch.“

Aber Fortunat war verwirrt, er stützte den Kopf in die Hand.

„Ich habe kein Recht, Dir von Deiner Frau zu sprechen,“ sagte er seufzend. „Verzeihe mir.“

„O, ich verzeihe Dir alles.“

„Du bist sonderbar, Martin. Quensels Verkehr wirkt nicht gut auf Dich.“

„Vielleicht nicht.“

„Nein, gewiß nicht. Aber wie er zu Dir auch sein mag, bedenke, daß er der abgewiesene Freier Deiner Frau ist. Wie würde er hohngelacht haben über Deine gestrige Rücksichtslosigkeit gegen Deine Frau. Ich habe sie nach Hause gebracht, weil Du sie einfach ohne irgend eine Mitteilung bei Fremden allein ließest. Wenn die Leute darüber reden, darfst Du Dich nicht wundern.“

„Sie verachtet mich ja doch,“ sagte er ruhig und zog mit dem Finger Kreise auf dem Tisch.

Fortunat sprang auf und trat einen Schritt zurück, eine furchtbare Ahnung durchzuckte ihn. Liebte Heeken etwa seine Frau? Fühlte er sich aus diesem Grunde gekränkt, beleidigt, todestraurig durch ihr Benehmen? Er mußte erst tief Atem holen, ehe er leise, fast tonlos sagte:

„Du liebst sie sehr, Martin?“

Der Bildhauer sah in die Höhe, ein harter Zug grub sich um seinen Mund. Aus seinen Augen sprach alles andere eher als Liebe, aber seine Lippen blieben geschlossen. —

„Nun ist alles aus!“ dachte Fortunat, als er nach Hause ging, „alles!“

Er wußte nicht, ob und was er erwartet hatte von der Zukunft, er wußte nur, daß er sich am liebsten ins Grab gelegt hätte, so öde und schrecklich kam ihm das Leben vor. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Luzie stand in heller Erregung vor ihrem Bruder.

„Da hört sich doch alles auf, Emil! Jetzt sind Heekens zu Hof geladen zum Prinzen Elimar. Hast Du dafür Worte?“

Er sah interessiert auf.

„Woher weißt Du das, Kleine?“

Bis an den hellen Morgen war er mit Martin zusammen gewesen, ohne daß dieser auch nur mit einem Wort der Einladung Erwähnung gethan; warum nicht? Erschien sie ihm so geringfügig oder so gleichgültig? Manchmal wußte man bei diesem Bauerntölpel wirklich nicht, woran man war.

„Woher? Nun, von wem anders als von Maud! Die Person platzt ja bald vor Hochmut, seitdem sich die oberen Kreise so um sie reißen. Und begreifst Du, weshalb? Selbst zugestanden, daß Heekens Gruppe ein Kunstwerk gewesen ist, aber Papa und Fortunat haben auch Kunstwerke geschaffen, trotzdem ist es keinem Prinzen eingefallen, sich um sie zu kümmern. Es ist also um Mauds willen. Nun ja, sie versteht es, sich aufs hohe Pferd zu setzen, wozu wäre sie sonst Ausländerin. Aber denke Dir, es ärgert mich — es ärgert mich wütend.“

Emil warf den Cigarettenrest fort und zündete eine neue an.

„Gönne es ihr doch, Luzie,“ sagte er zwischendurch in seinem alten Phlegma.

„Nein, ich gönne es ihr nicht! Ich gönne es ihr bei Gott nicht!“ schrie Luzie zornig. „Und daß Du so intim mit Heeken thust, nehme ich Dir auch übel. Wie kann sich mein anständiger Bruder so mit seiner Freundschaft fortwerfen!“

„Liebes Kind, nimm Deinen Mund nicht so voll!“

„Vergißt Du denn ganz, daß dieser Mensch Dir Maud und ihren Reichtum fortgeschnappt hat? Wie ein Prinz lebt er jetzt, dieser Bauernbengel,“ sagte sie mit zorniger Verächtlichkeit.

Emil zuckte die Achseln und schwieg.

„Du kennst doch die famose Austerngeschichte,“ fuhr Luzie unbarmherzig fort. „Ein anderer wäre danach gesellschaftlich unmöglich gewesen, Heekens — nun, Heekens gehen einige Wochen darauf zu Hofe.“

„Das kannst Du wohl gar nicht verwinden, Luzie?“

„Ich glaube nicht,“ sagte sie betrübt und setzte sich ihm um einen Stuhl näher. „Um so weniger, als doch eigentlich die ganze Stadt in einer gewissen Indignation gegen das Paar ist. Weißt Du, solche Ehe zu dreien ist ja auf der Bühne in einem französischen Drama sehr unterhaltend, aber im Leben — na, da hat man doch seine Grundsätze — seine Moral. Aber wo Maud ist, ist auch Fortunat! Er! überall er! Im Theater, im Konzert, in den Gesellschaften. Und Heeken nicht einmal immer dabei. Ganz allein gehen sie aus, das ist doch skandalös.“

aber der Blitz der Verachtung aus ihren dunklen Augen traf ihn doch und redete eine verständliche Sprache. Ihn überrieselte es plötzlich, er biß die Zähne in die Unterlippe, sah seiner Frau mit gefurchter Stirn nach, und ohne jemand ein Wort zu sagen, verließ er das Haus des Gesandten und ging zu Fuß heim. Es war grimmig kalt, aber der kostbare Pelz, ein Geschenk Mauds, schützte ihn. Und indem er an sich heruntersah, kam es ihm plötzlich mit schneidender Schärfe zum Bewußtsein, daß alles, was ihn umgab, von ihr kam. — Seine lumpigen paar tausend Mark! Die hatten freilich keine Bedeutung bei diesem Reichtum. Er war nichts anderes als der Mann seiner Frau, der es sich gefallen lassen mußte, heute gehätschelt, morgen getreten zu werden; von dem sie verlangen konnte, daß er seinen Namen zu Ehren brächte, daß er arbeitete in ihrem Interesse wie jeder, den sie bezahlte.

Es gab ja nichts, was zwischen ihnen ausgleichend wirken konnte! Keine Liebe auf seiner, keine Liebe auf ihrer Seite, nur ein einfacher Kompromiß, den sie zu halten hatten.

Noch hatte er auf seinen Teil nichts geleistet, sie war also im Recht, wenn sie ihn verachtete. Und so gedemütigt, so entsetzlich erniedrigt kam er sich in diesem Augenblick vor, daß es ihm eine Wohlthat gewesen wäre, diese Demütigung auch körperlich zu empfinden.

Er stürmte in sein Atelier und versuchte zu arbeiten, aber es ging nicht. Seine hohe, heilige Kunst ließ sich nicht zwingen; auch sie setzte ihm den Fuß in den Nacken, denn er hatte sie verraten.

Dumpf stöhnend schlug er die Hände vor das Gesicht. —

„Poor child!“ sagte etwa in demselben Augenblick die Gesandtin zu derjenigen ihrer Bekannten, die ihr die Soupergeschichte erzählte. „Das kommt von solchen Ehen! Aber wir werden uns ihrer annehmen — wir werden sie lancieren! Es ist wirklich schade um die reizende Frau. — Der Mann ist ein Tölpel und wird es ewig bleiben, mag er noch so berühmt werden.“ —

Maud und Fortunat tanzten Française zusammen.

„Mein Mann scheint fort zu sein,“ flüsterte sie ihm unter den Verschlingungen des Tanzes zu. „Oder sehen Sie ihn?“

„Nein, nirgends —“

Und beim nächsten Mal:

„Dieser Abend bringt mich noch um. — Ich weiß nicht, was ich ihm eher verziehen hätte als diese Lächerlichkeit und seine jetzige Rücksichtslosigkeit!“

Sie sprach rasch, mit fliegendem Atem, ihre Hand zitterte.

Das Herz that ihm weh.

„Verfügen Sie ganz über mich,“ flüsterte er im Ton zärtlichster Hingabe zurück.

Sie sah ihn dankbar an. Welch Glück, daß sie Fortunat hatte! Eine Menschenseele, zu der sie sprechen, vor der sie sogar weinen konnte. Auf dessen Takt sie sich verlassen durfte wie auf sich selbst.

„Wenn ich Sie nicht hätte!“ sagte sie aufseufzend, als der Tanz zu Ende war und sie seinen Arm nahm. „Aber das Gefühl, daß Sie mich nicht verlassen werden, stärkt immer wieder meinen sinkenden Mut.“

Welch ein Egoist wäre er gewesen, wenn er sie wirklich allein gelassen hätte, wie er es damals für seine Pflicht hielt. Sie hatte recht, einen Freund mußte sie haben, und so ziemlich betrachtete er sich ja ohnehin als die eigentliche Ursache ihrer unglückseligen Ehe. Sie litt, also war es nur gerecht, daß er mit litt, doppelt allerdings unter seiner aussichtslosen Liebe und seinen Gewissensbissen. Aber das war gleichgültig, er kam gar nicht in Betracht, wenn es ihm nur gelang, sie etwas zu trösten. —

Am nächsten Morgen trat er schon ganz früh in Heekens Atelier. Es trieb ihn etwas dahin, was stärker war als sein Wille, und ihm selbst dabei ziemlich unklar.

„Du?!“ sagte der Bildhauer sehr erstaunt und sah dem Freund in das etwas verlegene Gesicht. „Alles andere hätte ich heut eher erwartet als Deinen Besuch.“

„Das ist ein trauriges Zeichen für unsere Freundschaft, Martin.“

„Ist es das? Nun, dann ist es ebensogut ein Zeichen für Deine Freundschaft mit meiner Frau. — Hat sie Dich etwa geschickt?“ setzte er mißtrauisch hinzu.

„Nein. Mein eigenes Empfinden zwang mich zu Dir.“

„Du willst mir also etwas Unangenehmes sagen, geniere Dich nicht. Das habe ich alles in der Nacht schon selber besorgt.“ Er legte ihm die Hand auf die Schulter und lachte scharf auf. „Es ist zwar schwer in meinen Kopf hineingegangen — ich war erzdumm — aber nun sitzt es drin, fest und unverrückbar. Der Martin Heeken ist ein Lump, weil er sich von einer reichen Frau hat kaufen lassen, der er nicht nachkommen kann an Bildung und Schliff, denn er ist ein einfacher Bauer gewesen und wird es bleiben Zeit seines Lebens.“

Fortunat öffnete die Augen weit und sah dem Freund erschrocken in das Gesicht.

„Wie bitter Du bist, Martin,“ sagte er ganz fassungslos.

Der andere fuhr mit der Hand über das Gesicht. „Es wird sich geben,“ sagte er, die Blicke Fortunats vermeidend. „Ich werde mich auch daran gewöhnen, wenn nur meine Kunst — meine Kunst mir nicht untreu wird.“

Das klang so klagend, so herzzerreißend, daß in diesem Augenblick selbst Maud vergessen war.

„Was ist Dir, Martin?“ fragte Fortunat in dem alten Ton und legte seine beiden Hände um die krampfhaft geballte Faust des Freundes. „Sprich Dich aus — zu mir . . .“

Heeken schüttelte heftig den Kopf.

„Zu Dir? Nein! — Wir verstehen uns nicht mehr. Du gehörst zu meiner Frau und so soll es bleiben.“

Fortunat schwieg einen Augenblick. Er hatte das Gefühl, Martin um den Hals zu fallen und ihm alles zu beichten, was ihn für und gegen ihn be-

wegte. Aber die Mißachtung, die Maud für ihren Gatten empfand, hatte sich auch schon unmerklich bei ihm eingeschlichen, er zweifelte daran, daß ihn Heeken verstehen würde, und dann konnte aus jedem Wort nur Unheil erwachsen.

„Du verkennst mich, Martin,“ sagte er endlich ruhig, „Du verkennst auch Deine Frau. Wenn es je einem Menschen mit dem Glück eines anderen Ernst gewesen ist, so war sie es. Was jetzt noch zwischen Euch steht, sind Äußerlichkeiten — die werden sich geben. — Du mußt ihr nur etwas nachgiebig sein — sie ist eine Frau, die es wirklich verdient — ein Engel an Güte, klug und von den höchsten, edelsten Absichten beseelt. Eine Frau, mit der zu leben das Paradies auf Erden . . . was siehst Du mich so an, Martin?“

Heeken warf sich in den Stuhl und streckte die Beine weit von sich.

„Fahre doch fort,“ sagte er, seinen Bart streichend, „das klingt mächtig hübsch.“

Aber Fortunat war verwirrt, er stützte den Kopf in die Hand.

„Ich habe kein Recht, Dir von Deiner Frau zu sprechen,“ sagte er seufzend. „Verzeihe mir.“

„O, ich verzeihe Dir alles.“

„Du bist sonderbar, Martin. Quensels Verkehr wirkt nicht gut auf Dich.“

„Vielleicht nicht.“

„Nein, gewiß nicht. Aber wie er zu Dir auch sein mag, bedenke, daß er der abgewiesene Freier Deiner Frau ist. Wie würde er hohngelacht haben über Deine gestrige Rücksichtslosigkeit gegen Deine Frau. Ich habe sie nach Hause gebracht, weil Du sie einfach ohne irgend eine Mitteilung bei Fremden allein ließest. Wenn die Leute darüber reden, darfst Du Dich nicht wundern.“

„Sie verachtet mich ja doch,“ sagte er ruhig und zog mit dem Finger Kreise auf dem Tisch.

Fortunat sprang auf und trat einen Schritt zurück, eine furchtbare Ahnung durchzuckte ihn. Liebte Heeken etwa seine Frau? Fühlte er sich aus diesem Grunde gekränkt, beleidigt, todestraurig durch ihr Benehmen? Er mußte erst tief Atem holen, ehe er leise, fast tonlos sagte:

„Du liebst sie sehr, Martin?“

Der Bildhauer sah in die Höhe, ein harter Zug grub sich um seinen Mund. Aus seinen Augen sprach alles andere eher als Liebe, aber seine Lippen blieben geschlossen. —

„Nun ist alles aus!“ dachte Fortunat, als er nach Hause ging, „alles!“

Er wußte nicht, ob und was er erwartet hatte von der Zukunft, er wußte nur, daß er sich am liebsten ins Grab gelegt hätte, so öde und schrecklich kam ihm das Leben vor. —

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Luzie stand in heller Erregung vor ihrem Bruder.

„Da hört sich doch alles auf, Emil! Jetzt sind Heekens zu Hof geladen zum Prinzen Elimar. Hast Du dafür Worte?“

Er sah interessiert auf.

„Woher weißt Du das, Kleine?“

Bis an den hellen Morgen war er mit Martin zusammen gewesen, ohne daß dieser auch nur mit einem Wort der Einladung Erwähnung gethan; warum nicht? Erschien sie ihm so geringfügig oder so gleichgültig? Manchmal wußte man bei diesem Bauerntölpel wirklich nicht, woran man war.

„Woher? Nun, von wem anders als von Maud! Die Person platzt ja bald vor Hochmut, seitdem sich die oberen Kreise so um sie reißen. Und begreifst Du, weshalb? Selbst zugestanden, daß Heekens Gruppe ein Kunstwerk gewesen ist, aber Papa und Fortunat haben auch Kunstwerke geschaffen, trotzdem ist es keinem Prinzen eingefallen, sich um sie zu kümmern. Es ist also um Mauds willen. Nun ja, sie versteht es, sich aufs hohe Pferd zu setzen, wozu wäre sie sonst Ausländerin. Aber denke Dir, es ärgert mich — es ärgert mich wütend.“

Emil warf den Cigarettenrest fort und zündete eine neue an.

„Gönne es ihr doch, Luzie,“ sagte er zwischendurch in seinem alten Phlegma.

„Nein, ich gönne es ihr nicht! Ich gönne es ihr bei Gott nicht!“ schrie Luzie zornig. „Und daß Du so intim mit Heeken thust, nehme ich Dir auch übel. Wie kann sich mein anständiger Bruder so mit seiner Freundschaft fortwerfen!“

„Liebes Kind, nimm Deinen Mund nicht so voll!“

„Vergißt Du denn ganz, daß dieser Mensch Dir Maud und ihren Reichtum fortgeschnappt hat? Wie ein Prinz lebt er jetzt, dieser Bauernbengel,“ sagte sie mit zorniger Verächtlichkeit.

Emil zuckte die Achseln und schwieg.

„Du kennst doch die famose Austerngeschichte,“ fuhr Luzie unbarmherzig fort. „Ein anderer wäre danach gesellschaftlich unmöglich gewesen, Heekens — nun, Heekens gehen einige Wochen darauf zu Hofe.“

„Das kannst Du wohl gar nicht verwinden, Luzie?“

„Ich glaube nicht,“ sagte sie betrübt und setzte sich ihm um einen Stuhl näher. „Um so weniger, als doch eigentlich die ganze Stadt in einer gewissen Indignation gegen das Paar ist. Weißt Du, solche Ehe zu dreien ist ja auf der Bühne in einem französischen Drama sehr unterhaltend, aber im Leben — na, da hat man doch seine Grundsätze — seine Moral. Aber wo Maud ist, ist auch Fortunat! Er! überall er! Im Theater, im Konzert, in den Gesellschaften. Und Heeken nicht einmal immer dabei. Ganz allein gehen sie aus, das ist doch skandalös.“

„Woher weißt Du denn das so genau, Luzie?“

„Nun, man spricht doch darüber, hört hier und da . . . Ach, Emil, thue doch nicht so! Du weißt ganz gut, wie die Leute sind.“

„Freilich weiß ich das, und wahrhaftig, ich habe nichts dagegen.“

„Wir erleben es noch, daß es einen furchtbaren Skandal giebt,“ sagte Luzie vertraulich und rückte ihrem Bruder näher. „Der kleinste Anstoß und Mauds thönerner Thron bricht zusammen. Das sage ich mir ja genug. Aber sie bei Hofe zu wissen, während ihre Schwiegermutter doch in muffigen, kurzen Bauernröcken herumläuft und ihr Mann Fäuste wie ein Cyklop hat, das ärgert mich zu sehr.“

„Du bist ihr also neidisch?“

„Ja —“ sagte sie nach kurzem Bedenken, „ich will es Dir gern zugeben, das bin ich!“

„Um Fortunats willen natürlich. Ihr Frauen seid alle so kleinlich.“

„Kleinlich nennst Du das?“ Thränen schossen in ihre Augen. „Er ist eine so gute Partie, und ich habe ihn doch lieb! Ich finde ihn sogar hübsch, Emil; hübscher als Dich.“

Er lachte.

„Kleine Schwester, mit unseren Heiratsprojekten haben wir kein Glück gehabt. Weißt Du noch?“

Sie nickte.

„Ich wünschte,“ sagte sie dann heftig, die Hände ballend, „Maud wäre in ihrem Amerika geblieben, oder das Schiff wäre mit Mann und Maus untergegangen, ehe es hier gelandet wäre. Wahrhaftig, Emil, das wünschte ich.“

Er sah sie lachend an, aber sie kämpfte in Wahrheit mit ihren Thränen, und da that sie ihm plötzlich leid.

„Na, na, Kleine,“ sagte er gutmütig, ihre Hand streichelnd. „Noch ist ja nicht aller Tage Abend.“

Sie schüttelte heftig den Kopf.

„Er liebt sie, ohne Frage. Wenn Du die Blicke sehen würdest, mit denen er sie ansieht. Der reinste Toggenburg. Übrigens muß er denken, andere Leute haben keine Augen.“

„Ja, das passiert häufig.“

Luzie rang ihre Finger ineinander.

„O, Emil,“ sagte sie kläglich, „ich hasse sie.“

„Dann verkehre nicht mehr bei ihr. Mir scheint aber, Du bist recht häufig da.“

„Nun,“ rief sie plötzlich voll Trotz „Ich weiß, daß sie lieber mit Fortunat allein ist, natürlich, aber eben deshalb thue ich es. Sie kann mich doch nicht gut abweisen lassen. Und schließlich muß sie doch auch einmal eine Gesellschaft geben, zu der sie mich einlädt, und dann bin ich wenigstens einmal mit all diesen vornehmen Leuten zusammen gewesen, Gesandten und Hofmarschällen, und kann sehen, wie sie sich zu Maud benehmen. Nein, aufgeben kann ich den Verkehr nicht, das wäre dumm.“

Emil nickte, die Anschauungsweise seiner Schwester schien ihm nicht wunderbar.

„Weißt Du noch etwas, Emil?“ sagte sie nach einer Pause vertraulich. „Papa ist sehr stolz auf Dich, er sagt, daß jetzt endlich seine Prophezeiungen einträfen und sich Dein Talent Bahn bräche. Deine letzten Arbeiten atmeten etwas Herbes, aber Geniales, etwas, das fast an Heeken erinnere. Noch eine kurze Zeit so weiter, und Du bekämst auch einen Preis. Nun? Bist Du nicht stolz?“

Emil drehte sich eine neue Cigarette, er sah seine Schwester nicht an.

„Da siehst Du, Umgang färbt ab.“ Dazu lachte er etwas spöttisch. „Vielleicht atme ich etwas von Heekens Genie in seinem Atelier und seiner Gesellschaft ein, und Du willst mir beides verdenken?“

„Ich wüßte kein Wort mit ihm zu reden, ich finde ihn einfach gräßlich,“ sagte sie nachdenklich. „Und daß Maud mit dem nicht glücklich sein kann, das ist schließlich mein Trost. Alles läßt sich nicht erkaufen.“ —

An demselben Tage war Fortunat zu Tisch in der Heekenschen Familie. Er suchte mit einer gewissen Beflissenheit wieder Martins Gegenwart. Seitdem er den Gedanken nicht los werden konnte, dieser liebe seine Frau trotz der äußerlichen Entfremdung, oder vielleicht gerade deshalb, hatte er stets den Wunsch, zu beobachten, jedes Wort, jeden Blick abzuwägen, um sich selbst damit zu quälen. Und schließlich fand er Momente, die seiner krankhaften Einbildung genug Nahrung gaben, obgleich sie, außer ihm, sich wohl niemand derart zurechtkonstruiert hätte.

Ganz im Gegensatz zu Fortunat, hatte es Heeken doppelt eilig, aus der Gesellschaft seiner Frau fortzukommen, sobald sein Freund da war. Fühlte er sich dann noch überflüssiger als gewöhnlich, trieben ihn andere Motive, kurzum, er verschwand möglichst schnell, und das war bei seiner Unkenntnis jeder Form derartig auffällig, daß Fortunat schon mehrmals Maud gefragt, ob ihr unter den Verhältnissen seine Gegenwart auch erwünscht sei.

Zwar hatte sie ihn darauf nur angesehen und ruhig erwidert: „Diese Frage brauche ich Ihnen wohl nicht zu beantworten.“ Aber der Stachel blieb doch in ihm sitzen, und Maud fühlte das.

Als Heeken deshalb auch heut mit dem letzten Bissen im Munde aufbrach, trat sie, freundlich wie lange nicht, zu ihm und bat ihn zu bleiben.

Sie sah sehr hübsch aus in dem Augenblick, in ihrem weißen Kleide, das sie gewöhnlich zum Essen trug, einen Strauß Veilchen vor der Brust, und ihr Mann sah sie mit einem Ausdruck an, als fände er heut etwas ganz Neues an ihr, oder als befremde ihn die Erkenntnis, daß dies Wesen eigentlich ihm gehöre vor Gott und den Menschen, während sie einander doch so fern waren wie Himmel und Erde.

Die Schleppe ihres Kleides berührte seine Füße und die Blumen dufteten zu ihm empor; unwillkürlich beugte er sich ihr entgegen.

„Warum willst Du das?“ fragte er und sah sie seltsam an, so weich, so — fast flehend.

„Weil es unsern Gast beleidigen könnte,“ sagte sie, sich zu diesem umwendend, halblaut.

Da schleuderte er die Schleppe beiseite und richtete sich auf, als wäre ihm plötzlich der Blumenduft lästig.

„Ihr braucht mich nicht,“ antwortete er kurz und schroff und ging davon.

Während er seinem Atelier zuschritt, fragte er sich grübelnd, was ihn eigentlich vorhin bei dem Anblick seiner Frau, dem Duft der Blumen überkommen hatte. Es war eine weiche, fast schmerzliche Regung gewesen. Ein Gefühl der Sehnsucht, der Verlassenheit, und der heftige Wunsch, irgend etwas an sein Herz zu schließen, das zu ihm gehörte, das ihn trösten und lieb haben würde. Aber war seine Frau dazu fähig? Er kannte sie nur klug, selbstbewußt und kühl; die abwartend am Wege stand, ob er denn nun endlich das Seine thun und ein neues Kunstwerk schaffen würde, wie sie es vorausgesetzt. Die Hunde waren verpfuscht. Zu taktvoll, um ihn mit Worten zu mahnen, aber ein lebendiges Fragezeichen auf alles, was ihn umgab. Nein, ihre Person hatte mit seinem Empfinden nichts zu thun, es war nur das Geschlecht, dem er sich trostsuchend zugeneigt, dasselbe Geschlecht, das alle seine Bekannten beglückte, beseligte, sie zu tausend Thorheiten trieb, glücklich und unglücklich machte, von dem allein Heil für den Mann kommen sollte.

Er kannte dieses Geschlecht in seiner Macht nicht. Seine Frau war ihm fremd geblieben, seiner Mutter war er himmelweit entwachsen, zwischen diesen beiden Polen hatte kein anderes weibliches Wesen gestanden, und nun — war es zu spät! —

Er hatte sich auf den Diwan geworfen und die Augen geschlossen. Sein kindliches Gemüt fand keinen Weg, um die plötzlich erwachte Sehnsucht mit dem Bestehenden zu vereinigen. Dieser einen Frau hatte er Treue geschworen, er mußte sie ihr also auch halten sein lebelang. Daß es krumme Wege gab, oder daß er an eine Lösung seiner unerquicklichen Ehe je denken könnte, war für ihn ganz ausgeschlossen. So würde er also das, was die anderen das einzig Süße im Leben nannten, nie kennen lernen.

Er seufzte tief. — Wie kam er denn nur auf diese wunderlichen Gedanken? Richtig, der Anblick seiner Frau, der Duft der Blumen war schuld daran gewesen und die Erzählungen gestern abend in seinem Verein. Er hatte stillgesessen und zugehört, was sie so einander vertrauten, mit mehr Offenheit als Diskretion, und eigentlich war es ihm in dem Moment ziemlich gleichgültig gewesen; erst nachher hatte es in ihm gewirkt, so daß er gar nicht von dem Grübeln darüber loskommen konnte. Also ihm war das versagt! Und neben einer Frau, die ihm Liebe gegeben und genommen, wäre vielleicht auch seine Kunst bei ihm geblieben, denn keiner von den jungen Künstlern gestern hatte über versagende Kraft geklagt, im Gegenteil, ihnen war Liebe und Kunst untrennbar.

Er drehte sich auf die andere Seite und versuchte, sich die Frau vorzustellen, die er lieben könnte, die ihn wieder liebte. Nicht so fein und gebildet mußte sie sein, und kraftstrotzend in ihrer Persönlichkeit, aber weiter kam er nicht. Seine Phantasie versagte, er kannte ja die Frauen so wenig.

Um ihn war es totenstill, nur der Schnee, der zu fallen begonnen, tickte an die Scheiben. In dem dämmernden Dunkel leuchteten die Hunde aus seinem Atelier zu ihm herein und wieder empfand er den dumpfen Druck der Einsamkeit, der Trostbedürftigkeit.

Er stand auf und ging zu seiner Mutter. Sie wenigstens gehörte doch zu ihm, war Blut von seinem Blut, er der Gebende und sie die Empfangende.

Als er öffnete, fuhren die drei Dienstmädchen mit hellen Schreien auf und zur Thür hinaus, sie hatten im Kreise um die Alte herumgehockt und geklatscht; das war doch so verführerisch für sie, und Mutter Heeken solch dankbares Publikum.

Die Alte schien über die Störung wenig erfreut. „Na,“ sagte sie mit einem gewissen gedehnten Ton. „Was willst denn Du, Martin?“

„Nichts will ich, Mutter. Nur mal sehen, wie es Euch geht.“

„Wie soll es mir gehen! Schlecht geht es mir! Den ganzen Tag bin ich allein. Keiner kümmert sich um mich! Sterben und verderben könnt' ich Euretwegen — wenn die Mädchen nicht noch manchmal nach mir sähen.“

Er schwieg. Seine Mutter hatte recht, niemand war da, der sich um sie kümmerte.

„Martin,“ sagte sie nach einem Weilchen, ihm näher rückend, in geheimnisvollem Flüsterton, „denk' nur, Euer Friedrich wird die Lina heiraten. Freilich hat er schon eine Braut in Berchtesbach, aber die läßt er sitzen, denn die Lina hat tausend Mark Gespartes. Und der Köchin ihr Vater säuft und hat sie mal totschlagen wollen ohne Grund, und die Nina hat das Bild von einem feinen Herrn, einem Lieutenant oder Oberst oder Kapellmeister in einem echt goldenen Medaillon. Und bei Euch in der Küche fehlen zwei silberne Löffel, und die Köchin hat gestern das ganze Filet verbrennen lassen, schwarz wie Kohle, und dann schnell hin und ein anderes geholt, und Nina trinkt alle Morgen ein rohes Ei, und Friedrich raucht Cigarren, das Stück zu acht Pfennig. — Ja, das sind so Sachen, mein Sohn.“

Sie sprach triumphierend, als erzähle sie ihm das Wichtigste der Erde. Er aber hatte gar nicht zugehört.

„Mutter —“ begann er gedrückt.

„Ja natürlich, Deiner Frau ist das ganz gleich, die kümmert sich um nichts, derentwegen kann es noch ganz anders zugehen. Wenn die nur sitzen und charmieren kann, mit dem feinen Herrchen, das immer um sie herum ist. Aber warum leidest Du es, Martin? Schlag doch mit der Faust drein, das ist Dein Recht. Was stecken sie immer zusammen und Du bist nicht dabei? Und . . .“ sie kam ihm so nahe, daß sein Ohr von ihren Lippen berührt wurde, „wenn Du dahinterkommst, dann kannst Du Dich scheiden lassen und kriegst die Hälfte von ihrem Geld, sagt Friedrich.“

Nun hatte er doch zugehört, wider seinen Willen zuerst, aber allmählich hatte das Geschwätz seine

feineren Regungen verjagt, er vergaß, weshalb er gekommen, und daß er Steine statt Brot bekommen.

„Der Friedrich ist ein Esel, dem ich bei nächster Gelegenheit den Schädel einschlagen werde," sagte er zornig.

„Hast recht, Martinchen, hast recht!" sie legte die Hand auf seinen Arm. „Warum die Hälfte nehmen, wenn man das Ganze behalten kann. Hast ganz recht! Viel Geld ist erst was Schönes."

Und dann saßen sie eine Weile still zusammen, bis Heeken aufstand.

„Gute Nacht, Mutter."

„Gute Nacht. Gute Nacht!" Sie streichelte seinen Ärmel, der feine Sammet gefiel ihr. Ihn berührte ihre Katzenfreundlichkeit unangenehm, er hatte ein häßliches Wort auf der Zunge.

In seinem Atelier dehnte und reckte er die Arme, dann zog er sich um und ging in seinen Verein.

Auf der Straße sah er zu den Fenstern seiner Wohnung empor. Sie waren alle erleuchtet, Fortunat also noch oben. Er schüttelte den Kopf. Groll empfand er ja nicht, gegen niemand, aber sie gefielen einander sicherlich dort droben, waren gern zusammen, und nur er allein, immer allein. —

Als Heeken gegangen, hatte Fortunat Maud angesehen. Ein gequälter Ausdruck lag auf seinen hübschen Zügen.

„Wäre es nicht am besten, gnädige Frau, ich käme nicht mehr her?" fragte er stockend. „Ein Freund bin ich Martin längst nicht mehr, er duldet mich nur noch."

„Sehen Sie keine Gespenster," antwortete sie leichthin. „Tino ist ein Mensch, der keinerlei Formen kennt, sich auch keine Mühe giebt, sie kennen zu lernen. Wollen Sie etwa irgend eine Laune so aufbauschen, daß Sie eine Staatsaktion daraus machen? Paßt ihm unsere Gesellschaft nicht, mag er gehen." Sie setzte sich an einen niederen japanischen Tisch und füllte aus der silbernen Kanne Mokka in die Sevrestassen. „Kommen Sie her, Fortunat, machen Sie sich das Leben nicht unnütz schwer."

Er setzte sich ihr gegenüber und rührte mit dem goldenen Löffel den Zucker klein. „Können Sie sich nicht denken, daß mich das drückt?"

„Ja, deshalb wollte ich ihn zurückhalten. Aber Sie sind im Irrtum, Fortunat, wenn Sie glauben, dem besonderen Wert beilegen zu müssen. Tino ist in manchen Dingen der reinste Wilde, was ihm behagt, thut er, was ihm unbequem ist, weist er von sich. Empfindungen sind nicht seine Sache. Selbstbeherrschung wird er nie lernen! Wir thun ihm den größten Gefallen, wenn wir ihn gehen lassen, weiter verlangt er nichts. Fordern wir zum Überfluß nicht noch Brutalitäten heraus."

Er legte klirrend den Löffel auf die Untertasse.

„Das fürchten Sie?" fragte er mit stockendem Atem.

„Ich fürchte es nicht, aber — ich bin darauf vorbereitet," sagte sie langsam und lehnte sich in den Sessel zurück. „Ich bin sicher, daß er im geeigneten Moment dessen fähig ist, denn eine unerzogene, ungebärdige Natur, wie die seine, kennt keine Schranken. Deshalb vermeide ich jedes Aufeinanderplatzen der Gemüter."

„Wie schrecklich!" Mit einem tiefen Seufzer sagte er es.

Sie zuckte die Achseln.

„Lieber Freund, ich habe mir das alles klar gemacht, Konsequenzen gezogen und mich mit dem Resultat abgefunden — so gut es eben geht. — Jeder Irrtum rächt sich an uns selber, und da ich einen begangen habe, muß ich eben stillhalten."

Er nahm mechanisch einen Schluck von dem heißen Kaffee, ohne es zu wissen.

„Gnädige Frau," sagte er tief bewegt, „Sie reden so ruhig, das täuscht mich nicht. Tausend Schmerzen lauern hinter diesen kühlen, überlegten Worten."

Ein wehmütiges Lächeln zuckte um ihren Mund.

„Warum soll ich es leugnen. Ihnen gerade leugnen! Ja, ich habe bittere Stunden durchgemacht bis zu dieser Resignation. Niemand kommt die Vernunft im Schlaf. Und ich hatte so vieles vor! Und so gutes! Ich glaubte an meine Mission. Nach geistiger Anregung sehnte ich mich so. — Jetzt will ich nichts mehr, als nur möglichst in Frieden leben, aber — dazu brauche ich Sie!"

Er wurde rot vor schmerzlicher Freude. Sie ahnte nicht, wie es um ihn stand, aber wenigstens war er ihr unentbehrlich.

„Sie werden mich immer finden, gnädige Frau." Sie nickte wie selbstverständlich.

„Wenn ich ihn liebte, müßte es ja unerträglich für mich sein — aber so —" sagte sie leise, ganz in Gedanken vor sich hin.

Da beugte sich Fortunat weit zu ihr hinüber, auch er sprach leise.

„Aber wenn er Sie nun liebt — es nur nicht zu zeigen weiß . . ."

Sie war aufgesprungen, der leichte Stuhl hinter ihr schlug zu Boden, wie im Entsetzen streckte sie beide Hände von sich.

„Nein, nein! Sagen Sie das nicht!" flehte sie keuchend. „Ich kann nicht — das kann ich nicht mehr! — Mag er thun, was er will — er hat Freiheit — er hat Geld! Ich verlange keine Treue — aber das nicht! Das nicht!"

Sie war immer weiter zurückgewichen unter den Schauern des Schreckens, die sie überrieselten. Mit Grauen gedachte sie der ersten Zeit ihrer Ehe.

„Und wenn er Sie doch liebt?" wiederholte Fortunat, bleich, mit zusammengepreßten Lippen. „Doch!! —"

Sie stand jetzt zwischen den Marmorfigürchen, seinem Hochzeitsgeschenk; ob in der Erregung oder mit Absicht faßte sie die Säule, die Martins Ebenbild trug, es sah mit zärtlichen Blicken zu seiner Genossin hinüber, und dieser Blick mußte sie an etwas erinnern, das ihr grauenhaft war — ein Ruck — ein Fall — die Marmorfigur lag am Boden mit losgetrenntem Kopf und zersplitterter Nase. — Maud nahm ihr Taschentuch und fuhr sich über das heiße Gesicht. Mit einem Schlag kam ihr ihre Ruhe zurück.

„Wie schade!“ sagte sie zu Fortunat. „Nun werden Sie mir böse sein!“

Aber sie erschrak doch, als sie in sein Gesicht sah. So viel Seligkeit, so viel Glück lag in diesen offenen Zügen, denen Verstellung unmöglich war, daß es ihr plötzlich heiß vom Herzen in die Wangen stieg.

Kein Zweifel, er liebte sie. Auf einmal war es ihr klar geworden. Er liebte sie mit einer großen, heiligen, selbstlosen Liebe. — Wie war es möglich, daß sie es nicht längst gemerkt!

Plötzlich wurde ihr so froh, so leicht ums Herz, als gäbe es keine Traurigkeit mehr in der Welt, denn neben der Freude, eine solche Liebe eingeflößt zu haben, hatte sie die Sicherheit, daß er nie — nie ein Wort darüber sprechen, daß keine Woge hochgehender Leidenschaft seine Gefühle je verraten werde. Und mit dem Egoismus der Frau freute sie sich dieser Liebe, ohne ihrer Schmerzen für ihn zu gedenken. —

Er ging früher als gewöhnlich. Obgleich Maud ihre volle Unbefangenheit ihm gegenüber längst wiedergefunden, fühlte er sich doch in einem wunderlichen Sturm der Gefühle und fürchtete, sich zu verraten.

Sie würde Martin also niemals lieben! Wie unrecht war es, daß ihm dies Bewußtsein solch Trost war! Tief traurig müßte er darüber sein und zum Guten reden, aber das vermochte er nicht. Schweigen konnte er wohl, doch nicht heucheln. —

Und als er gegangen, blieb Maud noch lange in dem Zimmer, die Arme über dem Kopf gekreuzt und dachte an ihn.

Wie lange liebte er sie? Vielleicht schon immer, und sie hatten es nur selbst nicht verstanden und Freundschaft genannt, was Liebe gewesen? Wenn es anders gekommen wäre? — Sie wurde flammend rot, denn plötzlich kam es ihr zum Bewußtsein, daß auch sie mit ihm verwachsen war, jedes Gefühl, jeder Gedanke sich halb unbewußt an dem seinen maß. —

Aber das war ja schrecklich! Sie war eine verheiratete, anständige Frau, und mochten die Verhältnisse noch so unglücklich liegen, das blieb sie doch — und rein dazu . . .

„Ich bin närrisch!“ sagte sie laut vor sich hin, „ich liebe ihn ja gar nicht! Er ist mir notwendig — ein Freund! Und er wird schweigen . . . Ich will gar nicht mehr daran denken.“ Sie dachte auch nicht mehr daran, nur das tiefinnere Frohgefühl blieb ihr, und dagegen kämpfte sie nicht.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Über Heeken war eine gewisse trotzige Gleichgültigkeit gekommen, seitdem er eingesehen, daß er sich niemals dieser Gesellschaft accommodieren würde. Er blieb wer er war, mochten sie es nun mit ihm halten wie sie wollten. Luden sie ihn nicht mehr ein, straften sie ihn mit vollkommener Nichtbeachtuug, ihm war es recht. Verlangten sie nach ihm, mußten sie ihn nehmen wie er war. Er wollte sich keine Kopfschmerzen mehr darüber machen, was schicklich war und was nicht, seiner Frau machte er ja doch nichts recht.

Mit diesem Endresultat seines Nachdenkens nahm er auch die Einladung des Prinzen auf die leichte Achsel. Herrgott, ein Prinz war doch auch nur ein Mensch, und dieser noch dazu einer, der in Thon knetete, gerade so gut wie er und seine Kollegen. Daß er nicht allzuviel los hatte, wußte Heeken einstimmig aus seinem Verein, aber dafür war er ja Prinz, nur durfte er nicht verlangen, daß er als Künstler allzuviel bedeutete.

Vielleicht war es gerade dies Bewußtsein des Künstlers, was Heeken nicht dazu kommen ließ, die ungeheure Auszeichnung, die ihm durch den Prinzen geworden, recht zu würdigen, Maud wenigstens war fassungslos über die Ruhe des Gatten, die ihr diesmal recht reichlich fehlte.

Zu Hof! — Der Traum ihrer Mädchenjahre sollte sich verwirklichen; einer von denjenigen auf der Menschheit Höhen trat ihr menschlich näher. Sie wußte recht gut, daß sie diese Auszeichnung nur dem Genie ihres Mannes zu danken hatte. Prinz Elimar war von der Centaurengruppe derart begeistert, daß er Heekens Bekanntschaft verlangt hatte. Der mißachtete, übersehene Gatte war plötzlich in ihren Augen emporgeschnellt, und mit einem gewissen Gefühl des Stolzes hielt sie sich dicht an seiner Seite. Sie hatte sogar unterlassen, ihm Verhaltungsmaßregeln zu geben, denn ihren ersten und einzigen Versuch in dieser Richtung hatte sie aufgegeben, als er ihr mit einem kurzen Lachen und Kopfschütteln gesagt:

„Gieb Dir keine Mühe, Maud, ich bin wie ich bin! Am Thon kann man kratzen und modeln, am Menschen nicht.“

Es hatte sie beinahe gefreut, dies Selbstbewußtsein, denn es fiel ja mit der ersten Auszeichnung zusammen, die sie ihm dankte.

Der Prinz war ausgesucht gnädig, als er auf Heeken nach der Vorstellung zutrat und ihm sehr viel Schönes und Schmeichelhaftes über seine Arbeit sagte, Maud mußte sich gestehen, daß sie erst sehr in zweiter Linie kam, trotz ihrer Toilettenpracht.

„Und nun will ich dem Kollegen auch mein eben vollendetes Werk zeigen,“ sagte er und bot der Prinzessin den Arm.

Das war das Signal zu einem allgemeinen Zuge in das Atelier Seiner Hoheit, denn außer dem Heekenschen Ehepaar kannte jeder Anwesende des Prinzen schwache Seite, mit seinen Arbeiten gewissermaßen zu posieren und soviel Weihrauch entgegenzunehmen, als man ihm nur darbieten wollte.

Es war dies keine landesgefährliche Passion, deshalb gönnte man sie dem guten Prinzen auch ungeschmälert, und höchstens in Künstlerkreisen machte man sich laut darüber lustig.

Vor einer grünen Wand aus Oleander und Taxus stand die fast lebensgroße Figur eines gefesselten Sklaven. Matt und müde hingen die mit Ketten beschwerten Arme herab, matt war das Haupt auf die Brust gesunken, Kraftlosigkeit lag besonders in der Stellung der Füße zu einander. Die Komposition war hübsch erdacht, die Ausführung elend.

Da war nichts, was sich auch nur im entferntesten über den blutigsten Dilettantismus hinaushob.

Alle Anwesenden drängten herzu und brachen in ein Gemurmel des Beifalls aus. Heeken drehte sich um und blickte die nächsten der Reihe nach an; er selbst schwieg.

„Nun?“ fragte Prinz Elimar lächelnd, „wie gefällt Ihnen das?“

Der Blick des Bildhauers heftete sich auf das feine, aber unbedeutende Gesicht des Prinzen.

„Fragen Hoheit den Kollegen? Den Künstler?“

„Wen denn sonst?“ Er wurde etwas nervös und trat von einem Fuß auf den andern, als wittere er etwas Ungeheuerliches, Häßliches.

„Dann sage ich, daß das Ding da ein Schmarren ist — nicht wert den Marmor und den Meißel, den man darum angesetzt hat.“

Der Prinz griff einen Augenblick an seinen Hals, das Blut schoß ihm in das Gesicht.

„Sie haben ein sehr hartes Urteil, Herr Heeken.“

„Nicht mehr, als ich vor meinem Gewissen verantworten kann. Sehen Sie, Hoheit, das ist ja alles unrichtig, falsche Maße, keine Anatomie des Körpers, nicht Saft noch Kraft. Wenn das einer von uns gemacht hätte, es wäre ja eine Schande.“ Er hatte sich ganz erregt gesprochen, seine Augen funkelten, der Künstler in ihm war erwacht.

Desto fahler sah der Prinz aus, mit ihm die ganze Gesellschaft, die in Todesschweigen verharrte. Maud war halb ohnmächtig.

„Ihr Urteil steht in schreiendem Widerspruch zu dem Ihrer gleichwertigen und berühmteren Kollegen,“ sagte Prinz Elimar endlich scharf. „Das ist doch wunderlich.“

„Hoheit glauben am End', ich beneide Ihnen dies Machwerk,“ meinte Heeken auflachend. „Aber nein, davon bin ich weit entfernt. So was, wenn ich es zuwege gebracht hätte, das hätte nicht lange das Sonnenlicht gesehen. Fort damit! hätte ich mir gesagt! — Und warum es Ihnen die andern loben? Ja, Hoheit, ich bin eben ein ehrlicher Kerl, ich sage, was ich denke, die andern haben es vielleicht nicht gewagt. Aber die Idee ist gut — wirklich sehr gut. Daraus hätte etwas werden können in anderen Fingern. Hoheit nehmen mir meine Freiheit doch nicht übel?“ —

Er sah so treuherzig aus, als er das sagte, daß es manchen entwaffnet hätte; den Prinzen nicht, dazu war er nicht großherzig und nicht talentvoll genug. Er hörte nur den Tadel vor der versammelten Gesellschaft und fühlte die sehr plebejische Anwandlung, diesem unberufenen Sprecher den Hals zuzudrücken. Mit dem kältesten Hochmut, dessen er fähig war, sah er auf ihn herab.

„Sie können nicht verlangen, daß ich alle Autoritäten Ihnen unterordne, Ihnen, dem eben erst Gewordenen; obgleich ich durchaus nicht leugne, daß Ihre Gruppe Vorzüge besitzt — hm — mancherlei frappierende Einzelheiten — hm — finde ich Sie doch etwas vorschnell im Urteil, worauf begründen Sie das?“

„Auf meine Augen, Hoheit, ich kann sehen,“ antwortete Heeken schnell. „Und ich kann es auch besser machen, Hoheit! Soll ich Ihnen Ihre Figur da vormachen?“

Seine Augen blitzten vor Begierde, der Prinz aber würdigte ihn keiner Antwort, sondern wandte sich ab.

„Ein ganz unmöglicher Mensch!“ hörte Maud ihn zu seinem Hofmarschall sagen, und dann wurde es plötzlich leer um sie beide, erschreckend schnell und erschreckend gleichmäßig.

„Tino!“ flüsterte Maud totenblaß. „Was hast Du gethan! Prinz Elimar kann nur Lob vertragen.“

„Warum hat er mich gefragt,“ sagte er eigensinnig, obgleich ihm anfing unheimlich zu werden inmitten der Leere, die sie umgab. „Ich habe nur die Wahrheit gesagt.“

„Aber um die war es ihm nicht zu thun, er fragt doch nicht deshalb.“

„Dann soll er sich einen andern aussuchen als Martin Heeken.“

„Aber ich!“ sagte sie ganz trostlos. „Ich!“

Da blickte er zu ihr nieder und sah, daß sie weinte.

„Armes Weib,“ sagte er in einer Anwandlung von Mitleid. „Hast Dich arg verrechnet mit mir,“ — dann maß er den Abstand, der sie von den andern trennte. „Ich gehe nach Hause, sie sollen sich nicht mehr über mich ärgern, ich will arbeiten, will ihnen zeigen, daß ich kann, was ich sage. Kommst Du mit?“

„Um Gottes willen, mache es nicht noch schlimmer,“ flehte sie. „Eine Ungezogenheit durch die zweite gut machen geht nicht. Vielleicht findet sich noch nachher ein Augenblick, wo Du Dich beim Prinzen entschuldigen kannst.“

Er richtete sich hoch auf.

„Ich mich entschuldigen? Für meine ehrliche Meinung? Für die Wahrheit? Ja, bin ich denn ein Lakai? Ich will gewiß nichts von ihm und ich gehe.“

„Wenn Du durchaus willst? Die Gesandtin nimmt mich wohl unter ihren Schutz,“ sagte Maud, die Thränen trocknend.

„Soll ich Dir Fortunat schicken?“

Sie schüttelte heftig den Kopf und sah ihm nach wie er eiligst davonging.

„Poor child!“ sagte die Gesandtin und zog Mauds Arm durch den ihrigen. „Sie sind ganz blaß, kein Wunder bei all den Aufregungen. Und nun ist er fort? Lassen Sie ihn laufen, den Unmenschen! Sie passen ja gar nicht zusammen.“

Aber trotz alles Ärgers und aller Erregung war Maud nicht so empört über ihren Mann, wie sie es eigentlich selbst glaubte sein zu müssen. Er hatte ihr imponiert. Und dann nannte man ihn zwar einen Bauerntölpel, allein auch genial und eigenartig, das war Balsam auf ihre Wunden. —

Als Maud früher, als sie selbst erwartet, aus dieser Gesellschaft nach Hause kam, zauderte sie ein Weilchen auf dem Hausflur, bis sie das erstaunte Gesicht Friedrichs bemerkte, da winkte sie hastig mit der Hand.

„Gehen Sie hinauf, ich komme nach.“

Durch die großen Fenster der Hinterthür hatte sie Licht auf den Hof fallen sehen, das konnte nur aus dem Atelier ihres Mannes kommen, also mußte er arbeiten. Eine leidenschaftliche Neugier, ihm ungesehen zuzusehen, packte sie plötzlich.

Und das ging so leicht.

Vom Garten aus gelangte man über eine Treppe ebenfalls in das Atelier. Die Thüre hatte von außen keinen Drücker, sondern konnte nur mittelst eines kleinen Schlüssels geöffnet werden, den ein jeder des Ehepaars besaß.

Maud hatte ihn natürlich nicht bei sich, denn die Soireetoilette erlaubte dergleichen Befrachtung nicht, aber von der Mitte der Treppe aus konnte sie das Atelier überblicken und sehen, ob ihr Mann arbeitete, vorausgesetzt, daß die Vorhänge nicht geschlossen waren.

Schnell und geräuschlos stieg sie in die Höhe. Eine Scheibe war unbedeckt, wie sie es bei dem hellen Lichtschein vorausgesetzt, und er stand vor einem halbhohen Block und knetete eifrig an einem großen Klumpen Thon, der darauf lag.

Die Manschetten hatte er zu Boden geworfen, Halskragen und Schlips ihnen zugesellt, aber den Frack auszuziehen vergessen. Er mußte es also nicht haben erwarten können, bis er begann.

Das elegante, auf Seide gearbeitete Kleidungsstück zeigte wüste Flecken; es war mit derselben Nichtachtung behandelt wie früher sein altes zerrissenes Wollhemd. Das sorgfältig frisierte Haar stand zu Berge, das Gesicht war rot und heiß, die Bewegungen aber von straffer Exaktität, sicher und zielbewußt.

Noch konnte Maud nichts aus dem Thonklumpen erkennen, aber sie sah, daß ihren Mann der Geist trieb, daß er völlig aufging in dem, was er schuf, daß Herz und Seele bis zur Selbstvergessenheit dabei beteiligt waren.

Er hob den Arm und wischte den Schweiß von der Stirn. In diesem Augenblick störte sie die Bewegung nicht. Nicht der Mensch stand vor ihr, sondern der schaffende Künstler.

Neid regte sich in ihrem Herzen. Es gab also doch etwas auf Erden, was den Menschen auszufüllen vermochte bis in die tiefsten Tiefen, so daß für nichts anderes Raum blieb; es gab etwas, das ihn hoch hinaus hob über das Irdische. Und mochten es selbst nur Stunden sein, ihr dünkten sie so köstlich, daß es wert war, alles andere dafür zu opfern.

Sie stand auf der kalten, zugigen Treppe und sah ihm zu. Der Mantel schützte sie zwar von oben, aber die Füße in den seidenen Strümpfen und Atlasschuhen froren. Warum blieb sie denn auch hier stehen? Gehörte sie nicht zu ihm? War dies nicht die Stunde, um derentwillen sie das ganze Kreuz auf sich genommen? Hatte sie nicht ein Recht darauf, für alles, was sie ihm gegeben, neben ihm zu stehen? — Sie stieg vollends hinauf und klopfte mit dem Fächer gegen die Thür. Er hörte es nicht. Auch nicht das zweite Klopfen. Erst beim dritten Mal riß er mit einem Fluch die Thüre auf.

„Du!" sagte er lang gedehnt und faßte sich an den Kopf, als müsse er sich erst überzeugen, daß er nicht träumte.

Sie legte den Finger an die Lippen, deutete auf den Thonkloß und schlich sich leise in den Winkel zu den Stühlen.

„Laß Dich nicht stören," hieß das, aber ihr Erscheinen allein hatte ihn schon aus der Stimmung gerissen, er strich mehrmals ungeduldig das Haar zurück.

Dann begann er doch wieder zu arbeiten. Nicht mit so glühender Hingabe wie vorhin, aber er versuchte es doch wenigstens.

Maud saß ganz still in ihren Mantel gewickelt und sah ihm zu. Mit großen Augen blickte sie auf seine Hände, ihr war es, als höre sie die Schwingen des Genius, der ihrem Mann die Stirn küßte. Es war kalt im Atelier, aber das focht sie nicht an, sie dachte auch, ob wohl Martin schon etwas gegessen haben möchte, aber unterbrochen hätte sie ihn auf keinen Fall in seinem Schaffen, ja, sie hielt fast den Atem an.

Also endlich kam die Erfüllung ihrer Sehnsucht, endlich!

Aber seitdem Martin seine Frau hinter sich wußte, hatte sich zu der rasenden Schaffensfreude, die ihn zuerst gepackt hatte, ein peinigendes Unbehagen gesellt, und das wuchs und wuchs, von Minute zu Minute. Wie gelähmt kam er sich plötzlich vor, und daß sie sich so ruhig verhielt, verstärkte noch den Bann, der langsam auf ihn herabsank. Die alte Unmöglichkeit, zu arbeiten sobald jemand um ihn war, kam wieder und quälte ihn.

Er seufzte ungeduldig und sah sich nach ihr um. Ohne ihr Dazwischenkommen hätte er die ganze Nacht gearbeitet, nun dünkte es ihn plötzlich, als wären ihm die Glieder schwer, die Augen müde.

Sie merkte seine Abspannung und Unruhe, stand auf und stellte sich neben ihn.

„Was soll das werden?" fragte sie, mit einer gewissen Ehrfurcht auf den Thonklumpen sehend. „Ich freue mich ja so, daß Du wieder arbeitest, Tino." Und dabei legte sie ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn voll warmen Enthusiasmus an. Jeder Gedanke an die Scene beim Prinzen war in diesem Augenblick vergessen.

Hätte er sie nur verstanden! Hätte er nur einmal in ihre Seele hineinfühlen können; vielleicht gab es dann doch irgendwo eine Brücke, die sie beide zusammengeführt hätte, denn wenn sie auch in Äußerlichkeiten kleinlich war, im Empfinden kühl, in ihrem Willen schroff, ihre Liebe zur Kunst war eine aufrichtige, ehrliche, begeisterte.

Er reckte die Arme aus.

„Ich bin müde," sagte er statt aller Antwort.

„Was soll das werden?" fragte sie noch einmal.

Er riß an seinem Bart. Schon darüber zu sprechen, war ihm unangenehm, dennoch wagte er nicht, es ihr abzuschlagen.

„Warum willst Du das wissen?" fragte er nur.

„Weil ich Deine Schöpfung mit erleben will, Zug um Zug. Ihr folgen in jeder Linie, jedem Ausdruck. Lieber Tino, ich will eben teilnehmen an Deinem Schaffen."

Er seufzte tief auf. Vorbei war es mit seiner Kraft, seiner in allen Adern prickelnden Freude, als er vor Stunden hier hereingestürmt, nur halb noch Mensch und auf Erden, halb schon in jenem Taumel der Sinne, die niemand begreift als eben der Schaffende. Der schwere, graue Zwang lag wieder atemraubend auf ihm. „Werde ich es nicht überwinden?" fragte er sich beklommen.

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Neben allem Zorn, den er empfand, dauerte sie ihn doch, weil er wohl fühlte, daß sie sich eben in allem, was ihn betraf, so sehr verrechnet hatte.

„Ich modelliere die Statue von dem Prinzen."

„Dachte ich es doch," sagte sie traurig.

Er sah sie erstaunt an.

„Warum sagst Du das so sonderbar?"

„Weil ich es nicht begreife, daß Du jetzt nur Nachschaffer sein willst, Du, der imstande war, aus sich selbst heraus ein Kunstwerk zu schöpfen wie Deine Gruppe ist. Und dann — was hat es für einen Zweck? Man wird es Dir verargen und Dich noch mehr beiseite zu schieben suchen als es nach Deinem heutigen Auftreten ohnehin geschehen wird. Rehabilitiere Dich wieder; schaffe etwas Neues, Großes, das man nicht übersehen kann, selbst wenn man will. Zeige Dich als derjenige, als der Du uns erschienen bist."

Sie hatte den warmen Mantel abgeworfen und stand vor ihm in dem hellen Seidenkleid, mit funkelnden Brillanten und blühenden Blumen überdeckt; ihre Augen leuchteten, Begeisterung klang aus jedem Wort. Unwillkürlich riß sie ihn mit sich.

„Du hast recht!" sagte er.

Schwer sauste seine Faust herab und auf den Thon, der sofort zu einer unförmlichen Masse zusammensank; jede Spur einer schaffenden Hand an ihm war vernichtet. Dann fuhr er sich mit den Händen durch das Haar.

„Und nun laß mich allein," sagte er schwer atmend, „ganz allein!"

Sie umklammerte seinen Arm.

„Nein, das soll nicht sein! Ich bleibe bei Dir, Tino — sprich! — sage mir Deine Pläne, zeige mir den Weg, den Dein Genie einschlagen will; laß mich nicht rechtlos und neidvoll daneben stehen . . ." Ihr Kopf sank gegen seine Schulter, Thränen stiegen in ihre Augen, ihr war es, als kämpfe sie um ihr höchstes Gut mit ihrer ganzen Kraft, ihrem ganzen Willen.

Wie erwachend sah er herab auf den gesenkten Kopf an seiner Schulter und alles Feuer erlosch in seinen Augen. Er hätte ihr ja gern jeden Gefallen gethan, nur diesen einen — das konnte er nicht, es war ihm ja ganz unmöglich. Warum begriff sie das nicht? Er zuckte ungeduldig mit der Schulter, und sie hob den Kopf und sah ihn an. Da wußte sie schon, daß ihre Bitte vergeblich gewesen.

„Ich weiß nicht," sagte er unruhig, „wie Du Dir nur vorstellen kannst, daß das, was ich Dir sage, zu irgend einer Verständigung dienen könnte — es entweiht mir nur das, was ich in Gedanken habe. — Nur im Schweigen gewinnt etwas Großes allmählich Gestalt, um dann endlich an das Licht zu kommen, warum willst Du mir durchaus das Schweigen nehmen, es ist mir Naturnotwendigkeit."

Sie sah ihn an, mit maßlosem Staunen über das, was er ihr eben gesagt. Woher kamen dem ungebildeten Menschen, auf den sie manchmal so sehr herabsah, solche Gedanken und Empfindungen? Trug sie ihm das Genie auf seinen Schwingen zu? Hatte sie nur die Möglichkeit, sich demütig zu beugen? Schweigend ergriff sie die Schleppe ihres Kleides, und mit einem leisen „Gute Nacht" ging sie in ihre Zimmer. Verstimmt blieb er zurück. Die Lust am Arbeiten war ihm wieder einmal gründlich verdorben, und für lange Zeit, das fühlte er. Vielleicht war es auch heute abend nur ein Anlauf gewesen, der sich bald im Sande verlaufen hätte, denn „Nachtreterei", wie er es jetzt selbst nannte, war doch nicht seine Sache.

Er führte noch einen wuchtigen Hieb nach dem Thonklumpen, als wollte er damit sein Herz erleichtern, aber es blieb schwer. Auch daß ihm Maud zürnte, bedrückte ihn, und das mußte sie ja wohl nach dem, was er ihr gesagt. Aber er konnte es nicht ändern, es lag in seiner Natur, obgleich sie heute gut zu ihm gewesen war, trotzdem sie sich doch wohl sehr geärgert hatte beim Prinzen. Er seufzte tief.

Ach, nur heraus können! Heraus aus all diesem! In eine einsame Gegend, in ein kleines Haus mit Sonnenschein, viel Sonnenschein auf dem Dach und einer einfachen Frau darin, die er lieb hatte und die ihn nicht quälte mit allem möglichen. —

Ein Traum war es, und ein Traum blieb es — er mußte eben still halten. — — —

Aber die düstere Stimmung, die sich seiner bemächtigt hatte, hielt an. Seit Tagen hatte er keinen Blick mehr in sein Atelier geworfen, in zweckloser Müßigkeit brachte er die Stunden auf der Chaiselongue in seinem Vorzimmer zu, und starrte auf seine Gruppe, die, in kleinem Maßstab, in Marmor ausgeführt, die eine Ecke schmückte.

Dabei kamen ihm so allerlei Gedanken. — Hatte Fortunat nicht damals, als er sie zuerst gesehen, von einer Allegorie gesprochen? Von der Macht des Weibes, die weich und unmerklich, daher unwiderstehlich, den Mann umschlingt, ihn seiner Kraft beraubt und zu Boden, ja in den Tod zwingt? War es ihm nicht auch so gegangen? — Das Weib mit ihrem Reichtum, das ihn erwählt hatte, weil es ihr so gefiel, hatte auch seine Manneskraft mit immer festeren und engeren Banden geknebelt, hatte ihn zum Schwächling gemacht, und so würde es nun weitergehen, immer weiter, so lange sie wollte. — Und er hatte sich nicht wehren können, denn seine trotzige Energie war gar nicht herausgefordert worden. — Aber sein Künstlerstolz, sein großes Talent . . . wo war das hingekommen? Einfach gestorben? — Es fror ihn wie im Fieber, wenn er daran und an die öde, entsetzliche Zukunft dachte.

Als er Maud zum ersten Mal gesehen, da hatte sie ihn an die Schlange erinnert — warum ließ er sich nicht warnen?

Er sprang auf und stellte sich vor seine Gruppe, seine Blicke hingen an dem Schlangenkopf, dem geschmeidigen Leib und sprühten Haß.

„Willst Du mich verderben?" zischte er leise und ballte die Faust. „Du — mich? — Ich bin ja viel mehr als Du! — Ich könnte Dich ja erwürgen — und dann frei sein — frei!" —

Er streckte die gespreizten Finger nach dem Schlangenhals aus. Plötzlich hatte er die Idee, wenn er diesen hier zerbräche, dann würde auch gleichzeitig ein anderer damit getroffen und zerstört werden, ebenso fein, ebenso beweglich . . .

In demselben Augenblick fiel im Atelier ein Stock zu Boden, entsetzt, ganz verstört fuhr Heeken von seiner Gruppe zurück und sah mit bebenden Gliedern auf die geschlossene Thür, die sich jetzt öffnete — Emil stand auf der Schwelle.

„Was monologisierst Du denn hier?" fragte er mit einem forschenden Blick durch den leeren Raum. „Ich dachte schon, Du wärst nicht allein."

Tief aufatmend setzte sich Martin nieder, kalter Schweiß stand auf seiner Stirn.

„Wie bist Du hereingekommen?" fragte er heiser.

Emil lachte.

„Du hast ein kurzes Gedächtnis, mein Lieber. Gabst Du mir nicht vor ein paar Abenden selber den Schlüssel zu Deinem Atelier, als ich Dich nach Hause lotsen mußte? An demselben Abend, an dem wir Brüderschaft tranken?"

„Richtig." Heeken strich sich über die Stirn. „Mir ist manchmal mein Gedächtnis etwas schwach jetzt . . ."

„Du siehst schlecht aus," bestätigte Emil nach prüfendem Aufblick, „das viele Grübeln bekommt Dir nicht, Martin. Du brütest wohl über neuen Entwürfen, denn daß Du noch nichts angefangen hast, sehe ich, der Thon ist steinhart."

Heeken schüttelte den Kopf.

„Unter uns gesagt," fuhr Emil fort und blies eine volle Ladung Rauch von sich, „Du hast ganz recht, ich machte es auch nicht anders. Wozu hat man denn eine reiche Frau, wenn man sich noch weiter schinden will. Das ist gut genug für arme Teufel. Du — wenn Dir gerade mal was Besonderes aufsteigt, dann modellierst Du, bis dahin ruhst Du aus. — Daß Du was kannst, hast Du ja gezeigt — der Teufel hole alle unnötige Schinderei!"

Er stand auf, streckte erst das linke, dann das rechte Bein, damit die Hosen in richtigen Sitz kamen, und schlenderte in das Atelier; man hörte ihn darin rumoren. Endlich kam er mit ein paar Studienblättern zurück; Arme und Beine in verschiedenen Stellungen, mit verschiedenen Muskelstraffungen.

„Borg' mir sie ein paar Tage, Martin, ich glaube, ich kann eine lumpige Kleinigkeit davon brauchen, ich bin immer noch im Kampf mit meiner vertrackten Figur. Vielleicht paßt es auch nicht — jedenfalls kannst Du übermorgen alles wiederhaben."

Heeken nickte. Er wußte ganz genau, daß ihn Emil auf diese Weise auf das erbärmlichste ausnutzte, daß er ganz schamlos stahl, wo er nur konnte, und daß seit seiner Freundschaft mit ihm sich Quensels künstlerischer Ruf bedeutend gehoben hatte, aber er war zu gleichgültig, sich dagegen aufzulehnen, und andererseits hatte er ein unendlich empfindliches Gewissen. Der Gedanke, daß er die Braut genommen, die jener sich erwählt und vielleicht ohne sein Dazwischenkommen auch bekommen hätte, ließ ihn manches unterdrücken, zu dem er sonst wohl nicht so leicht Ja gesagt hätte. Der Heeken von ehemals wenigstens sicher nicht. —

„Ich bin Deiner Frau vorhin begegnet — mit Fortunat," sagte Emil, die Blätter zusammenrollend. „Sie sah großartig aus. Wo ist sie hin?"

Heeken sah ihn erstaunt an.

„Weiß ich denn das?"

„So, so, nicht! Ich dachte. Fortunat ist Dir doch sehr bequem, Kerl, auf den schiebst Du alle ehemännlichen Lasten ab."

„Gott sei Dank!" sagte er aus tiefster Brust. Und dann fügte er von selbst hinzu: „Weißt Du, Emil, heiraten und heiraten, das ist am Ende zweierlei."

„Du meinst, der eine hat eine Frau, deren Sklave er ist, der andere eine, die seine Sklavin ist, nicht wahr?"

„So ähnlich, das ist möglich!" Er strich sich über die Stirn und warf einen schnellen Blick auf die Schlange.

„Ja, mein Lieber, das kommt von den reichen Heiraten. Aber schließlich — Du hast es noch bequem, Du hast Fortunat."

Heeken seufzte schwer auf. Wäre er nur allein — nur frei — die andern mochten bleiben, wo sie wollten.

Emil deutete den Seufzer falsch.

„Ja, Heeken," sagte er vorsichtig, „allzu deutlich darfst Du es nicht werden lassen — der Welt gegenüber meine ich — das geht dann nachher an die Ehre."

Der Bildhauer sah ihn einen Augenblick verständnislos an, dann schien ihm eine Ahnung zu dämmern, er lachte auf.

„Du, nein, das ist nichts. Da kann keine Verleumdung heran. Das sind andere Menschen als Du, darum schlafe ich ruhig."

Emil pfiff durch die Zähne.

„Kommst Du heut abend?"

„Natürlich, was soll ich denn sonst machen — morgens bin ich zwar danach immer todmüde — kann gar nichts arbeiten, aber Du hast recht, das eilt ja auch nicht — eilt gar nicht." Und er warf sich wieder auf die Chaiselongue zurück und schloß die Augen. „Du, solch eine reiche Frau ist eigentlich etwas sehr Bequemes — sehr Bequemes. Findest Du nicht? Man verliert alle Kraft zum Arbeiten und die Lust dazu. — Ja, die Lust habe ich gründlich verloren." —

„Und das sollte ein Genie sein," dachte Emil verächtlich, als er nach Hause ging. „Ein lahmes Genie — wahrhaftig. Das Geld hat ihm die Flügel recht bald gebrochen."

Er wußte nicht wie Heeken seufzte, wie zerfallen er mit sich war, wie tief, tief unglücklich. — Und hätte er es gewußt, er hätte doch nur schadenfroh gelacht.

(Fortsetzung folgt.)



Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

Ob Renate weinen konnte! Ja, hätte er sie sehen können! — —

In Berlin waren über die Schicksale des Schill'schen Korps unzählige Nachrichten eingetroffen, erst entstellt bis ins Ungeheuerliche, dann immer zuversichtlicher der traurigen Gewißheit entsprechend. Der Schmerz, welchen Renate empfand um den schauervollen Tod des bewunderten Freiheitshelden, der ihr persönlich so wert und lieb geworden war, der verzweiflungsvolle Jammer seiner unglücklichen Braut, den sie in redlicher Freundschaft mit ihr teilte, das war ein Gram, der sich wie Bergeslast auf ihr bis dahin so glückliches Leben senkte! Und nicht genug an dieser einen Totenklage! Wie viele der jungen, lebensfrohen Männer, mit denen sie vor kurzer Zeit so heiter gelacht und getanzt — sie waren gefallen an der Seite ihres Führers. Und schlimmer noch — sie waren verschollen, in der Gewalt des Feindes, in den grausamen Fängen des blutdürstigsten aller Raubtiere! — Albert Wedell, der Knabe, der stolze, feurige Geselle mit den hellblauen Augen — was war aus ihm geworden? Verschollen — gefangen!

Und Hasso! Als sie's nur erst über sich vermocht, nach ihm zu fragen! Niemand wußte Genaues von ihm! Unter denen, die „zur Gnade des Königs" zurückgekehrt, war er nicht! Irgend jemand aber hatte einen der Herren nach ihm gefragt, und nach dessen Aussage sollte er die „Affaire am Frankenthor" noch mitgekämpft haben, dann aber unterwegs zurückgeblieben sein, ob tot, ob verwundet — niemand konnte es sagen.

Ach, gewiß war er tot! Und sie hatte ihn gekränkt — ihm das bitterste Unrecht angethan! Als er die Wahrheit gesprochen, das Rechte gewollt, seine Überzeugung verteidigt mit Mannesmut — da hatte sie ihn der Feigheit beschuldigt, an seiner Ritterehre gezweifelt!

Und er hatte recht behalten, zehnfach recht, die blutige Geschichte hatte es bewiesen! Und ihrem erbärmlichen Mißtrauen zum Trotz war er stolz und freudig mit hinausgezogen, sein Leben in die Schanze schlagend für eine Sache, die er von Anbeginn für verloren hielt!

Und nun gewiß war er tot! Die martervolle Reue und Herzenspein des verlassenen Mädchens, das ihn im Zorn, ohne einen Blick der Liebe, der Versöhnung hatte hinausziehen lassen in Kampf und Tod — die ohnmächtige, verzweifelnde Reue — die raunte ihr die Gewißheit ins Ohr und ins Herz hinein — bei Tag und Nacht. Und nun dies stete Anhörenmüssen all der Erörterungen über Schill, seine That und seinen Untergang! Das Tadeln und Richten von allen denen, die ihn einst ermutigt und ihm zugejauchzt, das war eine Qual, die über die Tragfähigkeit ihres warm empfindenden Herzens hinausging. Herr von Veldegg befürchtete ernstlich ein Nervenfieber oder ähnliche Gefahr für seine Tochter und sann darauf, sie den stets erneuten Aufregungen zu entziehen. Er wünschte sie fortzubringen von Berlin, in andere Umgebung, zu neuen Eindrücken, die sie beruhigen und von ihrem Gram ablenken könnten. Renate wollte anfangs nichts davon hören, ihre Freundin Elise nicht verlassen. Das war ja das letzte, was sie ihrem toten Freunde, dem ritterlichen Helden versprochen. Als aber nun auch Frau von Rüchel sich anschickte, mit ihrer trauernden Tochter das heiße, unruhige Berlin zu verlassen, um ein Verwandtenhaus in Pommern aufzusuchen — da folgte Renate gern dem Wunsche ihres Vaters.

Zu ihrer Schwester brachte er sie, auf das Conreuthsche Landgut Tiefensee. Ein stattliches, herrschaftliches Wohnhaus, malerisch von Wäldern umschattet, am stillen, grün umkränzten See gelegen, der träumerisch das anmutige Spiegelbild zurückwarf — das war Juliens Herrschersitz, das Sommerheim, in dem Renate Aufheiterung und Erholung finden sollte. Ein kleines, behagliches Gemach, mit dem Blick auf Wald und See hinaus, bewohnte sie für sich allein. Vater und Schwester umgaben sie mit liebevoller Pflege, der ritterliche Schwager verwöhnte sie auf jede erdenkliche Weise. Da mußte sie wohl genesen und wieder lernen, zu lächeln und dankbar zu sein. Ihren Schmerz, ihre Angst und Reue grub sie tiefer in ihr Herz hinein und vertraute den stillen, nagenden Kummer nur den silbernen Wellen des Sees, den rauschenden Wipfeln des Waldes an. Und wie sie dort wandelte, aus der Nähe der Menschen fort in die Waldeinsamkeit hinaus, schlank und blaß, mit dem stummen Leid in den großen Augen — da glich sie freilich der weißen, betauten Lilie, auf welche Hasso mit schmerzlicher Frage niederschaute während seiner einsamen, kummervollen Fahrt.

III.

In Pommersch-Stargard trat unter dem Vorsitz des Generals der Kavallerie, Excellenz von Blücher, das Kriegsgericht zusammen, bestehend aus Offizieren aller Grade, achtzehn an der Zahl, und einem Regiments-Auditeur.

Hier wurde Gericht gehalten — zunächst über den Major von Schill, wegen Verleitung königlicher Truppen zur Desertion — und Landfriedensbruch. Er konnte nicht kommen, sich zu verteidigen, auch nicht, um die Strafe auf sich zu nehmen, die „so schwer sein sollte, wie sein Verbrechen beispiellos war —“ denn er war tot! Mit Strömen Blutes, aus zahllosen Wunden rinnend, hatte er die Schuld gesühnt, die er auf sich geladen. Auch in den Augen seines Königs, denn dieser milderte den Spruch des Kriegsgerichts dahin ab, daß der Desertionsprozeß gegen ihn nicht stattzufinden habe. So blieb der geheiligte Name des gefallenen Helden davor bewahrt, an den Galgen geschlagen zu werden.

Seine Offiziere aber und treuen Kampfgenossen hatten sich eingefunden, vollzählig, soweit sie noch am Leben und Herren ihrer selbst waren, die meisten verwundet, manche noch mit verbundenen Köpfen oder Gliedern. Sie waren froh, der Ungewißheit ihres Schicksals endlich überhoben zu werden.

Auf allen Gesichtern stand grimmige Freudigkeit, die Strafe zu leiden, die sie verwirkt, indem sie den heiligsten Geboten ihres Herzens Folge geleistet.

Eine seltsame Schar von Angeklagten war das, eine Schar junger lebensfrischer, todesfreudiger Recken, mehr denn fünfzig an der Zahl. Kein Wunder, daß Ferdinand von Schill geglaubt, mit ihnen die Burg des Höllenfürsten selber stürmen zu können. Es war eine schwere Aufgabe, über sie Gericht zu halten. Denn, wie das Erkenntnis wörtlich sagt: „Ein ausdrückliches Gesetz, welches ein solches Desertions-Komplott bestraft, ist nicht bekannt, da der Gesetzgeber sich den Fall, daß gerade Ehrgefühl und Patriotismus ihn herbeiführen würden, nicht prämeditieren konnte!“

Die Verantwortung für ihr Thun fiel mit wenigen Ausnahmen — auf das Haupt ihres toten Führers.

Die Untersuchung war bereits abgeschlossen, da lief die Meldung ein, es sei noch einer der Schillschen Offiziere eingetroffen, und zwar der Premierlieutenant von Rochlitz. Die Nachricht erschien den untersuchungsführenden Herren vom Kriegsgericht besonders wichtig. Es hieß, Rochlitz sei ein verdienter Offizier schon von der Kolberger Campagne her, habe Schill persönlich nahegestanden, um alle seine Pläne gewußt und sich bis zuletzt ausgezeichnet.

Hasso war in Stargard eingetroffen nach mehrtägiger, mühseliger Reise. Es war später Abend, als sein Fahrzeug vor dem Gasthause stillhielt, das, dem Rathause schräg gegenübergelegen, ihm von früher her bekannt war. Ein Teil der unter Anklage gestellten Offiziere war darin einquartiert, und kaum hatte Hasso den erleuchteten Hausflur betreten, als er von mehreren Seiten schon seinen Namen rufen hörte, in den Tönen lebhaftester Freude. Wie einen vom Tode Auferstandenen begrüßten und umringten ihn die Kameraden.

„Aber Mensch, wie siehst Du aus,“ rief Hagen, ihm ins Gesicht leuchtend. „Wie eine Leiche auf Urlaub!“

„Danach ist mir auch gerade zu Mut!“ lachte Hasso, die schmerzenden Glieder dehnend. „Ein Leichenwagen war es mindestens, auf dem ich die letzten drei Tage zugebracht habe — und ein langweiliger Spaß, das könnt Ihr mir glauben!“

„Na — ein Glück, daß Du da bist, alter Knabe!“ rief ein anderer, ihm auf die Schulter schlagend und nicht wissend, wie weh er ihm damit that.

„Ja, Hagen, Dir verdank ich's, daß ich da bin! Na, wir sprechen noch darüber! Bist ein famoser Kerl!“

„Rochlitz!“ rief eine warme, kräftige Stimme hinter ihm.

Er wandte sich lebhaft um. „Brünnow!“

„Bist Du wirklich am Leben geblieben! Ich dacht's kaum, als wir Deine Knochen da vor der Pfarrhausthür in Mühlenhof zusammensuchten!“

„So ganz ausgeflickt sind sie zwar noch nicht,“ sagte Hasso, „aber nun ich wieder unter Euch bin, wird bald alles in Ordnung sein!“ Er drückte mit seiner Linken herzhaft die Hand des neugewonnenen Blutsfreundes.

„Famos — meinem Zimmer gegenüber ist noch ein anderes frei!“ rief Brünnow. „Wo ist denn der Wirt, der Kunde! Er muß es sogleich für Dich herrichten! Wirst höllisch müde sein nach der Strapaze!“

Sehr froh war Hasso, sich endlich auf bequemem Lager ausstrecken zu können und in wohnlichem Gemach sein eigener Herr zu sein. Die Freunde saßen bei ihm bis in die späte Nacht, was dem müden Rekonvalescenten nicht gerade zuträglich sein mochte, aber sie hatten sich gar zuviel zu erzählen! Es war ein Stück Weltgeschichte, das sie alle in ihren jungen Händen gehalten und welches nun weiter rollte und sie mit sich fortzog, einem bis jetzt ungewissen Schicksal entgegen.

Am andern Morgen meldete sich Rochlitz und gab seinen Säbel ab. Tags darauf wurde er zur Vernehmung befohlen.

Alle ihm vorgelegten Fragen beantwortete er klar und bestimmt. Dann aber wurde er aufgefordert, sich über die Art und Weise zu äußern, in welcher Major von Schill ihn zum Mitgehen veranlaßt, ferner darüber, ob und inwieweit ihm das Vorhaben desselben bekannt gewesen. Ob auch er unter dem Eindruck gestanden, daß das Schillsche Korps nur als eine Avantgarde der ausrückenden preußischen Armee anzusehen sei und Major Schill auf geheimen Befehl des Königs gehandelt hätte.

Dieser Aufforderung entsprechend, nahm Hasso das Wort. Er berichtete, wie Major von Schill ihm seine Pläne mitgeteilt, wie er anfangs nicht einverstanden gewesen, seine Bedenken schließlich aber der Autorität und Verantwortlichkeit seines Kommandeurs

untergeordnet hätte. Mit einer von Satz zu Satz sich steigernden Wärme sprach er von der hingebenden Opferfreudigkeit, mit welcher Schill die Mission der Vaterlandsbefreiung auf sich genommen! Verpfändete seine Ehre und Überzeugung dafür, daß Schill selber den unausgesprochenen Willen des Königs zu erfüllen geglaubt, daß er niemand etwas „vorgespiegelt", wovon er nicht selbst durchdrungen gewesen, daß vielmehr die ehrenhafte Lauterkeit seines Charakters ihn gegen einen derartigen Verdacht von vornherein sicherstellen müßte. Mit leuchtenden Augen berichtete er weiter, wie bei der ersten Nachricht von des Königs Ungnade, die sie bald nach ihrem Ausmarsche in Bernburg erreicht, der Major ihnen allen ihr Wort zurückgegeben und freigestellt habe, dem Befehl des Königs folgend, auf Gnade und Ungnade zurückzukehren, wobei es für ihn unausbleiblich war, die Strafe und Verantwortung für sie alle allein auf seine Schultern zu nehmen.

„Und die Herren lehnten dieses Anerbieten ab?" Es war der Generalauditeur, welcher fein und scharf diese Frage dazwischen schob.

„Über die Handlungsweise der anderen Herren vermag ich nichts auszusagen!" erwiderte Hasso schnell. „Ihre Beweggründe sind mir gänzlich fremd. Ich jedenfalls war der erste, der das Anerbieten ablehnte und meinem Regimentskommandeur aufs neue freiwillig das Versprechen gab, bis aufs äußerste bei ihm auszuharren!"

Mit diesen nicht mißzuverstehenden Worten war seine Aussage beendet. Einen eigentümlichen Eindruck machte dieser Angeklagte, wie er dastand, ohne Säbel, ein Gefangener, den Arm in der Binde, die linke Hand schwer auf den Knotenstock gestützt, und dennoch stolz und frei. Das blasse, magere Gesicht mit dem verwegenen Ausdruck färbte sich tiefer und die großen Augen glühten in Begeisterung, während er mit feuriger Beredsamkeit Zeugnis ablegte für seinen toten Kommandeur.

Das Verhör war geschlossen, der Angeklagte entlassen.

Excellenz Blücher hatte, aus besonderem Interesse an der Sache, sonstigem Brauch entgegen, der Vernehmung beigewohnt. Er erhob sich jetzt, blieb jedoch stehen, als Hasso das Zimmer verließ, und folgte ihm mit den Augen. Der junge Offizier bewegte sich langsam, mit sichtlicher Anstrengung, doch eigentümlicher Elasticität. Das lange Verhör hatte ihn angegriffen, jedoch seine Lebensgeister nicht erschöpft.

„Den Burschen haben die Nackers ordentlich in die Pfanne gehauen!" brummte der Feldherr, als die Thür sich hinter jenem geschlossen. „Sein Maulwerk aber müßte extra noch totgeschlagen werden! Scheint ein aufgeweckter, schneidiger Junge zu sein!"

* * *

Es war eine schwere Wartezeit für die Schillschen Offiziere bei der niederdrückenden Ungewißheit, die noch immer über ihnen lag. Endlich aber wurde das Urteil des Kriegsgerichts spruchreif, von des Königs Majestät bestätigt und ihnen dasselbe verkündigt.

Es fiel milder aus, als man im allgemeinen zu hoffen gewagt. Ungefähr zwanzig an der Zahl, welche zur Zeit des Ausmarsches dem „Zweiten brandenburgischen Husarenregiment" angehört hatten, also nur dem Befehl ihres Regimentskommandeurs gefolgt waren, wurden freigesprochen. Die zwischen Brünnow und dem holländischen General abgeschlossene Kapitulation vor Stralsund wurde dabei zu ihrem Vorteil geltend gemacht, indem sie sich durch dieselbe „Amnestie für alle im Auslande begangene Vergehungen" erkämpft hätten. Bei wenigen nur, zu denen Rochlitz, Hagen, Blomberg und andere gehörten, traten verschärfende Umstände hinzu, weshalb bei diesen auf dreimonatliche Festungshaft erkannt wurde.

Hasso wäre sicher freigesprochen worden, wenn die eigenen Aussagen ihn nicht belastet hätten.

Die Offiziere standen alle in einem Warteraum bei einander, halblaut die aufregenden Ergebnisse des Tages erörternd. Brünnow trat jetzt zu Hasso, der mit einigen, gleich ihm verurteilten Kameraden zusammenstand. „Ich bin auch freigesprochen," begann er. „Liebe Kerls, es kommt mir fast wie ein Unrecht gegen Euch vor!"

„Nun, Du hast Dir's reichlich verdient!" meinten die Kameraden. „Ohne Deine drahtige Haltung am Frankenthor — wo wären wir alle miteinander geblieben!"

„Mir ist nicht bange drum!" wehrte er lachend ab. „Wer da gerade das große Wort führte, hielt die Sache aufrecht, ob ich oder sonst einer! Übrigens, Rochlitz, Du hast Dir Deine drei Monate selber an den Hals geredet, sonst hätten sie Dich freisprechen müssen, so gut wie mich!"

„Kann sein," erwiderte Rochlitz, aber dieser — gemeinen Auffassung, als habe Schill uns durch bewußte Vorspiegelungen hingehalten und betrogen — der mußte ich entgegentreten und wenn's mir den Kopf kostete!" Er sprach dies mit scharfer Betonung, denn in seiner Nähe stand jemand, der in solcher Weise sein Verhalten zu rechtfertigen versucht hatte.

„Mich würden diese paar Monate Kolberg auch nicht gerade umbringen," meinte Fritz Blanckenburg, „wenn ich nur nachher wieder zurück könnte — ins Schillsche Husarenregiment! Ach, unser herrliches Regiment! — Es ist, um sich die Haare auszuraufen!"

„Ja — wir waren eine stolze Brüderschar, ohnegleichen!" sagte Hasso traurig. „Und von heute ab sind wir nichts mehr! Unsere Uniform sogar dürfen wir nicht mehr tragen! Das ist denn doch das ärgste, was uns treffen konnte!"

„Schauderhaft, ja!" stimmten die andern bei. „Und nun geht ein jeder seinen Weg! Wir Kolberger Sträflinge freilich gehören noch ein Weilchen zusammen — das ist wenigstens ein Trost!"

„Wo wirst Du jetzt bleiben, Brünnow, Du Freigesprochener?" fragte Hasso.

„Vorläufig gehe ich nach Hause zu meinen Eltern! Und später — werden ja, denk' ich, die Franzmänner

wieder für unsere Beschäftigung sorgen! Bis dahin wirst Du hoffentlich auch wieder flott werden, Rochlitz. Soll ich auf Dich warten, dann gehen wir zusammen!"

„Ja, Brünnow, warte auf mich!"

Ein Adjutant des kommandierenden Generals erschien in der Thür. „Sind die Herren Rochlitz und Brünnow noch hier? Excellenz wünscht Sie beide zu sprechen und läßt bitten!"

Sie folgten ihm. Brünnow hatte seinen Säbel wieder und trug ihn in der Hand, um das Klirren zu vermeiden, des Freundes wegen, der noch ein waffenloser Gefangener.

Nach kurzer Frist standen sie vor Vater Blüchers eisentrotzigem Angesicht. Er befragte Brünnow noch um die ihn interessierenden Einzelheiten des Kampfes in Stralsund und die nachfolgende ehrenhafte Kapitulation, ebenso auch um Schills Tod und seine letzten Lebenstage. Plötzlich richtete er sein blitzendes Auge auf Hasso. „Lieutenant Rochlitz — wo habe ich den Namen schon gehört? Sind Sie mir 'mal begegnet während der Campagne?"

„Zu Befehl, Excellenz — ich war Anno 1806 in der Suite des Prinzen Louis, Königliche Hoheit!"

„Davon weiß ich nichts! Dessen Suite hab' ich mir nicht besehen!" brummte der Feldherr unbefriedigt. Seine Gedanken suchten ein bestimmtes Ziel, und Hasso kannte dasselbe.

„Rochlitz — Schockschwerenot — mit dem war doch irgend eine besondere Teufelei oder dergleichen —"

„Wollen mir Euer Excellenz eine Bemerkung gestatten," nahm jetzt Brünnow das Wort. „Vielleicht ist es die Gefangennehmung des General Victor, welche Excellenz im Sinne haben —"

Der alte Blücher horchte auf. Durch General Victors Gefangennehmung hatte er damals, selbst in Gefangenschaft geraten, Auswechslung und Freiheit erlangt.

„Bomben und Granaten, sind Sie das gewesen, Rochlitz, der den Spitzbuben in Arnswalde dingfest gemacht hat? Von den Schillschen war's einer — und Rochlitz, ja, wahrhaftig, so hieß er!"

„Zu Befehl, Excellenz!"

„J den Teufel auch, so erzählen Sie mich doch einmal die Geschichte!"

Hasso erstattete einen knappen und trockenen Bericht, die Erwähnung seines eigenen Auftretens nach Möglichkeit vermeidend. Excellenz Blücher hatte noch sehr wohl die feurige Beredsamkeit im Gedächtnis, mit der er neulich von seinem toten Kommandeur gesprochen und dessen Thaten gerühmt. Das hatte merkwürdig anders geklungen.

„Nun, mein lieber Lieutenant," sagte er, als Hasso geendigt, „mich haben Sie jedenfalls durch diesen lustigen Streich einen besonderen Gefallen gethan! Sagen Sie mal, ist Ihnen nie eine Auszeichnung dafür zu teil geworden?"

„O gewiß, Excellenz! Ich wurde Schwadronsführer im Schillschen Korps."

Der Ton, in dem er das sagte, und das Aufblitzen seiner Augen fiel dem Feldherrn auf. „Sie meinen, das war die größte Auszeichnung, die Ihnen werden konnte?"

„Zu Befehl, Euer Excellenz!"

Der eisgraue Schnurrbart sträubte sich empor, wie unter einem grimmigen Lächeln.

„Lieutenant — und das sagen Sie mich im Moment, wo ich mitgeholfen habe, Jhnen um eben dieser Auffassung willen zu drei Monaten Festung zu verdonnern? Das ist eine Unverschämtheit, die gefällt mich! Ich will Ihnen sagen, mein Sohn, Sie sind — bei dem Verhör hier neulich — für Ihren Kommandeur ins Zeug gegangen, wie Pech und Schwefel! Jetzt, wo er tot ist — und Ihnen nichts mehr nützen kann — Ihnen vielmehr hereingeritten hatte in diese Klemme — und das hab ich gern vom preußischen Offizier!"

„Bitte gehorsamst um Verzeihung, Excellenz — ich habe dem Major von Schill viel zu verdanken, nur Güte von ihm genossen —" er sprach es mit fliegendem Atem, in flammender Erregung.

Über das wetterharte Gesicht des alten Isegrimm ging ein milder Ausdruck. „Glaub's schon! Er war ein kapitaler Kerl, der Schill, hat mir bitter leid um ihn gethan! Gut hätten wir ihn gebrauchen können, wenn's wirklich losgeht gegen die Satanskerle, die verdammten! Und es wird losgehen! Wenn einem nur die Zeit nicht so teufelmäßig lang würde bis dahin! Kurieren Sie sich gut aus, Rochlitz! Humpeln barbarisch auf dem Fuß, aber mit dem Reiten wird's denn ja am ersten wieder gehn! Wollen Sie in Stolp bei meinen Husaren eintreten? Für das Rittmeisterpatent sorge ich — bin Ihnen doch eine kleine Erkenntlichkeit schuldig für den Victor, den verfluchten Halunken!"

* * *

War es Ironie des Schicksals oder war es eine Auszeichnung, daß die Offiziere des Schillschen Korps ihre Strafe gerade in Kolberg abbüßen mußten? Sie selbst waren geneigt, das letztere anzunehmen.

Die Fenster von Hassos ödem Gemache lagen nach der Seeseite und dort schweiften seine Blicke hin — der Maikuhle zu, wieder und wieder. Dort stand der Name Schill — wie in die Wolken geschrieben, die darüber hinzogen — dort rauschten ihn die Wellen, so oft sie ihre schäumende Brandung an den zerstörten Festungswerken hinaufwarfen. Alles, was da in Trümmern lag und was die Feste vor dem Feinde geschirmt, so lange Zeit hindurch — war sein Werk, sein Gedanke, trug den güldenen Stempel seines treuen, todesmutigen Herzens.

Und doch — wie lautete der Parolebefehl: „Und seine Strafe würde so schwer sein, wie sein Verbrechen beispiellos ist, wenn nicht der Tod ihn derselben entzogen hätte."

An dem Fenster mit dem Blick auf die Maikuhle stand Hasso, diesen inhaltsschweren Ausspruch sich wieder ins Gedächtnis zurückrufend. Ein tödliches Weh durchzog sein Herz. „Du Treuster aller Treuen — diese Worte Dir! Du gerade hättest sie nur gerecht gefunden. Und doch würden sie Dir das Herz gebrochen haben!"

IV.

Elf Offiziere, fünfhundert Unteroffiziere und Soldaten des Schillschen Korps aber hatte ein härteres Los getroffen, als diejenigen, welche in Stralsund begraben lagen oder zur „Gnade des Königs“ zurückkehren durften. Sie waren gefangen in die Hände der Feinde gefallen, von General Gratien dem König Jérôme ausgeliefert und zu Braunschweig wie Straßenräuber in Gefängnisse geworfen.

Es gelang den Offizieren, aus ihrer Bedrängnis heraus ein Bittgesuch an ihren König zu richten, welches auch wirklich den Weg in die Hände des Monarchen fand. Ein Hilferuf der Verlorenen an ihr Vaterland.

Er beginnt wie ein trauriger Accord, mit dem diese Fülle jungen, kraftvollen Lebens ausklingt, ehe sie dem grausamen Tode verfallen.

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Euer Königlichen Majestät erhabenem Throne nahen wir uns Unglückliche, um Allerhöchstdieselben um Gnade in unserer höchst traurigen Lage anzuflehen.

Haben wir gefehlt, so unterwerfen wir uns der Strafe Eurer Königlichen Majestät, die, wenn sie auch höchst strenge ausfällt, weniger bitter für uns sein wird, da wir sie von der Hand unseres teueren, allverehrten Königs und Landesherrn empfangen.

Wir Unterzeichnete und fünfhundertfünfzig Mann des von Schillschen Korps tragen das traurige Los der Gefangenschaft.

Wir flehen Eure Königliche Majestät demutsvoll, uns zur Bestrafung in unser Vaterland zurückzufordern.

Unsere gegenwärtige Lage ist die schrecklichste des Lebens, uns quält der Gedanke, gefehlt zu haben und uns nun aus unserem teueren Vaterlande verstoßen zu sehen.

Haben Eure Königliche Majestät Erbarmen mit uns Unglücklichen und erhören Allerhöchstdieselben unser Flehen.

Die wir in tiefster Ehrfurcht ersterben
Eurer Königlichen Majestät
alleruntertänigste

Lieutenant Jahn.
" Gabain.
" Trachenberg.
" Wedell.
" Flemming.
" Schmidt.
" Felgentreu.
" Wedell.
" Keller.
" Keffenbrinck.
Volontär Galle.

Braunschweig, den 23. Juni 1809.“

Seine Majestät der König erhörte das Flehen seiner Unglücklichen. Er that durch seinen Gesandten in Kassel die nötigen Schritte — er that, was in seinen Kräften stand. Doch umsonst. Die Macht des Königs von Preußen war zu jener Zeit des Unglücks und der Schmach nur gering. Von dem Kaiser Napoleon holte sich König Jérôme Verhaltungsbefehle ein. Und der Gewaltige bestimmte, die Unteroffiziere und Gemeinen auf die Galeeren von Brest und Cherbourg abzuführen, die Offiziere aber zu Wesel vor ein Kriegsgericht zu stellen und dann binnen vierundzwanzig Stunden erschießen zu lassen.

Von Braunschweig nach Wesel also schleppte man die edlen Gefangenen.

Am 16. September trat in der Citadelle zu Wesel das Blutgericht zusammen, bestehend aus französischen Offizieren unter dem Vorsitz des Bataillonskommandeurs Grand.

Da standen die elf jungen Recken vor ihren Anklägern und Richtern. Das Urteil stand fest wie die Sonne am Himmel, und doch hatten sie das schmachvolle, empörende Verhör zu bestehen.

Auf Straßenraub waren sie angeklagt, „als zu der Bande von Schill gehörig, mit bewaffneter Hand Kassen im Königreich Westfalen und andern Ländern geraubt und die Einwohner gezwungen zu haben, in der Schillschen Bande zu dienen.“

Was half es, daß der Advokat Perwetz unerschrocken für die Angeklagten eintrat, in feuriger Beredsamkeit darthuend, daß diese Männer nicht ihren eigenen Vorteil gesucht, sondern im offenen Kampfe für ihres Vaterlandes höchste Güter Blut und Leben eingesetzt!

Die französischen Schergen hörten seine Ausführungen gleichmütig an, ohne ihnen sonderliches Interesse zuzuwenden. Sie wußten, was von ihnen gefordert wurde, und beruhigten damit ihr richterliches Gewissen.

Der Vorsitzende stellte die Frage, ob die Angeklagten schuldig seien, zur Bande Schill gehört zu haben, ob sie mit den Waffen in der Hand ergriffen worden — und einstimmig wurden diese Fragen bejaht. Darauf verlas der Prokurator den Gesetzartikel, welcher „Diebstahl mit offener Gewalt auf öffentlichen Wegen und Straßen oder Einbruch in bewohnten Häusern“ mit dem Tode bestrafte. Der Urteilsspruch lautete demnach, wie's Kaiser Napoleon im voraus befohlen — auf Todesstrafe und Vollstreckung derselben binnen vierundzwanzig Stunden.

Das Urteil wurde ihnen verkündet und unerschrockenen Mutes hörten sie es an. Preußische Offiziere bis zum letzten Augenblick, treu ihrem Könige, treu ihrer heiligen Ehrenpflicht — das wollten sie sein und das waren sie. Der Tod, auch in dieser schmachvollen Gewaltsamkeit, bot ihnen keine Schrecken.

An ihre Angehörigen in der fernen Heimat zu schreiben, ihre irdischen Angelegenheiten noch zu ordnen, erbaten sie Gelegenheit und Ermöglichung. Sie wurde ihnen verweigert. —

Dumpf dröhnten die Trommeln — schaurig gedämpft. Das Grablied französischer Trommeln — den preußischen Offizieren.

Da führte man sie hinaus aus den Wällen der Festung, zu einer Wiese am Ufer der Lippe, zu

zwei und zwei aneinandergefesselt nach Verbrecherweise.

Über ihren Häuptern schien golden die Sonne, unter ihren Füßen grünte das Gras, in ihren Adern pochte das warme, vollkräftige Leben, und hart vor ihren Augen stand der mörderische Tod.

Ein Kommando französischer Grenadiere erwartete mit scharfgeladenen Gewehren die edlen Opfer. Man nahm ihnen die Fesseln ab und wollte ihre Augen verbinden, doch das wiesen sie zurück. Oft schon hatten sie dem Tod ins Angesicht gesehen — sie wollten es auch hier.

Eine letzte brüderliche Umarmung, — dann warfen sie ihre Mützen in die Luft und riefen ihrem Herrn und König ein jubelndes Lebehoch!

In gerader Linie stellten sie sich auf, in zwölf Schritt Entfernung den Grenadieren gegenüber und blickten klar und fest den schwarzen Mündungen entgegen.

„Feuer!“ erscholl das letzte stolze Kommando der todesmutigen Schar.

Dumpf krachten die Schüsse. Pulverdampf umhüllte die grausige Scene, wie der Rauch den Opferaltar. Als ihn der Morgenwind zerteilte, lagen auf dem grünen Rasen zehn der ritterlichen Helden, im kurzen, harten Todeskampf ringend.

Der elfte stand aufrecht, nur am Arme verwundet.

Es war Albert von Wedell. Er schaute nieder zu seinem Bruder, der vor ihm am Boden lag. „Albert —“ ächzten die erblassenden Lippen. Dann brachen ihm die Augen, er war tot. Albert sah es und schaute wieder auf. Die französischen Grenadiere stellten das Gewehr bei Fuß — sie erwarteten die Gnade des Kommandeurs für den Überlebenden. Sie schienen um Pardon zu bitten — die französischen Schergen für den preußischen Offizier.

Hochauf aber richtete sich der mit flammendem Blick. „Keinen Pardon! Zielt besser, Grenadiere! Hier — schlägt das Herz für meinen König! — — Feuer!“ —

Abermals knatterten die Schüsse. Auch der elfte lag tot am Boden.

Zehnter Abschnitt.

Glut unter der Asche.

„Auf zur Rache! Auf zur Rache!
Erwache, edles Volk, erwache!
Erhebe lautes Kriegsgeschrei!
Laß in Thälern, laß auf Höhen
Der Freiheit stolze Fahnen wehen,
Die Schandenketten brich entzwei.

Zu den Waffen, zu den Waffen!
Als Männer hat uns Gott geschaffen,
Auf! Männer, auf! und schlaget drein,
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Türmen dringen
Die Freiheit soll die Losung sein!“

I.

Tiefer Schnee bedeckte das Land an der pommerschen Küste. In frostigem Hellblau dehnte sich der nordische Himmel darüber. Eisklippen umstarrten den Meeresstrand. Die Wogen der Ostsee zerschellten daran, spülten lockere Eisschollen los und rissen sie fort, in das wilde Spiel der Brandung hinein. Ernst und schaurig ist der Winterzorn des nordischen Meeres, voll drohender, begehrlicher Unruhe und grausamem Ungestüm. Ach, daß es diesen friedestörenden Zorn auch über das Land gebreitet, das seine Wogen umbranden! Doch das lag starr und stumm, wie unter der kalten weißen Schneehülle, so auch regungslos im furchtgeknechteten Frieden.

Das Jahr 1810 begann mit neuen Kontributionen des fremden Gewalthabers, mit Durchmärschen französischer Truppen, willkürlich abseits von den vereinbarten Heerstraßen. Die rücksichtslosesten Übergriffe aller Art durfte der Eroberer sich ungestraft erlauben, unter schweigender Duldung des ohnmächtigen Preußens.

An dem schäumenden, eissplitternden Meeresstrande stand Hasso und nahm noch einmal Abschied von dem zerstörten Bilde der Maikuhle mit ihren herzbewegenden Erinnerungen. Seine Haftzeit war beendet. Er hatte sich bei dem Kommandanten gemeldet und seinen Säbel in Empfang genommen. Er war frei. Jetzt noch ein Besuch bei seinem alten Gönner Nettelbeck. Das war ein trauriges Abschiednehmen. Der alte Kolberger Held beweinte Schill, seinen Liebling, als wäre es sein eigener Sohn gewesen, denn er hatte gar große Hoffnungen für des Vaterlandes Erlösung auf ihn gesetzt. Die waren nun hinweggespült wie die Eissplitter in der Meeresbrandung. Das Vaterland, ganz Europa aber lag still und starr unter seiner Schneedecke und ungehört verhallte der zürnende Weckruf des sturmgepeitschten Meeres.

Der Abschied war vorbei, auch von den treuen Kameraden. Hasso sattelte sein Roß und ritt in die Welt hinaus.

Hinter ihm in weiter Ferne verhallte das Brausen der See und vor ihm lag die schneeige Einöde. Was sollte er beginnen. Seine Existenz war untergegangen mit dem geliebten Schillschen Regiment. Wo sollte er eine neue finden?

Da, wo es Arbeit gab für seinen Säbel, ihn einzutauchen in Franzosenblut, für Rache — für Freiheit — Vergeltung. Aber wo war ein Volk, ein Heer, in dessen Reihen er sich stellen konnte, zu dieser Zeit des lähmenden Friedens?

Für jetzt wählte Hasso Reckentin als Reiseziel. Diesmal kehrte er nicht im Pfarrhause ein, sondern ritt auf den neuen Hof, wo er hingehörte, stieg vom Pferde und ging unangemeldet ins Haus. Es war seine Absicht, sich das gute Recht, welches er hier besaß, fortan in keiner Weise mehr verkürzen zu lassen.

In dem Wohnzimmer, dem altbekannten, traf er Lotte. Mit einem Freudenruf eilte sie ihm entgegen. Er küßte ihr die Hand und sie bog seinen Kopf herunter und drückte einen herzlichen, fast mütterlichen Kuß auf seine Stirn. „Hasso, welch freudige Überraschung! Und aus was für Gefahren und Drangsalen kommst Du her! Lieber Junge, Gott sei Dank, daß Du am Leben geblieben!“

„Dank für den freundlichen Willkomm, Lottchen! Ich habe lange nicht dergleichen gehört! Bunt genug war das Leben, das ich führte, seit wir uns nicht gesehen!“

„Das glaub' ich Dir, Hasso! Alle Welt war voll von Euren Erlebnissen, groß und schrecklich zugleich! Dich darunter zu wissen mit dem unglücklichen Schillschen Korps, der Gedanke hat uns manche Sorge bereitet! Du mußt uns viel davon erzählen, was Du durchgemacht und wie es Dir ergangen!“

„Besser als ich verdiene, ist es mir ergangen; Du siehst mich ja wohlbehalten vor Dir!“ entgegnete er mit Bitterkeit. „Männer wie Schill, auf die das Vaterland seine Hoffnung setzte, sind zu Grunde gegangen. Andere, die das Glück der Ihrigen ausmachten, wie Hilmar, wie Albert Wedell, wurden vor meinen Augen hinweggemäht gleich reifen Halmen. Mein Leben aber, nach dem kein Hahn kräht, das niemand zur Freude gereicht, ist zäh wie das einer Katze!“

Lotte sah ihm forschend nach den Augen. „Er hat Kummer gehabt,“ dachte sie. „Er hat noch mehr durchgemacht als Todesnot, Gefahr und Festung. Hasso,“ sagte sie ablenkend, „Du hast noch nicht erfahren, daß unsere gute Tante aus diesem Jammerthal geschieden ist!“

Er schrak auf. „Was! — Nein, ich hört' es noch nicht! Wirklich — Lotte!“

„Ja — die arme Mutter! Sie hat eben doch das Leid nicht ertragen können. Ihr Herz ist unter der Last gebrochen. Es konnte kaum anders sein!“

„Arme Tante,“ sagte Hasso leise und senkte nachdenklich die schwere Wimper. Es that ihm weh, sie war dahingegangen ohne ein Wort, einen Gedanken des Segens für ihn. Vielleicht hätte sie ihm jetzt vergeben, die unbegangenen Sünden, wenn sie erfahren, daß auch er vor dem Kriegsgericht gestanden und verurteilt worden, also nichts mehr vor Hilmar voraus hatte!

„Sie hat in ihren letzten Lebenstagen nach Dir gefragt, Hasso,“ nahm Lotte wieder das Wort, „und trug mir einen herzlichen Gruß für Dich auf!“

„Wirklich! O das freut mich! Ich danke Dir, Lotte!“

„Ja, sie war sehr weich und milde jene letzte Zeit! — Das Kind, weißt Du, glitt wie ein tröstender Sonnenstrahl in die sinkende Dämmerung ihres Lebensabends!“

Hasso hob lebhaft den Kopf. „Das Kind — Lotte, wo ist das Kind? Zeig' es mir!“

Sie öffnete die Thür zu dem Nebenzimmer. Dies war recht eigentlich ihr Reich und Aufenthalt, die Kinderstube, ein warmes, trauliches Gemach. Hier saß das Kind auf einer wollenen Decke am Fußboden, in ein kurzes, weißes Röckchen gekleidet, den Kopf voll hellblonder Locken, warf Tannenzapfen in der Stube umher und trommelte mit den Füßchen vor Freude, wenn die Wurfgeschosse knallend gegen irgend ein Möbelstück anschlugen. Unverzüglich richtete sich jetzt das Bombardement auf die beiden Eintretenden, wobei das kleine Kehlchen laute Jubeltöne der Begrüßung ausstieß.

Hasso trat rasch auf das lustige Geschöpfchen zu, hob es auf den Arm und küßte es zärtlich. Die Kleine verzog ein wenig das Mäulchen, unwillig über die Unterbrechung ihres angenehmen Spieles. Dann aber erkannte sie in Hassos vollem Schnurrbart einen neuen Gegenstand der Unterhaltung und zauste daran in jauchzender Fröhlichkeit.

Er setzte sich, nahm das Nichtchen auf sein Knie und betrachtete es forschend. Das waren Hilmars klare blaue Augen, auch der reine, fast zarte Gesichtsschnitt, der ihm seines Pflegebruders Züge ins Gedächtnis rief. Ein weicher Ausdruck ging über sein Gesicht. „Wie heißt sie?“ fragte er, zu Lotte aufblickend.

„Hilma! — Ich glaube gern, daß sich das seltsam und willkürlich anhört! Aber der Klang dieses Namens hat mir den Sonnenschein meines Lebens bedeutet, und so soll er mich, will's Gott, begleiten bis an meinen Tod!“

„Hilma —“ wiederholte Hasso. „Lotte, heb' mir Deine Tochter gut auf — ich möchte sie heiraten! In fünfzehn, sechzehn Jahren etwa! So lange hab' ich noch Zeit!“

„Um alles in der Welt!“ rief Lotte. Sie trat herzu und strich ihm lachend über das kurzgehaltene, dunkelbraune Haar. „Bist Du denn noch immer derselbe Kindskopf geblieben, Du Wildfang? Aber nein, etwas vernünftiger bist Du doch wohl geworden! Einst durft' ich es nicht wagen, Dich mit meiner Katze oder Harfe einen Moment im Zimmer allein zu lassen, wenn ich nicht Unheils gewärtig sein wollte, jetzt sehe ich sorg- und gefahrlos mein Kindchen auf Deinem Schoß, und so gut bei Dir aufgehoben!“

Er zog die liebkosende Hand an seine Lippen. „Ja, Lotte, das Leben ist eine verdammt ernsthafte Schule, streift alle die Tollheiten herunter — lehrt einen sogar mit kleinen Kindern und Katzen sorgfältig umgehen, damit sie einen nicht — — Au — hör! mal, Du kleiner Wurm, mein Schnurrbart ist aber nicht dazu da, von Dir ausgerauft zu werden!“

„Aber Hilma, ist es möglich, solch ein stolzer Husarenschnurrbart flößt Dir nicht einmal Achtung ein?“ wehrte ihr Lotte. „Nun, vielleicht erwacht Dir später noch das Verständnis dafür!“

Ein schwerer Schritt im Nebenzimmer unterbrach das Geplauder. Durch die halbgeöffnete Thür schaute ein schneeweißes Haupt herein. Hasso sprang auf, ließ die Kleine auf ihren früheren Spielplatz zurückgleiten und ging seinem Oheim entgegen.

Ach, wie war er gealtert! Nicht nur das weiße Haar, das welke, faltige Antlitz gaben ihm den Stempel des Greises — mehr fast noch die gebrochene Haltung, der willenlose Ausdruck des Gesichts.

„Ich höre, es ist ein Gast gekommen?“ fragte er zweifelnd.

„Nein, Väterchen, kein Gast,“ verbesserte Lotte, „sondern einer, der wie Kleinchen und ich hier Kindesrechte hat!“

„Ach, Hasso — Du! sei mir willkommen, lieber Junge! ich freue mich sehr, sehr!“ Er drückte ihm

herzlich die Hand, und wie sein Auge dem weichen, ausdrucksschweren Blick begegnete, mit dem sein Neffe ihn anschaute aus dem männlich charaktervollen Antlitz heraus, da überkam ihn eine warme Rührung wie nie zuvor, und er schloß ihn in die Arme. „Lieber Junge, ich bin so froh, daß Du am Leben geblieben bist! Ihr habt Euch — ja, weiß Gott — Ihr habt Euch verteufelt geschlagen, Ihr Schillschen! Eure Schuld ist es nicht, daß die Hundsfötter noch im Vaterlande hausen. Hat mir heillosen — Spaß gemacht, daß — daß ein Rochlitz drunter war!" Seine Stimme wurde unsicher, Thränen liefen über seine Wangen, gramvolle, trostlose Greisenthränen.

Hasso brach das Thema ab und sprach dem Oheim in herzlichen, beredten Worten seine Teilnahme an dem Tode seiner Gattin aus.

„Ja, die arme Marianne," seufzte der alte Herr, „sie hat es nicht überleben können! Ich gönne ihr die Ruhe! Nachdem man sein Herz begraben hat, lebt sich's schlecht weiter in diesem irdischen Jammerthal! Ich hatte auch gehofft, unser Herrgott würde mir bald die Retraite blasen lassen, aber noch hat er mir Urlaub gegeben! Und einen rechten Abendsegen in meiner guten Lotte und dem kleinen Wicht, der da herumkrabbelt!" Er nickte zärtlich dem kleinen Abendsegen seines scheidenden Lebenstages zu und kehrte dann mit Hasso in das Wohnzimmer zurück. „So, nun setz' Dich zu mir, mein Sohn, und erzähle, wie man Dich eigentlich hat verdonnern können, da Du doch nur Deinem Kommandeur, diesem Prachtkerl, gehorcht hast!" — — —

Nach einiger Zeit kam Lotte zurück, die nach dem Eintritt des alten Rochlitz sich entfernt. „Hasso, ich habe Eure alten Zimmer oben für Dich heizen und herrichten lassen — wenn Du's Dir bequem machen willst! Hungern sollst Du auch nicht mehr lange, wir gehen gleich zu Tisch!"

„Höchst erfreuliche Aussicht, liebe Lotte! Vortrefflich alles, was Du sagst und thust!" — Hasso fühlte mit Behagen die Wärme, welche sie um sich verbreitete und die ihm zum ersten Male dieses fremde Heimathaus heimisch gestalten sollte.

„Du bleibst doch nun einige Zeit bei uns?" fragte der alte Herr, sichtlich besorgt, eine abschlägige Antwort zu erhalten.

„Ja, lieber Onkel, wenn Sie gestatten, so bleibe ich gern einige Monate hier und lasse mir's wohl sein unter Lottes Scepter!"

„Einige Monate, das ist brav, — und was denkst Du dann zu thun? Hast wohl noch keinen Beschluß gefaßt?"

„So ungefähr doch! Sobald es warm wird, gehe ich nach Teplitz — das habe ich unserm guten Regimentschirurg versprechen müssen! Später hoffe ich noch einige Besuche zu machen! Erst in dem vorpommerschen Pfarrhause, wo ich zwei Monate gelegen habe, dann bei meinem Kameraden Brünnow!"

„Brünnow — das ist der, der die Kapitulation mit Gratien abgeschlossen hat? — Ein prächtiger Bursche muß das sein!"

„Ist er auch!" erwiderte Hasso. „Wir verkehrten früher wenig miteinander. Da aber, unter Blut und Feuer haben wir uns gefunden!"

„Und wo willst Du ihn besuchen?"

„Er schrieb mir neulich, er ginge im Frühjahr nach Buggendorf zu seiner Schwester, die dort an Herrn von Zarchow verheiratet ist. Es liegt in der Mark, unweit meiner früheren Garnison! Ich kenne Zarchow! Dort wollen wir uns ein Rendezvous geben!"

„Und dann kommst Du wieder zu uns, lieber Junge, nicht wahr? Willst Du Reckentin übernehmen? Brauchst es nur zu sagen! Ich ziehe dann mit Lotte auf den alten Hof und setze mich zur Ruhe! Nach Ruhe sehnen sich die alten Knochen — weiß der Kuckuck! Es war harte Arbeit, die das Leben mir gebracht hat!"

„So bald braucht das doch hoffentlich nicht zu sein, lieber Onkel? Noch werde ich nicht kommen können! Sobald in einem der Länder Europas Krieg gegen die Franzosen ausbricht, gehe ich mit! Der Säbel eines Schillschen Husaren darf nicht in der Scheide rosten, wenn es irgendwo auf der Welt für ihn Arbeit giebt! Findet er die vorläufig nicht, so hat mir Excellenz Blücher Anstellung in seinem Husarenregiment versprochen!"

„So — der Blücher — das ist ja brillant! — Hasso — mir ist doch jetzt ganz, wenn ich Dich so ansehe, als hätte ich Deinen Vater vor mir! War ein nobler, schneidiger Kerl, und Gott sei Dank, das bist Du auch! Ich hab' ihn wohl zuweilen einen Taugenichts genannt, aber das that er selber — halb im Scherz, halb im Ernst. Ich wußte recht wohl, was ich an ihm hatte. Und auch an Dir jetzt, lieber Junge! Ja, Ihr beide — brave, ehrliche Kerls, und Husaren, daß einem das Herz im Leibe lacht!"

(Fortsetzung folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbstlieder.

Von **Otto Kiefer.**

I.

Hörst Du das Glöcklein still im Abendwind,
Fühlst Du des Herbstes Kuß gelind
Auf seiner Braut, der stolzen Erde, brennen?
Sie kann vor Wonneweh nicht nennen
In Liederklang des Liebsten holden Namen,
Sie flüstert leis vergehend nur ein stilles Amen!

II.

Nach ew'ger Ruh, nach ewig stillem Frieden
Sehnt sich Natur; ein jedes Blatt hienieden,
Im Herbst zum Boden gleitend, flüstert „Ruh"!
Der See, im Eis erstarrend, schließet zu
Sein glanzvoll blaues Aug', die Nebel sinken,
Ein Tuch auf stille Bahr, und Geister winken,
Daß man zu Grabe trägt die Lenzesblüten,
Daß still sie ruh'n; die düstern Berge brüten,
Bald zaubern leisen Schlaf die weißen Flocken
Auf sie, die stolzen, und auf duft'gen Socken
Herschleichend, legt sich ew'ge Ruh und Frieden
Auf all die Erdenkinder, all die Müden!

III.

Des Herbstes heiße Blumenfarben
Berauschen noch mein trunk'nes Aug',
Die einst im Lenz mich sanft umwarben,
Erglüh'n im letzten, üpp'gen Hauch.

Als wollte sie noch einmal mahnen,
Eindringlich wie vor nahem Tod
An all des Lenzes Glückesahnen,
Erbebt die Rose purpurrot.

„Auf steig' noch einmal zu den Höhen,
In deren Äther tiefem Blau
Dich frei umwebte Gottheitswehen!"
Umgaukeln mich die Lüfte lau.

„Auf grüner Seen Dämmerwogen
Flute dahin Du noch einmal,
Eh' Winterstürme aufgesogen
Zu Eis das flüssige Krystall!"

„Erklingen laß noch einmal Deine Leier,"
Jubelt die Lerche mir zum Abschiedslied,
„Ein heilig Lied zur heil'gen Abschiedsfeier
Dem ew'gen Lenz zum Preis, der nie entflieht!"

„Die liebe Bequemlichkeit".

Aus dem Leben von **Martha Sommer.**

Lieutenant Geßners geben heute abend ihre erste Gesellschaft. Für jede unerfahrene junge Hausfrau ist so eine erste Gesellschaft ein wichtiges Ereignis, aber wenn eine arme, junge Lieutenantsfrau, die mit ihrem Manne sehnsüchtig auf das Avancement wartet, zum ersten Male die Vorgesetzten des Herrn Lieutenant am eigenen Tische bewirtet, hat sie das Gefühl, als hinge die Carriere ihres Mannes von dem Eindruck ab, den der Herr Oberst von dieser ersten Gesellschaft mit nach Hause nehmen wird. Und wenn auch wohl nicht jede Lieutenantsfrau so denkt, Lilli Geßner glaubt es und ist ängstlich bemüht, das Fest so vollkommen wie möglich zu gestalten.

Schon seit dem frühen Morgen herrscht im ganzen Hause eine fieberhafte Thätigkeit. In der Küche waltet eine behäbige Kochfrau ihres Amtes, von dem Mädchen des Hauses in ihrer verantwortlichen Arbeit unterstützt. Im Eßzimmer deckt der Bursche des Herrn Lieutenant unter Anleitung eines umsichtigen Lohndieners die Festtafel, die Hausfrau selbst lauft im ganzen Hause umher, hier nach dem Rechten sehend, dort etwas anordnend.

„Ich beschwöre Sie, Frau Helbing," wendet sie sich an die Kochfrau, „lassen Sie das Schienfilet nicht zu lange braten, Frau Oberst ißt es gern recht rot. Ach, Sie glauben gar nicht, wie viel oft von einem guten Menü abhängt," setzt sie seufzend hinzu. Die Kochkünstlerin lacht und verspricht ihr bestes zu leisten.

Die Hausthürglocke ertönt.

„Da klingelt es schon wieder!" ruft die junge Frau lebhaft aus, „das ist das zwölfte Mal heute morgen. Nein, lassen Sie, Doris, ich will wohl selbst öffnen. Hoffentlich werden jetzt die Tischbouquets gebracht."

Sie eilt auf den Flur und öffnet die Hausthür. Ein Knabe von etwa zehn Jahren steht vor ihr, ein blasses, krank aussehendes Kind in dünner Jacke, an der die Wolle abgetragen ist. Der Anzug ist ihm viel zu groß und schlottert unordentlich um den mageren, kleinen Körper.

Die durchlöcherten Stiefel sind ebenfalls zu groß, die Spitze hat sich nach oben umgebogen. Die Hosen sind zerrissen, so daß die bloßen Kniee herausgucken. Auf dem Kopfe trägt er einen schmutzigen Strohhut, an dem der Deckel halb abgetrennt ist. Die vom Frost blau angelaufenen Hände stecken weit aus den zerrissenen Ärmeln heraus.

Der Junge murmelt eine unverständliche Bitte und starrt mit weit aufgerissenen Augen an der Dame vorüber nach der Küche hin. Die Thür steht offen und würzige Düfte strömen auf den Flur hinaus. Das hungrige Kind atmet sie begierig ein.

„Du bist wohl sehr hungrig?" fragt ihn die Dame teilnahmsvoll.

„Ich hab' all seit vorgestern nir Ordentliches mehr gegessen."

„Oh!" Der jungen Frau treten die Thränen in die Augen, sie will dem Kinde gern etwas Warmes zu essen geben, aber sie hat nichts. Dort in der Küche wird für mehr als zwanzig Personen ein opulentes Mittagessen hergerichtet, aber noch ist nichts von den Speisen fertig, sie kann dem halb verhungerten Kinde nicht einmal einen Teller Suppe geben . . . Der Junge könnte ja warten, denkt sie, man könnte ihm Essen vom gestrigen Tage aufwärmen, aber es ist keine Zeit dazu da! Sie selbst muß Toilette machen und

die Frauen in der Küche haben alle Hände voll zu thun, um rechtzeitig fertig zu werden, sie kann ihnen unmöglich neue Arbeit aufbürden. Nun, sie wird dem Kinde Geld geben. Da fällt ihr ein, daß ihr einmal eine sehr wohlthätige alte Dame gesagt hat, es sei ein unverantwortlicher Leichtsinn, bettelnde Kinder mit Geld abzufinden und sie somit in Versuchung zu führen. Wer wirklich helfen wolle, möge die Unbequemlichkeit nicht scheuen, die Eltern der Kinder aufzusuchen, um diesen direkt die Wohlthaten zukommen zu lassen. Daran denkt Lilli plötzlich, und ihr Entschluß steht fest. Sie will den armen Leuten helfen, aber sie will auch das Kind nicht hungrig fortschicken.

„Doris," ruft sie, zur Küche hingewendet, „bringen Sie mal ein paar Semmeln her, streichen Sie auch Butter darauf." Und dann, sich zum Knaben niederbeugend, in dessen Augen es glücklich aufleuchtet: „Wie heißt Du, mein Junge?"

„Karl Mießner."

„Und wo wohnst Du?"

„Rabenstraße Nr. 10, fünfte Etage."

„Hat Dein Vater keine Arbeit?"

„Der is all seit'n Sommer tot."

„Und Deine Mutter?"

„Die is ümmer krank."

„Hast Du noch Geschwister?"

„Noch sieben, aberst die sünd kleiner als ich."

Acht kleine Kinder und eine Witwe ohne Verdienst! denkt die junge Frau schaudernd. Das Mädchen bringt das Brot, welches das Kind gierig in Empfang nimmt.

„Adieu, Karlchen, heute kann ich Dir nicht mehr geben, aber morgen soll mein Mädchen Euch einen großen Korb voll Essen bringen." Das Kind lauft ohne Dank, aber glückstrahlend davon.

Frau Lilli geht in ihr Schlafzimmer, um sich für ihre Gäste umzukleiden. Sie hat sich so auf den Abend gefreut, aber jetzt ist ein Schatten auf ihre Freude gefallen. Sie muß daran denken, daß das Geld, welches diese eine Gesellschaft kosten wird, ausgereicht hätte, um eine arme Familie wochenlang zu ernähren. Sie empfindet es plötzlich als bitteres Unrecht den armen Leuten gegenüber, ein derartig üppiges Fest zu veranstalten, während sie nicht einmal soviel haben, um satt zu werden. „Aber," gelobt sie sich, „sie sollen ihren Anteil daran haben. Ich werde ihnen von allen Speisen reichlich schicken, ich selbst gehe morgen hin und suche die arme Frau auf, etwas von meinem Monatsgeld kann ich für sie erübrigen, und zwischen meiner Garderobe findet sich wohl auch allerlei, das ich ihr geben kann!" Ihr wird wieder leicht ums Herz, sie ist nicht geizig und hartherzig, nein, gewiß nicht, sie giebt gern, von Herzen gern! — —

Es ist am Abend. Das Fest hat seinen Höhepunkt erreicht. Die Gesellschaft ist in bester Stimmung, der Wein hat seine Schuldigkeit gethan. — Die junge Hausfrau ist überglücklich, noch eben hat ihr die Frau Oberst ihre Anerkennung über das reizend gelungene Fest ausgesprochen. Das traurige Intermezzo vom Nachmittag hat sie ganz vergessen. Es ist sehr heiß im Saal, sie eilt ans Fenster und öffnet es. Ein eisiger Windhauch schlägt ihr entgegen, es muß draußen bitter kalt sein. Plötzlich fällt ihr das hungernde Kind ein. Wo es jetzt sein mag? Ob es überhaupt ein Bett hat? Etwas wie Scham überfällt sie, daß sie über die Genüsse und das Vergnügen der letzten Stunden das arme Kind ganz vergessen hat. „Friedrich," wendet sie sich an den vorübergehenden Diener, „sagen Sie Doris, sie solle gleich heute abend von den übriggebliebenen Speisen etwas für eine arme Familie zurücksetzen, Sie können es den Leuten dann morgen hintragen" — —

Der Tag nach einer Gesellschaft pflegt selten gemütlich zu verlaufen, am wenigsten für die Hausfrau. Man ist angegriffen vom Tage vorher und findet doch keine Zeit, sich auszuruhen, denn es giebt genug zu thun, um die Spuren, welche das Fest zurückgelassen hat, zu beseitigen. Dazu kommt der Ärger über zerkratzte Fußböden, zerschlagenes Porzellan, verlegtes Silberzeug u. s. w.

All diese kleinen Hausfrauenleiden macht auch Lilli nach ihrer ersten Gesellschaft durch. Müde und abgespannt legt sie sich in der Dämmerstunde auf ihre Chaiselongue, um endlich auszuruhen. Sie fühlt sich recht unbehaglich; nach dem Glanze des gestrigen Abend erscheint ihr alles nüchtern, schal und langweilig, sie fühlt einen dumpfen Schmerz im Kopf und dazu diese bleierne Müdigkeit! Aber schlafen kann sie trotzdem nicht. Sie rafft sich auf und nimmt eine Handarbeit zur Hand, vielleicht thut ihr Beschäftigung wohl. Sie macht ein paar Stiche und legt die Stickerei wieder fort, sie hat doch keine Lust zum Arbeiten. Sie fängt an zu lesen, aber sie klappt das Buch wieder zu, auch dazu fehlt ihr die Lust. Sie legt sich wieder nieder und versucht zu schlafen. Plötzlich fährt sie auf. Sie wollte ja den armen Leuten Essen schicken und hat es vergessen! und für heute ist es zu spät. Der Bursche hat für ihren Mann in dienstlicher Angelegenheit zu thun, und Doris scheuert die Küche, die kann heute nicht mehr ausgehen. Wenn sie selbst ginge? ... Sie sieht hinaus. Draußen heult der Wind und wirft große Schneeflocken gegen die Scheiben. Es ist ein entsetzliches Wetter, aber sie will trotzdem gehen, sie kann doch die armen Leute nicht hungern lassen! Mit einem leisen Seufzer verläßt sie ihr warmes Lager. Da tritt ihr Mann ein. Sie erzählt ihm, was sie vorhat. —

„Was, bei dem Hundewetter willst Du ausgehen, Kind?! Auf keinen Fall, Du würdest Dich schön erkälten, Du bist so wie so nicht ganz wohl."

„Aber, Ernst, den Leuten muß doch geholfen werden," wendet sie ein.

„Ach was, in einem Tage gehen die auch nicht zu Grunde! Deshalb kannst Du unmöglich um diese Stunde und bei dem Wetter nach der Rabenstraße hinauspilgern, denk nur an den weiten Weg. Du kannst ja morgen mittag gehen, morgen ist das Wetter sicher wieder gut. Und mich vergißt Du jetzt wohl ganz?! Heute habe ich endlich mal einen dienstfreien Nachmittag und da willst Du ausgehen!"

„Schon gut, Brummbär, ich bleib' zu Hause," sagt sie lächelnd, im Grunde froh, daß ihr die Unbequemlichkeit erspart ist; dann zögert sie doch wieder: muß sie nicht trotz alledem ihre Pflicht erfüllen? ... „Aber," sagt sie sich gleich darauf, in echt weiblicher Logik und weiblicher Schwachheit, „liegen Dir die Pflichten gegen Deinen Mann nicht weit näher als die gegen fremde Menschen? Ja gewiß, natürlich, sie thut ebensowohl ihre Pflicht, wenn sie heute nicht zu den Leuten geht, sondern sich ihrem Manne widmet! Und in dem angenehmen Bewußtsein, eine unbequeme Verpflichtung losgeworden zu sein, ohne den Weg der Pflicht zu verlassen, bleibt sie zu Hause. — —

Der Sturm hat sich in der Nacht ausgetobt, die Schneeflocken sind zur Erde gesunken und am nächsten Morgen ist die herrlichste Schlittenbahn. Eine lang geplante, vom Kommandeur arrangierte Schlittenfahrt soll heute zur Aus-

führung gebracht werden. Die Einladungen sind am frühen Morgen ergangen, um zwei Uhr ist die Abfahrt.

Auch Lieutenant Geßners sind zur Teilnahme an der Partie aufgefordert worden. Lilli freut sich wie ein Kind. Schlittenfahren ist ihr schönstes Vergnügen; es wird reizend werden, denn alle Bekannten, die vorgestern auf der Gesellschaft waren, fahren auch mit, die Stimmung wird sehr fidel werden. Und welch' prachtvolle Gelegenheit, das neue Tuchkleid, das ihr so entzückend steht, anzuziehen! Ach, es ist zu schön! Sie führt wirklich ein herrliches Leben! Wenn es doch alle Leute so gut hätten wie sie! Ja, das wünscht sie wirklich von Herzen ... Plötzlich geht es ihr wie ein Stich durchs Herz: jene armen Leute! Über ihr Vergnügen hat sie sie wieder vergessen! Sie kann auch heute nicht hingehen. Sie schämt sich ihres eigenen Ich's. „Nun, Doris soll heute jedenfalls hingehen, ich gehe dann morgen," sagt sie sich zu ihrer eigenen Beruhigung.

Sie ist zur Abfahrt bereit. Der Schlitten, der sie und ihren Mann abholen soll, muß jeden Augenblick kommen. Sie eilt schnell noch einmal in die Küche: „Doris, wenn Sie mit Ihrer Arbeit fertig sind, packen Sie die Speisereste von vorgestern in einen Korb und bringen sie nach der Rabenstraße Nr. 10 zu einer Frau Mießner, im fünften Stock. Bestellen Sie nur einen schönen Gruß von mir."

„Ach, gnäd'ge Frau," wimmert Doris, „ausgehen kann ich heute würklich bei 'n besten Willen nich', ich hab' bei die gräßige Kälte wieder meinen Rhe'me'thismus gekriegt und wenn ich mir nu' nich' warmhalten thu', werd' ich furch'bar krank!"

Der Hausherr erscheint im Rahmen der Küchenthür: „Lilli, wir müssen uns beeilen, der Schlitten ist da."

„Ach, Ernst, kann Friedrich nicht heute nachmittag etwas für mich besorgen?"

„Das thut mir leid, Kind, es geht nicht, der Bursche muß heute bis zum Abend in der Kaserne bleiben. Aber komm, es ist wirklich die höchste Zeit."

Sie folgt ihm zögernd. Sie kann doch die Leute nicht noch länger warten lassen! Aber was soll sie thun, da sie niemand zum Schicken hat? Soll sie von der Partie zurückbleiben und selbst gehen? ... Das ist unmöglich! Was wird der Oberst sagen, wenn sie ohne „stichhaltigen" Grund seine Einladung ausschlägt? Nein, sie muß gehen, sie ist es ihrem Manne schuldig und — morgen ist ja auch ein Tag!

Sie geht also wirklich. Anfangs steht sie freilich unter dem Drucke eines unbehaglichen Gefühls versäumter Pflicht, aber in der lustigen Gesellschaft verfliegen ihre Skrupel in kurzer Zeit und bald hat sie die armen Leute vergessen.

Auch am nächsten Tage findet sich keine Zeit für die kranke Witwe, und in dem Trubel von Gesellschaften und Vergnügungen, in dem die junge Frau lebt, verblaßt die Erinnerung an jene arme Familie bald gänzlich.

Einige Wochen sind seit dem Gesellschaftstage vergangen. Lilli sitzt eines Morgens, die Zeitung lesend, am Kaffeetisch. Sie hat gestern wieder bis spät in die Nacht hinein getanzt. Seit vierzehn Tagen ist sie mit ihrem Manne Abend für Abend in Gesellschaft gewesen.

„Wenn Sie dieses Leben und Treiben noch lange fortführen, gnädige Frau, so werden wir Sie demnächst in eine Kaltwasseranstalt bringen müssen," hat ihr der Hausarzt gestern gesagt, und sie fühlt, der Mann hat nicht ganz unrecht, ihre Nerven sind in einem trostlosen Zustand, sie erschrickt über das leiseste Geräusch, bei der geringsten Erregung bricht sie in Thränen aus, sie schläft des Nachts so gut wie gar nicht mehr. So geht es nicht weiter, sie muß entschieden ruhiger leben.

Sogar die Zeitung zu lesen strengt sie an, obwohl sie dieses Blatt nur in der oberflächlichen Weise liest, wie die meisten Frauen, nur die Familienanzeigen und die Hofberichte werden eingehend studiert, zuweilen erhält auch der lokale Teil einige Beachtung:

„Das Opfer schädlicher Kohlenausdünstungen," liest sie, „wurde vor einigen Tagen eine, in der Rabenstraße wohnhafte Familie Mießner. Die Frau, eine Witwe, und acht Kinder sind dabei ums Leben gekommen. Es liegt Selbstmord vor. Das Motiv hierzu soll krasseste Armut gewesen sein. Wir kommen im Abendblatte auf den Vorfall zurück."

Lilli hat gelesen. Centnerschwer legt es sich ihr auf die Brust. Wenn sie nur weinen könnte, aber sie kann nicht! Ein Ekel vor sich selbst ergreift sie. Was hat sie gethan! Sie lacht schrill und häßlich auf:

„Die Bequemlichkeit, die liebe Bequemlichkeit!"

Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, den Leuten zu helfen, sie hat es versäumt, weil es ihr unbequem war ... Ein Schauder durchrinnt ihren Körper: „Du hast sie gemordet!" ruft ihr eine innere Stimme zu. „Du bist eine Mörderin," wiederholt sie, ohne es zu wollen, laut. Wie entsetzlich das klingt! Eine furchtbare Angst überfällt sie, sie springt auf, sie will zu ihrem Manne eilen: Das Zimmer dreht sich vor ihren Augen, es saust und zischt ihr in den Ohren, Mörderin! Mörderin! klingt es wieder und wieder. Die Kreise werden enger, immer enger, sie tastet nach einem Halt, wankt und fällt zu Boden, noch einmal schreit sie gepeinigt auf, dann verliert sie das Bewußtsein.

Auf der Heide.

Auf der Heide trieft der Nebel,
Trüb und öde ist der Tag.
Dort im alten Katenhause
Einer drischt mit müdem Schlag.

Langsam schallt der Takt herüber.
's ist, als hörte ich die Uhr
Traurig gehen im verhangnen
Sterbezimmer der Natur.

Müde schallt der Takt herüber. —
Ob ein Greis den Flegel schwenkt,
Ob ein Jüngling: in Gedanken
Ist er offenbar versenkt.

„Wär's erst Abend! Wär's erst Abend!"
Ruft der monotone Schall. —
Müder Alter, Ruhe wird Dir
Bald wohl hinterm Kirchhofswall.

„Wär's erst Abend! Wär's erst Abend!"
Schallt des jungen Dreschers Schlag. —
Jüngling! nach der Liebsten Nähe
Sich Dein Herz wohl sehnen mag. —

Einsam hier am Wanderstabe
Stehe ich und höre zu,
Und mein Herz fängt an zu bluten,
Seufzend auch nach Glück und Ruh.

Chr. Dietr. Owesen.



Die Lilien auf Schloß Söborg.

Von **A. Schilling.**

Woldemar Attertag, der König von Dänemark, stand in ernste Gedanken vertieft an dem Ufer des rauschenden Oresund. Er war von seinem Pferde gestiegen, lehnte, den Arm auf den Sattelkopf gestützt, das sinnende Haupt auf die flache Rechte und blickte mit den großen, feurigen, blauen Augen weit über das unruhige Gewässer hin, bis nach Schwedens lichtem Gestade. Um ihn her standen seine Vasallen, stumm ihren König betrachtend. Zum fröhlichen Jagen waren sie befohlen, Minute um Minute verstrich; die Sonne stand schon hoch, aber der Fürst konnte sich nicht losreißen von seinem Sinnen, seinen schmerzlichen Gedanken.

Die Pferde wurden unruhig; sie wieherten und stampften den weichen Boden. Woldemar bemerkte es nicht. Schwere Zeiten lagen hinter dem tapferen Krieger. Das Glück hatte sich von ihm gewandt. Der kriegerische Fürst, der stolze, herrschsüchtige König hatte Schweden und Norwegen verloren und er konnte diesen Verlust nicht überwinden.

Der Wind, der über das Wasser fuhr, machte sich auf und fing sich in den Kronen der alten Birken, beugte ihre Wipfel und spielte mit den langen, gelben Locken des fürstlichen Hauptes. Der König ward es nicht gewahr und blickte unverwandt träumerisch über den Oresund und hatte sein Gefolge und die vorgenommene Jagdpartie vollständig vergessen.

Da wagte es Ritter Olef, der junge Günstling Woldemars, an den Sinnenden heranzutreten.

„Mein König und Herr!" fragte er leise. „Was nimmt Deinen Sinn gefangen, daß Du also in die Ferne blickst? Wir harren alle hier Deines Befehls. Die Sonne steigt höher. Der Tag wird sich bald neigen!"

Da warf der Fürst zornig das Haupt herum und ein vernichtender Blick traf den kühnen Frager.

„Bube, was wagst Du!" rief Waldemar stolz und herrisch. „Du hast sie verscheucht meine Gedanken, mich von ihnen gebracht. Fort, aus meinen Augen! Nie wieder erscheine vor mir; es sei denn, Du wüßtest mir Wort für Wort zu sagen, was ich in diesen letzten Minuten gedacht; aber genau, Wort für Wort. Bis dahin bleibst Du von meinem Angesicht verbannt, unwiderruflich, ohne Gnade! — Fort!" —

Der König schwang sich auf sein Pferd, warf das feurige Tier herum und sprengte in sausendem Galopp in den nahen Wald, gefolgt von seinem Troß.

Gesenkten Hauptes stand der junge Olef und ließ die bunten Gestalten der Hofgesellschaft an sich vorüberfliegen. Er hielt mit fester Hand die Zügel seines Rosses, das mutig den anderen Gefährten zu folgen versuchte.

„Verbannt!" sagte er traurig und ließ sich niedersinken in den weichen Moosboden.

„Verbannt auf ewig! Denn wie soll ich seine Gedanken wissen Wort für Wort?" —

Und wie er so verzweiflungsvoll vor sich niederstarrte, da hörte er plötzlich ein leises Rauschen in dem Laube neben sich, und als er die Augen erhob, stand vor ihm die hohe Gestalt einer ernsten, uralten Frau. Ungebeugt trug sie den Oberkörper, das runzelige, wettergebräunte Gesicht zeigte regelmäßige Züge und einen eigenartigen durchgeistigten Ausdruck. Die großen, tiefliegenden Augen blickten forschend und ernst den jungen Ritter an. Erschreckt sprang er auf. Er war abergläubisch wie alle Nordländer und wußte sofort, daß die geheimnisvolle Erscheinung einer jener Sibyllen sei, die vereinzelt in den Wäldern und Felsen Nordlands hausten. Man begegnete ihnen nicht gern, denn sie brachten Unheil, und ihren Rat suchte man nur in ganz verzweifelten Fällen. Aber es stand fest, sie wußten mehr als andere Menschen. Sie strichen beständig im Lande umher, sahen und hörten viel und galten dafür, alles durch Einflüsterung höherer Wesen zu wissen, oder sogar durch göttliche Eingebung zu haben. Sie hielten sich fern von den gewöhnlichen Sterblichen und für etwas Höheres, Besseres als die Menschen im allgemeinen. Selten gönnten sie jemand das Wort. Der junge Ritter war daher höchst verwundert, als die wunderbare Alte näher zu ihm herantrat und, begütigend die Hand hebend, mit tiefer Stimme sprach:

„Was bekümmerst Du Dich, junger Mann, und sorgst Dich? Nichts ist leichter als Deine Aufgabe. Ehe die Sonne dort niedersinkt in die brausenden Fluten des Oresund, wirst Du dem Könige Wort für Wort seine Gedanken sagen. Und an diese Gedanken knüpft sich eine Prophezeiung, die sein stolzes Herz erzittern lassen wird: Komm folge mir. Ich will Dir verkünden, was mir bewußt!"

„Wer bist Du, kluge Frau?" rief der junge Ritter, furchtsam einen Schritt zurücktretend und mit abergläubischer Scheu die gebietende Gestalt der Greisin betrachtend. „Wer bist Du, daß Du solches wissen kannst? Das gehet nicht mit rechten Dingen zu!"

„Thor!" lachte die Alte, „fürchtest Du Dich vor mir? Ich bin, wie die Leute sagen, eine Spaargewende und verkehre nur mit guten Geistern, die von Gott gesandt sind. Ich will Dein Glück, und Dich mit dem Fürsten versöhnen. Folgst Du mir nicht, so wird sich doch des Königs Geschick erfüllen, Du aber bleibst verbannt von seinem Angesicht. Ehre und Ruhm steht auf Deiner Stirn, Du wirst sie erlangen, wenn Du meinen Rat befolgst. Komm, zögere nicht."

Sie wandte sich stolz um und schritt in das dichte Gebüsch hinein, aus dem sie hervorgekommen.

Einen Augenblick blieb Olef zögernd stehen, dann aber faßte er die Zügel seines Pferdes und es sorgsam führend, folgte er der Voranschreitenden in den Wald. —

Der Abend begann hereinzubrechen. Die sinkende Sonne warf ihre glühenden Strahlen über das schäumende Wasser und seinen blühenden Uferrand. Da erklangen Hüfthörner, Rüdengebell, Pferdegetrappel und aus dem Dickicht brach die heimkehrende Jagdgesellschaft hervor.

König Woldemar voran, strahlend vor Lust und Vergnügen, denn die Jagd war gut gewesen und reiche Beute wurde nachgeschleppt, hielt einen Augenblick sein feuriges Roß. Da trat plötzlich Ritter Olef entschlossen auf den Fürsten zu, und sein Knie beugend, rief er bittend:

„Mein König und Herr, nimm den Bann von Deinem treusten Vasallen! Ich will lösen, was Du geboten und Deine Gedanken sagen Wort für Wort, die Du gehabt heute hier auf selbiger Stelle."

„Gut, es sei!" sagte der König und blickte mit Wohlgefallen und Verwunderung auf den kühnen Sprecher. „Aber das sage ich Dir, berichtest Du mich falsch, ist Dein Leben verwirkt. Rede, was dachte ich?"

Der junge Ritter erhob das Haupt und sah ruhig in die flammenden Augen seines Gebieters und sprach:

„Du dachtest, als Du heute früh weit über den Oresund blicktest, bis hin nach der fernen Küste Schwedens: Ob es

wohl gelingen wird durch Mut und Ausdauer und kriegerische Tapferkeit, Schweden und Norwegen wieder zu gewinnen und so die drei Königreiche zu vereinen!"

„Ja!" sagte der König überrascht, „das waren meine Gedanken Wort für Wort!"

„Vernimm weiter, mein König und Herr, die Antwort des Schicksals auf Deine Frage!"

„Wohlan, ich höre!"

„Es wird niemals geschehen; so lange Du am Leben bist, wird Schweden, Norwegen und Dänemark getrennt voneinander bleiben, aber was Dir und Deiner Tapferkeit nicht möglich war, wird der List einer klugen Frau gelingen und diese Frau wird Deine eigene Tochter sein; sie wird die drei Reiche wieder vereinen."

„Niemals!" brauste der König leidenschaftlich auf. „Das soll niemals geschehen. — Du aber, Olef, bist in Gnaden wieder angenommen. Du sollst mein treuester Vasalle sein und der Vollstrecker eines strengen Befehls. Besteig Dein Pferd und begleit mich, wir haben Eile, denn heute noch will ich mich von Margaret, meiner fürstlichen Gemahlin, trennen, und Du sollst sie hinführen in mein altes, festes Schloß Söborg. Du mußt voraneilen und alles zu ihrem Empfange bereiten, denn ich will die schöne Frau niemals wiedersehen!"

Er sprach's, riß sein Pferd herum und eilte das Ufer entlang nach seinem Sommerschloß, gefolgt von Olef, den er zu sich gerufen.

Die Ritter und Vasallen seines Gefolges ritten langsam nach. Sie waren tief bewegt von des Königs hartem Worte, denn sie liebten ihre junge, schöne Königin und kannten Woldemars unbeugsamen Willen. — Margaret war verloren. —

Hoch oben auf waldiger Höhe lag einsam und weltverlassen ein altergraues, stattliches Schloß. Die Könige von Dänemark liebten Schloß Söborg auf Selland; es war ein sehr romantisch gelegenes Fleckchen Erde: hohe Bäume, dichte Waldungen, blühende Gefilde. Umspült vom brausenden Gewässer, lugte die alte Feste aus ihrem Versteck hervor wie ein schüchternes Mädchenauge.

Schloß Söborg war immer einsam gewesen, wenn die Fürsten des Landes nach kurzem Aufenthalt von ihm gezogen mit Roß und Troß, aber seitdem die alten grauen Mauern vor Jahresfrist eine schöne, jugendliche Gefangene bargen, war es abgeschlossener als je von jedem Verkehr.

König Woldemar hatte sich Wort gehalten; seine Gemahlin Margaret ward verbannt von ihm und nach Schloß Söborg gebracht. Sie hatte ihren kleinen Hofstaat mitgenommen. Pracht und Reichtum umgab sie, aber für den König war sie tot. Nie durfte ihr Name genannt werden. Niemand wußte von ihr. Sie war für alle daheim verschollen.

Als ihr Gott nach wenigen Monaten ihrer Gefangenschaft ein Töchterchen schenkte, weinte sie bei seinem Anblick bitterlich.

„O!" rief sie schmerzlich, „es sieht seiner Mutter so gleich, und die Töchter, die der Mutter gleichen, haben kein Glück!"

Königin Margaret sah nämlich ganz anders aus als die Frauen Nordlands. Sie war schlank und zierlich von Gestalt, ihr feines schmales Gesicht war von gelblicher Farbe, weich und durchsichtig wie Wachs, eingerahmt von tiefschwarzen glänzenden Haaren, und die ungewöhnlich großen dunklen Augen blickten wie durch einen Schleier unter den langen, seidenen Wimpern hervor.

Die kleine Margaret ward das Ebenbild ihrer Mutter; ebenso ernst und still wanderte sie neben der trauernden Königin und spielte besonders gern mit den bunten Blumen, die am Rande des Schloßhofes blühten. Vornehmlich waren es die schönen, gelben Osterlilien, die in herrlicher Fülle duftend das Auge des Kindes erfreuten.

Einstmals wandelte die Königin mit der kleinen Margaret auch wieder über den Schloßhof, durch das alte, graue Portal in den nahen, dichten Wald, als plötzlich eine hohe Greisengestalt aus dem Dickicht hervortrat und vor der jungen Fürstin stehen blieb. Sie streckte den langen, dürren Arm wie beschwörend aus und sagte mit tiefer, ernster Stimme:

„Grüß Dich Gott, Königin Margaret Fliehe nicht vor mir und fürchte Dich nicht. Ich bin ein Weib wie Du und war auch einstmals jung und schön wie Du, aber es ist lange her. Dasselbe Geschlecht, das Dich gefangen hält und Dich ungerecht quält, hat auch mir das Herz gebrochen, aber vor Gram stirbt man nicht. Ich bin uralt geworden und durchstreife Wald und Feld, Länder und Meere und kenne die Welt und die Menschen; die Zukunft liegt vor meinen sehenden Augen und viel ist mir bewußt, was die Geister mir zutragen. Traure nicht, hohe Frau. Dein Leid hat bald ein Ende. Merk Dir: wenn sechs Jahre verflossen sind, seit Woldemar sich von Dir gewandt, wird er Dich wieder zu sich erheben; um die Zeit, wenn die Osterlilien blühen, wird Dein Geschick sich wenden. Und Deine Tochter wird eine kluge, strenge Regentin sein und wird es dem trügerischen Geschlecht heimzahlen mit grausamer Härte, was es einst gegen die Mutter verschuldet!"

Die Alte stand wie ein Bild aus Stein vor der zitternden jungen Fürstin, die, ängstlich ihr kleines Mädchen an sich ziehend, fromm die Hände faltete.

„Wer bist Du, geheimnisvolle Frau, die mir solches verkündet?" fragte sie schüchtern.

„Ich heiße Norne, wenn Du meinen Namen wissen willst, und stehe mit guten Geistern im Bunde. Kehre heim in das Schloß und wart ruhig der Dinge. Gedenk der Osterlilien; sie sind gesegnet und werden Dir Heil bringen!"

Damit neigte die Alte den hochgetragenen Kopf ein wenig, breitete noch einmal wie segnend die Hände über Mutter und Kind und war im nächsten Augenblick verschwunden. Königin Margaret aber ging sinnend nach der Burg zurück und betrachtete ehrfurchtsvoll die blühenden Lilien, als Vorboten ihres wiederkehrenden prophezeiten Glückes! —

Jahre vergingen. Da war es wieder einmal ein sonniger, herrlicher Frühlingstag und wieder tönten lustige Jagdhörner durch den dichten Wald und mutige Pferde stampften den weichen, ungleichen Boden. Das gehetzte Wild brach sich gewaltsam Bahn und knisternd fielen dürre Äste und rauschten die Blätter der niederen Gebüsche.

König Woldemar hielt große Jagd und verfolgte leidenschaftlich ein edles Wild. In seinem Eifer hatte er sich von seinem Gefolge entfernt und sah sich plötzlich allein in einer Gegend, die er seit Jahren streng gemieden. Dort oben lag ja in schweigender Einsamkeit Schloß Söborg, dessen altersgraue feste Mauern auf sein Geheiß sein schönes, junges Weib umschlossen. — Fort, fort von hier! Welche unsichtbare Macht hatte ihn hierhergezogen? Er wandte trotzig sein Pferd, da eilte ein kleines, reizendes Mädchen ihm nach, die, die Ärmchen um einen vollen Strauß duftender Osterlilie geschlungen, mit bittender Stimme rief:

„Halt an Dein Pferd, Ritter, und nimm mich mit. Sieh, ich gebe Dir all die schönen Osterlilien, aber Margaret will hin zu ihres Vaters Hof und ihn fragen, warum er so hart zu ihrer Mutter ist und sie gefangen hält auf Söborg viele Jahre!"

Und das kleine, schöne Kind trat kühn vor das feurige Pferd und sah mit ihren leuchtenden, dunklen Augen unerschrocken den König an. — Da ward Woldemars Herz erweicht. Er erkannte sein eigenes verstoßenes Töchterchen. Es waren die Züge der Mutter, die ihm entgegenlächelten, der Frau, die mit stiller, duldender Liebe an ihm gehangen, an der er kein Fehl fand. Gerührt nahm er die Lilien aus der kleinen Hand und hob das Kind zu sich auf das Pferd. Er ritt hinauf in den Schloßhof und erlöste seine fromme Gemahlin von ihrer Gefangenschaft und zog sie wieder zu sich an sein Herz und sie lebten miteinander still und friedlich, bis der Tod sie trennte.

Es verging aber kein Jahr, wenn der Frühling kam, daß Königin Margaret nicht hinaufwallfahrtete nach Schloß Söborg, um sich selbst die heiligen Osterlilien dort zu pflücken, die einst ihr Glück wieder gegründet.

König Woldemar starb, ohne Schweden und Norwegen wieder mit Dänemark vereint zu haben. Das blieb seiner Tochter Margaret aufbehalten, wie die Geschichte weiß. —

Jahrhunderte sind darüber vergangen. Das alte Schloß Söborg auf Selland ist längst zerfallen. Selbst die Ruinen sind kaum noch zu erkennen. Nur ein kleines morsches Gewölbe der Schloßhofmauer zeigt die Stelle, an der die alte Burg der stolzen Dänenkönige einst über die weiten Lande und Meere geblickt.

Alljährlich aber blühen in herrlicher duftender Pracht, in unvergänglicher Schönheit die zarten Osterlilien.

Die jungen Mädchen Dänemarks pflückten gern die heilige Blume im Frühlingssonnenschein, denn sie soll eine geheimnisvolle Kraft in sich bergen und Frieden bringen.

Morgenbild.

Schimmernde See,
Endlos und friedlich gebreitet —
Über die schlummernde gleitet
Leise die Morgenfee.

Zaubert im Glanz
Goldener Sommertagsfrühe
Glitzerndes Funkengesprühe
Über den Wellentanz,

Himmel und Flut,
Die sich im Wonnerausch küssen
Unter den flammenden Güssen,
Strahlen in Goldesglut.

Schimmernde See,
Endlos und friedlich gebreitet —
Über die Wasser hinschreitet
Leise die Morgenfee.

Elisabeth Kolbe.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck.**

(Anm. Bei den großen Büchereingängen an die Roman-Zeitung haben sich die Neuerscheinungen, vor allem auf lyrischem Gebiete, gehäuft. Es muß deshalb entschuldigt werden, wenn auch Werke älteren Datums erst jetzt ihre Besprechung finden.)

I.

Es muß Leute geben, die es nicht nur nicht abwarten können, sich gedruckt zu sehen, sondern die zugleich der Ehrgeiz erfaßt hat, mit mehreren Schriften im Kürschner zu prangen. Zu diesen gehört offenbar

A. Wehrmann, a) **Aus meines Lebens Mai.** (Ottmachau i/Schl., Alex. Bocken.) b) **Gedichte und Erzählungen.** (Berlin, Wilh. Ißleib)

Für achtzehn Gedichtchen und vierzehn Seiten Prosa hat er zwei Bändchen gebraucht, das ist das einzige, was Erwähnung verdient. Da aber der „große" Felix Dahn ihn ermuntert hat, weiter zu dichten, wird mein entgegengesetzter Rat wohl wenig nutzen.

In hundert kleinen Liedern, die, nebenbei bemerkt, auch auf 40 Duodezseiten Platz gefunden haben, nicht eine packende Strophe, nicht einen tieferen Gedanken gefunden zu haben, ist das Charakteristikon für C. Klings **Liebeswonne.** (Leipzig, Robert Claußner.)

Julius Gersdorff ist sogar gleich mit drei Gedichtsammlungen vertreten: a) **Natur und Welt.** b) **Lautenspielers Lieder.** c) **Ellana.** Eine Symphonie.

Sie sind alle im gleichen Jahre und in demselben Verlage (Dresden, Moritz Rätze) erschienen. Die Sache ist aber nicht so schlimm, wie sie sich anhört, denn die drei Hefte haben zusammen kaum 150 Seiten Kleinoktav. Warum drei Hefte, ist nicht einzusehen. Das hätte doch nur Zweck, wenn der Preis dadurch ein sehr geringer würde. Aber der Verleger scheint ein seltenes Exemplar von Optimisten zu sein, denn die Bändchen kosten zusammen 6,50 Mk. Wenn er also die Verbreitung der Büchlein hindern wollte, dürfte es ihm wohl gelungen sein. Ein Schaden ist es ja nicht. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich alles schon einmal sonstwo gelesen. Aber daß der sangesfrohe Mann Talent zum Singen hat, sei nicht abgeleugnet, und Komponisten für Liedertafeln, die ja oberflächliche, aber gut klingende Texte bevorzugen, finden zahlreiche Ausbeute.

Adolf Holst feiert als Vorbild seiner lyrischen Gedichte **Träumen** (Erfurt, Ed. Moos) Emanuel Geibel. Die rauschende, volltönende Sprache seines Vorbildes eignet ihm ja zum Teil, wie auch dessen Formgewandtheit, aber es fehlt die stark empfindende Seele.

Das ist überhaupt das Kennwort für sehr viele Gedichtsammlungen. Sprache und Versmaß sind meist erträglich, das letztere sogar oft mit großer Gewandtheit behandelt; auch fehlt es den Verfassern weder an Phantasie, noch an Geschmack sie anzuwenden. Was aber fehlt, ist die starke Seele, die Innerlichkeit, die kräftige Persönlichkeit, die auch den abgenutztesten Stoff noch eigenartig und ergreifend gestaltet. Andererseits fehlt allerdings auch die Phantasie, die Neues zeigt, noch nicht Geschautes sichtbar macht, originell ist. Ich meine unter Eigenart durchaus nicht Sensation, jene, ja jetzt wieder weniger als vor einigen Jahren hervortretende Sucht, um jeden Preis Neues, Unerhörtes zu bringen.

wohl gelingen wird durch Mut und Ausdauer und kriegerische Tapferkeit, Schweden und Norwegen wieder zu gewinnen und so die drei Königreiche zu vereinen!"

„Ja!" sagte der König überrascht, „das waren meine Gedanken Wort für Wort!"

„Vernimm weiter, mein König und Herr, die Antwort des Schicksals auf Deine Frage!"

„Wohlan, ich höre!"

„Es wird niemals geschehen; so lange Du am Leben bist, wird Schweden, Norwegen und Dänemark getrennt voneinander bleiben, aber was Dir und Deiner Tapferkeit nicht möglich war, wird der List einer klugen Frau gelingen und diese Frau wird Deine eigene Tochter sein; sie wird die drei Reiche wieder vereinen."

„Niemals!" brauste der König leidenschaftlich auf. „Das soll niemals geschehen. — Du aber, Olef, bist in Gnaden wieder angenommen. Du sollst mein treuester Vasalle sein und der Vollstrecker eines strengen Befehls. Besteig Dein Pferd und begleit mich, wir haben Eile, denn heute noch will ich mich von Margaret, meiner fürstlichen Gemahlin, trennen, und Du sollst sie hinführen in mein altes, festes Schloß Söborg. Du mußt voraneilen und alles zu ihrem Empfange bereiten, denn ich will die schöne Frau niemals wiedersehen!"

Er sprach's, riß sein Pferd herum und eilte das Ufer entlang nach seinem Sommerschloß, gefolgt von Olef, den er zu sich gerufen.

Die Ritter und Vasallen seines Gefolges ritten langsam nach. Sie waren tief bewegt von des Königs hartem Worte, denn sie liebten ihre junge, schöne Königin und kannten Woldemars unbeugsamen Willen. — Margaret war verloren. —

Hoch oben auf waldiger Höhe lag einsam und weltverlassen ein altergraues, stattliches Schloß. Die Könige von Dänemark liebten Schloß Söborg auf Selland; es war ein sehr romantisch gelegenes Fleckchen Erde: hohe Bäume, dichte Waldungen, blühende Gefilde. Umspült vom brausenden Gewässer, lugte die alte Feste aus ihrem Versteck hervor wie ein schüchternes Mädchenauge.

Schloß Söborg war immer einsam gewesen, wenn die Fürsten des Landes nach kurzem Aufenthalt von ihm gezogen mit Roß und Troß, aber seitdem die alten grauen Mauern vor Jahresfrist eine schöne, jugendliche Gefangene bargen, war es abgeschlossener als je von jedem Verkehr.

König Woldemar hatte sich Wort gehalten; seine Gemahlin Margaret ward verbannt von ihm und nach Schloß Söborg gebracht. Sie hatte ihren kleinen Hofstaat mitgenommen. Pracht und Reichtum umgab sie, aber für den König war sie tot. Nie durfte ihr Name genannt werden. Niemand wußte von ihr. Sie war für alle daheim verschollen.

Als ihr Gott nach wenigen Monaten ihrer Gefangenschaft ein Töchterchen schenkte, weinte sie bei seinem Anblick bitterlich.

„O!" rief sie schmerzlich, „es sieht seiner Mutter so gleich, und die Töchter, die der Mutter gleichen, haben kein Glück!"

Königin Margaret sah nämlich ganz anders aus als die Frauen Nordlands. Sie war schlank und zierlich von Gestalt, ihr feines schmales Gesicht war von gelblicher Farbe, weich und durchsichtig wie Wachs, eingerahmt von tiefschwarzen glänzenden Haaren, und die ungewöhnlich großen dunklen Augen blickten wie durch einen Schleier unter den langen, seidenen Wimpern hervor.

Die kleine Margaret ward das Ebenbild ihrer Mutter; ebenso ernst und still wanderte sie neben der trauernden Königin und spielte besonders gern mit den bunten Blumen, die am Rande des Schloßhofes blühten. Vornehmlich waren es die schönen, gelben Osterlilien, die in herrlicher Fülle duftend das Auge des Kindes erfreuten.

Einstmals wandelte die Königin mit der kleinen Margaret auch wieder über den Schloßhof, durch das alte, graue Portal in den nahen, dichten Wald, als plötzlich eine hohe Greisengestalt aus dem Dickicht hervortrat und vor der jungen Fürstin stehen blieb. Sie streckte den langen, dürren Arm wie beschwörend aus und sagte mit tiefer, ernster Stimme:

„Grüß Dich Gott, Königin Margaret Fliehe nicht vor mir und fürchte Dich nicht. Ich bin ein Weib wie Du und war auch einstmals jung und schön wie Du, aber es ist lange her. Dasselbe Geschlecht, das Dich gefangen hält und Dich ungerecht quält, hat auch mir das Herz gebrochen, aber vor Gram stirbt man nicht. Ich bin uralt geworden und durchstreife Wald und Feld, Länder und Meere und kenne die Welt und die Menschen; die Zukunft liegt vor meinen sehenden Augen und viel ist mir bewußt, was die Geister mir zutragen. Traure nicht, hohe Frau. Dein Leid hat bald ein Ende. Merk Dir: wenn sechs Jahre verflossen sind, seit Woldemar sich von Dir gewandt, wird er Dich wieder zu sich erheben; um die Zeit, wenn die Osterlilien blühen, wird Dein Geschick sich wenden. Und Deine Tochter wird eine kluge, strenge Regentin sein und wird es dem trügerischen Geschlecht heimzahlen mit grausamer Härte, was es einst gegen die Mutter verschuldet!"

Die Alte stand wie ein Bild aus Stein vor der zitternden jungen Fürstin, die, ängstlich ihr kleines Mädchen an sich ziehend, fromm die Hände faltete.

„Wer bist Du, geheimnisvolle Frau, die mir solches verkündet?" fragte sie schüchtern.

„Ich heiße Norne, wenn Du meinen Namen wissen willst, und stehe mit guten Geistern im Bunde. Kehre heim in das Schloß und wart ruhig der Dinge. Gedenk der Osterlilien; sie sind gesegnet und werden Dir Heil bringen!"

Damit neigte die Alte den hochgetragenen Kopf ein wenig, breitete noch einmal wie segnend die Hände über Mutter und Kind und war im nächsten Augenblick verschwunden. Königin Margaret aber ging sinnend nach der Burg zurück und betrachtete ehrfurchtsvoll die blühenden Lilien, als Vorboten ihres wiederkehrenden prophezeiten Glückes! —

Jahre vergingen. Da war es wieder einmal ein sonniger, herrlicher Frühlingstag und wieder tönten lustige Jagdhörner durch den dichten Wald und mutige Pferde stampften den weichen, ungleichen Boden. Das gehetzte Wild brach sich gewaltsam Bahn und knisternd fielen dürre Äste und rauschten die Blätter der niederen Gebüsche.

König Woldemar hielt große Jagd und verfolgte leidenschaftlich ein edles Wild. In seinem Eifer hatte er sich von seinem Gefolge entfernt und sah sich plötzlich allein in einer Gegend, die er seit Jahren streng gemieden. Dort oben lag ja in schweigender Einsamkeit Schloß Söborg, dessen altersgraue feste Mauern auf sein Geheiß sein schönes, junges Weib umschlossen. — Fort, fort von hier! Welche unsichtbare Macht hatte ihn hierhergezogen? Er wandte trotzig sein Pferd, da eilte ein kleines, reizendes Mädchen ihm nach, die, die Ärmchen um einen vollen Strauß duftender Osterlilie geschlungen, mit bittender Stimme rief:

„Halt an Dein Pferd, Ritter, und nimm mich mit. Sieh, ich gebe Dir all die schönen Osterlilien, aber Margaret will hin zu ihres Vaters Hof und ihn fragen, warum er so hart zu ihrer Mutter ist und sie gefangen hält auf Söborg viele Jahre!“

Und das kleine, schöne Kind trat kühn vor das feurige Pferd und sah mit ihren leuchtenden, dunklen Augen unerschrocken den König an. — Da ward Woldemars Herz erweicht. Er erkannte sein eigenes verstoßenes Töchterchen. Es waren die Züge der Mutter, die ihm entgegenlächelten, der Frau, die mit stiller, duldender Liebe an ihm gehangen, an der er kein Fehl fand. Gerührt nahm er die Lilien aus der kleinen Hand und hob das Kind zu sich auf das Pferd. Er ritt hinauf in den Schloßhof und erlöste seine fromme Gemahlin von ihrer Gefangenschaft und zog sie wieder zu sich an sein Herz und sie lebten miteinander still und friedlich, bis der Tod sie trennte.

Es verging aber kein Jahr, wenn der Frühling kam, daß Königin Margaret nicht hinaufwallfahrtete nach Schloß Söborg, um sich selbst die heiligen Osterlilien dort zu pflücken, die einst ihr Glück wieder gegründet.

König Woldemar starb, ohne Schweden und Norwegen wieder mit Dänemark vereint zu haben. Das blieb seiner Tochter Margaret aufbehalten, wie die Geschichte weiß. —

Jahrhunderte sind darüber vergangen. Das alte Schloß Söborg auf Selland ist längst zerfallen. Selbst die Ruinen sind kaum noch zu erkennen. Nur ein kleines morsches Gewölbe der Schloßhofmauer zeigt die Stelle, an der die alte Burg der stolzen Dänenkönige einst über die weiten Lande und Meere geblickt.

Alljährlich aber blühen in herrlicher duftender Pracht, in unvergänglicher Schönheit die zarten Osterlilien.

Die jungen Mädchen Dänemarks pflückten gern die heilige Blume im Frühlingssonnenschein, denn sie soll eine geheimnisvolle Kraft in sich bergen und Frieden bringen.

Morgenbild.

Schimmernde See,
Endlos und friedlich gebreitet —
Über die schlummernde gleitet
Leise die Morgenfee.

Zaubert im Glanz
Goldener Sommertagsfrühe
Glitzerndes Funkengesprühe
Über den Wellentanz,

Himmel und Flut,
Die sich im Wonnerausch küssen
Unter den flammenden Güssen,
Strahlen in Goldesglut.

Schimmernde See,
Endlos und friedlich gebreitet —
Über die Wasser hinschreitet
Leise die Morgenfee.

Elisabeth Kolbe.

Neue Lyrik.

Besprochen von **Karl Storck.**

(Anm. Bei den großen Büchereingängen an die Roman-Zeitung haben sich die Neuerscheinungen, vor allem auf lyrischem Gebiete, gehäuft. Es muß deshalb entschuldigt werden, wenn auch Werke älteren Datums erst jetzt ihre Besprechung finden.)

I.

Es muß Leute geben, die es nicht nur nicht abwarten können, sich gedruckt zu sehen, sondern die zugleich der Ehrgeiz erfaßt hat, mit mehreren Schriften im Kürschner zu prangen. Zu diesen gehört offenbar

A. Wehrmann, a) **Aus meines Lebens Mai.** (Ottmachau i/Schl., Alex. Bocken.) b) **Gedichte und Erzählungen.** (Berlin, Wilh. Ißleib.)

Für achtzehn Gedichtchen und vierzehn Seiten Prosa hat er zwei Bändchen gebraucht, das ist das einzige, was Erwähnung verdient. Da aber der „große“ Felix Dahn ihn ermuntert hat, weiter zu dichten, wird mein entgegengesetzter Rat wohl wenig nutzen.

In hundert kleinen Liedern, die, nebenbei bemerkt, auch auf 40 Duodezseiten Platz gefunden haben, nicht eine packende Strophe, nicht einen tieferen Gedanken gefunden zu haben, ist das Charakteristikon für C. Klings **Liebeswonne.** (Leipzig, Robert Claußner.)

Julius Gersdorff ist sogar gleich mit drei Gedichtsammlungen vertreten: a) **Natur und Welt.** b) **Lautenspielers Lieder.** c) **Eliana.** Eine Symphonie.

Sie sind alle im gleichen Jahre und in demselben Verlage (Dresden, Moritz Räte) erschienen. Die Sache ist aber nicht so schlimm, wie sie sich anhört, denn die drei Hefte haben zusammen kaum 150 Seiten Kleinoktav. Warum drei Hefte, ist nicht einzusehen. Das hätte doch nur Zweck, wenn der Preis dadurch ein sehr geringer würde. Aber der Verleger scheint ein seltenes Exemplar von Optimisten zu sein, denn die Bändchen kosten zusammen 6,50 Mk. Wenn er also die Verbreitung der Büchlein hindern wollte, dürfte es ihm wohl gelungen sein. Ein Schaden ist es ja nicht. Ich hatte das Gefühl, als hätte ich alles schon einmal sonstwo gelesen. Aber daß der sangesfrohe Mann Talent zum Singen hat, sei nicht abgeleugnet, und Komponisten für Liedertafeln, die ja oberflächliche, aber gut klingende Texte bevorzugen, finden zahlreiche Ausbeute.

Adolf Holst feiert als Vorbild seiner lyrischen Gedichte **Träumen** (Erfurt, Ed. Moos) Emanuel Geibel. Die rauschende, volltönende Sprache seines Vorbildes eignet ihm ja zum Teil, wie auch dessen Formgewandtheit, aber es fehlt die stark empfindende Seele.

Das ist überhaupt das Kennwort für sehr viele Gedichtsammlungen. Sprache und Versmaß sind meist erträglich, das letztere sogar oft mit großer Gewandtheit behandelt; auch fehlt es den Verfassern weder an Phantasie, noch an Geschmack sie anzuwenden. Was aber fehlt, ist die starke Seele, die Innerlichkeit, die kräftige Persönlichkeit, die auch den abgenutztesten Stoff noch eigenartig und ergreifend gestaltet. Andererseits fehlt allerdings auch die Phantasie, die Neues zeigt, noch nicht Geschautes sichtbar macht, originell ist. Ich meine unter Eigenart durchaus nicht Sensation, jene, ja jetzt wieder weniger als vor einigen Jahren hervortretende Sucht, um jeden Preis Neues, Unerhörtes zu bringen.

Auch unter ihr geht das zu Grunde, was im Gedicht uns den Schöpfer desselben naherückt — die Wahrheit.

So ist Karl Stelter, der in seinem **Nach sieben Jahrzehnten** (Elberfeld, Baedeker) schon die siebente Sammlung seiner Gedichte bietet, gewiß ein sangesfroher und sangeskundiger Mann, dem sich leicht, nur allzuleicht, alles, was ihm begegnet, zum Liede gestaltet. Aber es fehlt doch dem ganzen starken Bande jene Leidenschaft, jene Gefühlsstärke, die uns sagt, daß die Gedichte nicht um des Dichtens willen entstanden, sondern aus einem unbezwinglichen Drange geflossen sind.

Gleichartig sind die Gedichte, die Fritz Rohrer unter dem Titel **Aus Hadlaubs Heim** (Dresden, E. Pierson) herausgegeben hat. Wie man, um die Heimat Gottfried Kellers und Konrad Ferdinand Meyers zu bezeichnen, den alten Philister und Weiberknecht Hadlaub auf den Titel stellen kann, ist mir unbegreiflich. Auch sind Rohrers Gedichte durchaus nicht so schwächlich und süßlich, wie die Lieder des Nachtreters Ulrichs von Liechtenstein. Es ist im Gegenteil ein biderber Schweizer, der hier spricht und singt, so singt, daß man den kleinen Schweizer Männerchor sich unwillkürlich gleich dazu denkt. Es ist Hausmannskost; sie schmeckt ganz gut und man verdirbt sich den Magen nicht daran; für Feinschmecker aber taugt sie nicht.

Dasselbe gilt von Franz Dittmars **Balladen und poetischen Erzählungen** (Dresden, E. Pierson), wenn dieser auch schon dadurch, daß er sich auf die erzählende Dichtung verlegt, zu anderen Tönen gezwungen wird, als dem Singsang einer Alltagsliebe. Manche Ballade erhebt sich zu höherem Schwunge, vor allem jene, wo der Dichter in des eigenen Lebens Vergangenheit zu greifen scheint, wie z. B. in Ulan und Roß bei Mars-la-Tour (S. 39), Der alte Schmidt (S. 27). Sonst aber ist die Wahl oft auf sehr schwache Stoffe gefallen, und bei manchen ist die Schlußpointe überhastet.

Carl Poll ist in den rein lyrischen Gedichten stärker als in den **Historien,** wonach er sein Buch genannt hat. (Wien, Wilhelm Frick.) Unter jenen war mir besonders interessant, Paraphrasen eines Dichterwortes zu finden, wie sie die Romantik (Ludwig Tieck; am genialsten aber Clemens Brentano in den Variationen des Goetheschen „Wer nie sein Brot mit Thränen aß" im Rheinmärchen) mit Vorliebe pflegte.

Die deutschen Dichtungen des Alessandro Stradelli (Pseudonym) zeichnen sich aus durch kräftige, wohllautende Sprache und Abgeklärtheit der Empfindung. An Freiligrath erinnern stark die in exotischen Ländern spielenden Balladen, wo es nur zu grausam hergeht, so daß man unwillkürlich an die Schauermäre von den beiden Löwen, die sich gegenseitig auffraßen, erinnert wird.

(Das Schauspiel in sechs (!) Aufzügen „Das Verlobungsfest", welches den zweiten Teil des Bandes füllt, ist zwar ein Zeugnis für die Gesinnungstüchtigkeit des Verfassers, aber durchaus kein Bühnenwerk. Die Handlung ist nicht straff genug zusammengefaßt, die Charaktere dagegen sind zu schroff gezeichnet, ohne doch ins Heldenhafte, wirklich Große zu gehen. Die Personen eines Ifflandschen Familienstückes stelzen zum Teil auf dem Kothurn Schillerscher Tragödie umher, zum Teil gleiten sie in den Lackschuhen Sudermannscher Salonmenschen.)

Möchte man den Dichter der eben besprochenen Sammlung in aristokratischen Kreisen suchen, so ist der Verfasser der **Jungdeutschen Lieder** (Leipzig, Arwed Strauch), Friedrich Wegener, Landwirt. Das kleine Büchlein ist deshalb interessant, weil sein Verfasser mit rücksichtsloser Offenheit die Schaden der Zeit bekämpft. Die Art, wie er dreinschlägt, erinnert ja oft genug an den Dreschflegel, und es geht durchaus nicht immer fein zu. Aber ein gesunder Sinn steckt in dem Dichter, und ein einfaches, braves Gemüt offenbart sich in seinen lyrischen Gedichten.

Mit dem ersten Cyklus seiner **Zeitsonette,** den Immortellen von zwei Kaisersärgen, hat Th. Maurer (Worms, Kräutersche Buchhandlung) einen guten Griff gethan. Wir haben jetzt eine Zeit stolzer Jubiläen gefeiert. Aber es ist doch noch eine Frage, welche Tage für unsere Volksseele von tieferer Bedeutung waren, jene Zeit triumphierender Kraft, oder das Jahr, das zwei Kaiser sterben sah, deren einer den dem deutschen Volke so heiligen Begriff „Pflicht" in die Worte kleidete: „Ich habe keine Zeit, müde zu sein," der andere das vanitatum vanitas irdischer Herrlichkeit uns vorlebte; der aber auch zeigte, wie der Jammer dieser Herrlichkeit mit Größe zu tragen ist: „Lerne zu dulden, ohne zu klagen." — Leider entsprechen die Gedichte durchaus nicht dem Stoff. Ob die im Deutschen immer etwas gemachte Form des Sonettes für die schlichte Größe des Gegenstandes paßte, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat Maurer die Form geradezu mißhandelt; und wo der Stoff als solcher nicht wirkt, vermag der Bearbeiter keinen tieferen Eindruck zu erzielen.

Ein Zeitbuch sind auch Wilhelm Weigands **Rügelieder.** (München, Karl Merhoff.) Kampf gegen die Hohlheit, Oberflächlichkeit und unter Wohlanständigkeit sich verbergende Verderbtheit unserer Zeit ist des Verfassers Parole, der schonungslos zuschlägt. Und Weigands Schwert ist scharf von Witz und Geist und heiligem Zorn. Aber es zeigt sich doch auch wieder der Menschenfreund in diesen zornmütigen Gedichten. Es kommt doch wieder eine bessere Zeit! Wann? Wer kann das sagen, aber die Anzeichen einer höher strebenden Zukunft kann nur der Blinde verkennen.

Dem Problem des modernen Lebens, und besonders den schroffen socialen Gegensätzen in demselben, wendet sich mit Vorliebe auch Max Hoffmann zu. In dem vorliegenden Bande **Morgenstimmen und anderes** (München, Albert & Co.) nehmen diese Weltstadtbilder allerdings nur einen bescheidenen Raum ein. Nicht zum Schaden des Ganzen. Der Dichter zeigt sich hier als phantasievollen, glänzenden Lyriker, der mit hinreißendem Feuer vom Siege der lichten Mächte über die dunkeln zu singen weiß. Manch schlichtes Lied von Liebesglück hat ihm Frau Minne eingegeben, und in beredten Worten strömen die Klagen eines Einsamen aus.

Zu dem Gedichtbuche **Schmetterlinge** (Göttingen, Dieterichsche Verlagshandlung), haben zwei sehr verschieden geartete Dichter beigesteuert. Carl von Arnswaldt und Albrecht Mendelssohn-Bartholdy. Der erste ist Gefühlslyriker. Er sagt einmal: „Nur das, was eine Seele hat, ist schön." Nun, sie eignet seinen innigen Liedern, die in einen Accord entsagender Wehmut zusammenklingen. Überdies aber eignet dem Verfasser große Formgewandtheit, die besonders in dem Abschnitt „In romanischen Formen" zu Tage tritt, und eine vollklingende Sprache. Ist so A. mehr ein Dichter des Herzens, so herrscht bei Mendelssohn-B. der Geist, der Verstand vor, der mit scharfem Auge das gesellschaftliche Leben betrachtet. Auch seine Liebeslieder haben einen mehr weltmännischen Ton, etwas Überlegenes,

das aber trotzdem nicht unangenehm berührt. Die beiden Dichter sind noch jung — beide wohl Göttinger Studenten — und ihr ernstes Streben und wackeres Können verdienen volle Anerkennung, so daß kleiner Tadel gegen einiges (z. B. M.-B. Prolog am Telephon. Als etwas eintönige Motive) gern verschwiegen sei.

Arnswaldt ist auch einer der Hauptmitarbeiter am **Göttinger Musen-Almanach für 1896**, herausgegeben von Göttinger Studenten. (Göttingen, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.) Die andern sind H. v. Engel, C. Mönkeberg, Graf Hardenberg, E. v Kerkerink und B. Wiemann. Dem Wunsch, den das Motto ausspricht:

„Nehmt nicht den Zollstock gleich zur Hand
Und sprecht von größer oder kleiner,"

sei um so lieber willfahren, als alle mindestens die Anerkennung ihres Strebens verdienen. Solche Erscheinungen sind um so willkommener, wenn sie von Studenten ausgehen, die sich ja leider zum großen Teil so leicht von idealem Kunststreben abbringen lassen; entweder büffelnde Streber oder „flotte" Burschen werden, die das Lied: „In die Kneipen laufen, und sein Geld versaufen, ist ein hoher, herrlicher Beruf," nur zu getreu befolgen.

Das Buch macht durchweg einen guten Eindruck. Hervorgehoben seien B. Wiemanns novellistische Skizzen und die kräftigen Balladen Kerkerinks. Graf Hardenberg hätte sein unverkennbares Übersetzertalent etwas anderem zuwenden können, als Byrons Gefangenem von Chillon, den uns der Übersetzergilde Meister Gildemeister so herrlich geschenkt hat.

Das schönste Blatt füge ich dem Kranze zum Schluß ein: Ludwig Jacobowskys neue Gedichte **Aus Tag und Traum.** (Berlin, S. Calvary & Co.) Das ist ein schönes und reiches Buch; eines jener Bücher, die man auf seinem Tische liegen hat, es immer gleich bei der Hand zu haben. Es liegt über dem Ganzen jener Stimmungsduft, der sich so schwer analysieren läßt, oder besser, dem man nicht nachforschen darf noch will, dem man sich hingeben muß, wie dem Zauber eines Chopinschen Nocturnos. — Hoffentlich thun es sehr viele. Der Verfasser, dessen Werke ein stetes Vorwärtsstreben bekunden, verdient es.

Vermischtes.

Die zerrissene Schleppe. (Aus dem Russischen.) Ein sehr elegant gekleidetes Ehepaar passierte die Hauptstraße einer südrussischen Stadt.

Der Herr galt als einer der reichsten Kaufleute des Ortes, und seine Frau trug den Reichtum ihres Gatten gebührend zur Schau.

Die Schleppe ihres Prachtkleides fegte den Fußsteig entlang.

Da kommt ein junger Lieutenant von den Kasaner-Dragonern eilig aus seiner Wohnung und schlägt die Richtung nach der Kaserne ein.

Aus dem Fenster des Hauses gegenüber grüßt ein hübscher Mädchenkopf; der Offizier salutiert, entzückt nach oben blickend — und im selben Augenblicke, ratsch: zerreißt einer seiner Sporen das Kleid der Kaufmannsfrau.

„Ich bitte tausendmal um Vergebung, meine Gnädige!" rief bestürzt der junge Mann. „Ich bin untröstlich über den angerichteten Schaden; hoffentlich läßt er sich wieder gut machen."

„Nicht doch, mein Herr!" schreit die Kaufmannsfrau. „Die Schleppe ist vernichtet, das Kleid ist ruiniert."

„Sie müssen den Schaden ersetzen," ruft der Gemahl hinzu.

„Das werde ich," versicherte der Lieutenant, „hier meine Adresse," und er zog sein Kartentäschchen; indessen das präparierte Blättchen ward von dem Kaufmanne zurückgewiesen, welcher sagte:

„Erst bezahlen Sie, oder wir lassen Sie nicht fort."

„Aber ich bitte Sie, der Dienst ruft mich. Wenn ich zu spät komme, trifft mich strenge Strafe. Wieviel beträgt denn der Schaden?"

„Das Kleid ist neu," sprach die Dame ernst, „ich trage es zum ersten Mal und muß daher seinen vollen Preis, zweihundert Rubel, verlangen."

„Zweihundert Rubel!" rief entsetzt der Kriegsmann. „Mein Jahresgehalt beträgt kaum so viel."

Schon hatte sich ein Kreis von Umstehenden gebildet, welche dem Gespräche zuhörten.

„So muß ich verlangen, daß Sie sich mit uns zum Polizeirichter begeben," meinte die Dame.

„Es findet gerade jetzt die Sitzung statt," fügte der Ehegatte hinzu.

„Aber Sie bringen mich in die peinlichste Verlegenheit," flehte der unglückliche Dragoner.

Man parlamentierte noch ein weniges, aber das Ehepaar blieb unerbittlich und drohte mit Arrstation durch einen bereits hinzugekommenen Polizisten, der Lieutenant mußte endlich den Weg zum Gerichtssaal antreten.

Der Richter war unbeschäftigt, schon nach wenigen Minuten hatte man ihm den Fall vorgetragen. Er entschied kurz und bündig:

„Der Herr Lieutenant muß zahlen oder in die Schuldhaft wandern."

„Sofort zu zahlen ist mir unmöglich," versicherte der Herr Lieutenant, „und ist der Preis nicht ein sehr hoher?"

„Jeder kann nach Belieben seinen Preis für sein Eigentum stellen," sprach der Richter; „übrigens würde ich selbst den Klägern raten, menschlich zu handeln und den Offizier nicht unglücklich zu machen."

Ein Beifallsgemurmel ertönte von den Bänken des zahlreich versammelten Publikums.

Der Kaufmann flüsterte einige Zeit mit seiner Frau; er schien zur Milde geneigt zu sein, aber sein Zureden ward mit energischem Kopfschütteln zurückgewiesen.

„Das Recht möge seinen Lauf nehmen," rief endlich ärgerlich die Frau. „Herr Richter, ich bitte, das weitere zu veranlassen."

„Einen Augenblick," klang eine tiefe Baßstimme dazwischen, und ein alter Herr, mit vielen Ordensbändern geschmückt, trat vor den Richtertisch.

„Ich bin der pensionierte General Miloradowitsch; Herr Lieutenant, wollen Sie die zweihundert Rubel als Darlehn von mir annehmen?"

„Wie dürfte ich das, Excellenz," sagte der junge Mann, „ich bin vielleicht in meinem ganzen Leben nicht imstande, das Geld zu beschaffen."

„Sie werden es mir bald wiedererstatten können," meinte der General und sagte dem Dragoner einige Worte ins Ohr.

Das Gesicht des Angeklagten hellte sich schnell auf.

„Ich nehme das Darlehn an," sprach er, die ihm von dem alten Herrn dargereichten Kassenscheine an die Dame übergebend.

Dieselbe wollte, ihrem Gemahl den Arm gebend, den Gerichtssaal verlassen.

„Nur eine Kleinigkeit noch," rief der Offizier. „Ich bitte den Herrn Richter, mir zu meinem Eigentum zu verhelfen."

„Wieso?" fragte der Polizeirichter.

„Das Kleid gehört jetzt mir, ich habe es bezahlt"

„Es soll heute noch an Ihre Adresse abgesandt werden," bemerkte wegwerfend die Frau, „da Ihnen an dem Fetzen zu liegen scheint."

„Nicht doch, meine Gnädige, auch ich bin zu dem Verlangen berechtigt, daß die Sache sofort abgemacht werde. Wollen Sie mir gefälligst mein Eigentum übergeben? Ich habe Eile."

Nur mit Mühe ward das im Zuhörerraum entstehende Kichern unterdrückt.

„Aber ich kann doch hier im Gerichtssaal mein Kleid nicht ausziehen!" rief purpurrot vor Scham die Kaufmannsfrau.

„O, es ist jetzt mein Kleid," entgegnete kaltblütig der Offizier.

Der Mann versicherte nochmals verlegen, daß das Kleid sofort zugesandt werden solle, denn es könne doch nur ein kleiner Scherz sein, daß seine Frau zur Entkleidung hier im Gerichtssaal aufgefordert werde.

„Ich scherze nicht im geringsten," versicherte der Offizier, „und bitte den Herrn Richter jetzt meinerseits, nunmehr das weitere zu veranlassen."

Der Richter winkte dem Gerichtsdiener, einem bärbeißigen alten Schnauzbart, der mit militärischem Paradeschritt auf die Dame losmarschierte. Die Heiterkeit im Zuhörerraum wuchs.

„Das Verlangen ist berechtigt," sprach der Richter trocken, „der Offizier kann die sofortige Entgegennahme seines Eigentums beanspruchen. Weigern Sie sich dessen?"

„Natürlich," knirschte die Frau, „nie und nimmermehr werde ich hier mein Kleid ablegen."

„Halt," rief der Kaufmann. „Ich kaufe das Kleid zurück. Hier sind zweihundert Rubel."

„Das genügt nicht," antwortete der Dragoner, die ihm dargebotenen Scheine zurückweisend. „Jeder kann nach seinem Belieben einen Preis für sein Eigentum machen. Das Kleid kostet mich wahrscheinlich Arrest wegen Dienstversäumnis, sodann die Gerichtskosten des soeben verlorenen Prozesses. Ich verlange tausend Rubel."

Die Zuhörer lachten laut, der Richter gebot energisch Ruhe und erklärte:

„Die Forderung ist unverhältnismäßig hoch, indessen die beklagte Partei braucht sie nicht anzunehmen. Die Dame kann ja auf den Zurückkauf des Kleides verzichten und dasselbe hier lassen."

„Tausend Rubel — das ist unverschämt!" schrie die Dame wütend.

„Keineswegs," erwiderte höflich der Lieutenant, „auch gedenke ich nicht etwa einen Profit aus dem Geschäfte zu machen. Der ganze Überschuß, welcher mir bleibt, soll den Militärwaisen aus dem letzten Kriege zu gute kommen. Mit Rücksicht hierauf erhöhe ich den Preis für mein Kleid nunmehr auf zweitausend Rubel!"

Der Kaufmann zog die Brieftasche: „Sie werden das thun, was ich zu thun beabsichtigte, Herr Lieutenant; hier sind zweitausend Rubel. Die Lektion ist teuer, aber sie wird auch ihr Gutes haben."

Und würdevoll sprach der Richter: „Die Verhandlung ist, nachdem sich die Parteien gütlich geeinigt, geschlossen."

Briefkasten.

Herrn W. On. in El Leider unverwendbar, wenn auch gut gemeint. — Herrn G. Sch. in R. Warm gefühlt, aber die Eigenart fehlt. — Herrn stud. A. B. in St. III soll gelegentlich kommen. — Herrn H—l. in R. „Das Auge hell" soll kommen. Aber unter welchem Namen? — Herrn Th. R. in T. „Wandlung" und „Altes Leid" angenommen. Beide würden noch besser sein, wenn sie etwas knapper gehalten wären. — Frau E. Br. in K. Warm gefühlt, aber künstlerisch unzureichend. — Frl. J. Sp. in W. „Wenn Sie die Gedichte ablehnen, dann bin ich trostlos." Die Gedichte sind aber in Form und Inhalt mehr als kindlich: Also muß ich sie ablehnen. Übrigens: ich wünsche Ihnen, daß Sie im Leben niemals über schwerere Enttäuschungen trostlos zu sein brauchen. Die Ablehnung werden Sie überwinden Nur rate ich Ihnen, nicht weiter zu dichten, damit Sie nicht allzu oft „trostlos" sein müssen. Ihre Unbegabtheit ist fast genial. — Frau San.-R. D. in Fr. Nein, Berichte über den Frauen-Kongreß werde ich nicht bringen. Ob einen „Epilog", kann ich heute noch nicht sagen. — Herrn v. B. auf H. b. D. Gerne stellte ich öfter die Beilage aus humoristischen und komischen Beiträgen zusammen. Leider aber sind solche schwer aufzutreiben. Das meiste, was sich „humoristisch" nennt, ist einfach unbrauchbar. Dennoch hoffe ich den oft schon auch von anderen Lesern ausgesprochenen Wunsch nächstens erfüllen zu können. — Frl. M. L. Braunschweig. Alles ist aus bester Herzensmeinung hervorgegangen. Das Schlußwort an die Mütter ist vortrefflich. Aber trotzdem wirkt das Ganze zu empfindsam, zu zierlich. Auch die Gedichte, obwohl „nett", erheben sich nicht über den Durchschnitt häuslicher Kunstarbeit. Aber vielleicht gelingt Ihnen ein zweiter Versuch in Prosa. — Frau M. Th. in H. Das war 1884. Seitdem ist die Zahl der Briefe und Sendungen mindestens um das Zehnfache gestiegen, und darum ist es mir unmöglich, schriftlich ein eingehendes Urteil abzugeben. — Frl. M. W. in R. Ich verkenne nicht, daß die Abschrift von Gedichten Zeit kostet, die verloren ist, wenn der Papierkorb die Blätter verschlingt. Aber trotz allem: es ist unmöglich, diese Tausende mißlungener Gedichte zurückzusenden, denn auch das Schreiben der Adressen macht bei solchen Mengen Arbeit und die Kosten sind im Jahre sehr erheblich. — Herrn cand. jur. P. W. in H. Einige der „Mondlieder" kommen. Besten Gruß. — Frl. R. Fr. in Gr. Nur Kunstspielerei; tiefere Begabung fehlt. — Herrn G. Sch. Ich kann das Gedicht nicht bringen. Obwohl sehr gut gemeint, schöpft es die Tiefe des Stoffs nicht aus. — Herrn Gust. W in M. Der Gedanke ist doch etwas schief aufgefaßt. Aber Sie scheinen begabt und können mir gelegentlich neue Versuche senden. — Frau A. Kr. in H. Sehr herzlich gemeint, aber dichterisch unzulänglich. —

Auf viele Anfragen: Wie die Verlagshandlung uns mitteilt, wird der Werdersche Roman „Schwertklingen" natürlich auch in Buchform erscheinen, und sowohl ungebunden als gebunden durch jede Buchhandlung zu beziehen sein. Preis etwa 12 Mk.

Inhalt der No. 50.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Herbstlieder. Von Otto Kiefer. — Die liebe Bequemlichkeit. Aus dem Leben von Martha Sommer. — Auf der Heide. Von Chr. Dietr. Owesen. — Die Lilien auf Schloß Söborg. Von A. Schilling. — Morgenbild. Von Elisabeth Kolbe. — Neue Lyrik. Besprochen von Karl Storck. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. №. 51.

Art zu Art.

Roman
von
H. Schobert.

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Maud hatte die Absicht gehabt, ein paar längere Nachmittagsbesuche zu machen und dem Kutscher ihre Befehle übermitteln lassen, aber der pochende Kopfschmerz, an dem sie oft litt, stellte sich mit solcher Heftigkeit ein, während sie fuhr, daß ihr schon der Gedanke, sprechen zu sollen, im überheizten Zimmer sitzen zu müssen, physische Qual verursachte. Kurz vor dem Ziel ließ sie umkehren und eine Stunde im Stadtpark spazieren fahren. Sie hatte die Fenster herabgelassen und die herbe, kalte Luft, die eindrang, that ihr wohl, ebenso das fast lautlose Sichfortbewegen des Wagens auf den weichen Wegen. Nach einer Stunde fühlte sie sich so erquickt, daß sie ihre Besuche wieder ernstlich in Erwägung zog. Es war allerdings inzwischen spät geworden, vielleicht war es besser, sie verschob das auf den nächsten Tag und schonte ihre angegriffenen Nerven. Vielleicht kam am Abend auch Fortunat — sie sagte sich noch „vielleicht" und wußte doch ganz genau, daß er täglich kam, aber wenn sie sich selbst vorher Zweifel einredete, hatte sie mehr sich zu freuen, wenn er dann da war.

Sonst dachte sie möglichst wenig über ihre Empfindungen für ihn nach, so weit wie möglich hielt sie alles von sich, was ihr störend werden konnte. Er gehörte in ihr Leben, das war Thatsache für sie, und manchmal zuckte es besorgt in ihr auf, daß sie es vielleicht auch gar nicht ertragen würde, ohne ihn zu sein, aber vor jedem weiteren Gedanken schloß sie Augen und Seele.

Trotz allem und allem war sie ihrer selbst sicher. Moralische Reinheit, Mangel an jeder Koketterie waren ihr einmal angeboren, deshalb gab sie sich auch furchtlos diesem Verkehr hin. Und außerdem Fortunat! — Auf ihn konnte sie sich ebenso verlassen wie auf sich selbst.

Sie war wieder zu Hause; aber obgleich sie ein-, auch zweimal klingelte, niemand öffnete ihr. Ärgerlich darüber, nicht gewohnt, zu warten, faßte sie in die Tasche, kaum hoffend, den Schlüssel zu finden, aber er steckte zufällig darin, so daß sie öffnen und eintreten konnte.

Die ganze Dienerschaft mußte das Haus verlassen haben, im Korridor, in den Zimmern, ja selbst in der Küche fand sie keine Menschenseele. Sehr geärgert über diese Unverläßlichkeit ging sie zurück, überlegend, ob sie ihren Mann in seinem Atelier aufsuchen sollte. Vielleicht war auch der nicht zu Hause, oder hatte die Leute beurlaubt. Die Totenstille um sie, die sie nicht empfand, wenn sie Menschen in ihrer Nähe wußte, schien ihr unbehaglich, es fröstelte sie und sie verlangte nach ihrem Thee. Eigentlich beinahe ohne ihren Willen betrat sie endlich den langen Korridor, um Martin aufzusuchen. Aber sie hatte nur wenige Schritte gemacht, da blieb sie plötzlich lauschend stehen, gedämpftes Lachen und Reden schlug an ihr Ohr. — Kein Zweifel, es kam aus der Schwiegermutter Zimmer. — Maud pflegte ihre Gedanken so wenig mit der Alten zu beschäftigen, daß erst immer ein äußerer Beweggrund da sein mußte, sie daran zu erinnern. Nun besann sie sich, ob ihre Schwiegermutter wohl Besuch haben könnte, und wen? Luzie am Ende, die nachher ihren beißenden Spott daran schärfte?

Vielleicht trat sie wirklich etwas leiser auf als gewöhnlich, als sie auf der Kokosmatte weiterging, jedenfalls hielt sie die rauschende Schleppe ihres Kleides in der Hand. Vielleicht war es auch ihr Mann, den sie dort fand, in Luzies Gesellschaft.

Ohne anzuklopfen öffnete sie die Thür. Drinnen hatte es einen festlichen Anstrich. Oben am Tisch thronte Frau Heeken, einen Blumenstrauß vor sich, Schüsseln mit Kuchen, halbgeleerte Tassen ringsherum.

und vor jeder Tasse saß eines der Mädchen, trinkend und schmausend, selbst Friedrich fehlte nicht.

Aber alle bannte ein plötzliches, schreckhaftes Schweigen beim Anblick der Gnädigen, an die niemand gedacht, die man weit weg geglaubt, und die nun plötzlich auf der Schwelle stand mit zornig funkelnden Augen und sich rötendem Gesicht. Niemand wagte aufzuschreien, niemand zu fliehen wie beim Erscheinen des Herrn. Der Respekt bannte sie an den Fleck, auf dem sie waren, des Strafgerichts gegenwärtig. Die Alte kroch ganz in sich zusammen wie ein Häufchen Unglück, aber sie warf schräge, haßerfüllte Blicke auf die Schwiegertochter, die jetzt langsam, aber mit allen Zeichen des Zorns in das Zimmer trat.

„Es ist kein Wunder, daß ich vor der Thür warten muß, wenn meine Dienstboten hier Feste feiern! Gehen Sie sofort auf Ihren Posten, Friedrich, und Sie, Lina und Anna, in die Küche. Wo ist Nina?"

„Nina ist ausgegangen, gnädige Frau," stotterte Lina endlich, „und wir haben hier nur Frau Heekens Geburtstag feiern wollen — wir . . ."

„Ich habe Sie nicht gefragt, wozu Sie hier sind, es genügt mir, was ich sehe," sagte Maud mit zornigem Hochmut. „Gehen Sie augenblicklich hinaus."

Ohne ein Wort der Widerrede schlichen die drei davon.

„Sie wird uns kündigen," seufzte Lina draußen.

„Die Alte drinnen wird wohl noch ihr Fett kriegen," meinte Friedrich und gab sich das Air völligen Gleichmuts. „Mein Himmel, sie soll nur nicht solch Geschrei machen, wir sind doch auch Menschen."

Aber trotzdem sie anfingen zu schimpfen und zu bramarbasieren — wohl war ihnen augenblicklich nicht in ihrer Haut.

Maud war, als die Leute das Zimmer verlassen hatten, an den Tisch neben die Mutter ihres Mannes getreten, die regungslos sitzen geblieben war.

„Was soll das heißen, Mutter," fragte sie, ziemlich beherrscht zwar, aber doch sehr deutlich zornig. „Haben Sie kein Verständnis dafür, daß Sie Martin und mir schuldig sind, keine Freundschaften mit unseren eigenen Dienstboten zu halten?"

Die Alte blickte in den Schoß und schwieg störrisch. Maud rückte ungeduldig an einem Stuhl.

„Haben Sie kein Verständnis dafür," fragte sie schärfer, „daß Sie sich und uns dadurch herabziehen? Es ist ja schrecklich, daß dergleichen in einem vornehmen Hause passieren kann! Meine Schwiegermutter giebt meinen Dienstboten Kaffeegesellschaften!" Sie lachte schrill auf. Dann sagte sie verächtlich: „Skandalös ist es — aber . . ." sie kniff die Lippen zusammen und schwieg.

Die Alte sah sie giftig an.

„Die Frau Schwiegertochter ärgert sich," meinte sie mit höhnischem Groll, „jawohl! Aber wer kümmert sich denn hier in dem vornehmen Hause um mich altes Weib? Die Lina und die Anna und manchmal der Friedrich — die Gnädige ist doch zu fein dazu — und mein Sohn auch."

Maud warf die Lippen auf.

„Zu fein! Darüber können Sie nicht urteilen. Wenn es aber so ist, ist es Ihre eigene Schuld. Ich bin anfangs freundlich genug zu Ihnen gewesen, Sie aber thaten, als wenn Sie sich vor mir fürchteten. Freilich — irgend etwas sein hätten wir uns ja doch nie können."

Die Alte spuckte neben ihren Stuhl auf den Boden. Es war der Ausdruck höchster Galle bei ihr. Ohne daß sie die Schwiegertochter ganz verstand, fühlte sie doch die Mißächtlichkeit hindurch, die aus ihren Worten kam.

„Wenn der Martin ein anderer Mann wäre," sagte sie mit höhnischem Grinsen, „dann möcht' manches hier im Hause anders sein. Aber die Gnädige hat ja das Geld, da muß sich der Mann hübsch ducken. Hat es nötig — sehr nötig! Und die alte Mutter dazu. Wozu ist die noch in der Welt. Schicken Sie mich nur wieder weg, gnädige Frau Schwiegertochter, nur wieder weg — ist so am besten."

Sie kreischte zuletzt in ihrer Wut laut hinaus, wie gewöhnliche Leute thun. Maud, die längst ruhig geworden war, betrachtete sie halb mit Neugier, halb mit Widerwillen.

„Ich möchte mir doch einen anderen Ton ausbitten," sagte sie kalt. „Vor allen Dingen etwas ruhiger, leiser."

Sie begriff gar nicht, daß sie zu diesem Weibe jemals Mutter hatte sagen können, daß der Sohn ihr Gatte hieß, so weltenweit fühlte sie sich von ihnen getrennt. „Was ist Erziehung doch für ein gutes Ding," dachte sie bei sich, „wie ist sie doch das einzige Band, das die heterogensten Elemente zu einem möglichen Zusammenleben binden kann. Erziehung und Selbstbeherrschung, das fehlt diesen beiden; der Mutter und auch dem Sohn."

Die Alte hatte die beiden Hände auf ihren Schoß zu Fäusten geballt, ihre eingesunkenen Augen funkelten, sie schnappte nach Luft. Am liebsten wäre sie der gehaßten Schwiegertochter in die Haare gefahren, aber sie traute dem Frieden doch nicht recht. Ihr Sohn könnte kommen und man sie dann hinauswerfen ohne einen Pfennig Geld, daß sie wieder ums Leben arbeiten mußte wie früher. Das hätte ihr nicht mehr behagt.

„Also," sagte Maud, das Kleid noch höher hinaufraffend, „damit wir zu Ende kommen! Ich muß mir ein für allemal diese Freundschaft mit meinen Dienstleuten verbitten. Die haben nichts bei Ihnen zu suchen." —

Da machte Martin, der das laute Gezänk seiner Mutter gehört hatte, die Thür auf und sah sehr überrascht aus, als er seine Frau darinnen stehen sah. Er hatte an alles andere eher als an diese Möglichkeit gedacht.

„Komm herein," sagte seine Frau, sich zu ihm wendend. „Es ist mir sehr lieb, daß Du gekommen bist."

Er sah unruhig von einer zur andern. Am liebsten hätte er eiligst die Flucht ergriffen, aber dazu war es jetzt zu spät. So kam er denn verdrossen näher.

„Ich bin soeben überraschend nach Hause ge-

kommen und fand unsere sämtlichen Dienstboten zu einem Kaffeeklatsch bei Deiner Mutter versammelt. Es ist selbstverständlich, daß ich das nicht dulde. Dienstboten sind für uns, da wir sie bezahlen, Maschinen, aber nicht Leute, die wir mit uns auf dieselbe Stufe stellen und freundschaftlich bewirten, das würde schöne Unzuträglichkeiten geben. Sage Deiner Mutter doch, daß Du in diesem Punkt ebenso denkst wie ich."

Er sah auf seine Mutter, die wieder zusammengeduckt, ganz apathisch dasaß, als ginge sie alles nichts an. Etwas wie Mitleid für die Alte erfaßte ihn.

„Sie ist wohl sehr viel allein," sagte er begütigend. „Sehr viel! Nicht wahr, Mutter?"

Sie sah blinzelnd auf, überrascht, daß der Sohn anscheinend auf ihre Seite treten wollte, dann wischte sie mit den Fingern etwas Feuchtigkeit aus den Augenwinkeln.

„Sehr viel!" Sie nickte vor sich hin. „Immer allein, Martin, wenn nicht einmal die Lina oder Anna hineinsähe. Von Euch weiß ich nichts."

Es traf ihn wie ein Vorwurf, denn sie hatte ja recht, seit Wochen sah er sie heut zum ersten Mal, trotz der wenigen Schritte, die sie trennten.

„Laß ihr doch das bißchen Vergnügen," er strich sich unsicher durch die Haare. „Dienstboten sind doch auch Menschen."

„In ihrer Sphäre gewiß, — nicht in der unseren. Ich bitte Dich, Tino, bedenke doch einmal die Konsequenzen."

Er merkte, daß sie ärgerlich war, trotzdem sprach er weiter:

„Mutter gehört aber auch nicht in Deine Sphäre. Denke nur, auf unserem Dorf da war es eine Herablassung, wenn die Pfarrköchin mit unsereinem sprach. Weißt Du noch, Mutter?"

Sie lachte ein bißchen vor sich hin.

„Da haben wir sie fortgenommen und lassen sie nun hier allein. — Recht ist es nicht, Maud."

Sie klopfte mit der Fußspitze den Boden. „So sorge doch für angemessene Gesellschaft, ich kann das nicht. Aber meine Dienstboten bleiben aus dem Spiel. Mein Gott, daß Du nicht den Takt besitzest, das einzusehen."

„Möchtet Ihr irgend einen Menschen um Euch haben, Mutter?" fragte Heeken nachdenklich, ohne auf die Worte seiner Frau zu achten. „Irgend einen Menschen aus unserem Dorf?"

„Ja, ja, ach ja!" wimmerte sie kläglich.

„Aber wen? Wißt Ihr jemand?"

„Die Eva Leitner; wenn die ihre Stelle aufgeben wollt' — einen Menschen muß man haben! Einen Menschen! Man kann sich doch nicht gleich umbringen, weil man so lange lebt und allen zur Last ist."

„Redet nicht so, Mutter, wir werden schon für Euch sorgen, soweit es geht, meine Frau auch — und nun — ich komme nachher noch einmal wieder," setzte er hastig hinzu, denn Maud hatte sich zum Gehen gewandt und er folgte ihr. Ein rascher Blick überzeugte ihn, daß sie noch immer geärgert und erregt war.

„Du hast wohl einen Augenblick für mich Zeit," sagte sie, auf dem Korridor stehenbleibend. „Es scheint, wir haben miteinander zu reden."

Er öffnete die Thür zu seinem Vorzimmer, sie warf sich drinnen in den ersten besten Sessel und stützte den Kopf in die Hand. Es kam ganz von selbst, daß er sie betrachtete. Die knisternde Seide des Kleides, die unter dem Saum hervorquellenden Spitzen, die ihn einstmals so gelockt, der feine Duft, der sie umgab, das kunstvoll frisierte Haar — freilich lagen Welten zwischen ihr und seiner Mutter, dem Weib aus dem Volke, und jede von ihnen mußte naturgemäß unter der anderen leiden. Er begriff das plötzlich.

„Du hast den Gedanken angeregt, eine Gesellschaft für Deine Mutter zu haben. Ist Dir das Ernst?" sagte sie plötzlich aufblickend.

„Gewiß. Es könnte ihr doch mal etwas zustoßen, und Du — Du möchtest sie dann wohl schwerlich pflegen. Sie ist alt. Das dachte ich vorhin, als ich sie ansah."

„Noch einen Menschen ins Haus," sagte sie unmutig. Den Nachsatz dachte sie nur. „Der Dich und Deine Verhältnisse am Ende genau kennt — wie abscheulich!"

„Ich will die Eva bezahlen, natürlich — aus meiner Tasche, Du sollst nichts damit zu thun haben," versicherte er eilig.

„Es ist mir doch nicht des Geldes wegen, das ist ja da," entgegnete sie scharf, „Du weißt es, daß ich damit nicht spare. Es ist mir nur um des Klatsches willen. Die . . . Eva heißt sie ja wohl, — wird den ganzen Tag mit den Dienstboten zusammenstecken — und ich dulde einmal keine Familiaritäten in meinem Hause, ich müßte mich ja vor meinesgleichen schämen."

Er hob den Kopf und sah sie aufmerksam an. „Du meinst, Du müßtest Dich unserer schämen, nicht wahr?"

„Nein," entgegnete sie heftig, denn der wiederkehrende Kopfschmerz peinigte sie bis zur Raserei und machte sie noch gereizter. „Das meine ich nicht! Dich kennt man, und Deine Mutter kennt niemand. Was ich aber aus tiefster Seele verabscheue, ist das Hintertreppengeschwätz, und das wird überhand nehmen, wenn noch jemand aus Eurem Dorf da ist. Deine Mutter mit ihrer Vorliebe für meine Dienstboten macht mich ja unrettbar lächerlich, wenn — es jemand ahnte!"

„Du möchtest sie am liebsten fort haben?"

Sie schwieg und blickte zu Boden. Wäre sie ehrlich gewesen, hätte sie ja gesagt.

„Es ist meine Mutter," sagte er nach einer Pause und wiegte einen Bleistift auf der Fingerspitze. „Ich habe sie Dir nicht verheimlicht."

„Aber entsinnst Du Dich, was ich sagte? Zu viel Pietät ist thöricht und straft sich."

Er schwieg, und bleiern lastete die Stille auf beiden.

„Also — wie soll es werden?" fragte er nach einer Pause und hob den Kopf. Er hatte die vage Vorstellung, daß, wenn sie seine Mutter fortwies,

er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr."

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Zunge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?"

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht," erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht."

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monate bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz," sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus."

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft."

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhembe und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen," schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt."

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau," stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!"

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein — und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden."

„Gnädige Frau," sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?"

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!"

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —" bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein, die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedanken-

er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr."

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Zunge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?"

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht," erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht."

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monate bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz," sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus."

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft."

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhembe und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen," schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt."

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau," stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!"

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein — und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden."

„Gnädige Frau," sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?"

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!"

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —" bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein, die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedanken-

er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr."

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Zunge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?"

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht," erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht."

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monate bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz," sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus."

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft."

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhembe und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen," schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt."

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau," stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!"

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein — und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden."

„Gnädige Frau," sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?"

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!"

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —" bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein, die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedanken-

er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr."

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Zunge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?"

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht," erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht."

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monate bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz," sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus."

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft."

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhemde und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen," schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt."

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau," stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!"

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein — und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden."

„Gnädige Frau," sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?"

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!"

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —" bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein, die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedanken-

er auch gehen mußte, obgleich ihm die alte Frau nichts war.

Sie sprang plötzlich auf.

„Thue, was Du willst; nur behalte ich mir die letzte Entscheidung vor, wenn die Person nicht in meinen Haushalt paßt. Ich werde nicht ungerecht sein, Tino, aber irgend etwas gefallen laß ich mir nicht. Und nun gute Nacht, ich muß mich niederlegen, mein Kopf schmerzt zu sehr."

Sie ging hinaus, ehe er noch ein Wort erwidern konnte und that wirklich, wie sie gesagt, sie legte sich nieder.

Er nahm Hut und Stock und schlenderte ins Freie, es wurde schon Frühling. Am Abend saß er ein Stündchen bei seiner Mutter und hörte zum ersten Mal das Gift und die Galle, die der Alten über die Junge rannen. Der ganze Haß, den sie gegen die vornehme Schwiegertochter genährt, brach sich unaufhaltsam Bahn. Martin schüttelte abwehrend den Kopf. Er begriff doch alle diese Frauen so gar nicht. Weder das Schimpfen seiner Mutter noch die Empörung seiner Frau traf bei ihm auf verwandte Töne, und er war froh, als er wieder allein war.

Maud stand am nächsten Tage gesund auf, aber die alte Heeken legte sich und blieb wochenlang liegen. That sie es aus Bosheit oder fehlte ihr wirklich etwas, niemand konnte dahinter kommen. Jedenfalls gab es Unruhe im Haushalt. Die Mädchen mußten pflegen und kochen und wachen, bis sie endlich übellaunig wurden und den Dienst kündigten, aber die Alte stand nicht auf. Da war es Maud, die ihren Mann an sein Vorhaben erinnerte, und er setzte sich hin und schrieb an Joseph Leitner, daß die Eva zu seiner Mutter kommen möchte. Nach langer Zeit erst bekam er Antwort, daß die Eva bereit sei, ihren neuen Dienst bei der alten Heeken in vier Wochen anzutreten, da ihre Gräfin inzwischen gestorben sei.

„Gott sei Dank," sagte Maud. „Wenn ich verreist bin, können sie sich dann miteinander einleben und Lina und die Köchin meinetwegen nun ziehen."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Der Sommer war spät, aber mit aller Macht gekommen. Maud, die sich abgespannt und nicht wohl fühlte, machte sehr energisch Reisepläne, sie wollte fort, sobald wie möglich. Als ihre Toiletten so ziemlich fertiggestellt waren, sagte sie eines Abends zu ihrem Mann:

„Du kommst doch mit, Tino?"

Er hatte einen Kunstbericht gelesen und legte nun die Zeitung beiseite, auch er sah bleich und hohläugig aus.

„Ich denke nicht," erwiderte er.

„Aber bedenke, wir haben keine Hochzeitsreise gemacht; das läßt sich jetzt nachholen. Du arbeitest ohnehin nicht."

Er kniff das Blatt zusammen, ganz accurat und penibel, als thäte er etwas Wichtiges.

„Das mit der Hochzeitsreise," sagte er dabei, „das möchte jetzt doch wohl zu spät sein."

„Aber die Leute werden sich wundern, wenn ich so lange allein fortreise. Ich will doch drei Monate bleiben."

Entsetzen überfiel ihn. Drei Monate allein mit seiner Frau, irgendwo, ohne Einsamkeit, ohne Atelier, ohne seinen Verein — von ihr unter fremde Leute geschleppt werden, immer zu ihrer Verfügung sein, nein, das ging über sein Können hinaus.

„Laß die Leute doch reden," sagte er.

„Ja, Dir ist das gleichgültig."

„Sage, daß ich arbeiten will. Im Winter bin ich so nicht dazu gekommen. Alles so neu um mich — und diese Menge Menschen! Wenn ich erst allein bin, wird das Arbeiten auch gehen."

Ein kleines mokantes Lächeln stahl sich um ihren Mund. Sie dachte jetzt wie jeder, daß er nur bequem geworden und das Lotterleben auszunutzen suche, das sie ihm geschaffen.

„Ich will in die Schweiz," sagte sie nach einer Pause. „Aber Dir, Tino, thäte auch Luftveränderung gut, Du siehst schlecht aus."

„Wenn Du fort bist, gehe ich ins Gebirge, — zu Fuß. Laufe mich einmal tüchtig aus. Das giebt Lebensmut und Kraft."

Eine sonnige Fata Morgana stieg vor ihm auf. Seine Frau fort — lange! Er allein, ganz allein, ohne Zwang, in seinem Wollhembe und dem ältesten Anzug, den er besaß, in alten Stiefeln, ohne Manschetten, einen Knotenstock in der Hand — in das Gebirge pilgernd. Ein freier Mann!!

„Du kannst ja Fortunat mitnehmen," schlug er vor, denn die Glückseligkeit, die ihn durchströmte, machte ihn auch nachgiebig gegen seine Frau; aber Maud runzelte die Stirn.

„Du solltest das nicht immer sagen, Tino. Wir leben hier weder im Paradiese noch bin ich eine so alte Frau, daß sich der Klatsch nicht mehr an mich heranwagt."

Er sah sie prüfend an, wie sie im Hintergrund des Zimmers saß, zwar sehr fein und ätherisch, aber doch jung und hübsch, wie es ihren fünfundzwanzig Jahren zukam.

„Das meinte ich auch nicht," sagte er hastig. „Aber sieh, Fortunat ist Dir notwendig, ich nicht."

Sie errötete heftig, dann stand sie auf und ging langsam zu ihm hin.

„Ich weiß, daß Du mir vertraust," sagte sie und bot ihm die Hand. „Dein Vertrauen wird Dich nicht täuschen."

Er nahm die Hand und schüttelte sie, ohne ihr in das Gesicht zu sehen.

„Wann willst Du reisen?"

„Ende der Woche ist alles bereit."

Er sprang auf, reckte die Arme und dehnte die Brust. Fast hätte er einen Jubelruf ausgestoßen, im letzten Moment besann er sich noch.

„Lina und die Köchin gehen," fuhr sie fort, „auch Friedrich hat vier Wochen Urlaub, Du mußt Dich dann einrichten, Tino; außer dem Hause essen und Dich sonst von irgend wem bedienen lassen.

Deine Mutter bleibt ja, und Eure Eva trifft am nächsten Ersten ein."

„Ich gehe ja auch fort!" sagte er, und ihm wurde zu Mute wie einem kleinen Jungen, dem die Schulferien nahen, so ausgelassen lustig.

„Du wirst es etwas ungemütlich haben," sagte sie bedauernd. „Aber dafür ist Sommer."

Da faßte er sie mit beiden Armen, trug sie hoch durch das ganze Zimmer und setzte sie in ihren Stuhl, dann küßte er sie derb und kräftig auf den Mund, seine Freude mußte sich Luft machen. Darauf erschraken sie alle beide etwas, sahen sich unsicher an und lächelten. —

Am letzten Tag vor ihrer Abreise kaufte Maud einen ganzen Arm voll Blumen und fuhr damit zu Fortunat. Er war seit längerer Zeit krank gewesen und hatte das Haus hüten müssen, so daß sie sich eine lange Weile nicht gesehen; und daß sie nun abreisen sollte, ohne ihm ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben, erschien ihr doch zu wenig freundschaftlich. Sie meinte, sie wäre ihm das nach ihrem fast täglichen Verkehr schuldig. Daß sie auch ihr Herz hinzog, hatte sie sich gegenüber nicht Wort.

Pflichtschuldigst teilte sie aber vorher ihrem Mann ihr Vorhaben mit; sie war nicht die Frau der heimlichen, inkorrekten Handlungen. Er war sehr damit einverstanden, trug ihr Grüße auf und ließ sagen, daß er in den nächsten Tagen einmal vorsehen wollte. — Sie schickte den Diener hinauf und ließ fragen, ob Herr Fortunat sie empfangen könne, so lange blieb sie im Wagen mitten unter ihren Blumen, und als sie bejahenden Bescheid erhalten, raffte sie alle zusammen und verschwand seidenrauschend und duftend im Hausflur, ohne acht darauf zu geben, ob und wer sie vielleicht sah, oder sich noch über den Wagen, der vor Fortunats Wohnung halten blieb, wunderte.

Fortunat empfing Maud in der geöffneten Thür.

„Gnädige Frau," stammelte er, heiß erregt. „Meine liebe gnädige Frau!"

Dabei küßte er feierlich ihre Hände, eine nach der anderen. Sein hübsches Gesicht war ganz blaß von der Krankheit und der augenblicklichen Bewegung.

„Hier bringe ich Ihnen einen Frühlings- und Abschiedsgruß ins Haus, Sie Armer," sagte Maud lächelnd und bot ihm ihre duftige Last. „Ist denn Ihr Hals immer noch nicht besser? Sie haben mir so gefehlt die letzte Zeit."

Er sah sie an. Sein Gesicht war nicht mehr blaß jetzt, sondern rot überflammt, sein Puls ging heftig. „Fieber!" würde der Doktor gesagt haben. —

Sie waren hineingegangen, und Maud begann die Blumen in eine sehr schöne venetianische Krystallvase zu ordnen, dabei warf sie ein paar Blicke in dem Raum umher. Es war das erste Mal, daß sie ihn wieder betrat seit damals mit Luzie und Emil, nun fast ein Jahr her. Sie dachten beide daran, beide mit einer gewissen stillen Reue.

„Wie soll ich Ihnen danken, gnädige Frau, daß Sie zu mir gekommen sind," sagte Fortunat endlich mit halber Stimme. „Jeden Tag fürchtete ich, Sie könnten abreisen — es könnte Ihr letzter hier sein — und ich würde Sie dann nicht wiedersehen vorher! Alle Tage peinigte ich den Doktor, und morgen wäre ich ohne seine Erlaubnis gekommen."

„Morgen bin ich fort," sagte sie und klopfte die Handschuhe gegeneinander, um Blätter und Feuchtigkeit zu entfernen, ehe sie sich niederließ. „Aber ich wollte vorher doch einen herzlichen Händedruck mit Ihnen tauschen, ehe ich gehe. Drei Monate ist eine lange Zeit."

„Ja, die Stadt wird leer!" meinte er und sah nachdenklich auf den Teppich.

Sie sah ihn schalkhaft an.

„Weil ich gehe? Ach, Fortunat, nur der Gegenwärtige hat Rechte."

„Das dürfen Sie mir doch nicht sagen, gnädige Frau!" — Und nach einer Pause setzte er hinzu: „Es ist also bei der Schweiz geblieben?"

„Ja. — Offen gestanden, ich grause mich etwas vor der ersten Zeit, so unbekannt und allein. Ich bin eine gesellige Natur."

„Sie werden bald Gesellschaft finden."

„O versteht sich, aber ob sie mir behagt, das ist die Frage. Konnten nun Sie und Tino nicht mitkommen? Ich hatte mir das so nett gedacht, und es wäre auch so geworden."

„Gnädige Frau," sagte er etwas stotternd, zog eine Rose aus dem Glase und spielte mit ihr. „Wenn mich nun der Arzt auch auf Reisen schickt! Wenn ich zufällig nach der Schweiz käme . . . wenn ich Sie aufsuchte . . . würden Sie das unpassend finden?"

Sie hob ganz langsam den Blick und sah ihn flüchtig an.

„Ich weiß nicht. Es ist wohl besser nicht!"

„Aber nur zehn — vierzehn Tage! Nur eine einzige kleine Reiseunterbrechung —" bettelte er; und wenn er das that, war er eigentlich ganz unwiderstehlich, denn es lag dabei etwas so Kindliches, ans Herz Greifendes in Ton und Blick, daß man kaum den Mut zu einem Nein hatte.

Maud sah von ihm fort in die Blumen hinein, die sie sich näher zog.

„Tino hat es mir ja auch schon vorgeschlagen," sagte sie mit hartem Ton.

„Nun also!! —" Seine Augen leuchteten glückselig auf. — Sie sprang empor.

„Ja, aber begreifen Sie denn das nicht . . . weil er es gethan, darum kann ich doch nicht . . . es ist doch im Grunde genommen unerhört!" Ihre Stimme, zuerst zornig, senkte sich bei den letzten Worten, sie zitterte sogar etwas, und dabei vermied sie seinen Blick.

Er hatte den Kopf gesenkt. Die Nähe der Frau, die er liebte, in seiner Behausung, der Blumenduft berauschte ihn, und dabei krampfte doch ein furchtbares Weh sein Herz zusammen, so daß er hätte weinen mögen.

Sie riß hastig einen Handschuh ab und zerdrückte mit den Fingern das Batisttuch. Ihr Gesicht hatte sich leicht gerötet.

„Es ist ja eigentlich Unsinn," sagte sie dann ruhig wie nach dem Abschluß einer langen Gedanken-

reihe. „Sind wir in der Schweiz etwa andere Menschen als hier? Doch gewiß nicht! Wenn Sie also wollen, kommen Sie mir ruhig nach."

Er nahm ihre Hand und küßte sie, aber er sagte kein Wort. Die große Glückseligkeit, die ihn zuerst durchflutet, war fort.

Sie begann zu plaudern, bald von diesem, bald von jenem, es lag ihr daran, eine recht heitere, harmlose Stimmung herzustellen und festzuhalten, als er das merkte, half er ihr mit feinem Takt.

„Aber ehe ich gehe," sagte sie nach einem Blick auf die kleine Gürteluhr, „möchte ich doch noch Ihr Atelier sehen. Sie verweigerten uns damals den Eintritt. Oder wird es auch entweiht dadurch wie bei uns?"

„Für Sie, gnädige Frau, ist es jederzeit offen."

Sie stand schon auf der Schwelle, jetzt wandte sie ihr lachendes Gesicht über die Schulter zurück ihm zu.

„Also auch bei Ihnen Beschränkung? Das ist ja schrecklich."

In einer Ecke stand, von einem Tuch verhüllt, etwas, dem man nicht ansehen konnte, was es war, darauf hefteten sich Mauds neugierige Augen.

„Darf ich?" fragte sie und machte ein paar Schritte darauf zu.

Er hielt sie zurück. „Nein! Das ist in Wahrheit mein Heiligtum, mein Altar, an dem ich bete, die einzige Stelle in der Welt, an der ich kniee — lassen Sie mir mein Geheimnis."

Er hatte sehr erregt gesprochen, man sah, es war ihm Ernst, denn mit seinen Worten flehten seine Augen heiß und leidenschaftlich. Eine Ahnung, was dahinter verborgen sein konnte, kam ihr und durchschauerte sie, sie holte tief Atem.

„So zeigen Sie mir etwas anderes!" Ihre Stimme klang gepreßt, und ihr Herz schlug, sie vermied sein Gesicht anzusehen.

„Ja. Hier!"

Er zeigte auf eine kleine Gruppe. Venus, die dem heulenden Amor seine Pfeile zerbricht. Die beiden Fäustchen in die Augenhöhlen gedrückt, stand der kleine Bengel, ein Urbild zorniger Beschämung, da, und auch Venus schien böse.

Maud lachte laut auf. Welch köstlicher Humor in der kleinen Gruppe, wie urdrollig alle Figürchen, und daneben welch eminente Kunst im kleinen.

„Ich habe noch nie so etwas Reizendes gesehen," sagte sie und schlug die Hände wie ein Kind zusammen. „O, wie entzückend das ist! Fortunat, weshalb sind Sie so bescheiden?"

Er lachte. „Ich taxiere meinen Wert vollkommen richtig — und deshalb, gnädige Frau — deshalb kann ich auch nach der Schweiz kommen."

„Ja," sagte sie und gab ihm die Hand. „Aber sagen Sie, würde es Sie auch stören, wenn eine Frau — Ihre Frau — um Sie wäre, während Sie arbeiteten?"

Seine Augen nahmen einen sehnenden Ausdruck an.

„Nein, gewiß nicht. Ich denke, das Bewußtsein würde mich beglücken, mich erheben — es käme freilich auf die Frau an."

„Nun — Sie müßten sie lieb haben."

„Dann — ja dann —" sagte er leise.

Sie wandte sich rasch um.

„Kommen Sie jetzt, lieber Freund, es wird spät, ich will nach Hause. Eine Blume schenken Sie mir, nicht wahr? Und nun auf Wiedersehen! Auf frohes Wiedersehen, wo es auch sei, ob hier oder in der Schweiz."

Er küßte ihre Hand, und sie ging davon, nur ein kaum merkbarer, undefinierbarer Hauch ihrer Persönlichkeit blieb in der Luft zurück.

Fortunat warf sich auf den Diwan und verbarg das Gesicht in den Händen.

Er war ja schwer, dieser tägliche Kampf mit sich selbst, dennoch hätte er ihn kaum entbehren mögen, schloß er doch gleichzeitig die Nähe der Geliebten in sich. Aber nun ging sie fort — auf Monate sogar! Eifersucht und das Gefühl tödlicher Verlassenheit nahmen Besitz von ihm und machten ihn ganz unglücklich. — Aber ehe sie ging, hatte sie an ihn gedacht. Sie war bei ihm gewesen, ihre Rosen dufteten zu ihm herüber! — Er sprang auf, nahm die Vase und setzte sie vor die Säule, die den verhüllten Gegenstand trug, als opferte er mit den reizenden Kindern Floras. Dann zog er das Tuch herab. Mauds Büste schaute ihm entgegen, sprechend ähnlich, so wie er sie immer vor sich sah, im Schlafen und Wachen, so wie er sie liebte. —

„Ich kann ihr ein Vierteljahr nicht fern bleiben, ich kann es nicht! Gott helfe mir!" dachte er mit einem tiefen Seufzer. —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Maud war abgereist! — In den Prunkzimmern waren die Möbel in weiße Stoffbezüge gesteckt und die Kronen verhangen; die Dienerzimmer und Küche lagen da wie ausgestorben, denn Nina hatte ihre Herrin begleitet und das andere Personal war teils beurlaubt, teils entlassen.

Auf den Zehenspitzen, als fürchte er Gespenster zu wecken, schlich Martin Heeken durch die stillen Räume und sah sie in ihrer Verzauberung mit einem Ausdruck stolzer Genugthuung an. Wie oft hatte er sich in ihnen quälen müssen, wie oft heimlich mit den Zähnen geknirscht, nun lag eine Zeit goldener Freiheit vor ihm, die er ausnutzen wollte bis zum Äußersten; sie mochten hier gebannt zurückbleiben, und all der Luxus mit ihnen, den er so aus Herzensgrund verabscheute.

Morgen wollte auch er fort, zu Fuß in das Gebirge. Nichts mitnehmen als das Unentbehrlichste und sein eigenes Selbst suchen, das ihm unter all diesem Tand, diesem Wust von Äußerlichkeiten ganz verloren gegangen war. Er hatte so einen tiefinnern Ekel vor allem, was er hier zurückließ, daß er sich auch vor Emil verleugnete, als dieser am Nachmittag gekommen war, wahrscheinlich um ihn

wieder zu einer Abendkneiperei anzuregen und ihn dabei kalt lächelnd um seine Entwürfe zu bestehlen. Er wollte keins von beiden mehr! Der alte Martin Heeken regte sich wieder in ihm, und nur nach dem sehnte er sich.

Seiner Mutter sagte er nur ein flüchtiges Lebewohl, morgen kam ja die Ev', da war für sie gut gesorgt. Außerdem wollte er ja nicht lange bleiben. Nur erst einmal die Seele rein baden und dann arbeiten — dann würde er es können, allein und frei wie er war, das fühlte er.

Es dämmerte kaum, als er schon sein prächtiges Haus verließ, durch das Atelier die Hintertreppe hinunter, im Wollhemd und dem ältesten Anzug, ohne Kragen und Manschetten, mit derben Schuhen und Stock, möglichst aller Kulturanforderungen ledig; und so glücklich war er dabei, daß er fast einen lauten Jauchzer gethan hätte. — —

Acht Tage wollte er fortbleiben — vier Wochen waren schon vergangen. Den Arbeitseifer, der ihn wieder gepackt hatte nach der langen Zeit der Muße, zügelte er wie ein raffinierter Sybarit den Appetit, um ihn immer gewaltiger in sich emporwachsen zu fühlen, aber nun ging es nicht länger, er mußte nach Hause, um jeden Preis.

Bestaubt, sonnenverbrannt, einem Fechtbruder im Aussehen ähnlicher als dem Mann einer reichen Frau, langte er eines Abends an. Er hatte sich tüchtig ausgelaufen, sein kräftiger Körper fühlte sich gestärkt, leichter kreiste das Blut in seinen Adern.

Todmüde warf er sich auf sein Bett und schlief traumlos und friedlich. Als er am nächsten Morgen früh aufstand und sich, salopp gekleidet, wie seit seiner Verheiratung niemals, in sein Atelier begeben wollte, sah er, nachdem er leise die Thür geöffnet, in dem Vorraum die Gestalt eines weiblichen Wesens stehen, ihm den Rücken kehrend und eifrig Staub wischend. Sie trug ein kleingewürfeltes Kattunkleid ohne Besatz, kurze Ärmel und eine weiße Schürze, die fast den ganzen Leib bedeckte. Ihre Bewegungen waren von auffallender Plastik; die runden, weichen Formen der Hüften und Schultern traten bei jeder Drehung und Wendung des Oberkörpers prächtig hervor. Sie hatte blondes, glattgescheiteltes Haar und im Nacken aus dicken Zöpfen ein Nest gesteckt.

Martin Heeken blieb lautlos stehen und betrachtete das lebende Bild vor sich. Seine Augen, besonders geschärft durch all das schöne Natürliche, das er gesehen, erfreuten sich daran. Dabei fragte er sich gar nicht, wer es sein könne, der zu so früher Stunde schon auf und fleißig war, aber allmählich erwachte ihm eine Erinnerung, zuerst verschwommen, dann deutlicher — immer deutlicher.

„Eva!“ rief er laut aus.

Sie schrie auf und ließ das Bronzegefäß, das sie in den Händen hielt, fallen. Vor Schreck zitternd, stützte sie sich auf den nächsten Stuhl und wandte ihm ihr erblaßtes Gesicht zu.

„Jesus — der Martin!“ sagte sie tonlos.

Er kam näher.

„Ev', Ev', was ist denn aus Dir geworden! So ein schönes, frisches Mädel!“ Seine Augen leuchteten ordentlich. „Ich habe Dich ja gar nicht erkannt im ersten Augenblick.“

Sie lächelte etwas unsicher.

„Aber Du weißt doch, daß ich hier bin — bei der Mutter.“

„Freilich weiß ich's. Aber in so einem Getriebe den ganzen Tag, da vergißt man's.“

Sie war jetzt dunkelrot geworden, man sah es deutlich auf ihrem Gesicht, daß sie etwas bedrückte, so daß sie gar nicht acht gab auf das, was er sagte.

„Aber was hast Du denn, Eva?“ fragte er, faßte sie unter das Kinn und hob ihr Gesicht in die Höhe. „Wie siehst Du denn auf einmal aus?“

Sie schlug scheu die Augen nieder.

„Der Schreck —“ murmelte sie — „ich hab' es vergessen — — Du mußt nicht böse sein . . .“ Sie hielt sich erschrocken den Mund zu und sah ihn hilflos an.

„Was hast Du, Eva? Jetzt will ich es wissen!“

Den kurzen, kommandierenden Ton kannte sie noch genau aus ihrer gemeinsamen Jugendzeit, sie hatte sich ihm immer gebeugt; daß er ihn inzwischen völlig verlernt, konnte sie nicht wissen, aber ihr gegenüber fand er ihn auch sofort wieder.

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Einem feinen Herrn mit einer Frau und so viel Geld kann ich doch nicht mehr ‚Du‘ sagen — ich bin ja nur ein armes Dienstmädel geblieben,“ sagte sie endlich resolut und wischte sich die feuchten Wimpern.

Er lachte auf.

„Närrisch bist Du, Ev'!“ Er sah an sich herunter. „Sehe ich denn aus wie ein feiner Herr? Will ich ein feiner Herr sein? Möchtest wohl gar ‚Gnädiger‘ zu mir sagen?“

Sie lachte nun auch.

„Ach, Martin . . .“ dabei betrachtete sie ihn von Kopf bis zu Fuß, „was bist Du doch anders geworden! So fein — und so — so — —“ sie hatte hübsch sagen wollen, verschluckte es aber im letzten Augenblick. „Na, halt ein Herr,“ schloß sie.

Er lachte wieder.

„Du, Ev', das ist nicht wahr! Aber nun sag mal, wie gefällt es Dir denn hier? Macht Dir die Alte nicht das Leben sauer?“

Sie sah sehr entrüstet aus.

„Geh, Martin, wie magst Du so reden? Es ist doch Deine Mutter. Aber wir vertragen uns ganz gut zusammen. Und ein Glück war's, daß ich gleich die Stelle fand, als meine Gräfin gestorben war. Denk nur, die Eltern können doch nicht so ein großes Ding mitfüttern, wie ich bin, und zu allen Leuten mag ich nicht, und mein Sparkassenbuch doch auch nicht angreifen. — Warum sollt es mir bei Euch nicht gefallen? Höchstens ein bißchen mehr Arbeit wünsche ich mir.“

Sie wandte sich wieder ihrer Beschäftigung zu, und er warf sich auf die Chaiselongue und sah ihr zu. Auf einmal lachte sie laut auf.

„Gelt — Martin, das ist doch mal spaßig! Wir zwei hier in diesem feinen Zimmer, und Du der Herr drin, liegst auf dem Sofa, brauchst gar

nichts zu thun, wenn Du nicht willst — und ehemals hattest Du oft keinen Bissen Brot, und ich teilte mit Dir."

Er sah sie an wie sie leiser vor sich hinlachte, so daß sich die Grübchen noch immer in ihren Wangen vertieften, über die er früher so viel gespottet hatte, und die er jetzt entzückend fand. Etwas ganz Neues, Unbekanntes schwellte ihm das Herz. Er glaubte es wäre die Sehnsucht nach der Jugend, der zügellosen, sorglosen Freiheit, weil es so süß war, darum seufzte er etwas und sagte:

„Es war doch schön, Eva, nicht?"

Sie stellte sich neben ihn und stemmte einen Arm in die Seite; keine feine Pose, aber sie kleidete es.

„Ich weiß nicht, Martin. Ich meine jeder neue Tag ist schöner als der vergangene! Ich bin gar so glücklich! Alle Leute mögen mich gern und sind gut zu mir — ich freue mich, daß die Sonne scheint, daß es regnet, daß ich gesund bin. Es ist ein so viel herrliches Leben."

Er sah sie immerfort an, wie sie sprach, wie sich in ihrer gesundheitsstrotzenden Erscheinung so recht die harmlose Lebensfreude verkörperte, von der sie sprach, und ein Funke davon sprang auch auf ihn über, der Bestätigung suchte in der so lange vernachlässigten Arbeit. Er richtete sich auf.

„Warst Du schon da drinnen, Ev'?" fragte er, auf die Thür des Ateliers zeigend.

Sie nickte. „Du wirst kein Stäublein finden, Martin."

„So meine ich es nicht. Wie gefällt es Dir?"

Sie machte ein ganz erschrockenes Gesicht.

„Was versteh ich denn davon! So ein dummes Ding wie ich bin! Aber wenn ich so lange drauf hinschau, dann wird mir eigen zu Mut. Halb fromm, halb traurig, und einen Respekt habe ich davor, das kann ich Dir gar nicht sagen, und darum auch vor Dir, der Du das alles zu machen verstehst . . ."

Sie hatte zum Schluß leiser gesprochen und schwieg jetzt ganz, denn offenbar hörte er nicht mehr zu; mit starken Schritten ging er in sein Atelier, aber er machte die Thür nicht fest zu, noch weniger verschloß er sie wie sonst. Daß Eva nebenan war störte ihn nicht, im Gegenteil, wenn es ihm zum Bewußtsein kam, empfand er es nur wohlthuend.

Halb fromm, halb traurig hatte sie gesagt. Das gefiel ihm, und nun wollte er wieder etwas schaffen, was das auch verdiente, oder noch mehr, und dann wollte er sie fragen, wie ihr bei dem Anblick zu Mute war.

Merkwürdig, wie ihm auf einmal die Arbeit von der Hand ging! Freude und Befreiung war sie für ihn. —

Um Mittag klopfte es leise an seine Ateliertthür, und Eva rief ihn zum Essen.

Wie früher trocknete er nur die Hände an dem groben Handtuch, und in seinem Wollhemd, unfrisiert und unrasiert ging er hin zu seiner Mutter, den Kopf voll von seiner begonnenen Arbeit, mit eigentümlich leuchtendem, verinnerlichtem Ausdruck in den Augen. Schweigend aß er, was man ihm vorsetzte, ohne darauf zu achten, was es war, schweigend ging er, denn niemand wagte ihn zu stören.

Erst am Abend kam er wieder, heiß, salopp, überarbeitet, aber er kam mit einem Gefühl von friedlicher Glückseligkeit, wie er es noch nie in seinem Leben kennen gelernt hatte.

Es regnete draußen, leise und lind, als bereite der Himmel seinen Geschöpfen liebevoll ein laues Bad, in Frau Heekens Stube standen die Fenster weit auf, das hatte Eva durchgesetzt, und die beiden Frauen saßen am Tisch mit der Lampe, grobe schwere Strickzeuge in der Hand. Als Heeken eintrat, erhob sich Eva geschwind.

„Gelt, Du bist hungrig, Martin, ich hab' Dir aufgehoben. Da setz Dich her und iß."

Sie deckte geschwind den halben Tisch mit einem weißen Tuch, dann holte sie das Essen, einfache Hausmannskost, Gemüse, Kartoffeln und Fleisch in einem Topf gekocht, aber Heeken glaubte, noch nichts Delikateres gegessen zu haben. Er aß wie ein Wolf. Die Alte sah ihm zu und schmunzelte.

„Ja, die Eva kocht gut," sagte sie dann, mit den Lippen schmatzend. „Was sie bei Euch immer zurecht machten, das konnte ja kein Christenmensch essen! Die Köchin brachte mir manchmal ein Töpfchen voll, aber dabei wäre ich verhungert."

Auch ihrem Sohn schien es, als habe er seit langer, langer, undenklich langer Zeit zum ersten Mal wieder nach seinem Geschmack gegessen, und er nickte der Eva zu.

„Was Du für schöne Arme hast!" sagte er auf einmal unvermittelt und blickte darauf hin, die, schön geformt, weiß und voll sich aus den kurzen Ärmeln heraushoben. „Wirklich, Eva, schöne Arme!"

Sie runzelte die Stirn.

„Mußt mich nicht verspotten," sagte sie ärgerlich.

Er stand auf und setzte sich auf die Tischecke neben sie.

„Ich spotte nicht! Ich als Bildhauer muß das doch wissen! Schöne Arme!" Und er strich mit dem Finger über das weiche, warme Fleisch.

Eva stand auf und machte sich am Herd zu thun, die Alte griente und rief ihr nach: „Bist ein dummes Ding, Du! Der Martin ist ja ein verheirateter Mann."

Sie freute sich im stillen, daß das Mädchen dem Sohn gefiel, das würde seine Frau, dies häßliche, magere Geschöpf in ihren Augen, kränken müssen, und sie nahm sich vor, die Eva auf Kosten dieser gehaßten Schwiegertochter herauszustreichen wie es nur ging.

Sie sollte sich grün und gelb ärgern dieses Weib, das nicht einmal gestatten wollte, daß die Dienstboten des Hauses für sie sorgten und sich um sie kümmerten. Grün und gelb! Darin gipfelte ihre Rachsucht.

Stecken würde ihr das schon jemand. — Und wenn dann die junge Frau zornig und unglücklich sein würde, dann wollte sich die Alte heimlich ins Fäustchen lachen.

Weitere Kombinationen ließ ihr enger Verstand

nicht zu. Daß sie vielleicht auf diese Weise den Ast absägte, auf dem sie saß und es sich wohl sein ließ, fiel ihr gar nicht im Traum ein. Daß Maud fortgehen und ihr Geld mitnehmen könne, daran dachte sie gar nicht, sie hatte nur den einen Wunsch, sie zu ärgern mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen.

Draußen hatte es mittlerweile aufgehört zu regnen. Eine wundervolle weiche, dunkle Sommernacht blieb zurück. An die eine Seite des Ateliers stieß der Park, den Maud mitgemietet, aber kaum jemals benutzt hatte. Es war auch eigentlich eine etwas euphemistische Bezeichnung, denn der Raum war nur klein, mit einer Laube, einem paar Blumenrabatten und einigen alten Bäumen, aber es war doch wenigstens grün und luftig da draußen.

„Willst Du mit hinunter kommen, Ev'?" fragte Martin aufspringend, indem er sich reckte und dehnte. „Hier ist es heiß."

„Nein, danke schön."

„Gehst gleich mit?" zeterte die Alte. „Was bist Du für ein elliges Ding! Wenn doch der Martin noch so gut sein will und Dir alles zeigen."

Sie sah ihn zweifelnd an, er lächelte ruhig. „Kannst dreist mitkommen," sagte er.

Sie gingen nebeneinander durch den Garten, immer auf und ab, schweigend. Die Eva hielt ihre Arme mit den Händen umklammert.

„Brauchst mir nicht böse sein," sagte Martin endlich, „das ist keine Schand, wenn man jemand sagt, daß er etwas Schönes hat."

„Ich höre es aber lieber nicht."

„Meine Frau, siehst Du, hat mich wohl nur genommen, weil ich ihre Hand schön fand."

Eva blickte auf die ihrigen und versteckte sie hastig.

„Deine Frau," sagte sie kurz, „daß ist etwas anderes. Solche feinen Damen können viel anhören, aber so ein armes Dienstmädel, das brav bleiben will, nicht."

„Ich sage es nicht wieder," versprach er.

Sie sah ihn freundlich, fast zärtlich an.

„Erzähle mir nun von Deiner Frau, Martin, ich fürchte mich beinahe vor ihr."

Er zog die Stirn in Falten.

„Meine Frau, — ja, das ist so — ich weiß nicht, was ich Dir von der erzählen soll — wirst ja selber sehen, Eva."

Sie seufzte. „Ich habe grausame Furcht — meine Gräfin war immer so gut zu mir. — Hast Du sie denn lieb, Martin?"

Sie sah mit so ehrlichen Augen zu ihm empor, er wußte auf einmal deutlich, daß er seine Frau nie lieb gehabt hatte, nie lieb haben würde.

„Weiß nicht!" sagte er kurz.

Da lachte sie unbändig.

„Du Narr, Du! Ob man jemand lieb hat, das weiß man schon — ich würde es schon wissen."

Es verschlug ihm sekundenlang den Atem.

„Hast Du jemand lieb, Ev'?"

„Nein!" sagte sie geschwind, und die ehrlichen Augen sahen ihn wieder an. „Nein — gewiß nicht, Martin." — — —

Was für eine wunderliche Zeit begann jetzt für Heeken! Er begriff nicht, woran es lag, daß ihm die Arbeit plötzlich so gewaltig von Händen ging, daß ihm alles gelang, was er nur anrührte! Und dabei doch nicht ein so völliges Konzentriertsein auf seine Gedanken, wie im vorigen Jahre bei seiner Gruppe, vielmehr eine stille, innere Glückseligkeit, ein ausruhendes Behagen trotz alledem.

Oft stand er in Nachdenken und Prüfen versunken vor seinem neuen Werk, aber jedesmal sagte er sich, daß es gut war, gut werden würde.

Ein lebensgroßer nackter Mann mit gefesselten Armen zwar, aber eben im Begriff, diese Fesseln zu zersprengen. Man sah es an den bis zum Zerreißen gespannten Muskeln, den straffen Adern, daß er sein Leben an seine Freiheit setzte, man wußte aber auch, daß es ihm gelingen werde. Aus den weit aufgerissenen Augen zuckte schon ein erster Strahl des Sieges, aus den geblähten Nüstern sprach die trotzige, unzerstörbare Kraft des Ringenden.

Schon jetzt, obgleich noch lange nicht fertig, sah man, daß es ein Meisterwerk war, was er da gestaltete, und machmal hob er den heißen Kopf und blickte von dieser Arbeit auf die Schlange und drohte ihr mit der Faust, als wäre sie schuld an der Qual der ganzen letzten Zeit.

Und dann, wenn er müde war, ging er hinüber zu seiner Mutter, um auszuruhen. Nicht etwa, daß er plötzlich Genüge an dem unaufhörlichen Geklatsche gefunden hätte, mit dem sie ihn neuerdings empfing, er achtete meist gar nicht auf sie, aber — da war Eva — — Es gab Tage, an denen er kein Wort mit ihr sprach, nur allein ihre Nähe brachte ihm ein Gefühl von Frische und Frieden. Und sie war immer gleich freundlich, gleich heiter und lebensfroh, ob die Alte auch manchmal, ihrem Charakter gemäß, mit ihr zankte, oder Tag um Tag verging, ohne daß sie herauskam zu irgend einer Unterbrechung ihres einförmigen Lebens, wie es doch ihrer Jugend zukam. Sie schien gar keine Sehnsucht danach zu haben. Und umsorgt fühlte sich Martin, ohne daß er so recht wußte wie oder wo, wie noch nie in seinem Leben, obgleich er Gattin und Diener sonst besaß und jetzt das ganze Haus wie ausgestorben dalag, als wäre es Dornröschens Schloß. —

An einem Montag, morgens als er aufstand und keine besondere Schaffenslust fühlte, denn es war sehr heiß, wandelte ihn einmal die Lust an, sich in seinen eleganten Sachen zu zeigen. Nicht etwa, daß er Eva damit imponieren wollte, es war vielleicht nur das heimliche Behagen dabei, sich alles dessen wieder nach Lust und Laune entledigen zu können.

Im blauseidenen Hemd und Sammetjackett trat er bei seiner Mutter ein.

„Jesses der Martin!" sagte Ev' ganz erschrocken, stand auf und schüttete das junge Gemüse, das sie putzte, unachtsam auf den Boden. Er kam ihr so fremd vor, auf einmal herausgerückt aus ihrer Sphäre, ein anderer geworden, und das that ihr ordentlich am Herzen weh.

„Ja, das gefällt Dir!“ meinte er lächelnd und setzte sich auf den Stuhl am Fenster.

„Nein, das gefällt mir nicht!“ Ihre Stimme klang traurig, sie wußte es vielleicht gar nicht.

„Aber warum denn nicht, in Gottesnamen? Ich denke alle Weiber sind für Putz und Staat.“

Sie sammelte am Boden ihr Grünzeug und das Messer zusammen, im Gesicht flammendrot.

„Kann schon sein, aber ich nicht. Weißt Du, so bist Du mir eben nicht der Martin, den ich kenne und gern gehabt habe seit meiner Kindheit.“

„So? Gern hast Du mich gehabt?“ wiederholte er nachdenklich und trommelte mit den Fingern auf dem Fensterbrett.

Sie putzte eifrig. „Ja, warum denn nicht,“ sagte sie so nebenhin. Eine Weile schwiegen sie, dann fing Eva wieder an. „Man meint manchmal, in solchen Kleidern stecke ein eigenes Leben. Ich hab' auch eins von meiner Gräfin geschenkt bekommen, das ist mordsfein! So viel Spitzen und Bänder, und der Stoff so zart. Ich habe mich auch sehr gefreut, aber am liebsten sehe ich es doch im Schrank an; wenn ich es einmal anziehe, dann ist es, als ob mir die Gräfin mit in die Glieder gefahren ist, ich bin gar nicht wie sonst, kann mich kaum trauen zu rühren — aber hierin —“ sie hielt einen Zipfel ihres einfachen Waschkleides hoch, „hierin bin ich die echte Eva, die arbeiten kann und sich freuen kann beim Geringsten.“

„Hast recht,“ meinte er, blickte an sich herunter und schämte sich beinahe. „Wir sind nicht dahinein geboren; für die mag es anders sein.“ Dann ging er in sein Zimmer und zog seine alten Kleider wieder an, ganz verächtlich schleuderte er das seidene Hemd beiseite. Eva nickte ihm freundlich zu, als er zum Essen kam, so war er ihr wieder der alte.

Aber die Hitze draußen machte sich besonders unangenehm in den Zimmern der alten Frau geltend, sie selber saß nickend auf ihrem Stuhl und Eva blies mit vollen Backen Luft von sich und strich sich träge über das erhitzte Gesicht.

„Was sitzest Du auch hier den ganzen Tag,“ sagte Martin endlich gähnend, „komm mit ins Freie, kennst so wie so noch nichts von allem, was schön ist, armes Ding Du.“

Sie sah ihn mit aufleuchtenden Augen an. „Ach Du, das wäre aber einmal schön! Wo denn hin?“

„Ganz egal. Wo man einen Atemzug frischer Luft hat und womöglich Wasser dazu.“

„Herrgott, wär das — aber Du wirst nicht dürfen — Deine Frau . . .“

Er lachte. „Hat meine Frau nicht dasselbe auf ihre eigene Hand? Darum, Ev', brauchst Du Dich nicht grämen. Willst Du?“

„Ob ich will,“ lächelte sie mit strahlenden Augen.

Die erwachte Alte keifte vor sich hin, sie wollte nicht allein bleiben, aber Martin wehrte sie ab.

„Seid nicht so närrisch, Mutter! Und Du zieh Dich an, Ev', aber fix, fix.“

„Soll ich mich fein machen? Das Gräfinnenkleid?“ forschte sie schelmisch.

„Nein; ich nehm lieber die Ev' mit, die ich kenne.“

Sie lachte. „So geh ich auch lieber mit Dir, Martin. Wir zwei passen doch eigentlich sehr gut zu einander.“ Sie erschrak wohl etwas, und in dem Gedanken, er könne es am Ende übel nehmen, daß sie so oft die große Kluft zwischen ihnen vergaß, setzte sie schnell hinzu: „Natürlich weiß ich es recht gut, Du thust nur mir zu Gefallen so, Martin, damit ich mich nicht vor Dir genieren soll, aber gut ist's darum doch von Dir, sehr gut.“

Er sah ihr ganz verdutzt nach. Bildete sich Eva wirklich ein, er könne sich aus dem ganzen Krempel etwas machen? Das erschien ihm lächerlich. Absolut lächerlich! Er wollte es ihr auch sagen. Aber als sie so nebeneinander den ganzen Nachmittag und Abend im Grünen umherschlenderten, nebeneinander zwar, aber ohne sich zu berühren, da war er so glücklich, hatte so absolut alles vergessen, was ihn zu Hause je bedrückte, daß er mit keinem Gedanken daran dachte.

Es war ein sehr primitives Vergnügen, das sie genossen. Jede nur etwas verwöhnte Frau würde sich dafür bedankt haben. Martin hatte sich das Bewußtsein, daß er Geld, viel Geld besaß, noch gar nicht zu eigen gemacht, er hielt an seinen Gewohnheiten fest, die ihn immer Knappheit und Sparsamkeit gelehrt hatten. Daß er einen Wagen nehmen konnte und fahren, wo die Mittellosigkeit zu Fuß lief, daß er teuren Wein trinken und sich das Leben leicht machen konnte, daran dachte er nicht. Er lief zu Fuß und trank billiges Bier wie die andern. Eva war es zufrieden, sie kannte es nicht anders, und zudem kam sie heute zum ersten Mal seit all ihren Dienstjahren in das Freie. Sie hatte keine Bekannte besessen, die sie etwa mitgenommen, und allein wagte sie keinen größeren Ausflug. Ihr Herz quoll über vor Dankbarkeit gegen Martin.

Und dann war es so schön hier am Wasser unter den alten Bäumen, so friedlich und still in der sinkenden Dämmerung, daß Eva ganz verstummt war, obgleich sie sonst in ihrer munteren Art genug geplaudert und gelacht hatte, ohne das viele Schweigen ihres Nachbarn befremdlich oder beleidigend zu finden. So war er ja immer gewesen, schon als Kind.

Sie saßen abseits von den andern, im Winkel versteckt, und Eva überkam es plötzlich wie heiße Rührung, ganz leise stahl sie ihre Hand in diejenige Martins.

„Ich danke Dir auch viel tausendmal, daß Du mich mit hergenommen hast, und daß Ihr alle so freundlich gegen mich seid, Du und die Mutter.“

Er gab keine Antwort, aber er hielt ihre Hand fest, und obgleich sie weder schmal noch weiß und weich, wie diejenige seiner Frau war, durchströmte ihn ein ungekanntes, seliges Gefühl von Wohlbehagen.

„Mein Himmel, Heeken! So wahr ich lebe, Heeken!“ sagte in diesem Augenblick die näselnde Stimme Emil Quensels, und der Engel des Glücks, der einen Augenblick über den beiden geschwebt, entfloh schleunigst. „Du bist also schon zurück? — Aber

nicht allein, wie ich sehe — Pardon — stören wollte ich nicht.“

Er warf einen unverschämten, prüfenden Blick, dessen Bedeutung Heeken glücklicherweise nicht verstand, auf Eva, die ihre Hand schnell aus derjenigen Martins gezogen und rot und verlegen dasaß.

„Warum solltest Du denn stören?“ fragte dieser ruhig. „Wir sitzen hier ja frei — offen vor aller Welt.“

Emil räusperte sich, gerade das fand er ja so bodenlos unverschämt.

„Willst Du mich dann der Dame vorstellen?“ sagte er sehr seriös.

„Ach, vorstellen! Hat sich was!“ brummte Martin. „Das ist die Eva Leitner aus meinem Dorf, mit der ich groß geworden bin, und Du, na, Du bist halt auch so ein Bildhauer.“

„Außerordentlich formvoll und schmeichelhaft,“ lachte Emil. „Das muß ich sagen! Aber Du bist nun einmal ein Original. Gestatten Sie mir, mich zu setzen, Fräulein Eva?“ Er lüftete den kleinen grauen Filz mit der Grandezza eines alten Nobile. Sie nickte stumm, aber auf ihrem Gesicht war deutlich zu lesen, daß es ihr nicht angenehm war. Der Fremde hatte eine so zudringliche Art, sie anzusehen.

Emil war ganz entzückt von der frischen, kraftstrotzenden Schönheit Evas. — „Der Heimlichthuer — der Leisetreter,“ dachte er unablässig. „Kaum dreht die Frau den Rücken, holt er sich seine Liebste her, zeigt sich mit der öffentlich. So eine Frechheit! — So eine beispiellose Frechheit! Ja, der Bauernbengel hat es in sich! Viel zu schade ist das Mädel für ihn, viel zu schade, wie auch die Frau!“ Und er beschloß, da er bei Maud keine Aussicht sah, hier wenigstens zu versuchen, ihn aus dem Sattel zu heben — „Ich begreife gar nicht, was die Weiber an dem ungeschlachten Kerl haben?“ dachte er.

Demzufolge war er sehr liebenswürdig gegen Eva, aber sie schien wie auf den Mund geschlagen, er hatte nur geringes Glück mit ihr. Trotzdem reizte sie ihn auf das äußerste. Als er einen Augenblick das Paar verließ, sah das Mädchen beklommen zu ihrem Begleiter auf, er verstand den Blick.

„Gefällt Dir nicht sehr, mein Freund, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ach, Martin, wären wir doch allein geblieben!“ seufzte sie aus innerstem Herzen.

„Wäre mir auch lieber gewesen! Aber sieh, Ev', er ist doch ein hübscher, fescher Kerl!“

„Aber kein guter!“ behauptete sie mit unumstößlicher Bestimmtheit.

Dann kam Emil zurück. Er hatte unterwegs ein paar Freunde getroffen und ihnen in aller Eile von Heekens Liebelei und phänomenaler Frechheit erzählt. Einer nach dem andern schlängelte sich neugierig an dem Paar vorbei, und Emil saß als dritter im Bunde mit am Tisch, trank viel Bier, rauchte und sprach, ohne besondere Erwiderung zu finden.

„Was macht Deine Frau, Heeken?“ fragte er endlich, mit einem Seitenblick auf Evas Gesicht. Die Erwähnung der legitimen Rivalin konnte sie doch unmöglich ganz kalt lassen. Aber Eva zuckte mit keiner Miene.

„Verstellung!“ dachte er, „so jung, so dumm, und doch als mütterliches Erbteil halb unbewußt die Fähigkeit dazu.“

„Ich glaube, es geht ihr gut.“

„Ist sie noch immer in der Schweiz?“

„Ja.“

„Und Fortunat?“

„Ist auch da, er hat es mir geschrieben.“

Emil klopfte ihn auf die Schulter.

„Beneidenswerter Ehemann,“ sagte er nur.

Da sah ihn Eva mit funkelnden Augen an.

„Es scheint, der Herr hat den Glauben an alle Anständigkeit verloren, schlimm genug für ihn,“ sagte sie kampfeslustig, denn ihr, dem natürlichen Weibe, wurde recht gut die Niederträchtigkeit bewußt, die die wenigen Worte ausdrückten, die Martin harmlos hinnahm, weil er sie gar nicht verstanden hatte.

„Na, Ev'!“ sagte er denn auch ganz verblüfft.

Emil aber lächelte nachsichtig.

„Du hast ja einen warmen Verteidiger in dem Fräulein.“

„Als ob er einen brauchte,“ meinte sie geringschätzend, und dann ging sie stumm neben den beiden Männern her, im stillen traurig, daß der schöne Abend so ein Ende nehmen mußte! Wären sie doch allein geblieben! Und dem Martin, dem mußte sie es morgen gewiß stecken, was für ein hinterlistiger Mensch sein sogenannter Freund war. Er hatte ja nicht einmal etwas gemerkt, obgleich sie sofort gewußt hatte, wo er hinaus gewollt mit seinen Bemerkungen. Freilich, die Mutter hatte ihr ja von der Schwiegertochter genug erzählt, mehr als sie ihr glaubte, denn sie kannte die Vornehmen besser, von ihrer Gräfin her, und mehr als der Martin jedenfalls wußte. Ein tiefes Mitleiden mit ihm überkam sie, aber sie wagte nicht, es ihm zu zeigen.

„So!“ sagte Emil, als sie vor der Thüre des Hauses standen. „Nun ist das Fräulein sicher heimgeleitet, jetzt kommst Du mit in den Verein. Langmann geht nach Düsseldorf, dem gilt der heutige Abschiedsschoppen.“

Martin sah unbehaglich aus. Er hatte jede Lust an diesen Kneipabenden verloren seitdem er wieder arbeitete und es dann zum Feierabend so gemütlich wurde, wenn Eva das Abendessen auftrug. Er hatte sich auch vorgenommen, nicht wieder in diese alten Sünden zurückzufallen, denn der nächste Morgen hatte ihn immer untauglich zur Arbeit, matt und wirr im Kopf gefunden.

„Ich möchte lieber zu Hause bleiben,“ sagte er, den Schlüssel einsteckend, „ich bin müde.“

„Aber das wäre höchst unkollegialisch! Fräulein Eva, machen Sie doch einmal Ihren Einfluß geltend, Ihnen wird er kaum widerstehen.“

Martin runzelte die Stirn. „Was geht das die Ev' an? Laß mir die Ev' aus dem Spiel. Ich komme mit.“

All ihrer frohen Stimmung bar, stieg Eva die Treppen hinauf, froh, daß die Alte schlief und nichts mehr fragte. Zum ersten Mal, seit sie hier war,

fühlte sie sich traurig und beklommen, und lange floh sie der Schlaf.

Die beiden Kollegen gingen ihrem Vereinslokal zu, es war eine köstliche Nacht und sie beeilten sich nicht. Zuerst schwiegen sie, dann sagte Emil:

„Das war ein reizendes Mädel, Martin," er rauchte heftiger. „Nicht von jener untadelhaften banalen Schönheit wie unsere Damen, die ihre Reize vom Friseur und der Schneiderin erborgen, sondern von jener ländlichen Schönheit, deren Haut durch die Sonne gebräunt und deren Leib in seiner natürlichen Formenpracht das Entzücken der Künstler ist . . . an denen kein Mann vorübergeht, ohne daß sein Auge flammt und sein Blut rebellisch wird — Du bist ein glücklicher Mensch."

Heeken blieb jäh stehen; trotz des nächtlichen Dunkels schien Emil sein Gesicht erblaßt.

„Was hat das mit mir zu thun?" fragte er, und ein schwerer Atemzug hob seine Brust.

„Sie gehört doch Dir, mit allem, was sie besitzt. Und wenn es noch nicht der Fall ist, wird es nur eine Frage der Zeit sein. Sie liebt Dich!"

„Was Du klug bist!" Er lachte schrill auf. „Sie weiß ja, daß ich verheiratet bin. Weißt Du, mein Lieber, in unserm Stand, da ist die Ehe noch etwas Heiliges, etwas, um das man sich nicht herumstiehlt, wenn man gerade das Gelüst dazu hat."

Emils Hand im perlgrauen Handschuh legte sich vertraulich auf Heekens Arm.

„Wenn's also so käme, wärst Du ein beneidenswerter Sterblicher — und wenn es nicht so käme — — läßt Du dann jedem andern freie Bahn?" Es lag etwas Lauerndes in der letzten Frage.

In Martins Gesicht schoß plötzlich heiße Glut, er ballte die Fäuste und schüttelte sie in die Luft hinaus.

„Wer mir dem Mädel etwas anthät, dem braven Mädel, der bekäme es mit mir zu thun! Heiliges Kreuz! Die Knochen im Leibe thät ich ihm zerschlagen — noch habe ich Fäuste — Fäuste . . .!" Er atmete heftig.

„Rege Dich doch nicht so unnütz auf," sagte Emil und brannte eine neue Cigarette an, „Du bist ja in der Vorhand."

Heeken war sehr still an diesem Abend unter den jungen Künstlern. Er trank auch nur wenig, obgleich ihn eine Glut durchfieberte, wie er sie bisher noch niemals gekannt. Mochte er nun in sein Glas oder geradeaus sehen, immer stand Evas Bild vor ihm; nicht wie er gewohnt war, sie anzusehen als seine Jugendgespielin, sondern so wie sie ihm Emils Worte gemalt hatte, als das begehrenswerte Weib, dessen Schönheit ihn reizte, dessen Herz ihm gehörte.

Und er wußte doch, daß das ein Unrecht war! — Schweißtropfen perlten ihm auf der Stirn, als er, ziemlich unbemerkt, sich erhob, um nach Hause zu gehen. Er mußte mit sich allein sein, mit sich ins reine kommen, ob er Eva wirklich liebe, oder nur eine augenblickliche Erregtheit der Sinne ihn narrte. Solch einen Zustand kannte er ja gar nicht. — Lange irrte er durch den Stadtpark, bis der erste Morgensonnenstrahl aufzuckte, dann eilte er heim und warf sich erschöpft auf sein Bett. Immer noch wußte er nicht genau, was ihn eigentlich so quälte. Gefühle und Empfindungen dieser Art waren ihm so unbekannte Dinge, aber während er im Halbschlaf dalag, war es ihm, als beugte sich Eva an sein Ohr und flüsterte ihm zu:

„Aber Martin, was wehrst Du Dich so! Das ist die Liebe, die Du Dir so sehr gewünscht hast — und die Liebe kann nichts Unrechtes sein, wenn nur die Menschen dabei brav bleiben."

Also war es die Liebe! — Aber vor der fürchtete er sich seit heute nacht gerade. — —

Als Heeken den Verein verlassen, gab Emil eine abscheuliche Schilderung des heutigen Abends zum besten, und allen galt ausgemacht, was sich das keusche Gefühl des Mannes nicht einmal im Dunkel der schweigenden Sommernacht zu gestehen wagte.

Sie witzelten und spöttelten und lachten auf seine Kosten, und freuten sich auf den Skandal, der bei „solcher Frechheit" sicher nicht ausbleiben würde, denn „die Frau mit all ihrem Gelde wäre ja närrisch, wenn sie sich solche Liebschaft im eigenen Hause gefallen lassen würde."

„Macht sie es denn besser?" fragte Emil. „Bei einem solchen Mann! Solchem Esel von Mann zwar entschuldbar." —

Als sie an diesem Abend, oder vielmehr Morgen, auseinandergingen, da war kein guter Fetzen mehr an dem Heekenschen Ehepaar, so brav hatten sie es zerpflückt.

Dreißigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen fand Eva die Thüre zu Heekens Atelier verschlossen, auf ihr leises Klopfen kam keine Antwort. Einen Augenblick blieb sie lauschend stehen, da sie ihn aber herumgehen hörte, wußte sie, daß er bei der Arbeit war und nicht gestört sein wollte. Vor seinem Genie, das sie nicht zu beurteilen vermochte, vor den großen, stillen, weißen Gestalten seiner Phantasie hatte sie aber einen so tiefen Respekt, eine so große, fast heilige Scheu, daß sie ihn um keinen Preis der Welt rücksichtslos unterbrochen haben würde. Brauchte er etwas, würde er schon von selbst kommen; und ohne einen Ruf entfernte sie sich wieder.

Hinter der verschlossenen Thür stand Heeken und zitterte; er wagte sich nicht hervor, er wagte nicht, Eva in die Augen zu sehen, aus Furcht, sie könnte ihm all seine häßlichen Gedanken aus dem Gesicht lesen, und dann hätte er sich vor ihr in Grund und Boden geschämt.

Die Hände zitterten ihm immer wieder, sie wollten dem Arbeitswillen nicht gehorchen, aber er fühlte recht gut, wenn er sie nicht zwang, würde er auch nicht Herr über sich und sein Blut, dann . . . er dachte nicht weiter, mit aller Kraft warf er sich wieder auf die Arbeit und siehe da, es gelang! Alles, was ihn so schrecklich gepeinigt, ließ endlich ab von ihm, sein Denken wurde ganz klar und ruhig.



Unter eifrigem Schaffen verging ihm die Zeit, und als er erst abends abgespannt und hungrig bei den Frauen eintrat, lag die Nacht und der Tag wie ein wüster Traum hinter ihm.

„Du siehst aber schlecht aus, Martin,“ sagte Eva mitleidig und rückte ihm das Essen zurecht. „Hättest Dich nicht so anstrengen sollen! Es ist ein Gewitter in der Luft, das fühlt man im Körper lange vorher.“

Er nickte nur, aber seine Schweigsamkeit fiel ihr nicht weiter auf. — —

Emil hatte kein besonderes Glück mehr mit seinen häufigen Besuchen im Heekenschen Hause. Mochte er kommen, wann er wollte, Eva sah er nirgends, so sehr er auch suchte und spähte. Auf seine darauf bezüglichen scherzhaften Bemerkungen schwieg Martin beharrlich; ja allmählich kam es immer häufiger vor, daß er trotz allem Klopfen und Rufen schon vor der geschlossenen Ateliertür umkehren mußte. Er ärgerte sich und ahnte nicht, daß ihn Heeken, wohlversteckt, erst wieder abziehen ließ, ehe er sich hervorwagte, denn Emil war ihm wieder ein Greuel geworden seit jener letzten Kneipnacht. Er fürchtete ihn geradezu, und Quensel sah auch zu seinem unangenehmen Erstaunen, daß die Skizzenbücher aus ihrer Ecke verschwunden waren, und daß Heeken seinem Ansinnen um Nachzeichnung jetzt stets Widerstand entgegensetzte. Er empfand das fast als persönliche Beleidigung und tröstete sich mit der Hoffnung, Martin dafür auch einmal einen Possen spielen zu können. —

Das Gewitter, das Eva prophezeit hatte, war herabgegangen und hatte das schöne Wetter mitgenommen. Es wurde kühl und regnerisch und blieb auch für die Folge so; vielleicht war das der Grund, daß es auf Eva wie Trübseligkeit lag, einen anderen hätte sie wenigstens nicht anzugeben vermocht. Freilich war Martin verändert seit jenem Abend, den er nach ihrem Ausflug mit seinen Freunden zugebracht, kurzer, rauher in seinem Ton, oft auch nach ganz kurzem Aufenthalt wieder davonlaufend, aber so viel sie auch sann und grübelte, sie fühlte sich in ihrem Gewissen vollkommen rein, ihr Verhalten hatte ihm keinen Grund gegeben.

Eines Tages, als der Regen in sausenden Schwaden gegen die Fenster prasselte, kam ein Brief Mauds an ihren Gatten, daß sie es bei dem schlechten Wetter vorziehe, in den nächsten Tagen zurückzukehren, er möge sie erwarten. Martin starrte auf das Blatt, auf die feinen gleichmäßigen Schriftzüge, und wie Bergeslast fiel es ihm auf die Brust.

Seine Frau zurück!

Das bedeutete wieder all die Unbequemlichkeiten, die ihm das Leben und die Arbeit vergällt hatten, das bedeutete wieder ein Aufgeben seiner ganzen Persönlichkeit, ein Gefesseltsein in unerträglichen Banden, die sich nicht abschütteln ließen, das bedeutete endlich den Tod seiner jungen Liebe.

Martin Heeken stand auf, strich das Haar von der feuchten Stirn und atmete schwer. Ihm war es, als müsse er sich zur Wehr setzen, als müsse er Hilfe suchen, und er ging in sein Atelier. Aber drinnen fand er nichts als den sich befreienden Sklaven, zu dem er mit bitterem Lächeln aufsah.

„Armer Kerl, ist es auch wahr, daß Du die Freiheit erringst? Ist es nicht nur ein Wahn? Bist Du stark genug, die schreckliche Kette zu sprengen? Sinkst Du nicht wieder mutlos hinab in die Abhängigkeit?“ murmelte er vor sich hin. — Und dann sah er auf die Schlange und drohte ihr wieder mit der Faust. „O, Du! Du! Jetzt verstehe ich Dich und Deine mordende Kraft!“

Niedergedrückt, halb krank kam er am Abend, aber er durfte doch nichts sagen, mochte es ihn noch so sehr bedrücken. Die Alte bemerkte auch nichts, wohl aber Eva, und ihre fragenden Blicke zwangen ihn endlich, die Ankunft seiner Frau zu erwähnen.

Das Mädchen sagte nichts mehr, sie war still und schweigsam den ganzen Abend und hielt die Augen auf ihre Arbeit gesenkt. Als er hinausging, folgte sie ihm auf den dunklen Korridor.

„Martin,“ sagte sie, die Thüre so weit auflassend, daß das Licht aus dem Zimmer sie voll beschien. „Ich habe Dir's angemerkt die ganze letzte Zeit, Dich drückt etwas. Nun weiß ich auch wohl was. Deiner Frau wird's nicht recht sein, daß ich hier bin. — So will ich denn lieber gehen und mir einen anderen Dienst suchen.“

Er packte rauh ihren Arm.

„Du gehen, Eva? — Nein!! — Was fällt Dir denn ein? Ist Dir die Alte eine Last geworden? — Möchtest Du's besser haben?“

„Red' nicht so dumm,“ sagte sie, und in all ihrer Traurigkeit mußte sie doch lächeln. „Du weißt es ja besser. Ich habe nichts auszusetzen hier, aber aufdrängen will ich mich nicht.“

Als Eva vom Fortgehen sprach, war es ihm gewesen, als drücke ihm etwas die Kehle zu. Und wenn sie ging, sollte er wohl gar bleiben? Zum Lachen kam ihm das vor. Darum ließ er ihren Arm auch nicht los, wie in großer Angst, sie könne ihm plötzlich entwischen.

„Du gehst nicht, Eva — Du darfst nicht gehen!“ sagte er eindringlich, „Du mußt es mir fest versprechen. Ev' — meine Frau hat Dich ja gerade gewollt.“

„Wenn's wahr ist . . .“ meinte sie zögernd.

„Heilig wahr!“

„Dann —“ sie atmete heftig, „dann bleib' ich ja gern. Ich bin Euch doch so anhänglich, Deiner Mutter und — Dir.“

Sie trocknete sich mit dem Schürzenzipfel die Augen. Trotz seiner Worte — es war doch noch etwas da, was sie nicht begriff, was sie aber drückte und traurig machte.

„Ev'!“ sagte er und beugte sich ihr ganz nahe, sie fühlte seinen heißen Atem, sah in dem Lichtspalt die glühenden Augen, ein Schauer überrann sie plötzlich.

„Bist Du krank, Martin?“ fragte sie stammelnd.

„Ev'!“ rief die Alte da von drinnen, und ehe er noch antworten konnte, war sie mit einem leisen

„Gute Nacht“ hineingeschlüpft und hatte die Thüre verschlossen.

Wie ein Verdammter stand er in dem dunklen Korridor, seine Brust keuchte, als wollte sich ein Schrei aus ihr herausringen, aber es kam nichts. Totenstill blieb es — und dann ging er in sein Atelier.

Dort saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt und zog das Facit seines Lebens. Wie glücklich hätte er sein können mit einem Weibe wie Eva an seiner Seite, in bescheidenen Verhältnissen, in Liebe und Frieden, beglückt durch seine Arbeit, der er das Nötige für Weib und Kind verdankte, denn mit Eva dachte er auch an Kinder; und wie elend war er jetzt!

Was hatten denn seine Frau und er miteinander mehr gemein als nur den Namen? Welch ein Gefühl verband sie? So viel er auch suchte, er fand keins, sie waren nicht von einer Art!

Er hatte sich verkauft. Weshalb aber? Aus Eitelkeit? Die besaß er ja nicht. Aus Geldgier? Des Wohllebens etwa wegen? In seinem Charakter fand sich keine einzige Leidenschaft, der er irgend ein Opfer hätte bringen brauchen. Er war so bescheiden, so anspruchslos. Das Einfachste genügte ihm. Mit wie wenigem war er ausgekommen! — Warum also! — Warum?! — Er saß und sann — vergeblich, er fand keine Antwort, nur daß ihn diese Heirat sein Lebensglück gekostet, daß sie ihn elend gemacht hatte, das blieb unverrückbar bestehen.

Und mit derselben schmerzlichen Melancholie, die ihn seit dieser Erkenntnis bedrückt hielt, empfing er auch einige Tage später seine Frau. Sie hatte rosige, volle Wangen bekommen und kam ihm sehr liebenswürdig entgegen.

„Ich hoffe, Du hast Dich nach mir gesehnt!“ sagte sie scherzend und blickte ihn prüfend an, zufrieden, daß er in seinem Äußern nicht vernachlässigt vor ihr erschien, wie sie gefürchtet. Aber er hatte ja ein schlechtes Gewissen und deshalb an alles gedacht, nichts versäumt; sich kaum bewußt, wie sehr sich in diesen Handlungen Liebe und schlechtes Gewissen ähnlich scheinen.

Er sah sie ernst an, es widerstrebte ihm zu lügen. „Nein,“ sagte er, „ich habe gearbeitet.“

Sie lachte.

„Tino, Tino, Du bist erschreckend ehrlich! Laß mich Deine Arbeit sehen, ich bin neugierig darauf.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Diese gehört mir; meine Thür ist verschlossen.“

„Auch recht!“ entgegnete sie gleichmütig und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Er fürchtete, sie würde nach Eva fragen, gleich am ersten Abend. Dann hätte er sich sicher verraten. Sein Herz klopfte schon, wenn er nur daran dachte, aber sie vergaß es. Wie gleichgültig waren ihr im Grunde genommen alle Dinge, die Gatten und Schwiegermutter betrafen. Sie erzählte von ihren Reiseerlebnissen, von Fortunat und machte Pläne für den Winter; auf einmal unterbrach sie sich und wandte sich ihm direkt zu.

„Findest Du, daß ich mich erholt habe? Findest Du, daß ich stärker geworden bin? Besser aussehe?“

Seine Augen prüften sie. Ihre Wangen waren voller, die Haut gebräunter geworden, sie sah vorzüglich aus. Aber ihm war sie eben kein Schönheitsideal. Der Reiz des Vornehmen, Ungekannten längst dahin.

„O ja!“ gab er zögernd zu.

Sie zuckte die Achseln und schwieg von da an. Welch einen schwerfälligen, langweiligen Gatten sie doch hatte! All sein Genie half nicht über die öden Stunden eines kurzen Tete-a-tete hinweg. Wie viel leichter ließ es sich mit dem andern doch leben! —

Und was sie im Lauf der nächsten Tage auch noch ärgerte, war, daß Martin wirklich sein Atelier vor ihr verschlossen hielt. Sie legte so häufig die Hand auf das Schloß, freilich ohne sich zu melden, aber immer vergebens.

Froh war sie, daß die Anschaffung ihrer Herbstgarderobe wenigstens einen Teil ihrer Zeit in Anspruch nahm; ebenso die Visiten, die sie zum Beginn der neuen Saison überall erneuerte, mit Martin war zu wenig anzufangen. Sie sah ihn kaum mehr, selbst zum Diner ließ er sich meistens entschuldigen und aß dann heimlich, verstohlen wie ein Verbrecher bei seiner Mutter, wo es ihm schmeckte, und wo er sich hingehörig fühlte, nach wie vor.

Aber eines Tages stand sein Atelier doch offen, die Statue war fertig. Nun hatte es keine Not mehr mit dem Verbergen. Was aller Welt gegeben wurde, mochte seine Frau auch teilen, nur ging er fort, um nicht Zeuge zu sein; vielleicht begriff sie es, was ihn angespornt hatte, gerade diese Gestalt zu schaffen, fragte ihn, und er mußte es sich erst noch mehr überlegen, was er ihr sagen sollte.

Während er die einsamsten Wege im Stadtpark aufsuchte, saß Maud in der That vor seinem sich befreienden Sklaven. Sie staunte, sie war ergriffen, erschüttert! Ja, ihr Mann war ein gottbegnadeter Künstler, nur ein solcher konnte das schaffen.

Wenn er dagewesen wäre, würde sie ihm stumm die Hand gereicht haben, ihm vielleicht ein begeistertes Wort gesagt haben, genau wie sie empfand; daß er nicht da war, trübte ihr etwas diesen stolzen Augenblick, aber eine Ahnung von dem, was die Statue sagte und klagte, kam ihr nicht. Sie sah ein Kunstwerk, nichts weiter. Lässig wandte sie den Kopf, als sie nebenan Schritte hörte, dann öffnete sich auch die Portiere an dem Atelier und Eva trat ein. Ihr erstaunter Blick traf auf die vornehme junge Dame im dunklen Seidenkleid, die, die Füße von sich gestreckt, in dem geschnitzten Stuhl lehnte und sie prüfend musterte. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es das Mädchen. — Das war Martins Frau!

Sie hatte sie noch nicht gesehen, trotzdem seit Mauds Rückkehr fast eine Woche verflossen war, und sich auch nicht dazu gedrängt, fast hatte sie Furcht davor; nun errötete sie heftig und blieb verlegen mit einem schüchternen Gruß vor der sie musternden Gnädigen stehen.

„Wer sind Sie?“ fragte Maud in ihrer etwas

hochmütigen Art, obgleich die frische, hübsche Erscheinung des Mädchens ihr Wohlgefallen erregt hatte.

„Eva Leitner, gnädige Frau.“

„Ach ja — richtig! Sie pflegen Frau Heeken.“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ich hoffe, Eva,“ sagte Maud und spielte mit ihren Ringen, „daß Sie mich nicht bereuen lassen, Sie hergenommen zu haben. Vor allen Dingen keinen Klatsch mit den andern Dienstboten — keine Freundschaften. Ich liebe das nicht. Mein Mann hat es Ihnen wohl gesagt.“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ihren Lohn zu erhöhen wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, darauf kommt es mir nicht an; finde ich aber irgendwelche Unzuträglichkeiten, dann bin ich unnachsichtig. Es ist mir lieb, daß ich Ihnen das sagen konnte.“

Eva stand vor ihr, den Kopf gesenkt, schweigend.

„Sie können jetzt gehen,“ sagte Maud mit einigem Befremden. „Oder vielmehr — suchten Sie jemand? Den Herrn vielleicht?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Er ist nicht hier — sagen Sie das — meiner — Schwiegermutter.“

Ungeduld klang aus ihrem Ton; Eva schlich davon. „Armer Martin,“ dachte sie mit Thränen, „das ist Deine Frau? Die hat Dich nicht lieb! — Nein — die hat Dich nicht lieb!“ —

Und in eiliger Hast flossen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Sie wischte sie erschrocken fort, aber als sie eine Stunde später an dem breiten Korridorfenster stand, das auf den Hof ging, nur um einmal einen Augenblick den neugierigen Blicken und Fragen der Alten zu entgehen, da flossen sie von neuem.

Sie versuchte es, sich mit Trotz zu wappnen.

„Was geht das mich eigentlich an, ob er glücklich ist, ob sie ihn lieb hat! Dafür ist er ja reich und vornehm geworden . . .“ Aber das Herz wollte nichts mit diesem Raisonnement des Verstandes zu thun haben, es klopfte so schmerzlich, und endlich faltete sie die Hände.

„Lieber Gott,“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, „ich kann nichts dafür — Du weißt es — daß ich ihn so lieb habe — lieber als mein Leben! — Aber wenn's schon ein Unrecht ist — eine Sünde soll es nie werden.“

Sie blickte zu dem grauen Himmel auf, an dem sich die Regenwolken jagten; etwas wie Trost kam über sie. Wenn es keine Sünde wurde, hatte sie ihr ehrliches, tiefes Gefühl auch nicht zu scheuen. —

Als Martin nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit einem Widerschein jener Begeisterung, die sie ihm damals in die Arme getrieben hatte. Seine Arbeit hatte sie entzückt. Aber diesmal fand ihr glühendes Lob kein Echo in seinem Herzen; er wartete nur beklommen, ob es nun nicht endlich — endlich kommen werde; die Fragen, die er erwartete, die Vorwürfe, die er beinahe verdient zu haben glaubte. Als nichts kam, begriff er die Blindheit seiner Frau nicht.

„Und noch eins, Tino, ich habe die Eva gesehen! Ein nettes Mädchen — sogar hübsch für den, der Geschmack an Derbheit und Kraft findet. Jedenfalls ist sie mir nicht unsympathisch. Und wenn sie meinen Erwartungen entspricht, die ich ihr dringend ans Herz gelegt habe, würde ich sie mir, wenn Deine Mutter einmal stirbt, für meine persönlichen Dienste anlernen . . .“

Er fuhr auf, als wollte er etwas sagen, setzte sich aber gleich darauf in seine alte Positur, die gefalteten Hände zwischen die Knie, vornübergebeugt, mit gesenktem Kopf.

Sie sah ihn erstaunt an. „Was hast Du denn, Tino? Weil ich den Tod Deiner Mutter erwähnte? Aber das ist sentimental. Alles, was lebt, ist doch unweigerlich dem Tode verfallen. — Ich glaubte, Dir würde es angenehm sein, daß mir die Eva ganz gut gefiel.“

„Ja! Ja!“ sagte er. „Aber Du wirst sie nicht viel sehen!“

Sie zuckte die Achseln.

„Daran liegt mir allerdings nichts. Ich muß ja auch erst sehen, ob sich der gute Eindruck bestätigt.“

Es klopfte.

„Herein!“ rief die Frau des Hauses und sah sich ziemlich erstaunt um, denn es war hier nicht Sitte, daß jemand unaufgefordert bei der Herrschaft eintrat.

Eva öffnete die Thür. Sie grüßte höflich, dann sagte sie mit bebender, leiser Stimme: „Es ist Besuch da . . . bei der Mutter . . . ich sollt den gnädigen Herrn rufen.“

Mit einem Satz sprang Heeken auf.

„Bist Du närrisch, Ev'? Der gnädige Herr? Was soll das heißen? Der Martin bin ich und bleib ich für Dich. Daß Du mir nicht noch einmal mit solchen Dummheiten kommst!“

Er stürmte hinaus, rot vor Zorn im Gesicht. Maud wandte sich an das Mädchen, sie sah sie nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an. „Ihr Taktgefühl hat Sie ganz richtig geleitet, Eva,“ sagte sie nickend. „Und trotz des Herrn Abwehr wünsche ich doch dergleichen Vertraulichkeiten nicht in meiner Gegenwart. — Wissen Sie übrigens, wer dieser Besuch ist?“

„Herr Quensel!“

„Warum kommt denn der nicht selber hierher, statt Ihrer?“ fragte Maud sehr erstaunt.

Eva errötete heftig. Dieser feinen Dame konnte sie doch nicht sagen, daß er augenscheinlich nur ihretwegen gekommen, daß es all ihrer List bedurft hatte, um ihm jedesmal zu entschlüpfen, daß sie auch heute geflohen war.

„Der Herr weiß gewiß nicht, daß gnädige Frau schon zu Hause sind,“ sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen.

Maud trat ihr näher. Etwas in dem Wesen dieses Mädchens interessierte sie.

„Wahrscheinlich. Aber warum sind Sie so verlegen, Eva; fürchten Sie sich vor mir?“

Sie blickte blitzschnell auf, ihre Augen standen voll Thränen; vor dieser Frau fühlte sie sich schuldig bis in den tiefsten Höllenabgrund, denn sie liebte ihren Mann.

„Gute Nacht" hineingeschlüpft und hatte die Thüre verschlossen.

Wie ein Verdammter stand er in dem dunklen Korridor, seine Brust keuchte, als wollte sich ein Schrei aus ihr heraufringen, aber es kam nichts. Totenstill blieb es — und dann ging er in sein Atelier.

Dort saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt und zog das Facit seines Lebens. Wie glücklich hätte er sein können mit einem Weibe wie Eva an seiner Seite, in bescheidenen Verhältnissen, in Liebe und Frieden, beglückt durch seine Arbeit, der er das Nötige für Weib und Kind verdankte, denn mit Eva dachte er auch an Kinder; und wie elend war er jetzt!

Was hatten denn seine Frau und er miteinander mehr gemein als nur den Namen? Welch ein Gefühl verband sie? So viel er auch suchte, er fand keins, sie waren nicht von einer Art!

Er hatte sich verkauft. Weshalb aber? Aus Eitelkeit? Die besaß er ja nicht. Aus Geldgier? Des Wohllebens etwa wegen? In seinem Charakter fand sich keine einzige Leidenschaft, der er irgend ein Opfer hätte bringen brauchen. Er war so bescheiden, so anspruchslos. Das Einfachste genügte ihm. Mit wie wenigem war er ausgekommen! — Warum also! — Warum?! — Er saß und sann — vergeblich, er fand keine Antwort, nur daß ihn diese Heirat sein Lebensglück gekostet, daß sie ihn elend gemacht hatte, das blieb unverrückbar bestehen.

Und mit derselben schmerzlichen Melancholie, die ihn seit dieser Erkenntnis bedrückt hielt, empfing er auch einige Tage später seine Frau. Sie hatte rosige, volle Wangen bekommen und kam ihm sehr liebenswürdig entgegen.

„Ich hoffe, Du hast Dich nach mir gesehnt!" sagte sie scherzend und blickte ihn prüfend an, zufrieden, daß er in seinem Äußern nicht vernachlässigt vor ihr erschien, wie sie gefürchtet. Aber er hatte ja ein schlechtes Gewissen und deshalb an alles gedacht, nichts versäumt; sich kaum bewußt, wie sehr sich in diesen Handlungen Liebe und schlechtes Gewissen ähnlich scheinen.

Er sah sie ernst an, es widerstrebte ihm zu lügen. „Nein," sagte er, „ich habe gearbeitet."

Sie lachte.

„Tino, Tino, Du bist erschreckend ehrlich! Laß mich Deine Arbeit sehen, ich bin neugierig darauf."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Diese gehört mir; meine Thür ist verschlossen."

„Auch recht!" entgegnete sie gleichmütig und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Er fürchtete, sie würde nach Eva fragen, gleich am ersten Abend. Dann hätte er sich sicher verraten. Sein Herz klopfte schon, wenn er nur daran dachte, aber sie vergaß es. Wie gleichgültig waren ihr im Grunde genommen alle Dinge, die Gatten und Schwiegermutter betrafen. Sie erzählte von ihren Reiseerlebnissen, von Fortunat und machte Pläne für den Winter; auf einmal unterbrach sie sich und wandte sich ihm direkt zu.

„Findest Du, daß ich mich erholt habe? Findest Du, daß ich stärker geworden bin? Besser aussehe?"

Seine Augen prüften sie. Ihre Wangen waren voller, die Haut gebräunter geworden, sie sah vorzüglich aus. Aber ihm war sie eben kein Schönheitsideal. Der Reiz des Vornehmen, Ungekannten längst dahin.

„O ja!" gab er zögernd zu.

Sie zuckte die Achseln und schwieg von da an. Welch einen schwerfälligen, langweiligen Gatten sie doch hatte! All sein Genie half nicht über die öden Stunden eines kurzen Tete-a-tete hinweg. Wie viel leichter ließ es sich mit dem andern doch leben! —

Und was sie im Lauf der nächsten Tage auch noch ärgerte, war, daß Martin wirklich sein Atelier vor ihr verschlossen hielt. Sie legte so häufig die Hand auf das Schloß, freilich ohne sich zu melden, aber immer vergebens.

Froh war sie, daß die Anschaffung ihrer Herbstgarderobe wenigstens einen Teil ihrer Zeit in Anspruch nahm; ebenso die Visiten, die sie zum Beginn der neuen Saison überall erneuerte, mit Martin war zu wenig anzufangen. Sie sah ihn kaum mehr, selbst zum Diner ließ er sich meistens entschuldigen und aß dann heimlich, verstohlen wie ein Verbrecher bei seiner Mutter, wo es ihm schmeckte, und wo er sich hingehörig fühlte, nach wie vor.

Aber eines Tages stand sein Atelier doch offen, die Statue war fertig. Nun hatte es keine Not mehr mit dem Verbergen. Was aller Welt gegeben wurde, mochte seine Frau auch teilen, nur ging er fort, um nicht Zeuge zu sein; vielleicht begriff sie es, was ihn angespornt hatte, gerade diese Gestalt zu schaffen, fragte ihn, und er mußte es sich erst noch mehr überlegen, was er ihr sagen sollte.

Während er die einsamsten Wege im Stadtpark aufsuchte, saß Maud in der That vor seinem sich befreienden Sklaven. Sie staunte, sie war ergriffen, erschüttert! Ja, ihr Mann war ein gottbegnadeter Künstler, nur ein solcher konnte das schaffen.

Wenn er dagewesen wäre, würde sie ihm stumm die Hand gereicht haben, ihm vielleicht ein begeistertes Wort gesagt haben, genau wie sie empfand; daß er nicht da war, trübte ihr etwas diesen stolzen Augenblick, aber eine Ahnung von dem, was die Statue sagte und klagte, kam ihr nicht. Sie sah ein Kunstwerk, nichts weiter. Lässig wandte sie den Kopf, als sie nebenan Schritte hörte, dann öffnete sich auch die Portiere an dem Atelier und Eva trat ein. Ihr erstaunter Blick traf auf die vornehme junge Dame im dunklen Seidenkleid, die, die Füße von sich gestreckt, in dem geschnitzten Stuhl lehnte und sie prüfend musterte. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es das Mädchen. — Das war Martins Frau!

Sie hatte sie noch nicht gesehen, trotzdem seit Mauds Rückkehr fast eine Woche verflossen war, und sich auch nicht dazu gedrängt, fast hatte sie Furcht davor; nun errötete sie heftig und blieb verlegen mit einem schüchternen Gruß vor der sie musternden Gnädigen stehen.

„Wer sind Sie?" fragte Maud in ihrer etwas

hochmütigen Art, obgleich die frische, hübsche Erscheinung des Mädchens ihr Wohlgefallen erregt hatte.

„Eva Leitner, gnädige Frau."

„Ach ja — richtig! Sie pflegen Frau Heeken."

„Jawohl, gnädige Frau."

„Ich hoffe, Eva," sagte Maud und spielte mit ihren Ringen, „daß Sie mich nicht bereuen lassen, Sie hergenommen zu haben. Vor allen Dingen keinen Klatsch mit den andern Dienstboten — keine Freundschaften. Ich liebe das nicht. Mein Mann hat es Ihnen wohl gesagt."

„Jawohl, gnädige Frau."

„Ihren Lohn zu erhöhen wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, darauf kommt es mir nicht an; finde ich aber irgendwelche Unzuträglichkeiten, dann bin ich unnachsichtig. Es ist mir lieb, daß ich Ihnen das sagen konnte."

Eva stand vor ihr, den Kopf gesenkt, schweigend.

„Sie können jetzt gehen," sagte Maud mit einigem Befremden. „Oder vielmehr — suchten Sie jemand? Den Herrn vielleicht?"

„Ja, gnädige Frau."

„Er ist nicht hier — sagen Sie das — meiner — Schwiegermutter."

Ungeduld klang aus ihrem Ton; Eva schlich davon. „Armer Martin," dachte sie mit Thränen, „das ist Deine Frau? Die hat Dich nicht lieb! — Nein — die hat Dich nicht lieb!" —

Und in eiliger Hast flossen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Sie wischte sie erschrocken fort, aber als sie eine Stunde später an dem breiten Korridorfenster stand, das auf den Hof ging, nur um einmal einen Augenblick den neugierigen Blicken und Fragen der Alten zu entgehen, da flossen sie von neuem.

Sie versuchte es, sich mit Trotz zu wappnen.

„Was geht das mich eigentlich an, ob er glücklich ist, ob sie ihn lieb hat! Dafür ist er ja reich und vornehm geworden . . ." Aber das Herz wollte nichts mit diesem Raisonnement des Verstandes zu thun haben, es klopfte so schmerzlich, und endlich faltete sie die Hände.

„Lieber Gott," flüsterte sie mit zitternden Lippen, „ich kann nichts dafür — Du weißt es — daß ich ihn so lieb habe — lieber als mein Leben! — Aber wenn's schon ein Unrecht ist — eine Sünde soll es nie werden."

Sie blickte zu dem grauen Himmel auf, an dem sich die Regenwolken jagten; etwas wie Trost kam über sie. Wenn es keine Sünde wurde, hatte sie ihr ehrliches, tiefes Gefühl auch nicht zu scheuen. —

Als Martin nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit einem Widerschein jener Begeisterung, die sie ihm damals in die Arme getrieben hatte. Seine Arbeit hatte sie entzückt. Aber diesmal fand ihr glühendes Lob kein Echo in seinem Herzen; er wartete nur beklommen, ob es nun nicht endlich — endlich kommen werde; die Fragen, die er erwartete, die Vorwürfe, die er beinahe verdient zu haben glaubte. Als nichts kam, begriff er die Blindheit seiner Frau nicht.

„Und noch eins, Tino, ich habe die Eva gesehen! Ein nettes Mädchen — sogar hübsch für den, der Geschmack an Derbheit und Kraft findet. Jedenfalls ist sie mir nicht unsympathisch. Und wenn sie meinen Erwartungen entspricht, die ich ihr bringend ans Herz gelegt habe, würde ich sie mir, wenn Deine Mutter einmal stirbt, für meine persönlichen Dienste anlernen . . ."

Er fuhr auf, als wollte er etwas sagen, setzte sich aber gleich darauf in seine alte Positur, die gefalteten Hände zwischen die Knie, vornübergebeugt, mit gesenktem Kopf.

Sie sah ihn erstaunt an. „Was hast Du denn, Tino? Weil ich den Tod Deiner Mutter erwähnte? Aber das ist sentimental. Alles, was lebt, ist doch unweigerlich dem Tode verfallen. — Ich glaubte, Dir würde es angenehm sein, daß mir die Eva ganz gut gefiel."

„Ja! Ja!" sagte er. „Aber Du wirst sie nicht viel sehen!"

Sie zuckte die Achseln.

„Daran liegt mir allerdings nichts. Ich muß ja auch erst sehen, ob sich der gute Eindruck bestätigt."

Es klopfte.

„Herein!" rief die Frau des Hauses und sah sich ziemlich erstaunt um, denn es war hier nicht Sitte, daß jemand unaufgefordert bei der Herrschaft eintrat.

Eva öffnete die Thür. Sie grüßte höflich, dann sagte sie mit bebender, leiser Stimme: „Es ist Besuch da . . . bei der Mutter . . . ich sollt den gnädigen Herrn rufen."

Mit einem Satz sprang Heeken auf.

„Bist Du närrisch, Ev'? Der gnädige Herr? Was soll das heißen? Der Martin bin ich und bleib ich für Dich. Daß Du mir nicht noch einmal mit solchen Dummheiten kommst!"

Er stürmte hinaus, rot vor Zorn im Gesicht. Maud wandte sich an das Mädchen, sie sah sie nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an. „Ihr Taktgefühl hat Sie ganz richtig geleitet, Eva," sagte sie nickend. „Und trotz des Herrn Abwehr wünsche ich doch dergleichen Vertraulichkeiten nicht in meiner Gegenwart. — Wissen Sie übrigens, wer dieser Besuch ist?"

„Herr Quensel!"

„Warum kommt denn der nicht selber hierher, statt Ihrer?" fragte Maud sehr erstaunt.

Eva errötete heftig. Dieser feinen Dame konnte sie doch nicht sagen, daß er augenscheinlich nur ihretwegen gekommen, daß es all ihrer List bedurft hatte, um ihm jedesmal zu entschlüpfen, daß sie auch heute geflohen war.

„Der Herr weiß gewiß nicht, daß gnädige Frau schon zu Hause sind," sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen.

Maud trat ihr näher. Etwas in dem Wesen dieses Mädchens interessierte sie.

„Wahrscheinlich. Aber warum sind Sie so verlegen, Eva; fürchten Sie sich vor mir?"

Sie blickte blitzschnell auf, ihre Augen standen voll Thränen; vor dieser Frau fühlte sie sich schuldig bis in den tiefsten Höllenabgrund, denn sie liebte ihren Mann.

„Gute Nacht" hineingeschlüpft und hatte die Thüre verschlossen.

Wie ein Verdammter stand er in dem dunklen Korridor, seine Brust keuchte, als wollte sich ein Schrei aus ihr heraufringen, aber es kam nichts. Totenstill blieb es — und dann ging er in sein Atelier.

Dort saß er lange, den Kopf in die Hand gestützt und zog das Facit seines Lebens. Wie glücklich hätte er sein können mit einem Weibe wie Eva an seiner Seite, in bescheidenen Verhältnissen, in Liebe und Frieden, beglückt durch seine Arbeit, der er das Nötige für Weib und Kind verdankte, denn mit Eva dachte er auch an Kinder; und wie elend war er jetzt!

Was hatten denn seine Frau und er miteinander mehr gemein als nur den Namen? Welch ein Gefühl verband sie? So viel er auch suchte, er fand keins, sie waren nicht von einer Art!

Er hatte sich verkauft. Weshalb aber? Aus Eitelkeit? Die besaß er ja nicht. Aus Geldgier? Des Wohllebens etwa wegen? In seinem Charakter fand sich keine einzige Leidenschaft, der er irgend ein Opfer hätte bringen brauchen. Er war so bescheiden, so anspruchslos. Das Einfachste genügte ihm. Mit wie wenigem war er ausgekommen! — Warum also! — Warum?! — Er saß und sann — vergeblich, er fand keine Antwort, nur daß ihn diese Heirat sein Lebensglück gekostet, daß sie ihn elend gemacht hatte, das blieb unverrückbar bestehen.

Und mit derselben schmerzlichen Melancholie, die ihn seit dieser Erkenntnis bedrückt hielt, empfing er auch einige Tage später seine Frau. Sie hatte rosige, volle Wangen bekommen und kam ihm sehr liebenswürdig entgegen.

„Ich hoffe, Du hast Dich nach mir gesehnt!" sagte sie scherzend und blickte ihn prüfend an, zufrieden, daß er in seinem Äußern nicht vernachlässigt vor ihr erschien, wie sie gefürchtet. Aber er hatte ja ein schlechtes Gewissen und deshalb an alles gedacht, nichts versäumt; sich kaum bewußt, wie sehr sich in diesen Handlungen Liebe und schlechtes Gewissen ähnlich scheinen.

Er sah sie ernst an, es widerstrebte ihm zu lügen. „Nein," sagte er, „ich habe gearbeitet."

Sie lachte.

„Tino, Tino, Du bist erschreckend ehrlich! Laß mich Deine Arbeit sehen, ich bin neugierig darauf."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Diese gehört mir; meine Thür ist verschlossen."

„Auch recht!" entgegnete sie gleichmütig und lehnte sich in den Stuhl zurück.

Er fürchtete, sie würde nach Eva fragen, gleich am ersten Abend. Dann hätte er sich sicher verraten. Sein Herz klopfte schon, wenn er nur daran dachte, aber sie vergaß es. Wie gleichgültig waren ihr im Grunde genommen alle Dinge, die Gatten und Schwiegermutter betrafen. Sie erzählte von ihren Reiseerlebnissen, von Fortunat und machte Pläne für den Winter; auf einmal unterbrach sie sich und wandte sich ihm direkt zu.

„Findest Du, daß ich mich erholt habe? Findest Du, daß ich stärker geworden bin? Besser aussehe?"

Seine Augen prüften sie. Ihre Wangen waren voller, die Haut gebräunter geworden, sie sah vorzüglich aus. Aber ihm war sie eben kein Schönheitsideal. Der Reiz des Vornehmen, Ungekannten längst dahin.

„O ja!" gab er zögernd zu.

Sie zuckte die Achseln und schwieg von da an. Welch einen schwerfälligen, langweiligen Gatten sie doch hatte! All sein Genie half nicht über die öden Stunden eines kurzen Tete-a-tete hinweg. Wie viel leichter ließ es sich mit dem andern doch leben! —

Und was sie im Lauf der nächsten Tage auch noch ärgerte, war, daß Martin wirklich sein Atelier vor ihr verschlossen hielt. Sie legte so häufig die Hand auf das Schloß, freilich ohne sich zu melden, aber immer vergebens.

Froh war sie, daß die Anschaffung ihrer Herbstgarderobe wenigstens einen Teil ihrer Zeit in Anspruch nahm; ebenso die Visiten, die sie zum Beginn der neuen Saison überall erneuerte, mit Martin war zu wenig anzufangen. Sie sah ihn kaum mehr, selbst zum Diner ließ er sich meistens entschuldigen und aß dann heimlich, verstohlen wie ein Verbrecher bei seiner Mutter, wo es ihm schmeckte, und wo er sich hingehörig fühlte, nach wie vor.

Aber eines Tages stand sein Atelier doch offen, die Statue war fertig. Nun hatte es keine Not mehr mit dem Verbergen. Was aller Welt gegeben wurde, mochte seine Frau auch teilen, nur ging er fort, um nicht Zeuge zu sein; vielleicht begriff sie es, was ihn angespornt hatte, gerade diese Gestalt zu schaffen, fragte ihn, und er mußte es sich erst noch mehr überlegen, was er ihr sagen sollte.

Während er die einsamsten Wege im Stadtpark aufsuchte, saß Maud in der That vor seinem sich befreienden Sklaven. Sie staunte, sie war ergriffen, erschüttert! Ja, ihr Mann war ein gottbegnadeter Künstler, nur ein solcher konnte das schaffen.

Wenn er dagewesen wäre, würde sie ihm stumm die Hand gereicht haben, ihm vielleicht ein begeistertes Wort gesagt haben, genau wie sie empfand; daß er nicht da war, trübte ihr etwas diesen stolzen Augenblick, aber eine Ahnung von dem, was die Statue sagte und klagte, kam ihr nicht. Sie sah ein Kunstwerk, nichts weiter. Lässig wandte sie den Kopf, als sie nebenan Schritte hörte, dann öffnete sich auch die Portiere an dem Atelier und Eva trat ein. Ihr erstaunter Blick traf auf die vornehme junge Dame im dunklen Seidenkleid, die, die Füße von sich gestreckt, in dem geschnitzten Stuhl lehnte und sie prüfend musterte. Wie ein elektrischer Schlag durchfuhr es das Mädchen. — Das war Martins Frau!

Sie hatte sie noch nicht gesehen, trotzdem seit Mauds Rückkehr fast eine Woche verflossen war, und sich auch nicht dazu gedrängt, fast hatte sie Furcht davor; nun errötete sie heftig und blieb verlegen mit einem schüchternen Gruß vor der sie musternden Gnädigen stehen.

„Wer sind Sie?" fragte Maud in ihrer etwas

hochmütigen Art, obgleich die frische, hübsche Erscheinung des Mädchens ihr Wohlgefallen erregt hatte.

„Eva Leitner, gnädige Frau.“

„Ach ja — richtig! Sie pflegen Frau Heeken.“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ich hoffe, Eva,“ sagte Maud und spielte mit ihren Ringen, „daß Sie mich nicht bereuen lassen, Sie hergenommen zu haben. Vor allen Dingen keinen Klatsch mit den andern Dienstboten — keine Freundschaften. Ich liebe das nicht. Mein Mann hat es Ihnen wohl gesagt.“

„Jawohl, gnädige Frau.“

„Ihren Lohn zu erhöhen wenn ich mit Ihnen zufrieden bin, darauf kommt es mir nicht an; finde ich aber irgendwelche Unzuträglichkeiten, dann bin ich unnachsichtig. Es ist mir lieb, daß ich Ihnen das sagen konnte.“

Eva stand vor ihr, den Kopf gesenkt, schweigend.

„Sie können jetzt gehen,“ sagte Maud mit einigem Befremden. „Oder vielmehr — suchten Sie jemand? Den Herrn vielleicht?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Er ist nicht hier — sagen Sie das — meiner — Schwiegermutter.“

Ungeduld klang aus ihrem Ton; Eva schlich davon. „Armer Martin,“ dachte sie mit Thränen, „das ist Deine Frau? Die hat Dich nicht lieb! — Nein — die hat Dich nicht lieb!“ —

Und in eiliger Hast flossen ihr die hellen Thränen über die Wangen. Sie wischte sie erschrocken fort, aber als sie eine Stunde später an dem breiten Korridorfenster stand, das auf den Hof ging, nur um einmal einen Augenblick den neugierigen Blicken und Fragen der Alten zu entgehen, da flossen sie von neuem.

Sie versuchte es, sich mit Trotz zu wappnen.

„Was geht das mich eigentlich an, ob er glücklich ist, ob sie ihn lieb hat! Dafür ist er ja reich und vornehm geworden . . .“ Aber das Herz wollte nichts mit diesem Raisonnement des Verstandes zu thun haben, es klopfte so schmerzlich, und endlich faltete sie die Hände.

„Lieber Gott,“ flüsterte sie mit zitternden Lippen, „ich kann nichts dafür — Du weißt es — daß ich ihn so lieb habe — lieber als mein Leben! — Aber wenn's schon ein Unrecht ist — eine Sünde soll es nie werden.“

Sie blickte zu dem grauen Himmel auf, an dem sich die Regenwolken jagten; etwas wie Trost kam über sie. Wenn es keine Sünde wurde, hatte sie ihr ehrliches, tiefes Gefühl auch nicht zu scheuen. —

Als Martin nach Hause kam, empfing ihn seine Frau mit einem Widerschein jener Begeisterung, die sie ihm damals in die Arme getrieben hatte. Seine Arbeit hatte sie entzückt. Aber diesmal fand ihr glühendes Lob kein Echo in seinem Herzen; er wartete nur beklommen, ob es nun nicht endlich — endlich kommen werde; die Fragen, die er erwartete, die Vorwürfe, die er beinahe verdient zu haben glaubte. Als nichts kam, begriff er die Blindheit seiner Frau nicht.

„Und noch eins, Tino, ich habe die Eva gesehen! Ein nettes Mädchen — sogar hübsch für den, der Geschmack an Derbheit und Kraft findet. Jedenfalls ist sie mir nicht unsympathisch. Und wenn sie meinen Erwartungen entspricht, die ich ihr dringend ans Herz gelegt habe, würde ich sie mir, wenn Deine Mutter einmal stirbt, für meine persönlichen Dienste anlernen . . .“

Er fuhr auf, als wollte er etwas sagen, setzte sich aber gleich darauf in seine alte Positur, die gefalteten Hände zwischen die Knie, vornübergebeugt, mit gesenktem Kopf.

Sie sah ihn erstaunt an. „Was hast Du denn, Tino? Weil ich den Tod Deiner Mutter erwähnte? Aber das ist sentimental. Alles, was lebt, ist doch unweigerlich dem Tode verfallen. — Ich glaubte, Dir würde es angenehm sein, daß mir die Eva ganz gut gefiel.“

„Ja! Ja!“ sagte er. „Aber Du wirst sie nicht viel sehen!“

Sie zuckte die Achseln.

„Daran liegt mir allerdings nichts. Ich muß ja auch erst sehen, ob sich der gute Eindruck bestätigt.“

Es klopfte.

„Herein!“ rief die Frau des Hauses und sah sich ziemlich erstaunt um, denn es war hier nicht Sitte, daß jemand unaufgefordert bei der Herrschaft eintrat.

Eva öffnete die Thür. Sie grüßte höflich, dann sagte sie mit bebender, leiser Stimme: „Es ist Besuch da . . . bei der Mutter . . . ich sollt den gnädigen Herrn rufen.“

Mit einem Satz sprang Heeken auf.

„Bist Du närrisch, Ev'? Der gnädige Herr? Was soll das heißen? Der Martin bin ich und bleib ich für Dich. Daß Du mir nicht noch einmal mit solchen Dummheiten kommst!“

Er stürmte hinaus, rot vor Zorn im Gesicht. Maud wandte sich an das Mädchen, sie sah sie nicht ohne eine gewisse Freundlichkeit an. „Ihr Taktgefühl hat Sie ganz richtig geleitet, Eva,“ sagte sie nickend. „Und trotz des Herrn Abwehr wünsche ich doch dergleichen Vertraulichkeiten nicht in meiner Gegenwart. — Wissen Sie übrigens, wer dieser Besuch ist?“

„Herr Quensel!“

„Warum kommt denn der nicht selber hierher, statt Ihrer?“ fragte Maud sehr erstaunt.

Eva errötete heftig. Dieser feinen Dame konnte sie doch nicht sagen, daß er augenscheinlich nur ihretwegen gekommen, daß es all ihrer List bedurft hatte, um ihm jedesmal zu entschlüpfen, daß sie auch heute geflohen war.

„Der Herr weiß gewiß nicht, daß gnädige Frau schon zu Hause sind,“ sagte sie endlich mit niedergeschlagenen Augen.

Maud trat ihr näher. Etwas in dem Wesen dieses Mädchens interessierte sie.

„Wahrscheinlich. Aber warum sind Sie so verlegen, Eva; fürchten Sie sich vor mir?“

Sie blickte blitzschnell auf, ihre Augen standen voll Thränen; vor dieser Frau fühlte sie sich schuldig bis in den tiefsten Höllenabgrund, denn sie liebte ihren Mann.

„Wenn man mich Ihnen gegenüber verlästert hat,“ fuhr Maud gütiger als jemals zu einem Dienstboten fort, „so glauben Sie es nicht, Eva. Ich bin zwar streng, aber auch gerecht; und Sie gefallen mir.“

Schweigend griff das Mädchen nach der Hand der Frau und küßte sie. Maud sah ihr überrascht nach. Dieses Dorfkind hatte sie sich anders gedacht.

Nach kurzer Überlegung beschloß sie in das Atelier hinüberzugehen. Emil würde die Statue bewundern. Daran wollte sie teilhaben. Und dann ließ man sie auch so viel allein, das wurde auf die Dauer langweilig.

Als sie eintrat, sprang Emil fast outriert höflich auf.

„Da der Berg nicht zu Mohammed kommt —“ sagte sie scherzend und setzte sich . . . „Nun — wie gefällt Ihnen die vollendete Arbeit meines Gatten?“

„Vollendet! — Aber gnädige Frau sehen vorzüglich aus.“

„O ja. Ich finde nur, daß es inzwischen hier recht langweilig geworden ist, und dabei ist doch schon alles zurück; überall die Jalousien aufgezogen. Warum ist Luzie nicht mit Ihnen gekommen? Ich war doch schon vor ein paar Tagen bei Ihnen?“

„Meine Schwester wußte nicht, daß ich herging.“

„Dann schicken Sie sie mir morgen bestimmt, nicht wahr?“

Emil schnippte bedächtig mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarette, er sah Maud nicht an.

„Ich kann es Ihnen nicht versprechen, gnädige Frau. Luzie ist seit diesem Sommer Mitglied verschiedener Wohlthätigkeits-Vereine, das nimmt ihre Zeit sehr in Anspruch.“

Maud lachte auf. „Aber —“ sagte sie nur sehr gedehnt.

„Damen aus den allerhöchsten Kreisen der Gesellschaft präsidieren da. Ihres Humors wegen erfreut sich meine Schwester besonderer Beliebtheit!“

Maud wurde immer erstaunter, etwas Feindseliges wehte sie an, ohne daß sie begriff, woher es kam.

„Ich zweifle ja gar nicht daran, Herr Quensel, aber gerade Luzie . . . mein Erstaunen ist am Ende gerechtfertigt — heucheln that sie doch mir gegenüber wenigstens nie, und Vergnügen **kann** ihr das nicht machen.“

„Meine gnädige Frau, ein mutterloses Mädchen hat auch etwas auf seinen Ruf zu achten. Unsere Residenz ist ein gesegnetes Klatschnest.“

Maud schüttelte den Kopf, kein Zweifel, daß Luzie irgendwelche Berechnung zu dieser Handlungsweise trieb, sie kannte sie — und halb lachend erwiderte sie: „Ich bin wirklich neugierig, Luzie nach dem Gehörten zu sprechen. Frauen sind untereinander meist offener als den Herren gegenüber; ich erwarte sie morgen also bestimmt.“

„Ich fürchte, morgen ist sie versagt.“

„Nun dann, übermorgen.“

„Donnerstag auf keinen Fall.“

Maud sprang auf.

„Nun, dann werde ich sie ein zweites Mal aufsuchen, um sie sicher zu treffen.“

Emil verbeugte sich stumm.

„Einstweilen viele Grüße. Und leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm nicht die Hand, sondern nickte ihm nur zu, er hatte sie beleidigt, und wenn er das absichtslos gethan haben sollte, fühlen wollte sie es ihn doch lassen.

Aber es war eine unerklärliche Unruhe, die sie in ihren Zimmern auf und ab trieb, ein Unbehagen, dem sie keine Worte leihen konnte.

Es war heute ihr Empfangsabend, und da war die gemütliche Plauderstunde, die sie sonst um diese Zeit mit Fortunat hielt, verbannt, er durfte dann erst später kommen, wenn schon alle Gäste versammelt waren.

Es würde heut noch leer bleiben, darauf war sie gefaßt. In ihrer Schale lagen erst sehr wenig Karten als Erwiderung auf all die unzähligen Besuche, die sie gemacht, und auch nur von Leuten, die ihr ziemlich gleichgültig waren.

Sie trat an die Onyxschale und ließ die weißen Blättchen durch ihre Finger laufen, kein einziger von den Namen war darunter, die ihr im vergangenen Winter so geläufig gewesen, mit dessen Trägerinnen sie manche heitere Stunde verplaudert hatte. — In vier Wochen würde das anders sein. Jedes Interregnum hat etwas Frostiges, Ernüchterndes, und der Herbst gehört dazu vor allen Dingen; man hat die Sommerfreuden hinter sich und die Wintercampagne noch nicht begonnen.

Maud blickte auf die Uhr, es war schon ziemlich spät und kein einziger Besuch bis jetzt gemeldet. Sie langweilte sich. Das Modejournal hatte sie durchgesehen, ein paar Bücher warf sie wieder beiseite, zum Lesen hatte sie keine Lust. Endlich zog sie die seidenen Gardinen zurück und blickte in das Dunkel hinaus.

Ein starker Wind rauschte in den erst halb entlaubten Bäumen und jagte die Äste wie sich wehrende Gespenster durcheinander. Maud dachte an das nun bald vollendete Jahr ihrer Ehe und was es ihr alles gebracht.

Die Ideale, die sie zuerst in ihrem Herzen getragen, waren erstorben, mit denen hatte sie ein für allemal gebrochen und wünschte auch nicht, sie wieder zu erwecken. Sie war eine andere geworden in ihrem Denken und Fühlen. Heute würde sie manches mit andern Augen ansehen, in manchem anders handeln. Aber das war nun zu spät, und zu fruchtlosem Trauern war Maud zu praktisch und zu vernünftig. Es hieß nun, sich mit dem Vorhandenen abfinden so gut es ging, und so lange Fortunat an ihrer Seite blieb, schien ihr das nicht einmal schwer. Auch die Gesellschaft, nach der sie sich immer gesehnt, in deren Mitte sie jetzt stand, half ihr genügend über die Leere ihres Daseins hinweg.

Alles in allem stand ihre Rechnung nicht einmal schlimm, nur an solchen Abenden wie dem heutigen, einsam, windumrauscht, da kamen ihr thörichte Gedanken.

Sie ließ den Vorhang fallen und setzte sich in die Nähe des Kamins, in dem schon täglich Feuer

brannte. Da schellte es. Gut, daß nun die dummen Gedanken entgültig verbannt wurden, eine Seele um sich zu haben, genügte dazu schon, und wenn es selbst Luzie war. Sie zog die Mundwinkel spöttisch herab, als sie an Emils Benehmen dachte. Wie hatte sich Luzie doch im vorigen Jahr um sie gedrängt, immer wieder und wieder. Manchmal war es ihr ordentlich auf die Nerven gefallen. Nun versuchte sie jedenfalls in den Kreisen zu angeln, was sich angeln ließ.

Fortunat trat ein, sein hübsches Gesicht sah verstört aus; Maud merkte das in dem Halbdunkel der verschleierten Lampen nicht.

„Sie finden mich ganz allein, es muß noch niemand zurückgekehrt sein," sagte sie und streckte ihm die Hand entgegen.

Er setzte sich ihr gegenüber.

„Wirklich — allein —!" Seine Stimme bebte etwas.

„Sind Sie deshalb sehr traurig?" fragte sie schalkhaft.

Was hätte er ihr sonst wohl geantwortet? Heute schwieg er beklommen. Das fiel ihr schließlich doch auf.

„Sie machen ein Gesicht, als ob Ihnen irgend etwas Unangenehmes passiert wäre."

Er legte die Hand über die Augen.

„Etwas Unangenehmes? — O Gott, gnädige Frau, das ist nicht der richtige Ausdruck."

Sie beugte sich ihm entgegen.

„Was es auch ist, Fortunat, sagen Sie mir alles, was Sie drückt." Ihre Stimme klang so weich, so zärtlich. Heeken hatte sie nie so gehört.

„Ich weiß nicht, ob ich es darf — das ist mir die größte Qual," sagte er bedrückt.

„Gewiß dürfen Sie."

„Auch — wenn es sich um — um Sie dabei handelt, gnädige Frau?"

Sie fuhr zurück. „Um mich? — Was kann ich dabei zu schaffen haben?"

Er seufzte tief auf.

„Haben Sie viel Besuche gehabt als Erwiderung der Ihrigen?" fragte er gespannt.

„Nein — kaum nenneswert. Aber wie gehört das hierher?" fragte sie ungeduldig.

„Vielleicht doch. Man hat — man hat Sie hier offenbar verleumdet, gnädige Frau — und ich bin schuld daran."

Er saß ganz gebrochen vor ihr, das lockige Haupt wie ein Sünder gesenkt.

„Ich verstehe Sie nicht", sagte sie hart. „Reden Sie deutlicher."

Er zog einen Brief aus der Tasche und reichte ihn ihr stumm. Es war ein anonymes Schreiben, angefüllt mit Beschuldigungen gegen ihn und Frau Heeken. Man betonte ihren Besuch bei ihm, ihr Zusammentreffen während der Reise, und kündigte ihr an, daß die Gesellschaft sie in Bann und Acht gethan, daß man künftig ihre Schwelle meiden würde.

Maud war sehr blaß geworden, als sie ihm den Brief zurückgab; schweigend sahen sie sich in die Augen.

„Also darum," sagte sie langsam und senkte den Kopf, ihre Stimme klang tonlos. Auf einmal verstand sie alles. Emils Benehmen, die Leere um sie — „Ihr anonymer Freund hat also recht mit dem, was er sagt." — Dann sprang sie heftig auf und stampfte mit dem Fuß. „Aber es ist doch nichts Böses! — Es ist nichts Böses! Elende Verdächtigung der ich mich nie — nie beugen werde!"

„Befehlen Sie über mich, gnädige Frau," sagte er. „Was kann ich thun?"

„Mein Gott, aller Welt entgegen mit dem Bewußtsein unseres guten Gewissens."

„Wird man mir glauben?"

„Und wenn es so gewesen wäre, wie der Brief behauptet, traut man mir die Niedrigkeit zu, dann wieder zurückzukehren? Traut man es meinem Manne zu, mich wieder aufzunehmen?"

Er seufzte tief.

Sie umklammerte seinen Arm.

„Reden Sie, Fortunat, — sprechen Sie ein Wort — sagen Sie, daß es Ihnen gelingen wird, diese Lüge zu zerstreuen."

„Gut! Ich werde alles thun! Wird man mir aber glauben? Ich bin ja Partei in der Sache," sagte er außer sich.

Sie runzelte die Stirn und biß die Zähne zusammen.

„Diese schlechten Menschen! O diese schlechten Menschen!" sagte sie. „Ich kann mir doch meine Ehre nicht so ohne weiteres nehmen lassen!"

„Ich habe lange überlegt, ob ich Ihnen etwas sagen sollte," gestand er. „Ich fürchtete die Aufregung für Sie, aber schließlich ging es Sie doch auch an — ich fand mich nicht berechtigt, Ihnen gegenüber zu schweigen."

„Sie thaten recht!" — Sie lief im Zimmer auf und ab, in höchster Erregung, kaum ihrer selbst mehr mächtig. Endlich begann sie zu schluchzen und weinte, sich in einen Sessel werfend, fassungslos. In ratloser Verzweiflung sah er auf sie nieder. Da blickte sie auf. Ein heißer, inniger Strahl zitterte durch ihre Thränen hindurch.

„Und zu wissen wie wir gekämpft haben", sagte sie leise.

„Maud!!" — Er warf sich vor ihr auf die Knie und küßte ihre Hände. „Maud — geliebte Maud — noch einmal, — o, noch einmal will ich das hören!"

Sie legte beide Hände auf sein Haar.

„Ist es nicht so?" fragte sie leise.

„Ja! — Tausendmal ja! — Aber in diesem Augenblick, in diesem einen nur, will ich Dir wenigstens sagen, daß ich Dich liebe — bis zum Wahnsinn, — und einmal will ich es hören — wenn Du es kannst!" —

Sie beugte sich über ihn; leise, ganz leise, so daß er es kaum verstehen konnte, flüsterte sie: „Ich liebe Dich, Alexander." —

Und dann küßten sie sich — einmal, nur ein einziges Mal.

„Die Gemeinheit der Welt hat uns zusammengeführt," sagte Maud bitter und strich das Haar

aus der glühenden Stirn. „Aber nur einen Augenblick durften wir uns vergessen. Der Alltag tritt wieder in seine Rechte. — Aber vergessen werden wir den Augenblick nicht."

Sie reichte ihm die Hand; ohne ein Wort drückte er sie an sein Herz. Und dann saßen sie, voneinander abgewandt, eine ganze Weile stumm da, um das Gleichgewicht ihrer Seelen wiederzufinden.

„Was können wir nun thun?" fragte Maud nach einer Weile bedrückt.

In Fortunats Augen stand ein helles Licht.

„Ich weiß es!" sagte er mit voller Stimme. „Man wird Sie nicht mehr verdächtigen von heute an."

Sie stand auf und trat auf ihn zu.

„Ja, mein Freund," sagte sie mit schwankender Stimme. „Legen wir etwas zwischen uns, das trennender ist als das Meer. Was wir gethan, durfte nicht sein, aber vielleicht war es heute noch entschuldbar, morgen ist es ein Verbrechen. — Und wir sind doch alle Menschen!"

Er hatte sich auch erhoben und stand ihr gegenüber, Auge in Auge; in den seinen lag etwas von der ekstatischen Glut eines Märtyrers.

„Leben Sie wohl!" sagte er langsam. „Ich bitte nur um eins: verhärten Sie niemals ihr Herz gegen mich, wie es auch kommen mag. Bewahren Sie mir stets ein freundliches Andenken, und glauben Sie, daß Sie das einzige Weib sind, das ich jemals in meinem Leben geliebt habe und lieben werde. Wollen Sie das?"

„Ja!" sagte sie und reichte ihm die Hand.

Er küßte sie — dann ging er fort.

Kaum hatte er die Thür hinter sich geschlossen, überkam sie eine furchtbare Angst. Was wollte er thun? Hatte er nicht Abschied von ihr genommen, als wäre er ein Sterbender?

Sie lief gegen die Thür.

„Fortunat!" schrie sie laut, dann preßte sie die Hand an die Lippen. Draußen lungerte der Diener herum, was sollte er denken, wenn er sie rufen hörte, oder ihre Erregung sah.

Sie flüchtete in die dunkelste Ecke des Zimmers und preßte das Gesicht in die seidenen Kissen, ein Schluchzen erschütterte ihre Gestalt.

Wie wenig hatte sie bisher Thränen gekannt, sie oft als Zeichen eines schwachen Charakters verächtlich belächelt, nun gab ihr das Leben Grund genug zum Weinen.

Sie war allein. Kein teilnehmendes Herz, in das sie das ihrige ausschütten konnte, kein Trosteswort in der furchtbaren Angst, die sie marterte.

„Er wird sich töten!" sagte sie zwischen den zusammengepreßten Zähnen hindurch. „Er wird sich töten — und ich bin schuld daran!"

Dann strich sie das Haar aus der heißen Stirn und kühlte die brennenden Augen mit den Händen. Die ruhige Überlegung kam ihr allmählich zurück.

Nein, das letzte, das Schreckliche that er gewiß nicht! Er würde daran denken, daß sie ja nicht weiterleben konnte unter dieser Verantwortung — den Tod eines Menschen wie er war auch die Welt nicht wert mit ihrem hirnlosen, gemeinen Geklatsch. Aber er würde gehen — reisen — sie nicht wiedersehen vor Jahren! Das war das beste, das einzige, was er thun konnte. Damit mußte sie zufrieden sein.

Voll Schauer dachte sie an die kommende freudlose, einsame Zeit, und weil ihr die so schrecklich erschien, deshalb eilten ihre Gedanken weiter, bis in die fernste Zukunft; bis sie sich nach Jahrzehnten mit ihrem Manne eingelebt, ihr Haar vielleicht grau, ihre Jugend dahin war. Wenn er dann zurückkam — dann konnten sie ruhig und friedlich miteinander leben, ohne der Welt Grund zu böser Nachrede zu geben, dann konnten sie lächelnd ihrer heißen, entsagenden Liebe gedenken, ohne daß es ihnen zur Sünde gerechnet wurde.

Wenn doch diese Zeit erst da wäre! Maud haßte in diesem Augenblick ihre Jugend, ihr hübsches Äußere, denn nur deshalb mußte sie jetzt demjenigen entsagen, von dem sich zu trennen ihr das Herzblut kostete. Mit all ihrem Reichtum konnte sie sich doch nicht das erkaufen, was ihr Herz in diesem Augenblick am heftigsten begehrte: Fortunats treues Herz. —

Einstmals hatte sie die Liebe aus ihren Anforderungen an das Leben gestrichen, nun war die Liebe gekommen, um sich an ihr zu rächen.

(Schluß folgt.)



Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Fortsetzung.)

II.

„Rochlitz — Donnerwetter, bist Du's wahrhaftig? Tausendmal willkommen!"

„Ja, ich bin es! Ach, Brünnow, Deine Visage erkenn' ich wieder, sonst aber ist von dem Schillschen Husaren nichts weiter übrig geblieben als ein Philister in Frack und Stulpstiefeln!"

„Ja, ist Dir's denn nicht ebenso ergangen, Du dummer Kerl?" Sie umarmten sich. — „Seit wir unsere schöne Uniform nicht mehr tragen dürfen, erscheint uns jedes Habit, das wir an uns sehen, wie eine Affenjacke!"

Es war vor der Thür des Buggendorfer Wohnhauses, wo diese Begrüßung stattfand, zur Frühsommerzeit, ein Jahr nach dem Untergange Schills und seines Korps.

Brünnow nahm den Arm seines Gastes und führte ihn ins Haus hinein. „Na, höre, alter Freund, Deinen linken Hinterlauf schonst Du aber immer noch ein wenig?" bemerkte er dabei, Hasso von der Seite betrachtend.

„Ja, das haben mir die Satanskerle, die verdammten, um mit Excellenz Blücher zu reden, gründlich besorgt! Werdermann wollte mir sogar eine kleine Steifheit im Knöchel als ewiges Andenken prophezeien. Nun, mir soll's recht sein, am Reiten wird es mich nicht hindern, und das ist die trautste Hauptsache! Aber wohin reiten wir, Hans? Diese Frage ist ebenfalls wichtig! Die ganze Welt liegt in tödlichem Frieden!"

„Nun, vor allen Dingen bleiben Sie zunächst gemütlich hier und sprechen nicht bei der Ankunft schon vom Fortreiten," mischte sich eine weibliche Stimme ins Gespräch. Sie standen vor der Buggendorfer Hausfrau. Brünnows Schwester — unverkennbar, dasselbe kräftig runde und doch weich geschnittene Antlitz, mit dem flachsblonden Haar und den energischen, blauen Augen. Sie schüttelte Hasso herzlich die Hand. „Charmant, daß Sie da sind, Herr von Rochlitz! Mein Bruder hat schon sehnsüchtig nach Ihnen ausgeschaut. Nun sollen Sie mir ihn noch ein Weilchen festhalten in Buggendorf, nicht wahr? Lockere Vögel seid Ihr Schillschen allerdings. Hoffentlich beweist Ihr Euch nicht als Zugvögel außerdem! Ich muß rechtzeitig zusehen, wie ich das verhindere!"

„Gnädige Frau, das sollten Sie nicht zu früh verrufen," erwiderte Hasso. „Sobald die Schillschen Husaren ins Quartier rückten, haben sie sich stets von einer höchst traitablen Seite gezeigt, zuweilen sogar schwer wieder los zu werden — das heißt, nur wo es ihnen gefiel! Darin also könnten auch Sie jetzt Erfahrungen sammeln, ehe Sie sich's versehen!"

„Dann bitte, probieren Sie erst, wie es Ihnen bei uns gefällt, ehe Sie sich in Permanenz erklären!" gab Frau von Zarchow zurück, frisch und lebhaft auf seinen Ton eingehend. „Mir soll es erwünscht sein, und mein lieber Bruder Hans wird hoffentlich im Interesse von Buggendorf Ihre Entscheidung zu beeinflussen wissen!"

Hasso aber war seiner Sache bereits gewiß. Solch ein Umgangston und diese warm und natürlich aus dem Herzen quellende Freundlichkeit schufen allemal um ihn die Lebensluft, in der er gern und mit Behagen atmete. Ein wenig derb und kräftig erschienen ihm zuweilen die Formen, in denen sich Frau von Zarchow bewegte und worin ihr Gemahl sie reichlich unterstützte. Ihr Bruder that desgleichen. In früheren Zeiten hatte sich Hasso oft durch diese Art seines Kriegskameraden Brünnow abgestoßen gefühlt, da er dieselbe für den Verkehrston innerhalb des Offizierkorps als nachteilig erkannte. Jetzt ergötzte sie ihn, ohne sein Mißfallen zu erregen. Brünnow dagegen ordnete sich willig seinem Einfluß unter, was er nie gethan zur Zeit, da jener ihm den Vorrang abgewann in der Freundschaft des Kommandeurs und in der führenden Stellung dem Offizierkorps gegenüber.

„Sag' mir nur, Hans," meinte Hasso einmal, „warum haben wir eigentlich so wenig miteinander verkehrt, die ganze Zeit von der Maikuhle bis zum Frankenthor? Ich hatte immer das Gefühl, als gingest Du mir aus dem Wege?"

„That ich auch, mein guter Hasso, das kann ich Dir ganz genau sagen!" war Brünnows Entgegnung. „Wer nicht nach Deiner Pfeife tanzen wollte, war schlecht bei Dir angeschrieben, das wirst Du wohl selber noch wissen! Nun, und dazu verspürte ich keine Lust! Du wolltest immer einen so höfischen, feinen Ton um Dich haben und nur selber Skandal machen, wenn es Dir paßte! Und ich sprach lieber gerad' heraus, wenn es mir gefiel! Ein kerniges Deutsch, wie mir der Schnabel gewachsen war. Und wenn Du dann so mißbilligend über mich weg sahst, das ärgerte mich! Komisch, jetzt ärgerst Du mich nie mehr! Gefall' ich Dir nun besser, oder Du mir?"

„Du gefällst mir mächtig, Hans, wenn auch nur selten!" erwiderte Hasso lachend. „Und Du magst recht haben, wir gefallen uns gegenseitig, sobald wir nur beide allein miteinander zu thun haben

und keine Nebeninteressen unser Einvernehmen stören! Mir soll's recht sein, wenn es so bleibt zwischen uns!"

Vorläufig war hierzu gute Aussicht. Die Sommertage vergingen in ungestörter Behaglichkeit.

„Wir müssen aber doch endlich für unseres Gastes Amusement sorgen!" erklärte eines Tages Herr von Zarchow, der selber stets für alle Arten von „Amusements" zu haben war. „Wollen Sie nicht den alten Penzlower Veldegg besuchen, Rochlitz? Den sogenannten Onkel August? Er war ja immer Ihr besonderer Gönner?"

„Jawohl, mein Gönner und Gastfreund! Unvergeßlich! Wollen Sie mich hinbringen nach Penzlow, ich würde Ihnen sehr dankbar sein!" Hasso seufzte leicht bei diesen Worten. Die Penzlower Atmosphäre war für ihn von Erinnerungen schwer! Fast graute ihm vor dem Wiedersehen.

„Inwiefern der schrullige Alte zu unseres Gastes Erheiterung beitragen soll," meinte Frau von Zarchow, „sehe ich zwar nicht recht ein! Da wär' es doch praktischer, wir brächten ihn zu Conreuths nach Tiefensee! Die schöne Julie wird ihm mehr zusagen als ihr griesgrämiger Onkel, der Penzlower!"

„Da machen Sie sich ein ganz falsches Bild von mir, Gnädigste!" entgegnete Hasso in leichtem Tone, doch mit einem Druck auf dem Herzen. „Ich sehne mich vorläufig nur nach Onkel August und möchte mit Tiefensee verschont bleiben!"

„Unsinn, solche Geschmacksverirrungen dulde ich nicht!" eiferte die Hausfrau. „Ich selber habe Julie lange nicht gesehen und werde nächstens hinüberfahren! Da kommen Sie mit, ob Sie wollen oder nicht! — Übrigens — im vorigen Sommer war ihr Vater, der Oberstlieutenant von Veldegg, bei ihr zum Besuch. Ist das ein charmanter Herr! Mit seiner jüngeren Tochter! Kennen Sie die schon?"

„Ja!" sagte Hasso.

„Er hat in Berlin bei Veldeggs verkehrt!" setzte Brünnow erläuternd hinzu.

„Und diesen Sommer ist der Oberstlieutenant nicht in Tiefensee?" fragte Hasso beklommen.

„Nein, soviel ich weiß, nicht. Im vorigen Jahr war seine Tochter leidend und sollte sich in der Landluft erholen. Man sagt, sie hätte einen der Schillschen Offiziere geliebt und sich so vor Gram und Sorge um ihn verzehrt. Vielleicht wißt Ihr beide Näheres darüber?"

„Keine Ahnung!" meinte Hans Brünnow gleichgültig. „Wer sollt' es denn sein? Weißt Du's, Hasso? Ist vielleicht nur ein leeres Gerede!"

Hasso schwieg.

Die Fahrt nach Tiefensee wurde wirklich unternommen. Hasso konnte sich nicht ausschließen, da seine Weigerung das größte Befremden verursacht haben würde. Er war in seltsam erregter Stimmung und diese äußerte sich wie gewöhnlich in lautem Übermut, welcher bis zur größesten Heiterkeit ansteckend auf seine drei Gefährten wirkte. Dann plötzlich wurde er still und ernst. Er kannte den Weg gar wohl — sie näherten sich dem Ziele, und es war als würde sein Herzschlag mühsamer, schwerer.

Da lag Tiefensee, still und träumerisch in tiefes Grün gebettet, sich widerspiegelnd in dem glatten See, eine Flut von Sonnenglanz darüber ausgegossen. Und dennoch war es ein schwermütiges Bild.

„Ich hätte nicht herfahren sollen," ging es Hasso durch den Sinn. Schon aber hielten sie vor der stattlichen Einfahrt und Herr von Conreuth empfing seine Gäste mit Herzlichkeit. Hassos unerwartetes Erscheinen rief lebhafte Freude hervor, besonders bei der Herrin des Hauses. Wie gewöhnlich sagte sie ihm allerlei Artigkeiten über sein Aussehen, und daß er als Schillscher Held die Welt aus ihren Angeln heben könnte. „Schade, daß Papa nicht mehr hier ist," meinte sie. „Wie hätte er sich gefreut, Sie wiederzusehen! Hoffentlich bleiben Sie noch in der Gegend, bis er zurückkehrt, dann werde ich Sie es wissen lassen!"

„Und ich betrachte mich als miteingeladen," rief Frau von Zarchow dazwischen. „Es ist ein unerhörtes Pech, daß ich ihn verfehlen mußte! Sie wissen, Julie, ich schwärme für Ihren Papa!"

„Sehr schmeichelhaft! Papa wird es zu würdigen wissen! Hoffentlich hält Berlin ihn nicht allzulange fest! Die Politik und alle die großen Sorgen füllen jetzt gar zu sehr sein ganzes Leben aus!"

„Und Ihr schönes, melancholisches Schwesterlein?" fragte Herr von Zarchow. „Hat sie ihren Vater nach Berlin begleitet?"

„Nein, für sie hat glücklicherweise die Politik an Reiz verloren und so zog sie es vor, bei uns zurückzubleiben! — Im Walde ist sie, am See, weiß der Himmel wo —"

„Hier!" sagte eine weiche Altstimme und die Glasthür klang, die auf eine rosenumrankte Veranda hinausführte. Einen Schritt hörte man nicht — wie eine Feengestalt glitt es durchs Zimmer.

Hasso hatte sich nicht umgewandt — der Herzschlag stockte ihm und jeder Puls und jede Lebensthätigkeit. Es war eine Starrheit, die sekundenlang währte. Dann löste sie sich mit einem Gefühl körperlichen Schmerzes. Er erhob sich langsam und stand Renate gegenüber.

Sie war ebenfalls wie versteinert in staunender Überraschung. Schneeweiß ihr Gesicht und die Augen unnatürlich vergrößert. Sie wußte ja lange, daß er am Leben geblieben war, schwer verwundet und wieder genesen. Auch wie er vor dem Kriegsgericht gestanden und Zeugnis abgelegt für seinen toten Kommandeur, und drei Monate Festungshaft dafür erhalten — das alles wußte sie aus sichersten Quellen. Und dennoch hatte sie die Hoffnung fast aufgegeben, ihm je wieder zu begegnen, weil das die Erfüllung ihres heißesten, qualvollen Sehnens bedeutete. Und jetzt plötzlich, so unerwartet, sah sie ihn vor sich stehen.

Hasso verneigte sich tief und kalt. Sie machte eine zaghafte Bewegung, ihm die Hand zu reichen, doch er sah sie nicht. Stumm trat er zur Seite, und Renate, mit der gesellschaftlichen Sicherheit, die oft eine zuverlässigere Stütze ist als die großen Gefühle der Willenskraft und Selbstüberwindung, begrüßte die Anwesenden ruhig und unbefangen. Sie nahm in dem Kreise Platz, Brünnow an ihrer Seite.

Er erkundigte sich lebhaft nach Elise von Rüchel und aus diesem Thema folgten andere, die sie beide gleich interessierten im Angedenken an die schöne Berliner Zeit.

Hasso saß stumm und sprach kein Wort. „Herr von Rochlitz, was ist Ihnen eigentlich?“ rief Frau von Zarchow ihm plötzlich über den Tisch her zu. „Was bedeutet diese finstere Schweigsamkeit? Ich erkenne Sie gar nicht wieder!“

Hasso lehnte sich in den Stuhl zurück und zog an seinem langen Schnurrbart. „Gnädige Frau, wenn Sie mich hier angreifen, so wehre ich mich meiner Haut! Während der Fahrt noch drohten Sie, mich aus dem Wagen hinauszubefördern, wenn ich nicht den Mund hielte! Jetzt führe ich Ihren Befehl aus — und nun sind Sie dennoch nicht zufrieden!“

„So kennen Sie ihn nicht, Selma?“ neckte Julie. „Dann währt wohl Ihre Bekanntschaft noch nicht lange? Für mich ist er so erst der rechte Hasso: lustig bis zum Übermut oder ernst und herb bis zur Schroffheit! Das habe ich sogar den guten Major Schill an ihm tadeln hören!“

Jetzt schaute Renate auf, ihre Unterhaltung mit Brünnow unterbrechend, und wendete sich ihrer Schwester zu. „Bärsch war es, der das tadelte — nicht Schill!“

Diese Erklärung, lebhaft und im bestimmtesten Tone gegeben, wirkte überraschend. Für wen hatte sie eigentlich das Wort ergriffen? —

„Gehorsamsten Dank für diese Richtigstellung, mein gnädiges Fräulein, sie ist immerhin von Interesse für mich!“ sagte Hasso.

Herr von Conreuth aber lächelte belustigt. „Alles kann meine kleine Schwägerin vertragen, nur daß der geheiligte Name Schill in einer Verbindung gebraucht wird, die ihr nicht zusagt, das duldet sie nimmermehr!“

„Nimmermehr!“ wiederholte Renate und ihre Stimme nahm einen tieferen Klang an.

Hasso ließ einen forschenden Blick auf ihr ruhen. Sie erschien ihm verändert, zarter, lieblicher geworden, nicht mehr die kriegbegeisterte Walküre, welche die Helden zur Schlacht rief. Die Helden! Das Wort enthielt einen Stachel für ihn seit jener bitteren Stunde!

Die Unterhaltung wurde eine allgemeine und behandelte die erneuten, unberechtigten Durchzüge französischer Truppen, von denen man fürchtete, daß sie sich auf diese Gegend werfen würden. Renate äußerte ihren Abscheu vor französischer Einquartierung, die ihr von Berlin her in schrecklichster Erinnerung stand.

Hasso mochte sich an dem Gespräch nicht beteiligen. Er erhob sich und trat auf die Veranda hinaus. Der Garten erstreckte sich bis zum Seeufer hinab. Drüben stiegen in schwellenden Linien die Wälder auf, vom Schimmer der sinkenden Sonne wie mit Goldschaum überstreut. Der Spiegel des Sees gab das Bild in traumhafter Verklärung wieder. Hasso stützte sich auf das grünumrankte Geländer und ließ den Blick darüber hinschweifen. Vom Walde her rief der Kuckuck und er horchte darauf.

Plötzlich schrak er auf, Renate stand neben ihm. Sie war ihm mit den Augen gefolgt, und dann hatte sie's selber nachgezogen mit unsichtbaren Ketten.

„Hasso —“ stammelte sie in mühsam niedergekämpfter Erregung — „ich habe Ihnen so viel abzubitten —“

„Ja?“ fragte er zurück und ein Lächeln ging über sein Gesicht. Sie sah es und es entmutigte sie unbeschreiblich. Ihre Hand umschlang krampfhaft den leichten Holzpfeiler.

„Ja, Hasso, ich habe Ihnen bitter Unrecht gethan! Ich habe Sie so gänzlich mißverstanden! — Wie Sie ihn warnten, glaubte ich nur, Sie wollten zurückbleiben! — Ach und Sie hatten recht mit Ihrer Warnung, tausendmal recht! Wenn wir ihr gefolgt wären, mein Gott, dann lebte er noch, der Held — und all seine Getreuen, die mit ihm ins Verderben gingen! Albert Wedell —“ sie hielt inne, von schmerzlicher Erinnerung bewegt. Dann sprach sie weiter. „Sie — hielten die Sache für verloren von Anfang an und setzten dennoch Ihr Leben und Ihre Ehre für dieselbe ein! — Und ich — ich zweifelte an Ihnen!“

Hasso sah sie an. Ein fast nervöses Mienenspiel zuckte auf seinem ausdrucksfähigen Gesicht.

„Aber Hasso,“ fuhr sie wieder fort, als er noch immer schwieg, „warum sagten Sie mir nicht, daß Sie dennoch mitgehen wollten! Wie konnte ich es wissen! Ein einziges Wort von Ihnen hätte das Mißverstehen aufgeklärt! War ich Ihnen so viel nicht einmal wert?“

Da richtete sich Hasso auf. Ein kaltes Licht blitzte in seinen Augen. „Ja, meinen Sie denn, Fräulein Renate, daß die tödliche Beleidigung Ihres Zweifels dadurch gut gemacht wurde, daß ich denselben aufklärte? — Sie hielten mich für ein altes Weib, das hinterm Ofen sitzen bleibt, während mein Regiment ins Feld rückte — ist das keine Beleidigung? Schafft es mir Genugthuung, wenn ich Ihnen erzähle, nein, Sie irren sich, ich reite mit?“ Er lachte bei diesen Worten.

Renate starrte ihn an, von Schreck und Schmerz überwältigt. Er nahm diesen Blick sekundenlang mit Bewußtsein in sich auf.

„Fräulein Renate,“ begann er halblaut, „erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen geboten an jenem Tage? Die nie zuvor verausgabte Liebe eines ganzen Menschenlebens — vor Ihnen hingeschüttet — Sie konnten mit Händen darin wühlen! Wissen Sie es noch? Sie traten mit Füßen darauf! — Und wenn Sie mich nicht lieben konnten — so viel Vertrauen und Achtung durfte ich doch wohl verlangen, daß Sie mich für einen anständigen Menschen hielten. Ein kleines Bruchteil von dem, was ich Ihnen in anbetender Hingebung entgegenbrachte — und ein Mißverstehen zwischen uns wäre unmöglich gewesen! Ich hätte nie an Ihnen zweifeln, nie an Ihnen irre werden können! — Und nun soll ich Ihnen verzeihen, was Sie mir da angethan haben? Sie wissen nicht, was Sie fordern!“

„Aber Hasso,“ flehte sie mit trockener Kehle, trockenen Lippen. „Wenn ich mein Unrecht einsehe,

dessen Tragweite ich selber nicht begriff, Ihre Verzeihung erbitte — was kann ich denn noch mehr thun?"

Hasso fühlte die Eisschollen in seinem Herzen, von denen er früher einmal gesprochen — und der Schmerz der trostlosen Erstarrung ward ihm selber zur unerträglichen Qual.

Als er keine Antwort gab, regte sich der Stolz in dem tapferen Mädchenherzen. „Hasso, Sie sind grausam und ungerecht gegen mich!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Meinen Sie, Fräulein Renate?" fragte er weicher. „Ich glaube es kaum! Ich erkenne Ihr gütiges Entgegenkommen an und bin Ihnen dankbar dafür! Aber Sie haben für mein Empfinden heut so wenig Verständnis als vor einem Jahre — darum verzeihen Sie mir, wenn ich nicht näher darauf einzugehen vermag!"

Renate schwieg. Ihre Hände zerrten in bebender Erregung an den Ranken und zerpflückten die Blätter. Ein Dorn stach sie in den Finger, so daß sie zuckend losließ. Sie legte die Hand vor die Augen.

„Ihre Frau Schwester scheint Sie zu suchen," brach Hasso das kurze Stillschweigen mit tonloser Stimme. „Oder auch mich, es fuhr ein Wagen vors Haus — vielleicht der unserige! Wenn es Ihnen recht ist, kehren wir zur Gesellschaft zurück!"

Renate wandte sich kurz ab und ging. Sie war ihm nachgegangen — und er beendete das Gespräch und schickte sie fort! —

Es war keineswegs der Buggendorfer Wagen, sondern der Penzlower. Und dem halsbrecherischen Vehikel entstieg in höchsteigener Person der Waldeinsiedler „Onkel August", ein seltener Gast! Tiefensee geriet fast in Aufregung darüber.

„Onkel August, welche hohe Ehre erweisen Sie uns," scherzte Herr von Conreuth mit erhobener Stimme. „Hoffentlich ist es ein erfreulicher Grund, der Sie aus Ihrer Klause herausgelockt!"

„Wie?" rief der alte, taube Herr, die Hand an die Ohrmuschel legend, und heftete dabei aus seinen überbuschten, hellblauen Augen einen stechenden, fast feindseligen Blick auf den Neffen.

„Ich meine, Sie bringen uns hoffentlich gute Nachrichten mit? Die neuesten Zeitungen und Depeschen finden ja immer den Weg nach Penzlow!"

„Nachrichten?" wiederholte Herr August von Veldegg das einzige Wort, das er verstanden. „Woher wissen Sie, ob ich Nachrichten bringe, Herr neveu? Aber ich hab' welche!" Er schlug auf seine Brust, daß die Papiere in der Tasche seines Rockes raschelten. „Verdammte, niederträchtige Nachrichten! Hat die Satanswirtschaft nicht bald ein Ende, so holt uns alle miteinander der Teufel!"

„Durchbohren Sie mich nicht mit Ihren Blicken, verehrter Oheim! Ich kann nichts dafür und bin ganz Ihrer Ansicht! Kommen Sie nur, werden Sie erst gemütlich!" Er zog ihn hin zu dem Gartenzimmer, wo die Gesellschaft beisammen saß, doch der Einsiedler blieb zornig auf der Schwelle stehen.

„Die ganze Stube voller Weibsbilder und da soll ich hinein? Neveu, wie können Sie sich unterstehen, mir das zuzumuten!"

„Es sind ja Ihre beiden Nichten, Julie und Renate — und Frau von Zarchow! Weiter kein Weibsbild! Und zwei Schillsche Offiziere — Brünnow und Rochlitz! Alte Bekannte von Ihnen!"

Der alte Herr machte eine verächtlich abwehrende Handbewegung, trat dann aber zögernd näher, erwiderte die Begrüßungen von weitem und nahm stumm in einem Winkel Platz.

Herr von Conreuth ließ eine Flasche Rheinwein holen und die erwärmte seltsam das Herz des vertrockneten Alten. Zunächst kramte er seine Nachricht aus, die ihn hergeführt, und die allerdings einige Aufregung hervorrief! Drei französische Divisionen, auf dem Durchmarsch nach Danzig begriffen, sollten in den nächsten Tagen diese Gegend passieren, und davon einige Regimenter Ruhetag haben. Die stets heitere Laune verschwand von des Hausherrn klarer Stirn. Was waren Frost und Hagelschaden, Überschwemmung und Feuer selbst, gegen die Folgen solcher französischen Einquartierung — mit Ruhetag noch dazu! —

Onkel August, sobald er den Eindruck dieser Hiobspost gewahrte, lenkte sein Interesse von derselben ab, um es den beiden Schillschen Offizieren zuzuwenden. Das Rheinweinglas ward abermals gefüllt — schon schüttelte er den beiden jungen Männern die Hand.

„Heute hat der Satanas, Gottseibeiuns, der Obermeister aller Henker, seine Faust über uns und läßt keinen gesunden Gedanken aufkommen in einer Menschenbrust, kein vernünftiges Wort in einer Zeitung. Aber die Geschichte — die wird darüber urteilen, was Schill gewesen ist, was Ihr gewesen seid, Ihr Teufelskerls, die Ihr mit ihm geritten seid! Wenn meine Knochen nicht so alt und morsch wären — aber die Geschichte, die wird es entscheiden!" — Er leerte wieder sein Glas.

„Warum waret Ihr noch nicht bei mir, Ihr Malefizkerle! Penzlow liegt eine halbe Stunde von Buggendorf entfernt — hab' ich nicht recht, Zarchow? Und Sie haben zwei Schillsche Offiziere im Hause — den von Rochlitz noch dazu — und noch keiner ist bei mir gewesen!"

Zarchow schwor beim Barte des Propheten, daß er morgen mit den beiden hinüberreiten würde, und sie nahmen den Schwur bekräftigend auf.

Als die Buggendorfer sich zur Heimfahrt rüsteten, war Renate verschwunden. Frau von Zarchow zerbrach sich über diesen Mangel an guter Form bei einem so weltgewandten jungen Mädchen den Kopf fast während der ganzen Rückfahrt, tadelte auch sonst ihr eigentümliches Benehmen. Zarchow und Brünnow verteidigten sie und schwärmten für das schöne Mädchen. Frau Selma geriet in Zorn.

„Sie sollen mir beistehen, Herr von Rochlitz," schalt sie, „was sitzen Sie da wie ein Ölgötze!"

„Ich stehe Ihnen ja immer bei, seien Sie doch nicht gleich so böse!" verteidigte er sich. „Diesmal aber kann ich nichts sagen! Denn, ob ich Ihnen beistimme oder Ihnen widerspreche, beides wäre un-

galant! Und lieber tot als ungalant ist mein Wahlspruch!"

Dabei kam ihm das Gefühl, heute gegen Renate — nicht nur ungalant gewesen zu sein — sondern auch unversöhnlich, ungerecht, unritterlich! Und bitter erschien es ihm, mit dem Bewußtsein weiter leben zu sollen.

III.

Colonel Daricot, zwei Kapitäns, zehn Lieutenants und zweihundert Pferde meldete der französische Fourieroffizier. Mit großer Gründlichkeit besichtigte er die Quartiere in Tiefensee und gab Anordnungen wegen der Unterkunft der Offiziere. Das Haus war nicht allzu groß und so blieb für Herrn von Conreuth und seine Familie nur sehr wenig Raum übrig.

„In zwei Stunden können sie hier sein, ich erwarte, daß dann alles zu ihrem Empfange bereit sein wird!" Mit den Worten schloß der Franzose seine Anordnungen und ritt fort, ohne Herrn von Conreuths kalt gemessene Antwort anzuhören. Niemand wunderte sich darüber. Jedermann im ganzen Lande wußte nun seit bald vier Jahren, was es auf sich hatte mit französischer Einquartierung.

„Colonel Daricot — Julie, ob das nicht jener Daricot sein mag, der mit General Bonfanti in Berlin bei uns einquartiert war?" Renate sprach es sinnend vor sich hin, während sie, auf dem Bettrande sitzend, ihr lockiges, dunkelbraunes Haar kämmte und zum klassischen, griechischen Knoten aufwand. Sie teilte mit ihrer Schwester eine Dachkammer, als einzigen Raum, der ihnen verblieben. Eine zweite nebenan bewohnte der Hausherr. Hier war man wenigstens der lärmenden Nähe dieser ungebetenen Gäste entrückt und das konnte als größter Vorzug gelten.

„Ja, das wäre schon möglich," erwiderte Julie. „Die Herren avancieren schnell in der großen Armee! So viel ich mich entsinne, war dieser Adjutant Daricot ein hübscher, eleganter Mensch!"

Renate schauderte — wie unter dem Eindruck einer widerwärtigen Erinnerung. Doch schwieg sie. Ja, ein hübscher, eleganter Mensch mochte er gewesen sein, der Adjutant des Generals Bonfanti! Einmal war er in das Zimmer ihres Vaters getreten, was bis dahin niemals geschehen. Sie saß allein darin — und er näherte sich ihr, flüsterte unverständliche Worte und wollte sie küssen. Sie schlug ihm ins Gesicht mit ihrer Kinderhand und stürzte hinaus. Es war der verhaßteste Augenblick ihres Lebens, und er stieg mit erschreckender Deutlichkeit vor ihr empor.

Jetzt ertönte Lärm und Waffengetöse vom Hofe herauf, Conreuth ging hinunter, die Einquartierung in Empfang zu nehmen, obschon sie seiner nicht bedurften. Sie waren jetzt die Herren des Hauses.

Julie und Renate verblieben in ihrem Dachkämmerlein bis zur Stunde der Mittagsmahlzeit, dann gingen sie ins Wohnzimmer, den Hausfrauenpflichten zu genügen. Die Herren stellten sich alsbald vollzählig ein und begrüßten die Damen mit tadelloser Höflichkeit. Als einer der letzten trat Colonel Daricot herein, und von dem Augenblick an erschienen alle andern wie in den Schatten gestellt. Er war freilich eine schöne Erscheinung, glänzend gehoben durch die prächtige Uniform mit Sternen und Ordensbändern.

Ja, er war es, Renate erkannte ihn auf den ersten Blick. Und als er sich jetzt, von der Hausfrau fort, ihr zuwandte, blitzte es in seinen schwarzen Augen auf — erst wie suchende Erinnerung, dann Überraschung und triumphierende Freude. Er verneigte sich tief vor ihr und fragte in höflichen Wendungen, ob er noch die Ehre habe, von ihr gekannt zu sein, da er das Glück genossen, längere Zeit in ihrem Elternhause als Gast zu weilen.

„Ich spreche nicht französisch!" war ihre eisige Antwort.

Er lächelte. „Aber Sie verstehen es, Mademoiselle! Und ich verstehe vollkommen deutsch, da ich seit über drei Jahren in diesem rauhen Lande umherziehe. Wir werden uns demnach aufs trefflichste verständigen!" Er trat zurück, reichte der Hausfrau den Arm und führte sie zu Tisch. Renate saß ihm gegenüber und fast unausgesetzt ruhten seine Blicke auf ihr. Die dreiste Bewunderung, die darin lag, erfüllte sie mit unbegrenztem Abscheu, doch ihre Haltung verriet nichts als kalte Nichtachtung.

Er sprach eingehend von jener Berliner Zeit, wo er sich mit seinem General auf dem Durchmarsch nach Kolberg befunden habe, und welche harte Arbeit die Belagerung dieser trotzigen Feste gewesen sei. Er erinnerte daran, mit welcher hohen Bewunderung General Bonfanti stets von Gneisenaus unvergleichlichem Feldherrngenie und Schills tollkühner Tapferkeit gesprochen — dieser seiner schlimmsten Gegner, welche Kolberg verteidigt und ihm die Belagerung so schwer gemacht. „Schade," setzte er dann leicht hinzu, „damals sah man in diesem Schill einen Helden, und schließlich hat er sich als Brigand decouvriert!"

„Sie verzeihen — er war ein preußischer Offizier!" bemerkte Herr von Conreuth mit scharfer Betonung.

Der Franzose lachte, und die Seinen stimmten bereitwilligst ein. „Tant pis pour l'armée prussienne!" damit hob er sein frischgefülltes Weinglas gegen den Hausherrn. Ein wütender Zorn kochte in diesem auf. Doch ehe er noch ein Wort gefunden, bog sich Renate vor — totenblaß, mit schwarzglühenden Augen.

„Monsieur, Sie wissen," sagte sie mit zornbebender Stimme, „daß Sie als Gast am Tische eines preußischen Offiziers sitzen! Sie wissen, daß jener Mann, dessen Namen Sie aussprachen, ein Held war und kein Räuber! Niemand weiß es besser als Sie, der die Ehre gehabt, gegen ihn zu kämpfen!"

Sprachlos starrte der Franzose sie an. Ihre Schönheit hatte in diesem Augenblick etwas Dämonisches, das ihn überwältigte. Er verneigte sich vor ihr. „Mademoiselle — ich weiß es jetzt, denn Sie

dessen Tragweite ich selber nicht begriff, Ihre Verzeihung erbitte — was kann ich denn noch mehr thun?"

Hasso fühlte die Eisschollen in seinem Herzen, von denen er früher einmal gesprochen — und der Schmerz der trostlosen Erstarrung ward ihm selber zur unerträglichen Qual.

Als er keine Antwort gab, regte sich der Stolz in dem tapferen Mädchenherzen. „Hasso, Sie sind grausam und ungerecht gegen mich!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Meinen Sie, Fräulein Renate?" fragte er weicher. „Ich glaube es kaum! Ich erkenne Ihr gütiges Entgegenkommen an und bin Ihnen dankbar dafür! Aber Sie haben für mein Empfinden heut so wenig Verständnis als vor einem Jahre — darum verzeihen Sie mir, wenn ich nicht näher darauf einzugehen vermag!"

Renate schwieg. Ihre Hände zerrten in bebender Erregung an den Ranken und zerpflückten die Blätter. Ein Dorn stach sie in den Finger, so daß sie zuckend losließ. Sie legte die Hand vor die Augen.

„Ihre Frau Schwester scheint Sie zu suchen," brach Hasso das kurze Stillschweigen mit tonloser Stimme. „Oder auch mich, es fuhr ein Wagen vors Haus — vielleicht der unserige! Wenn es Ihnen recht ist, kehren wir zur Gesellschaft zurück!"

Renate wandte sich kurz ab und ging. Sie war ihm nachgegangen — und er beendete das Gespräch und schickte sie fort! —

Es war keineswegs der Buggendorfer Wagen, sondern der Penzlower. Und dem halsbrecherischen Vehikel entstieg in höchsteigener Person der Waldeinsiedler „Onkel August", ein seltener Gast! Tiefensee geriet fast in Aufregung darüber.

„Onkel August, welche hohe Ehre erweisen Sie uns," scherzte Herr von Conreuth mit erhobener Stimme. „Hoffentlich ist es ein erfreulicher Grund, der Sie aus Ihrer Klause herausgelockt!"

„Wie?" rief der alte, taube Herr, die Hand an die Ohrmuschel legend, und heftete dabei aus seinen überbuschten, hellblauen Augen einen stechenden, fast feindseligen Blick auf den Neffen.

„Ich meine, Sie bringen uns hoffentlich gute Nachrichten mit? Die neuesten Zeitungen und Depeschen finden ja immer den Weg nach Penzlow!"

„Nachrichten?" wiederholte Herr August von Veldegg das einzige Wort, das er verstanden. „Woher wissen Sie, ob ich Nachrichten bringe, Herr neveu? Aber ich hab' welche!" Er schlug auf seine Brust, daß die Papiere in der Tasche seines Rockes raschelten. „Verdammte, niederträchtige Nachrichten! Hat die Satanswirtschaft nicht bald ein Ende, so holt uns alle miteinander der Teufel!"

„Durchbohren Sie mich nicht mit Ihren Blicken, verehrter Oheim! Ich kann nichts dafür und bin ganz Ihrer Ansicht! Kommen Sie nur, werden Sie erst gemütlich!" Er zog ihn hin zu dem Gartenzimmer, wo die Gesellschaft beisammen saß, doch der Einsiedler blieb zornig auf der Schwelle stehen.

„Die ganze Stube voller Weibsbilder und da soll ich hinein? Neveu, wie können Sie sich unterstehen, mir das zuzumuten!"

„Es sind ja Ihre beiden Nichten, Julie und Renate — und Frau von Zarchow! Weiter kein Weibsbild! Und zwei Schillsche Offiziere — Brünnow und Rochlitz! Alte Bekannte von Ihnen!"

Der alte Herr machte eine verächtlich abwehrende Handbewegung, trat dann aber zögernd näher, erwiderte die Begrüßungen von weitem und nahm stumm in einem Winkel Platz.

Herr von Conreuth ließ eine Flasche Rheinwein holen und die erwärmte seltsam das Herz des vertrockneten Alten. Zunächst kramte er seine Nachricht aus, die ihn hergeführt, und die allerdings einige Aufregung hervorrief! Drei französische Divisionen, auf dem Durchmarsch nach Danzig begriffen, sollten in den nächsten Tagen diese Gegend passieren, und davon einige Regimenter Ruhetag haben. Die stets heitere Laune verschwand von des Hausherrn klarer Stirn. Was waren Frost und Hagelschaden, Überschwemmung und Feuer selbst, gegen die Folgen solcher französischen Einquartierung — mit Ruhetag noch dazu! —

Onkel August, sobald er den Eindruck dieser Hiobspost gewahrte, lenkte sein Interesse von derselben ab, um es den beiden Schillschen Offizieren zuzuwenden. Das Rheinweinglas ward abermals gefüllt — schon schüttelte er den beiden jungen Männern die Hand.

„Heute hat der Satanas, Gottseibeiuns, der Obermeister aller Henker, seine Faust über uns und läßt keinen gesunden Gedanken aufkommen in einer Menschenbrust, kein vernünftiges Wort in einer Zeitung. Aber die Geschichte — die wird darüber urteilen, was Schill gewesen ist, was Ihr gewesen seid, Ihr Teufelskerls, die Ihr mit ihm geritten seid! Wenn meine Knochen nicht so alt und morsch wären — aber die Geschichte, die wird es entscheiden!" — Er leerte wieder sein Glas.

„Warum waret Ihr noch nicht bei mir, Ihr Malefizkerle! Penzlow liegt eine halbe Stunde von Buggendorf entfernt — hab' ich nicht recht, Zarchow? Und Sie haben zwei Schillsche Offiziere im Hause — den von Rochlitz noch dazu — und noch keiner ist bei mir gewesen!"

Zarchow schwor beim Barte des Propheten, daß er morgen mit den beiden hinüberreiten würde, und sie nahmen den Schwur bekräftigend auf.

Als die Buggendorfer sich zur Heimfahrt rüsteten, war Renate verschwunden. Frau von Zarchow zerbrach sich über diesen Mangel an guter Form bei einem so weltgewandten jungen Mädchen den Kopf fast während der ganzen Rückfahrt, tadelte auch sonst ihr eigentümliches Benehmen. Zarchow und Brünnow verteidigten sie und schwärmten für das schöne Mädchen. Frau Selma geriet in Zorn.

„Sie sollen mir beistehen, Herr von Rochlitz," schalt sie, „was sitzen Sie da wie ein Ölgötze!"

„Ich stehe Ihnen ja immer bei, seien Sie doch nicht gleich so böse!" verteidigte er sich. „Diesmal aber kann ich nichts sagen! Denn, ob ich Ihnen beistimme oder Ihnen widerspreche, beides wäre un-

galant! Und lieber tot als ungalant ist mein Wahlspruch!"

Dabei kam ihm das Gefühl, heute gegen Renate — nicht nur ungalant gewesen zu sein — sondern auch unversöhnlich, ungerecht, unritterlich! Und bitter erschien es ihm, mit dem Bewußtsein weiter leben zu sollen.

III.

Colonel Daricot, zwei Kapitäns, zehn Lieutenants und zweihundert Pferde meldete der französische Fourieroffizier. Mit großer Gründlichkeit besichtigte er die Quartiere in Tiefensee und gab Anordnungen wegen der Unterkunft der Offiziere. Das Haus war nicht allzu groß und so blieb für Herrn von Conreuth und seine Familie nur sehr wenig Raum übrig.

„In zwei Stunden können sie hier sein, ich erwarte, daß dann alles zu ihrem Empfange bereit sein wird!" Mit den Worten schloß der Franzose seine Anordnungen und ritt fort, ohne Herrn von Conreuths kalt gemessene Antwort anzuhören. Niemand wunderte sich darüber. Jedermann im ganzen Lande wußte nun seit bald vier Jahren, was es auf sich hatte mit französischer Einquartierung.

„Colonel Daricot — Julie, ob das nicht jener Daricot sein mag, der mit General Bonfanti in Berlin bei uns einquartiert war?" Renate sprach es sinnend vor sich hin, während sie, auf dem Bettrande sitzend, ihr lockiges, dunkelbraunes Haar kämmte und zum klassischen, griechischen Knoten aufwand. Sie teilte mit ihrer Schwester eine Dachkammer, als einzigen Raum, der ihnen verblieben. Eine zweite nebenan bewohnte der Hausherr. Hier war man wenigstens der lärmenden Nähe dieser ungebetenen Gäste entrückt und das konnte als größter Vorzug gelten.

„Ja, das wäre schon möglich," erwiderte Julie. „Die Herren avancieren schnell in der großen Armee! So viel ich mich entsinne, war dieser Adjutant Daricot ein hübscher, eleganter Mensch!"

Renate schauderte — wie unter dem Eindruck einer widerwärtigen Erinnerung. Doch schwieg sie. Ja, ein hübscher, eleganter Mensch mochte er gewesen sein, der Adjutant des Generals Bonfanti! Einmal war er in das Zimmer ihres Vaters getreten, was bis dahin niemals geschehen. Sie saß allein darin — und er näherte sich ihr, flüsterte unverständliche Worte und wollte sie küssen. Sie schlug ihm ins Gesicht mit ihrer Kinderhand und stürzte hinaus. Es war der verhaßteste Augenblick ihres Lebens, und er stieg mit erschreckender Deutlichkeit vor ihr empor.

Jetzt ertönte Lärm und Waffengetöse vom Hofe herauf, Conreuth ging hinunter, die Einquartierung in Empfang zu nehmen, obschon sie seiner nicht bedurften. Sie waren jetzt die Herren des Hauses.

Julie und Renate verblieben in ihrem Dachkämmerlein bis zur Stunde der Mittagsmahlzeit, dann gingen sie ins Wohnzimmer, den Hausfrauenpflichten zu genügen. Die Herren stellten sich alsbald vollzählig ein und begrüßten die Damen mit tadelloser Höflichkeit. Als einer der letzten trat Colonel Daricot herein, und von dem Augenblick an erschienen alle andern wie in den Schatten gestellt. Er war freilich eine schöne Erscheinung, glänzend gehoben durch die prächtige Uniform mit Sternen und Ordensbändern.

Ja, er war es, Renate erkannte ihn auf den ersten Blick. Und als er sich jetzt, von der Hausfrau fort, ihr zuwandte, blitzte es in seinen schwarzen Augen auf — erst wie suchende Erinnerung, dann Überraschung und triumphierende Freude. Er verneigte sich tief vor ihr und fragte in höflichen Wendungen, ob er noch die Ehre habe, von ihr gekannt zu sein, da er das Glück genossen, längere Zeit in ihrem Elternhause als Gast zu weilen.

„Ich spreche nicht französisch!" war ihre eisige Antwort.

Er lächelte. „Aber Sie verstehen es, Mademoiselle! Und ich verstehe vollkommen deutsch, da ich seit über drei Jahren in diesem rauhen Lande umherziehe. Wir werden uns demnach aufs trefflichste verständigen!" Er trat zurück, reichte der Hausfrau den Arm und führte sie zu Tisch. Renate saß ihm gegenüber und fast unausgesetzt ruhten seine Blicke auf ihr. Die dreiste Bewunderung, die darin lag, erfüllte sie mit unbegrenztem Abscheu, doch ihre Haltung verriet nichts als kalte Nichtachtung.

Er sprach eingehend von jener Berliner Zeit, wo er sich mit seinem General auf dem Durchmarsch nach Kolberg befunden habe, und welche harte Arbeit die Belagerung dieser trotzigen Feste gewesen sei. Er erinnerte daran, mit welcher hohen Bewunderung General Bonfanti stets von Gneisenaus unvergleichlichem Feldherrngenie und Schills tollkühner Tapferkeit gesprochen — dieser seiner schlimmsten Gegner, welche Kolberg verteidigt und ihm die Belagerung so schwer gemacht. „Schade," setzte er dann leicht hinzu, „damals sah man in diesem Schill einen Helden, und schließlich hat er sich als Brigand becouvriert!"

„Sie verzeihen — er war ein preußischer Offizier!" bemerkte Herr von Conreuth mit scharfer Betonung.

Der Franzose lachte, und die Seinen stimmten bereitwilligst ein. „Tant pis pour l'armée prussienne!" damit hob er sein frischgefülltes Weinglas gegen den Hausherrn. Ein wütender Zorn kochte in diesem auf. Doch ehe er noch ein Wort gefunden, bog sich Renate vor — totenblaß, mit schwarzglühenden Augen.

„Monsieur, Sie wissen," sagte sie mit zornbebender Stimme, „daß Sie als Gast am Tische eines preußischen Offiziers sitzen! Sie wissen, daß jener Mann, dessen Namen Sie aussprachen, ein Held war und kein Räuber! Niemand weiß es besser als Sie, der die Ehre gehabt, gegen ihn zu kämpfen!"

Sprachlos starrte der Franzose sie an. Ihre Schönheit hatte in diesem Augenblick etwas Dämonisches, das ihn überwältigte. Er verneigte sich vor ihr. „Mademoiselle — ich weiß es jetzt, denn Sie

dessen Tragweite ich selber nicht begriff, Ihre Verzeihung erbitte — was kann ich denn noch mehr thun?"

Hasso fühlte die Eisschollen in seinem Herzen, von denen er früher einmal gesprochen — und der Schmerz der trostlosen Erstarrung ward ihm selber zur unerträglichen Qual.

Als er keine Antwort gab, regte sich der Stolz in dem tapferen Mädchenherzen. „Hasso, Sie sind grausam und ungerecht gegen mich!" sagte sie mit zitternder Stimme.

„Meinen Sie, Fräulein Renate?" fragte er weicher. „Ich glaube es kaum! Ich erkenne Ihr gütiges Entgegenkommen an und bin Ihnen dankbar dafür! Aber Sie haben für mein Empfinden heut so wenig Verständnis als vor einem Jahre — darum verzeihen Sie mir, wenn ich nicht näher darauf einzugehen vermag!"

Renate schwieg. Ihre Hände zerrten in bebender Erregung an den Ranken und zerpflückten die Blätter. Ein Dorn stach sie in den Finger, so daß sie zuckend losließ. Sie legte die Hand vor die Augen.

„Ihre Frau Schwester scheint Sie zu suchen," brach Hasso das kurze Stillschweigen mit tonloser Stimme. „Oder auch mich, es fuhr ein Wagen vors Haus — vielleicht der unserige! Wenn es Ihnen recht ist, kehren wir zur Gesellschaft zurück!"

Renate wandte sich kurz ab und ging. Sie war ihm nachgegangen — und er beendete das Gespräch und schickte sie fort! —

Es war keineswegs der Buggendorfer Wagen, sondern der Penzlower. Und dem halsbrecherischen Vehikel entstieg in höchsteigener Person der Waldeinsiedler „Onkel August", ein seltener Gast! Tiefensee geriet fast in Aufregung darüber.

„Onkel August, welche hohe Ehre erweisen Sie uns," scherzte Herr von Conreuth mit erhobener Stimme. „Hoffentlich ist es ein erfreulicher Grund, der Sie aus Ihrer Klause herausgelockt!"

„Wie?" rief der alte, taube Herr, die Hand an die Ohrmuschel legend, und heftete dabei aus seinen überbuschten, hellblauen Augen einen stechenden, fast feindseligen Blick auf den Neffen.

„Ich meine, Sie bringen uns hoffentlich gute Nachrichten mit? Die neuesten Zeitungen und Depeschen finden ja immer den Weg nach Penzlow!"

„Nachrichten?" wiederholte Herr August von Veldegg das einzige Wort, das er verstanden. „Woher wissen Sie, ob ich Nachrichten bringe, Herr neveu? Aber ich hab' welche!" Er schlug auf seine Brust, daß die Papiere in der Tasche seines Rockes raschelten. „Verdammte, niederträchtige Nachrichten! Hat die Satanswirtschaft nicht bald ein Ende, so holt uns alle miteinander der Teufel!"

„Durchbohren Sie mich nicht mit Ihren Blicken, verehrter Oheim! Ich kann nichts dafür und bin ganz Ihrer Ansicht! Kommen Sie nur, werden Sie erst gemütlich!" Er zog ihn hin zu dem Gartenzimmer, wo die Gesellschaft beisammen saß, doch der Einsiedler blieb zornig auf der Schwelle stehen.

„Die ganze Stube voller Weibsbilder und da soll ich hinein? Neveu, wie können Sie sich unterstehen, mir das zuzumuten!"

„Es sind ja Ihre beiden Nichten, Julie und Renate — und Frau von Zarchow! Weiter kein Weibsbild! Und zwei Schillsche Offiziere — Brünnow und Rochlitz! Alte Bekannte von Ihnen!"

Der alte Herr machte eine verächtlich abwehrende Handbewegung, trat dann aber zögernd näher, erwiderte die Begrüßungen von weitem und nahm stumm in einem Winkel Platz.

Herr von Conreuth ließ eine Flasche Rheinwein holen und die erwärmte seltsam das Herz des vertrockneten Alten. Zunächst kramte er seine Nachricht aus, die ihn hergeführt, und die allerdings einige Aufregung hervorrief! Drei französische Divisionen, auf dem Durchmarsch nach Danzig begriffen, sollten in den nächsten Tagen diese Gegend passieren, und davon einige Regimenter Ruhetag haben. Die stets heitere Laune verschwand von des Hausherrn klarer Stirn. Was waren Frost und Hagelschaden, Überschwemmung und Feuer selbst, gegen die Folgen solcher französischen Einquartierung — mit Ruhetag noch dazu! —

Onkel August, sobald er den Eindruck dieser Hiobspost gewahrte, lenkte sein Interesse von derselben ab, um es den beiden Schillschen Offizieren zuzuwenden. Das Rheinweinglas ward abermals gefüllt — schon schüttelte er den beiden jungen Männern die Hand.

„Heute hat der Satanas, Gottseibeiuns, der Obermeister aller Henker, seine Faust über uns und läßt keinen gesunden Gedanken aufkommen in einer Menschenbrust, kein vernünftiges Wort in einer Zeitung. Aber die Geschichte — die wird darüber urteilen, was Schill gewesen ist, was Ihr gewesen seid, Ihr Teufelskerls, die Ihr mit ihm geritten seid! Wenn meine Knochen nicht so alt und morsch wären — aber die Geschichte, die wird es entscheiden!" — Er leerte wieder sein Glas.

„Warum waret Ihr noch nicht bei mir, Ihr Malefizkerle! Penzlow liegt eine halbe Stunde von Buggendorf entfernt — hab' ich nicht recht, Zarchow? Und Sie haben zwei Schillsche Offiziere im Hause — den von Rochlitz noch dazu — und noch keiner ist bei mir gewesen!"

Zarchow schwor beim Barte des Propheten, daß er morgen mit den beiden hinüberreiten würde, und sie nahmen den Schwur bekräftigend auf.

Als die Buggendorfer sich zur Heimfahrt rüsteten, war Renate verschwunden. Frau von Zarchow zerbrach sich über diesen Mangel an guter Form bei einem so weltgewandten jungen Mädchen den Kopf fast während der ganzen Rückfahrt, tadelte auch sonst ihr eigentümliches Benehmen. Zarchow und Brünnow verteidigten sie und schwärmten für das schöne Mädchen. Frau Selma geriet in Zorn.

„Sie sollen mir beistehen, Herr von Rochlitz," schalt sie, „was sitzen Sie da wie ein Ölgötze!"

„Ich stehe Ihnen ja immer bei, seien Sie doch nicht gleich so böse!" verteidigte er sich. „Diesmal aber kann ich nichts sagen! Denn, ob ich Ihnen beistimme oder Ihnen widerspreche, beides wäre un-

galant! Und lieber tot als ungalant ist mein Wahlspruch!"

Dabei kam ihm das Gefühl, heute gegen Renate — nicht nur ungalant gewesen zu sein — sondern auch unversöhnlich, ungerecht, unritterlich! Und bitter erschien es ihm, mit dem Bewußtsein weiter leben zu sollen.

III.

Colonel Daricot, zwei Kapitäns, zehn Lieutenants und zweihundert Pferde meldete der französische Fourieroffizier. Mit großer Gründlichkeit besichtigte er die Quartiere in Tiefensee und gab Anordnungen wegen der Unterkunft der Offiziere. Das Haus war nicht allzu groß und so blieb für Herrn von Conreuth und seine Familie nur sehr wenig Raum übrig.

„In zwei Stunden können sie hier sein, ich erwarte, daß dann alles zu ihrem Empfange bereit sein wird!" Mit den Worten schloß der Franzose seine Anordnungen und ritt fort, ohne Herrn von Conreuths kalt gemessene Antwort anzuhören. Niemand wunderte sich darüber. Jedermann im ganzen Lande wußte nun seit bald vier Jahren, was es auf sich hatte mit französischer Einquartierung.

„Colonel Daricot — Julie, ob das nicht jener Daricot sein mag, der mit General Bonfanti in Berlin bei uns einquartiert war?" Renate sprach es sinnend vor sich hin, während sie, auf dem Bettrande sitzend, ihr lockiges, dunkelbraunes Haar kämmte und zum klassischen, griechischen Knoten aufwand. Sie teilte mit ihrer Schwester eine Dachkammer, als einzigen Raum, der ihnen verblieben. Eine zweite nebenan bewohnte der Hausherr. Hier war man wenigstens der lärmenden Nähe dieser ungebetenen Gäste entrückt und das konnte als größter Vorzug gelten.

„Ja, das wäre schon möglich," erwiderte Julie. „Die Herren avancieren schnell in der großen Armee! So viel ich mich entsinne, war dieser Adjutant Daricot ein hübscher, eleganter Mensch!"

Renate schauderte — wie unter dem Eindruck einer widerwärtigen Erinnerung. Doch schwieg sie. Ja, ein hübscher, eleganter Mensch mochte er gewesen sein, der Adjutant des Generals Bonfanti! Einmal war er in das Zimmer ihres Vaters getreten, was bis dahin niemals geschehen. Sie saß allein darin — und er näherte sich ihr, flüsterte unverständliche Worte und wollte sie küssen. Sie schlug ihm ins Gesicht mit ihrer Kinderhand und stürzte hinaus. Es war der verhaßteste Augenblick ihres Lebens, und er stieg mit erschreckender Deutlichkeit vor ihr empor.

Jetzt ertönte Lärm und Waffengetöse vom Hofe herauf, Conreuth ging hinunter, die Einquartierung in Empfang zu nehmen, obschon sie seiner nicht bedurften. Sie waren jetzt die Herren des Hauses.

Julie und Renate verblieben in ihrem Dachkämmerlein bis zur Stunde der Mittagsmahlzeit, dann gingen sie ins Wohnzimmer, den Hausfrauenpflichten zu genügen. Die Herren stellten sich alsbald vollzählig ein und begrüßten die Damen mit tadelloser Höflichkeit. Als einer der letzten trat Colonel Daricot herein, und von dem Augenblick an erschienen alle andern wie in den Schatten gestellt. Er war freilich eine schöne Erscheinung, glänzend gehoben durch die prächtige Uniform mit Sternen und Ordensbändern.

Ja, er war es, Renate erkannte ihn auf den ersten Blick. Und als er sich jetzt, von der Hausfrau fort, ihr zuwandte, blitzte es in seinen schwarzen Augen auf — erst wie suchende Erinnerung, dann Überraschung und triumphierende Freude. Er verneigte sich tief vor ihr und fragte in höflichen Wendungen, ob er noch die Ehre habe, von ihr gekannt zu sein, da er das Glück genossen, längere Zeit in ihrem Elternhause als Gast zu weilen.

„Ich spreche nicht französisch!" war ihre eisige Antwort.

Er lächelte. „Aber Sie verstehen es, Mademoiselle! Und ich verstehe vollkommen deutsch, da ich seit über drei Jahren in diesem rauhen Lande umherziehe. Wir werden uns demnach aufs trefflichste verständigen!" Er trat zurück, reichte der Hausfrau den Arm und führte sie zu Tisch. Renate saß ihm gegenüber und fast unausgesetzt ruhten seine Blicke auf ihr. Die dreiste Bewunderung, die darin lag, erfüllte sie mit unbegrenztem Abscheu, doch ihre Haltung verriet nichts als kalte Nichtachtung.

Er sprach eingehend von jener Berliner Zeit, wo er sich mit seinem General auf dem Durchmarsch nach Kolberg befunden habe, und welche harte Arbeit die Belagerung dieser trotzigen Feste gewesen sei. Er erinnerte daran, mit welcher hohen Bewunderung General Bonfanti stets von Gneisenaus unvergleichlichem Feldherrngenie und Schills tollkühner Tapferkeit gesprochen — dieser seiner schlimmsten Gegner, welche Kolberg verteidigt und ihm die Belagerung so schwer gemacht. „Schade," setzte er dann leicht hinzu, „damals sah man in diesem Schill einen Helden, und schließlich hat er sich als Brigand decouvriert!"

„Sie verzeihen — er war ein preußischer Offizier!" bemerkte Herr von Conreuth mit scharfer Betonung.

Der Franzose lachte, und die Seinen stimmten bereitwilligst ein. „Tant pis pour l'armée prussienne!" damit hob er sein frischgefülltes Weinglas gegen den Hausherrn. Ein wütender Zorn kochte in diesem auf. Doch ehe er noch ein Wort gefunden, bog sich Renate vor — totenblaß, mit schwarzglühenden Augen.

„Monsieur, Sie wissen," sagte sie mit zornbebender Stimme, „daß Sie als Gast am Tische eines preußischen Offiziers sitzen! Sie wissen, daß jener Mann, dessen Namen Sie aussprachen, ein Held war und kein Räuber! Niemand weiß es besser als Sie, der die Ehre gehabt, gegen ihn zu kämpfen!"

Sprachlos starrte der Franzose sie an. Ihre Schönheit hatte in diesem Augenblick etwas Dämonisches, das ihn überwältigte. Er verneigte sich vor ihr. „Mademoiselle — ich weiß es jetzt, denn Sie

sagen es mir! Ihr Wort ist mir ein Evangelium! Nichts wäre mir schrecklicher, als Ihren Zorn auf mich zu laden! Vergeben Sie mir, ich bitte darum!" Er wollte mit ihr anstoßen, doch ihr Glas war leer und unberührt.

„Ich vergebe Ihnen!" sagte sie im Tone wegwerfender Geringschätzung und mit hochmütigster Kopfneigung.

Es ließ sich darauf nichts weiter sagen, und der Franzose mußte sich gestehen, daß er eine Niederlage erlitten, er, der Sohn der großen Armee. Ein Rachegelüst stieg in seinem Herzen auf, das sich mit seiner Bewunderung für das stolze, deutsche Mädchen gar wohl vereinigte.

Sehr bald nach aufgehobener Tafel zog sich Renate in ihre Dachkammer zurück. Sie beschloß nach reiflicher Überlegung, nicht wieder die feindlichen Gäste durch ihren Zorn zu reizen, den Colonel besonders nicht mehr zu beachten. Um sich diese Absicht zu erleichtern, bat sie ihren Schwager am nächsten Tage um einen Platz an der anderen Seite des Tisches, der sie von dem lästigen Gegenüber befreite. Conreuth fand diesen Wunsch sehr gerechtfertigt. „Ihre zornigen Blicke fallen bei ihm wie Feuerfunken auf Zunder, meine liebe Schwägerin," sagte er lachend. „Es wird entschieden gemütlicher sein, wenn der Kerl erst wieder über alle Berge ist!"

Colonel Daricot empfand es wie eine Kränkung, als er seine schöne Feindin heute auf der anderen Seite der Tafel Platz nehmen sah. Doch ließ er sich's nicht merken und unterhielt die Hausfrau aufs verbindlichste. Das Regiment sollte am folgenden Tage weiterrücken, in Penzlow Rast machen, und Julie erzählte ihm, daß dies die Besitzung ihres Oheims sei. Mit lebhaftem Interesse griff er die Nachricht auf. — „Ein Bruder Ihres Herrn Vaters, der in Berlin meinem General und mir ein so liebenswürdiger Gastfreund war, den ich so aufrichtig verehren gelernt!" Er sprach dies mit erhobener Stimme. „Gewiß würde ich für seinen Bruder dasselbe empfinden können! Wie schade, daß ich nur wenige Stunden dort bin! Unser Marsch führt mich sogleich viele Meilen weiter! Doch werde ich wenigstens Grüße der schönen Nichte an ihren Oheim mitnehmen dürfen?"

Julie gestattete dies, erklärte aber zugleich, daß der alte Penzlower Herr ihrem Vater sehr unähnlich wäre, eher ein Sonderling, mit dem man Mühe hätte auszukommen, und der Colonel fand dies sehr belustigend.

Renate entfernte sich heute nicht sogleich nach Tisch, sondern blieb im Salon, um ihrer Schwester bei der Unterhaltung der Fremden behilflich zu sein. Ein ganz junger Offizier, Lieutenant Gumont, der bei Tisch neben Renate gesessen und ihr in seiner fast kindlich harmlosen Weise eine mildere Stimmung abgewonnen, suchte auch jetzt wieder ihre Nähe auf. Er bewunderte den Blick, welchen man vom Fenster aus auf See und Wald genoß, und Renate trat mit ihm an die offene Glasthür, um ihm einige besondere Schönheiten der Aussicht zu zeigen.

Plötzlich rief Colonel Daricot den Lieutenant, schickte ihn mit einem Auftrage kurz und bündig aus dem Zimmer und trat selber an Renates Seite. In seinen schwarzen Augen flackerte ein sonderbares Licht. Es schien, als wenn die Bevorzugung, die seinem Untergebenen zu teil geworden, unter all den auf diesen Zunder gefallenen Feuerfunken der gefährlichste gewesen wäre.

„Mademoiselle, Sie sind grausam in Ihren Strafen!" sagte er halblaut. „Meine gestrige Äußerung über Herrn von Schill war unbedacht! Habe ich nicht gleich deshalb um Verzeihung gebeten?"

„Gewiß," entgegnete sie sehr kühl, „und ich ging sofort auf Ihren Wunsch ein! Ich verstehe nicht, weshalb Sie darüber noch weiter Worte verlieren!" Sie wollte sich fortwenden, doch er vertrat ihr den Weg.

„Weil Sie mich dennoch Ihre Ungnade fühlen lassen! — Mademoiselle — oder reicht dieselbe vielleicht noch in frühere Zeit zurück? Weil ich mich einst dem schönen Kinde zu ungestüm zu nahen gewagt? Auch damals war ich im Irrtum! Sie waren nicht mehr so ganz Kind als ich geglaubt, und ich empfing meine Strafe sofort! Es war der einzige Schlag, glaube ich, den ich in meinem Leben erhalten! Er that weh und war doch süß zugleich! Mein Vergehen war aber gesühnt, Sie dürfen mir nicht mehr darum zürnen!"

Renate sah ihm mit dem eisig stolzen Blick gerade in die Augen. „Ich zürne Ihnen ja gar nicht! Was wollen Sie denn eigentlich? Sie sind mir ein völlig Fremder, nichts weiter!"

„Mademoiselle, einem völlig Fremden würden Sie verbindlicher entgegenkommen! Ihre Haltung mir gegenüber verrät jeden Augenblick herbe Zurückweisung!"

Renate ließ den Blick gleichgültig an ihm vorübergleiten. „Sie sind ein Franzose!" sagte sie dabei erklärend.

Er fuhr auf. „Ja, das bin ich! Und das ist mein höchster Ruhm, mein größter Stolz!"

„Gewiß, und mit vollem Recht!" entgegnete sie. „Mit demselben Stolz aber nenne ich mich eine Preußin, eine Deutsche!"

Ein höhnisches Lächeln ging über des Franzosen Gesicht. „Auch dieser Stolz ist berechtigt, Mademoiselle! Die deutschen Männer — wir haben sie kennen gelernt bei Jena und Auerstädt — und ich kann nicht sagen, daß sie uns eine allzu übertriebene Hochachtung abgewonnen, sie hätten kein Recht zu solchem Stolz! Die deutschen Frauen aber — Madame — sind adorable!"

Die Purpurwelle des Zornes stieg ihr unter der perlweißen Haut bis zu den Schläfen hinauf. „Mich bitte ich von dieser Allgemeinheit auszunehmen! Ich wünsche den Feinden meines Vaterlandes nicht adorabel zu erscheinen!"

Er bog sich näher zu ihr hin. Seine Augen flammten. „Und doch wissen Sie, daß Sie es sind! Daß Sie Freunde und Feinde um den Verstand bringen können durch diese hochmütige Sprödigkeit! Sie wissen das! Es ist die Koketterie einer Königin,

welche ihre Sklaven nicht nur in Ketten, sondern auch in die Fesseln der Leidenschaft geschmiedet sehen will!"

Renate bog sich jetzt zurück und ging entschlossen an ihm vorbei. „Monsieur, Sie entschuldigen mich wohl! Diese Art der Unterhaltung hat keinerlei Reiz für mich!" bemerkte sie leichthin und ging zu ihrer Schwester zurück, ruhigen Schrittes, obgleich das Herz ihr wie mit Hammerschlägen pochte. Der Abscheu gegen den Zudringlichen durchschüttelte sie wie Fieberfrost. Schon war ihr Herr von Conreuth entgegen gekommen, um sie von dem Zwiegespräch zu befreien. Nun wollte er sich dem Franzosen nähern, doch dieser sah ihn nicht. Eine wahre Wut durchloderte ihn, rachedürstender Haß und heißhungrige Leidenschaft. Es war ihm, als könnte er lachend sein Leben von sich werfen, um nur einmal dieses schöne, trotzige Geschöpf an sich reißen und in seinen Armen halten zu dürfen, sich zu rächen und sie zu lieben!

Er stürzte hinaus ins Freie, als versengte die Luft ihm das Hirn — die Luft, in welcher seine Feindin, die heiß bewunderte, atmete und über ihn hinwegsah, und ihn zu verachten wagte!

IV.

Sie waren fort! O, welche Erleichterung! — Zwar hatte man bereits reichlichen Ersatz angemeldet und es mochte noch lange dauern, bis der ganze Schwarm vorbeigezogen war, der sich nach der russischen Grenze hin zusammendrängen sollte, aber man konnte dazwischen doch aufatmen! — Und wenn die neuen Ankömmlinge erschienen, Daricot war nicht darunter! Dies allein galt für Renate als Erlösung. Die ganze große Armee wollte sie lieber an sich vorbeiziehen sehen, als ihm nur einmal wieder begegnen!

„Kind, Du gehst zu weit in Deiner Entrüstung über ihn!" meinte Frau Julie, welche nichts als Höflichkeiten von dem Colonel erfahren. „Ganz so arg war er denn doch nicht!"

„Na, laß nur gut sein!" meinte Herr von Conreuth. „Ein gefährlicher Satan ist er immerhin! Mit solcher brutalen Leidenschaftlichkeit ist niemals zu spaßen!"

Renate sah ihn nachdenklich an und ihre Stirn zog sich in Falten. „Müssen Sie wirklich morgen zur Stadt, Schwager Paul, so nehmen Sie mich mit!" bat sie. „Ich möchte nicht hierbleiben! Ich wollte, Papa wäre erst wieder zurück! So lange beabsichtigte er ja gar nicht fort zu sein! Es quält und beunruhigt mich alles so!"

Der liebevolle Schwager streichelte beruhigend ihre Hand. „Lassen Sie nicht das Köpfchen hängen, liebe kleine Schwägerin, das paßt gar nicht zu Ihnen! Wie tapfer sind Sie gegen den Franzosen zu Felde gezogen und nun wollen Sie die Flucht ergreifen? Nach der Stadt können Sie mich unmöglich begleiten, dort sind mehr französische Soldaten als Ziegel auf den Dächern!"

„Nun, und Papa können wir ja täglich zurückerwarten," setzte Julie hinzu, „möglicherweise fährst Du ihm aus dem Wege, wenn Du jetzt fortgehst!"

Renate seufzte und ergab sich ins Unvermeidliche.

Paul Conreuth war fort, die beiden trafen Vorbereitungen für die Ankunft der neuen Einquartierung. Da sahen sie vom Fenster aus einen Wagen in den Hof fahren. „Das wird Papa sein!" rief Renate freudig.

„Nein — wie merkwürdig!" meinte Frau Julie gedehnt — „das ist ja der alte Rumpelkasten aus Penzlow! Ob uns Onkel August besuchen will? Aber der pflegt doch seinen kleinen Pirschwagen zu benutzen! Seltsam!"

Ihr Staunen wuchs, als sich aus der Penzlower Glaskutsche ein französischer Offizier entwickelte, der sich alsbald den Damen melden ließ. Ein fremder Name, ein fremdes Gesicht, aber ein jugendliches und wenig aufregendes. Der junge Mann verbeugte sich artig und erzählte, daß er von dem Penzlower Hausherrn ein Schreiben an eine der Damen abzugeben habe! Es sei heute früh der Bruder des Monsieur de Velbegg angekommen, er habe aber ein Unglück mit dem Wagen gehabt, Arm und Bein gebrochen, läge im Penzlower Hause schwer krank danieder und eine der Damen möchte kommen, ihn zu pflegen!

Renate that einen Schrei des Entsetzens. So hatte sie es also ahnend gewußt und gefühlt, daß der geliebte Vater sich in Gefahr befunden!

Der junge Offizier zog einen Brief hervor und überreichte ihn. Er war von Onkel Augusts Hand verfaßt und seiner Eigentümlichkeit entsprechend „an des Fräulein Renate von Velbegg Gnaden zu Tiefensee" überschrieben.

„Liebe Nichte," hieß es im Text, „hier ist ein Malheur passiert! Der gütige Überbringer teilt Dir das Nähere mit und richtet Dir den Wunsch Deines Vaters aus. Wir erwarten Dich mit Ungeduld. Dein Oheim

ganz gehorsamst
von Velbegg-Penzlow."

Renates Augen standen voller Thränen. „Wie schrecklich ist dies!" rief sie angstvoll. „Mein armer Papa! Ich muß schnell hin — natürlich!"

Julie betrachtete den seltsamen Brief von allen Seiten. Stil und Handschrift des Onkels waren über jeden Zweifel erhaben. „Pardon, Monsieur," sagte sie aufblickend, „wie geht es zu, daß Sie sich zum Überbringer dieser Botschaft hergaben? Es ist sehr gütig von Ihnen, aber aus welcher Veranlassung geschieht es?"

Der Franzose ließ seine kühlen, gleichgültigen Augen von einer zur andern schweifen. „Monsieur Velbegg bat mich darum! Unsere Truppen durchziehen die Gegend überall — man würde schwerlich eine allein reisende junge Dame unbehelligt passieren lassen! Sitzt aber ein französischer Offizier im Wagen, so ist sie vor jeder Unbequemlichkeit gesichert! Ich habe seit einer Reihe von Tagen die Gastfreundschaft des alten Herrn genossen, der Unfall seines Bruders hat uns alle mit Bedauern erfüllt, warum sollte ich den beiden Herren nicht die Gefälligkeit erzeigen!"

sagen es mir! Ihr Wort ist mir ein Evangelium! Nichts wäre mir schrecklicher, als Ihren Zorn auf mich zu laden! Vergeben Sie mir, ich bitte darum!" Er wollte mit ihr anstoßen, doch ihr Glas war leer und unberührt.

„Ich vergebe Ihnen!" sagte sie im Tone wegwerfender Geringschätzung und mit hochmütigster Kopfneigung.

Es ließ sich darauf nichts weiter sagen, und der Franzose mußte sich gestehen, daß er eine Niederlage erlitten, er, der Sohn der großen Armee. Ein Rachegelüst stieg in seinem Herzen auf, das sich mit seiner Bewunderung für das stolze, deutsche Mädchen gar wohl vereinigte.

Sehr bald nach aufgehobener Tafel zog sich Renate in ihre Dachkammer zurück. Sie beschloß nach reiflicher Überlegung, nicht wieder die feindlichen Gäste durch ihren Zorn zu reizen, den Colonel besonders nicht mehr zu beachten. Um sich diese Absicht zu erleichtern, bat sie ihren Schwager am nächsten Tage um einen Platz an der anderen Seite des Tisches, der sie von dem lästigen Gegenüber befreite. Conreuth fand diesen Wunsch sehr gerechtfertigt. „Ihre zornigen Blicke fallen bei ihm wie Feuerfunken auf Zunder, meine liebe Schwägerin," sagte er lachend. „Es wird entschieden gemütlicher sein, wenn der Kerl erst wieder über alle Berge ist!"

Colonel Daricot empfand es wie eine Kränkung, als er seine schöne Feindin heute auf der anderen Seite der Tafel Platz nehmen sah. Doch ließ er sich's nicht merken und unterhielt die Hausfrau aufs verbindlichste. Das Regiment sollte am folgenden Tage weiterrücken, in Penzlow Rast machen, und Julie erzählte ihm, daß dies die Besitzung ihres Oheims sei. Mit lebhaftem Interesse griff er die Nachricht auf. — „Ein Bruder Ihres Herrn Vaters, der in Berlin meinem General und mir ein so liebenswürdiger Gastfreund war, den ich so aufrichtig verehren gelernt!" Er sprach dies mit erhobener Stimme. „Gewiß würde ich für seinen Bruder dasselbe empfinden können! Wie schade, daß ich nur wenige Stunden dort bin! Unser Marsch führt mich sogleich viele Meilen weiter! Doch werde ich wenigstens Grüße der schönen Nichte an ihren Oheim mitnehmen dürfen?"

Julie gestattete dies, erklärte aber zugleich, daß der alte Penzlower Herr ihrem Vater sehr unähnlich wäre, eher ein Sonderling, mit dem man Mühe hätte auszukommen, und der Colonel fand dies sehr belustigend.

Renate entfernte sich heute nicht sogleich nach Tisch, sondern blieb im Salon, um ihrer Schwester bei der Unterhaltung der Fremden behilflich zu sein. Ein ganz junger Offizier, Lieutenant Gumont, der bei Tisch neben Renate gesessen und ihr in seiner fast kindlich harmlosen Weise eine mildere Stimmung abgewonnen, suchte auch jetzt wieder ihre Nähe auf. Er bewunderte den Blick, welchen man vom Fenster aus auf See und Wald genoß, und Renate trat mit ihm an die offene Glasthür, um ihm einige besondere Schönheiten der Aussicht zu zeigen.

Plötzlich rief Colonel Daricot den Lieutenant, schickte ihn mit einem Auftrage kurz und bündig aus dem Zimmer und trat selber an Renates Seite. In seinen schwarzen Augen flackerte ein sonderbares Licht. Es schien, als wenn die Bevorzugung, die seinem Untergebenen zu teil geworden, unter all den auf diesen Zunder gefallenen Feuerfunken der gefährlichste gewesen wäre.

„Mademoiselle, Sie sind grausam in Ihren Strafen!" sagte er halblaut. „Meine gestrige Äußerung über Herrn von Schill war unbedacht! Habe ich nicht gleich deshalb um Verzeihung gebeten?"

„Gewiß," entgegnete sie sehr kühl, „und ich ging sofort auf Ihren Wunsch ein! Ich verstehe nicht, weshalb Sie darüber noch weiter Worte verlieren!" Sie wollte sich fortwenden, doch er vertrat ihr den Weg.

„Weil Sie mich dennoch Ihre Ungnade fühlen lassen! — Mademoiselle — oder reicht dieselbe vielleicht noch in frühere Zeit zurück? Weil ich mich einst dem schönen Kinde so ungestüm zu nahen gewagt? Auch damals war ich im Irrtum! Sie waren nicht mehr so ganz Kind als ich geglaubt, und ich empfing meine Strafe sofort! Es war der einzige Schlag, glaube ich, den ich in meinem Leben erhalten! Er that weh und war doch süß zugleich! Mein Vergehen war aber gesühnt, Sie dürfen mir nicht mehr darum zürnen!"

Renate sah ihm mit dem eisig stolzen Blick gerade in die Augen. „Ich zürne Ihnen ja gar nicht! Was wollen Sie denn eigentlich? Sie sind mir ein völlig Fremder, nichts weiter!"

„Mademoiselle, einem völlig Fremden würden Sie verbindlicher entgegenkommen! Ihre Haltung mir gegenüber verrät jeden Augenblick herbe Zurückweisung!"

Renate ließ den Blick gleichgültig an ihm vorübergleiten. „Sie sind ein Franzose!" sagte sie dabei erklärend.

Er fuhr auf. „Ja, das bin ich! Und das ist mein höchster Ruhm, mein größter Stolz!"

„Gewiß, und mit vollem Recht!" entgegnete sie. „Mit demselben Stolz aber nenne ich mich eine Preußin, eine Deutsche!"

Ein höhnisches Lächeln ging über des Franzosen Gesicht. „Auch dieser Stolz ist berechtigt, Mademoiselle! Die deutschen Männer — wir haben sie kennen gelernt bei Jena und Auerstädt — und ich kann nicht sagen, daß sie uns eine allzu übertriebene Hochachtung abgewonnen, sie hätten kein Recht zu solchem Stolz! Die deutschen Frauen aber — Madame — sind adorable!"

Die Purpurwelle des Zornes stieg ihr unter der perlweißen Haut bis zu den Schläfen hinauf. „Mich bitte ich von dieser Allgemeinheit auszunehmen! Ich wünsche den Feinden meines Vaterlandes nicht adorabel zu erscheinen!"

Er bog sich näher zu ihr hin. Seine Augen flammten. „Und doch wissen Sie, daß Sie es sind! Daß Sie Freunde und Feinde um den Verstand bringen können durch diese hochmütige Sprödigkeit! Sie wissen das! Es ist die Koketterie einer Königin,

welche ihre Sklaven nicht nur in Ketten, sondern auch in die Fesseln der Leidenschaft geschmiedet sehen will!"

Renate bog sich jetzt zurück und ging entschlossen an ihm vorbei. „Monsieur, Sie entschuldigen mich wohl! Diese Art der Unterhaltung hat keinerlei Reiz für mich!" bemerkte sie leichthin und ging zu ihrer Schwester zurück, ruhigen Schrittes, obgleich das Herz ihr wie mit Hammerschlägen pochte. Der Abscheu gegen den Zudringlichen durchschüttelte sie wie Fieberfrost. Schon war ihr Herr von Conreuth entgegen gekommen, um sie von dem Zwiegespräch zu befreien. Nun wollte er sich dem Franzosen nähern, doch dieser sah ihn nicht. Eine wahre Wut durchloberte ihn, rachedürstender Haß und heißhungrige Leidenschaft. Es war ihm, als könnte er lachend sein Leben von sich werfen, um nur einmal dieses schöne, trotzige Geschöpf an sich reißen und in seinen Armen halten zu dürfen, sich zu rächen und sie zu lieben!

Er stürzte hinaus ins Freie, als versengte die Luft ihm das Hirn — die Luft, in welcher seine Feindin, die heiß bewunderte, atmete und über ihn hinwegsah, und ihn zu verachten wagte!

IV.

Sie waren fort! O, welche Erleichterung! — Zwar hatte man bereits reichlichen Ersatz angemeldet und es mochte noch lange dauern, bis der ganze Schwarm vorbeigezogen war, der sich nach der russischen Grenze hin zusammendrängen sollte, aber man konnte dazwischen doch aufatmen! — Und wenn die neuen Ankömmlinge erschienen, Daricot war nicht darunter! Dies allein galt für Renate als Erlösung. Die ganze große Armee wollte sie lieber an sich vorbeiziehen sehen, als ihm nur einmal wieder begegnen!

„Kind, Du gehst zu weit in Deiner Entrüstung über ihn!" meinte Frau Julie, welche nichts als Höflichkeiten von dem Colonel erfahren. „Ganz so arg war er denn doch nicht!"

„Na, laß nur gut sein!" meinte Herr von Conreuth. „Ein gefährlicher Satan ist er immerhin! Mit solcher brutalen Leidenschaftlichkeit ist niemals zu spaßen!"

Renate sah ihn nachdenklich an und ihre Stirn zog sich in Falten. „Müssen Sie wirklich morgen zur Stadt, Schwager Paul, so nehmen Sie mich mit!" bat sie. „Ich möchte nicht hierbleiben! Ich wollte, Papa wäre erst wieder zurück! So lange beabsichtigte er ja gar nicht fort zu sein! Es quält und beunruhigt mich alles so!"

Der liebevolle Schwager streichelte beruhigend ihre Hand. „Lassen Sie nicht das Köpfchen hängen, liebe kleine Schwägerin, das paßt gar nicht zu Ihnen! Wie tapfer sind Sie gegen den Franzosen zu Felde gezogen und nun wollen Sie die Flucht ergreifen? Nach der Stadt können Sie mich unmöglich begleiten, dort sind mehr französische Soldaten als Ziegel auf den Dächern!"

„Nun, und Papa können wir ja täglich zurückerwarten," setzte Julie hinzu, „möglicherweise fährst Du ihm aus dem Wege, wenn Du jetzt fortgehst!"

Renate seufzte und ergab sich ins Unvermeidliche.

Paul Conreuth war fort, die beiden trafen Vorbereitungen für die Ankunft der neuen Einquartierung. Da sahen sie vom Fenster aus einen Wagen in den Hof fahren. „Das wird Papa sein!" rief Renate freudig.

„Nein — wie merkwürdig!" meinte Frau Julie gedehnt — „das ist ja der alte Rumpelkasten aus Penzlow! Ob uns Onkel August besuchen will? Aber der pflegt doch seinen kleinen Pirschwagen zu benutzen! Seltsam!"

Ihr Staunen wuchs, als sich aus der Penzlower Glaskutsche ein französischer Offizier entwickelte, der sich alsbald den Damen melden ließ. Ein fremder Name, ein fremdes Gesicht, aber ein jugendliches und wenig aufregendes. Der junge Mann verbeugte sich artig und erzählte, daß er von dem Penzlower Hausherrn ein Schreiben an eine der Damen abzugeben habe! Es sei heute früh der Bruder des Monsieur de Velbegg angekommen, er habe aber ein Unglück mit dem Wagen gehabt, Arm und Bein gebrochen, läge im Penzlower Hause schwer krank danieder und eine der Damen möchte kommen, ihn zu pflegen!

Renate that einen Schrei des Entsetzens. So hatte sie es also ahnend gewußt und gefühlt, daß der geliebte Vater sich in Gefahr befunden!

Der junge Offizier zog einen Brief hervor und überreichte ihn. Er war von Onkel Augusts Hand verfaßt und seiner Eigentümlichkeit entsprechend „an des Fräulein Renate von Velbegg Gnaden zu Tiefensee" überschrieben.

„Liebe Nichte," hieß es im Text, „hier ist ein Malheur passiert! Der gütige Überbringer teilt Dir das Nähere mit und richtet Dir den Wunsch Deines Vaters aus. Wir erwarten Dich mit Ungeduld. Dein Oheim

ganz gehorsamst
von Velbegg=Penzlow."

Renates Augen standen voller Thränen. „Wie schrecklich ist dies!" rief sie angstvoll. „Mein armer Papa! Ich muß schnell hin — natürlich!"

Julie betrachtete den seltsamen Brief von allen Seiten. Stil und Handschrift des Onkels waren über jeden Zweifel erhaben. „Pardon, Monsieur," sagte sie aufblickend, „wie geht es zu, daß Sie sich zum Überbringer dieser Botschaft hergaben? Es ist sehr gütig von Ihnen, aber aus welcher Veranlassung geschieht es?"

Der Franzose ließ seine kühlen, gleichgültigen Augen von einer zur andern schweifen. „Monsieur Velbegg bat mich darum! Unsere Truppen durchziehen die Gegend überall — man würde schwerlich eine allein reisende junge Dame unbehelligt passieren lassen! Sitzt aber ein französischer Offizier im Wagen, so ist sie vor jeder Unbequemlichkeit gesichert! Ich habe seit einer Reihe von Tagen die Gastfreundschaft des alten Herrn genossen, der Unfall seines Bruders hat uns alle mit Bedauern erfüllt, warum sollte ich den beiden Herren nicht die Gefälligkeit erzeigen!"

„Gewiß, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen! Wollen Sie, bitte, warten — ich werde mich beeilen!" Damit verließ Renate das Zimmer. Julie folgte ihr.

„Kind — Du denkst doch nicht im Ernst daran, mit diesem Menschen davonfahren zu wollen?"

„Gewiß nicht! Kannst Du mich nicht begleiten, liebe Julie, so nehme ich Mademoiselle mit mir als Schutz! Hin muß ich selbstverständlich!"

„Leider, leider kann ich nicht mit!" seufzte Julie. „O, daß dies in Pauls Abwesenheit geschehen muß! Wie entsetzlich! — Weißt Du, Renate, der Wagen soll warten! Ich schicke schnell einen Boten nach Buggendorf, Hasso Rochlitz muß kommen und Dich chaperonnieren, dann bist Du gesichert!"

Renate schrak auf, als hätte ein Pfeil sie getroffen. „Hasso Rochlitz! O, Julie, Du weißt nicht, was Du mir anbietest! Ich möchte Hasso am liebsten nie wiedersehen! Jedenfalls will ich niemals eine Gefälligkeit von ihm annehmen oder gar, o Himmel, — ihn darum bitten!"

„O — so stehen die Sachen!" rief Julie bedauernd, „das hätte ich nicht gedacht. Nun, so schreibe ich an Hans Brünnow, der thut es sicher gern! Und nun verbitte ich mir jede Widerrede, Du kleiner Querkopf!" Damit ging sie, ihre Absicht auszuführen. Renate mußte sich fügen, obschon sie es unverantwortlich fand, daß man den kranken Vater stundenlang sollte warten lassen.

Der Franzose nahm die Nachricht dieser Verzögerung gleichmütig entgegen. Er setzte sich vor die Thür auf eine Bank, genoß den ihm gebotenen Imbiß, rauchte und wartete geduldig. Der Kutscher mußte die Pferde lossträngen und füttern — vor der Hausthür. Entfernen durfte er sich nicht. „Monsieur Veldegg hat es so bestimmt," erklärte der Franzose.

„Endlich kam der Bote aus Buggendorf zurück. Herr von Brünnow war nicht zu Hause. —

„Nun, so fahre ich allein!" erklärte Renate. „Ich kenne denn doch schließlich meine Pflichten als Tochter, und nichts wird mich länger von denselben zurückhalten!"

„Ich gebe es furchtbar ungern zu!" seufzte Julie. „Nun, Daricot wenigstens ist nicht mehr dort, insofern kann ich beruhigt sein!"

„Ja, völlig! Ich schicke Dir noch heute Nachricht, wie es Papa geht und was aus mir geworden ist!" versprach Renate, indem sie das Gefährt bestieg. Mademoiselle nahm an ihrer Seite Platz. Der Franzose setzte sich auf den Bock, da sein Rauchen die Damen genieren würde, und fort ging die Fahrt in größter Geschwindigkeit. Wie der alte Klapperkasten stieß und schüttelte! Mademoiselle stöhnte jämmerlich, doch Renate bemerkte es kaum. Eine dumpfe Angst lastete auf ihrer Seele. Sie galt dem Vater und einzig nur ihm!

Ab und zu schaute der Franzose zurückgebeugt durch die Glasscheibe in den Wagen. Weshalb nur? Renate fing an, etwas wie einen Spion oder Gefangenwärter in ihm zu sehen, und jedesmal, wenn sie sein spähendes Gesicht wieder erblickte, erschien dasselbe ihr widerwärtiger, unheimlicher.

„Mein Gott — wäre ich doch nicht mitgefahren!" brach es endlich in Herzensangst von ihren Lippen. Mademoiselle begann zu schluchzen und wirkte dadurch um so beunruhigender.

Immer eiliger, ungestümer ging die Fahrt, immer heftiger polterte die „Bombe", immer häufiger schaute das Spiongesicht herein. Endlich bog der Wagen in den Penzlower Hof und hielt vor dem hochgiebeligen, waldumrauschten Herrenhause. Ein französischer Offizier trat heraus, riß den Wagenschlag auf und schaute hinein. „Mademoiselle Veldegg?" fragte er.

„Ja, ja, die bin ich, wie geht es meinem Vater?"

„Schlecht — denn er verzehrt sich vor Sehnsucht nach Ihnen! Mein Name ist Rovaint! Darf ich die Ehre haben, Mademoiselle hinauf zu begleiten?" Er zog sie bei diesen Worten mit sanfter Bestimmtheit aus dem Wagen.

Renate zögerte. „Wo ist denn mein Onkel? Ich möchte ihn wenigstens gern erst sehen!"

„Monsieur Veldegg ist oben — kommen Sie nur, man erwartet Sie sehnlichst!" Er nahm ihren Arm fest in den seinen und zog sie ins Haus. Als die Thür hinter ihr zufiel, schrak sie auf mit leichtem Schrei. Mademoiselle blieb ihr zur Seite.

„Sie sind nervös, Madame!" lächelte der Franzose. Er führte sie die Treppe hinauf und bedeutete die Begleiterin, ihrer Herrin Hut und Mantel abzunehmen.

Jetzt öffnete er eine Thür. „Entrez, mademoiselle! Ihr Vater ist hier!" Es war ein halbdunkles Gemach, die Fenster sorgsam verhüllt. Eiligst überschritt Renate die Schwelle.

Da ließ der Begleiter ihren Arm fahren, trat zurück und schlug die Thür zu. Sie hörte, wie er den Schlüssel herumdrehte und abzog — hörte, wie die Französin sich zur Wehr setzte, ihr Landsmann auf sie einsprach — Tritte und Stimmen sich dann rasch entfernten.

Renate stand allein.

Mit starren Augen blickte sie umher, mit Augen, welche sich schnell an das Dämmerlicht gewöhnten und ihre Umgebung zu erkennen vermochten.

Ihr Vater befand sich nicht hier — das sah sie zunächst.

Es war ein wohleingerichtetes Fremdenzimmer. Uniformstücke, Waffen, Stiefel lagen umher. Französische Dragoneruniform, wie sie Daricot getragen. Ein süßliches Parfüm wehte ihr entgegen, das sie aufdringlich deutlich an jenen verhaßten Moment in Berlin erinnerte, welches sie wieder gespürt, als ihr kürzlich an der Balkonthür in Tiefensee Daricot den Weg vertreten. Sein Quartier war dies! —

(Schluß folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sesam.

Es liegt an heimlich, verschwieg'nem Ort
Im Wald verborgen ein seltner Hort,
Den Zugang wehrt ein eisernes Thor,
Es wuchert rankend Gestrüpp davor.

Den Riegel öffnet nicht Zwinggewalt,
Der Axthieb dröhnend daran verhallt,
Die rost'gen Angeln erbeben nicht,
Kein sprengend Eisen den Bann zerbricht.

Doch wer da findet das Zauberwort,
Der stehet harrend nicht lange dort,
Dem öffnet lautlos sich Thür und Schloß,
Er blickt hinein in der Tiefe Schoß.

Ihm bringt entgegen ein Glimmerschein
Von flammensprühendem Edelstein,
Ein leuchtend Glühen von rotem Gold
Als ob's die Augen ihm blenden wollt'.

So geht die Sage, — ich fand das Wort,
Das mir erschlossen den Zauberhort:
Was edleren Wertes als schimmernd Erz,
Mein eigen ward es — ein Menschenherz.

A. Hinckeldeyn.

Das freudige Testament.

Von **Karl Pröll.**

I.

Graues, zerrauftes Gewölk hing vom Morgenhimmel herab und verfing sich in den blaudunklen Wäldern und in den alten Kirchentürmen. Über die staubigen Landwege glitten fahle Lichtstreifen, denen weitgedehnte Schatten nacheilten

Auch die Vögel blieben als Langsitzer in ihren Zweigen und Büschen stecken, piepsten nur manchmal gedankenlos einen Ton vor sich hin. Doch die Frösche in dem versumpften Grenzgraben stimmten ihre Teufelsmusik an mit unbegrenzter Hingabe an den Mißklang.

In diese Krüppelwelt der Farben und verdrießlichen Laute marschierte ein junger Bursch hinein, die Seele voll frohen Müßigganges. Er befand sich in den Jahren, in denen man den Kreis seiner Spaziergänge und Zufallsbekanntschaften ausdehnt, während das höhere Menschenalter sie immer mehr einengt. Noch spürte er keine Sorgennerven und fühlte sich nicht von dem starken Duft der Linden beschwert, der von verfallenen Gräbern weiterzog. Unter der Weste trug er die nie sich verspätende Uhr gesunden Hungers und Durstes, die das Zifferblatt verschmäht. Er begehrte zumeist gekochte, gebackene und geschmalzene Wahrheiten nach angenehmer Ermüdung. Um seine Ohren summten die Wespen wie lauter Glücksverheißungen.

Hugo Wieperl, der schulfreie Sekundaner, unternahm die Entdeckungsreise zu dem Meierhofe, der die Apothekerfamilie mit Milch zu versorgen pflegte.

Die Pächtersfrau, die unverwässerte Milch ablieferte, hatte Hugo besonders in ihr Gemüt geschlossen, weil er so freundlich zu necken verstand. Sie hatte ihn vor einigen Tagen zum Besuch ihrer Wirtschaft eingeladen und ihm schmackhaftes Schwarzbrot und gute Butter versprochen. Solchen triftigen Gründen konnte der Sekundaner, der sichtlich an Länge und Appetit zunahm, nicht widerstehen. Die Seele dem Butterbrotideal zugewendet, lachte er die griesgrämige Morgenlandschaft aus und empfand das Vorbehagen des erwarteten Genusses.

Die Kornfelder waren bereits abgemäht, zwischen den Stoppeln weideten Gänse und schoppten sich mit den liegengebliebenen Ähren. Sie vergaßen in der emsigen Arbeit fast das Schnattern. Dafür sang die barfüßige Hirtin im roten Röcklein desto falscher beliebte Volksweisen. Weil Hugo sich in Disharmonien ihr mindestens ebenbürtig wußte, entspann sich bald ein Wettgesang, der die Stimmen in tollster Weise überpurzeln ließ. Der unerhörte Lärm ärgerte die Sonne hervor, die einen Augenblick zwischen zwei Wolkenfetzen durchblinzelte. Weiße Weizenfelder und grüne Haferfelder neigten sich ergebenst vor der Herrin und flüsterten nach Höflingsweise: „Ein ganz verrücktes Volk, Durchlauchtigste!"

Zögernd hielt Hugo still. Er wollte die gänsehütende Sangesfreundin etwas besser kennen lernen. Anderseits winkte unter dem fernen Rauchspiel über Ziegel- und Strohdächern der Morgenimbiß. Endlich entschied sich der Sekundaner in feiner Griechenart: „Das Butterbrot läuft mir nicht fort. Auch könnte ich ja den Weg verfehlt haben. Nachfrage schadet niemals."

Also lief er querfeld-, mitten unter die Gänse hinein, die zornig ihre Schnäbel öffneten und schwerfällig tapsten und zeterten. Auch die hellblonde, sommersprossige Hirtin erschrak und streckte unwillkürlich beide Hände und die Gerte vor. Hugo jedoch fragte unbekümmert: „Geht hier der Weg nach dem Preleuthner Meierhofe?"

„Nein, nicht durch die Felder. Da weiter, woher Sie gekommen," antwortete das halbwüchsige Dorfmädchen, die den städtisch gekleideten jungen Mann neugierig musterte.

„Schön, das wollte ich nur wissen," sagte Hugo und stieß rückwärts mit dem Fuße, um eine tapfere Gans wegzuscheuchen, die sich zum Angriff rüstete. „Ich will mich ein wenig ausruhen und wir wollen noch etwas zusammen singen. Wie heißt Du, blonde Hexe?"

„Ich bin Johanna getauft und Hanni genannt, bin aber keine Hexe," gab sie halb zürnend zurück.

„Das meinte ich nicht übel. Auch meine Schwester Marie rufe ich Hexe. Es klingt ein bißchen lustig und man weiß noch nicht, ob die Weiber in den Himmel oder in die Hölle fahren."

„Ich will in den Himmel kommen. Freilich muß ich dann noch braver werden. Sagt also lieber zu mir Hanni. Und schlagt mir nicht die Gänse."

„Gewiß, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen! Wollen Sie, bitte, warten — ich werde mich beeilen!" Damit verließ Renate das Zimmer. Julie folgte ihr.

„Kind — Du denkst doch nicht im Ernst daran, mit diesem Menschen davonfahren zu wollen?"

„Gewiß nicht! Kannst Du mich nicht begleiten, liebe Julie, so nehme ich Mademoiselle mit mir als Schutz! Hin muß ich selbstverständlich!"

„Leider, leider kann ich nicht mit!" seufzte Julie. „O, daß dies in Pauls Abwesenheit geschehen muß! Wie entsetzlich! — Weißt Du, Renate, der Wagen soll warten! Ich schicke schnell einen Boten nach Buggendorf, Hasso Rochlitz muß kommen und Dich chaperonnieren, dann bist Du gesichert!"

Renate schrak auf, als hätte ein Pfeil sie getroffen. „Hasso Rochlitz! O, Julie, Du weißt nicht, was Du mir anbietest! Ich möchte Hasso am liebsten nie wiedersehen! Jedenfalls will ich niemals eine Gefälligkeit von ihm annehmen oder gar, o Himmel, — ihn darum bitten!"

„O — so stehen die Sachen!" rief Julie bedauernd, „das hätte ich nicht gedacht. Nun, so schreibe ich an Hans Brünnow, der thut es sicher gern! Und nun verbitte ich mir jede Widerrede, Du kleiner Querkopf!" Damit ging sie, ihre Absicht auszuführen. Renate mußte sich fügen, obschon sie es unverantwortlich fand, daß man den kranken Vater stundenlang sollte warten lassen.

Der Franzose nahm die Nachricht dieser Verzögerung gleichmütig entgegen. Er setzte sich vor die Thür auf eine Bank, genoß den ihm gebotenen Imbiß, rauchte und wartete geduldig. Der Kutscher mußte die Pferde lossträngen und füttern — vor der Hausthür. Entfernen durfte er sich nicht. „Monsieur Veldegg hat es so bestimmt," erklärte der Franzose.

„Endlich kam der Bote aus Buggendorf zurück. Herr von Brünnow war nicht zu Hause. —

„Nun, so fahre ich allein!" erklärte Renate. „Ich kenne denn doch schließlich meine Pflichten als Tochter, und nichts wird mich länger von denselben zurückhalten!"

„Ich gebe es furchtbar ungern zu!" seufzte Julie. „Nun, Daricot wenigstens ist nicht mehr dort, insofern kann ich beruhigt sein!"

„Ja, völlig! Ich schicke Dir noch heute Nachricht, wie es Papa geht und was aus mir geworden ist!" versprach Renate, indem sie das Gefährt bestieg. Mademoiselle nahm an ihrer Seite Platz. Der Franzose setzte sich auf den Bock, da sein Rauchen die Damen genieren würde, und fort ging die Fahrt in größter Geschwindigkeit. Wie der alte Klapperkasten stieß und schüttelte! Mademoiselle stöhnte jämmerlich, doch Renate bemerkte es kaum. Eine dumpfe Angst lastete auf ihrer Seele. Sie galt dem Vater und einzig nur ihm!

Ab und zu schaute der Franzose zurückgebeugt durch die Glasscheibe in den Wagen. Weshalb nur? Renate fing an, etwas wie einen Spion oder Gefangenwärter in ihm zu sehen, und jedesmal, wenn sie sein spähendes Gesicht wieder erblickte, erschien dasselbe ihr widerwärtiger, unheimlicher.

„Mein Gott — wäre ich doch nicht mitgefahren!" brach es endlich in Herzensangst von ihren Lippen. Mademoiselle begann zu schluchzen und wirkte dadurch um so beunruhigender.

Immer eiliger, ungestümer ging die Fahrt, immer heftiger polterte die „Bombe", immer häufiger schaute das Spiongesicht herein. Endlich bog der Wagen in den Penzlower Hof und hielt vor dem hochgiebeligen, waldumrauschten Herrenhause. Ein französischer Offizier trat heraus, riß den Wagenschlag auf und schaute hinein. „Mademoiselle Veldegg?" fragte er.

„Ja, ja, die bin ich, wie geht es meinem Vater?"

„Schlecht — denn er verzehrt sich vor Sehnsucht nach Ihnen! Mein Name ist Rovaint! Darf ich die Ehre haben, Mademoiselle hinauf zu begleiten?" Er zog sie bei diesen Worten mit sanfter Bestimmtheit aus dem Wagen.

Renate zögerte. „Wo ist denn mein Onkel? Ich möchte ihn wenigstens gern erst sehen!"

„Monsieur Veldegg ist oben — kommen Sie nur, man erwartet Sie sehnlichst!" Er nahm ihren Arm fest in den seinen und zog sie ins Haus. Als die Thür hinter ihr zufiel, schrak sie auf mit leichtem Schrei. Mademoiselle blieb ihr zur Seite.

„Sie sind nervös, Madame!" lächelte der Franzose. Er führte sie die Treppe hinauf und bedeutete die Begleiterin, ihrer Herrin Hut und Mantel abzunehmen.

Jetzt öffnete er eine Thür. „Entrez, mademoiselle! Ihr Vater ist hier!" Es war ein halbdunkles Gemach, die Fenster sorgsam verhüllt. Eiligst überschritt Renate die Schwelle.

Da ließ der Begleiter ihren Arm fahren, trat zurück und schlug die Thür zu. Sie hörte, wie er den Schlüssel herumdrehte und abzog — hörte, wie die Französin sich zur Wehr setzte, ihr Landsmann auf sie einsprach — Tritte und Stimmen sich dann rasch entfernten.

Renate stand allein.

Mit starren Augen blickte sie umher, mit Augen, welche sich schnell an das Dämmerlicht gewöhnten und ihre Umgebung zu erkennen vermochten.

Ihr Vater befand sich nicht hier — das sah sie zunächst.

Es war ein wohleingerichtetes Fremdenzimmer. Uniformstücke, Waffen, Stiefel lagen umher. Französische Dragoneruniform, wie sie Daricot getragen. Ein süßliches Parfüm wehte ihr entgegen, das sie aufdringlich deutlich an jenen verhaßten Moment in Berlin erinnerte, welches sie wieder gespürt, als ihr kürzlich an der Balkonthür in Tiefensee Daricot den Weg vertreten. Sein Quartier war dies! —

(Schluß folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sesam.

Es liegt an heimlich, verschwieg'nem Ort
Im Wald verborgen ein seltner Hort,
Den Zugang wehrt ein eisernes Thor,
Es wuchert rankend Gestrüpp davor.

Den Riegel öffnet nicht Zwinggewalt,
Der Axthieb dröhnend daran verhallt,
Die rost'gen Angeln erbeben nicht,
Kein sprengend Eisen den Bann zerbricht.

Doch wer da findet das Zauberwort,
Der stehet harrend nicht lange dort,
Dem öffnet lautlos sich Thür und Schloß,
Er blickt hinein in der Tiefe Schoß.

Ihm bringt entgegen ein Glimmerschein
Von flammensprühendem Edelstein,
Ein leuchtend Glühen von rotem Gold
Als ob's die Augen ihm blenden wollt'.

So geht die Sage, — ich fand das Wort,
Das mir erschlossen den Zauberhort:
Was edleren Wertes als schimmernd Erz,
Mein eigen ward es — ein Menschenherz.

A. Sinckeldeyn.

Das freudige Testament.

Von **Karl Pröll.**

I.

Graues, zerrauftes Gewölk hing vom Morgenhimmel herab und verfing sich in den blaudunklen Wäldern und in den alten Kirchentürmen. Über die staubigen Landwege glitten fahle Lichtstreifen, denen weitgedehnte Schatten nacheilten.

Auch die Vögel blieben als Langsitzer in ihren Zweigen und Büschen stecken, piepsten nur manchmal gedankenlos einen Ton vor sich hin. Doch die Frösche in dem versumpften Grenzgraben stimmten ihre Teufelsmusik an mit unbegrenzter Hingabe an den Mißklang.

In diese Krüppelwelt der Farben und verdrießlichen Laute marschierte ein junger Bursch hinein, die Seele voll frohen Müßigganges. Er befand sich in den Jahren, in denen man den Kreis seiner Spaziergänge und Zufallsbekanntschaften ausdehnt, während das höhere Menschenalter sie immer mehr einengt. Noch spürte er keine Sorgennerven und fühlte sich nicht von dem starken Duft der Linden beschwert, der von verfallenen Gräbern weiterzog. Unter der Weste trug er die nie sich verspätende Uhr gesunden Hungers und Durstes, die das Zifferblatt verschmäht. Er begehrte zumeist gekochte, gebackene und geschmalzene Wahrheiten nach angenehmer Ermüdung. Um seine Ohren summten die Wespen wie lauter Glücksverheißungen.

Hugo Wieperl, der schulfreie Sekundaner, unternahm die Entdeckungsreise zu dem Meierhofe, der die Apothekerfamilie mit Milch zu versorgen pflegte.

Die Pächtersfrau, die unverwässerte Milch ablieferte, hatte Hugo besonders in ihr Gemüt geschlossen, weil er so freundlich zu necken verstand. Sie hatte ihn vor einigen Tagen zum Besuch ihrer Wirtschaft eingeladen und ihm schmackhaftes Schwarzbrot und gute Butter versprochen. Solchen triftigen Gründen konnte der Sekundaner, der sichtlich an Länge und Appetit zunahm, nicht widerstehen. Die Seele dem Butterbrotideal zugewendet, lachte er die griesgrämige Morgenlandschaft aus und empfand das Vorbehagen des erwarteten Genusses.

Die Kornfelder waren bereits abgemäht, zwischen den Stoppeln weideten Gänse und schoppten sich mit den liegengebliebenen Ähren. Sie vergaßen in der emsigen Arbeit fast das Schnattern. Dafür sang die barfüßige Hirtin im roten Röcklein desto falscher beliebte Volksweisen. Weil Hugo sich in Disharmonien ihr mindestens ebenbürtig wußte, entspann sich bald ein Wettgesang, der die Stimmen in tollster Weise überpurzeln ließ. Der unerhörte Lärm ärgerte die Sonne hervor, die einen Augenblick zwischen zwei Wolkenfetzen durchblinzelte. Weiße Weizenfelder und grüne Haferfelder neigten sich ergebenst vor der Herrin und flüsterten nach Höflingsweise: „Ein ganz verrücktes Volk, Durchlauchtigste!"

Zögernd hielt Hugo still. Er wollte die gänsehütende Sangesfreundin etwas besser kennen lernen. Anderseits winkte unter dem fernen Rauchspiel über Ziegel- und Strohdächern der Morgenimbiß. Endlich entschied sich der Sekundaner in feiner Griechenart: „Das Butterbrot läuft mir nicht fort. Auch könnte ich ja den Weg verfehlt haben. Nachfrage schadet niemals."

Also lief er querfeld-, mitten unter die Gänse hinein, die zornig ihre Schnäbel öffneten und schwerfällig tapsten und zeterten. Auch die hellblonde, sommersprossige Hirtin erschrak und streckte unwillkürlich beide Hände und die Gerte vor. Hugo jedoch fragte unbekümmert: „Geht hier der Weg nach dem Preleuthner Meierhofe?"

„Nein, nicht durch die Felder. Da weiter, woher Sie gekommen," antwortete das halbwüchsige Dorfmädchen, die den städtisch gekleideten jungen Mann neugierig musterte.

„Schön, das wollte ich nur wissen," sagte Hugo und stieß rückwärts mit dem Fuße, um eine tapfere Gans wegzuscheuchen, die sich zum Angriff rüstete. „Ich will mich ein wenig ausruhen und wir wollen noch etwas zusammen singen. Wie heißt Du, blonde Hexe?"

„Ich bin Johanna getauft und Hanni genannt, bin aber keine Hexe," gab sie halb zürnend zurück.

„Das meinte ich nicht übel. Auch meine Schwester Marie rufe ich Hexe. Es klingt ein bißchen lustig und man weiß noch nicht, ob die Weiber in den Himmel oder in die Hölle fahren."

„Ich will in den Himmel kommen. Freilich muß ich dann noch braver werden. Sagt also lieber zu mir Hanni. Und schlagt mir nicht die Gänse."

„Gewiß, es ist sehr liebenswürdig von Ihnen! Wollen Sie, bitte, warten — ich werde mich beeilen!" Damit verließ Renate das Zimmer. Julie folgte ihr.

„Kind — Du denkst doch nicht im Ernst daran, mit diesem Menschen davonfahren zu wollen?"

„Gewiß nicht! Kannst Du mich nicht begleiten, liebe Julie, so nehme ich Mademoiselle mit mir als Schutz! Hin muß ich selbstverständlich!"

„Leider, leider kann ich nicht mit!" seufzte Julie. „O, daß dies in Pauls Abwesenheit geschehen muß! Wie entsetzlich! — Weißt Du, Renate, der Wagen soll warten! Ich schicke schnell einen Boten nach Buggendorf, Hasso Rochlitz muß kommen und Dich chaperonnieren, dann bist Du gesichert!"

Renate schrak auf, als hätte ein Pfeil sie getroffen. „Hasso Rochlitz! O, Julie, Du weißt nicht, was Du mir anbietest! Ich möchte Hasso am liebsten nie wiedersehen! Jedenfalls will ich niemals eine Gefälligkeit von ihm annehmen oder gar, o Himmel, — ihn darum bitten!"

„O — so stehen die Sachen!" rief Julie bedauernd, „das hätte ich nicht gedacht. Nun, so schreibe ich an Hans Brünnow, der thut es sicher gern! Und nun verbitte ich mir jede Widerrede, Du kleiner Querkopf!" Damit ging sie, ihre Absicht auszuführen. Renate mußte sich fügen, obschon sie es unverantwortlich fand, daß man den kranken Vater stundenlang sollte warten lassen.

Der Franzose nahm die Nachricht dieser Verzögerung gleichmütig entgegen. Er setzte sich vor die Thür auf eine Bank, genoß den ihm gebotenen Imbiß, rauchte und wartete geduldig. Der Kutscher mußte die Pferde lossträngen und füttern — vor der Hausthür. Entfernen durfte er sich nicht. „Monsieur Veldegg hat es so bestimmt," erklärte der Franzose.

„Endlich kam der Bote aus Buggendorf zurück. Herr von Brünnow war nicht zu Hause. —

„Nun, so fahre ich allein!" erklärte Renate. „Ich kenne denn doch schließlich meine Pflichten als Tochter, und nichts wird mich länger von denselben zurückhalten!"

„Ich gebe es furchtbar ungern zu!" seufzte Julie. „Nun, Daricot wenigstens ist nicht mehr dort, insofern kann ich beruhigt sein!"

„Ja, völlig! Ich schicke Dir noch heute Nachricht, wie es Papa geht und was aus mir geworden ist!" versprach Renate, indem sie das Gefährt bestieg. Mademoiselle nahm an ihrer Seite Platz. Der Franzose setzte sich auf den Bock, da sein Rauchen die Damen genieren würde, und fort ging die Fahrt in größter Geschwindigkeit. Wie der alte Klapperkasten stieß und schüttelte! Mademoiselle stöhnte jämmerlich, doch Renate bemerkte es kaum. Eine dumpfe Angst lastete auf ihrer Seele. Sie galt dem Vater und einzig nur ihm!

Ab und zu schaute der Franzose zurückgebeugt durch die Glasscheibe in den Wagen. Weshalb nur? Renate fing an, etwas wie einen Spion oder Gefangenwärter in ihm zu sehen, und jedesmal, wenn sie sein spähendes Gesicht wieder erblickte, erschien dasselbe ihr widerwärtiger, unheimlicher.

„Mein Gott — wäre ich doch nicht mitgefahren!" brach es endlich in Herzensangst von ihren Lippen. Mademoiselle begann zu schluchzen und wirkte dadurch um so beunruhigender.

Immer eiliger, ungestümer ging die Fahrt, immer heftiger polterte die „Bombe", immer häufiger schaute das Spiongesicht herein. Endlich bog der Wagen in den Penzlower Hof und hielt vor dem hochgiebeligen, waldumrauschten Herrenhause. Ein französischer Offizier trat heraus, riß den Wagenschlag auf und schaute hinein. „Mademoiselle Veldegg?" fragte er.

„Ja, ja, die bin ich, wie geht es meinem Vater?"

„Schlecht — denn er verzehrt sich vor Sehnsucht nach Ihnen! Mein Name ist Rovaint! Darf ich die Ehre haben, Mademoiselle hinauf zu begleiten?" Er zog sie bei diesen Worten mit sanfter Bestimmtheit aus dem Wagen.

Renate zögerte. „Wo ist denn mein Onkel? Ich möchte ihn wenigstens gern erst sehen!"

„Monsieur Veldegg ist oben — kommen Sie nur, man erwartet Sie sehnlichst!" Er nahm ihren Arm fest in den seinen und zog sie ins Haus. Als die Thür hinter ihr zufiel, schrak sie auf mit leichtem Schrei. Mademoiselle blieb ihr zur Seite.

„Sie sind nervös, Madame!" lächelte der Franzose. Er führte sie die Treppe hinauf und bedeutete die Begleiterin, ihrer Herrin Hut und Mantel abzunehmen.

Jetzt öffnete er eine Thür. „Entrez, mademoiselle! Ihr Vater ist hier!" Es war ein halbdunkles Gemach, die Fenster sorgsam verhüllt. Eiligst überschritt Renate die Schwelle.

Da ließ der Begleiter ihren Arm fahren, trat zurück und schlug die Thür zu. Sie hörte, wie er den Schlüssel herumdrehte und abzog — hörte, wie die Französin sich zur Wehr setzte, ihr Landsmann auf sie einsprach — Tritte und Stimmen sich dann rasch entfernten.

Renate stand allein.

Mit starren Augen blickte sie umher, mit Augen, welche sich schnell an das Dämmerlicht gewöhnten und ihre Umgebung zu erkennen vermochten.

Ihr Vater befand sich nicht hier — das sah sie zunächst.

Es war ein wohleingerichtetes Fremdenzimmer. Uniformstücke, Waffen, Stiefel lagen umher. Französische Dragoneruniform, wie sie Daricot getragen. Ein süßliches Parfüm wehte ihr entgegen, das sie aufdringlich deutlich an jenen verhaßten Moment in Berlin erinnerte, welches sie wieder gespürt, als ihr kürzlich an der Balkonthür in Tiefensee Daricot den Weg vertreten. Sein Quartier war dies! —

(Schluß folgt.)



Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sesam.

Es liegt an heimlich, verschwieg'nem Ort
Im Wald verborgen ein seltner Hort,
Den Zugang wehrt ein eisernes Thor,
Es wuchert rankend Gestrüpp davor.

Den Riegel öffnet nicht Zwinggewalt,
Der Axthieb dröhnend daran verhallt,
Die rost'gen Angeln erbeben nicht,
Kein sprengend Eisen den Bann zerbricht.

Doch wer da findet das Zauberwort,
Der stehet harrend nicht lange dort,
Dem öffnet lautlos sich Thür und Schloß,
Er blickt hinein in der Tiefe Schoß.

Ihm dringt entgegen ein Glimmerschein
Von flammensprühendem Edelstein,
Ein leuchtend Glühen von rotem Gold
Als ob's die Augen ihm blenden wollt'.

So geht die Sage, — ich fand das Wort,
Das mir erschlossen den Zauberhort:
Was edleren Wertes als schimmernd Erz,
Mein eigen ward es — ein Menschenherz.

A. Sinckeldeyn.

Das freudige Testament.

Von **Karl Pröll.**

I.

Graues, zerrauftes Gewölk hing vom Morgenhimmel herab und verfing sich in den blaudunklen Wäldern und in den alten Kirchentürmen. Über die staubigen Landwege glitten fahle Lichtstreifen, denen weitgedehnte Schatten nacheilten.

Auch die Vögel blieben als Langsitzer in ihren Zweigen und Büschen stecken, piepsten nur manchmal gedankenlos einen Ton vor sich hin. Doch die Frösche in dem versumpften Grenzgraben stimmten ihre Teufelsmusik an mit unbegrenzter Hingabe an den Mißklang.

In diese Krüppelwelt der Farben und verdrießlichen Laute marschierte ein junger Bursch hinein, die Seele voll frohen Müßigganges. Er befand sich in den Jahren, in denen man den Kreis seiner Spaziergänge und Zufallsbekanntschaften ausdehnt, während das höhere Menschenalter sie immer mehr einengt. Noch spürte er keine Sorgennerven und fühlte sich nicht von dem starken Duft der Linden beschwert, der von verfallenen Gräbern weiterzog. Unter der Weste trug er die nie sich verspätende Uhr gesunden Hungers und Durstes, die das Zifferblatt verschmäht. Er begehrte zumeist gekochte, gebackene und geschmalzene Wahrheiten nach angenehmer Ermüdung. Um seine Ohren summten die Wespen wie lauter Glücksverheißungen.

Hugo Wieperl, der schulfreie Sekundaner, unternahm die Entdeckungsreise zu dem Meierhofe, der die Apothekerfamilie mit Milch zu versorgen pflegte.

Die Pächtersfrau, die unverwässerte Milch ablieferte, hatte Hugo besonders in ihr Gemüt geschlossen, weil er so freundlich zu necken verstand. Sie hatte ihn vor einigen Tagen zum Besuch ihrer Wirtschaft eingeladen und ihm schmackhaftes Schwarzbrot und gute Butter versprochen. Solchen triftigen Gründen konnte der Sekundaner, der sichtlich an Länge und Appetit zunahm, nicht widerstehen. Die Seele dem Butterbrotideal zugewendet, lachte er die griesgrämige Morgenlandschaft aus und empfand das Vorbehagen des erwarteten Genusses.

Die Kornfelder waren bereits abgemäht, zwischen den Stoppeln weideten Gänse und schoppten sich mit den liegengebliebenen Ähren. Sie vergaßen in der emsigen Arbeit fast das Schnattern. Dafür sang die barfüßige Hirtin im roten Röcklein desto falscher beliebte Volksweisen. Weil Hugo sich in Disharmonien ihr mindestens ebenbürtig wußte, entspann sich bald ein Wettgesang, der die Stimmen in tollster Weise überpurzeln ließ. Der unerhörte Lärm ärgerte die Sonne hervor, die einen Augenblick zwischen zwei Wolkenfetzen durchblinzelte. Weiße Weizenfelder und grüne Haferfelder neigten sich ergebenst vor der Herrin und flüsterten nach Höflingsweise: „Ein ganz verrücktes Volk, Durchlauchtigste!"

Zögernd hielt Hugo still. Er wollte die gänsehütende Sangesfreundin etwas besser kennen lernen. Anderseits winkte unter dem fernen Rauchspiel über Ziegel- und Strohdächern der Morgenimbiß. Endlich entschied sich der Sekundaner in seiner Griechenart: „Das Butterbrot läuft mir nicht fort. Auch könnte ich ja den Weg verfehlt haben. Nachfrage schadet niemals."

Also lief er querfeld-, mitten unter die Gänse hinein, die zornig ihre Schnäbel öffneten und schwerfällig tapsten und zeterten. Auch die hellblonde, sommersprossige Hirtin erschrak und streckte unwillkürlich beide Hände und die Gerte vor. Hugo jedoch fragte unbekümmert: „Geht hier der Weg nach dem Preleuthner Meierhofe?"

„Nein, nicht durch die Felder. Da weiter, woher Sie gekommen," antwortete das halbwüchsige Dorfmädchen, die den städtisch gekleideten jungen Mann neugierig musterte.

„Schön, das wollte ich nur wissen," sagte Hugo und stieß rückwärts mit dem Fuße, um eine tapfere Gans wegzuscheuchen, die sich zum Angriff rüstete. „Ich will mich ein wenig ausruhen und wir wollen noch etwas zusammen singen. Wie heißt Du, blonde Hexe?"

„Ich bin Johanna getauft und Hanni genannt, bin aber keine Hexe," gab sie halb zürnend zurück.

„Das meinte ich nicht übel. Auch meine Schwester Marie rufe ich Hexe. Es klingt ein bißchen lustig und man weiß noch nicht, ob die Weiber in den Himmel oder in die Hölle fahren."

„Ich will in den Himmel kommen. Freilich muß ich dann noch braver werden. Sagt also lieber zu mir Hanni. Und schlagt mir nicht die Gänse."

„Es geschieht den dummen Viehchern nichts, wenn sie mich in Frieden lassen. Doch was singen wir?"

Hanni warf übermütig die Oberlippe empor, die Kehle, welche allein nicht verbrannt von der Sonne war, kam in schwingende Bewegung und in den höchsten Tönen drang das Spottlied heraus:

„Wiedehopf, Wiedehopf!
Hast einen garstigen Schopf,
Gehst zu dem Entenpfuhl
Lieber als in die Schul'.
Haha! Haha!"

Das silberne Gelächter verstummte. Hugo sah ihr verblüfft in die braunen, schalkhaften Augen. Ein Sekundaner darf aber nicht mehr blöde sein. Und er entgegnete mit dem rasch improvisierten Trutzvers:

„Hanni, hast keinen Hahn,
Fangst mit den Gänsen an.
Erst wenn Du lieb und brav,
Kriegst Du ein frommes Schaf.
Haha! Haha!"

Er wollte sie bei der Hand fassen, doch sie entwischte ihm und lief im Kreis herum. Vergebens suchte er die biegsame Gestalt zu erhaschen. So nahe er ihr auch manchmal kam, immer wieder brachte eine rasche Wendung sie in Sicherheit. Erschöpft stellte Hugo die Jagd ein, legte sich in eine Furche des Stoppelfeldes und wischte mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirne. Hanni setzte sich jetzt neben ihn, doch so, daß er sie nicht ergreifen konnte. „Erzählen Sie mir die Geschichte von dem Fuchse und den Trauben. Doch wie heißen Sie eigentlich?"

Er verbiß den kleinen Ärger. „Hugo Wieperl. Der Apotheker-Hugo aus Hildesstadt."

Wieder sang der Kobold, indem er ein treuherziges Bedauern in seine Züge zu legen suchte:

„Lieber Herr Wieperl!
Schmerzt Sie das Zipperl?
In Ihrer Apothek'
Auskuriert man's vom Fleck."

So wunderlich meldet sich der Verfalltag der ersten Jugendliebe an. Hugo fand kein Trutzlied mehr und blickte etwas scheu nach der kleinen Quälerin hin. Er bemerkte, daß diese ein verrostetes Erzstück, das einem Pfeil glich, in das braune Blusenhemd hineingesteckt hatte. Das bot ihm Gelegenheit, abzulenken. Er deutete auf den Bettelschmuck hin und fragte: „Von wem hast Du diesen Pfeil?"

„Ah, den haben die Maurer ausgegraben, als sie den Anbau bei der Landmühle machten. Da ich gerade vorbeiging, schenkten sie mir das unnütze Ding."

„Laß es mich näher anschauen."

Zögernd nestelte Hanni das rostige Geschmeide los und reichte dieses etwas mißtrauisch hin. Doch Hugo machte keinen schlechten Scherz, betrachtete vielmehr aufmerksam die feine Arbeit. Dann sagte er:

„Das ist eine fibula, Fibel, wie wir deutsch sagen würden. Die hat einst eine Römerfrau oder ein Römermädchen getragen und sie wurde mit ihm in das Grab gesenkt, das nach mehr als tausend Jahren Deine Maurer aufschlossen. Dafür giebt man Dir im städtischen Antiken-Museum ein gutes Stück Geld. So, nimm es zurück."

Begierig griff Hanni danach, sprang aber sogleich auf und rief: „Gottes willen, da kommt der Herr Kaplan. Wenn uns der beisammen findet! Sputen Sie sich rasch fort! Das ist ein so strenger Herr, der keinen in den Himmel hineinkommen läßt. Denn einmal hat doch jeder eine Kirsche gestohlen und dafür giebt es bei ihm nicht Absolution. Zeigt er mich der Mutter an, so muß mir diese die schönsten Haue geben, ob sie will oder nicht will."

Erstaunt blickte Hugo das aufgeregte Mädchen an, dessen Übermut plötzlich in haltlose Angst umgeschlagen war. Nun bekam er wieder die Oberhand. Selbstgefällig streckte sich Hugo aus und bemerkte kaltblütig: „Ich fürchte mich vor keinem Kaplan. Die schlechtesten Gymnasialschüler werden meistens Theologen. Und ich bin zweimal Primus gewesen. Lasse den Schwarzrock nur herankommen, ich will mit ihm lateinisch sprechen."

Hanni starrte nur nach dem dunklen Fleck hin, der sich am Rande der Weizenfelder bewegte. Nun verschwand der Fleck auf einem sich senkenden grünen Raine im weißen Halmenmeer. Hanni klatschte in die Hände, machte einige tolle Sprünge und wiederholte mechanisch die Worte: „Er hat uns nicht gesehen! Er hatte uns nicht gesehen! Er wird uns nicht sehen! Er wird uns nicht gesehen haben!" Schließlich beendete sie die Schullitanei, während Hugo den Mund verzog, was zu einem Schmunzeln im Verhältnis stand, wie seine sechs Härchen an den Mundecken zu einem ausgewachsenen Barte.

Nun kauerte sich Hanni ungescheut neben dem Zufallsgenossen hin, kreuzte die Hände über die Kniee und schüttelte mit dem Kopfe, so daß der kurze Zopf wie ein Peitschenstiel auf und ab schwang. Ihre Seelenvergnügtheit steckte Hugo an und er pfiff die Weise des „Fürsten von Thoren".

„Noch ein bißchen still," mahnte Hanni. „So ein Beichtiger hat ein gar feines Gehör. Ist er weit genug, dann wollen wir ein frommes Lied wegen glücklicher Errettung aus der Gefahr beginnen." Sie lachte in ihren Schoß hinein und fing an, sachte einige Ackerkrumen abzustreifen, die sich an ihren nackten Füßen festgeklebt hatten. Dann erhob Hanni die Stimme:

„Heilige Maria, Mutter der Gnaden,
Seele und Leib auch behüte vor Schaden."

Wohlgefällig beobachtete Hugo die listige Paradieswerberin, die der himmlischen Frau huldigte, um dem irdischen Kaplan einen Possen zu spielen. Mit halbem Tone begleitete er das ihm fremde Bitt- und Preislied. Ein Sekundaner ist zwar bereits sehr aufgeklärt, allein er bleibt edel genug, fromme Gefühle anderer zu würdigen. Nur als eine Lerche in der Luft mittirilierte, strich des werdenden Mannes Schmunzeln wieder über sein Gesicht.

Hanni jedoch bekam einen Großmutsanfall. Sie nestelte nochmals die Fibel los, bohrte sie durch den dichten braunen Busch über Hugos Stirn und sagte feierlich wie eine Mutter am Namenstag: „Weil Sie so hübsch abgewartet und bescheidentlich gesungen haben, schenke ich Ihnen dies Erbstück des Römermädchens, von dem Sie allein etwas Gescheites wußten. Ich habe noch eine Neusilberbrosche zu Hause."

Hugo war gerührt von Wort und Sinn der Spenderin, deren braune Augen weich schimmerten. Allein ein Gymnasiast in den höheren Klassen nimmt solche Geschenke nicht an, die ihm überdies Schwester Marie wieder entführt hätte. Er zog den Pfeil aus seinen Haaren, betonte, daß ein solches Amulett nur demjenigen Glück bringe, der es zuerst besessen, und steckte die Fibel Hanni wieder an die Brust. Sie hielt



still und zitterte nur ein wenig. Ob die unvollzogene Großthat, die Glücksverheißung oder noch anderes ihr Blut beeilte, läßt sich nicht entscheiden. Etwas mußte durch den Mund heraus, und so sang sie, als er im Sitzen einen steifen Bückling versuchte, der kavaliermäßig sein sollte:

„Der Pfeil fliegt hin,
Der Pfeil fliegt her,
Wo bleibt er schließlich stecken?
Ein Vogelsinn
Verlangt nicht mehr
Als Schmausen nach dem Necken."

Die Schlußworte weckten Hugo ein ödes Gefühl in der Magengegend, das bei der Morgentändelei eingeschlummert war. Sich aufrüttelnd, sprach er: „Nun muß ich fort zum Preleuthnerschen Meierhofe, sonst komme ich zu spät. Und Hunger habe ich, Hunger . . ."

Mitleidig sah ihn Hanni an. „Meine Taufpatin, das ist die Preleuthnerin, nimmt es nicht übel, wenn Sie auch nach dem Frühstück kommen. Sie weiß, daß Stadtleute nicht zu zeitig aufstehen. Sie haben noch eine halbe Stunde bis zum Hofe. Wenn Sie schon jetzt hungrig sind, so wollen wir teilen."

Sie begab sich zu einem Feldstein, unter dem etwas Helles schimmerte, hob jenen auf und wickelte ein reines, geblümtes Tuch — das vielleicht beim Steigen der Sonne als Kopftuch diente — auseinander. Es enthüllte sich eine tüchtige Butterschnitte, die sie Hugo brachte und sagte: „Faßt an, wir wollen das Brot brechen, wie der Herr es geheißen."

(Schluß folgt.)

Das Ende.

Und also war's zum letzten Mal,
Daß unsre Hände sich umfangen, —
Dann bin ich stumm, wie Hagar einst,
In Nacht und Not hinausgegangen.

An meines Lebens Himmel war
Der letzte lichte Stern gesunken,
Die heil'ge Glut in meiner Brust
Erloschen bis zum Aschenfunken.

Was jetzt noch kommt, ist Schmerz und Schmach,
Ist todesruhiges Entsagen:
Ich werde meines Daseins Last
Mit ungebeugtem Haupte tragen.

Und sagt' ich's Euch, Ihr glaubtet's nicht,
Selbst nicht den früh gebleichten Haaren:
Wie riesenstark das Menschenherz,
Muß jeder an sich selbst erfahren.

Clara Müller.

Allerlei zur Frauenfrage.

Von **M. Müller.**

Es wird in unserer Stadt während des Winters immer eine große Zahl gelehrter und ungelehrter Vorträge gehalten. Auch in diesem Jahre ist daran kein Mangel, doch hat es den Anschein, als würden wir ganz besonders von redegewandten Damen heimgesucht. Gewiß wird es keinem Menschen einfallen, zu bestreiten, daß die Frauen zum Reden vorzüglich beanlagt sind. Im Gegenteil! Diese Gabe ist ihnen zu allen Zeiten bedingungslos zuerkannt worden.

Wenn aber Frauen öffentlich redend auftreten, so bemächtigt sich der Zuhörer unwillkürlich das Gefühl, als ob die Betreffenden unter allen Umständen eine Predigt an den Mann im allgemeinen bringen wollten, da das Glück, eine Gardinenpredigt einem einzelnen, dem eigenen, im besonderen zu halten, für sie ausgeschlossen ist. Ich hoffe, die Damen, welche sich hier getroffen fühlen könnten, werden mir diese Bemerkung nicht nachtragen. Was so ein ungelehrtes Menschenkind, wie ich eins bin, sagt, wird denselben Eindruck machen, wie Hundegebell auf den glänzenden Mond. Ist dieser Vergleich nicht höchst schmeichelhaft?

Ich sagte also, die Reden pflegen an Gardinenpredigten zu erinnern. Und ist es in der That nicht so?

Hier wie dort werden Übelstände an das Tageslicht — o nein! an das Lampenlicht, gezogen, und es wird eine Besserung des ausgescholtenen Teiles angestrebt. Hier wie dort, ob Mann, ob Publikum, gähnt der Zuhörer, schläft ein und — begeht morgen dasselbe himmelschreiende Unrecht.

Du glaubst mir nicht, liebe Leserin? Soll ich Dir erzählen, was ich nach einem der letzten Vorträge hörte? —

Das verehrte Publikum, überwiegend natürlich dem weiblichen Geschlecht angehörend, strömte dem Ausgange zu, mit Drängen und Stoßen, wie das bei wohlerzogenen Damen im allgemeinen so Sitte zu sein scheint. Ich flüchtete deshalb in den Schutz einer Säule und ließ die Augen nachdenklich über die an mir vorüberhastende Menge schweifen. Allen diesen Frauen und Mädchen, vom Backfisch bis zur Matrone, war heute klar und deutlich vor die Seele geführt worden, welch' ein nutzloses, gedankenleeres Dasein sie zumeist führten. Dagegen waren ihnen ihre Pflichten gewiesen worden, d. h. was die Rednerin unter Pflichten verstand, wie sie sich einen Beruf erwählen müßten, um die geistige Öde ihres Lebens und ihres Herzens auszufüllen, alles in schönen, logischen Sätzen, sehr weise, sehr richtig und doch! — und doch! —

Da gehen sie hin, die beiden Damen, bekannt bei alt und jung als unermüdlich thätig in allerhand Vereinen, wo sie Zeit und Geld verschwenden. Sie finden nicht Worte genug, den Vortrag in überschwenglichster Weise zu loben, und auf ihren Gesichtern steht abschreckend deutlich das: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene," zu lesen. Doch erst gestern klagte ihre Waschfrau, daß eben diese Damen sich regelmäßig weigerten, die zehn Pfennige für die Versicherungsmarke zu zahlen. Auf meine Frage, warum sie sie nicht anzeige, erwiderte die Frau, sie fürchte alsdann nicht allein dort ihre Stelle zu verlieren, sondern auch andere, da die Damen viel Einfluß in ihrer ausgedehnten Bekanntschaft hätten. So bezahle sie lieber die ganze Marke allein.

Zwei, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen stehen jetzt vor mir. Sie naschen aus einer Tüte, um sich von der ermüdenden Gedankenarbeit des angestrengten Zuhörens zu erholen.

„Da hätte man ja nun erfahren, wie abgrundtief schlecht unsereins ist," sagt die eine etwas nachdenklich.

„Ei, bange machen gilt nicht, Else," entgegnet die andere lachend, „das alles betraf doch uns nicht. Die hatte gut reden, sie sieht mir gerade aus wie eine, die sich zeit-

„Es geschieht den dummen Viehchern nichts, wenn sie mich in Frieden lassen. Doch was singen wir?"

Hanni warf übermütig die Oberlippe empor, die Kehle, welche allein nicht verbrannt von der Sonne war, kam in schwingende Bewegung und in den höchsten Tönen drang das Spottlied heraus:

„Wiedehopf, Wiedehopf!
Hast einen garstigen Schopf,
Gehst zu dem Entenpfuhl
Lieber als in die Schul'.
Haha! Haha!"

Das silberne Gelächter verstummte. Hugo sah ihr verblüfft in die braunen, schalkhaften Augen. Ein Sekundaner darf aber nicht mehr blöde sein. Und er entgegnete mit dem rasch improvisierten Trutzvers:

„Hanni, hast keinen Hahn,
Fangst mit den Gänsen an.
Erst wenn Du lieb und brav,
Kriegst Du ein frommes Schaf.
Haha! Haha!"

Er wollte sie bei der Hand fassen, doch sie entwischte ihm und lief im Kreis herum. Vergebens suchte er die biegsame Gestalt zu erhaschen. So nahe er ihr auch manchmal kam, immer wieder brachte eine rasche Wendung sie in Sicherheit. Erschöpft stellte Hugo die Jagd ein, legte sich in eine Furche des Stoppelfeldes und wischte mit seinem Taschentuche den Schweiß von der Stirne. Hanni setzte sich jetzt neben ihn, doch so, daß er sie nicht ergreifen konnte. „Erzählen Sie mir die Geschichte von dem Fuchse und den Trauben. Doch wie heißen Sie eigentlich?"

Er verbiß den kleinen Ärger. „Hugo Wieperl. Der Apotheker-Hugo aus Hildesstadt."

Wieder sang der Kobold, indem er ein treuherziges Bedauern in seine Züge zu legen suchte:

„Lieber Herr Wieperl!
Schmerzt Sie das Zipperl?
In Ihrer Apothek'
Auskuriert man's vom Fleck."

So wunderlich meldet sich der Verfalltag der ersten Jugendliebe an. Hugo fand kein Trutzlied mehr und blickte etwas scheu nach der kleinen Quälerin hin. Er bemerkte, daß diese ein verrostetes Erzstück, das einem Pfeil glich, in das braune Blusenhemd hineingesteckt hatte. Das bot ihm Gelegenheit, abzulenken. Er deutete auf den Bettelschmuck hin und fragte: „Von wem hast Du diesen Pfeil?"

„Ah, den haben die Maurer ausgegraben, als sie den Anbau bei der Landmühle machten. Da ich gerade vorbeiging, schenkten sie mir das unnütze Ding."

„Laß es mich näher anschauen."

Zögernd nestelte Hanni das rostige Geschmeide los und reichte dieses etwas mißtrauisch hin. Doch Hugo machte keinen schlechten Scherz, betrachtete vielmehr aufmerksam die feine Arbeit. Dann sagte er:

„Das ist eine fibula, Fibel, wie wir deutsch sagen würden. Die hat einst eine Römerfrau oder ein Römermädchen getragen und sie wurde mit ihm in das Grab gesenkt, das nach mehr als tausend Jahren Deine Maurer aufschlossen. Dafür giebt man Dir im städtischen Antiken-Museum ein gutes Stück Geld. So, nimm es zurück."

Begierig griff Hanni danach, sprang aber sogleich auf und rief: „Gottes willen, da kommt der Herr Kaplan. Wenn uns der beisammen findet! Sputen Sie sich rasch fort! Das ist ein so strenger Herr, der keinen in den Himmel hineinkommen läßt. Denn einmal hat doch jeder eine Kirsche gestohlen und dafür giebt es bei ihm nicht Absolution. Zeigt er mich der Mutter an, so muß mir diese die schönsten Haue geben, ob sie will oder nicht will."

Erstaunt blickte Hugo das aufgeregte Mädchen an, dessen Übermut plötzlich in haltlose Angst umgeschlagen war. Nun bekam er wieder die Oberhand. Selbstgefällig streckte sich Hugo aus und bemerkte kaltblütig: „Ich fürchte mich vor keinem Kaplan. Die schlechtesten Gymnasialschüler werden meistens Theologen. Und ich bin zweimal Primus gewesen. Lasse den Schwarzrock nur herankommen, ich will mit ihm lateinisch sprechen."

Hanni starrte nur nach dem dunklen Fleck hin, der sich am Rande der Weizenfelder bewegte. Nun verschwand der Fleck auf einem sich senkenden grünen Raine im weißen Halmenmeer. Hanni klatschte in die Hände, machte einige tolle Sprünge und wiederholte mechanisch die Worte: „Er hat uns nicht gesehen! Er hatte uns nicht gesehen! Er wird uns nicht sehen! Er wird uns nicht gesehen haben!" Schließlich beendete sie die Schullitanei, während Hugo den Mund verzog, was zu einem Schmunzeln im Verhältnis stand, wie seine sechs Härchen an den Mundecken zu einem ausgewachsenen Barte.

Nun kauerte sich Hanni ungescheut neben dem Zufallsgenossen hin, kreuzte die Hände über die Kniee und schüttelte mit dem Kopfe, so daß der kurze Zopf wie ein Peitschenstiel auf und ab schwang. Ihre Seelenvergnügtheit steckte Hugo an und er pfiff die Weise des „Fürsten von Thoren".

„Noch ein bißchen still," mahnte Hanni. „So ein Beichtiger hat ein gar feines Gehör. Ist er weit genug, dann wollen wir ein frommes Lied wegen glücklicher Errettung aus der Gefahr beginnen." Sie lachte in ihren Schoß hinein und fing an, sachte einige Ackerkrumen abzustreifen, die sich an ihren nackten Füßen festgeklebt hatten. Dann erhob Hanni die Stimme:

„Heilige Maria, Mutter der Gnaden,
Seele und Leib auch behüte vor Schaden."

Wohlgefällig beobachtete Hugo die listige Paradieswerberin, die der himmlischen Frau huldigte, um dem irdischen Kaplan einen Possen zu spielen. Mit halbem Tone begleitete er das ihm fremde Bitt- und Preislied. Ein Sekundaner ist zwar bereits sehr aufgeklärt, allein er bleibt edel genug, fromme Gefühle anderer zu würdigen. Nur als eine Lerche in der Luft mittirilierte, strich des werdenden Mannes Schmunzeln wieder über sein Gesicht.

Hanni jedoch bekam einen Großmutsanfall. Sie nestelte nochmals die Fibel los, bohrte sie durch den dichten braunen Busch über Hugos Stirn und sagte feierlich wie eine Mutter am Namenstag: „Weil Sie so hübsch abgewartet und bescheidentlich gesungen haben, schenke ich Ihnen dies Erbstück des Römermädchens, von dem Sie allein etwas Gescheites wußten. Ich habe noch eine Neusilberbrosche zu Hause."

Hugo war gerührt von Wort und Sinn der Spenderin, deren braune Augen weich schimmerten. Allein ein Gymnasiast in den höheren Klassen nimmt solche Geschenke nicht an, die ihm überdies Schwester Marie wieder entführt hätte. Er zog den Pfeil aus seinen Haaren, betonte, daß ein solches Amulett nur demjenigen Glück bringe, der es zuerst besessen, und steckte die Fibel Hanni wieder an die Brust. Sie hielt

still und zitterte nur ein wenig. Ob die unvollzogene Großthat, die Glücksverheißung oder noch anderes ihr Blut beeilte, läßt sich nicht entscheiden. Etwas mußte durch den Mund heraus, und so sang sie, als er im Sitzen einen steifen Bückling versuchte, der kavaliermäßig sein sollte:

„Der Pfeil fliegt hin,
Der Pfeil fliegt her,
Wo bleibt er schließlich stecken?
Ein Vogelsinn
Verlangt nicht mehr
Als Schmausen nach dem Recken."

Die Schlußworte weckten Hugo ein ödes Gefühl in der Magengegend, das bei der Morgentändelei eingeschlummert war. Sich aufrüttelnd, sprach er: „Nun muß ich fort zum Preleuthnerschen Meierhofe, sonst komme ich zu spät. Und Hunger habe ich, Hunger . . ."

Mitleidig sah ihn Hanni an. „Meine Taufpatin, das ist die Preleuthnerin, nimmt es nicht übel, wenn Sie auch nach dem Frühstück kommen. Sie weiß, daß Stadtleute nicht zu zeitig aufstehen. Sie haben noch eine halbe Stunde bis zum Hofe. Wenn Sie schon jetzt hungrig sind, so wollen wir teilen."

Sie begab sich zu einem Feldstein, unter dem etwas Helles schimmerte, hob jenen auf und wickelte ein reines, geblümtes Tuch — das vielleicht beim Steigen der Sonne als Kopftuch diente — auseinander. Es enthüllte sich eine tüchtige Butterschnitte, die sie Hugo brachte und sagte: „Faßt an, wir wollen das Brot brechen, wie der Herr es geheißen."

(Schluß folgt.)

Das Ende.

Und also war's zum letzten Mal,
Daß unsre Hände sich umfangen, —
Dann bin ich stumm, wie Hagar einst,
In Nacht und Not hinausgegangen.

An meines Lebens Himmel war
Der letzte lichte Stern gesunken,
Die heil'ge Glut in meiner Brust
Erloschen bis zum Aschenfunken.

Was jetzt noch kommt, ist Schmerz und Schmach,
Ist todesruhiges Entsagen:
Ich werde meines Daseins Last
Mit ungebeugtem Haupte tragen.

Und sagt' ich's Euch, Ihr glaubtet's nicht,
Selbst nicht den früh gebleichten Haaren:
Wie riesenstark das Menschenherz,
Muß jeder an sich selbst erfahren.

Clara Müller.

Allerlei zur Frauenfrage.

Von **M. Müller.**

Es wird in unserer Stadt während des Winters immer eine große Zahl gelehrter und ungelehrter Vorträge gehalten. Auch in diesem Jahre ist daran kein Mangel, doch hat es den Anschein, als würden wir ganz besonders von redegewandten Damen heimgesucht. Gewiß wird es keinem Menschen einfallen, zu bestreiten, daß die Frauen zum Reden vorzüglich beanlagt sind. Im Gegenteil! Diese Gabe ist ihnen zu allen Zeiten bedingungslos zuerkannt worden.

Wenn aber Frauen öffentlich redend auftreten, so bemächtigt sich der Zuhörer unwillkürlich das Gefühl, als ob die Betreffenden unter allen Umständen eine Predigt an den Mann im allgemeinen bringen wollten, da das Glück, eine Gardinenpredigt einem einzelnen, dem eigenen, im besonderen zu halten, für sie ausgeschlossen ist. Ich hoffe, die Damen, welche sich hier getroffen fühlen könnten, werden mir diese Bemerkung nicht nachtragen. Was so ein ungelehrtes Menschenkind, wie ich eins bin, sagt, wird denselben Eindruck machen, wie Hundegebell auf den glänzenden Mond. Ist dieser Vergleich nicht höchst schmeichelhaft?

Ich sagte also, die Reden pflegen an Gardinenpredigten zu erinnern. Und ist es in der That nicht so?

Hier wie dort werden Übelstände an das Tageslicht — o nein! an das Lampenlicht, gezogen, und es wird eine Besserung des ausgescholtenen Teiles angestrebt. Hier wie dort, ob Mann, ob Publikum, gähnt der Zuhörer, schläft ein und — begeht morgen dasselbe himmelschreiende Unrecht.

Du glaubst mir nicht, liebe Leserin? Soll ich Dir erzählen, was ich nach einem der letzten Vorträge hörte? —

Das verehrte Publikum, überwiegend natürlich dem weiblichen Geschlecht angehörend, strömte dem Ausgange zu, mit Drängen und Stoßen, wie das bei wohlerzogenen Damen im allgemeinen so Sitte zu sein scheint. Ich flüchtete deshalb in den Schutz einer Säule und ließ die Augen nachdenklich über die an mir vorüberhastende Menge schweifen. Allen diesen Frauen und Mädchen, vom Backfisch bis zur Matrone, war heute klar und deutlich vor die Seele geführt worden, welch' ein nutzloses, gedankenleeres Dasein sie zumeist führten. Dagegen waren ihnen ihre Pflichten gewiesen worden, d. h. was die Rednerin unter Pflichten verstand, wie sie sich einen Beruf erwählen müßten, um die geistige Öde ihres Lebens und ihres Herzens auszufüllen, alles in schönen, logischen Sätzen, sehr weise, sehr richtig und doch! — und doch! —

Da gehen sie hin, die beiden Damen, bekannt bei alt und jung als unermüdlich thätig in allerhand Vereinen, wo sie Zeit und Geld verschwenden. Sie finden nicht Worte genug, den Vortrag in überschwenglichster Weise zu loben, und auf ihren Gesichtern steht abschreckend deutlich das: „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene," zu lesen. Doch erst gestern klagte ihre Waschfrau, daß eben diese Damen sich regelmäßig weigerten, die zehn Pfennige für die Versicherungsmarke zu zahlen. Auf meine Frage, warum sie sie nicht anzeige, erwiderte die Frau, sie fürchte alsdann nicht allein dort ihre Stelle zu verlieren, sondern auch andere, da die Damen viel Einfluß in ihrer ausgedehnten Bekanntschaft hätten. So bezahle sie lieber die ganze Marke allein.

Zwei, kaum den Kinderschuhen entwachsene Mädchen stehen jetzt vor mir. Sie naschen aus einer Tüte, um sich von der ermüdenden Gedankenarbeit des angestrengten Zuhörens zu erholen.

„Da hätte man ja nun erfahren, wie abgrundtief schlecht unsereins ist," sagt die eine etwas nachdenklich.

„Ei, bange machen gilt nicht, Else," entgegnet die andere lachend, „das alles betraf doch uns nicht. Die hatte gut reden, sie sieht mir gerade aus wie eine, die sich zeit-

lebens plagen mußte. Entweder sie weiß überhaupt nicht, was es heißt, sich so recht göttlich zu amüsieren oder sie ist bloß neidisch auf uns. Auf jeden Fall thut sie mir leid, ich aber tanze, brenne und schnitze ruhig weiter."

„Ja, wirklich? Ist das Deine Meinung?" und Else seufzt erleichtert auf, „nun, dann will ich mir auch weiter keine Sorgen machen. Lieber wollen wir vom nächsten Tanzkränzchen reden. Was wirst Du dazu anziehen?"

Ein drittes, wenig älteres Mädchen drängt sich zu den beiden: „Die Rednerin hat mir zu gut gefallen," sprudelt sie lebhaft hervor, „so ganz glatt schwarz angezogen! Famos! Schneidig!"

„Nun, wie eine Konzertsängerin konnte sie sich doch nicht vorstellen, es hätte auch nicht mehr bei ihr gelohnt," brummte ihre Nachbarin.

Arme Rednerin, das ist Dein Erfolg bei dem jungen Nachwuchse!

Eine runde Gestalt, ein rotes, erhitztes Gesicht taucht neben mir auf: die Frau eines Schuhmachers. Sie scheint sehr unzufrieden zu sein und murrt, laut genug, daß die Umstehenden sie hören können: „Na, erzähle ich heute abend meinem Manne, daß die ledigen Weibspersonen auch Schuster und Schreiner werden sollen, dann geht er sicher noch heute abend ins Wirtshaus und trinkt sich einen an. Die Konkurrenz ist schon so groß und Arbeit giebt es wenig, sagt er ja immer."

Eine ältere Dame, von der ich weiß, daß sie Mutter mehrerer erwachsener Söhne ist, die trotz guter Beanlagung und Fleiß vergeblich in ihren erwählten Berufen ein genügendes Auskommen suchen, nickt mit sorgenvollem Angesicht der schlichten Handwerkerfrau bestätigend zu.

„Wenn nun aber die Mädchen kein Talent zu einem gelehrten Beruf, keinen Trieb oder keine Anlage zur Kranken- und Armenpflege haben, was sollen sie dann ergreifen?" fragt angstvoll eine töchterreiche Mutter, erschreckt von dem Gedanken eines drohenden, wirtschaftlichen Umsturzes.

„Dann lassen Sie sie brave Dienstmädchen werden!" ruft eine junge Frau dazwischen, die schon manche trübe Erfahrung in dieser Beziehung gemacht zu haben scheint.

Ein niederschmetternder Blick trifft sie, und Worte wie „empörend", „unverschämt", werden in das Ohr der Nachbarin geflüstert. Doch diese zuckt die Achseln.

„So ganz unrecht kann ich der jungen Frau nicht geben; an guten, anständigen Dienstmädchen ist zu jeder Zeit großer Mangel. Manche, die Näherin, Ladenfräulein (Ladenmädchen darf nicht mehr gesagt werden), sogar Volksschullehrerin geworden, würde besser gethan haben, einen bescheideneren Platz zu wählen, aber den auch vollständig und gut auszufüllen. Es kann ja vorkommen, daß unsere Mädchen einmal mittellos dastehen, doch darum sorge ich mich nicht. Die meinen können ordentlich kochen; und essen wollen, und zwar etwas Gutes essen, werden die Menschen immer. Sie können stricken, flicken und nähen — und bekleidet wollen die Leute immer sein. Vor allem aber haben sie gelernt, sich vor keiner Arbeit zu scheuen, sich in andere Menschen zu fügen. Da müßte es doch gelungen zugehen, wenn sie unter die Räder kämen, vorausgesetzt, sie bleiben gesund — nun, und das müssen wir einer anderen Macht überlassen."

Die energische Dame gefiel mir, sie hatte in vielem recht, dennoch mußte ich den Kopf schütteln.

Gewiß, es kommt bei Mädchen, wenn keine zwingende Notwendigkeit oder wirkliches Talent vorhanden ist, weniger darauf an, für einen bestimmten Beruf vorbereitet zu sein, als überhaupt arbeiten zu wollen und zu können, d. h. eine einmal vorgenommene oder verlangte Arbeit mit Stetigkeit, Pflichttreue und Freudigkeit auszuführen. Im besonderen sollten sie jegliche häusliche Arbeit verstehen, es wird ihnen, mögen sie auch einen Beruf ergreifen, welchen sie wollen, nur von Nutzen sein. Ich kenne Damen, die jahrelang das Amt einer Lehrerin ausfüllten, dann durch Krankheit oder aus anderen Gründen gezwungen wurden, dieser Thätigkeit zu entsagen. Gerne hätten sie eine Stelle als Vorsteherin eines Haushaltes angenommen, welche ihnen auch angeboten wurde. Die Bedingungen waren für beide Teile zufriedenstellend, doch alle Hoffnungen mußten scheitern an der einfachen Thatsache, daß die Betreffenden nicht die Führung eines Haushaltes verstanden. Wie tief bedauerten sie, in ihrer Jugend versäumt zu haben, die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben.

Die vielen, vielen Reden zu Gunsten eines öffentlichen Berufes der Mädchen sind nicht ohne Gefahr. Die Sehnsucht nach einem solchen ist oft nichts anderes, als eine bequeme Ausflucht, den beengenden Schranken des Elternhauses zu entrinnen, „frei" zu sein, d. h. keine Rücksichten mehr nehmen zu müssen.

Als ob auf Erden überhaupt ein gedeihliches Zusammenwirken der Menschen möglich wäre, ohne gegenseitige Rücksichtnahme!

Der Freier stellt sich eben nicht mehr so häufig ein, der die erträumte Selbständigkeit und Freiheit bringen könnte. Da soll nun als Ersatz ein öffentlicher Beruf herhalten.

So las ich neulich in einer Zeitung eine Anzeige, die mir im Herzen wehe that:

„Eine Dame, die sich einen Pflichtenkreis zu schaffen wünscht, sucht Stelle als Repräsentantin und Erzieherin mutterloser Kinder. Gehalt nicht beansprucht, da es der Betreffenden nur um segenbringende Arbeit zu thun ist."

Ich zweifle nicht, daß sich der Wunsch der Dame erfüllt hat, im Gegenteil, sie hatte gewiß die Wahl unter hundert Stellen.

Wie schön klingt es, nur um der Arbeit willen! Groß steht sie da in ihren eigenen Augen und groß in denen einer verblendeten Menge. Wer aber zählt die Verwünschungen, wer sieht die Thränen in den Augen solcher, die um des täglichen Brotes willen eine derartige Stelle anzunehmen gezwungen sind? Sie müssen zurücktreten gegen jene, die ja die Arbeit thun will, nur der Arbeit wegen.

Die so oft und mit Recht verspottete und geschmähte, für Geschäfte stickende Geheimeratstochter wird bald ihr würdiges Seitenstück gefunden haben in der Privatstunden erteilenden Tochter des verabschiedeten, höheren Offiziers. Sie beide, eine wie die andere, nehmen ihren ärmeren Mitschwestern das Brot vom Munde weg, nur weil sie nicht so erzogen sind, sich in ihre auskömmlichen, wenn auch bescheidenen Verhältnisse zu finden.

Sie sehnen sich nach einem ausgedehnteren Pflichtenkreise, sie suchen ihn sich durch ihrer Hände oder durch geistige Arbeit zu erwerben. Ihre Augen sind nicht geschärft worden zur Entdeckung des einen, der sich allen gleicherweise bietet, des Pflichtenkreises der Liebe.

Liebe zu üben, sich selbst vergessen, nichts zu verlangen, kurz, nur zu leben für andere und in anderen, das ist die

erste, die heiligste Frauenpflicht, und um sie zu erfüllen, ist es nicht nötig, in die Weite zu schweifen.

Aber diese herrlichste Predigt des Christentums wird unseren Kindern nur zu wenig gelehrt.

Sein „Ich“ immer in den Vordergrund zu stellen, das ist die Lehre, welche Eltern und Erzieher mit Wort und Beispiel meist ihren Kindern zu geben pflegen: Tönende Phrasen vom „sich ausleben“, „seine Eigenart bewahren“, vom „Übermenschen“ u. s. w., bestärken die jungen Gemüter nur noch mehr in der Ichsucht.

Die Welt und das Geschick aber erlauben den wenigsten Menschen, sich in ihrer Eigenart auszuleben und die Folge dieses unstillbaren Verlangens ist Überdruß, Unzufriedenheit und Langeweile. Dagegen wird nun die Arbeit in einem öffentlichen Berufe als Allheilmittel angepriesen. Sie hebt jedoch nur für kurze Zeit die Wirkung auf, nicht die Ursache. Es ist, als wollte man eine bösartige Ausschlagskrankheit mit äußeren Mitteln vertreiben, die, ohne das ursächliche Übel zu heben, für kurze Zeit die roten Flecken verschwinden lassen, damit sie desto schneller und schlimmer wieder hervortreten.

Im allgemeinen ist es an sich ziemlich gleich, ob die Mädchen sich durch verschiedene Nichtigkeiten oder mit Hilfe eines angelernten Berufes über die Unbefriedigtheit ihres Daseins hinwegzutäuschen versuchen. Jenes wird sie nicht unglücklicher, dieses aber auch nicht viel glücklicher machen. Denn eine Thätigkeit, die nur den Zweck hat, über die Langeweile einsamer Stunden fortzuhelfen, oder nur zur Stillung ichsüchtiger Wünsche dienen soll, wird kein Frauenherz auf die Dauer wahrhaft befriedigen. Das tritt erst dann ein, wenn das Mädchen gelernt hat, ihre Arbeit zum Segen anderer werden zu lassen.

Betrachten aber die jungen Mädchen von diesem Gesichtspunkte aus das weite Arbeitsfeld des Lebens, so werden sie in ihrer nächsten Umgebung Gelegenheit genug zur Thätigkeit finden, und nicht mehr den Wunsch hegen, einen bestimmten Berufszweig zu ergreifen.

Viele Mädchen, die inmitten einer reichen Thätigkeit stehen, sind nicht glücklich, und wieder andere haben keinen Beruf und sind doch zufrieden, weil sie gelernt haben, den großen Schatz ihres Herzens zu heben und in kleine Münze umzusetzen. Dabei haben sie weder Zeit noch Neigung, über tausenderlei Unverstandenes nachzugrübeln. Und wer, Hand aufs Herz, wer steht so einsam in der Welt, daß er nicht Gelegenheit fände, Liebe zu üben?

Zuerst aber ist es nötig, an sich selbst anzufangen, seine ichsüchtigen Wünsche zu ersticken, seine Ansprüche aufzugeben. Dann wird der Blick sich schärfen für die Wünsche und Ansprüche der engeren oder weiteren Umgebung und das Herz wird deren Berechtigung anerkennen.

Zur Pflichterfüllung, zur Arbeitsamkeit, vor allem zur Selbstverleugnung und zur Nächstenliebe sollten unsere Kinder erzogen werden. Das dem lebenden Geschlechte zum Bewußtsein zu bringen, wäre ein würdiger Zweck der gesamten sogenannten: Frauenbildungsreform.

Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, bedarf es wahrlich nicht erst des Studiums der Philosophie, wie uns Frauen in letzter Zeit mit so besonderer Vorliebe dargethan wird.

Die Philosophie und die Frau — besser die beiden bleiben auseinander. Das Gehirn der Frau mag vielleicht den hohen Anforderungen entsprechen, die gerade dieses Studium stellt. Ihr Verstand mag imstande sein, in die unergründlichen Tiefen der Weltweisheit zu tauchen, deren Offenbarungen sogar nicht immer der Mann gewachsen ist: Dennoch steht die Frau in ihrer Geisteseigenart der Philosophie eher feindlich gegenüber.

Welche Beweise werden nicht hervorgeholt, um das Gegenteil nachzuweisen und auf wie schwachen Füßen stehen sie!

Was die alten Deutschen an den Frauen Geheimnisvolles und Heiliges verehrten, galt wahrlich nicht einer unbewußt geahnten, philosophischen Anlage des Weibes, sondern der heiligen, geheimnisvollen Menschwerdung, deren Träger nun einmal die Frau ist. Das dürfte auch die Veranlassung gewesen sein, die im Verborgenen webenden Schicksalsmächte in Frauengestalten zu verkörpern.

Die Frau steht weder über noch unter dem Manne, sondern neben ihm, und jedem Teile ist eine, seiner natürlichen Bestimmung entsprechende Geisteseigenart und Denkungsweise gegeben.

Wohl verehrten die Griechen eine Göttin der Weisheit, Zeus' blauäugige Tochter Athene. Die Sage erzählt uns, sie wäre unmittelbar dem Haupte des Vaters entsprungen. Sie stellt also vor allem die Verkörperung des plötzlich entstandenen Gedankens dar, der weder gewillt, noch imstande ist, einen Grund oder eine Ursache seiner Entstehung anzugeben, folglich mit Philosophie nichts gemein hat.

Aus den homerischen Gesängen tritt uns Athene in ihrer hervorragend weiblichen Geistesrichtung klar vor Augen. Ihre Weisheit besteht in großer Kenntnis der Menschen, besonders von deren Schwächen, sodann in einer geschickten Benutzung der Zeit, des Ortes und der gegebenen Verhältnisse, endlich in dem aufrichtigen, herzinnigen Verlangen, unter allen Umständen ihrem Schützlinge zu helfen. Um dieses zu erreichen, nimmt sie gegebenen Falls zur List, zur Verstellung, ja sogar zur offenbaren Lüge ihre Zuflucht.

Odysseus gehorcht den, ihn oft gewaltig in Erstaunen setzenden Ratschlägen Athenes, ohne nach Gründen zu forschen; er weiß, es ist gut, es ist zweckdienlich, gerade so wie sie befiehlt. Er folgt unbewußten Eingebungen, deren Ursprung die Griechen, da sie besonders weibliche Geistesäußerungen sind, der Einwirkung einer Göttin, und nicht eines Gottes, zuschrieben.

Wo aber die eigenen Entschließungen des Helden in Frage kommen, da durchdenkt und überlegt er mit nachsinnendem Verstande bis in das kleinste das Für und Wider, und wägt die möglicherweise daraus entstehenden Wirkungen und Folgen.

Aus dieser naiven Gegenüberstellung der ratenden Göttin und des denkenden Mannes treten uns die Gegensätze zwischen seiner Geistesanlage und der der Frau deutlich entgegen.

Die Frau, besonders wenn sie Takt und Herzensgüte in sich vereinigt, wird noch einen Rat und Ausweg dort entdecken, wo dem Verstande des Mannes alles verschlossen erscheint. Sie wird Lebenswahrheiten aussprechen können, die der Mann trotz allen Grübelns, oder vielleicht gerade deswegen, nicht zu finden vermag. Einen einmal gefaßten Gedanken wird sie möglichst schnell in Handlung umsetzen. Kurz gesagt, bei der Frau bildet die Erkenntnis des Wahren und des Rechten nicht den Schluß einer langen, mühsam entwickelten Gedankenreihe, wie es bei dem Manne der Fall zu sein pflegt — also fehlt der Frau jegliche philosophische Anlage.

Einem jedem Teile, sei es Mann, sei es Weib, ist ein seiner Denkungsart entsprechender Wirkungskreis im Leben vorgezeichnet.

lebens plagen mußte. Entweder sie weiß überhaupt nicht, was es heißt, sich so recht göttlich zu amüsieren oder sie ist bloß neidisch auf uns. Auf jeden Fall thut sie mir leid, ich aber tanze, brenne und schnitze ruhig weiter."

„Ja, wirklich? Ist das Deine Meinung?" und Else seufzt erleichtert auf, „nun, dann will ich mir auch weiter keine Sorgen machen. Lieber wollen wir vom nächsten Tanzkränzchen reden. Was wirst Du dazu anziehen?"

Ein drittes, wenig älteres Mädchen drängt sich zu den beiden: „Die Rednerin hat mir zu gut gefallen," sprudelt sie lebhaft hervor, „so ganz glatt schwarz angezogen! Famos! Schneidig!"

„Nun, wie eine Konzertsängerin konnte sie sich doch nicht vorstellen, es hätte auch nicht mehr bei ihr gelohnt," brummte ihre Nachbarin.

Arme Rednerin, das ist Dein Erfolg bei dem jungen Nachwuchse!

Eine runde Gestalt, ein rotes, erhitztes Gesicht taucht neben mir auf: die Frau eines Schuhmachers. Sie scheint sehr unzufrieden zu sein und murrt, laut genug, daß die Umstehenden sie hören können: „Na, erzähle ich heute abend meinem Manne, daß die ledigen Weibspersonen auch Schuster und Schreiner werden sollen, dann geht er sicher noch heute abend ins Wirtshaus und trinkt sich einen an. Die Konkurrenz ist schon so groß und Arbeit giebt es wenig, sagt er ja immer."

Eine ältere Dame, von der ich weiß, daß sie Mutter mehrerer erwachsener Söhne ist, die trotz guter Beanlagung und Fleiß vergeblich in ihren erwählten Berufen ein genügendes Auskommen suchen, nickt mit sorgenvollem Angesicht der schlichten Handwerkerfrau bestätigend zu.

„Wenn nun aber die Mädchen kein Talent zu einem gelehrten Beruf, keinen Trieb oder keine Anlage zur Kranken- und Armenpflege haben, was sollen sie dann ergreifen?" fragt angstvoll eine töchterreiche Mutter, erschreckt von dem Gedanken eines drohenden, wirtschaftlichen Umsturzes.

„Dann lassen Sie sie brave Dienstmädchen werden!" ruft eine junge Frau dazwischen, die schon manche trübe Erfahrung in dieser Beziehung gemacht zu haben scheint.

Ein niederschmetternder Blick trifft sie, und Worte wie „empörend", „unverschämt", werden in das Ohr der Nachbarin geflüstert. Doch diese zuckt die Achseln.

„So ganz unrecht kann ich der jungen Frau nicht geben; an guten, anständigen Dienstmädchen ist zu jeder Zeit großer Mangel. Manche, die Näherin, Ladenfräulein (Ladenmädchen darf nicht mehr gesagt werden), sogar Volksschullehrerin geworden, würde besser gethan haben, einen bescheideneren Platz zu wählen, aber den auch vollständig und gut auszufüllen. Es kann ja vorkommen, daß unsere Mädchen einmal mittellos dastehen, doch darum sorge ich mich nicht. Die meinen können ordentlich kochen; und essen wollen, und zwar etwas Gutes essen, werden die Menschen immer. Sie können stricken, flicken und nähen — und bekleidet wollen die Leute immer sein. Vor allem aber haben sie gelernt, sich vor keiner Arbeit zu scheuen, sich in andere Menschen zu fügen. Da müßte es doch gelungen zugehen, wenn sie unter die Räder kämen, vorausgesetzt, sie bleiben gesund — nun, und das müssen wir einer anderen Macht überlassen."

Die energische Dame gefiel mir, sie hatte in vielem recht, dennoch mußte ich den Kopf schütteln.

Gewiß, es kommt bei Mädchen, wenn keine zwingende Notwendigkeit oder wirkliches Talent vorhanden ist, weniger darauf an, für einen bestimmten Beruf vorbereitet zu sein, als überhaupt arbeiten zu wollen und zu können, d. h. eine einmal vorgenommene oder verlangte Arbeit mit Stetigkeit, Pflichttreue und Freudigkeit auszuführen. Im besonderen sollten sie jegliche häusliche Arbeit verstehen, es wird ihnen, mögen sie auch einen Beruf ergreifen, welchen sie wollen, nur von Nutzen sein. Ich kenne Damen, die jahrelang das Amt einer Lehrerin ausfüllten, dann durch Krankheit oder aus anderen Gründen gezwungen wurden, dieser Thätigkeit zu entsagen. Gerne hätten sie eine Stelle als Vorsteherin eines Haushaltes angenommen, welche ihnen auch angeboten wurde. Die Bedingungen waren für beide Teile zufriedenstellend, doch alle Hoffnungen mußten scheitern an der einfachen Thatsache, daß die Betreffenden nicht die Führung eines Haushaltes verstanden. Wie tief bedauerten sie, in ihrer Jugend versäumt zu haben, die erforderlichen Kenntnisse zu erwerben.

Die vielen, vielen Reden zu Gunsten eines öffentlichen Berufes der Mädchen sind nicht ohne Gefahr. Die Sehnsucht nach einem solchen ist oft nichts anderes, als eine bequeme Ausflucht, den beengenden Schranken des Elternhauses zu entrinnen, „frei" zu sein, d. h. keine Rücksichten mehr nehmen zu müssen.

Als ob auf Erden überhaupt ein gedeihliches Zusammenwirken der Menschen möglich wäre, ohne gegenseitige Rücksichtnahme!

Der Freier stellt sich eben nicht mehr so häufig ein, der die erträumte Selbständigkeit und Freiheit bringen könnte. Da soll nun als Ersatz ein öffentlicher Beruf herhalten.

So las ich neulich in einer Zeitung eine Anzeige, die mir im Herzen wehe that:

„Eine Dame, die sich einen Pflichtenkreis zu schaffen wünscht, sucht Stelle als Repräsentantin und Erzieherin mutterloser Kinder. Gehalt nicht beansprucht, da es der Betreffenden nur um segenbringende Arbeit zu thun ist."

Ich zweifle nicht, daß sich der Wunsch der Dame erfüllt hat, im Gegenteil, sie hatte gewiß die Wahl unter hundert Stellen.

Wie schön klingt es, nur um der Arbeit willen! Groß steht sie da in ihren eigenen Augen und groß in denen einer verblendeten Menge. Wer aber zählt die Verwünschungen, wer sieht die Thränen in den Augen solcher, die um des täglichen Brotes willen eine derartige Stelle anzunehmen gezwungen sind? Sie müssen zurücktreten gegen jene, die ja die Arbeit thun will, nur der Arbeit wegen.

Die so oft und mit Recht verspottete und geschmähte, für Geschäfte stickende Geheimeratstochter wird bald ihr würdiges Seitenstück gefunden haben in der Privatstunden erteilenden Tochter des verabschiedeten, höheren Offiziers. Sie beide, eine wie die andere, nehmen ihren ärmeren Mitschwestern das Brot vom Munde weg, nur weil sie nicht so erzogen sind, sich in ihre auskömmlichen, wenn auch bescheidenen Verhältnisse zu finden.

Sie sehnen sich nach einem ausgedehnteren Pflichtenkreise, sie suchen ihn sich durch ihrer Hände oder durch geistige Arbeit zu erwerben. Ihre Augen sind nicht geschärft worden zur Entdeckung des einen, der sich allen gleicherweise bietet, des Pflichtenkreises der Liebe.

Liebe zu üben, sich selbst vergessen, nichts zu verlangen, kurz, nur zu leben für andere und in anderen, das ist die

erste, die heiligste Frauenpflicht, und um sie zu erfüllen, ist es nicht nötig, in die Weite zu schweifen.

Aber diese herrlichste Predigt des Christentums wird unseren Kindern nur zu wenig gelehrt.

Sein „Ich“ immer in den Vordergrund zu stellen, das ist die Lehre, welche Eltern und Erzieher mit Wort und Beispiel meist ihren Kindern zu geben pflegen: Tönende Phrasen vom „sich ausleben“, „seine Eigenart bewahren“, vom „Übermenschen“ u. s. w., bestärken die jungen Gemüter nur noch mehr in der Ichsucht.

Die Welt und das Geschick aber erlauben den wenigsten Menschen, sich in ihrer Eigenart auszuleben und die Folge dieses unstillbaren Verlangens ist Überdruß, Unzufriedenheit und Langeweile. Dagegen wird nun die Arbeit in einem öffentlichen Berufe als Allheilmittel angepriesen. Sie hebt jedoch nur für kurze Zeit die Wirkung auf, nicht die Ursache. Es ist, als wollte man eine bösartige Ausschlagskrankheit mit äußeren Mitteln vertreiben, die, ohne das ursächliche Übel zu heben, für kurze Zeit die roten Flecken verschwinden lassen, damit sie desto schneller und schlimmer wieder hervortreten.

Im allgemeinen ist es an sich ziemlich gleich, ob die Mädchen sich durch verschiedene Nichtigkeiten oder mit Hilfe eines angelernten Berufes über die Unbefriedigtheit ihres Daseins hinwegzutäuschen versuchen. Jenes wird sie nicht unglücklicher, dieses aber auch nicht viel glücklicher machen. Denn eine Thätigkeit, die nur den Zweck hat, über die Langeweile einsamer Stunden fortzuhelfen, oder nur zur Stillung ichsüchtiger Wünsche dienen soll, wird kein Frauenherz auf die Dauer wahrhaft befriedigen. Das tritt erst dann ein, wenn das Mädchen gelernt hat, ihre Arbeit zum Segen anderer werden zu lassen.

Betrachten aber die jungen Mädchen von diesem Gesichtspunkte aus das weite Arbeitsfeld des Lebens, so werden sie in ihrer nächsten Umgebung Gelegenheit genug zur Thätigkeit finden, und nicht mehr den Wunsch hegen, einen bestimmten Berufszweig zu ergreifen.

Viele Mädchen, die inmitten einer reichen Thätigkeit stehen, sind nicht glücklich, und wieder andere haben keinen Beruf und sind doch zufrieden, weil sie gelernt haben, den großen Schatz ihres Herzens zu heben und in kleine Münze umzusetzen. Dabei haben sie weder Zeit noch Neigung, über tausenderlei Unverstandenes nachzugrübeln. Und wer, Hand aufs Herz, wer steht so einsam in der Welt, daß er nicht Gelegenheit fände, Liebe zu üben?

Zuerst aber ist es nötig, an sich selbst anzufangen, seine ichsüchtigen Wünsche zu ersticken, seine Ansprüche aufzugeben. Dann wird der Blick sich schärfen für die Wünsche und Ansprüche der engeren oder weiteren Umgebung und das Herz wird deren Berechtigung anerkennen.

Zur Pflichterfüllung, zur Arbeitsamkeit, vor allem zur Selbstverleugnung und zur Nächstenliebe sollten unsere Kinder erzogen werden. Das dem lebenden Geschlechte zum Bewußtsein zu bringen, wäre ein würdiger Zweck der gesamten sogenannten: Frauenbildungsreform.

Um zu dieser Erkenntnis zu kommen, bedarf es wahrlich nicht erst des Studiums der Philosophie, wie uns Frauen in letzter Zeit mit so besonderer Vorliebe dargethan wird.

Die Philosophie und die Frau — besser die beiden bleiben auseinander. Das Gehirn der Frau mag vielleicht den hohen Anforderungen entsprechen, die gerade dieses Studium stellt. Ihr Verstand mag imstande sein, in die unergründlichen Tiefen der Weltweisheit zu tauchen, deren Offenbarungen sogar nicht immer der Mann gewachsen ist: Dennoch steht die Frau in ihrer Geisteseigenart der Philosophie eher feindlich gegenüber.

Welche Beweise werden nicht hervorgeholt, um das Gegenteil nachzuweisen und auf wie schwachen Füßen stehen sie!

Was die alten Deutschen an den Frauen Geheimnisvolles und Heiliges verehrten, galt wahrlich nicht einer unbewußt geahnten, philosophischen Anlage des Weibes, sondern der heiligen, geheimnisvollen Menschwerdung, deren Träger nun einmal die Frau ist. Das dürfte auch die Veranlassung gewesen sein, die im Verborgenen webenden Schicksalsmächte in Frauengestalten zu verkörpern.

Die Frau steht weder über noch unter dem Manne, sondern neben ihm, und jedem Teile ist eine, seiner natürlichen Bestimmung entsprechende Geisteseigenart und Denkungsweise gegeben.

Wohl verehrten die Griechen eine Göttin der Weisheit, Zeus' blauäugige Tochter Athene. Die Sage erzählt uns, sie wäre unmittelbar dem Haupte des Vaters entsprungen. Sie stellt also vor allem die Verkörperung des plötzlich entstandenen Gedankens dar, der weder gewillt, noch imstande ist, einen Grund oder eine Ursache seiner Entstehung anzugeben, folglich mit Philosophie nichts gemein hat.

Aus den homerischen Gesängen tritt uns Athene in ihrer hervorragend weiblichen Geistesrichtung klar vor Augen. Ihre Weisheit besteht in großer Kenntnis der Menschen, besonders von deren Schwächen, sodann in einer geschickten Benutzung der Zeit, des Ortes und der gegebenen Verhältnisse, endlich in dem aufrichtigen, herzinnigen Verlangen, unter allen Umständen ihrem Schützlinge zu helfen. Um dieses zu erreichen, nimmt sie gegebenen Falls zur List, zur Verstellung, ja sogar zur offenbaren Lüge ihre Zuflucht.

Odysseus gehorcht den, ihn oft gewaltig in Erstaunen setzenden Ratschlägen Athenes, ohne nach Gründen zu forschen; er weiß, es ist gut, es ist zweckdienlich, gerade so wie sie befiehlt. Er folgt unbewußten Eingebungen, deren Ursprung die Griechen, da sie besonders weibliche Geistesäußerungen sind, der Einwirkung einer Göttin, und nicht eines Gottes, zuschrieben.

Wo aber die eigenen Entschließungen des Helden in Frage kommen, da durchdenkt und überlegt er mit nachsinnendem Verstande bis in das kleinste das Für und Wider, und wägt die möglicherweise daraus entstehenden Wirkungen und Folgen.

Aus dieser naiven Gegenüberstellung der ratenden Göttin und des denkenden Mannes treten uns die Gegensätze zwischen seiner Geistesanlage und der der Frau deutlich entgegen.

Die Frau, besonders wenn sie Takt und Herzensgüte in sich vereinigt, wird noch einen Rat und Ausweg dort entdecken, wo dem Verstande des Mannes alles verschlossen erscheint. Sie wird Lebenswahrheiten aussprechen können, die der Mann trotz allen Grübelns, oder vielleicht gerade deswegen, nicht zu finden vermag. Einen einmal gefaßten Gedanken wird sie möglichst schnell in Handlung umsetzen. Kurz gesagt, bei der Frau bildet die Erkenntnis des Wahren und des Rechten nicht den Schluß einer langen, mühsam entwickelten Gedankenreihe, wie es bei dem Manne der Fall zu sein pflegt — also fehlt der Frau jegliche philosophische Anlage.

Einem jedem Teile, sei es Mann, sei es Weib, ist ein seiner Denkungsart entsprechender Wirkungskreis im Leben vorgezeichnet.

Dem Manne mit seinem grübelnden, nachsinnenden Verstande die weiten Gebiete der geistigen Forschung und der Kampf mit dem äußeren Leben. Hier kann jede falsche oder unterlassene Berechnung, jede unüberlegte That von schweren Folgen begleitet sein.

Dem Weibe die Erziehung und Pflege des werdenden Menschen, die Verwaltung des Hauses. Hier kommt es auf schnelles Eingreifen, rasches Erfassen des Augenblickes ohne erwägendes Zaudern, auf leichtes Fortgleiten über tausend kleine Unannehmlichkeiten an. Ein Übergriff in den Wirkungskreis des einen oder des andern wird sich immer bitter rächen, und kann nur mit Aufgabe des besten und wesentlichsten Teiles des ursprünglichen Seins von Erfolg begleitet werden.

Schlimm genug, daß die Not der Zeit die Frau zwingt, ihrem natürlichen Wirkungskreise untreu zu werden. Schlimm genug, daß sie viele Gebiete des Erwerbes dem Manne streitig machen muß. Sie sollte sich an der Erreichung des Notwendigsten genügen lassen und sich, von falschem Ehrgeize getrieben, nicht auch noch auf ein Feld wagen, dessen Anbau nicht einmal großen, praktischen Erfolg verspricht.

Wenn wieder Zeiten kommen, in denen die Frau ihrer eigentlichen Bestimmung unbeirrt folgen darf, wird sie die erstrittenen Gebiete rasch und freudig wieder aufgeben. Tausend Beispiele einzelner beweisen es, die ihre Thätigkeit und ihren Beruf ohne Bedauern fallen lassen, wenn sich ihnen die Pforten eines eigenen Heims öffnen. Einige wenige, hervorragende Talente können vielleicht ausgenommen werden.

Jeder Beruf, der die Frau aus den Grenzen des Hauses führt, muß und soll als das gezeichnet bleiben, was er ist — ein Notbehelf.

Alles Ungesunde und Unnatürliche trägt den Keim des Unterganges in sich selbst, darum werden jene Zeiten wieder kommen, und sie werden keinen Rückschritt, sondern einen Fortschritt in der Geschichte der Frau bezeichnen.

* * *

„Du schiltst über Gardinenpredigten, und hast uns selbst eine gehalten,“ wirst Du sagen, liebe Leserin. Du hast recht und ich zweifele nicht, daß meiner Rede auch derselbe Erfolg beschieden ist. Du wirst gähnen und die Augen schließen, um nichts zu sehen und zu hören. Du wirst Deine Kinder in der Ichsucht großziehen, Du wirst Deine Töchter zu einem Berufe zwingen und vielleicht selber zu Schopenhauer und Nietzsche greifen. Die Welt wird ihren Weg weitergehen und wer recht behält, Du oder ich, wir werden es wohl beide nicht erleben.

„So kann,“ erwiderst Du, „nur ein eingebildeter Mann schreiben, der uns weiter knechten, unterdrücken — —“

Halt — Du irrst: ich bin Deine Geschlechtsgenossin, und eben darum hab' ich das geschrieben; nicht als bloßen Widerhall dessen, was Männer sagen, sondern aus dem Drange des Herzens. Denn ich — und mit mir Tausende und Tausende von deutschen Mädchen und Frauen sehen mit Schmerz, wohin die Übertreibung einiger Hunderte von Geschlechtsgenossinnen führt.

Wiegenlied.

Sumsum, sumsum, ganz leise,
Der Sandmann geht einher,
Er streuet Sand im Kreise,
Das macht die Äuglein schwer.

Sumsum, sumsum, mein Schätzchen
Schließ Deine Äuglein zu,
Die Täubchen und die Spätzchen
Die gingen längst zur Ruh.

Sumsum, sumsum, die Sterne
Die halten draußen Wacht,
Und drinn' die Englein gerne
Am Bett die ganze Nacht.

Sumsum, nun ist die Weise
Zu End' eh ich's geglaubt. —
Der liebe Gott legt leise,
Den Segen auf Dein Haupt.

F. L. Wensel.

Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst.

Unter den Arten der Vervielfältigung von Kunstwerken hat sich im Laufe weniger Jahrzehnte die sogen. Photogravüre eine bedeutende Stellung erworben. So große Schwierigkeiten sich auch geboten haben, man rastete nicht und heute lassen sich mit dem Verfahren Blätter herstellen, die selbst den schwer zu befriedigenden Kunstkenner entzücken können.

Unter den deutschen Anstalten, die mit diesem Verfahren arbeiten, nimmt die Photographische Gesellschaft in Berlin (Dönhofsplatz) eine der ersten Stellen ein. Eben beginnt sie mit der Herausgabe eines Werkes, das ihrer Leistungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellt: „Kaiserliche Gemälde-Galerie der Eremitage in St. Petersburg.“

Die Sammlung der Eremitage gehört zu den reichsten der Welt. Besonders zahlreich sind in ihr die Niederländer, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Ruysdael u. s. w. vertreten und zwar mit Arbeiten, die zu ihren besten gehören. Wenn nun auch manches dieser Gemälde durch Kupferstiche und Lithographien, auch durch ziemlich schwache Stahlstiche bekannt ist, so hat doch bis jetzt ein Sammelwerk gefehlt, das die meist bedeutenden Bilder der Eremitage in würdiger Wiedergabe vereint. Diese Aufgabe hat die genannte Gesellschaft übernommen und in glänzender Weise gelöst.

Die zwei ersten Lieferungen (in sieben zu 12 Blatt wird das Werk vollendet sein) habe ich eingehend betrachten können. Sie enthalten neben anderen folgende Bilder: von Rembrandt „Pallas Athene“, „Opfer Abrahams“, „Abraham empfängt die drei Erzengel“ u. „Der ungläubige Thomas“ — von Rubens „Helene Fourment“, „Venus und Adonis“, „Kammerfrau der Erzherzogin Isabella“ — von van Dyck „Wilhelm II. von Nassau“ u. „Jugendliches Selbstbildnis“ — von Murillo „Himmelfahrt Marias“ „Verkündigung“, „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ — von Raffael „Heil. Georg“ u. „Madonna mit dem Buch“ — von Titian „Danaë“ u. „Toilette der Venus“. Außer-

dem sei noch **Botticellis** berühmte „Anbetung der Weisen" genannt.

Über die einzelnen Blätter zu berichten ist unmöglich. Als Leistungen des Kunstdrucks sind sie durchweg vortrefflich, einige aber erheben sich noch darüber, denn man kann sie als unübertrefflich bezeichnen.

Wie wunderbar diese Technik den Gesamteindruck des Urbilds zu geben vermag, lehrt der eingehende Vergleich von Raffaels „Madonna mit dem Buch" — ich kann mich für sie sonst nicht begeistern, mit der „Helene Fourment" von Rubens und etwa Rembrandts herrlicher „Pallas Athene". Die Tonart der Farben und deren Auftrag klingt aus den Photogravüren deutlich hervor. Man sieht die ruhigen Flächen und klaren Töne Raffaels, die breite lebensfreudige Art des Rubens und Rembrandts vergeistigtes Licht.

Der Preis des ganzen Werks schließt uns gewöhnliche Erdenkinder von dem Besitze aus. Die Lieferung kostet 125 Mk., das Ganze 875 Mk. Aber nach der Vollendung werden auch die einzelnen Blätter zu kaufen sein, je nach Bildgröße zu 25, 15, 10 Mk. Die Blattgröße ist bei allen gleich, 51×69 cm. So können auch die weniger bemittelten Kunstfreunde ein solches Blatt erwerben. Und ich kann versichern, daß sie damit eine dauernde Freude ins Haus bringen.

Dem vollendeten Werke wird ein Text von Prf. Dr. v. Tschudi beigegeben, der die Geschichte und Beschreibung jedes einzelnen Blattes enthalten soll.

O. v. L.

Das Lied vom Schmerz.

Vom Schmerz ein Lied! Wie milde Düfte steigen
Auch aus bedornter Blumen Kelch empor,
Wie oft vom dürft'gen Halm Prachtblumen neigen,
Wie frisches Grün aus Gräbern sproßt hervor:
So soll vom Schmerz ein Lied, mein Lied erklingen,
So haucht's auf seinen Dornen aus mein Herz,
Und leise weht es von des Liedes Schwingen:
Des Lebens guter Engel ist der Schmerz!

Ein freundlich Wort vom Schmerz, dem wohlbewährten,
Stets gegenwärt'gen nahen Freund, ein Wort!
Er blieb, als all die heiteren Gefährten
Des Lebens floh'n mit ihrem Glanze fort,
Er blieb. Ich fühlt's, er ward mir Arzt, er löste
Mit Thränen, was die Brust umspann wie Erz,
Die er als Balsam in die Wunden flößte,
Da fühlt' ich's wohl, ein Engel sei der Schmerz.

Vom Schmerz ein Lied! Dem Wecker in der Wüste
Des Lebens, wo Morgana treibt ihr Spiel
Mit Träumen, die der Arme bitter büßte,
Den schlafberückt sie lockten von dem Ziel.
Wenn in die Nacht wie Irrlicht schwand sein Hoffen,
Fällt in das Grau'n ein Lichtschein niederwärts,
Woher er kam, ließ er ein Pförtlein offen,
Vom Himmel kam der Engel, kam der Schmerz.

So tritt der Schmerz auch in die Nacht der Sünder,
Tränkt mit der Reue bittrer Arzenei,
Da werden sie aufs neue Gottes Kinder,
Genesung schafft der herbe Trank herbei.
Mag ihn Verzweiflung, hoffnungslose, rufen,
Und wer sonst; da ist Rettung noch fürs Herz,
Ist eine Bahn noch zu des Heiles Stufen,
Ein Engel schreitet ihm voran — der Schmerz!

Sei denn gebenedeit mir, sei gesegnet,
Du treuster Freund auf unserm Lebenspfad!
Schon längst kein Groll, so oft Du mir begegnet,
Kein Harm, Du Ernster, Dir entgegentrat.
Mit heißen Thränen tilgest Du die Mängel,
Ich weiß auch, bricht einst das gequälte Herz,
Weiß, daß an meiner Gruft nicht fehlt der Engel,
Mein Liebesengel fehlt dann nicht: der Schmerz!

Jul. Thomsen.

Vermischtes.

Unter Pennalismus verstand man früher auf den Universitäten das sogenannte Fuchsrecht, welches in der schimpflichen Behandlung und Mißhandlung der Ankömmlinge auf hohen Schulen durch ihre älteren Kommilitonen gipfelte. Dieser Unfug hatte solche Tragweite erlangt, daß er schließlich durch ein Reichsgesetz, 1662, verboten werden mußte. Wie es bei der Pennalputzerei in Leipzig zuging, davon erzählt uns ein Bericht aus dem Jahre 1660, den O. Moser kürzlich in einer Zeitung wiedergab. „Man kann es hier gar nicht mehr erdulden," wird gesagt. „Denn wenn ein junger Studiosus hier ankommt, muß er die ersten vier Wochen ein Fuchs heißen und darf nicht zu ehrlichen Studenten kommen. Er muß auch in der Kirche seine Stelle in der sogenannten Fuchsecke nehmen, darf keine hübschen Kleider tragen, den Degen nicht anlegen und Mantel, Hut und Kleid muß alt, zerrissen und geflickt sein, und darf man an ihm kein Band sehen. Je lumpenhafter er einhertritt, für ein desto ehrlicheres Pennal wird er angesehen. Wenn die alten Studenten speisen, müssen die Pennäler aufwarten und fragen, ob sie etwas zu befehlen haben. Kommen die alten Studenten zu ihnen, so müssen die Pennäler spendieren, was sie verlangen, dürfen aber nicht mittrinken. Man zwingt sie unter die Tische zu kriechen, zu heulen wie ein Hund, oder zu schreien wie eine Katze, zu krähen wie ein Hahn, zu grunzen wie ein Schwein und zu wiehern wie ein Roß. Wenn sie überstanden haben, werden sie mit einer Scheuerbürste mit Wagenschmiere eingeseift und mit einem alten Degen rasiert, auf einem Schleifsteine geschliffen, mit einem Besen abgekehrt, mit einem Reibeisen abgehobelt und mit einer Pferdestriegel ausgekämmt. Dann setzt sich das Expennal zu den alten Burschen, und nun geht es ans Saufen." Werkzeuge, welche bei solchen Pennalputzereien gebraucht wurden, verwahren noch die Sammlungen der altertumsforschenden Gesellschaft in Leipzig. Da es aber doch vielen Studenten, namentlich Söhnen adliger oder sonstiger vornehmen Familien, nicht paßte, sich einer solchen schimpflichen Behandlung zu unterwerfen, so mieteten sie dafür Pennäler, die dann eine doppelte Portion zu ertragen hatten, oder sie gaben ihre Diener, damals Jungen genannt, zu den Putzereien her. Protest gegen dieses Gebaren gab es nicht; was dem Neuangekommenen von alten Akademicis anbefohlen wurde, mußten sie ohne Widerrede thun. Eine solche konnte nur die übertriebenste Hudelei und Mißhandlung nach sich ziehen. Wegen einer im Pennaljahr angethanen Schmach oder



Dem Manne mit seinem grübelnden, nachsinnenden Verstande die weiten Gebiete der geistigen Forschung und der Kampf mit dem äußeren Leben. Hier kann jede falsche oder unterlassene Berechnung, jede unüberlegte That von schweren Folgen begleitet sein.

Dem Weibe die Erziehung und Pflege des werdenden Menschen, die Verwaltung des Hauses. Hier kommt es auf schnelles Eingreifen, rasches Erfassen des Augenblickes ohne erwägendes Zaudern, auf leichtes Fortgleiten über tausend kleine Unannehmlichkeiten an. Ein Übergriff in den Wirkungskreis des einen oder des andern wird sich immer bitter rächen, und kann nur mit Aufgabe des besten und wesentlichsten Teiles des ursprünglichen Seins von Erfolg begleitet werden.

Schlimm genug, daß die Not der Zeit die Frau zwingt, ihrem natürlichen Wirkungskreise untreu zu werden. Schlimm genug, daß sie viele Gebiete des Erwerbes dem Manne streitig machen muß. Sie sollte sich an der Erreichung des Notwendigsten genügen lassen und sich, von falschem Ehrgeize getrieben, nicht auch noch auf ein Feld wagen, dessen Anbau nicht einmal großen, praktischen Erfolg verspricht.

Wenn wieder Zeiten kommen, in denen die Frau ihrer eigentlichen Bestimmung unbeirrt folgen darf, wird sie die erstrittenen Gebiete rasch und freudig wieder aufgeben. Tausend Beispiele einzelner beweisen es, die ihre Thätigkeit und ihren Beruf ohne Bedauern fallen lassen, wenn sich ihnen die Pforten eines eigenen Heims öffnen. Einige wenige, hervorragende Talente können vielleicht ausgenommen werden.

Jeder Beruf, der die Frau aus den Grenzen des Hauses führt, muß und soll als das gezeichnet bleiben, was er ist — ein Notbehelf.

Alles Ungesunde und Unnatürliche trägt den Keim des Unterganges in sich selbst, darum werden jene Zeiten wieder kommen, und sie werden keinen Rückschritt, sondern einen Fortschritt in der Geschichte der Frau bezeichnen.

* * *

„Du schiltst über Gardinenpredigten, und hast uns selbst eine gehalten,“ wirst Du sagen, liebe Leserin. Du hast recht und ich zweifele nicht, daß meiner Rede auch derselbe Erfolg beschieden ist. Du wirst gähnen und die Augen schließen, um nichts zu sehen und zu hören. Du wirst Deine Kinder in der Ichsucht großziehen, Du wirst Deine Töchter zu einem Berufe zwingen und vielleicht selber zu Schopenhauer und Nietzsche greifen. Die Welt wird ihren Weg weitergehen und wer recht behält, Du oder ich, wir werden es wohl beide nicht erleben.

„So kann,“ erwiderst Du, „nur ein eingebildeter Mann schreiben, der uns weiter knechten, unterdrücken — —“

Halt — Du irrst: ich bin Deine Geschlechtsgenossin, und eben darum hab' ich das geschrieben; nicht als bloßen Widerhall dessen, was Männer sagen, sondern aus dem Drange des Herzens. Denn ich — und mit mir Tausende und Tausende von deutschen Mädchen und Frauen sehen mit Schmerz, wohin die Übertreibung einiger Hunderte von Geschlechtsgenossinnen führt.

Wiegenlied.

Sumsum, sumsum, ganz leise,
Der Sandmann geht einher,
Er streuet Sand im Kreise,
Das macht die Äuglein schwer.

Sumsum, sumsum, mein Schätzchen
Schließ Deine Äuglein zu,
Die Täubchen und die Spätzchen
Die gingen längst zur Ruh.

Sumsum, sumsum, die Sterne
Die halten draußen Wacht,
Und drinn' die Englein gerne
Am Bett die ganze Nacht.

Sumsum, nun ist die Weise
Zu End' eh ich's geglaubt. —
Der liebe Gott legt leise,
Den Segen auf Dein Haupt.

F. L. Wensel.

Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst.

Unter den Arten der Vervielfältigung von Kunstwerken hat sich im Laufe weniger Jahrzehnte die sogen. Photogravüre eine bedeutende Stellung erworben. So große Schwierigkeiten sich auch geboten haben, man rastete nicht und heute lassen sich mit dem Verfahren Blätter herstellen, die selbst den schwer zu befriedigenden Kunstkenner entzücken können.

Unter den deutschen Anstalten, die mit diesem Verfahren arbeiten, nimmt die Photographische Gesellschaft in Berlin (Dönhofsplatz) eine der ersten Stellen ein. Eben beginnt sie mit der Herausgabe eines Werkes, das ihrer Leistungsfähigkeit ein glänzendes Zeugnis ausstellt: „Kaiserliche Gemälde-Galerie der Eremitage in St. Petersburg.“

Die Sammlung der Eremitage gehört zu den reichsten der Welt. Besonders zahlreich sind in ihr die Niederländer, Rembrandt, Rubens, van Dyck, Ruysdael u. s. w. vertreten und zwar mit Arbeiten, die zu ihren besten gehören. Wenn nun auch manches dieser Gemälde durch Kupferstiche und Lithographien, auch durch ziemlich schwache Stahlstiche bekannt ist, so hat doch bis jetzt ein Sammelwerk gefehlt, das die meist bedeutenden Bilder der Eremitage in würdiger Wiedergabe vereint. Diese Aufgabe hat die genannte Gesellschaft übernommen und in glänzender Weise gelöst.

Die zwei ersten Lieferungen (in sieben zu 12 Blatt wird das Werk vollendet sein) habe ich eingehend betrachten können. Sie enthalten neben anderen folgende Bilder: von Rembrandt „Pallas Athene“, „Opfer Abrahams“, „Abraham empfängt die drei Erzengel“ u. „Der ungläubige Thomas“ — von Rubens „Helene Fourment“, „Venus und Adonis“, „Kammerfrau der Erzherzogin Isabella“ — von van Dyck „Wilhelm II. von Nassau“ u. „Jugendliches Selbstbildnis“ — von Murillo „Himmelfahrt Marias“ „Verkündigung“, „Ruhe auf der Flucht nach Ägypten“ — von Raffael „Heil. Georg“ u. „Madonna mit dem Buch“ — von Titian „Danaë“ u. „Toilette der Venus“. Außer-

dem sei noch Botticellis berühmte „Anbetung der Weisen“ genannt.

Über die einzelnen Blätter zu berichten ist unmöglich. Als Leistungen des Kunstdrucks sind sie durchweg vortrefflich, einige aber erheben sich noch darüber, denn man kann sie als unübertrefflich bezeichnen.

Wie wunderbar diese Technik den Gesamteindruck des Urbilds zu geben vermag, lehrt der eingehende Vergleich von Raffaels „Madonna mit dem Buch“ — ich kann mich für sie sonst nicht begeistern, mit der „Helene Fourment“ von Rubens und etwa Rembrandts herrlicher „Pallas Athene“. Die Tonart der Farben und deren Auftrag klingt aus den Photogravüren deutlich hervor. Man sieht die ruhigen Flächen und klaren Töne Raffaels, die breite lebensfreudige Art des Rubens und Rembrandts vergeistigtes Licht.

Der Preis des ganzen Werks schließt uns gewöhnliche Erdenkinder von dem Besitze aus. Die Lieferung kostet 125 Mk., das Ganze 875 Mk. Aber nach der Vollendung werden auch die einzelnen Blätter zu kaufen sein, je nach Bildgröße zu 25, 15, 10 Mk. Die Blattgröße ist bei allen gleich, 51×69 cm. So können auch die weniger bemittelten Kunstfreunde ein solches Blatt erwerben. Und ich kann versichern, daß sie damit eine dauernde Freude ins Haus bringen.

Dem vollendeten Werke wird ein Text von Prf. Dr. v. Tschudi beigegeben, der die Geschichte und Beschreibung jedes einzelnen Blattes enthalten soll.

O. v. L.

Das Lied vom Schmerz.

Vom Schmerz ein Lied! Wie milde Düfte steigen
Auch aus bedornter Blumen Kelch empor,
Wie oft vom dürft'gen Halm Prachtblumen neigen,
Wie frisches Grün aus Gräbern sproßt hervor:
So soll vom Schmerz ein Lied, mein Lied erklingen,
So haucht's auf seinen Dornen aus mein Herz,
Und leise weht es von des Liedes Schwingen:
Des Lebens guter Engel ist der Schmerz!

Ein freundlich Wort vom Schmerz, dem wohlbewährten,
Stets gegenwärt'gen nahen Freund, ein Wort!
Er blieb, als all die heiteren Gefährten
Des Lebens floh'n mit ihrem Glanze fort,
Er blieb. Ich fühlt's, er ward mir Arzt, er löste
Mit Thränen, was die Brust umspann wie Erz,
Die er als Balsam in die Wunden flößte,
Da fühlt' ich's wohl, ein Engel sei der Schmerz.

Vom Schmerz ein Lied! Dem Wecker in der Wüste
Des Lebens, wo Morgana treibt ihr Spiel
Mit Träumen, die der Arme bitter büßte,
Den schlafberückt sie lockten von dem Ziel.
Wenn in die Nacht wie Irrlicht schwand sein Hoffen,
Fällt in das Grau'n ein Lichtschein niederwärts,
Woher er kam, ließ er ein Pförtlein offen,
Vom Himmel kam der Engel, kam der Schmerz.

So tritt der Schmerz auch in die Nacht der Sünder,
Tränkt mit der Reue bittrer Arzenei,
Da werden sie aufs neue Gottes Kinder,
Genesung schafft der herbe Trank herbei.
Mag ihn Verzweiflung, hoffnungslose, rufen,
Und wer sonst; da ist Rettung noch fürs Herz,
Ist eine Bahn noch zu des Heiles Stufen,
Ein Engel schreitet ihm voran — der Schmerz!

Sei denn gebenedeit mir, sei gesegnet,
Du treuster Freund auf unserm Lebenspfad!
Schon längst kein Groll, so oft Du mir begegnet,
Kein Harm, Du Ernster, Dir entgegentrat.
Mit heißen Thränen tilgest Du die Mängel,
Ich weiß auch, bricht einst das gequälte Herz,
Weiß, daß an meiner Gruft nicht fehlt der Engel,
Mein Liebesengel fehlt dann nicht: der Schmerz!

Jul. Thomsen.

Vermischtes.

Unter Pennalismus verstand man früher auf den Universitäten das sogenannte Fuchsrecht, welches in der schimpflichen Behandlung und Mißhandlung der Ankömmlinge auf hohen Schulen durch ihre älteren Kommilitonen gipfelte. Dieser Unfug hatte solche Tragweite erlangt, daß er schließlich durch ein Reichsgesetz, 1662, verboten werden mußte. Wie es bei der Pennalputzerei in Leipzig zuging, davon erzählt uns ein Bericht aus dem Jahre 1660, den O. Moser kürzlich in einer Zeitung wiedergab. „Man kann es hier gar nicht mehr erdulden,“ wird gesagt. „Denn wenn ein junger Studiosus hier ankommt, muß er die ersten vier Wochen ein Fuchs heißen und darf nicht zu ehrlichen Studenten kommen. Er muß auch in der Kirche seine Stelle in der sogenannten Fuchsecke nehmen, darf keine hübschen Kleider tragen, den Degen nicht anlegen und Mantel, Hut und Kleid muß alt, zerrissen und geflickt sein, und darf man an ihm kein Band sehen. Je lumpenhafter er einhertritt, für ein desto ehrlicheres Pennal wird er angesehen. Wenn die alten Studenten speisen, müssen die Pennäler aufwarten und fragen, ob sie etwas zu befehlen haben. Kommen die alten Studenten zu ihnen, so müssen die Pennäler spendieren, was sie verlangen, dürfen aber nicht mittrinken. Man zwingt sie unter die Tische zu kriechen, zu heulen wie ein Hund, oder zu schreien wie eine Katze, zu krähen wie ein Hahn, zu grunzen wie ein Schwein und zu wiehern wie ein Roß. Wenn sie überstanden haben, werden sie mit einer Scheuerbürste mit Wagenschmiere eingeseift und mit einem alten Degen rasiert, auf einem Schleifsteine geschliffen, mit einem Besen abgekehrt, mit einem Reibeisen abgehobelt und mit einer Pferdestriegel ausgekämmt. Dann setzt sich das Expennal zu den alten Burschen, und nun geht es ans Saufen.“ Werkzeuge, welche bei solchen Pennalputzereien gebraucht wurden, verwahren noch die Sammlungen der altertumsforschenden Gesellschaft in Leipzig. Da es aber doch vielen Studenten, namentlich Söhnen adliger oder sonstiger vornehmen Familien, nicht paßte, sich einer solchen schimpflichen Behandlung zu unterwerfen, so mieteten sie dafür Pennäler, die dann eine doppelte Portion zu ertragen hatten, oder sie gaben ihre Diener, damals Jungen genannt, zu den Putzereien her. Protest gegen dieses Gebaren gab es nicht; was dem Neuangekommenen von alten Akademicis anbefohlen wurde, mußten sie ohne Widerrede thun. Eine solche konnte nur die übertriebenste Hudelei und Mißhandlung nach sich ziehen. Wegen einer im Pennaljahr angethanen Schmach oder



Injurie sich später zu rächen, wäre als Kapitalverbrechen erachtet worden. Als das Gesetz gegen diesen Unfug auftrat und das kurfürstliche Mandat am „Schwarzen Brette“ angeschlagen wurde, waren es gerade die Pennäler, welche mit Feuer und Flammen gegen diese „Beschränkung der akademischen Freiheit“ protestierten. Es versammelten sich derer über zweihundert vor dem Großen Fürstenkollegium und verschworen sich zusammen, an dem Pennalwesen festzuhalten, was auch geschehen möge. Sie besannen sich jedoch bald eines Besseren und fügten sich ins Unvermeidliche. Nur ein Pennal konnte seinen Grimm nicht bändigen, so daß er den Rektor Johann Ittig in seinem Hause insultierte und beim Fortgehen ihm ein Fenster einwarf. Er wurde gefaßt und auf sechs Jahre zur Relegation und Räumung der Stadt verurteilt. Weil er aber schon nach zwanzig Wochen sich wieder in Leipzig blicken ließ, kam er abermals in Haft, und am 13. Dezember 1662 erfolgte seine Relegation auf ewige Zeiten!

In Wiener Studentenkreisen erzählt man sich einige heitere Geschichten über drei Professoren, welche zur Bekämpfung der überaus lästigen Folgen ihrer sitzenden Lebensweise eines Tages den Entschluß faßten, Reitlektionen zu nehmen. So lange die würdigen Herren innerhalb der verschwiegenen Reitschulwände dem edlen Reitsport oblagen, machte sich die Sache ganz gut; denn die spottlustige Jugend erfuhr nichts von den schlimmen Abstürzen, welchen die Männer der Wissenschaft mitunter ausgesetzt waren. Allein, als sie in der Reitkunst bereits so weit vorgeschritten waren, um am frühen Morgen hoch zu Roß selbständige Ausflüge in den Prater zu machen, da gab es gar bald Anlaß zu schnurrigen Erzählungen. Professor A. pflegte seine Vorträge niemals frei zu halten, da ihm die Natur leider die Rednergabe vollständig versagt hatte. Er bediente sich stets seines Kollegienheftes und war ohne dasselbe schlechterdings nicht imstande, der wissensdurstigen Jugend den Born seiner Gelehrsamkeit zu erschließen. Eines Morgens suchte er, im Hörsaale angelangt, vergebens nach dem bedeutungsvollen Hefte. Es befand sich nicht in seinen Taschen und auch nicht in seiner Wohnung, wohin er einen Eilboten entsendet hatte. Mehr als hundert Hörer mußten unverrichteter Dinge den Hörsaal verlassen — eine Notwendigkeit, welcher sich die Studenten mit dem Gleichmute fügten, der sie bei solcher Gelegenheit stets ausgezeichnet, während der Professor sich schweren Herzens daran erinnerte, daß er vor dem Kollegium in einer abgelegenen Pratergegend mehrere Galoppversuche gemacht habe, bei welchen das Heft offenbar seiner Tasche entglitten und nun unwiederbringlich verloren sei. Welche Freude für ihn, als ihm am nächsten Morgen der Reitknecht das Heft unversehrt überreichte. „Wo haben Sie's denn gefunden?“ fragte er leuchtenden Antlitzes. — „Im Futtersack'l war's d'rin,“ antwortete gleichmütig der Reitknecht. — „Im Futtersack'l,“ dehnte der Professor, „ja, wie kann es denn dorthin gekommen sein?“ — „Hab' i mir a denkt,“ meinte der Reitknecht, „der Herr Professor werd'n Ihna halt vergriff'n hab'n in der G'schwindigkeit.“ — Das Kollegienheft im Futtersack'l! . . . Dieser unliebsame Vorfall durfte nicht ausgeplaudert werden. Der Reitknecht bekam ein reichliches Trinkgeld. Aber natürlich plauderte er doch. — Professor B. wird von einem Studenten, der eines Stipendiums wegen eiligst kolloquieren muß, in seiner Wohnung aufgesucht, doch nicht mehr angetroffen, trotzdem es noch früh am Tage ist. Man sagt ihm, daß sich der Professor nach der Reitschule begeben habe; er eilt dahin, doch auch dort ist der Gesuchte nicht mehr; er hat einen Spazierritt in den Prater unternommen. Rasch entschlossen, mietet auch der Student ein Pferd und jagt dem Professor in den Prater nach. In der Nähe des Lusthauses erreicht er ihn und, staub- und schweißbedeckt, pariert er sein Pferd. „Entschuldigen, Herr Professor, die eigentümlichen Umstände . . . habe die Ehre, mich vorzustellen . . . muß heute noch kolloquieren . . . aus diesen und diesen Gründen.“ Lächelnd geht der Professor auf die Situation ein, winkt dem Studenten, an seiner Seite weiter zu reiten und hält, um die kostbare Zeit vollständig auszunützen, das verlangte Kolloquium — zu Pferde ab. Dasselbe gelingt vollständig, und Lehrer wie Schüler haben danach alle Ursache, mit ihrem Morgenritte zufrieden zu sein. —

Sinnsprüche.

Ein reicher Geist ist wie der Flamme Licht,
Die um sich schart des Hauses trauten Kreis,
Die lebenspendend durch das Dunkel bricht,
Und fröhlich Schaffen weckt und Kraft und Fleiß.

*

Kehre Dich nicht in der Welt Gedränge
An das käufliche Urteil der Menge,
Halte Zwiesprach in Leid und Lust
Mit der Stimme in Deiner Brust.

*

Was quälst Du Dich mit Sorgen,
Dein Herz ist krank und wund,
Am Abend wie am Morgen,
Das macht Dich nicht gesund —
Nimm's auf mit Streit und Plage,
Schau nimmer müßig zu —
Nach heißem Kampfestage
Folgt eine Nacht voll Ruh!

*

Glück, Liebe und Freundschaft, die köstlichen drei,
Dem einen die Märchenbrillanten der Fey,
Glasperlen dem andern — sie brachen entzwei!

*

Nicht die Fülle ist es allein,
Die der Gabe den Wert verleiht,
Aber die Absicht gut und rein,
Und die Hilfe zu rechter Zeit!

*

Der „Witz“, ein kecker Gaukler, der im Sold
Der Menge schwatzt und lacht, —
„Gemüt“, der schlichte Bergmann, der das Gold
Holt aus der Erde Schacht.

*

Manch Lebensgärtlein, bunt und auserwählt
Prangt dufterfüllt im Flor von Blüt' und Ranke,
Vollkommen wär's, nur daß der Wildling fehlt,
Der unter Dornen wuchert — der Gedanke!

*

Die selige Erwartung, die Dich blind
Ins farbenfrische Leben lockt hinein,
Die buntbemalte Etikette, Kind,
Auf einer Flasche ist's mit — herbem Wein!

H. H.



Betrachtungen.

Von E. Arnoldi.

Mitleid haben, „mit leiden" ist die edelste Blüte des reinen und guten Herzens. Aus ihr entspringt den Mühseligen und Beladenen tausendfacher Segen, doch die kostbare Pflanze gedeiht nur, wenn sie mit Herzblut genährt wird.

*

Die Philosophen streiten sich darüber, ob das Leid, der Schmerz notwendige Zuchtmeister der Menschenkinder seien. Diese bejahen die Frage, andere treten für Glück und Freude als gleichwertige Erzieher ein. Lehrt aber nicht die Erfahrung, daß die da Leid tragen, der Menschheit am meisten und besten dienten?

*

Leben heißt sich bescheiden lernen.

Splitter.

Von G.

Wer seines Steuers kundig ist, des Schifflein wird im Sturm nicht wanken.

*

Der Blumen stilles Blühen kommt jenem Menschen gleich,
Der treu und stetig suchet den Weg zum Himmelreich.

*

Als höchste Menschenleistung gilt mir: zu entsagen,
Und dennoch pflichtgetreu sein Leben weitertragen.

*

Wenn Du zum Freunde erst Vertrauen hast,
Bedarf es nicht mehr der Vertraulichkeit,
Um Dir zu sagen, daß Du ihn besitzest.

*

Liebe fordert als ihr Recht „die Liebkosung". In der Freundschaft aber liegt ihr Wert darin, daß sie nicht zur Gewohnheit wird, sondern als Ausdruck des heiligsten Empfindens hervortritt, wenn außergewöhnliche Stunden unser Innerstes bewegen.

*

Befängen wir noch als Demant den Tau,
Wenn er die Rose immer schmücken würde?

Briefkasten.

Erika. Berlin C. Die Sprache gewandt; das Gefühl warm, aber das hüpfende Versmaß entspricht dem Stoffe gar nicht. In „Frage" sprachliche Fehler; z. B. das „weinend" in der letzten Zeile: worauf soll sich das beziehen? Auch in „Letzte Rose" sind fehlerhafte Wendungen. Doch können Sie mir neue Versuche senden. — Herrn C. v. A. in O. bei G. Nicht so viel, junger Freund! Vielleicht kommen die „Scherben". — Herrn Th. K. in N. Sie können mir das Epos zusenden lassen. Besten Wunsch für Ihre fernere Laufbahn! — Herrn E. v. W. in C. Besten Dank für den freundlichen Gruß! — Frau G. H. in G. Ihre Freundin muß ein Backfischchen mit kurzen Kleidern sein. Gedanken und Form sind auch unzulänglich. — Herrn Wilh. Sch. Sie fühlen dichterisch, aber die Herrschaft über den Ausdruck besitzen Sie noch immer nicht. „Eins. Gräber" ist das beste, aber auch hier fehlt Klarheit der Sprache. „'rab" für „herab" ist mehr als hart. — Frl. W. D. „Mein Hochzeitstag" zum Teil ergreifend, aber leider in der Form etwas unsicher. Ich wünsche, Sie mögen den Stoff nicht aus eigener Erfahrung geschöpft haben. Sie können Neues senden. — Frau E. Pr. in K. Warmes Gefühl, aber nicht zureichende Begabung. — Frl. X. Y. in Z. So lange Sie so lehrhaft predigen, wird Ihnen nie ein Gedicht gelingen. Gedanken ganz in dichterisches Schauen aufzulösen, dazu gehört eine sehr große Begabung; diese haben Sie nicht. Darum wäre es besser, wenn Sie sich anderen Stoffen zuwendeten oder für die Ihrigen andere Formen suchten. — Herrn cand. Pf. in W. Der Hauptgedanke Ihrer Elegie ist schön, aber die Ausführung mangelhaft. Sie beginnt mit dem Vergleich zwischen Geistesleben und Quelle. Im dritten Zweizeiler „blüht nun im Lenz der Geist"; dann sprechen Sie wie ein Geschichtsbuch bis Zeile 24; hier wird der Allgeist der Himmel, die Einzelgeister Sterne, und „sie nahen der Mündung". Also hier springt wieder das erste Gleichnis hervor. Ein Bild soll innerlich in seiner ganzen Breite geschaut sein, so daß die Hauptmerkmale mit dem Verglichenen stimmen. Dann erst entwickelt sich der große Zug in das „Plastische". So aber zerbröckelt das Ganze. — Herrn Dr. Fr. St. in H. Duma ist die russische Bezeichnung für Stadtvertretung oder Gemeinderat.

Inhalt der No. 51.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Sesam. Von A. Hinckelbeyn. — Das freudige Testament. Von Karl Pröll. I. — Das Ende. Von Clara Müller. — Allerlei zur Frauenfrage. Von M. Müller. — Wiegenlied. Von S. L. Wensel. — Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst. Von O. v. L. — Das Lied vom Schmerz. Von Jul. Thomsen. — Vermischtes. — Sinnsprüche. Von H. H. — Betrachtungen. Von E. Arnoldi. — Splitter. Von G. — Briefkasten.

An unsere Leser!

Mit dem nächsten Hefte (Nr. 52) schließt der 33. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir bitten unsere Abnehmer, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keine Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Aus umstehender Anzeige wollen unsere Leser Kenntnis von dem voraussichtlichen Inhalte des neuen Jahrganges nehmen.

Injurie sich später zu rächen, wäre als Kapitalverbrechen erachtet worden. Als das Gesetz gegen diesen Unfug auftrat und das kurfürstliche Mandat am „Schwarzen Brette“ angeschlagen wurde, waren es gerade die Pennäler, welche mit Feuer und Flammen gegen diese „Beschränkung der akademischen Freiheit“ protestierten. Es versammelten sich derer über zweihundert vor dem Großen Fürstenkollegium und verschworen sich zusammen, an dem Pennalwesen festzuhalten, was auch geschehen möge. Sie besannen sich jedoch bald eines Besseren und fügten sich ins Unvermeidliche. Nur ein Pennal konnte seinen Grimm nicht bändigen, so daß er den Rektor Johann Ittig in seinem Hause insultierte und beim Fortgehen ihm ein Fenster einwarf. Er wurde gefaßt und auf sechs Jahre zur Relegation und Räumung der Stadt verurteilt. Weil er aber schon nach zwanzig Wochen sich wieder in Leipzig blicken ließ, kam er abermals in Haft, und am 13. Dezember 1662 erfolgte seine Relegation auf ewige Zeiten!

In Wiener Studentenkreisen erzählt man sich einige heitere Geschichten über drei Professoren, welche zur Bekämpfung der überaus lästigen Folgen ihrer sitzenden Lebensweise eines Tages den Entschluß faßten, Reitlektionen zu nehmen. So lange die würdigen Herren innerhalb der verschwiegenen Reitschulwände dem edlen Reitsport oblagen, machte sich die Sache ganz gut; denn die spottlustige Jugend erfuhr nichts von den schlimmen Abstürzen, welchen die Männer der Wissenschaft mitunter ausgesetzt waren. Allein, als sie in der Reitkunst bereits so weit vorgeschritten waren, um am frühen Morgen hoch zu Roß selbständige Ausflüge in den Prater zu machen, da gab es gar bald Anlaß zu schnurrigen Erzählungen. Professor A. pflegte seine Vorträge niemals frei zu halten, da ihm die Natur leider die Rednergabe vollständig versagt hatte. Er bediente sich stets seines Kollegienheftes und war ohne dasselbe schlechterdings nicht imstande, der wissensdurstigen Jugend den Born seiner Gelehrsamkeit zu erschließen. Eines Morgens suchte er, im Hörsaale angelangt, vergebens nach dem bedeutungsvollen Hefte. Es befand sich nicht in seinen Taschen und auch nicht in seiner Wohnung, wohin er einen Eilboten entsendet hatte. Mehr als hundert Hörer mußten unverrichteter Dinge den Hörsaal verlassen — eine Notwendigkeit, welcher sich die Studenten mit dem Gleichmute fügten, der sie bei solcher Gelegenheit stets ausgezeichnet, während der Professor sich schweren Herzens daran erinnerte, daß er vor dem Kollegium in einer abgelegenen Pratergegend mehrere Galoppversuche gemacht habe, bei welchen das Heft offenbar seiner Tasche entglitten und nun unwiederbringlich verloren sei. Welche Freude für ihn, als ihm am nächsten Morgen der Reitknecht das Heft unversehrt überreichte. „Wo haben Sie's denn gefunden?“ fragte er leuchtenden Antlitzes. — „Im Futtersack'l war's d'rin,“ antwortete gleichmütig der Reitknecht. — „Im Futtersack'l,“ dehnte der Professor, „ja, wie kann es denn dorthin gekommen sein?“ — „Hab' i mir a denkt,“ meinte der Reitknecht, „der Herr Professor werd'n Ihna halt vergriff'n hab'n in der G'schwindigkeit.“ — Das Kollegienheft im Futtersack'l! . . . Dieser unliebsame Vorfall durfte nicht ausgeplaudert werden. Der Reitknecht bekam ein reichliches Trinkgeld. Aber natürlich plauderte er doch. — Professor B. wird von einem Studenten, der eines Stipendiums wegen eiligst kolloquieren muß, in seiner Wohnung aufgesucht, doch nicht mehr angetroffen, trotzdem es noch früh am Tage ist. Man sagt ihm, daß sich der Professor nach der Reitschule begeben habe; er eilt dahin, doch auch dort ist der Gesuchte nicht mehr; er hat einen Spazierritt in den Prater unternommen. Rasch entschlossen, mietet auch der Student ein Pferd und jagt dem Professor in den Prater nach. In der Nähe des Lusthauses erreicht er ihn und, staub- und schweißbedeckt, pariert er sein Pferd. „Entschuldigen, Herr Professor, die eigentümlichen Umstände . . . habe die Ehre, mich vorzustellen . . . muß heute noch kolloquieren . . . aus diesen und diesen Gründen.“ Lächelnd geht der Professor auf die Situation ein, winkt dem Studenten, an seiner Seite weiter zu reiten und hält, um die kostbare Zeit vollständig auszunützen, das verlangte Kolloquium — zu Pferde ab. Dasselbe gelingt vollständig, und Lehrer wie Schüler haben danach alle Ursache, mit ihrem Morgenritte zufrieden zu sein. —

Sinnsprüche.

Ein reicher Geist ist wie der Flamme Licht,
Die um sich schart des Hauses trauten Kreis,
Die lebenspendend durch das Dunkel bricht,
Und fröhlich Schaffen weckt und Kraft und Fleiß.

*

Kehre Dich nicht in der Welt Gedränge
An das käufliche Urteil der Menge,
Halte Zwiesprach in Leid und Lust
Mit der Stimme in Deiner Brust.

*

Was quälst Du Dich mit Sorgen,
Dein Herz ist krank und wund,
Am Abend wie am Morgen,
Das macht Dich nicht gesund —
Nimm's auf mit Streit und Plage,
Schau nimmer müßig zu —
Nach heißem Kampfestage
Folgt eine Nacht voll Ruh!

*

Glück, Liebe und Freundschaft, die köstlichen drei,
Dem einen die Märchenbrillanten der Fey,
Glasperlen dem andern — sie brachen entzwei!

*

Nicht die Fülle ist es allein,
Die der Gabe den Wert verleiht,
Aber die Absicht gut und rein,
Und die Hilfe zu rechter Zeit!

*

Der „Witz“, ein kecker Gaukler, der im Sold
Der Menge schwatzt und lacht, —
„Gemüt“, der schlichte Bergmann, der das Gold
Holt aus der Erde Schacht.

*

Manch Lebensgärtlein, bunt und auserwählt
Prangt dufterfüllt im Flor von Blüt' und Ranke,
Vollkommen wär's, nur daß der Wildling fehlt,
Der unter Dornen wuchert — der Gedanke!

*

Die selige Erwartung, die Dich blind
Ins farbenfrische Leben lockt hinein,
Die buntbemalte Etikette, Kind,
Auf einer Flasche ist's mit — herbem Wein!

H. H.

Betrachtungen.

Von E. Arnoldi.

Mitleid haben, „mit leiden“ ist die edelste Blüte des reinen und guten Herzens. Aus ihr entspringt den Mühseligen und Beladenen tausendfacher Segen, doch die kostbare Pflanze gedeiht nur, wenn sie mit Herzblut genährt wird.

*

Die Philosophen streiten sich darüber, ob das Leid, der Schmerz notwendige Zuchtmeister der Menschenkinder seien. Diese bejahen die Frage, andere treten für Glück und Freude als gleichwertige Erzieher ein. Lehrt aber nicht die Erfahrung, daß die da Leid tragen, der Menschheit am meisten und besten dienten?

*

Leben heißt sich bescheiden lernen.

Splitter.

Von G.

Wer seines Steuers kundig ist, des Schifflein wird im Sturm nicht wanken.

*

Der Blumen stilles Blühen kommt jenem Menschen gleich,
Der treu und stetig suchet den Weg zum Himmelreich.

*

Als höchste Menschenleistung gilt mir: zu entsagen,
Und dennoch pflichtgetreu sein Leben weitertragen.

*

Wenn Du zum Freunde erst Vertrauen hast,
Bedarf es nicht mehr der Vertraulichkeit,
Um Dir zu sagen, daß Du ihn besitzest.

*

Liebe fordert als ihr Recht „die Liebkosung“. In der Freundschaft aber liegt ihr Wert darin, daß sie nicht zur Gewohnheit wird, sondern als Ausdruck des heiligsten Empfindens hervortritt, wenn außergewöhnliche Stunden unser Innerstes bewegen.

*

Besängen wir noch als Demant den Tau,
Wenn er die Rose immer schmücken würde?

Briefkasten.

Erika. Berlin C. Die Sprache gewandt; das Gefühl warm, aber das hüpfende Versmaß entspricht dem Stoffe gar nicht. In „Frage“ sprachliche Fehler; z. B. das „weinend“ in der letzten Zeile: worauf soll sich das beziehen? Auch in „Letzte Rose“ sind fehlerhafte Wendungen. Doch können Sie mir neue Versuche senden. — Herrn C. v. A. in O. bei G. Nicht so viel, junger Freund! Vielleicht kommen die „Scherben“. — Herrn Th. K. in N. Sie können mir das Epos zusenden lassen. Besten Wunsch für Ihre fernere Laufbahn! — Herrn E. v. W. in C. Besten Dank für den freundlichen Gruß! — Frau G. H. in G. Ihre Freundin muß ein Backfischchen mit kurzen Kleidern sein. Gedanken und Form sind auch unzulänglich. — Herrn Wilh. Sch. Sie fühlen dichterisch, aber die Herrschaft über den Ausdruck besitzen Sie noch immer nicht. „Eins. Gräber“ ist das beste, aber auch hier fehlt Klarheit der Sprache. „'rab“ für „herab“ ist mehr als hart. — Frl. W. D. „Mein Hochzeitstag“ zum Teil ergreifend, aber leider in der Form etwas unsicher. Ich wünsche, Sie mögen den Stoff nicht aus eigener Erfahrung geschöpft haben. Sie können Neues senden. — Frau E. Pr. in K. Warmes Gefühl, aber nicht zureichende Begabung. — Frl. X. Y. in Z. So lange Sie so lehrhaft predigen, wird Ihnen nie ein Gedicht gelingen. Gedanken ganz in dichterisches Schauen aufzulösen, dazu gehört eine sehr große Begabung; diese haben Sie nicht. Darum wäre es besser, wenn Sie sich anderen Stoffen zuwendeten oder für die Ihrigen andere Formen suchten. — Herrn cand. Pf. in W. Der Hauptgedanke Ihrer Elegie ist schön, aber die Ausführung mangelhaft. Sie beginnt mit dem Vergleich zwischen Geistesleben und Quelle. Im dritten Zweizeiler „blüht nun im Lenz der Geist“; dann sprechen Sie wie ein Geschichtsbuch bis Zeile 24; hier wird der Allgeist der Himmel, die Einzelgeister Sterne, und „sie nahen der Mündung“. Also hier springt wieder das erste Gleichnis hervor. Ein Bild soll innerlich in seiner ganzen Breite geschaut sein, so daß die Hauptmerkmale mit dem Verglichenen stimmen. Dann erst entwickelt sich der große Zug in das „Plastische“. So aber zerbröckelt das Ganze. — Herrn Dr. Fr. St. in H. Duma ist die russische Bezeichnung für Stadtvertretung oder Gemeinderat.

Inhalt der No. 51.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Sesam. Von A. Hinckeldeyn. — Das freudige Testament. Von Karl Pröll. I. — Das Ende. Von Clara Müller. — Allerlei zur Frauenfrage. Von M. Müller. — Wiegenlied. Von S. L. Wensel. — Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst. Von O. v. L. — Das Lied vom Schmerz. Von Jul. Thomsen. — Vermischtes. — Sinnsprüche. Von H. H. — Betrachtungen. Von E. Arnoldi. — Splitter. Von G. — Briefkasten.

An unsere Leser!

Mit dem nächsten Hefte (Nr. 52) schließt der 33. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir bitten unsere Abnehmer, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keine Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Aus umstehender Anzeige wollen unsere Leser Kenntnis von dem voraussichtlichen Inhalte des neuen Jahrganges nehmen.

Injurie sich später zu rächen, wäre als Kapitalverbrechen erachtet worden. Als das Gesetz gegen diesen Unfug auftrat und das kurfürstliche Mandat am „Schwarzen Brette“ angeschlagen wurde, waren es gerade die Pennäler, welche mit Feuer und Flammen gegen diese „Beschränkung der akademischen Freiheit“ protestierten. Es versammelten sich derer über zweihundert vor dem Großen Fürstenkollegium und verschworen sich zusammen, an dem Pennalwesen festzuhalten, was auch geschehen möge. Sie besannen sich jedoch bald eines Besseren und fügten sich ins Unvermeidliche. Nur ein Pennal konnte seinen Grimm nicht bändigen, so daß er den Rektor Johann Ittig in seinem Hause insultierte und beim Fortgehen ihm ein Fenster einwarf. Er wurde gefaßt und auf sechs Jahre zur Relegation und Räumung der Stadt verurteilt. Weil er aber schon nach zwanzig Wochen sich wieder in Leipzig blicken ließ, kam er abermals in Haft, und am 13. Dezember 1662 erfolgte seine Relegation auf ewige Zeiten!

In Wiener Studentenkreisen erzählt man sich einige heitere Geschichten über drei Professoren, welche zur Bekämpfung der überaus lästigen Folgen ihrer sitzenden Lebensweise eines Tages den Entschluß faßten, Reitlektionen zu nehmen. So lange die würdigen Herren innerhalb der verschwiegenen Reitschulwände dem edlen Reitsport oblagen, machte sich die Sache ganz gut; denn die spottlustige Jugend erfuhr nichts von den schlimmen Abstürzen, welchen die Männer der Wissenschaft mitunter ausgesetzt waren. Allein, als sie in der Reitkunst bereits so weit vorgeschritten waren, um am frühen Morgen hoch zu Roß selbständige Ausflüge in den Prater zu machen, da gab es gar bald Anlaß zu schnurrigen Erzählungen. Professor A. pflegte seine Vorträge niemals frei zu halten, da ihm die Natur leider die Rednergabe vollständig versagt hatte. Er bediente sich stets seines Kollegienheftes und war ohne dasselbe schlechterdings nicht imstande, der wissensdurstigen Jugend den Born seiner Gelehrsamkeit zu erschließen. Eines Morgens suchte er, im Hörsaale angelangt, vergebens nach dem bedeutungsvollen Hefte. Es befand sich nicht in seinen Taschen und auch nicht in seiner Wohnung, wohin er einen Eilboten entsendet hatte. Mehr als hundert Hörer mußten unverrichteter Dinge den Hörsaal verlassen — eine Notwendigkeit, welcher sich die Studenten mit dem Gleichmute fügten, der sie bei solcher Gelegenheit stets ausgezeichnet, während der Professor sich schweren Herzens daran erinnerte, daß er vor dem Kollegium in einer abgelegenen Pratergegend mehrere Galoppversuche gemacht habe, bei welchen das Heft offenbar seiner Tasche entglitten und nun unwiederbringlich verloren sei. Welche Freude für ihn, als ihm am nächsten Morgen der Reitknecht das Heft unversehrt überreichte. „Wo haben Sie's denn gefunden?“ fragte er leuchtenden Antlitzes. — „Im Futtersack'l war's d'rin,“ antwortete gleichmütig der Reitknecht. — „Im Futtersack'l,“ dehnte der Professor, „ja, wie kann es denn dorthin gekommen sein?“ — „Hab' i mir a denkt,“ meinte der Reitknecht, „der Herr Professor werd'n Jhna halt vergriff'n hab'n in der G'schwindigkeit.“ — Das Kollegienheft im Futtersack'l! . . . Dieser unliebsame Vorfall durfte nicht ausgeplaudert werden. Der Reitknecht bekam ein reichliches Trinkgeld. Aber natürlich plauderte er doch. — Professor B. wird von einem Studenten, der eines Stipendiums wegen eiligst kolloquieren muß, in seiner Wohnung aufgesucht, doch nicht mehr angetroffen, trotzdem es noch früh am Tage ist. Man sagt ihm, daß sich der Professor nach der Reitschule begeben habe; er eilt dahin, doch auch dort ist der Gesuchte nicht mehr; er hat einen Spazierritt in den Prater unternommen. Rasch entschlossen, mietet auch der Student ein Pferd und jagt dem Professor in den Prater nach. In der Nähe des Lusthauses erreicht er ihn und, staub- und schweißbedeckt, pariert er sein Pferd. „Entschuldigen, Herr Professor, die eigentümlichen Umstände . . . habe die Ehre, mich vorzustellen . . . muß heute noch kolloquieren . . . aus diesen und diesen Gründen.“ Lächelnd geht der Professor auf die Situation ein, winkt dem Studenten, an seiner Seite weiter zu reiten und hält, um die kostbare Zeit vollständig auszunützen, das verlangte Kolloquium — zu Pferde ab. Dasselbe gelingt vollständig, und Lehrer wie Schüler haben danach alle Ursache, mit ihrem Morgenritte zufrieden zu sein. —

Sinnsprüche.

Ein reicher Geist ist wie der Flamme Licht,
Die um sich schart des Hauses trauten Kreis,
Die lebenspendend durch das Dunkel bricht,
Und fröhlich Schaffen weckt und Kraft und Fleiß.

*

Kehre Dich nicht in der Welt Gedränge
An das käufliche Urteil der Menge,
Halte Zwiesprach in Leid und Lust
Mit der Stimme in Deiner Brust.

*

Was quälst Du Dich mit Sorgen,
Dein Herz ist krank und wund,
Am Abend wie am Morgen,
Das macht Dich nicht gesund —
Nimm's auf mit Streit und Plage,
Schau nimmer müßig zu —
Nach heißem Kampfestage
Folgt eine Nacht voll Ruh!

*

Glück, Liebe und Freundschaft, die köstlichen drei,
Dem einen die Märchenbrillanten der Fey,
Glasperlen dem andern — sie brachen entzwei!

*

Nicht die Fülle ist es allein,
Die der Gabe den Wert verleiht,
Aber die Absicht gut und rein,
Und die Hilfe zu rechter Zeit!

*

Der „Witz“, ein kecker Gaukler, der im Sold
Der Menge schwatzt und lacht, —
„Gemüt“, der schlichte Bergmann, der das Gold
Holt aus der Erde Schacht.

*

Manch Lebensgärtlein, bunt und auserwählt
Prangt dufterfüllt im Flor von Blüt' und Ranke,
Vollkommen wär's, nur daß der Wildling fehlt,
Der unter Dornen wuchert — der Gedanke!

*

Die selige Erwartung, die Dich blind
Ins farbenfrische Leben lockt hinein,
Die buntbemalte Etikette, Kind,
Auf einer Flasche ist's mit — herbem Wein!

H. H.

Betrachtungen.

Von E. Arnoldi.

Mitleid haben, „mit leiden“ ist die edelste Blüte des reinen und guten Herzens. Aus ihr entspringt den Mühseligen und Beladenen tausendfacher Segen, doch die kostbare Pflanze gedeiht nur, wenn sie mit Herzblut genährt wird.

*

Die Philosophen streiten sich darüber, ob das Leid, der Schmerz notwendige Zuchtmeister der Menschenkinder seien. Diese bejahen die Frage, andere treten für Glück und Freude als gleichwertige Erzieher ein. Lehrt aber nicht die Erfahrung, daß die da Leid tragen, der Menschheit am meisten und besten dienten?

*

Leben heißt sich bescheiden lernen.

Splitter.

Von G.

Wer seines Steuers kundig ist, des Schifflein wird im Sturm nicht wanken.

*

Der Blumen stilles Blühen kommt jenem Menschen gleich,
Der treu und stetig suchet den Weg zum Himmelreich.

*

Als höchste Menschenleistung gilt mir: zu entsagen,
Und dennoch pflichtgetreu sein Leben weitertragen.

*

Wenn Du zum Freunde erst Vertrauen hast,
Bedarf es nicht mehr der Vertraulichkeit,
Um Dir zu sagen, daß Du ihn besitzest.

*

Liebe fordert als ihr Recht „die Liebkosung“. In der Freundschaft aber liegt ihr Wert darin, daß sie nicht zur Gewohnheit wird, sondern als Ausdruck des heiligsten Empfindens hervortritt, wenn außergewöhnliche Stunden unser Innerstes bewegen.

*

Besängen wir noch als Demant den Tau,
Wenn er die Rose immer schmücken würde?

Briefkasten.

Erika. Berlin C. Die Sprache gewandt; das Gefühl warm, aber das hüpfende Versmaß entspricht dem Stoffe gar nicht. In „Frage“ sprachliche Fehler; z. B. das „weinend“ in der letzten Zeile: worauf soll sich das beziehen? Auch in „Letzte Rose“ sind fehlerhafte Wendungen. Doch können Sie mir neue Versuche senden. — Herrn C. v. A. in O. bei G. Nicht so viel, junger Freund! Vielleicht kommen die „Scherben“. — Herrn Th. K. in N. Sie können mir das Epos zusenden lassen. Besten Wunsch für Ihre fernere Laufbahn! — Herrn E. v. W. in C. Besten Dank für den freundlichen Gruß! — Frau G. H. in G. Ihre Freundin muß ein Backfischchen mit kurzen Kleidern sein. Gedanken und Form sind auch unzulänglich. — Herrn Wilh. Sch. Sie fühlen dichterisch, aber die Herrschaft über den Ausdruck besitzen Sie noch immer nicht. „Eins. Gräber“ ist das beste, aber auch hier fehlt Klarheit der Sprache. „'rab“ für „herab“ ist mehr als hart. — Frl. W. D. „Mein Hochzeitstag“ zum Teil ergreifend, aber leider in der Form etwas unsicher. Ich wünsche, Sie mögen den Stoff nicht aus eigener Erfahrung geschöpft haben. Sie können Neues senden. — Frau E. Pr. in K. Warmes Gefühl, aber nicht zureichende Begabung. — Frl. X. Y. in Z. So lange Sie so lehrhaft predigen, wird Ihnen nie ein Gedicht gelingen. Gedanken ganz in dichterisches Schauen aufzulösen, dazu gehört eine sehr große Begabung; diese haben Sie nicht. Darum wäre es besser, wenn Sie sich anderen Stoffen zuwendeten oder für die Ihrigen andere Formen suchten. — Herrn cand. Pf. in W. Der Hauptgedanke Ihrer Elegie ist schön, aber die Ausführung mangelhaft. Sie beginnt mit dem Vergleich zwischen Geistesleben und Quelle. Im dritten Zweizeiler „blüht nun im Lenz der Geist“; dann sprechen Sie wie ein Geschichtsbuch bis Zeile 24; hier wird der Allgeist der Himmel, die Einzelgeister Sterne, und „sie nahen der Mündung“. Also hier springt wieder das erste Gleichnis hervor. Ein Bild soll innerlich in seiner ganzen Breite geschaut sein, so daß die Hauptmerkmale mit dem Verglichenen stimmen. Dann erst entwickelt sich der große Zug in das „Plastische“. So aber zerbröckelt das Ganze. — Herrn Dr. Fr. St. in H. Duma ist die russische Bezeichnung für Stadtvertretung oder Gemeinderat.

Inhalt der No. 51.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Forts. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Forts. — **Beiblatt:** Sesam. Von A. Hinckelbeyn. — Das freudige Testament. Von Karl Pröll. I. — Das Ende. Von Clara Müller. — Allerlei zur Frauenfrage. Von M. Müller. — Wiegenlied. Von S. L. Wensel. — Ein Meisterwerk der vervielfältigenden Kunst. Von O. v. L. — Das Lied vom Schmerz. Von Jul. Thomsen. — Vermischtes. — Sinnsprüche. Von H. H. — Betrachtungen. Von E. Arnoldi. — Splitter. Von G. — Briefkasten.

An unsere Leser!

Mit dem nächsten Hefte (Nr. 52) schließt der 33. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir bitten unsere Abnehmer, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keine Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Aus umstehender Anzeige wollen unsere Leser Kenntnis von dem voraussichtlichen Inhalte des neuen Jahrganges nehmen.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 52.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

(Schluß.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie lang ist eine schlaflose Nacht!

Es ist, als wäre sie allen Geistern der Finsternis preisgegeben, die sich hohnlachend beeilen, ihre Beute zu peinigen. Maud freute sich fast, als das erste Tagesgrauen ihr zeigte, daß die Nacht vorüber. Aber auch der Tag dehnte sich so endlos lang und monoton, trotzdem sie sich fieberhaft bemühte, die Stunden etwas eiliger entfliehen zu machen. Es gelang ihr nicht.

Von Fortunat kam keine Nachricht.

Trotzdem war sie ruhiger geworden, sie fühlte bestimmt, er würde nichts thun, was ihr das Leben noch erschweren könnte, und Trennung hatte sie ja selbst gewollt. Nun es aber entschieden war, fehlte er ihr überall. Daß sie ihn so vermissen könnte, hätte sie niemals gedacht. — Besuche machte sie nirgends mehr, ihr Stolz verlangte gebieterisch, daß sie sich von allen zurückhielt, bis — nun, bis man entweder ihr wieder entgegenkam, oder bis Fortunat imstande war, sie auf irgend eine Art zu rehabilitieren. Freilich war sie weltklug genug, um zu wissen, daß es nichts Schwereres giebt, als eine verlorene Position wiederzugewinnen, daß sich selbst diejenigen Menschen, die sich für großherzig oder christlich gesinnt halten, scheuen, die ersten zu sein, die einen Irrtum bekennen und wieder gutmachen.

Aber trotz ihrer Einsamkeit, trotz ihrer trüben Gedanken verging auch der Tag, und der folgende brachte ihr Nachricht von Fortunat.

Sie fühlte schon durch das Couvert hindurch eine dicke Karte, und ungeduldig riß sie den Umschlag auf.

Luzie Quensel
Alexander Fortunat
Verlobte.

stand darauf; und auf der Rückseite in seiner fast weiblich zarten Handschrift: „Ich habe mein Wort gehalten; Sie sind jetzt entsündigt.“ —

Maud stieß einen Schrei aus.

„Das habe ich nicht gewollt,“ sagte sie heftig, mit dem Fuß aufstampfend, in emporwallendem Ärger. „Das ist thöricht! Er hat sein ganzes Leben mit dieser Handlung zerstört.“

Dann setzte sie sich, die Karte in ihrem Schoß, und versuchte sich alles möglichst klarzumachen.

Standen ihre Chancen dadurch besser? Sie glaubte es kaum. Jedenfalls mußte er sein ganzes Leben hindurch für den Heroismus büßen, der ihn zu diesem Opfer getrieben. Mochte Luzie sein wie sie wollte, für Fortunat paßte sie nicht.

„Armer Freund!“ flüsterte sie sehr traurig vor sich hin; denn daß sie ihn sicher und auf immer verloren hatte, das wußte sie genügend.

Als Heeken zum Frühstück kam — er that es in letzter Zeit wieder pünktlicher, denn Eva mahnte ihn daran — legte sie schweigend die Karte neben seinen Teller. Er griff danach und warf sie dann mit einem sonderbaren Laut zur Seite.

„Der ist ja ganz verrückt geworden!“ sagte er dann, und strich sich über das Haar und das Gesicht wie in großer Aufregung. „Was willst Du denn nun machen?“

Sie sah ihn befremdet an. „Ich? — Ja, gegen mich hat er doch keine Verpflichtungen.“

Er sah sie an.

„Der Leute wegen hat er es gethan,“ sagte er dann scharf. „Das ist unrecht! Man soll nicht aus irgend welchen Rücksichten etwas thun, was einen nachher reuen könnte, und er hat sich nie etwas aus Luzie gemacht.“

Maud sah ihren Mann mit grenzenlosem Erstaunen an.

Der neue Jahrgang wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Ein doppeltes Ich.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Unter den Borgia.

Roman

von

Richard Voß.

Höhenfrost, Roman von Carl Busse.

Intriganten.

Historischer Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

Ohne Liebe.

Roman

von

E. v. Wald-Zedtwitz.

Wendepunkte.

Roman

von

Josefine Gräfin Schwerin.

Die Fremde.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Am Ende von Alt-Berlin.

Historischer Roman

von

Bruno Garlepp.

Schloß Geisberg.

Roman

von

A. Norden.
(A. Pinnius.)

Romane von **H. Schobert, E. Karl, L. Glaß** werden folgen, so daß wir unseren Lesern eine Abwechslung bieten, die von keiner anderen Zeitschrift erreicht wird.

Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung fortgeführt. Wie im Hauptteil unserer Zeitung im allgemeinen, so wird hier im besonderen **die Pflege deutscher Gesinnung, die Bekämpfung der Fremdsucht und des Materialismus** zum Ziele genommen. Otto von Leixners Grundsätze bei der Auswahl der Beiträge sind unseren Lesern bekannt, er wird diesem Teile des Blattes nach wie vor seine besondere Sorgfalt widmen.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Berlin, Anhaltstr. 11.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 52.

Art zu Art.

Roman
von
H. Schobert.

(Schluß.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie lang ist eine schlaflose Nacht!

Es ist, als wäre sie allen Geistern der Finsternis preisgegeben, die sich hohnlachend beeilen, ihre Beute zu peinigen. Maud freute sich fast, als das erste Tagesgrauen ihr zeigte, daß die Nacht vorüber. Aber auch der Tag dehnte sich so endlos lang und monoton, trotzdem sie sich fieberhaft bemühte, die Stunden etwas eiliger entfliehen zu machen. Es gelang ihr nicht.

Von Fortunat kam keine Nachricht.

Trotzdem war sie ruhiger geworden, sie fühlte bestimmt, er würde nichts thun, was ihr das Leben noch erschweren könnte, und Trennung hatte sie ja selbst gewollt. Nun es aber entschieden war, fehlte er ihr überall. Daß sie ihn so vermissen könnte, hätte sie niemals gedacht. — Besuche machte sie nirgends mehr, ihr Stolz verlangte gebieterisch, daß sie sich von allen zurückhielt, bis — nun, bis man entweder ihr wieder entgegenkam, oder bis Fortunat imstande war, sie auf irgend eine Art zu rehabilitieren. Freilich war sie weltklug genug, um zu wissen, daß es nichts Schwereres giebt, als eine verlorene Position wiederzugewinnen, daß sich selbst diejenigen Menschen, die sich für großherzig oder christlich gesinnt halten, scheuen, die ersten zu sein, die einen Irrtum bekennen und wieder gutmachen.

Aber trotz ihrer Einsamkeit, trotz ihrer trüben Gedanken verging auch der Tag, und der folgende brachte ihr Nachricht von Fortunat.

Sie fühlte schon durch das Couvert hindurch eine dicke Karte, und ungeduldig riß sie den Umschlag auf.

Luzie Quensel
Alexander Fortunat
Verlobte.

stand darauf; und auf der Rückseite in seiner fast weiblich zarten Handschrift: „Ich habe mein Wort gehalten; Sie sind jetzt entsündigt.“ —

Maud stieß einen Schrei aus.

„Das habe ich nicht gewollt,“ sagte sie heftig, mit dem Fuß aufstampfend, in emporwallendem Ärger. „Das ist thöricht! Er hat sein ganzes Leben mit dieser Handlung zerstört.“

Dann setzte sie sich, die Karte in ihrem Schoß, und versuchte sich alles möglichst klarzumachen.

Standen ihre Chancen dadurch besser? Sie glaubte es kaum. Jedenfalls mußte er sein ganzes Leben hindurch für den Heroismus büßen, der ihn zu diesem Opfer getrieben. Mochte Luzie sein wie sie wollte, für Fortunat paßte sie nicht.

„Armer Freund!“ flüsterte sie sehr traurig vor sich hin; denn daß sie ihn sicher und auf immer verloren hatte, das wußte sie genügend.

Als Heeken zum Frühstück kam — er that es in letzter Zeit wieder pünktlicher, denn Eva mahnte ihn daran — legte sie schweigend die Karte neben seinen Teller. Er griff danach und warf sie dann mit einem sonderbaren Laut zur Seite.

„Der ist ja ganz verrückt geworden!“ sagte er dann, und strich sich über das Haar und das Gesicht wie in großer Aufregung. „Was willst Du denn nun machen?“

Sie sah ihn befremdet an. „Ich? — Ja, gegen mich hat er doch keine Verpflichtungen.“

Er sah sie an.

„Der Leute wegen hat er es gethan,“ sagte er dann scharf. „Das ist unrecht! Man soll nicht aus irgend welchen Rücksichten etwas thun, was einen nachher reuen könnte, und er hat sich nie etwas aus Luzie gemacht.“

Maud sah ihren Mann mit grenzenlosem Erstaunen an.

Der neue Jahrgang wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Ein doppeltes Ich.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Unter den Borgia.

Roman

von

Richard Voß.

Höhenfrost, Roman von Carl Busse.

Intriganten.

Historischer Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

Die Fremde.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Ohne Liebe.

Roman

von

E. v. Wald-Zedtwitz.

Am Ende von Alt-Berlin.

Historischer Roman

von

Bruno Garlepp.

Wendepunkte.

Roman

von

Josefine Gräfin Schwerin.

Schloß Geisberg.

Roman

von

A. Norden.
(A. Hinnius.)

Romane von **H. Schobert, E. Karl, L. Glaß** werden folgen, so daß wir unseren Lesern eine Abwechslung bieten, die von keiner anderen Zeitschrift erreicht wird.

Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung fortgeführt. Wie im Hauptteil unserer Zeitung im allgemeinen, so wird hier im besonderen **die Pflege deutscher Gesinnung, die Bekämpfung der Fremdsucht und des Materialismus** zum Ziele genommen. Otto von Leixners Grundsätze bei der Auswahl der Beiträge sind unseren Lesern bekannt, er wird diesem Teile des Blattes nach wie vor seine besondere Sorgfalt widmen.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Berlin, Anhaltstr. 11.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Deutsche
Roman-Zeitung.

1896. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 52.

Art zu Art.

Roman

von

H. Schobert.

(Schluß.)

Einunddreißigstes Kapitel.

Wie lang ist eine schlaflose Nacht!

Es ist, als wäre sie allen Geistern der Finsternis preisgegeben, die sich hohnlachend beeilen, ihre Beute zu peinigen. Maud freute sich fast, als das erste Tagesgrauen ihr zeigte, daß die Nacht vorüber. Aber auch der Tag dehnte sich so endlos lang und monoton, trotzdem sie sich fieberhaft bemühte, die Stunden etwas eiliger entfliehen zu machen. Es gelang ihr nicht.

Von Fortunat kam keine Nachricht.

Trotzdem war sie ruhiger geworden, sie fühlte bestimmt, er würde nichts thun, was ihr das Leben noch erschweren könnte, und Trennung hatte sie ja selbst gewollt. Nun es aber entschieden war, fehlte er ihr überall. Daß sie ihn so vermissen könnte, hätte sie niemals gedacht. — Besuche machte sie nirgends mehr, ihr Stolz verlangte gebieterisch, daß sie sich von allen zurückhielt, bis — nun, bis man entweder ihr wieder entgegenkam, oder bis Fortunat imstande war, sie auf irgend eine Art zu rehabilitieren. Freilich war sie weltklug genug, um zu wissen, daß es nichts Schwereres giebt, als eine verlorene Position wiederzugewinnen, daß sich selbst diejenigen Menschen, die sich für großherzig oder christlich gesinnt halten, scheuen, die ersten zu sein, die einen Irrtum bekennen und wieder gutmachen.

Aber trotz ihrer Einsamkeit, trotz ihrer trüben Gedanken verging auch der Tag, und der folgende brachte ihr Nachricht von Fortunat.

Sie fühlte schon durch das Couvert hindurch eine dicke Karte, und ungeduldig riß sie den Umschlag auf.

Luzie Quensel
Alexander Fortunat
Verlobte.

stand darauf; und auf der Rückseite in seiner fast weiblich zarten Handschrift: „Ich habe mein Wort gehalten; Sie sind jetzt entsündigt.“ —

Maud stieß einen Schrei aus.

„Das habe ich nicht gewollt,“ sagte sie heftig, mit dem Fuß aufstampfend, in emporwallendem Ärger. „Das ist thöricht! Er hat sein ganzes Leben mit dieser Handlung zerstört.“

Dann setzte sie sich, die Karte in ihrem Schoß, und versuchte sich alles möglichst klarzumachen.

Standen ihre Chancen dadurch besser? Sie glaubte es kaum. Jedenfalls mußte er sein ganzes Leben hindurch für den Heroismus büßen, der ihn zu diesem Opfer getrieben. Mochte Luzie sein wie sie wollte, für Fortunat paßte sie nicht.

„Armer Freund!“ flüsterte sie sehr traurig vor sich hin; denn daß sie ihn sicher und auf immer verloren hatte, das wußte sie genügend.

Als Heeken zum Frühstück kam — er that es in letzter Zeit wieder pünktlicher, denn Eva mahnte ihn daran — legte sie schweigend die Karte neben seinen Teller. Er griff danach und warf sie dann mit einem sonderbaren Laut zur Seite.

„Der ist ja ganz verrückt geworden!“ sagte er dann, und strich sich über das Haar und das Gesicht wie in großer Aufregung. „Was willst Du denn nun machen?“

Sie sah ihn befremdet an. „Ich? — Ja, gegen mich hat er doch keine Verpflichtungen.“

Er sah sie an.

„Der Leute wegen hat er es gethan,“ sagte er dann scharf. „Das ist unrecht! Man soll nicht aus irgend welchen Rücksichten etwas thun, was einen nachher reuen könnte, und er hat sich nie etwas aus Luzie gemacht.“

Maud sah ihren Mann mit grenzenlosem Erstaunen an.

„Meinst Du?“ fragte sie wie abwesend. Und dann sich besinnend, „Du sollst die Wahrheit hören, Tino. Er hat einen anonymen Brief bekommen, der seinen Verkehr mit mir verdächtigte — in den Staub zog. — Durch diesen Schritt hat er meine Ehre wiederherstellen wollen.“ —

Sie hatte zuletzt sehr erregt gesprochen. Ihre Wangen brannten.

„Das war sehr überflüssig,“ sagte Heeken und balancierte ein Messer auf seiner Fingerspitze. Diese Ruhe empörte sie.

„Wenn Du den Brief nur gelesen hättest!“

„Ist nicht nötig; ich kenne seinen Inhalt.“

Sie sah ihn maßlos erstaunt an.

„Was soll das heißen, Tino!“

„Man hat mir wohl denselben zugeschickt.“

„Dir??!“ Sie sprang auf und trat dicht neben ihn. „Und Du hast nichts gesagt?“

„Wozu?“ fragte er, ohne sie anzusehen. „Ich habe ihn verbrannt.“

Einen Augenblick drückte sie die Hände gegen die Augen.

„Tino!“ sagte sie leise, ganz überwältigt von dem Gehörten.

Er lächelte, ein ganz klein wenig. Dann entgegnete er:

„Ja, siehst Du, der Bauer hat seine eigene Moral! Ich bin Euch mit keinem Gedanken zu nahe getreten. Es konnte ja gar nicht anders kommen, als wie es nun auch gekommen ist.“

Sie war ganz verwirrt, betroffen, außer sich. Etwas wie Scham durchzuckte sie und wie eine Abbitte lag in ihrem Blick. Leise legte sie ihren Arm um seinen Hals.

„Tino!“

Er schob sie nicht unfreundlich, aber unwiderstehlich von sich.

„Laß es gut sein, Maud,“ sagte er in seiner ruhigen Art. „Das taugt uns nicht.“

Beschämt ging sie von ihm und setzte sich in ihren mit Blumen dekorierten Erker.

Noch an demselben Nachmittag wurde ihr das Brautpaar gemeldet. Luzie kannte sich gar nicht in ihrer triumphierenden Freude. Trotzdem glitten ihre Blicke unabläſsig suchend, spürend von einem zum anderen. Und jedesmal, wenn sie glaubte, daß über Mauds Gesicht ein Schatten flog, fand sie Gelegenheit zu irgend einer demonstrativen Zärtlichkeit für ihren Bräutigam, der still und blaß daneben saß, kaum ein Schatten des lustigen Fortunat von ehemals.

Luzie war klug genug, die Gründe, die ihn in ihre Arme getrieben, zu durchschauen, aber das „Warum“ war ihr, bei ihrem Charakter, ziemlich gleichgültig; sie würde ihn sich schon ziehen, resümierte sie.

Nicht ein einziges Mal bot sich Maud Gelegenheit, ihm von Martins verblüffender Mitwissenschaft zu sprechen, nicht ein einziges Mal gelang es ihm, ihr Einverständnis wenigstens durch einen Blick zu erhaschen. —

Als sie gegangen, fuhr sich Maud mit dem Taschentuch über das Gesicht.

„Welch eine Qual,“ sagte sie laut. „Welch eine namenlose Qual!“

Sie fühlte genau, daß sie ihn lieber an jede andere verloren hätte, als an dieses Mädchen, die sich zwischen jedes Wort, jeden Gedanken drängen würde, die ihn sich schließlich ganz zu eigen machen würde . . . Das Ungekannte wäre barmherziger gewesen, es lieh dem Fernen noch einen Nimbus — ließ dem Zurückbleibenden noch eine Hoffnung . . . dieser Brautstand aber tötete alles.

Sie riß und zerrte an ihrem Spitzentuch, während sie im Zimmer auf und ab lief. Das Herz zog sich ihr zusammen in richtiger, echter Eifersucht. Was hätte sie darum gegeben, dies Verhältnis ungeschehen zu machen! —

Am nächsten Tage fuhr die amerikanische Gesandtin vor.

Als sie gegangen, lächelte Maud eigen vor sich hin. Ihr schien es, als hätte sie etwas zu hoch geschätzt, weit über seinen Wert bezahlt, das sich nun, im Grunde genommen, als etwas recht Geringfügiges erwies.

Was galten ihr auf einmal alle diese Leute, nun sie Fortunat verloren!

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Ein paar klare, sonnige Tage noch, ehe der Winter kam.

In dem Gärtchen, das Heekens gehörte, ging Eva zwischen den sterbenden Blumen, den welkenden Blättern. Sie war die einzige, die oft hierher kam, die im Sommer gepflanzt und gegossen hatte und sich im stillen ihrer Lieblinge freute.

Auf diesem Fleckchen Erde fühlte sie sich jetzt am heimischsten, denn droben lag eine so drückende Schwüle über allen Bewohnern des Hauses, daß es Eva manchmal den Atem nahm.

Oder ging das nur von ihr aus?

So lange sie lebte, hatte sie wohl noch nicht so viel gegrübelt wie jetzt, der Kopf that ihr ordentlich weh davon, aber das Resultat blieb immer dasselbe, so sehr sich ihr Herz auch dagegen wehrte. Es war eine Sünde, einen verheirateten Mann zu lieben, und sie mußte dieses Gefühl ausrotten mit Stumpf und Stiel, wollte sie ein rechtschaffenes Mädchen bleiben.

Daß es der Martin war, that nichts zur Sache. — Wenn nur wenigstens ein Kind dagewesen wäre, ein kleines, unschuldiges Geschöpfchen, an das sie ihr Herz hätte hängen können, das dem Vater geglichen, und auf das sie allmählich ihre tiefe Liebe hätte übertragen können, aber so blieb ihr nichts. — Seine Mutter, das war doch etwas ganz anderes, und seine Frau — vor der fürchtete sie sich von Tag zu Tag mehr, um so mehr, je erfolgloser sie bisher gegen ihre Liebe gekämpft hatte.

In ihre Gedanken versenkt, stand sie vor dem

Georginenbeet und sah auf die hängenden Köpfe der Blumen, ohne doch etwas zu sehen. Sie hörte auch nicht, daß jemand den schmalen Weg hinter ihr herkam, angelockt durch das helle Kleid, das er hatte von weitem schimmern sehen.

Dicht hinter ihr schlang er plötzlich einen Arm um ihre Taille, die eine Hand deckte er auf ihre Augen.

Mit einem Schreckensschrei fuhr sie zusammen.

„Martin!" sagte sie dann zitternd, bemüht, die Hände fortzuschieben.

Es gelang ihr nicht, vielmehr bog er ihr fast gewaltsam den Kopf hintenüber und suchte ihre Lippen zu erreichen.

Ein Geruch von Cigaretten und Parfüm stieg ihr in die Nase. Das war nicht Martin, und in demselben Augenblick hatte sie ihre Körperkräfte, die vorher zu versagen drohten, wieder.

Mit einem Ruck riß sie die Hand von den Augen und sah in Emil Quensels rotes, gieriges Gesicht.

„Nicht schreien, schöne Eva!" flüsterte er ihr heiser in das Ohr. „Nur einen Kuß — einen ganz kleinen Kuß."

Zornige Röte überflammte ihr Gesicht.

„Gehen Sie weg, Herr — lassen Sie mich in Ruhe," gebot sie mit blitzenden Augen.

„Das glaubst Du doch selbst nicht, daß ich so dumm sein werde," gab er brutal zurück. „Ich bin froh, den scheuen Vogel einmal gefangen zu haben."

Und er drückte sie an sich mit aller Kraft.

Eva biß die Zähne zusammen und setzte sich zur Wehr.

Sie rangen miteinander, lautlos; immer heftiger, immer leidenschaftlicher. Das Mädchen im Zorn, der Mann in heißem Begehren. Mit einer Hand stemmte sie sich gegen seine Brust, aus ihren Augen blitzte es, halb verächtlich, halb höhnisch.

„Lassen Sie mich in Ruh', Herr," sagte sie etwas undeutlich von dem Schreck, „oder . . ."

„Oder Du rufst Deinen Liebsten — den Martin," vollendete er höhnisch, denn ihr Widerstand erbitterte ihn.

„Und wenn ich es thäte!"

Die blitzenden Augen, die wogende Brust sprachen deutlicher von ihrer Erregung als die Stimme, aber sie machten Emil noch viel unvorsichtiger.

„Thu es nicht," sagte er höhnisch. „Der Martin, der hat eine Frau — das könnte Dir schlecht bekommen."

Statt aller Antwort bog sie sich in seinem Arm zurück.

„Martin!" rief sie hell und laut. „Martin!" — Dieser da sollte nicht glauben, daß sie irgend etwas zu scheuen hätte.

Beinahe hätte Emil „dummes Frauenzimmer" gerufen, aber er besann sich noch zur rechten Zeit; nur ohne einen Kuß sollte sie ihm jetzt erst recht nicht davon kommen, ehrenhalber nicht. Und er riß sie, die sich jetzt geborgen wähnte, an sich und drückte seine Lippen auf ihren purpurnen Mund.

Auf einmal fühlte sich Emil Quensel am Kragen gepackt, und ehe er noch wußte wie ihm geschah, lag er mitten im Georginenbeet. „Lump — elendiger!" sagte Martin verächtlich. „Läßt Du mir gleich das Mädel in Ruh!"

In diesem Augenblick lachte Eva laut auf, als sie ihren Gegner mitten unter den Blumen am Boden liegen sah, sie konnte sich nicht helfen, und Emil hatte selbst das Gefühl, als ob er diesen beiden Naturkindern gegenüber keine glänzende Rolle spiele. Auch Martin lachte, aber er lachte grimmig und verächtlich, so als wäre es nicht ratsam, ihm noch lange vor Augen zu bleiben. „Daß Du Dich nicht unterstehst und mein Haus noch mal betrittst," sagte er. „Wir zwei sind fertig miteinander."

Und Emil mußte vor diesen beiden Menschen, die ihn verächtlich wie einen Hund behandelten, aufstehen, die Erde von seinem Rock abklopfen und den Garten verlassen. Seine Eitelkeit krümmte sich, er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Wut und Rache lebten in ihm.

Wie konnten sich diese beiden erfrechen, ihn so zu behandeln! Diese beiden Schuldigen, die er schließlich in der Hand hatte!

Und als er nun aus dem Garten ging, da hörte er noch einmal Evas Lachen hinter sich.

O, sie sollte noch blutige Thränen weinen, dafür wollte er schon sorgen! —

Aber Evas Lachen verstummte bald, als der Verhaßte verschwunden war, scheu sah sie auf.

„Gott, Martin — er ist ein schlechter Kerl, das verzeiht er Dir nicht."

Heeken lachte.

„Er soll es auch gar nicht, Ev'! Den bin ich hoffentlich los. Ich habe genug von der Sorte! O, ich wünschte, ich könnte so alles loswerden. Alles!" —

Aber Evas bekümmertes Gesicht hellte sich nicht auf. „Mir ist angst, Martin!" — Und plötzlich die Hände ineinanderfaltend, flehte sie mit feuchten Augen: „Laß mich gehen — nach Hause — in einen andern Dienst — mir ist, als wenn ich mit Gewalt fort müßte!"

Er sah sie traurig an.

„Ich kann Dich ja nicht halten, Ev'! — Daß, wenn Du gehst, kein Mensch mehr da ist, der für mich sorgt, keiner, der mir zur Freude ist, das braucht Dich ja nicht weiter kümmern. Also geh nur." Er wandte sich ab, sie verschluckte ihre Thränen mit aller Kraft.

„Nein," sagte sie hastig, „das sollst Du nicht sagen können, Martin, daß ich so undankbar wäre — wenn ich Dir von Nutzen bin — dann bleibe ich gewiß . . ."

Sie standen im Atelier. Heeken sah zum Fenster hinaus und drehte ihr den Rücken, er wandte sich auch jetzt nicht zu ihr.

„Wenn es Dir aber ein Opfer wäre — das will ich auch nicht, Ev'."

Trotz ihres Kummers, ihres Schreckens vorhin, mußte sie wieder lachen.

„Ein Opfer, daß ich bei Dir bleibe, Martin? Rede doch nicht solchen Unsinn — wo könnte es mir wohl besser gefallen als hier bei Dir — aber —" sie stotterte . . . was sie jetzt aussprechen wollte, blieb

doch wohl lieber verschwiegen — wie sollte er es deuten, daß sie vor ihm floh, wenn er nicht der Wahrheit nahe kam.

„Ich wollte Dir auch noch danken für vorhin,“ sagte sie hastig, wischte die Hand an der Schürze ab und reichte sie ihm. „Wenn Du nicht dazugekommen wärst — lange hätte ich mich nicht mehr wehren können.“

Er berührte ihre Hand nur flüchtig, sein Gesicht war finster.

„Keine Ursache!“ erwiderte er kurz.

Sie ging hinaus, über seine plötzliche Unfreundlichkeit grübelnd; und er sah sie wieder vor sich in Emils Arm, sie, die er sich nicht einmal zu berühren traute, und der Zorn stieg ihm noch einmal hoch. Er ballte die Fäuste und stieß halblaute Verwünschungen aus.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Daß der Brautstand zwischen Fortunat und Luzie große Freuden für ersteren barg, konnte niemand, der tiefer hineinsah, behaupten. Es gab wohl keinen zerstreuteren, niedergedrückteren Bräutigam als Lex, und alle Zärtlichkeiten seiner Braut waren nicht imstande, ihn aufzuheitern, im Gegenteil machten sie gerade ihn immer zurückhaltender.

Im geheimen weinte Luzie viele zornige Thränen, sie zermarterte sich den Kopf, auf welche Weise es ihr gelingen werde, das Herz desjenigen, der ihr nun bald auf der Welt am nächsten stehen sollte, auch für sich zu gewinnen, allein es blieb alles fruchtlos. Fortunat merkte gar nicht, daß sich Luzie neben ihm fast verzehrte, nur eins kam ihm täglich deutlicher zum Bewußtsein, daß sie sich mit aller Kraft jeder Annäherung an das Heekensche Haus widersetzte. Bald scherzhaft, bald pikiert wußte sie jeden ferneren Besuch zu vereiteln, denn sie empfand in Maud das eigentliche Hindernis ihres Glückes. So sah denn Fortunat mehr und mehr die Hoffnungen schwinden, die er sich auf ein allmähliches freundschaftliches Zusammenleben gemacht hatte, nun er der Welt den Stein des Anstoßes in seiner ungebundenen Person aus dem Wege geräumt hatte.

Je klarer er sich darüber wurde, daß Himmel und Erde nicht so trennend zwischen sie treten konnten als Luzies zierliche Gestalt, je unglücklicher fühlte er sich, je mehr drückten ihn die Fesseln, die er sich in falsch angewandtem Heroismus selbst angelegt.

Und wie fest ihn Luzie hielt! Da gab es kein Entrinnen! Manchmal hatte er das unheimliche Gefühl, als ständen sogar seine Gedanken unter ihrer Kontrolle.

Gelegentlich einer hingeworfenen Bemerkung ihrerseits fiel ihm einmal das Prahlen ein, mit dem sie vor einem Jahr von ihrer Toleranz gesprochen; damals hatte er es ihr geglaubt, und vielleicht wirkte die Erinnerung noch halb unbewußt nach, als er sie jetzt gebeten, seine Frau zu werden. Nun wußte er längst, daß es sich in Wirklichkeit ganz anders verhielt, und er machte sie bei einer abermaligen Weigerung, Maud zu besuchen, darauf aufmerksam.

„Du sollst ja allein gehen — ich verlange ja gar nicht mitgenommen zu werden,“ sagte er, und bosselte da irgend etwas aus Brotkrume zusammen, um nicht aufsehen zu müssen. „Frau Heeken ist sicher viel allein und wird es Dir danken.“

Sie sah ihn mit funkelnden Augen an.

„Hast Du Sehnsucht nach ihr? Möchtest Du etwas von ihr hören? Dann suche Dir nur einen andern Postillon d'amour,“ sagte sie scharf. „Oder glaubst Du etwa, ich gebe meinen Ruf einer Frau willen preis, die die Welt so in Bann und Acht gethan hat wie Maud?“

„Um meinetwillen,“ setzte er bitter hinzu, denn meistens, wenn zwischen ihnen das Gespräch auf Maud kam, spielte Luzie diese Bemerkung als Trumpf aus.

„Sei froh, daß ich das vergessen will.“

„Du hast nichts zu vergessen,“ brauste er auf, denn sie hatte ihn die letzten Tage unerhört mit ihrer Eifersucht gepeinigt, sprang auf, warf den Stuhl um und stürmte hinaus.

„Das hast Du ja möglichst dumm gemacht,“ sagte Emil, der im Nebenzimmer gesessen hatte, hineinkommend zu seiner weinenden Schwester.

„Glaubst Du, daß Lex darauf brennt, sich von Dir täglich ein Sündenregister vorhalten zu lassen? Er wird bald ergebenst danken. Papa bei seiner kindlichen Naivität ist es schon aufgefallen, was für ein sonderbares Brautpaar Ihr seid, und das will viel sagen.“

„Ich kann es mir doch nicht gefallen lassen,“ schluchzte Luzie, „daß sein drittes Wort immer Maud — Maud — Maud — ist! Und wahrscheinlich sein einziger Gedanke.“

„Wahrscheinlich!“ gab er zu. „Aber dagegen giebt es kein Mittel. Geheul und Grobheit vertreibt ihn wohl am sichersten.“

„Du hast eben kein Herz!“ seufzte Luzie, aber sie weinte nicht weiter. Daß Emil recht hatte, wußte sie genau, nur konnte sie ihr Temperament nicht immer zügeln, wenn sie sich auch nachher über sich selbst ärgerte.

„Übrigens hielt heute der Wagen des amerikanischen Gesandten vor Heekens Haus. Ich erkannte die Livree. Frau Maud scheint sich wieder in die Höhe zu krabbeln.“

„O Gott, ich hasse sie!“ schrie Luzie aus tiefster Brust. Was half es ihr, Fortunats Braut zu sein, wenn sein Herz an Maud hängen blieb. Was half ihr ihre feingesponnene Intrigue, ihr Schüren und Klatschen den langen Sommer hindurch, wenn der Besuch der Gesandtin das mit einem Schlage vernichtete.

Sie hätte in ohnmächtigem Zorn rasen können, nahm sich aber mit allem Ernst vor, duldsamer gegen Fortunat zu sein. Emils Worte hatten sie tödlich erschreckt, denn nichts lag ihr ferner als der Gedanke, ihren Bräutigam aufzugeben.

Nach einem Tag der Qual, des Ringens mit sich selber, kam er denn auch wieder, der arme

Fortunat, gedrückt bei Luzies Zärtlichkeiten, noch gedrückter bei den freundlichen Worten des von ihm hochverehrten Professors. Emil lag im Bett und ließ sich nicht sehen, er wäre gefallen, hieß es.

Als einen Augenblick Luzie das Zimmer verließ, rückte der alte Herr seinem jungen Schüler ganz nahe, dann sah er sich vorsichtig um, ob auch niemand lausche.

„Fortunat," sagte er endlich eindringlich. „Es scheint mir, als fehlt Ihnen etwas. Sie sind so anders als sonst — so gedrückt! Wenn es etwa Ihr Verhältnis zu meiner Luzie ist, lieber Junge, was Sie drückt — ich wollte Ihnen nur sagen, meinetwegen brauchen Sie sich da keinen Zwang anzuthun — die Ehe ist nämlich etwas sehr Ernstes — Schweres mitunter — wer sie einem tragen hilft — das will gründlich erwogen sein. Jeder paßt nicht zu jedem . . . und es ist ein ganzes langes Leben, das man vor sich hat in Ihrem Alter. — So, das wollte ich Ihnen nur sagen." —

Er nickte ihm freundlich zu und ging hinaus. Seinem großen, guten Herzen hatte er genug gethan. Er wollte seinem langjährigen Lieblingsschüler keine moralische Fessel anlegen und das sollte er wissen.

Fortunat deckte die Hand über die Augen.

Also es gab noch eine Freiheit für ihn! Darauf hatte er gar nicht mehr gerechnet, obgleich ihn die Bande, die er sich selbst angelegt, wund drückten. Es gab noch eine Freiheit!

Aber was sollte er mit der? Sein Leben war ja doch, so oder so, in seinen Grundfesten erschüttert, zerbrochen meinte er sogar.

Und was für edle Motive ihm dieser alte Mann, der ihm immer ein Freund und ein Vater gewesen war, unterlegte! Er setzte voraus, daß es Dankbarkeit gewesen, Anhänglichkeit an ihn — mußte er sich nicht eigentlich schämen, daß es so ganz, ganz anders lag?

Fortunat fühlte sich bedrückt, daß er gerade hier zu hoch taxiert worden war, wo er sich eigentlich schuldig fand. Schuldig? Nein, das war es auch nicht! Luzie hatte genau gewußt, wie es um ihn stand, auch ohne große Erklärungen seinerseits. Sie hatte ihn doch genommen. — Nun war er wohl verpflichtet, ihr Treue zu halten, obgleich er ein verfehltes Leben vor sich sah, und der Lockruf der Freiheit durfte nicht weiter dringen als bis an sein Ohr.

Ob sich Maud nach ihm sehnte, so wie er sich nach ihr, oder ob sie mit ihrem etwas herben, selbstbeherrschten Charakter schon mit sich fertig war? Wer ihm das doch beantwortet hätte!

Daß sich ihr die Gesellschaft wieder näherte, hatte er erfahren; also war sein Opfer nicht umsonst gebracht worden, sagte er sich. Was er aber nicht erfuhr, war, daß sich Maud aus dieser Gesellschaft gar nichts mehr machte. Sie empfand ihren Besuchern gegenüber fast ein Gefühl von Feindseligkeit, denn Rücksicht auf diese war es ja gewesen, die sie veranlaßt hatte, den einzigen Freund von sich zu weisen, den sie je besessen. Ohne ihn schlichen die Tage langsam und freudlos hin; es gab jetzt keine Stunde mehr, auf die sie sich freute, keine, die sie entschädigte für die Inhaltslosigkeit und Einsamkeit der andern. Warum hatte sie das gethan? Fühlte sie sich wirklich nicht mutig genug zu dem Kampf mit den Vorurteilen, selbst wenn man ihr schließlich eine Niederlage bereitet hätte? Was lag ihr eigentlich an all diesen Menschen? Sie begann ihren Verkehr daraufhin zu prüfen und wurde immer mutloser. Da war niemand, von dem sie je hätte einen Freundschaftsdienst fordern dürfen, und der einzige, dessen sie sicher war, den hatte sie selbst verbannt, und in eine unglückselige Zukunft gehetzt.

Sie vergaß ganz, daß sie sich liebten. Es war bisher alles unausgesprochen und rein zwischen ihnen geblieben, so hätte es in alle Ewigkeit bleiben können. Eine Gewähr dafür waren ihre beiderseitigen Charaktere.

An Luzie durfte sie nun schon gar nicht denken, dann kroch ihr etwas durch die Adern, das ihr den Atem nahm.

Sie hatte den Wagen bestellt und war in eine Kunstausstellung gefahren. Mehr um die Zeit totzuschlagen, etwaigen Besuchen zu entgehen, als um sich zu erbauen. Die Kunst hatte ihr, zum Dank für ihre Begeisterung, übel mitgespielt. Auf einem der roten Sammetsofas sitzend, sah sie auf die Bilder an den Wänden, etwas gedankenlos, denn ihr fiel es unwillkürlich ein, wo wohl Fortunat jetzt sein könne — da hörte sie sich plötzlich angeredet.

„Meine gnädige Frau! . . . Welch ein Zufall, Sie hier zu sehen!"

Sie wandte sich dem Sprechenden zu. Emil stand vor ihr.

„Ah, Herr Quensel."

Ihre Worte klangen nicht sehr enthusiastisch, aber Emil war von Mauds Seite nie besondere Behandlung zu teil geworden, er durfte es daher dreist ignorieren. Und das that er denn auch.

„Sie gestatten doch, daß ich mich zu Ihnen setze. Ein so seltenes Glück muß man festhalten. — Und wirklich, ich bin dem Schicksal ganz besonders dankbar für dieses Zusammentreffen."

Ehe sie etwas erwidern konnte, saß er schon, schlug ein Bein über das andere und starrte tiefsinnig auf die Bilder ringsum.

Maud hatte ihn mit einem flüchtigen, erstaunten Blick gestreift, dann sich gleichgültig zurückgelehnt, Emil war ihr ja zur Genüge bekannt.

„Ich möchte Ihnen etwas sagen, gnädige Frau, und finde den Anfang nicht," begann er nach einer kleinen Pause.

Sie zwang ein konventionelles Lächeln auf ihre Lippen. Im Grunde war es ihr unsäglich gleichgültig, was ihr Quensel anzuvertrauen hatte. „Was betrifft es denn?" fragte sie mit höflicher Kühle.

„Was? Fragen Sie lieber wen, gnädige Frau, und wir kommen der Sache erheblich näher."

„Nun also, wen!"

„Sie und meinen guten Freund Martin. Ja! — Gestatten Sie mir, daß ich aus Freundschaft für Sie beide ganz deutlich werde."

„O, gewiß; wenn Sie das für nötig halten?"

„Für nötig in Ihrem Interesse."

Sie sah ihn nun doch etwas gespannt an. Als er noch ein Weilchen seinen Lackschuh nachdenklich hin und her tanzen ließ, fragte sie:

„Nun?"

„Sie haben ein junges Mädchen in Ihrem Hause, Eva heißt sie, nicht wahr? Ist sie zu Ihren speciellen Diensten da?"

„Nein; für meine Schwiegermutter, aber wirklich, Herr Quensel, ich begreife nicht . . ."

„Was mich das angeht? — Natürlich nichts, aber Sie desto mehr, meine gnädige Frau."

Maud hatte sich zu ihm herumgedreht.

„Wollen Sie nicht diese geheimnisvollen Andeutungen lassen und ehrlich reden?" fragte sie beinahe ungeduldig. „Sie haben doch einen Zweck dabei."

„Ja. Seit Wochen schon quält es mich, ob ich schweigen oder sprechen soll. Da gab kürzlich ein Vorfall in Ihrem Garten den Ausschlag. Sind Sie blind aus Gesinnungsvornehmheit, bin ich es Ihnen schuldig, zu schweigen, sind Sie es aus Klugheit, können Sie meine Worte vergessen."

Maud runzelte die Stirn.

„Was heißt das?"

„Das heißt, daß Ihr Mann und dies Mädchen in den zärtlichsten Beziehungen zu einander stehen, daß ihnen weder Ihr Haus noch Ihre Person heilig ist."

Mauds Augen blitzten.

„Unerhört!" sagte sie und preßte das Taschentuch zusammen.

„Das sage ich auch!" Emil beugte sich jetzt ganz nahe zu ihr. Wie wohl ihm in diesem Augenblick war, wo er Rache nehmen konnte an allen dreien. „Aber Sie müssen bedenken, gnädige Frau, Art läßt nicht von Art. Als Sie Heeken damals mit Ihrer Hand beglückten, war er im Herzen, trotz seiner Künstlerschaft, ein Bauer. Das ist er heute noch. Das wird er bleiben sein Leben lang. Sie, Ihre Erscheinung, Ihr Wesen waren gar nicht imstande, auf seine robusten Instinkte einzuwirken, er verhielt sich immer ablehnend gegen Sie, und nur Ihr Reichtum lockte ihn. Jetzt tritt eine Schöne aus seinen Kreisen ihm entgegen, derb, gesund, robust wie er, natürlich, daß sie leichtes Spiel mit ihm hat. Um so mehr, da sich alte Beziehungen von früher hineinmischen. Den Menschenkenner wundert es nicht. Nur daß man Ihr Haus nicht rein hält, ist der Vorwurf, den ich ihm mache; so viel Ehrerbietung muß er vor Ihnen haben. Mag er doch die Person wo anders hinbringen. Hindern werden Sie nichts können, aber auf ihre Entfernung müssen Sie dringen. — Das war es, was ich Ihnen sagen wollte."

Sie hatte die Zähne in die Unterlippe gegraben, ihre Brust wogte. Also betrogen —, von dem Mann, dem sie alles gegeben, was sie besaß. Unerhört betrogen!

Ihr Stolz wand und krümmte sich bei diesem Gedanken, denn es war ein Dienstmädchen, von ihr bezahlt, das sich rühmen konnte, die Liebe ihres Mannes zu besitzen. Welch eine Demütigung! Und daß es ihr Quensel sagen mußte! Gerade der!

Mit Blitzesschnelle fiel ihr alles wieder ein. Heekens Drängen um Evas Kommen, sein verändertes Wesen — Evas Schüchternheit, ja Demut ihr gegenüber! So benimmt sich nur ein schlechtes Gewissen. — War sie denn bisher mit Blindheit geschlagen, daß sie nichts bemerkt hatte? Wie mochte man in ihrem eigenen Hause über sie spotten und lachen! Und zu denken, daß Fortunat . . .

„Gnädige Frau," sagte Emil wieder mit heuchlerischer Teilnahme, „ich bedaure wirklich, daß Ihnen meine Mitteilungen so tief gegangen sind. Bei dem Eindruck, den Ihre Ehe machte, konnte ich das nicht voraussetzen, vielleicht hätte ich sonst doch geschwiegen . . ."

Sie unterbrach ihn heftig.

„Lassen wir das, bitte! Ihre Anschuldigungen müssen sich aber doch im wesentlichen auf irgend etwas Thatsächliches stützen. Darf ich darum bitten? Da Sie sich nun doch einmal zum Hinterbringer solcher Dinge hergegeben haben, werden Sie auch davor nicht zurückscheuen, denke ich."

Emil war rot geworden, ihre Worte trafen ihn doch wie ein Peitschenhieb, mehr noch der Ton. Gedrückt erhob er sich.

„Gnädige Frau, ich bedaure, daß meine Teilnahme für Sie mich so weit hingerissen hat — gestatten Sie mir, mich Ihnen zu empfehlen."

Aber Maud war aufgesprungen.

„Nein, so entkommen Sie mir nicht," sagte sie hart. „Thatsachen! Thatsachen!" —

Sie gingen anscheinend von einem Bild zum andern, in Wahrheit aber erzählte Emil seine sommerliche Begegnung mit dem Paar als Rendezvous im Garten, das er ahnungslos gestört hätte . . . Maud hörte zu. — Es klang alles so natürlich, so gar nicht zu bezweifeln, ihre Brust fühlte sie immer gepreßter, ihr Herz immer schwerer werden. — Nicht den Verlust ihres Mannes beklagte sie, daß sie ihn immer nur äußerlich besessen, wußte sie genau, aber daß ihr das geschehen konnte! Ihr! Und um einer solchen untergeordneten Person willen, das empörte sie.

Sie hatte ihm Reichtum, Bildung, Schönheit, gebracht, er hatte keins von allen gewürdigt, das Mädchen aus dem Volk mußte kommen und ihn lehren, was Liebe sei — ihn — den Künstler!

Daß Emil immer noch gesprochen, hatte sie gar nicht mehr gehört, erst allmählich kamen ihr wieder seine Worte zum Bewußtsein.

„So ist es einmal im Leben, meine gnädige Frau, wo Sie auch hinsehen mögen, und erscheint es anders, trügt eben nur die Oberfläche. — Art zu Art. — Auch die Seelen haben ihre Sprache und wollen verstanden sein."

Sie trat ungeduldig mit dem Fuße auf.

„Art zu Art, ganz recht. Aber ein Künstler ist doch wohl hinausgewachsen über beschränkte Verhältnisse, will und kann höher hinaus, über sich selber, durch die Kraft seines Genies."

Emil lächelte.

„Warum gerade ein Künstler? Die Erziehung

macht den Menschen, nicht das Genie. Wir beide, gnädige Frau, trotz Ihrer Abneigung gegen mich, wären ein besseres Ehepaar geworden als Sie mit Heeken, davon bin ich überzeugt. Dieselbe Lebensatmosphäre, das ist die Grundbedingung einer Ehe."

Sie schüttelte den Kopf. Nicht an ihn dachte sie, aber an Fortunat. Das wäre der Rechte gewesen — gewiß. Aber blind waren sie aneinander vorübergegangen.

„Ich will nach Hause," sagte sie plötzlich, aber diesmal hielt er sie zurück.

„Nein, gnädige Frau, noch nicht. Geben Sie erst der Überlegung Raum. Jetzt würden Sie die Schuldigen rufen lassen und richten wollen, das wäre verfehlt. Alle beide leugnen natürlich, denn sie sind auf eine Entdeckung vorbereitet. Warten Sie die Gelegenheit ab, überraschen Sie sie, wenn sie glauben, Sie sind fort. Rache ist ein Gericht, das am besten kalt genossen wird."

Er sprach die letzten Worte so hämisch, daß ihn Maud erstaunt ansah.

„War dies auch ein Racheakt Ihrerseits?" fragte sie dann.

„Ehrlich gestanden, ja!" Er zögerte nicht einmal bei diesem Bekenntnis. „Ich habe es Heeken nie verziehen, daß er sich zwischen Sie und mich gedrängt hat."

Sie zuckte die Achseln. — Und dann endlich saß sie allein in ihrem Wagen und gab dem Kutscher Befehl, eine Stunde spazieren zu fahren. Sie wollte sich erst sammeln. — Warum hatte sie das Gehörte so erschüttert? War es nur Zorn und Demütigung, oder noch etwas anderes, das sie quälte? Immer wieder tauchte der Gedanke an Fortunat in ihr auf, an sein zerstörtes Leben, denn daß er sie noch liebte, daran kam ihr kein Zweifel. Wie glücklich hätte sich alles fügen können, wenn sie nicht eigenmächtig das Schicksal gelenkt hätte.

Nun es aber einmal geschehen war, konnte sie sich keinen Vorwurf machen, mit aller Selbstverleugnung hatte sie die Versuchung zurückgewiesen — ihr Mann dagegen . . . Eigentlich durfte es sie nicht wundern bei seiner nie geübten Selbstbeherrschung, der geringen Schulung seiner Instinkte, deshalb hatte sie ja doch immer innerlich auf ihn herabgesehen, so wenig sie sich auch davon merken ließ. Es war nur natürlich, daß er unterlag.

Aber da biß sie schon wieder die Zähne auf die Lippen, und ihr Stolz erbitterte sich, daß es gerade so ein unbedeutendes Mädchen sein mußte, dem sie unterlag.

Sie begann zu überlegen, was sollte sie thun? Ihren Mann gerade heraus fragen? Er würde leugnen — natürlich. — Das Mädchen aus dem Hause weisen? Gleich? Noch heute? Nein, Emil hatte recht, zuerst mußte sie Gewißheit haben. Aber dieselbe erlauern, erstehlen, das ging gegen ihr Empfinden, würdigte sie vor sich selbst herab.

Wenn sie sich nur einem Menschen hätte anvertrauen können, aber sie hatte niemand. —

Notdürftig ruhig kam sie endlich nach Hause, und eigentlich halb gegen ihren Willen ging sie in das Atelier. Wenn ihr Mann da war, gab es vielleicht doch einen Anhaltspunkt. Ihr wollte es jetzt scheinen, als sei seine Handlungsweise mit dem anonymen Brief, die ihr zuerst fast imponiert hatte, nur ein Zeichen seines bösen Gewissens, wenn — diese Sorte, wie sie sich verächtlich zu sich selbst ausdrückte, überhaupt ein Gewissen hatte!

Aber er war ausgegangen. — Aus Frau Heekens Stube hörte sie Evas Stimme und blieb zögernd einen Augenblick an der Thür stehen.

Wenn sie mit Eva sprach? —

Aber die Mädchen dieses Standes kennen ja keine Verschwiegenheit. Sie würde es der Dienerschaft erzählen, der Alten, deren boshaft höhnisches Grinsen sie ordentlich vor sich zu sehen meinte, und die der verhaßten Schwiegertochter sicher den Ärger gönnte.

Nein, das ging alles nicht. Sie mußte die Beweise in Händen haben und bis dahin schweigen. Aber obgleich nur Eitelkeit und Stolz in ihr litt, es war doch recht schwer zu tragen, so allein! — Wie oft hatte sie schon begonnen an Fortunat zu schreiben und doch die Briefbogen jedesmal zerrissen, nachdem sie sich mit Schmerzen bewußt geworden, daß sie kein Anrecht mehr an ihn besaß, daß sie ihn nur in Kollision mit seiner Pflicht bringen würde. —

Recht müde und matt, recht abgespannt und niedergedrückt vom vielen Grübeln fuhr sie eines Abends ins Theater. Sie wollte sich amüsieren und zerstreuen.

Heroisch hatte sie bisher jedem Spionieren, jedem Horchen widerstanden, sie fand es ihrer unwürdig. Ein Zufall sollte ihr zu Hilfe kommen, hoffte sie, ohne daß sie sich dabei erniedrigte. Heut abend war das Stück langweilig, und im zweiten Akt meldete sich ihr altes Kopfleiden. War es nicht am besten, sie fuhr nach Hause, gönnte sich Ruhe und ging zu Bett?

Sie nahm einen Wagen; Nina mochte dem Kutscher Bescheid bringen. Es fröstelte sie und zuweilen befiel sie eine Beklemmung, daß sie laut atmen mußte.

„Wie elend mir doch ist," sagte sie vor sich hin und deckte mit der Hand die Augen.

Endlich war sie zu Hause. Seit einiger Zeit öffnete sie sich meist die Thüre selbst, es schien ihr bequemer; so auch heut. Und nun trat sie wieder ein in diese prunkvolle Einsamkeit, in der kein bißchen Liebe, kein bißchen Gemeinsamkeit mit wohnte, und ging hastig, auf den dicken Teppichen unhörbar, durch all die erhellten Zimmer bis in ihren Ankleideraum.

Er war einsam wie die übrigen. Es kam Maud vor, als herrsche trotz aller Wärme eine frostige Temperatur darin, und den Mantel abwerfend, setzte sie sich auf die Chaiselongue. Das Gas surrte über ihrem Haupt, die Uhr tickte und ihr Herz schlug unruhig, als ginge sie einer Entscheidung entgegen. —

Kurze Zeit vorher, ehe Maud aus dem Theater ungesehen und unerwartet zurückkehrte, rief Heeken mit lauter Stimme aus seinem Atelier nach Eva.

Sie sahen sich jetzt selten; es hatte beinahe den Anschein, als vermeide einer den andern, trotzdem folgte sie sofort seinem Ruf. Es wäre ihr gar nicht

eingefallen, ihn warten zu lassen oder etwa Bedenken zu tragen. Er war eben der Herr.

Als sie eintrat, streckte er ihr den Arm entgegen.

„Schau, Ev', vom Hembärmel ist mir der Knopf abgesprungen, das hindert nun in der Arbeit. Willst Du es in Ordnung bringen?"

„Den Schaden werden wir gleich kurieren," sagte sie, mit den prachtvollen Zähnen lächelnd, denn der Untergrund ihrer Natur war sonnige, schalkhaftige Fröhlichkeit, die immer sofort zum Durchbruch kam.

Sie nahm eine Nähnadel mit langem, weißem Faden aus dem hellen Kleid und bemächtigte sich des Armes. Dabei trat sie ihm ganz nahe, so nahe, daß das helle Blond des Haares vor ihm aufflimmerte und ihre Schulter ihn fast berührte. Stumm und still standen sie alle beide, Eva eifrig beschäftigt, Martin die Augen auf das Haar und den schmalen Streifen festen, rosigen Fleisches gerichtet, der zwischen Kragen und Haar heraustrat, bis ihm schwindelte.

„So!" sagte sie und biß mit den blanken Zähnen den Faden durch. „Der hält, Martin." — In demselben Augenblick fühlte sie sich leidenschaftlich umfaßt und an ein klopfendes Männerherz gepreßt.

„Ev'!" flüsterte er nur. Und dann trafen sich ihre Augen, ihr Kopf sank in den Nacken, und ohne Bedenken, ohne ein Zurückweichen ihrerseits, küßten sie sich heiß und schweigend. Nur das Gefühl hatte in diesem Augenblick Macht über beide. Was kümmerte es sie, daß es ein Unrecht, daß er verheiratet war, sie dachten nichts, sie fühlten nichts als nur ihre gegenseitige Nähe, ihre Liebe.

„Ev'!" — Und wieder und wieder preßten sich seine Lippen auf die ihrigen, umklammerten seine Arme ihren blühenden Leib, der sich ihm nicht entzog.

Er setzte sich in den kostbaren, geschnitzten Stuhl und riß das Mädchen auf seine Kniee, immer noch schweigend, und ebenso legte sie beide Arme um seinen Hals und sah ihm tief in die Augen. Was brauchten sie zu reden! Daß sie sich liebten, wußten sie ja.

Und die marmornen und gipsernen Gestalten, die er geschaffen, sahen ebenso schweigend auf sie herab, und das helle Arbeitslicht überstrahlte alles gleichmäßig, als gäbe es kein Dunkel und keine Schuld.

„Sieh, Martin," sagte Eva nach einer langen Weile, „daß es so kommen würde, wußte ich, ich habe Dich ja viel zu lieb dazu gehabt, all mein Lebtag, und Du mich auch. Gelt?"

Er preßte ihren Kopf fest, fest gegen seine Brust, ein dumpfes Stöhnen rang sich hervor.

„Wir hätten so glücklich sein können, Eva! Das verfluchte Gold hat mich geblendet! So sehr glücklich, Eva!"

Und wieder umschlossen seine Hände ihren Kopf, und wieder küßte er sie, als könne er nicht genug bekommen.

„Wäre ich Dir nicht zu gering gewesen, Martin?"

„Du!" sagte er, mit einem Ton so zärtlicher Innigkeit, wie er ihm noch niemals über die Lippen getreten war. „Arm wollt' ich sein — und von allen verachtet, wenn ich Dich haben könnt', Eva, mein Schatz."

Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

„Red' nicht so was, Martin. All meine ganze große Lieb' zu Dir reichte ja nicht aus, um Dir das zu vergelten! Aber vergessen, daß Du mir das gesagt hast, will ich nie, so alt ich auch werde."

„Ich will es Dir täglich sagen — jede Stunde," flüsterte er leidenschaftlich in ihr Ohr.

Sie schüttelte den Kopf, die Thränen perlten über ihre Wangen. Hinter seinem Nacken faltete sie die Hände.

„Ich wußte daß diese Stunde käme, Martin, wenn ich hierblieb, und ich weiß, daß alles so kommen wird, wie Du es willst — weil ich Dich eben allzu lieb habe — aber darum muß ich fort, ganz fort — denn schlecht, siehst Du, schlecht will ich nicht werden."

Sie klammerte sich noch fester an ihn an und schluchzte laut auf.

„Aber ich lasse Dich nicht!" schrie er.

„Du wirst es selbst nicht wollen, daß ich schlecht werde," sagte sie ganz demütig. „Du gewiß nicht, Martin. Denk an meinen Vater und an meine Mutter — und wenn wir auch beide den besten Willen hätten — kommen thät es doch, darum laß mich gehen!" —

Er stieß einen Laut aus, als litte er körperliche, unerträgliche Qualen und bohrte seinen Kopf fast in ihren Arm. Sie hatte recht, er wußte es nur zu genau, aber sie gehen zu lassen, überstieg doch seine Kräfte. Die ganze leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe, die ihn gequält, sein heißes Blut, alles lehnte sich dagegen auf.

„Du bleibst, Ev'!" sagte er heiser und packte rauh ihren Arm.

Aber sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin Dir viel zu gut, um Dich unglücklich zu machen — wenn ich auch jetzt nicht einmal an mich denke. — Du könntest ja Deiner Frau nicht mehr in die Augen sehen. Für Leute wie uns, Martin, giebt es nur gut oder schlecht, mehr kennen wir nicht."

„Ich kenne doch noch mehr — ich kenne Dich!" preßte er hervor. „Und ich will Dich haben."

Sie lächelte.

„Schlecht werden läßt Du mich doch nicht," sagte sie zuversichtlich. „Ich kenne Dich."

Und wieder riß er sie an sich, und wieder küßte er sie leidenschaftlich. Ihr Kopf sank in den Nacken, sie dachte nicht mehr und fragte nicht mehr, nur der Augenblick hatte Rechte an sie. —

Auf einmal war es ihr, als durchzittere sie etwas eiskalt; sie riß ihren Mund von dem seinen und drehte sich um.

Unter der Portiere stand Maud blaß und starr.

Nicht ein Laut kam über Evas Lippen, wie gebannt starrte sie nur auf die Frau, in deren Hand es jetzt lag, sie zu vernichten.

Auch Heeken drehte sich hastig um.

„Du!" sagte er.

Ihre Blicke wurzelten ineinander und kreuzten sich wie zwei scharfe Klingen.

„Ja, ich!" sagte Maud langsam näherkommend.

„Es ist also wahr, was man mir schon lange erzählt hat, daß Du nicht Scheu trägst, mein Haus zu beschmutzen. — Ich traute Dir zu viel Anstand zu — Du hast mich eines Bessern belehrt.“ — Und sie lachte hart auf.

Eva war vor ihr auf die Knie gesunken, heiße Thränen überfluteten ihr Gesicht.

„Gnädige Frau,“ stammelte sie, und griff nach der schleppenden Seide des Kleides, die neben ihr am Boden hing.

Mit einer Gebärde des Abscheus entriß sie ihr Maud.

„Schaffe die Dirne hinaus,“ herrschte sie ihrem Manne zu.

Eva sprang jäh auf.

„Eine Dirne bin ich nicht,“ rief sie mit funkelnden Augen. „Die Ehre kann ich mir von keinem nehmen lassen.“

Maud maß sie von Kopf bis Fuß.

„Schaffe die Dirne hinaus!“ wiederholte sie noch einmal gebieterisch.

Heeken trat zu Eva und umschlang das zitternde, schluchzende Mädchen, deren Mut schon wieder dahin war.

„Die Eva ist anständig, ich leide es nicht, daß man ihr etwas Böses nachsagt,“ grollte er mit gerunzelter Stirn.

Maud lachte nervös.

„Köstlich! Verlangst Du wirklich diesen Kinderglauben von mir? Dazu bin ich allerdings nicht imstande. Und ich verlange — verstehst Du wohl, ich verlange als Frau des Hauses, daß morgen mit dem frühsten dieses — Frauenzimmer mein Haus verläßt.“

Ihre Augen sprühten, ein maßloser, aber kalter Zorn hielt sie gepackt. Er trat ihr ganz nahe:

„Sprichst Du von Eva Leitner? Ich wiederhole Dir noch einmal, sie ist ein anständiges Mädchen.“

Maud stampfte heftig mit dem Fuß auf.

„Nenne Du sie wie Du willst, in meinen Augen ist die Geliebte meines Mannes ein verächtliches Geschöpf, das ich hinauswerfe.“

Zwei Schreie ertönten gleichzeitig. Der eine kam von Evas erblaßten Lippen, den andern stieß Heeken aus, indem er die Faust ballte und gegen seine Frau zum Schlage ausholte. Aber zwei zitternde Hände umklammerten seinen Arm.

„Um Jesu willen! Thu' es nicht, Martin! Was weiß denn die vornehme Dame davon, wie es uns beiden zu Mute ist! Ich geh' ja, wie sie befohlen hat.“

„Und wahrhaftig, am besten wäre es schon,“ fuhr Maud schneidend fort, „wenn Deine Mutter gleich mitginge. Ihr verdanke ich diese Stunde, das weiß ich wohl — sie haßt mich, und rächt sich für die Wohlthaten, die ich ihr erwiesen habe, in ihrer Art.“

„Und weisest Du mir nicht auch gleich die Thür, wie diesen beiden?“ fragte Heeken mit zusammengepreßten Zähnen. „Das ist zwar sehr rücksichtsvoll von Dir, aber ich verzichte auf jede Rücksicht! Zu diesen gehöre ich — mit diesen gehe ich! — Hast Du jemals etwas anderes in mir gesehen, als den Bauern, den Du um seines jungen Ruhmes willen duldetest, ohne ihm als Mensch gerecht zu werden? Wenn wir uns die Rechnung aufmachen, dann glaube ja nicht, daß ich allein nur der Schuldner bin.“

„Du hast mein Haus entehrt mit Deiner Liebelei, genügt Dir das noch nicht?“ fragte sie unversöhnlich.

Er öffnete die Lippen, schloß sie aber wieder.

„Geh', Ev',“ seine Stimme klang so weich, so zärtlich, Maud überraschte dieser Laut. „Sag' der Mutter heut abend kein Wort, morgen packen wir und gehen fort. Weine nicht, Mädel; Du bist braver als manche, die sich vornehmer dünkt als Du; ich weiß es.“

Er streckte ihr die Hand entgegen, sie ergriff sie laut schluchzend.

„O, Martin — die Schand — die Schand!“

Dann, mit einem jammervollen Blick auf Maud, den diese damit beantwortete, daß sie ihr den Rücken kehrte, schlich sie hinaus. Die Gatten waren allein. —

Maud hob den Kopf und sah ihn aufmerksam an.

„Du willst also morgen mit denen fort?“

„Ja!“

„Weißt Du, was das bedeutet?“

„Ja. Scheidung.“

„Wegen der da! Der Eva —!“ sagte sie mit verächtlichem Hochmut.

Er sah sie an, von Kopf bis Fuß, als müsse er sich jede Einzelheit an ihr gründlich einprägen.

„Ich habe sie lieb!“ sagte er dann einfach nach seiner langen Prüfung. „Aber das ist es nicht; wir wären still auseinandergegangen, ohne unser Gewissen zu beschweren. So hatten wir es heut abend beschlossen. Gegen die Liebe kann man nicht an, aber gegen das Unrecht. — Ich wäre dann hiergeblieben und Du hättest nichts erfahren. Aber Gott wollte es nicht. — Ich wäre zu Grunde gegangen neben Dir — warum, weiß ich nicht, aber es ist so. — Siehst Du da den Centaur? So ist es mir immer zu Mut gewesen dies ganze Jahr, bis die Eva kam, da gab es denn manchmal helle Stunden. So hast Du mich zusammengepreßt und mir Luft und Freiheit genommen.“

Sie war ihm näher getreten und sah ihn interessiert an, ihr Zorn war verraucht.

„Was that ich Dir denn?“ fragte sie erstaunt. „Gab ich Dir nicht alles, was Du brauchtest, hielt Dir die Sorgen fern, brachte Dich in die Gesellschaft, bildete Dich — und Du sagst, ich nahm Dir die Freiheit?“

Er atmete tief auf. „Vielleicht war es gerade das!“ Seine Hand strich das Haar von der Stirn, immer aufwärts, ganz gedankenlos. „Ich weiß es nicht, ich bin nicht gebildet genug dazu. Aber Du hättest mich an Seele und Leib gemordet! — In schlechte Gesellschaft kam ich, ins Trinken — Du hast mich drum verachtet, wenn Du auch nichts sagtest. Aber wie mir zu Mut war, das weißt Du nicht. — Art gehört eben zu Art. Ein Mädel wie die Eva, und ich will arm sein und arbeiten wie früher, Tag und Nacht, und doch glücklich dabei.“

Sie nickte ein wenig vor sich hin.

„Art zu Art,“ sagte sie mit ihrer alten Überlegenheit. „Du magst recht haben.“

Er reckte die Arme weit von sich in die Luft hinaus.

„Frei muß ich sein! Frei! Frei!“

Sie nahm die schillernde Seidenschleppe zusammen.

„Also: der Centaur hat sich der Schlange entledigt, so lange es noch Zeit war. Lebewohl, Tino; morgen reden wir weiter,“ sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, und ging an ihm vorüber zur Thüre hinaus. Zwischen den Portieren wandte sie sich noch einmal um.

„Wer hätte an solch ein Ende gedacht!“ sagte sie fast schwermütig. — Dann war sie fort.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Rastlos ging Maud in ihrem Zimmer auf und ab. Das Erlebte ließ ihr keine Ruhe. Aber je weiter die Nacht vorschritt, je mehr schwand ihr Zorn, alle empörten Gedanken.

„Art zu Art,“ klang es ihr immer wieder in den Ohren. Er hatte recht damit, als er es sagte. Es giebt keine Brücken über die Abgründe, die verschiedene Erziehung zwischen den Menschen aufreißt. Sie können eine lange Zeit unbeachtet bleiben, dann plötzlich klaffen sie wieder auf, nur durch ein Wort, eine Anschauung aufgerissen, die an sich vielleicht belanglos, doch mit greller Deutlichkeit zeigt, daß es niemals eine wahre Gemeinsamkeit gegeben.

Auch alle Künstlerschaft ist machtlos dagegen. — Vielleicht hilft Liebe überwinden, echte, ehrliche Liebe, wenn der eine Teil nur geben wollte, immer nur geben . . . Diese Liebe hatte sie nicht besessen — aber ob sie auf die Dauer auch aushalten würde, diese Liebe?

Maud stützte den Kopf in die Hand als sie sich auf die Chaiselongue niedersetzte. Das ganze Leben kam ihr auf einmal vor wie ein Labyrinth, das zu übersehen sich der einzelne niemals vermessen konnte.

Wie gut hatte sie alles zu machen geglaubt! Wie sicher war sie ihren Weg gegangen. — Und nun? Es war doch ein Gefühl der Bitterkeit, das in ihr aufwallte, wenn sie daran zurückdachte, daß sie mit allem, was sie gab, ihrem Manne nicht mehr gewesen war, als die mordende Schlange, aus deren würgender Umarmung er sich befreien oder zu Grunde gehen mußte. Dagegen war ihm dies einfache Mädchen aus dem Volk alles, was ihm Glück bedeutete.

So gab es denn wirklich nur noch eins, was ihr zu thun übrig blieb, ihn freigeben! —

Woran sie niemals gedacht hatte, als sich ihr Herz Fortunat zuwendete, verlangte er jetzt kategorisch, und sie fühlte, sie hatte nicht das Recht, ihm zu widerstehen.

Sie setzte sich hin und schrieb Heeken einen langen Brief, in dem sie ihn bat, so lange Inhaber der Wohnung zu bleiben, bis der Kontrakt erloschen, ohne Scham ein Jahrgeld von ihr anzunehmen, bis er in der Lage sei, für seine Familie ausgiebig zu sorgen, die Scheidung aber sogleich einzuleiten.

„Du wirst,“ schloß der Brief, „mir bei reiflicher Überlegung recht geben, daß Du gezwungen bist, meine Vorschläge anzunehmen. Ich habe Dich eigenmächtig aus dem Boden gerissen, in dem Du wurzeltest, und Dich in Üppigkeit verpflanzt, die Dir ein Greuel war. Ich wußte nicht, was ich Dir damit anthat, sondern habe es gut gemeint. Zu verzeihen haben wir uns beide nichts, denn Irren ist unser menschliches Erbteil. Gehen wir also auseinander ohne Groll, und wünschen wir einer dem andern das Beste. Ich werde mich nach wie vor an den Früchten Deiner Arbeit erfreuen.
Maud.“

Sie ruhte ein wenig nach diesem Brief und schloß die Augen, aber schon in aller Morgenfrühe war sie wieder auf und schellte Nina, der sie einen kleinen Koffer mit dem Notwendigsten zu packen befahl. Im Laufe des Tages sollte dann die übrige Garderobe in die großen Koffer weiter untergebracht werden.

Nina stutzte, aber sie fragte nichts, vielleicht ahnte sie genug, um Schweigen bewahren zu können.

„Und dann schicken Sie mir Eva in das Wohnzimmer,“ sagte Maud, schon fertig angekleidet in dunkler Reisetoilette.

Ihrem blassen, überwachten Gesicht sah man es deutlich an, daß sie nicht ohne Erschütterung zu dem Entschluß gekommen war, während Martin Heeken gerade in dieser Nacht tief und fest, ohne irgendwelche Erregung schlief. Seiner robusteren Natur waren die feineren Seelenvibrationen fremd, der Augenblick brachte ihm den Entschluß, und jeder Entschluß die Kraft, ihn durchzuführen. Für ihn war seine Ehe bereits eine abgethane Sache, und wie Maud und er auseinandergingen, erschien ihm ohne Belang. —

Eva kam. Ihre Augen waren rot und verschwollen vom Weinen. In letzter Stunde hatte die Alte zu keifen und zanken begonnen, denn die Angst um ihr Wohlleben hatte sie gepackt. Eva brummte der Kopf von all den Vorwürfen, die sie nun plötzlich zu hören bekam. Im Grunde ließ sie das alles ziemlich gleichgültig. — Was konnte man ihr nun noch zuleide thun? Ihre Ehre war ihr genommen, ihre Liebe zertreten, denn nie, das stand in ihr fest, durften die Gatten ihretwegen auseinandergehen. Die Sünde durfte sie nicht auf sich nehmen.

Die ganze Nacht lag sie grübelnd und weinend wach, wie sie der jungen Frau Herz wenden könnte, was sie sagen sollte, um diesen unheilvollen Entschluß zu ändern, denn das stand in ihr fest, sie mußte Maud noch einmal sehen, ehe sie ging. Ihre Botschaft erschreckte sie trotzdem. Wie weh würde sie ihr jetzt wieder mit harten, kalten Worten thun, wie bitter weh!

Aber Mauds Gesicht sah zwar ernst, doch nicht zornig aus.

„Kommen Sie her, Eva,“ sagte sie fast freundlich. „Ich habe mit Ihnen zu sprechen.“

Das Mädchen schlich näher, ihr Herz war ihr wie zerrissen.

„In einer Stunde habe ich dies Haus für immer verlassen,“ fuhr Maud fort, „und Sie sollen mir,

ehe ich gehe, das Versprechen geben, hier zu bleiben und nach dem Rechten zu sehen. Herr Heeken hat Sie sehr lieb, ich weiß das, und in nicht zu langer Zeit werden Sie glücklich und zufrieden als seine Frau mit ihm leben. Darum lege ich jetzt schon alles Notwendige in Ihre Hand."

Eva warf sich schluchzend vor ihr auf die Knie. „Gnädige Frau, Sie halten mich für ein schlechtes Geschöpf, wenn Sie es auch nicht sagen, ich fühle es doch! — Mit dem Vorwurf kann ich aber nicht leben. — Nichts Böses hab ich gethan all mein lebelang — und werde es auch nicht — o, gnädige Frau, um meinetwillen brauchen Sie nicht von dem Martin zu gehen! — Wir haben uns wohl lieb — aber das kann keine Sünd' sein, der Herrgott hat's uns ja selbst ins Herz gelegt — aber das ist auch alles. — Und nun geh ich — und keiner soll mehr von mir hören . . ."

Sie preßte das thränennasse Gesicht gegen den Teppich; wie zerbrochen lag sie da, und Wahrheit sprach aus jedem Wort, jeder Bewegung. Maud wurde stutzig. Wer war denn ihr Gewährsmann gewesen? Emil Quensel! Der freilich . . . von dem war es kein Wunder, daß er alles mit seinen Augen ansah. Plötzlich that ihr das Mädchen leid.

„Ich glaube Ihnen, Eva," sagte sie eilig, fast ohne Überlegung, und legte ihre Hand auf den blonden Kopf am Boden.

Eva fuhr auf.

„Sie glauben mir, gnädige Frau! — Sie glauben mir!" — Aus ihren Augen brach ein Leuchten, und impulsiv drückte sie Mauds feine weiße Hand an ihre Lippen.

„Und Sie bleiben nun hier?" setzte sie zögernd, hoffend hinzu. „Ich will ja gehen — und nie — nie — wiederkommen."

Maud schüttelte den Kopf.

„Setzen Sie sich her, Eva, und hören Sie mir zu," sagte sie ruhig. „Ich will zu Ihnen sprechen wie zu einer jüngeren Freundin, hoffentlich werden Sie mich verstehen. — Eine solche Ehe wie zwischen Martin und mir, in der die Herzen nichts miteinander zu thun haben, sondern nur ein gegenseitiger Tausch stattfindet, kann kein Glück in sich bergen. Wir beide haben es an uns erfahren. — Ich gehe ohne Schmerz, und er läßt mich ohne Kummer gehen. Nun treten Sie an meine Stelle — und — machen Sie es besser!"

Da drückte Eva beide Hände auf die Brust und mit selig leuchtenden Augen sagte sie nur: „Ich hab' ihn so lieb — so sehr — sehr lieb!"

Maud nickte.

„Werden Sie glücklich!" sagte sie noch kurz, und dann ging sie schnell hinaus, denn etwas wie Neid wollte sie anwandeln, wenn sie an den Reichtum von Gefühlen dachte, den jetzt die Brust des einfachen Mädchens barg. — —

In ihrem Hotelzimmer angelangt, schickte sie Nina mit einem kurzen Billet an Fortunat.

„Ich bin hier; erwarte Sie in einer halben Stunde — aber allein — denn diesmal brauche ich Freundesrat. Maud."

Fortunat stürzte so eilig und aufgeregt aus seinem Atelier fort, daß er eine kostbare kleine Figur zertrümmerte, ohne darauf zu achten.

Maud im Hotel — sie rief ihn — was konnte nur vorgegangen sein!

Blaß, außer Atem langte er endlich bei ihr an und erfuhr das Geschehene.

„Ich reise nun, mein lieber Freund," sagte sie, „schon der morgende Tag sieht mich auf dem Wege nach Italien. Ihre Sorge muß es sein, Martin zu bewegen, das ausgesetzte Jahrgehalt einstweilen von mir anzunehmen. Er ist jetzt doch ein anderes Leben gewöhnt, und ich will nicht, daß er Ursache hat, meinen willkürlichen Eingriff in seine Existenz noch nachträglich zu verwünschen. Übrigens versichere ich Sie, daß er mit Eva sehr glücklich sein wird."

Er war im Zimmer auf und ab gelaufen, nun blieb er plötzlich stehen und kehrte sich ihr hastig zu.

„Gnädige Frau!" rief er vorwurfsvoll.

Ihr altes Lächeln glitt über das blasse, hübsche Gesicht.

„Art zu Art!" sagte sie fast scherzend.

Da schlug er die Hände vor das Gesicht und warf sich in einen Sessel; sie wußte, was in diesem Augenblick in ihm vorging, er dachte an Luzie!

„Und Liebe zu Liebe!" fügte er fast flüsternd hinzu. —

Ein beschwerlicher Tag war's noch für beide, denn Fortunat begleitete Maud überall hin, wo es noch etwas zu ordnen gab. Zum Rechtsanwalt — zum Bankier — er war ihre rechte Hand.

„Wenn ich Sie nicht hätte!" sagte sie ganz gerührt, und keiner von ihnen dachte an die wartende Braut. Sie waren selig eines neben dem andern nach der langen Trennung, und begehrten vom Augenblick nichts mehr. —

Luzie hatte gerade Geburtstag an dem Tage, der Maud von der Seite ihres Gatten trieb. Ihr Bräutigam hätte wohl daran denken können, aber neben Maud hatte ihr Bild keinen Platz mehr.

So ging der Vormittag hin ohne eine Gratulation, ein Geschenk von ihm zu bringen, so sehr sie auch wartete.

„Es ist etwas passiert," dachte sie und rang in ohnmächtiger Verzweiflung die Hände, obgleich Emil lachte und behauptete, Fortunat habe es einfach vergessen.

Am Nachmittag hatten sich die Freundinnen zum Kaffee angesagt und waren aufs äußerste erstaunt, weder den Bräutigam noch eine Gabe von ihm vorzufinden, so unbefangen Luzie auch in ihrem Zorn und Kummer that.

„Künstler," sagte sie lachend, „Künstler sind eben anders als andere Menschen und man muß sie mit anderem Maß messen. Ich wette, er sitzt tief vergraben in einem neuen Entwurf und weiß weder, ob die Sonne scheint noch ob es regnet."

Man hatte die Höflichkeit, zu thun, als glaube man ihr das; im stillen dachte sich jede ihr Teil. Und als nun gar der letzte und jüngste Gast eintraf und Luzien zwischen den herrlichsten Gratulationen die Versicherung gab, soeben sei sie ihrem Bräutigam

mit Frau Heeken in einer Droschke begegnet . . . „denke Dir nur, in einer Droschke — nicht im Heekenschen Wagen!" da war es so ziemlich um Luziens Selbstbeherrschung geschehen.

Sie konnte nicht fort, die lieben Freundinnen saßen ja da und beobachteten jedes Wort, jede Miene, aber sie beschwor Emil, zu Fortunat zu fahren und Aufklärung zu holen.

„Ich werde den Teufel thun," antwortete er ihr, den Rauch seiner Cigarette seelenruhig von sich blasend. „Nachher versöhnt Ihr Euch wieder und ich bin dann der Geleimte, denn ein Zerwürfnis zwischen Männern ist immer noch ein anderes Ding als ein zankendes Brautpaar."

So mußte sie denn aushalten — den ganzen Nachmittag bis gegen Abend, seelisch und körperlich auf die Folter gespannt durch ihr unausgesetztes Horchen auf irgendwelche Nachricht zwischen dem Geschwätz der Freundinnen. Manchmal glaubte sie es nicht länger ertragen zu können, laut hinausschreien zu müssen; und die Hast, mit der sie allen in ihre Garderobe half, wurde späterhin mit manchem lachenden Kommentar versehen.

Endlich war sie allein! Endlich! — Sie nahm sich nur noch Zeit, einen Mantel umzuwerfen, dann fuhr sie in Fortunats Atelier.

Alles still — alles dunkel! —

Nach langem Warten kam die Haushälterin endlich von einem Besuch heim und ließ die vor Furcht und Aufregung zitternde Braut, die sie ja gut kannte, eintreten, aber auch sie hatte keine Ahnung, wo sich ihr Herr den ganzen Tag aufgehalten, Luzies Fragen blieben erfolglos. Und nun saß sie hier — wieder stundenlang — fiebernd, halb sinnlos vor Zorn — und er kam nicht. —

Das Licht erlosch in den Häusern und Korridoren — da endlich — endlich hörte sie seinen Schritt! — Zusammengeknäult wie eine Katze, regungslos, blickte sie ihm nur mit funkelnden Augen entgegen.

Er hatte keine Ahnung von ihrer Anwesenheit, ganz in Gedanken verloren zündete er Licht an, dann schrak er heftig zusammen.

„Luzie — Du —! Verzeih — ich hatte gar nicht an Dich gedacht." —

Sie sprang auf und trat dicht vor ihn.

„Das glaube ich! — Du warst ja bei ihr, die Du liebst! — Was konnte ich Dir da gelten!"

„Ja!" sagte er nach kurzem Besinnen. „Es ist etwas Unerwartetes geschehen. Heekens trennen sich — ich begleitete Frau Heeken zum Rechtsanwalt und sorgte für alles Nötige. Sie verläßt morgen früh die Stadt für immer. Das entschuldigt mich wohl heute bei Dir."

Sie stampfte leidenschaftlich mit dem Fuß.

„Nein — das entschuldigt Dich nicht! Was geht Dich Maud an! Zu mir gehörst Du. — Vor allen meinen Freundinnen hast Du mich heut mit Deiner Rücksichtslosigkeit lächerlich gemacht."

Sie begann wild und unbändig zu schluchzen, er versuchte sie zu trösten, obgleich sein Herz, seine Gedanken ganz wo anders waren.

„Luzie," sagte er eindringlich, „glaubst Du denn nicht, daß solch ein ernster Schritt, wie die Trennung einer Ehe, eine Geburtstagsfeier wert ist?"

„Was geht sie Dich an?" fragte sie mit funkelnden Augen.

„Ich war ihm und ihr einmal Freund," sagte er mit bedeckter Stimme.

„Und bist es noch! Und liebst sie noch, wie Du es stets gethan! Ich war Dir nur Mittel zum Zweck, um ihren Ruf wiederherzustellen!" schrie sie außer sich. „Leugne es doch, wenn Du es kannst!"

Er senkte den Kopf und schwieg.

„Und jetzt wird sie Dich kaufen, wie sie sich damals Heeken gekauft hat," fuhr Luzie fort, „und Du wirst ebenso bereit dazu sein wie er."

Da fuhr er auf mit flammenden Augen.

„Beschimpfe die Frau nicht, die mir am höchsten steht auf der Welt! Glaubst Du, Du mit Deiner kleinlichen, engherzigen Auffassung verstehst sie zu würdigen? Der Neid hat Dich immer gegen sie blind gemacht."

Luzie warf sich auf die Chaiselongue und brach in schneidendes Lachen aus.

„Der Neid? Worauf denn? — Auf ihr Geld? Pah! Auf ihren Bauernbengel von Mann? Oder auf Deine blöde Anbetung? Das alles habe ich ihr nicht zu beneiden."

„Luzie!" sagte er warnend, denn er sah, daß sie die Herrschaft über sich selbst verlor. Aber da half nichts mehr.

„Manchmal glaube ich sogar, ich hasse Dich," sagte sie und biß die Zähne so fest zusammen, daß man kaum ihre Worte verstand, „denn ich weiß genau genug, daß ich Deinen Besitz mit meiner größten Feindin zu teilen habe, und ich bin zu stolz dazu."

„Luzie!" sagte er noch einmal.

O, wie er diese Scenen haßte, ihrer überdrüssig war! Fast kein Tag verging ohne sie.

„Ich sehe nicht ein, warum ich mir das alles gefallen lassen soll," fuhr das Mädchen in demselben Ton fort. „Da! Du bist frei!"

Und sie riß den Verlobungsring vom Finger und schleuderte ihn zu Boden.

Auge in Auge, schweigend und blaß standen sie sich dann eine Weile gegenüber.

„Du hast es gewollt!" sagte er endlich tonlos und zog auch den seinen vom Finger.

Als sie das Funkeln des Metalls sah, stürzte sie auf ihn zu, umschlang ihn und preßte ihn an sich.

„Fortunat — nein — nein! — Es war mein Ernst nicht!"

Er schob sie langsam, aber entschlossen von sich.

„Es geht so nicht weiter, Luzie. Ich kann das nicht ertragen und gehe daran zu Grunde. Ein Leben mit Dir würde geistiger Tod für mich werden. Auch die Seelen müssen von gleicher Art sein, wenn es Harmonie geben soll, und ohne solche ist kein Schaffen denkbar. Um meinetwillen muß ich mich schon von Dir trennen."

„Das ist nicht wahr!" Sie wischte Thränen und zerzauste Locken aus ihrem glühenden Gesicht. „Du thust es um Mauds willen."

Er sah sie groß und voll an.

„Und wäre es selbst so; wir gehören nicht zu einander."

Ein Zittern überlief sie und schüttelte sie wie einen jungen Baum der Sturmwind.

„Also lebewohl!"

„Lebewohl! Und wenn Du es vermagst, verzeih mir. Besser ein kurzer Schmerz als ein langes, qualvolles Zusammenleben."

Sie lachte schrill auf. In diesem Augenblick hätte sie ihn töten können. — —

Eine Stunde später war Luzie zu Hause und lag in ihrem Bett. Was hatte sich nicht alles in den vergangenen vierundzwanzig Stunden abgespielt! Sie war außer sich. Gekränkte Eitelkeit, Furcht vor dem Gerede der Leute, wütender Zorn erfüllten ihre Seele so sehr, daß das Fünkchen echter, wahrer Liebe, die sie einst für Fortunat gehegt, jämmerlich darin erlosch.

* * *

Am nächsten Morgen, als Maud die Stadt verließ, stand auf dem Perron, in einen dunklen Mantel gewickelt, Fortunat. Er war sehr blaß, aber seine Brust atmete so frei, so leicht war ihm zu Mute, daß es ihm unwissentlich aus den Augen strahlte.

„Sie freuen sich wohl, daß Sie mich loswerden?" meinte Maud scherzend, sich aus dem Coupé beugend.

Er sah sie an. — Was lag nicht alles in dem einen Blick! Fast drängten sich ihr die Thränen in die Augen, wenn sie bedachte, daß es doch nie — nie, sein konnte.

„Ich bin frei — seit gestern abend!" sagte er hastig flüsternd. — „Wann darf ich Ihnen folgen, Maud?"

Ein heißes Rot stieg in ihr Gesicht. Sie reichte ihm die Hand.

„Mit dem Scheidungsdekret in der Tasche," gab sie ebenso leise zurück.

„Und dann?"

„Dann . . ." Die Lokomotive pfiff, der Zug setzte sich in Bewegung. Maud fuhr davon, und er blieb zurück, aber er sah noch ihr Lächeln, sah, daß sie die Hand an die Lippen hob und ihm einen Kuß zuwarf.

Wie von Engelsflügeln getragen, kehrte er in sein Atelier zurück. —

* * *

Aber das alltägliche Leben machte bald seine Rechte geltend. Schon am nächsten Tage kam Emil, um eine Versöhnung zwischen dem Brautpaar herbeizuführen. Er hatte sich das so leicht gedacht, da er Fortunats Charakter, der im allgemeinen sehr zur Nachgiebigkeit neigte, genau kannte, scheiterte mit seiner Mission aber völlig.

Das „Art zu Art", das er Maud gegenüber selbst ins Treffen geführt, richtete sich hier als eherne Mauer gegen ihn auf, gegen die es keinen Ansturm gab. Unverrichteter Sache kehrte er nach Hause zurück, wo Luzie raste und tobte wie eine Wahnsinnige.

Am Abend ging dann Fortunat in aller Heimlichkeit zu dem alten Professor Quensel, dem er nach Unterrichtsschluß auflauerte. Ihm war das Herz so voll, aber der Mund seltsam verschlossen.

Diesem alten, grauhaarigen Manne gegenüber fühlte er seine Handlungsweise wie eine Schuld, weil dieser bei jedem Menschen immer die edelsten Motive in Berechnung zog, ahnungslos, wie oft er sich täuschte. Und Emil, der seinen Vater einen „unverbesserlichen Idealisten" zu nennen pflegte, hatte nicht so unrecht mit seinem Ausspruch.

Er fand ihn zwar ein wenig niedergeschlagen durch den Kummer, den seine Tochter ohne jede Selbstbeherrschung zur Schau trug, aber von derselben ehrlichen Freundlichkeit gegen ihn — den Urheber; gerecht und mild, wie er immer zu sein pflegte.

„Wenn man alt geworden ist, sieht man das Leben mit so ganz andern Augen an," sagte er zu Fortunat, „und bedauert nur jede Stunde, die man sich vom Glück nicht erobert hat. — Ich wußte es ja längst, lieber Sohn — entschuldigen Sie, daß ich Sie noch einmal so nenne — daß Ihnen in der Verbindung mit meiner Luzie nicht das werden würde, was Sie zu Ihrem Frohsinn, Ihrer Schaffenskraft brauchen. Da ist es denn gut, wenn man sobald wie möglich einen Strich macht und sich herausrettet, Luzies Kummer ist viel zu ungebärdig, als daß er sehr nachhaltig sein wird, das tröstet mich. — Aber nun sagen Sie mir einmal — Heekens! Wer hätte das gedacht!"

„Sie paßten gar nicht zusammen, Herr Professor."

Er schüttelte den weißen Kopf.

„Mag ja sein — mag gewiß sein! Aber wissen Sie, lieber Sohn, ich denke, die heutige Generation rechnet mit zu vielen Faktoren, und erst, wenn die ganze Summe stimmt, dann fassen sie nach ihrem sogenannten Glück. Ich meine aber nach meiner alten Erfahrung, all der vielen Faktoren braucht es nicht, Liebe muß nur da sein, die alles ausgleicht, und eine Gleichheit der Seele, die äußere Mängel übersehen läßt. Aber wer fragt heute noch nach Liebe, und wer hört auf die so unendlich feine Sprache der Seelen zu einander! — Ich bin manchmal recht froh, daß ich so alt bin und bald aus dem Leben herausgehe, das, was noch kommt, gefällt mir recht wenig."

„Und Sie sind mir nicht böse, Herr Professor?" fragte Fortunat bewegt.

Er lächelte fein.

„Glauben Sie, meine Theorie ist nur für die Allgemeinheit? Im besondern Fall aber, der mich angeht, denke ich anders? Nein, so ist es nicht. Und weil zwischen Ihnen und Luzie keine Liebe war, wie ich sie meine, darum ist es besser, Ihr habt das Band zerrissen! — Sollte Ihnen aber einmal doch die echte, wahre Liebe begegnen, mein junger Freund, sollte Ihnen eine begegnen, die der Ihrigen gleichwertig ist, dann rechnen und fragen Sie nicht lange, dann öffnen Sie ihr weit die Arme, denn Sie werden das Glück festhalten, und kommt es auch im Kattunkleid mit einem Stück trocknen Brot in der Hand. Irgendwo haben wir Menschen doch alle eine weiche, klingende Stelle, die ihr Recht verlangt — oder uns sonst manche qualvolle Stunde bereitet."

Fortunat schüttelte die Hand des Greises heftig.

„Ich werde Ihre Worte nie — nie vergessen, Herr Professor."

* * *

Nun blieb ihm noch übrig, Heeken aufzusuchen. Er hatte es Maud versprochen, und sonderbar, seitdem er sie fern wußte, für immer von Heeken getrennt, lebte auch das alte, freundschaftliche Gefühl für ihn auf einmal wieder ganz ungestört in seinem Herzen auf.

Wie aber würde er ihn empfangen nach der langen Entfremdung?

Schritt für Schritt stieg er die Stufen empor, klingelte und betrat die ihm so wohlbekannten Räume. Ein Hauch von Vergangenheit schien ihm über allem zu liegen, von Moder und Öde, denn sie, die ihm damals alles belebt hatte, war ja fortgegangen und hatte auch den kleinsten Teil ihres Wesens mit hinweggenommen. Man führte ihn ins Atelier, und als er den langen Korridor durchschritt, da hörte er pfeifen drinnen. Wirkliches, vergnügtes Pfeifen!

Er blieb einen Augenblick lauschend stehen — das war wahrhaftig Martin selber!

Er hatte ihn nur einmal pfeifen hören, damals, als seine erste Gruppe zusammengestürzt war, und er in Todesangst kam, den Verzweifelten zu trösten.

Er fand ihn pfeifend; — und heute pfiff er wieder. — Die Erinnerung an die Vergangenheit übermannte ihn plötzlich, und eintretend streckte er ihm beide Arme entgegen.

„Martin! Mein alter Martin!"

Wie es dann plötzlich kam, daß sie sich umarmt hielten, wußte nachher keiner.

Und dann ein Blick auf Heekens Gestalt und Fortunat mußte lachen.

Da war es ja wieder das anspruchslose Wollhemd, wenn auch in erneuter Gestalt, und lustig starrte ihm Kopf- und Barthaar rund um das Gesicht. Auf dem Block aber, auf dem er zu modellieren pflegte, da hob sich wieder in den ersten Anfängen ein massiges Etwas empor, von dem man gleich wußte, es müsse etwas Gewaltiges, Riesengroßes werden.

Fortunat atmete tief auf, und dann sahen sie sich etwas verlegen in die Augen.

„Ich bin lange nicht hiergewesen," sagte er dann, nur um zu beginnen.

„Recht lange nicht."

„Und Du bist wieder fleißig an der Arbeit?"

Martins Augen leuchteten.

„Und wie! Ich bin ja frei! — frei! — frei!" Und er reckte seine gewaltigen Arme in die Luft und ballte die Fäuste. „Du weißt doch alles, nicht wahr?"

„Deine Frau hat mir nichts verhehlt; mit meinem Beistand hat sie die nötigsten Schritte gethan."

„Ich danke Dir! Du bist wirklich ein redlicher Freund gewesen all die Zeit. Und wenn ich Dich mal schlecht behandelt habe . . . nichts für ungut, Lex, ich war ein todunglücklicher Mensch!"

„Und nun?"

„Nun bin ich glücklich! Selig! Und das Leben liegt vor mir — so hell, daß ich mit keinem Kaiser tauschen möchte."

„Aber Martin, Du hast Dich jetzt an schrankenlosen Reichtum gewöhnt . . ."

„Gewöhnt?" fuhr er auf. „Umgebracht hat er mich beinahe. Meine Kunst hätte er mich gekostet, wenn ich ihn immer hätte ertragen müssen! Mich — mich selbst hätte er zu einem liederlichen Kerl gemacht und alles niedergetreten, was doch einmal in mir steckt. Der Reichtum, mein Lieber, ist ein verflucht zweischneidig Ding."

„Wenn Du wüßtest, wie es mir ein stets lebendiger Vorwurf gewesen ist, daß Du nicht glücklich warst!" sagte Fortunat mit gesenktem Kopf.

Martin legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn ein wenig.

„Was kannst denn Du dafür? Ich – ich hätte mich nicht in etwas hineinzwingen lassen sollen, was mir so ganz gegen meine Natur ging. Aber ich dachte, man gewöhnt's vielleicht mit der Zeit! Und sie auch, sie dachte: Du gewöhnst ihn dir! Was aber ein rechter Mann ist, der bleibt bei seiner Art — oder — er geht zu Grunde." Dann dem Freunde näher rückend, setzte er im vertraulichen Flüsterton hinzu: „Sie hat sich wohl manchmal über mich beklagt, Fortunat, meine Frau! — Sie hielt mich für einen rohen, eigensinnigen Burschen . . . ich weiß nicht, ob ich es bin — ich weiß nur, daß man auf die Dauer nicht gegen sich an kann. Den Zwang habe ich so gehaßt, mit dem habe ich Krieg geführt, gar nicht mit ihr, und — Gott sei Dank, ich habe ihn abgeschüttelt."

„Also bist Du zufrieden, wie es gekommen ist?"

Martin atmete tief auf.

„Von Herzen! Ich werde wieder arbeiten und schaffen können wie früher, denn ich bin wieder ich selbst geworden. Die Welt, denk ich, soll noch mit mir zufrieden sein."

„Wie konnten wir nur so auseinanderkommen?" fragte Fortunat nachdenklich, denn das Kraftbewußtsein des Freundes, das Fluidum, das die herumstehenden Arbeiten ausströmten, hatten wieder die alte Anziehungskraft für ihn. Es war ihm, als sei die ganze letzte Zeit nicht gewesen.

„Die Frau stand zwischen uns," sagte Heeken ganz selbstverständlich. „An der maßest Du es erst ab, daß wir doch nicht zu einander gehörten, an der maß auch ich mich — und hätte mich bald selbst aufgegeben, wenn nicht —" er lächelte und schwieg ein Weilchen. „Du weißt natürlich alles," sagte er dann.

„Alles, Martin."

„Und möchtest nun auch die Ev' sehen?"

Und ehe der andere ein Wort erwidern konnte, ging er zur Thür und öffnete sie weit.

„Everl, willst Du so gut sein und ein paar Flaschen Bier für uns beide bringen? Denn weiter langt es jetzt nicht," setzte er lachend hinzu, sich zu Fortunat wendend. „Aber ich will arbeiten — arbeiten! Ich kann ja wieder arbeiten!"

Eva kam und brachte das Bier. Ihre Wangen waren rot, und sie lachte mit all den blitzblanken, wundervollen Zähnen, während sie dem Gast das

Bier eingoß. In ihrem schlichten, gewürfelten Kattunkleid sah sie zwar nicht aus wie eine Fürstin, aber wie eine passende Lebensgefährtin für den Mann, der jetzt in selbstvergessener Zärtlichkeit den Arm um ihre Hüfte legte.

Mein Gott, daß er das nicht früher begriffen hatte, der Freund, der mit offenen Augen dabeigestanden und zugesehen, wie wenig eins für das andere getaugt, damals, als die feingliederige, feinnervige Maud an seiner Seite gestanden!

Eva schob seinen Arm fort und sah ihn vorwurfsvoll an; noch war ihr bänglich und verwundert zu Sinn, wenn sie das Geschehene überdachte. Und Martin kam ihr so hoch vor, so himmelhoch neben ihrer kleinen, bescheidenen Existenz.

Als sie gegangen war, sagte Heeken schnell: „Du brauchst mir kein Wort über sie zu sagen, kein Sterbenswörtchen! Mir ist sie gerade so recht wie sie ist. Weißt Du, alles schickt sich nicht für jeden ... ich glaube, ich brauche es, daß die Frau zu mir in die Höhe sieht, nicht auf mich herab.“

Und Fortunat schwieg auch. Die Eva in all ihrer frischen Natürlichkeit, Gesundheit und ländlichen Schönheit konnte ihn nicht begeistern. Ihm kam es vor, als habe der Freund einen Edelstein fortgeworfen, um einen kompakten Kiesel aufzuheben. Da er aber den Edelstein gefunden, brauchte er nicht böse darüber zu sein.

Heeken fragte mit keinem Wort nach den Beziehungen, die zwischen dem Freunde und seiner Frau bestanden. Entweder interessierten sie ihn nicht mehr, da er mit der Vergangenheit so endgültig gebrochen, oder er war zu taktvoll dazu. Auch Fortunat erwähnte keine Silbe. Das Heiligtum seines Herzens vermochte er nicht preiszugeben.

Dagegen machte Martin das Glück mitteilsamer.

„Ich werde rüstig schaffen,“ sagte er und straffte das Haar rückwärts, „niemand stört mich mehr, und die Eva sorgt für mein körperliches Behagen. Siehst Du, mein Lieber, das ist doch etwas anderes als mein damaliges Hausen in dem armseligen Atelier, als ich meine Centaurengruppe schuf! — Nun geht es vielleicht nicht ganz so flink, aber mit gekräftigtem Leib und froher Seele.“

„Du willst das Mädchen, das Du nachher zu heiraten gedenkst, bei Dir behalten bis Du geschieden bist?“ sagte Fortunat erschrocken. „Aber das geht doch gar nicht, Martin! — Die Menschen ...“

Er lachte auf.

„Die Menschen!“ wiederholte er in gutmütigem Spott. „Ja, die können mir sonst was! — Ich brauche sie nicht — ich will sie nicht — ich bin ein freier, unabhängiger Mann. Sie scheren mich den Teufel! Niemand soll meine Schwelle betreten außer Dir — Du wirst mir immer willkommen sein!“ —

Und wieder umarmten sie sich herzlich wie in früherer Zeit.

Schluß-Kapitel.

Kaum ein Jahr später reiste Fortunat mit der Scheidungsakte in der Tasche nach Italien. — Von Sorrent kam die Nachricht, daß er sich mit der geschiedenen Frau Heeken ehelich verbunden habe, und manche Nachricht fand später auch noch den Weg in die Stadt, die Heeken nicht verlassen hatte.

Fortunat blieb mit seiner Frau im Süden. Sein humorvolles, trotz alledem etwas weiches Talent fand dort den besten Boden. Das liebenswürdige, reiche junge Paar spielte dort eine große Rolle und sehnte sich nicht in das kalte Nebelland zurück, nur ab und zu fand eine der feinsinnigen Schöpfungen des Künstlers ihren Weg dahin, und dann konnte Heeken stundenlang schmunzelnd davor stehen und sich an dem Gebotenen erfreuen.

Fortunats Ruf wuchs mit Recht, und seine Frau hatte teil an seinem Schaffen, wie sie es sich einst ersehnte.

* * *

Als der geniale Bildhauer Martin Heeken in aller Stille sich mit seiner zweiten Frau trauen ließ, da rümpfte die Gesellschaft gewaltig die Nase. — Ein Dienstmädchen! Eine Person, die ihm ganz schamlos den Hausstand geführt, als er mit seiner Frau in Scheidung lag. Diese Leute waren ja einfach unmöglich! —

Aber in den seltenen Fällen, wo man ihn wirklich einmal zu Gesichte bekam, sah der Mann gar nicht aus, als ob er sich etwas daraus machte. Für seine früheren Bekannten hatte er ein schlechtes Gedächtnis, er kannte sie alle nicht mehr, und niemand kannte ihn.

Aber er sah so anders aus! Sein Äußeres wohl etwas vernachlässigt, wenn auch niemals wieder so wie zu Anfang seiner Carriere, dafür aber den Kopf stolz getragen, in den Augen das Leuchten absoluter Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit.

Es gab eine Zeit, da munkelte man, daß es ihm pekuniär nicht glänzend gehen sollte, denn das war eine Thatsache, wenn auch eine merkwürdige. Als Mauds Gatte mußte man sich immer erst auf den Künstler besinnen, der er doch immer gewesen, jetzt war es der Künstler allein, der das Interesse so wach hielt, daß man sich auch um seine Privatverhältnisse kümmerte.

Er wußte von alledem nichts.

Draußen vor dem Thore besaß er ein kleines Haus, sehr bescheiden, nach seinen Angaben gebaut, darin lebte er schlicht und einfach mit seinem Weibe und drei strammen Buben, die in seinen Mußestunden um ihn herumtollen, ohne ihn zu stören.

Aber sein Atelier ist geheiligt! — Selbst Eva hat nie den ehrfürchtigen Respekt überwunden, den ihr die gewaltigen weißen Skulpturen einflößen, die dort herumstehen.

Jede vollendete Arbeit wird ihm ein neues Lorbeerblatt. Er hat alles gehalten, was er versprochen! — Seine Frau versteht wenig davon. Auf Treu und Glauben nimmt sie es hin, daß ihr Martin eben ein Genie ist, aber sie würde ihn nicht weniger lieben, wenn plötzlich dieses Genie entfliehen und ihr nur den einfachen Gatten zurücklassen würde. Seit zehn Jahren geht sie mit jedem Gedanken in ihm auf und den Kindern.

Die alte Frau Heeken ist längst tot. —



Fortunat schüttelte die Hand des Greises heftig.

„Ich werde Ihre Worte nie — nie vergessen, Herr Professor."

* * *

Nun blieb ihm noch übrig, Heeken aufzusuchen. Er hatte es Maud versprochen, und sonderbar, seitdem er sie fern wußte, für immer von Heeken getrennt, lebte auch das alte, freundschaftliche Gefühl für ihn auf einmal wieder ganz ungestört in seinem Herzen auf.

Wie aber würde er ihn empfangen nach der langen Entfremdung?

Schritt für Schritt stieg er die Stufen empor, klingelte und betrat die ihm so wohlbekannten Räume. Ein Hauch von Vergangenheit schien ihm über allem zu liegen, von Moder und Öde, denn sie, die ihm damals alles belebt hatte, war ja fortgegangen und hatte auch den kleinsten Teil ihres Wesens mit hinweggenommen. Man führte ihn ins Atelier, und als er den langen Korridor durchschritt, da hörte er pfeifen drinnen. Wirkliches, vergnügtes Pfeifen!

Er blieb einen Augenblick lauschend stehen — das war wahrhaftig Martin selber!

Er hatte ihn nur einmal pfeifen hören, damals, als seine erste Gruppe zusammengestürzt war, und er in Todesangst kam, den Verzweifelten zu trösten.

Er fand ihn pfeifend; — und heute pfiff er wieder. — Die Erinnerung an die Vergangenheit übermannte ihn plötzlich, und eintretend streckte er ihm beide Arme entgegen.

„Martin! Mein alter Martin!"

Wie es dann plötzlich kam, daß sie sich umarmt hielten, wußte nachher keiner.

Und dann ein Blick auf Heekens Gestalt und Fortunat mußte lachen.

Da war es ja wieder das anspruchslose Wollhemd, wenn auch in erneuter Gestalt, und lustig starrte ihm Kopf- und Barthaar rund um das Gesicht. Auf dem Block aber, auf dem er zu modellieren pflegte, da hob sich wieder in den ersten Anfängen ein massiges Etwas empor, von dem man gleich wußte, es müsse etwas Gewaltiges, Riesengroßes werden.

Fortunat atmete tief auf, und dann sahen sie sich etwas verlegen in die Augen.

„Ich bin lange nicht hiergewesen," sagte er dann, nur um zu beginnen.

„Recht lange nicht."

„Und Du bist wieder fleißig an der Arbeit?"

Martins Augen leuchteten.

„Und wie! Ich bin ja frei! — frei! — frei!" Und er reckte seine gewaltigen Arme in die Luft und ballte die Fäuste. „Du weißt doch alles, nicht wahr?"

„Deine Frau hat mir nichts verhehlt; mit meinem Beistand hat sie die nötigsten Schritte gethan."

„Ich danke Dir! Du bist wirklich ein redlicher Freund gewesen all die Zeit. Und wenn ich Dich mal schlecht behandelt habe ... nichts für ungut, Lex, ich war ein todunglücklicher Mensch!"

„Und nun?"

„Nun bin ich glücklich! Selig! Und das Leben liegt vor mir — so hell, daß ich mit keinem Kaiser tauschen möchte."

„Aber Martin, Du hast Dich jetzt an schrankenlosen Reichtum gewöhnt ..."

„Gewöhnt?" fuhr er auf. „Umgebracht hat er mich beinahe. Meine Kunst hätte er mich gekostet, wenn ich ihn immer hätte ertragen müssen! Mich — mich selbst hätte er zu einem liederlichen Kerl gemacht und alles niedergetreten, was doch einmal in mir steckt. Der Reichtum, mein Lieber, ist ein verflucht zweischneidig Ding."

„Wenn Du wüßtest, wie es mir ein stets lebendiger Vorwurf gewesen ist, daß Du nicht glücklich warst!" sagte Fortunat mit gesenktem Kopf.

Martin legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn ein wenig.

„Was kannst denn Du dafür? Ich – ich hätte mich nicht in etwas hineinzwingen lassen sollen, was mir so ganz gegen meine Natur ging. Aber ich dachte, man gewöhnt's vielleicht mit der Zeit! Und sie auch, sie dachte: Du gewöhnst ihn dir! Was aber ein rechter Mann ist, der bleibt bei seiner Art — oder — er geht zu Grunde." Dann dem Freunde näher rückend, setzte er im vertraulichen Flüsterton hinzu: „Sie hat sich wohl manchmal über mich beklagt, Fortunat, meine Frau! — Sie hielt mich für einen rohen, eigensinnigen Burschen ... ich weiß nicht, ob ich es bin — ich weiß nur, daß man auf die Dauer nicht gegen sich an kann. Den Zwang habe ich so gehaßt, mit dem habe ich Krieg geführt, gar nicht mit ihr, und — Gott sei Dank, ich habe ihn abgeschüttelt."

„Also bist Du zufrieden, wie es gekommen ist?"

Martin atmete tief auf.

„Von Herzen! Ich werde wieder arbeiten und schaffen können wie früher, denn ich bin wieder ich selbst geworden. Die Welt, denk ich, soll noch mit mir zufrieden sein."

„Wie konnten wir nur so auseinanderkommen?" fragte Fortunat nachdenklich, denn das Kraftbewußtsein des Freundes, das Fluidum, das die herumstehenden Arbeiten ausströmten, hatten wieder die alte Anziehungskraft für ihn. Es war ihm, als sei die ganze letzte Zeit nicht gewesen.

„Die Frau stand zwischen uns," sagte Heeken ganz selbstverständlich. „An der maßest Du es erst ab, daß wir doch nicht zu einander gehörten, an der maß auch ich mich — und hätte mich bald selbst aufgegeben, wenn nicht —" er lächelte und schwieg ein Weilchen. „Du weißt natürlich alles," sagte er dann.

„Alles, Martin."

„Und möchtest nun auch die Ev' sehen?"

Und ehe der andere ein Wort erwidern konnte, ging er zur Thür und öffnete sie weit.

„Everl, willst Du so gut sein und ein paar Flaschen Bier für uns beide bringen? Denn weiter langt es jetzt nicht," setzte er lachend hinzu, sich zu Fortunat wendend. „Aber ich will arbeiten — arbeiten! Ich kann ja wieder arbeiten!"

Eva kam und brachte das Bier. Ihre Wangen waren rot, und sie lachte mit all den blitzblanken, wundervollen Zähnen, während sie dem Gast das

Bier eingoß. In ihrem schlichten, gewürfelten Kattunkleid sah sie zwar nicht aus wie eine Fürstin, aber wie eine passende Lebensgefährtin für den Mann, der jetzt in selbstvergessener Zärtlichkeit den Arm um ihre Hüfte legte.

Mein Gott, daß er das nicht früher begriffen hatte, der Freund, der mit offenen Augen dabeigestanden und zugesehen, wie wenig eins für das andere getaugt, damals, als die feingliederige, feinnervige Maud an seiner Seite gestanden!

Eva schob seinen Arm fort und sah ihn vorwurfsvoll an; noch war ihr bänglich und verwundert zu Sinn, wenn sie das Geschehene überdachte. Und Martin kam ihr so hoch vor, so himmelhoch neben ihrer kleinen, bescheidenen Existenz.

Als sie gegangen war, sagte Heeken schnell: „Du brauchst mir kein Wort über sie zu sagen, kein Sterbenswörtchen! Mir ist sie gerade so recht wie sie ist. Weißt Du, alles schickt sich nicht für jeden ... ich glaube, ich brauche es, daß die Frau zu mir in die Höhe sieht, nicht auf mich herab."

Und Fortunat schwieg auch. Die Eva in all ihrer frischen Natürlichkeit, Gesundheit und ländlichen Schönheit konnte ihn nicht begeistern. Ihm kam es vor, als habe der Freund einen Edelstein fortgeworfen, um einen kompakten Kiesel aufzuheben. Da er aber den Edelstein gefunden, brauchte er nicht böse darüber zu sein.

Heeken fragte mit keinem Wort nach den Beziehungen, die zwischen dem Freunde und seiner Frau bestanden. Entweder interessierten sie ihn nicht mehr, da er mit der Vergangenheit so endgültig gebrochen, oder er war zu taktvoll dazu. Auch Fortunat erwähnte keine Silbe. Das Heiligtum seines Herzens vermochte er nicht preiszugeben.

Dagegen machte Martin das Glück mitteilsamer.

„Ich werde rüstig schaffen," sagte er und straffte das Haar rückwärts, „niemand stört mich mehr, und die Eva sorgt für mein körperliches Behagen. Siehst Du, mein Lieber, das ist doch etwas anderes als mein damaliges Hausen in dem armseligen Atelier, als ich meine Centaurengruppe schuf! — Nun geht es vielleicht nicht ganz so flink, aber mit gekräftigtem Leib und froher Seele."

„Du willst das Mädchen, das Du nachher zu heiraten gedenkst, bei Dir behalten bis Du geschieden bist?" sagte Fortunat erschrocken. „Aber das geht doch gar nicht, Martin! — Die Menschen ..."

Er lachte auf.

„Die Menschen!" wiederholte er in gutmütigem Spott. „Ja, die können mir sonst was! — Ich brauche sie nicht — ich will sie nicht — ich bin ein freier, unabhängiger Mann. Sie scheren mich den Teufel! Niemand soll meine Schwelle betreten außer Dir — Du wirst mir immer willkommen sein!" —

Und wieder umarmten sie sich herzlich wie in früherer Zeit.

Schluß-Kapitel.

Kaum ein Jahr später reiste Fortunat mit der Scheidungsakte in der Tasche nach Italien. — Von Sorrent kam die Nachricht, daß er sich mit der geschiedenen Frau Heeken ehelich verbunden habe, und manche Nachricht fand später auch noch den Weg in die Stadt, die Heeken nicht verlassen hatte.

Fortunat blieb mit seiner Frau im Süden. Sein humorvolles, trotz alledem etwas weiches Talent fand dort den besten Boden. Das liebenswürdige, reiche junge Paar spielte dort eine große Rolle und sehnte sich nicht in das kalte Nebelland zurück, nur ab und zu fand eine der feinsinnigen Schöpfungen des Künstlers ihren Weg dahin, und dann konnte Heeken stundenlang schmunzelnd davor stehen und sich an dem Gebotenen erfreuen.

Fortunats Ruf wuchs mit Recht, und seine Frau hatte teil an seinem Schaffen, wie sie es sich einst ersehnte.

* * *

Als der geniale Bildhauer Martin Heeken in aller Stille sich mit seiner zweiten Frau trauen ließ, da rümpfte die Gesellschaft gewaltig die Nase. — Ein Dienstmädchen! Eine Person, die ihm ganz schamlos den Hausstand geführt, als er mit seiner Frau in Scheidung lag. Diese Leute waren ja einfach unmöglich! —

Aber in den seltenen Fällen, wo man ihn wirklich einmal zu Gesichte bekam, sah der Mann gar nicht aus, als ob er sich etwas daraus machte. Für seine früheren Bekannten hatte er ein schlechtes Gedächtnis, er kannte sie alle nicht mehr, und niemand kannte ihn.

Aber er sah so anders aus! Sein Äußeres wohl etwas vernachlässigt, wenn auch niemals wieder so wie zu Anfang seiner Carriere, dafür aber den Kopf stolz getragen, in den Augen das Leuchten absoluter Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit.

Es gab eine Zeit, da munkelte man, daß es ihm pekuniär nicht glänzend gehen sollte, denn das war eine Thatsache, wenn auch eine merkwürdige. Als Mauds Gatte mußte man sich immer erst auf den Künstler besinnen, der er doch immer gewesen, jetzt war es der Künstler allein, der das Interesse so wach hielt, daß man sich auch um seine Privatverhältnisse kümmerte.

Er wußte von alledem nichts.

Draußen vor dem Thore besaß er ein kleines Haus, sehr bescheiden, nach seinen Angaben gebaut, darin lebte er schlicht und einfach mit seinem Weibe und drei strammen Buben, die in seinen Mußestunden um ihn herumtollen, ohne ihn zu stören.

Aber sein Atelier ist geheiligt! — Selbst Eva hat nie den ehrfürchtigen Respekt überwunden, den ihr die gewaltigen weißen Skulpturen einflößen, die dort herumstehen.

Jede vollendete Arbeit wird ihm ein neues Lorbeerblatt. Er hat alles gehalten, was er versprochen! — Seine Frau versteht wenig davon. Auf Treu und Glauben nimmt sie es hin, daß ihr Martin eben ein Genie ist, aber sie würde ihn nicht weniger lieben, wenn plötzlich dieses Genie entfliehen und ihr nur den einfachen Gatten zurücklassen würde. Seit zehn Jahren geht sie mit jedem Gedanken in ihm auf und den Kindern.

Die alte Frau Heeken ist längst tot. —

Fortunat schüttelte die Hand des Greises heftig.

„Ich werde Ihre Worte nie — nie vergessen, Herr Professor.“

* * *

Nun blieb ihm noch übrig, Heeken aufzusuchen. Er hatte es Maud versprochen, und sonderbar, seitdem er sie fern wußte, für immer von Heeken getrennt, lebte auch das alte, freundschaftliche Gefühl für ihn auf einmal wieder ganz ungestört in seinem Herzen auf.

Wie aber würde er ihn empfangen nach der langen Entfremdung?

Schritt für Schritt stieg er die Stufen empor, klingelte und betrat die ihm so wohlbekannten Räume. Ein Hauch von Vergangenheit schien ihm über allem zu liegen, von Moder und Öde, denn sie, die ihm damals alles belebt hatte, war ja fortgegangen und hatte auch den kleinsten Teil ihres Wesens mit hinweggenommen. Man führte ihn ins Atelier, und als er den langen Korridor durchschritt, da hörte er pfeifen drinnen. Wirkliches, vergnügtes Pfeifen!

Er blieb einen Augenblick lauschend stehen — das war wahrhaftig Martin selber!

Er hatte ihn nur einmal pfeifen hören, damals, als seine erste Gruppe zusammengestürzt war, und er in Todesangst kam, den Verzweifelten zu trösten.

Er fand ihn pfeifend; — und heute pfiff er wieder. — Die Erinnerung an die Vergangenheit übermannte ihn plötzlich, und eintretend streckte er ihm beide Arme entgegen.

„Martin! Mein alter Martin!“

Wie es dann plötzlich kam, daß sie sich umarmt hielten, wußte nachher keiner.

Und dann ein Blick auf Heekens Gestalt und Fortunat mußte lachen.

Da war es ja wieder das anspruchslose Wollhemd, wenn auch in erneuter Gestalt, und lustig starrte ihm Kopf- und Barthaar rund um das Gesicht. Auf dem Block aber, auf dem er zu modellieren pflegte, da hob sich wieder in den ersten Anfängen ein massiges Etwas empor, von dem man gleich wußte, es müsse etwas Gewaltiges, Riesengroßes werden.

Fortunat atmete tief auf, und dann sahen sie sich etwas verlegen in die Augen.

„Ich bin lange nicht hiergewesen,“ sagte er dann, nur um zu beginnen.

„Recht lange nicht.“

„Und Du bist wieder fleißig an der Arbeit?“

Martins Augen leuchteten.

„Und wie! Ich bin ja frei! — frei! — frei!“ Und er reckte seine gewaltigen Arme in die Luft und ballte die Fäuste. „Du weißt doch alles, nicht wahr?“

„Deine Frau hat mir nichts verhehlt; mit meinem Beistand hat sie die nötigsten Schritte gethan.“

„Ich danke Dir! Du bist wirklich ein redlicher Freund gewesen all die Zeit. Und wenn ich Dich mal schlecht behandelt habe ... nichts für ungut, Lex, ich war ein todunglücklicher Mensch!“

„Und nun?“

„Nun bin ich glücklich! Selig! Und das Leben liegt vor mir — so hell, daß ich mit keinem Kaiser tauschen möchte.“

„Aber Martin, Du hast Dich jetzt an schrankenlosen Reichtum gewöhnt ...“

„Gewöhnt?“ fuhr er auf. „Umgebracht hat er mich beinahe. Meine Kunst hätte er mich gekostet, wenn ich ihn immer hätte ertragen müssen! Mich — mich selbst hätte er zu einem liederlichen Kerl gemacht und alles niedergetreten, was doch einmal in mir steckt. Der Reichtum, mein Lieber, ist ein verflucht zweischneidig Ding.“

„Wenn Du wüßtest, wie es mir ein stets lebendiger Vorwurf gewesen ist, daß Du nicht glücklich warst!“ sagte Fortunat mit gesenktem Kopf.

Martin legte ihm die Hand auf die Schulter und rüttelte ihn ein wenig.

„Was kannst denn Du dafür? Ich – ich hätte mich nicht in etwas hineinzwingen lassen sollen, was mir so ganz gegen meine Natur ging. Aber ich dachte, man gewöhnt's vielleicht mit der Zeit! Und sie auch, sie dachte: Du gewöhnst ihn dir! Was aber ein rechter Mann ist, der bleibt bei seiner Art — oder — er geht zu Grunde.“ Dann dem Freunde näher rückend, setzte er im vertraulichen Flüsterton hinzu: „Sie hat sich wohl manchmal über mich beklagt, Fortunat, meine Frau! — Sie hielt mich für einen rohen, eigensinnigen Burschen ... ich weiß nicht, ob ich es bin — ich weiß nur, daß man auf die Dauer nicht gegen sich an kann. Den Zwang habe ich so gehaßt, mit dem habe ich Krieg geführt, gar nicht mit ihr, und — Gott sei Dank, ich habe ihn abgeschüttelt.“

„Also bist Du zufrieden, wie es gekommen ist?“

Martin atmete tief auf.

„Von Herzen! Ich werde wieder arbeiten und schaffen können wie früher, denn ich bin wieder ich selbst geworden. Die Welt, denk ich, soll noch mit mir zufrieden sein.“

„Wie konnten wir nur so auseinanderkommen?“ fragte Fortunat nachdenklich, denn das Kraftbewußtsein des Freundes, das Fluidum, das die herumstehenden Arbeiten ausströmten, hatten wieder die alte Anziehungskraft für ihn. Es war ihm, als sei die ganze letzte Zeit nicht gewesen.

„Die Frau stand zwischen uns,“ sagte Heeken ganz selbstverständlich. „An der maßest Du es erst ab, daß wir doch nicht zu einander gehörten, an der maß auch ich mich — und hätte mich bald selbst aufgegeben, wenn nicht —“ er lächelte und schwieg ein Weilchen. „Du weißt natürlich alles,“ sagte er dann.

„Alles, Martin.“

„Und möchtest nun auch die Ev' sehen?“

Und ehe der andere ein Wort erwidern konnte, ging er zur Thür und öffnete sie weit.

„Everl, willst Du so gut sein und ein paar Flaschen Bier für uns beide bringen? Denn weiter langt es jetzt nicht,“ setzte er lachend hinzu, sich zu Fortunat wendend. „Aber ich will arbeiten — arbeiten! Ich kann ja wieder arbeiten!“

Eva kam und brachte das Bier. Ihre Wangen waren rot, und sie lachte mit all den blitzblanken, wundervollen Zähnen, während sie dem Gast das

Bier eingoß. In ihrem schlichten, gewürfelten Kattunkleid sah sie zwar nicht aus wie eine Fürstin, aber wie eine passende Lebensgefährtin für den Mann, der jetzt in selbstvergessener Zärtlichkeit den Arm um ihre Hüfte legte.

Mein Gott, daß er das nicht früher begriffen hatte, der Freund, der mit offenen Augen dabeigestanden und zugesehen, wie wenig eins für das andere getaugt, damals, als die feingliederige, feinnervige Maud an seiner Seite gestanden!

Eva schob seinen Arm fort und sah ihn vorwurfsvoll an; noch war ihr bänglich und verwundert zu Sinn, wenn sie das Geschehene überdachte. Und Martin kam ihr so hoch vor, so himmelhoch neben ihrer kleinen, bescheidenen Existenz.

Als sie gegangen war, sagte Heeken schnell: „Du brauchst mir kein Wort über sie zu sagen, kein Sterbenswörtchen! Mir ist sie gerade so recht wie sie ist. Weißt Du, alles schickt sich nicht für jeden ... ich glaube, ich brauche es, daß die Frau zu mir in die Höhe sieht, nicht auf mich herab."

Und Fortunat schwieg auch. Die Eva in all ihrer frischen Natürlichkeit, Gesundheit und ländlichen Schönheit konnte ihn nicht begeistern. Ihm kam es vor, als habe der Freund einen Edelstein fortgeworfen, um einen kompakten Kiesel aufzuheben. Da er aber den Edelstein gefunden, brauchte er nicht böse darüber zu sein.

Heeken fragte mit keinem Wort nach den Beziehungen, die zwischen dem Freunde und seiner Frau bestanden. Entweder interessierten sie ihn nicht mehr, da er mit der Vergangenheit so endgültig gebrochen, oder er war zu taktvoll dazu. Auch Fortunat erwähnte keine Silbe. Das Heiligtum seines Herzens vermochte er nicht preiszugeben.

Dagegen machte Martin das Glück mitteilsamer.

„Ich werde rüstig schaffen," sagte er und straffte das Haar rückwärts, „niemand stört mich mehr, und die Eva sorgt für mein körperliches Behagen. Siehst Du, mein Lieber, das ist doch etwas anderes als mein damaliges Hausen in dem armseligen Atelier, als ich meine Centaurengruppe schuf! — Nun geht es vielleicht nicht ganz so flink, aber mit gekräftigtem Leib und froher Seele."

„Du willst das Mädchen, das Du nachher zu heiraten gedenkst, bei Dir behalten bis Du geschieden bist?" sagte Fortunat erschrocken. „Aber das geht doch gar nicht, Martin! — Die Menschen ..."

Er lachte auf.

„Die Menschen!" wiederholte er in gutmütigem Spott. „Ja, die können mir sonst was! — Ich brauche sie nicht — ich will sie nicht — ich bin ein freier, unabhängiger Mann. Sie scheren mich den Teufel! Niemand soll meine Schwelle betreten außer Dir — Du wirst mir immer willkommen sein!" —

Und wieder umarmten sie sich herzlich wie in früherer Zeit.

Schluß-Kapitel.

Kaum ein Jahr später reiste Fortunat mit der Scheidungsakte in der Tasche nach Italien. — Von Sorrent kam die Nachricht, daß er sich mit der geschiedenen Frau Heeken ehelich verbunden habe, und manche Nachricht fand später auch noch den Weg in die Stadt, die Heeken nicht verlassen hatte.

Fortunat blieb mit seiner Frau im Süden. Sein humorvolles, trotz alledem etwas weiches Talent fand dort den besten Boden. Das liebenswürdige, reiche junge Paar spielte dort eine große Rolle und sehnte sich nicht in das kalte Nebelland zurück, nur ab und zu fand eine der feinsinnigen Schöpfungen des Künstlers ihren Weg dahin, und dann konnte Heeken stundenlang schmunzelnd davor stehen und sich an dem Gebotenen erfreuen.

Fortunats Ruf wuchs mit Recht, und seine Frau hatte teil an seinem Schaffen, wie sie es sich einst ersehnte.

* * *

Als der geniale Bildhauer Martin Heeken in aller Stille sich mit seiner zweiten Frau trauen ließ, da rümpfte die Gesellschaft gewaltig die Nase. — Ein Dienstmädchen! Eine Person, die ihm ganz schamlos den Hausstand geführt, als er mit seiner Frau in Scheidung lag. Diese Leute waren ja einfach unmöglich! —

Aber in den seltenen Fällen, wo man ihn wirklich einmal zu Gesichte bekam, sah der Mann gar nicht aus, als ob er sich etwas daraus machte. Für seine früheren Bekannten hatte er ein schlechtes Gedächtnis, er kannte sie alle nicht mehr, und niemand kannte ihn.

Aber er sah so anders aus! Sein Äußeres wohl etwas vernachlässigt, wenn auch niemals wieder so wie zu Anfang seiner Carriere, dafür aber den Kopf stolz getragen, in den Augen das Leuchten absoluter Zufriedenheit und Selbstgenügsamkeit.

Es gab eine Zeit, da munkelte man, daß es ihm pekuniär nicht glänzend gehen sollte, denn das war eine Thatsache, wenn auch eine merkwürdige. Als Mauds Gatte mußte man sich immer erst auf den Künstler besinnen, der er doch immer gewesen, jetzt war es der Künstler allein, der das Interesse so wach hielt, daß man sich auch um seine Privatverhältnisse kümmerte.

Er wußte von alledem nichts.

Draußen vor dem Thore besaß er ein kleines Haus, sehr bescheiden, nach seinen Angaben gebaut, darin lebte er schlicht und einfach mit seinem Weibe und drei strammen Buben, die in seinen Mußestunden um ihn herumtollen, ohne ihn zu stören.

Aber sein Atelier ist geheiligt! — Selbst Eva hat nie den ehrfürchtigen Respekt überwunden, den ihr die gewaltigen weißen Skulpturen einflößen, die dort herumstehen.

Jede vollendete Arbeit wird ihm ein neues Lorbeerblatt. Er hat alles gehalten, was er versprochen! — Seine Frau versteht wenig davon. Auf Treu und Glauben nimmt sie es hin, daß ihr Martin eben ein Genie ist, aber sie würde ihn nicht weniger lieben, wenn plötzlich dieses Genie entfliehen und ihr nur den einfachen Gatten zurücklassen würde. Seit zehn Jahren geht sie mit jedem Gedanken in ihm auf und den Kindern.

Die alte Frau Heeken ist längst tot. —

Und dann kam ein stolzer Tag. Martin wurde als Professor an das Kunstinstitut berufen, dem bisher der alte Quensel vorgestanden. —

Die Frau Professorin geht zwar immer noch in kleingewürfelten Kattunkleidern mit blendend weißen Schürzen in ihrem Gärtchen umher, aber die Gesellschaft fängt allmählich an mit dem berühmten Mann, zu liebäugeln, freilich ohne auf Gegenliebe zu stoßen. Man findet seine Vergangenheit „riesig interessant", sein Äußeres bedeutend, seine Frau frisch wie Alpenluft. Als aber das erste Einladungsschreiben an das Ehepaar auf den Schreibtisch des Herrn Professors flog, legte er es kopfschüttelnd beiseite. Es kam aus ziemlich hohen Regionen.

„Nein, Ev'!" sagte er, „das lassen wir hübsch bleiben; wir sind uns selbst genug, nicht wahr? Art zu Art!"

Ende.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Schluß.)

Renate preßte beide Hände an die Schläfen. „Daß ich nur nicht den Verstand verliere!" dachte sie halblaut. „Ich habe ihn noch nie so notwendig gebraucht!" Sie hob die gerungenen Hände gen Himmel in einem stummen Angstgebet, das aus der Tiefe um Hilfe und Errettung schrie. Kalte Schweißtropfen feuchteten ihre Schläfen. Zunge und Lippen waren wie ausgedörrt in diesen wenigen Sekunden. Wankenden Schrittes ging sie vorwärts — Licht — Luft! Sie schlug den Vorhang des Fensters zurück, öffnete dasselbe mit zitternden Händen und schaute hinaus. Der Wald trat hier dicht heran und das Haus war hoch. Unten lag Steingeröll. Ein Sprung hier hinab — gut! Sie faltete die Hände und betete wieder — inbrünstig, heiß, wie Todesnot beten lehrt.

Da wurde leise der Schlüssel umgedreht, die Thür geöffnet, wieder geschlossen. Renate fuhr herum.

Ein französischer Offizier war hereingetreten, groß und schlank. Jetzt wandte er ihr sein Gesicht zu. Daricot!

Es war keine Überraschung — nur eine Gewißheit.

Er verneigte sich tief. „Mademoiselle, ich bin entzückt von der Ehre, Sie hier in meiner Wohnung begrüßen zu dürfen!"

Renate trat unwillkürlich ein paar Schritte auf ihn zu. „Ich bin gekommen, meinen Vater zu sehen! Er liegt schwer verletzt hier im Hause! Wo ist er? Wo ist mein Oheim?"

„Ihr Herr Oheim ist auf der Jagd mit meinen Kameraden! Ihr Vater — parbleu, der ist wahrscheinlich in Berlin — jedenfalls weit von hier! Und sollte er krank sein — wir wissen nichts davon! Mein Abgesandter hat Ihnen, wie's scheint, ein Märchen aufgebunden, um meine Einladung zu unterstützen!"

„Aber der Brief meines Oheims!" rief Renate mit stockendem Atem.

„Ach, Mademoiselle! Ihr Onkel ist ein Narr! Und ein Trunkenbold obenein! Verzeihen Sie die unhöfliche Sprache! Wir machten ihn betrunken mit dem Inhalt seines eigenen wohlgefüllten Weinkellers, und da schrieb er den Brief, den ich von ihm verlangte. Jetzt weiß seine Seele nichts mehr davon, und Ihre Vorwürfe würden verschwendet sein!"

Renate blickte den Sprecher an, mit den geisterhaft großen Augen, aus marmornem Antlitz. Als er schwieg, öffnete sie langsam die Lippen. „Sie erbärmlicher Lump!" sagte sie klar und vernehmlich.

Daricot zuckte zusammen. Eine flammende Röte ging über sein Gesicht. „Mademoiselle — die Zeiten sind vorbei, wo Sie mich ungestraft beleidigen durften! Viel zu oft schon haben Sie es gethan! — Jetzt werden Sie um Verzeihung bitten — in meinen Armen, an meinem Herzen!"

Ein Blick grenzenloser Verachtung streifte über ihn hin. Sie trat an das Fenster zurück und spähte rasch und forschend hinaus.

„Geben Sie sich keine Mühe!" lächelte der Franzose. „Es ist niemand in der Nähe, der Ihnen helfen könnte. Nur meine Kameraden und Untergebenen, weit und breit. Sie sind so völlig in meiner Gewalt, daß keine Macht der Welt Sie daraus befreien kann! Ihr einziger Beschützer, den Sie fortan haben werden, Mademoiselle, bin ich!" — Er trat mit diesem Wort auf sie zu.

Renate schlang ihren Arm fest um das Fensterkreuz und bog sich rücklings hinaus.

„Sowie Sie mich anrühren, stürze ich mich hinunter!" sagte sie sehr fest und ruhig.

Er lachte. „Aber Mademoiselle, Sie werden doch nicht! Wie können Ihre schönen Lippen mich so erschrecken wollen!"

„Erschrecken soll es Sie gewiß nicht!" rief Renate. „Es wird niemand danach fragen, ob Ihr Henkersknechte ein deutsches Landeskind mehr oder weniger umgebracht habt! Ich sage Ihnen nur, was ich thun werde, falls Sie sich unterstehen sollten, mir zu nahe zu treten!"

Daricot trat zögernd zurück. Flüchtig kam ihm der Gedanke, daß Güte und Freundlichkeit ihn vielleicht seiner stolzen Gefangenen näher zu bringen vermöchten. Er warf sich in einen Sessel und starrte

grübelnd, unmutig vor sich hin. Renate stand regungslos am Fensterkreuz.

Endlich erhob er sich und verließ das Zimmer, die Thür sorgsam verschließend.

Renate setzte sich auf das niedrige Fensterbrett, lehnte die Stirn an das Holzkreuz, welches hier ihre einzige Stütze und Halt war, und versuchte ihre fürchterliche Lage zu überdenken.

Ob wohl Mademoiselle nach Tiefensee entkommen war, den Ihrigen Mitteilung zu machen? Schwerlich! Vielleicht hatte man auch ihr ein „ritterlich Gefängnis“ bereitet unter ihren Landsleuten.

Renate sah an den beleuchteten Waldwipfeln draußen, daß die Sonne im Untergehen war. Weiche Schatten lagerten sich unter Baum und Gesträuch. Das Sonnenlicht auf den Wipfeln erlosch — der bläuliche Schleier der Dämmerung sank hernieder. Kühl zog die Abendluft herein. Renate trug ein leichtes Sommerkleid. Sie hatte keinen Mantel, der sie schützte und ihre einzige Zuflucht war das offene Fenster, das Kreuz, daran sie sich klammerte! „Wenn es Hasso wüßte — er würde mich befreien! Aus Ritterlichkeit, wenn auch nicht mehr aus Liebe! Von ihm wollte ich keine Hilfe, keine Dienstleistung — und diesem Werwolf lieferte ich mich in die Hände!“

Jetzt trat Daricot wieder herein, gefolgt von seinem Diener, welcher Speisen und Wein auf dem Tisch zurechtstellte, die Lichter anzündete und sich dann geräuschlos entfernte.

Daricot vertauschte seinen goldbetreßten Waffenrock mit einem weichen, leichten Jackett, von dessen Kleidsamkeit er selbstgefällig durchdrungen schien, und näherte sich Renate ein wenig.

„Mademoiselle, wollen Sie mich nicht das Fenster schließen lassen? Die Abendkühle wird Ihnen schaden!“

„Nein!“

„Darf ich Ihnen meinen Mantel umlegen? Sie werden frieren!“

„Nein!“ Dabei entging ihm nicht die leichte Bewegung des Abscheus, der sie überrieselte. Eine kurze Pause entstand.

„Sie müssen etwas genießen, Mademoiselle!“ begann er aufs neue. „Wenigstens ein Glas Wein trinken! Ich serviere es Ihnen hier auf Ihrem unnahbaren Felsensitz!“

„Danke! Bemühen Sie sich nicht!“

Unschlüssig stand er vor ihr. „Mademoiselle — es ist thöricht von Ihnen, sich auf diesen feindlichen Fuß mit mir zu stellen! In meiner Macht sind Sie — daran ändern Sie durch Ihre schroffe Haltung nichts! Die Macht würde aber sofort in Ihre Hände übergehen — Sie würden mich als Sklaven zu Ihren Füßen sehen, wenn Sie mir nur einen Schatten von Hoffnung geben wollten!“ Seine Blicke ruhten durchbohrend auf ihr. Er schien einen tiefen Eindruck seiner Worte zu erwarten. „Mademoiselle, hören Sie auf mich! Gönnen Sie mir einen freundlichen Blick, lassen Sie mich den Saum Ihres Kleides küssen, zum Zeichen, daß Sie mir vergeben wollen, daß ich hoffen darf, Ihr Vertrauen zu gewinnen! O, und Sie sollten sehen, wie Yves Daricot zu lieben versteht! Befehlen Sie über mich, stellen Sie mich auf die Probe — ich will alles, alles thun, was Sie verlangen!“

Renate hob die dunklen Wimpern auf und sah ihn an. „So versuchen Sie ein einziges Mal wie ein Ehrenmann zu handeln, und lassen Sie mich meiner Wege gehen!“ Bei diesen Worten aber leuchtete aus den großen, angstvollen Rehaugen ein Hoffnungsschimmer, der ihnen zugleich einen hinreißenden Ausdruck verlieh, nur allzu geeignet, den heißblütigen Franzosen um den Rest seiner Besinnung zu bringen. Er warf sich vor ihr nieder.

„Alles, alles — ma belle — nur daß ich Sie freigeben soll — verlangen Sie nicht! Das kann ich nicht! Unmöglich! Wenn ich Sie jetzt gehen lasse, so sehe ich Sie niemals wieder, und das ertrage ich nicht! Sie sind das Schicksal, dem ich verfallen bin! Haben Sie Erbarmen mit mir!“ Er streckte die Hände nach ihr aus.

„Rühren Sie mich nicht an!“ es klang wie ein schaudernder Angstruf.

Da sprang er auf, wilde Glut flackerte in seinen Augen. „Und Sie werden dennoch mir angehören und mein eigen sein! Sie sollen und müssen! Meine Liebe stoßen Sie mit Verachtung von sich — ich werde Sie lehren, zu betteln um meine Gnade, mein Mitleid! Haben wir nicht ganz Preußen unterjocht, ganz Deutschland geknechtet, und ein einziges Weib, ein thörichtes Mädchen sollte uns Trotz bieten können? — Nein, Mademoiselle, Sie werden Yves Daricot kennen lernen! — Ja, stehen Sie nur da mit diesen Augen, als ob Sie mich ungestraft verachten dürften! Wir wollen doch sehen, wer es länger aushalten kann — Sie oder ich!“ —

Wie ein blutdürstiges Raubtier stand er vor ihr. Renate meinte nach Minuten oder Sekunden berechnen zu können, wie lange seine Vernunft ihn noch im Zaum zu halten vermöchte. Und dann sah sie hinab in die Tiefe, wo das Steingeröll in der Dämmerung verschwamm und sich zu glätten schien. War denn der Sprung auch tief genug, um ihr wirklich — Rettung zu bringen?

V.

In Buggendorf war keine neue Einquartierung angemeldet. Es lag ein wenig abseits von der Heerstraße und wurde daher schonender behandelt. Dies war ein Glück, denn die letzten Eindringlinge hatten fast mit allen Vorräten in Scheune und Keller geräumt. Es mußte Geld besorgt und danach neue Vorräte angeschafft werden. Ersteres war sehr schwierig! Herr von Zarchow begab sich in dieser Absicht zur Stadt, an demselben Tage wie sein Nachbar Paul Conreuth. Schwager Hans Brünnow begleitete ihn.

Frau Selma von Zarchow stand auf dem Rasenplatz, sonnte die Betten und ließ sie ausklopfen, besonders die, in welchen die französischen Gäste geruht. Da ward ihr von dem Diener ein Brieflein aus Tiefensee überbracht, zwar an ihren Bruder, Herrn Lieutenant von Brünnow, gerichtet, doch öffnete sie es und sah hinein. Eine Aufforderung von Julie Conreuth an ihn, schleunigst hinüber zu kommen. Ja, das konnte er nun leider nicht! Sie sandte einen schönen Gruß mit der Nachricht, daß ihr

Und dann kam ein stolzer Tag. Martin wurde als Professor an das Kunstinstitut berufen, dem bisher der alte Quensel vorgestanden. —

Die Frau Professorin geht zwar immer noch in kleingewürfelten Kattunkleidern mit blendend weißen Schürzen in ihrem Gärtchen umher, aber die Gesellschaft fängt allmählich an mit dem berühmten Mann zu liebäugeln, freilich ohne auf Gegenliebe zu stoßen. Man findet seine Vergangenheit „riesig interessant“, sein Äußeres bedeutend, seine Frau frisch wie Alpenluft. Als aber das erste Einladungsschreiben an das Ehepaar auf den Schreibtisch des Herrn Professors flog, legte er es kopfschüttelnd beiseite. Es kam aus ziemlich hohen Regionen.

„Nein, Ev'!“ sagte er, „das lassen wir hübsch bleiben; wir sind uns selbst genug, nicht wahr? Art zu Art!“

Ende.

Schwertklingen.

Vaterländischer Roman

von

Hans Werder.

(Schluß.)

Renate preßte beide Hände an die Schläfen. „Daß ich nur nicht den Verstand verliere!“ dachte sie halblaut. „Ich habe ihn noch nie so notwendig gebraucht!“ Sie hob die gerungenen Hände gen Himmel in einem stummen Angstgebet, das aus der Tiefe um Hilfe und Errettung schrie. Kalte Schweißtropfen feuchteten ihre Schläfen. Zunge und Lippen waren wie ausgedörrt in diesen wenigen Sekunden. Wankenden Schrittes ging sie vorwärts — Licht — Luft! Sie schlug den Vorhang des Fensters zurück, öffnete dasselbe mit zitternden Händen und schaute hinaus. Der Wald trat hier dicht heran und das Haus war hoch. Unten lag Steingeröll. Ein Sprung hier hinab — gut! Sie faltete die Hände und betete wieder — inbrünstig, heiß, wie Todesnot beten lehrt.

Da wurde leise der Schlüssel umgedreht, die Thür geöffnet, wieder geschlossen. Renate fuhr herum.

Ein französischer Offizier war hereingetreten, groß und schlank. Jetzt wandte er ihr sein Gesicht zu. Daricot!

Es war keine Überraschung — nur eine Gewißheit.

Er verneigte sich tief. „Mademoiselle, ich bin entzückt von der Ehre, Sie hier in meiner Wohnung begrüßen zu dürfen!“

Renate trat unwillkürlich ein paar Schritte auf ihn zu. „Ich bin gekommen, meinen Vater zu sehen! Er liegt schwer verletzt hier im Hause! Wo ist er? Wo ist mein Oheim?“

„Ihr Herr Oheim ist auf der Jagd mit meinen Kameraden! Ihr Vater — parbleu, der ist wahrscheinlich in Berlin — jedenfalls weit von hier! Und sollte er krank sein — wir wissen nichts davon! Mein Abgesandter hat Ihnen, wie's scheint, ein Märchen aufgebunden, um meine Einladung zu unterstützen!“

„Aber der Brief meines Oheims!“ rief Renate mit stockendem Atem.

„Ach, Mademoiselle! Ihr Onkel ist ein Narr! Und ein Trunkenbold obenein! Verzeihen Sie die unhöfliche Sprache! Wir machten ihn betrunken mit dem Inhalt seines eigenen wohlgefüllten Weinkellers, und da schrieb er den Brief, den ich von ihm verlangte. Jetzt weiß seine Seele nichts mehr davon, und Ihre Vorwürfe würden verschwendet sein!“

Renate blickte den Sprecher an, mit den geisterhaft großen Augen, aus marmornem Antlitz. Als er schwieg, öffnete sie langsam die Lippen. „Sie erbärmlicher Lump!“ sagte sie klar und vernehmlich.

Daricot zuckte zusammen. Eine flammende Röte ging über sein Gesicht. „Mademoiselle — die Zeiten sind vorbei, wo Sie mich ungestraft beleidigen durften! Viel zu oft schon haben Sie es gethan! — Jetzt werden Sie um Verzeihung bitten — in meinen Armen, an meinem Herzen!“

Ein Blick grenzenloser Verachtung streifte über ihn hin. Sie trat an das Fenster zurück und spähte rasch und forschend hinaus.

„Geben Sie sich keine Mühe!“ lächelte der Franzose. „Es ist niemand in der Nähe, der Ihnen helfen könnte. Nur meine Kameraden und Untergebenen, weit und breit. Sie sind so völlig in meiner Gewalt, daß keine Macht der Welt Sie daraus befreien kann! Ihr einziger Beschützer, den Sie fortan haben werden, Mademoiselle, bin ich!“ — Er trat mit diesem Wort auf sie zu.

Renate schlang ihren Arm fest um das Fensterkreuz und bog sich rücklings hinaus.

„Sowie Sie mich anrühren, stürze ich mich hinunter!“ sagte sie sehr fest und ruhig.

Er lachte. „Aber Mademoiselle, Sie werden doch nicht! Wie können Ihre schönen Lippen mich so erschrecken wollen!“

„Erschrecken soll es Sie gewiß nicht!“ rief Renate. „Es wird niemand danach fragen, ob Ihr Henkersknechte ein deutsches Landeskind mehr oder weniger umgebracht habt! Ich sage Ihnen nur, was ich thun werde, falls Sie sich unterstehen sollten, mir zu nahe zu treten!“

Daricot trat zögernd zurück. Flüchtig kam ihm der Gedanke, daß Güte und Freundlichkeit ihn vielleicht seiner stolzen Gefangenen näher zu bringen vermöchten. Er warf sich in einen Sessel und starrte

grübelnd, unmutig vor sich hin. Renate stand regungslos am Fensterkreuz.

Endlich erhob er sich und verließ das Zimmer, die Thür sorgsam verschließend.

Renate setzte sich auf das niedrige Fensterbrett, lehnte die Stirn an das Holzkreuz, welches hier ihre einzige Stütze und Halt war, und versuchte ihre fürchterliche Lage zu überdenken.

Ob wohl Mademoiselle nach Tiefensee entkommen war, den Ihrigen Mitteilung zu machen? Schwerlich! Vielleicht hatte man auch ihr ein „ritterlich Gefängnis“ bereitet unter ihren Landsleuten.

Renate sah an den beleuchteten Waldwipfeln draußen, daß die Sonne im Untergehen war. Weiche Schatten lagerten sich unter Baum und Gesträuch. Das Sonnenlicht auf den Wipfeln erlosch — der bläuliche Schleier der Dämmerung sank hernieder. Kühl zog die Abendluft herein. Renate trug ein leichtes Sommerkleid. Sie hatte keinen Mantel, der sie schützte und ihre einzige Zuflucht war das offene Fenster, das Kreuz, daran sie sich klammerte! „Wenn es Hasso wüßte — er würde mich befreien! Aus Ritterlichkeit, wenn auch nicht mehr aus Liebe! Von ihm wollte ich keine Hilfe, keine Dienstleistung — und diesem Werwolf lieferte ich mich in die Hände!“

Jetzt trat Daricot wieder herein, gefolgt von seinem Diener, welcher Speisen und Wein auf dem Tisch zurechtstellte, die Lichter anzündete und sich dann geräuschlos entfernte.

Daricot vertauschte seinen goldbetreßten Waffenrock mit einem weichen, leichten Jackett, von dessen Kleidsamkeit er selbstgefällig durchdrungen schien, und näherte sich Renate ein wenig.

„Mademoiselle, wollen Sie mich nicht das Fenster schließen lassen? Die Abendkühle wird Ihnen schaden!“

„Nein!“

„Darf ich Ihnen meinen Mantel umlegen? Sie werden frieren!“

„Nein!“ Dabei entging ihm nicht die leichte Bewegung des Abscheus, der sie überrieselte. Eine kurze Pause entstand.

„Sie müssen etwas genießen, Mademoiselle!“ begann er aufs neue. „Wenigstens ein Glas Wein trinken! Ich serviere es Ihnen hier auf Ihrem unnahbaren Felsensitz!“

„Danke! Bemühen Sie sich nicht!“

Unschlüssig stand er vor ihr. „Mademoiselle — es ist thöricht von Ihnen, sich auf diesen feindlichen Fuß mit mir zu stellen! In meiner Macht sind Sie — daran ändern Sie durch Ihre schroffe Haltung nichts! Die Macht würde aber sofort in Ihre Hände übergehen — Sie würden mich als Sklaven zu Ihren Füßen sehen, wenn Sie mir nur einen Schatten von Hoffnung geben wollten!“ Seine Blicke ruhten durchbohrend auf ihr. Er schien einen tiefen Eindruck seiner Worte zu erwarten. „Mademoiselle, hören Sie auf mich! Gönnen Sie mir einen freundlichen Blick, lassen Sie mich den Saum Ihres Kleides küssen, zum Zeichen, daß Sie mir vergeben wollen, daß ich hoffen darf, Ihr Vertrauen zu gewinnen! O, und Sie sollten sehen, wie Yves Daricot zu lieben versteht! Befehlen Sie über mich, stellen Sie mich auf die Probe — ich will alles, alles thun, was Sie verlangen!“

Renate hob die dunklen Wimpern auf und sah ihn an. „So versuchen Sie ein einziges Mal wie ein Ehrenmann zu handeln, und lassen Sie mich meiner Wege gehen!“ Bei diesen Worten aber leuchtete aus den großen, angstvollen Rehaugen ein Hoffnungsschimmer, der ihnen zugleich einen hinreißenden Ausdruck verlieh, nur allzu geeignet, den heißblütigen Franzosen um den Rest seiner Besinnung zu bringen. Er warf sich vor ihr nieder.

„Alles, alles — ma belle — nur daß ich Sie freigeben soll — verlangen Sie nicht! Das kann ich nicht! Unmöglich! Wenn ich Sie jetzt gehen lasse, so sehe ich Sie niemals wieder, und das ertrage ich nicht! Sie sind das Schicksal, dem ich verfallen bin! Haben Sie Erbarmen mit mir!“ Er streckte die Hände nach ihr aus.

„Rühren Sie mich nicht an!“ es klang wie ein schaudernder Angstruf.

Da sprang er auf, wilde Glut flackerte in seinen Augen. „Und Sie werden dennoch mir angehören und mein eigen sein! Sie sollen und müssen! Meine Liebe stoßen Sie mit Verachtung von sich — ich werde Sie lehren, zu betteln um meine Gnade, mein Mitleid! Haben wir nicht ganz Preußen unterjocht, ganz Deutschland geknechtet, und ein einziges Weib, ein thörichtes Mädchen sollte uns Trotz bieten können? — Nein, Mademoiselle, Sie werden Yves Daricot kennen lernen! — Ja, stehen Sie nur da mit diesen Augen, als ob Sie mich ungestraft verachten dürften! Wir wollen doch sehen, wer es länger aushalten kann — Sie oder ich!“ —

Wie ein blutdürstiges Raubtier stand er vor ihr. Renate meinte nach Minuten oder Sekunden berechnen zu können, wie lange seine Vernunft ihn noch im Zaum zu halten vermöchte. Und dann sah sie hinab in die Tiefe, wo das Steingeröll in der Dämmerung verschwamm und sich zu glätten schien. War denn der Sprung auch tief genug, um ihr wirklich — Rettung zu bringen?

V.

In Buggendorf war keine neue Einquartierung angemeldet. Es lag ein wenig abseits von der Heerstraße und wurde daher schonender behandelt. Dies war ein Glück, denn die letzten Eindringlinge hatten fast mit allen Vorräten in Scheune und Keller geräumt. Es mußte Geld besorgt und danach neue Vorräte angeschafft werden. Ersteres war sehr schwierig! Herr von Zarchow begab sich in dieser Absicht zur Stadt, an demselben Tage wie sein Nachbar Paul Conreuth. Schwager Hans Brünnow begleitete ihn.

Frau Selma von Zarchow stand auf dem Rasenplatz, sonnte die Betten und ließ sie ausklopfen, besonders die, in welchen die französischen Gäste geruht. Da ward ihr von dem Diener ein Brieflein aus Tiefensee überbracht, zwar an ihren Bruder, Herrn Lieutenant von Brünnow, gerichtet, doch öffnete sie es und sah hinein. Eine Aufforderung von Julie Conreuth an ihn, schleunigst hinüber zu kommen. Ja, das konnte er nun leider nicht! Sie sandte einen schönen Gruß mit der Nachricht, daß ihr

Bruder nicht zu Hause, und wandte ihr Interesse den sich sonnenden Betten wieder zu.

Ihr lieber Gastfreund Hasso kam des Weges daher, im Reitanzuge mit hohen Stiefeln. So sah sie ihn am liebsten und ergötzte sich damit, ihm dies mitzuteilen. Er freute sich zwar pflichtschuldigst, verabschiedete sich dann aber bald. Als sie den Hufschlag seines Pferdes in der Ferne verhallen hörte, fiel ihr ein, daß er ja vielleicht anstatt ihres Bruders nach Tiefensee hätte reiten können. Wie schade, daß sie ihm nichts davon gesagt, Juliens Bitte schien eigentlich so bringend zu sein!

Hasso ritt ahnungslos in den Wald hinein, in den rauschenden, sommerlichen Wald. Buggendorfer Grund und Boden hatte er bereits verlassen. Tiefschattendes Dickicht umgab ihn. Er kannte es wohl, es war Penzlower Gebiet. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Tiefensee dem alten weltfremden Sonderling, der ihm einst so treue Gastfreundschaft erwiesen, seinen Besuch abgestattet. Näheres Wiedersehen mit dem lieben alten Jagdrevier aber hatte er noch nicht gefeiert.

Jetzt hielt er vor dem Nixenteich. Glatt und schwarz lag der Wasserspiegel, wie an jenem Herbstabend, als er die kleine Renate darauf umhergerudert. Die weißen Mummeln blühten. In tiefem Schweigen standen die schwarzen Fichten umher. Der Kahn lag noch im Schilf, zerbrochen, mit Moos überzogen.

Ach, jener holde Abend, da sich das Kind so sicher und wohl gefühlt in seinem Schutze, und ihn angelacht aus den sonnigen Augen. Wie lange war es her. Wie war die Welt so anders geworden, wie leer und wie grausam.

„Weidmannsheil, Junker!" rief eine Stimme ihn an, gedämpft nach Jägerweise.

„Ach, Hintze, Weidmanns Dank!" Er reichte ihm herzlich die Hand vom Sattel herab. Sie hatten schon neulich eingehendes und rührendes Wiedersehen gefeiert.

„Na, Junker, wann pirschen wir wieder auf den Rehbock oder den Kapitalhirsch?"

Hasso zuckte die Achseln. „Es ist schlechte Zeit jetzt, mein Freund! Mir scheint, die Franzosen besorgen alleweile das Pirschen! Ich hörte zwei Schüsse in Eurem Revier!"

„Jawohl, die Satansbrut! Alles knallen sie herunter und krank, Ricken und Mutterwild — das Herz stößt's einem ab! Aber was soll man dabei thun! Auch der gnädige Herr kann's nicht ändern!" — —

Als Hasso wieder in Buggendorf anlangte, saß Frau Selma vor der Thür, mit ihrem blondköpfigen Knaben auf dem Schoß, und Hasso setzte sich zu ihr. Er erzählte von seiner Begegnung mit Hintze, einer auch ihr bekannten Persönlichkeit. Doch plötzlich unterbrach sie ihn lebhaft. Die Botschaft aus Tiefensee fiel ihr ein. Sie zog den Brief an ihren Bruder aus der Tasche und gab ihn Hasso zu lesen.

Eine Veränderung ging auf seinem Gesicht vor. „Einen Ritterdienst? — Was kann da vorgefallen sein? Das beunruhigt mich! Warum gaben Sie mir den Brief nicht vorhin schon! Ich muß sofort nach Tiefensee!"

„Sie waren so eilig vorhin, ich vergaß es leider! Aber Ihr Pferd wird müde sein —"

„Nein, nein, das ist andere Strapazen gewöhnt!" rief er schon aus der Ferne.

Ein einziger Galopp trug ihn nach Tiefensee hinüber. Julie war allein, sie sah verängstigt und verstört aus. „Ach, Hasso, wären Sie doch vor drei Stunden gekommen!"

Seine Hand klammerte sich um den Knauf der Reitpeitsche. „Was ist geschehen?" fragte er mit heiserer Stimme.

Sie berichtete ihm möglichst kurz und genau.

„Zeigen Sie mir den Brief Ihres Oheims!" Mit fieberhaft geschärften Sinnen durchforschte er ihn. „Der Alte ist betrunken gewesen! Ich habe seine Handschrift sonst schon gesehen — die Buchstaben hier tanzen! Die Geschichte ist erlogen! Ich habe vorhin den alten Hintze im Walde gesprochen — das hätte er mir erzählt! Sie haben sich düpieren lassen, Gnädigste! — Herr Gott — wie konnten Sie in Conreuths Abwesenheit das Kind fortlassen! Mit einem Franzosen! — Warum riefen Sie denn nicht mich, anstatt Brünnow!"

„Ja, daran sind Sie schuld, Hasso!" rief Julie, durch seine Vorwürfe gereizt. „Sie müssen Renate schlecht behandelt haben, denn sie lehnte mit Bestimmtheit ab, von Ihnen irgend einen Dienst anzunehmen!"

Er wurde totenblaß bei ihren Worten und nagte nervös an den langen Spitzen seines Schnurrbarts. „Können Sie sich hier irgend einen vernünftigen Zusammenhang denken, so sagen Sie ihn mir, bitte, schnell!" drängte er.

„Nein, ich weiß keinen! — Wenn Daricot noch dort im Quartier läge —"

„Wer ist Daricot?"

Mit Schnelligkeit entwarf ihm Julie ein genaues Bild von Daricots Persönlichkeit, Stellung, den Beziehungen aus der Berliner Zeit und seiner zudringlichen Bewunderung für Renate. Auch der aufreizenden Verachtung, mit der diese ihn von sich gewiesen, erwähnte sie.

Hasso stand und hörte ihr zu, als sei der ganze Mensch nur Ohr und Verständnis. Ab und zu warf er eine scharf betonte Frage dazwischen. „Adieu," sagte er dann kurz, „ich reite hin!" Ein Griff nach seinem Weidmesser — es stak fest im Gürtel. Sein Plan war gefaßt. Vorwärts denn mit Gott.

„Hasso, Sie können doch nicht allein in das von Franzosen überfüllte Haus? Was wollen Sie da ausrichten?"

Er warf einen einzigen Blick nach ihr zurück — aufblitzend wie Stahl und Feuerstein — und fort war er.

Die Dämmerung sank bereits. Nach Verlauf einer guten Viertelstunde parierte er seinen dampfenden Renner mitten im Penzlower Walde, vor dem einsam gelegenen Förstergehöft. Der alte Hintze trat sogleich heraus, von seinem Hühnerhunde begleitet.

„Hintze —" Hasso bog sich tief aus dem Sattel zu ihm nieder. „Sagt mir, alter Freund, ist der Bruder des gnädigen Herrn jetzt bei Euch? Liegt er im Penzlower Schloß?"

„Der Herr Oberstlieutenant? I wo! Der war schon lange nicht hier!“

„Er soll aber krank in Penzlow liegen, mit gebrochenem Fuß!“

„Ne, Junker, das ist nicht wahr, kein Sterbenswort!“

„Ist denn das junge Fräulein heut in Penzlow angekommen, des Oberstlieutenants Tochter?“

„Donnerschlag! — Die Glaskutsche fuhr weg, ein französischer Lieutenant saß drin, und wie sie gegen Abend wiederkam, saß der Franzose auf dem Bock und zwei Frauenzimmer sollen am Schloß ausgestiegen sein! Ich hab' sie nicht gesehen, aber die Leute sagten es! Die Franzosen haben den Wagen umstanden und die beiden gleich ins Haus geführt! Schockschwerenot! Wenn das das gnäd'g Frölen wäre!“

Hasso stieg vom Pferde. „Es ist so! Die Canaillen haben das Fräulein hingelockt! Stellt mein Pferd hier ein, Alter! Hölle und Teufel, da ist ein Verbrechen im Gange! Wenn das der Satansbrut gelingen dürfte — hier mitten in preußischen Landen!“

„Soll schon nicht, Junker! Ich denke, wir legen ihr das Handwerk! Wäre nicht der erste Pirschgang, den wir beide miteinander ausgeführt!“

„Nein — und nicht der erste Fuchs, den wir ins Eisen legten, aber der schlauste — nichtswürdigste!“ sagte Hasso zähneknirschend.

Sie gingen zusammen dem Waldschlosse zu. Und leise, eingehend besprachen sie alles miteinander und verständigten sich genau und sicher in kurzen, knappen Worten, nach Art erprobter Jäger und Weidgenossen. In der Nähe des Hauses trennten sie sich. Hintze verschwand im Wirtschaftsflügel, den Räumen der Dienerschaft. Hasso ging mit zielbewußten Schritten über den Hof, dem Eingange zu. Franzosen schlenderten umher und folgten ihm mißtrauisch mit den Blicken, als er den Hausflur betrat, dessen Wände mit Hirschgeweihen und Rehkronen bedeckt waren.

Mehrere französische Offiziere standen hier beisammen. Er grüßte wohlwollend und vertraulich zugleich. „Bon soir, Messieurs! Kann ich vielleicht den Colonel Daricot sprechen?“

Die Herren sahen sich an und lachten. „Heute abend? Nein, unmöglich! Mit wem haben wir die Ehre?“

„Ich komme im Auftrage des General Bonfanti mit geheimer Ordre, welche durchaus keinen Aufschub duldet!“ berichtete Hasso in mehr gewandtem als korrektem Französisch.

„Aber Colonel Daricot ist krank!“ wandten die Herren ein. „Er stürzte vor einigen Tagen mit dem Pferde, hat sich den Fuß verletzt und kuriert ihn hier aus! Sein Regiment ist schon vor mehreren Tagen vorausmarschiert!“

„Mais mon cher camarade, das weiß ich doch alles!“ lächelte Hasso, dem Franzosen vertraulich die Hand auf den Arm legend. „Meine Ordre ist an ihn persönlich! Sie wissen, er war früher Adjutant bei Bonfanti und steht ihm persönlich nahe! Wollen Sie die große Güte haben, mich zu ihm zu führen!“

„Kamerad, das ist unmöglich! Sie müssen sich bis morgen früh gedulden! Der Colonel hat Besuch! Ah — tout ce qu'il y a de plus charmant! Er würde uns eine Störung niemals verzeihen! — Erzeigen Sie uns bis dahin die Ehre, unser Gast zu sein!“

Hasso fühlte auf seiner Stirn einen feuchtkalten Tau, wie ihn die Qual des Unerträglichen auspreßt. Dabei lachte er verbindlich. „Ich werde von dieser Liebenswürdigkeit mit Vergnügen Gebrauch machen! Mein Name ist Meinhard, ich bin Westfale, Unterthan des glorreichen Königs Jérôme! Ich habe als Kapitän die Campagne in Spanien mitgemacht, bin noch nicht wieder felddienstfähig —“ er deutete auf seinen steifen Fuß — und schwatzte weiter auf die Herren ein, gewandt und gefällig, ohne sie zu Wort oder auch nur zur Überlegung kommen zu lassen. Dabei war er sich völlig bewußt, daß ein einziges unzutreffendes Wort ihn verraten, daß nur die unverschämteste Sicherheit ihn in seiner Rolle halten und zum Ziele führen könnte. Nun — daran sollte es nicht fehlen! —

Die „liebenswürdigen Kameraden“ zogen ihn mit sich fort zu der geöffneten Thür des Speisesaals, aus welchem Becherklang und die Stimmen weinseliger Zecher ihm verheißungsvoll entgegentönten.

„Charmant!“ rief Hasso, „nicht einen Augenblick länger als nötig werde ich mich diesem frohen Kreise entziehen. Aber meine Pflicht geht selbst diesem auserlesenen Vergnügen vor! Zeigt mir nur den Weg zu dem Zimmer des Colonels, Kameraden, die Verantwortung für die Störung nehme ich auf mich allein!“

„Nun — wenn's denn gar so eilig ist, so versuchen Sie Ihr Heil! Die Treppe hinauf und oben den Gang zu Ende, links die letzte Thür! Ich selber habe den schönen Gast da hineingeführt, voller Selbstverleugnung!“ erzählte ein Lieutenant.

Hassos Hand suchte tastend nach dem Weidmesser. Ja, es war da! Prinz Louis hatte es ihm geschenkt, dadurch war es geweiht zum Ritter- und Minnedienst.

„Vielen Dank, Messieurs! Auf Wiedersehen in wenigen Minuten!“ damit drückte er die Thür des Speisezimmers hinter sich zu.

Mit wenigen Sprüngen flog er die Treppe hinauf. Aus einem dunklen Winkel des Hausflurs trat ihm der alte Hintze entgegen und deutete mit stummem Blick des Einverständnisses auf jene Thür am Ende des Ganges links.

Hasso pochte an mit dem metallnen Knauf der Reitpeitsche. „Qui vive?“ tönte es ärgerlich heraus.

„Öffnen Sie, mon colonel,“ rief Hasso mit verstellter Stimme. „Eilige Ordre von General Bonfanti! Persönlich an Sie allein!“ Der hastig dringende Ton verfehlte seine Wirkung nicht. Der Colonel öffnete neugierig die Thür, um Fingersbreite nur. Im nämlichen Augenblick aber ward sie aufgestoßen, so daß er selber zurückprallte, und ein Fremder stand vor ihm.

Mit einem Blick umfaßte Hasso die Sachlage. Dort am offenen Fenster stand Renate, blaß, mit dem Ausdruck todbereiter, heldenhafter Gegenwehr, den Arm fest um das Kreuz geschlungen, dem Bilde einer Märtyrerin gleich.

„Monsieur, wer sind Sie, was unterstehen Sie sich?“ rief der Franzose.

Bruder nicht zu Hause, und wandte ihr Interesse den sich sonnenden Betten wieder zu.

Ihr lieber Gastfreund Hasso kam des Weges daher, im Reitanzuge mit hohen Stiefeln. So sah sie ihn am liebsten und ergötzte sich damit, ihm dies mitzuteilen. Er freute sich zwar pflichtschuldigst, verabschiedete sich dann aber bald. Als sie den Hufschlag seines Pferdes in der Ferne verhallen hörte, fiel ihr ein, daß er ja vielleicht anstatt ihres Bruders nach Tiefensee hätte reiten können. Wie schade, daß sie ihm nichts davon gesagt, Juliens Bitte schien eigentlich so dringend zu sein!

Hasso ritt ahnungslos in den Wald hinein, in den rauschenden, sommerlichen Wald. Buggendorfer Grund und Boden hatte er bereits verlassen. Tiefschattendes Dickicht umgab ihn. Er kannte es wohl, es war Penzlower Gebiet. Er hatte bald nach dem Zusammentreffen in Tiefensee dem alten weltfremden Sonderling, der ihm einst so treue Gastfreundschaft erwiesen, seinen Besuch abgestattet. Näheres Wiedersehen mit dem lieben alten Jagdrevier aber hatte er noch nicht gefeiert.

Jetzt hielt er vor dem Nixenteich. Glatt und schwarz lag der Wasserspiegel, wie an jenem Herbstabend, als er die kleine Renate darauf umhergerudert. Die weißen Mummeln blühten. In tiefem Schweigen standen die schwarzen Fichten umher. Der Kahn lag noch im Schilf, zerbrochen, mit Moos überzogen.

Ach, jener holde Abend, da sich das Kind so sicher und wohl gefühlt in seinem Schutze, und ihn angelacht aus den sonnigen Augen. Wie lange war es her. Wie war die Welt so anders geworden, wie leer und wie grausam.

„Weidmannsheil, Junker!“ rief eine Stimme ihn an, gedämpft nach Jägerweise.

„Ach, Hintze, Weidmanns Dank!“ Er reichte ihm herzlich die Hand vom Sattel herab. Sie hatten schon neulich eingehendes und rührendes Wiedersehen gefeiert.

„Na, Junker, wann pirschen wir wieder auf den Rehbock oder den Kapitalhirsch?“

Hasso zuckte die Achseln. „Es ist schlechte Zeit jetzt, mein Freund! Mir scheint, die Franzosen besorgen alleweile das Pirschen! Ich hörte zwei Schüsse in Eurem Revier!“

„Jawohl, die Satansbrut! Alles knallen sie herunter und frank, Ricken und Mutterwild — das Herz stößt's einem ab! Aber was soll man dabei thun! Auch der gnädige Herr kann's nicht ändern!“ — —

Als Hasso wieder in Buggendorf anlangte, saß Frau Selma vor der Thür, mit ihrem blondköpfigen Knaben auf dem Schoß, und Hasso setzte sich zu ihr. Er erzählte von seiner Begegnung mit Hintze, einer auch ihr bekannten Persönlichkeit. Doch plötzlich unterbrach sie ihn lebhaft. Die Botschaft aus Tiefensee fiel ihr ein. Sie zog den Brief an ihren Bruder aus der Tasche und gab ihn Hasso zu lesen.

Eine Veränderung ging auf seinem Gesicht vor. „Einen Ritterdienst? — Was kann da vorgefallen sein? Das beunruhigt mich! Warum gaben Sie mir den Brief nicht vorhin schon! Ich muß sofort nach Tiefensee!“

„Sie waren so eilig vorhin, ich vergaß es leider! Aber Ihr Pferd wird müde sein —“

„Nein, nein, das ist andere Strapazen gewöhnt!“ rief er schon aus der Ferne.

Ein einziger Galopp trug ihn nach Tiefensee hinüber. Julie war allein, sie sah verängstigt und verstört aus. „Ach, Hasso, wären Sie doch vor drei Stunden gekommen!“

Seine Hand klammerte sich um den Knauf der Reitpeitsche. „Was ist geschehen?“ fragte er mit heiserer Stimme.

Sie berichtete ihm möglichst kurz und genau.

„Zeigen Sie mir den Brief Ihres Oheims!“ Mit fieberhaft geschärften Sinnen durchforschte er ihn. „Der Alte ist betrunken gewesen! Ich habe seine Handschrift sonst schon gesehen — die Buchstaben hier tanzen! Die Geschichte ist erlogen! Ich habe vorhin den alten Hintze im Walde gesprochen — das hätte er mir erzählt! Sie haben sich düpieren lassen, Gnädigste! — Herr Gott — wie konnten Sie in Conreuths Abwesenheit das Kind fortlassen! Mit einem Franzosen! — Warum riefen Sie denn nicht mich, anstatt Brünnow!“

„Ja, daran sind Sie schuld, Hasso!“ rief Julie, durch seine Vorwürfe gereizt. „Sie müssen Renate schlecht behandelt haben, denn sie lehnte mit Bestimmtheit ab, von Ihnen irgend einen Dienst anzunehmen!“

Er wurde totenblaß bei ihren Worten und nagte nervös an den langen Spitzen seines Schnurrbarts. „Können Sie sich hier irgend einen vernünftigen Zusammenhang denken, so sagen Sie ihn mir, bitte, schnell!“ drängte er.

„Nein, ich weiß keinen! — Wenn Daricot noch dort im Quartier läge —“

„Wer ist Daricot?“

Mit Schnelligkeit entwarf ihm Julie ein genaues Bild von Daricots Persönlichkeit, Stellung, den Beziehungen aus der Berliner Zeit und seiner zudringlichen Bewunderung für Renate. Auch der aufreizenden Verachtung, mit der diese ihn von sich gewiesen, erwähnte sie.

Hasso stand und hörte ihr zu, als sei der ganze Mensch nur Ohr und Verständnis. Ab und zu warf er eine scharf betonte Frage dazwischen. „Adieu,“ sagte er dann kurz, „ich reite hin!“ Ein Griff nach seinem Weidmesser — es stak fest im Gürtel. Sein Plan war gefaßt. Vorwärts denn mit Gott.

„Hasso, Sie können doch nicht allein in das von Franzosen überfüllte Haus? Was wollen Sie da ausrichten?“

Er warf einen einzigen Blick nach ihr zurück — aufblitzend wie Stahl und Feuerstein — und fort war er.

Die Dämmerung sank bereits. Nach Verlauf einer guten Viertelstunde parierte er seinen dampfenden Renner mitten im Penzlower Walde, vor dem einsam gelegenen Förstergehöft. Der alte Hintze trat sogleich heraus, von seinem Hühnerhunde begleitet.

„Hintze —“ Hasso bog sich tief aus dem Sattel zu ihm nieder. „Sagt mir, alter Freund, ist der Bruder des gnädigen Herrn jetzt bei Euch? Liegt er im Penzlower Schloß?“

„Der Herr Oberstlieutenant? J wo! Der war schon lange nicht hier!"

„Er soll aber krank in Penzlow liegen, mit gebrochenem Fuß!"

„Ne, Junker, das ist nicht wahr, kein Sterbenswort!"

„Ist denn das junge Fräulein heut in Penzlow angekommen, des Oberstlieutenants Tochter?"

„Donnerschlag! — Die Glaskutsche fuhr weg, ein französischer Lieutenant saß drin, und wie sie gegen Abend wiederkam, saß der Franzose auf dem Bock und zwei Frauenzimmer sollen am Schloß ausgestiegen sein! Ich hab' sie nicht gesehen, aber die Leute sagten es! Die Franzosen haben den Wagen umstanden und die beiden gleich ins Haus geführt! Schockschwerenot! Wenn das das gnäd'g Frölen wäre!"

Hasso stieg vom Pferde. „Es ist so! Die Canaillen haben das Fräulein hingelockt! Stellt mein Pferd hier ein, Alter! Hölle und Teufel, da ist ein Verbrechen im Gange! Wenn das der Satansbrut gelingen dürfte — hier mitten in preußischen Landen!"

„Soll schon nicht, Junker! Ich denke, wir legen ihr das Handwerk! Wäre nicht der erste Pirschgang, den wir beide miteinander ausgeführt!"

„Nein — und nicht der erste Fuchs, den wir ins Eisen legten, aber der schlauste — nichtswürdigste!" sagte Hasso zähneknirschend.

Sie gingen zusammen dem Waldschlosse zu. Und leise, eingehend besprachen sie alles miteinander und verständigten sich genau und sicher in kurzen, knappen Worten, nach Art erprobter Jäger und Weidgenossen. In der Nähe des Hauses trennten sie sich. Hintze verschwand im Wirtschaftsflügel, den Räumen der Dienerschaft. Hasso ging mit zielbewußten Schritten über den Hof, dem Eingange zu. Franzosen schlenderten umher und folgten ihm mißtrauisch mit den Blicken, als er den Hausflur betrat, dessen Wände mit Hirschgeweihen und Rehkronen bedeckt waren.

Mehrere französische Offiziere standen hier beisammen. Er grüßte wohlwollend und vertraulich zugleich. „Bon soir, Messieurs! Kann ich vielleicht den Colonel Daricot sprechen?"

Die Herren sahen sich an und lachten. „Heute abend? Nein, unmöglich! Mit wem haben wir die Ehre?"

„Ich komme im Auftrage des General Bonfanti mit geheimer Ordre, welche durchaus keinen Aufschub duldet!" berichtete Hasso in mehr gewandtem als korrektem Französisch.

„Aber Colonel Daricot ist krank!" wandten die Herren ein. „Er stürzte vor einigen Tagen mit dem Pferde, hat sich den Fuß verletzt und kuriert ihn hier aus! Sein Regiment ist schon vor mehreren Tagen vorausmarschiert!"

„Mais mon cher camarade, das weiß ich doch alles!" lächelte Hasso, dem Franzosen vertraulich die Hand auf den Arm legend. „Meine Ordre ist an ihn persönlich! Sie wissen, er war früher Adjutant bei Bonfanti und steht ihm persönlich nahe! Wollen Sie die große Güte haben, mich zu ihm zu führen!"

„Kamerad, das ist unmöglich! Sie müssen sich bis morgen früh gedulden! Der Colonel hat Besuch! Ah — tout ce qu'il y a de plus charmant! Er würde uns eine Störung niemals verzeihen! — Erzeigen Sie uns bis dahin die Ehre, unser Gast zu sein!"

Hasso fühlte auf seiner Stirn einen feuchtkalten Tau, wie ihn die Qual des Unerträglichen auspreßt. Dabei lachte er verbindlich. „Ich werde von dieser Liebenswürdigkeit mit Vergnügen Gebrauch machen! Mein Name ist Meinhard, ich bin Westfale, Unterthan des glorreichen Königs Jérôme! Ich habe als Kapitän die Campagne in Spanien mitgemacht, bin noch nicht wieder felddienstfähig —" er deutete auf seinen steifen Fuß — und schwatzte weiter auf die Herren ein, gewandt und gefällig, ohne sie zu Wort oder auch nur zur Überlegung kommen zu lassen. Dabei war er sich völlig bewußt, daß ein einziges unzutreffendes Wort ihn verraten, daß nur die unverschämteste Sicherheit ihn in seiner Rolle halten und zum Ziele führen könnte. Nun — daran sollte es nicht fehlen! —

Die „liebenswürdigen Kameraden" zogen ihn mit sich fort zu der geöffneten Thür des Speisesaals, aus welchem Becherklang und die Stimmen weinseliger Zecher ihm verheißungsvoll entgegentönten.

„Charmant!" rief Hasso, „nicht einen Augenblick länger als nötig werde ich mich diesem frohen Kreise entziehen. Aber meine Pflicht geht selbst diesem auserlesenen Vergnügen vor! Zeigt mir nur den Weg zu dem Zimmer des Colonels, Kameraden, die Verantwortung für die Störung nehme ich auf mich allein!"

„Nun — wenn's denn gar so eilig ist, so versuchen Sie Ihr Heil! Die Treppe hinauf und oben den Gang zu Ende, links die letzte Thür! Ich selber habe den schönen Gast da hineingeführt, voller Selbstverleugnung!" erzählte ein Lieutenant.

Hassos Hand suchte tastend nach dem Weidmesser. Ja, es war da! Prinz Louis hatte es ihm geschenkt, dadurch war es geweiht zum Ritter- und Minnedienst.

„Vielen Dank, Messieurs! Auf Wiedersehen in wenigen Minuten!" damit drückte er die Thür des Speisezimmers hinter sich zu.

Mit wenigen Sprüngen flog er die Treppe hinauf. Aus einem dunklen Winkel des Hausflurs trat ihm der alte Hintze entgegen und deutete mit stummem Blick des Einverständnisses auf jene Thür am Ende des Ganges links.

Hasso pochte an mit dem metallnen Knauf der Reitpeitsche. „Qui vive?" tönte es ärgerlich heraus.

„Öffnen Sie, mon colonel," rief Hasso mit verstellter Stimme. „Eilige Ordre von General Bonfanti! Persönlich an Sie allein!" Der hastig dringende Ton verfehlte seine Wirkung nicht. Der Colonel öffnete neugierig die Thür, um Fingersbreite nur. Im nämlichen Augenblick aber ward sie aufgestoßen, so daß er selber zurückprallte, und ein Fremder stand vor ihm.

Mit einem Blick umfaßte Hasso die Sachlage. Dort am offenen Fenster stand Renate, blaß, mit dem Ausdruck todbereiter, heldenhafter Gegenwehr, den Arm fest um das Kreuz geschlungen, dem Bilde einer Märtyrerin gleich.

„Monsieur, wer sind Sie, was unterstehen Sie sich?" rief der Franzose.

„Hasso!" schrie Renate auf. Es war der herzerschütternde Jubelklang der Erlösung — der Seligkeit. Sie flog auf ihn zu, an seine Brust. Mit einem wilden Griff preßte Hasso sie an sich — einen Augenblick.

„Sacre mille tonnerre —" fluchte der Franzose und warf sich wie ein Rasender auf die beiden. Hasso schlug ihn mit der Reitpeitsche zurück. Ein Pfiff — der alte Hintze stand neben ihm und zog Renate mit sich fort. Es war das Werk einer Sekunde. Die beiden Männer standen sich allein gegenüber.

Langsam, vor den Augen des Colonel, zog Hasso sein Weidmesser — Daricot wollte nach seiner Pistole stürzen. Doch zu spät. An der Kehle packte ihn Hasso mit eisernem Griff und setzte ihm das blanke Messer auf die Brust.

„Verfluchter Hund, Du bist des Todes, auf mein Ehrenwort, wenn Du Dich rührst oder um Hilfe rufst! — Die Dame ist jetzt in Sicherheit! Auch ich werde mich sogleich entfernen! Sollten Sie es wagen, mir auf den Flur zu folgen, oder einen Laut auszustoßen, so sind Sie nicht mehr! Dort steht mein Jäger postiert, dessen Kugel noch niemals gefehlt hat. Auf Hilfe brauchen Sie nicht zu rechnen. Ihre Kameraden lärmen da unten im Weinrausch, und hören und sehen nichts!"

Seine Hand gab die Kehle des Franzosen frei. Dieser starrte mit gläsernen Augen auf ihn und auf die blanke Klinge in seiner Hand.

Mit festem Schritt verließ Hasso das Zimmer, verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab. Starr wie eine Bildsäule stand Colonel Daricot da — ein Gefangener in seinem eigenen Zimmer.

„Nun vorwärts, Junker, die Hintertreppe runter — ich führ' Euch!" raunte Hintze. Er hielt das Fräulein am Arm und fort ging es, einen dunklen Gang, eine halsbrechende Stiege hinunter, an der Küche vorbei, aus welcher wüstes Schreien und Lachen ertönte — durch die offen stehende Thür ins Freie hinaus. Ein paar Schritte hart an den Fenstern und am Altan entlang — dann in das dichte Fliedergesträuch hinein — Tannendunkel — und in den geheimnisvollen Schatten des nächtlichen Waldes waren die drei Flüchtlinge verschwunden.

VI.

„So, gnädig Frölen, hier verpusten Sie sich ein bißchen," sagte der alte Jäger. „Wenn uns die Satansbrut auf den Hacken wäre, hätte sie uns in der Wiesenlichtung gefaßt, hier nicht!"

„Nein, nein, nur weiter!" war Renates hastige Antwort. Sie hatte kaum noch das Bewußtsein, wo sie war, und wohin sie eilte. Nur weiter — fort von dem fürchterlichen Kerker, aus dem ihr der Tod Errettung bedeutet, nur immer fort aus der Nähe jenes entsetzlichsten aller Menschen! Daß sie frei war, beschützt und gesichert, diese Gewißheit vermochte sich in ihrer angstbetäubten Seele noch nicht zu befestigen.

Ihr Pfad führte schmal, verwuchert durch jungen Buchenaufschlag und wildes Gestrüpp. Feucht vom Tau war das Gezweig, der Nebel lag gleich weißen Streifen in den Gründen, aus denen die Baumgruppen auftauchten wie schwarze schattenhafte Inseln. Darüber breitete sich die opalfarbene Helle der Frühsommernacht.

Flüchtigen Fußes eilte Renate dahin. An ihrer Seite der alte Waldläufer, rüstig ausschreitend. Hasso ging hinter ihr, und nicht ein einziges Mal schaute sie zurück. Seine Blicke aber hingen an ihr und folgten jeder ihrer Bewegungen.

Täuschte ihn denn ein Traumgebilde seiner Phantasie, oder war sie das wirklich — sie, die ihn einst von sich gewiesen und ihm so bitter weh gethan? In seinem Ohr tönte jetzt der beseligte Jubelschrei, mit dem sie sich an seine Brust geworfen. Das war doch Wirklichkeit, und sie brach einen Riß in die Eisesrinde, die so lange sein Fühlen in grausamer Fessel gehalten. Wie eine heiße Flut quoll es darunter auf, befreiend, ungestüm. Was sollte daraus werden? Er sah wohl, so wie dort auf der Rosenveranda, als sie ihm nachgegangen, und er sie zurückgewiesen, konnte er Renate nicht wieder gegenüberstehen. Es war ihm, als schlügen die Wellen höher und raubten ihm Atem und Besinnung. Mit einem tiefen Atemzuge, einem kurzen Ruck blieb er plötzlich stehen.

„Thut dem Junker der zerschossene Fuß weh?" fragte Hintze in seinem knurrenden Ton. „Wär' kein Wunder! Solche Fußpirsche taugt noch nicht für Sie!"

Wie ein Stich ging Renate dieses Wort durchs Herz, weckte sie aus ihrer Angstbetäubung und gab ihrem Empfinden eine andere Richtung. Auch sie blieb jetzt stehen, den Kopf wie in Beschämung gesenkt.

Das niedrige Dickicht lag hinter ihnen. Sie standen wie in der Eingangshalle des Hochwaldes, schwarze Nacht vor ihnen. Gleich einem weißen Nebelbilde hob sich die helle Mädchengestalt daraus ab.

Keines von beiden sprach ein Wort.

„Ein feiner Pirschgang war das aber!" setzte der alte Weidmann seine Rede fort und lachte leise, daß es wie das Knarren eines Eichenastes klang. „Und was für ein Fangstoß wär' das geworden, wenn Sie zustießen, Junker! Ich kenn' Ihre Hand! Schade drum — keinen Muck hätt' der Franzose mehr gesagt!"

„Ja, freilich war es schade!" Hasso zog sein Fangmesser heraus. Der geschliffene Stahl blitzte in der Dämmerung. „Hintze, ich hab' einmal einen groben Keiler abgefangen, zum Andenken daran bekam ich dies Messer geschenkt. — Prinz Ludwig, mein Held — daß diese Klinge mir helfen würde gegen den Erzfeind — im Dienste einer Dame — das geschah nach Deinem ritterlichen Sinn!"

Jetzt endlich wandte sich Renate ihm zu. Sie sah ihn vor sich stehen, in dunklen Linien gezeichnet, männlich und fest — leibhaftig so, wie er Tag und Nacht in ihrer Erinnerung gelebt. Er hatte sie gesucht, gerettet mit ritterlichem Mut und starkem Arm. Ach und sie wußte es ja — in seinem Schutz war sie vor der ganzen Hölle sicher. „Hasso, was haben Sie für mich gethan!" rief sie aus.

Hasso antwortete nicht. Er wollte keinen Dank. Sein Auge ruhte auf ihr wie mit qualvoller Frage.

„Befehlen Sie weiter zu gehen, Renate?" sagte

er. „So geben Sie mir bitte den Arm. Unser Weg ist uneben und dunkel. Dieses kleine Vorrecht darf ich mir heute wohl erbitten."

Gehorsam folgte sie ihm. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. War er denn das wirklich, der so heiß Ersehnte, verloren Geglaubte, unversöhnlich Zürnende, und sie lehnte schutzsuchend, vertrauend an seinem Arm? —

Stumm schritten sie nebeneinander her. Vor ihnen ging wegkundig, aufmerksam und doch scheinbar ohne zu sehen und zu hören, der alte Waldläufer.

Totenstille war um sie her. Nur zuweilen knackte ein Ast unter ihren Füßen. Hin und wieder strich frostig kühl der Atemzug der Nacht durch die Baumkronen, so daß sie seufzend erschauerten. Dann wieder das tiefe Schweigen.

Lang war der Weg.

„Sind Sie noch nicht müde, Renate?" fragte Hasso endlich.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht müde! Ich könnte stundenlang so weitergehen! Aber Sie, Hasso — Ihr verwundeter Fuß —" sie zögerte, doch er wies mit abwehrender Handbewegung die Fürsorge zurück und zog sie weiter mit sich fort.

„Jetzt noch zehn Minuten, dann sind wir in Tiefensee!" tröstete Hintze mitleidig brummend. „Gnädig' Frölen wird sich auch schon die kleinen Füßchens wundgelaufen haben!"

Eine Anhöhe ging es hinauf, da lichtete sich der Wald.

Vor ihnen tief unten lag der See — wie mattes Silber zwischen den schwarzen Baumwipfeln heraufschimmernd. Jenseits das Herrenhaus von Tiefensee, mit den erhellten Fenstern in der dunklen Umrahmung.

„Da sind wir," erklärte der Alte. „Jetzt wissen die Herrschaften Bescheid. Ich werde vorausgehen und sichern. Ein Wagen kommt nämlich die Landstraße herauf — zu dieser Stunde — das muß etwas zu bedeuten haben!" Fort war er.

Hasso und Renate blieben stehen. Sie löste ihren Arm aus dem seinen und hob schüchtern den Blick zu ihm auf. „Hasso — Sie wollen es nicht — doch muß ich davon reden!" begann sie stockend. „Wie kamen Sie so plötzlich dorthin, unter die Feinde? Wie ein Engel Gottes erschienen Sie mir!"

„Aber ich kam so spät, Renate! Sie mußten so lange ausharren! Hat er Sie nicht fast zu Tode geängstigt, der Schurke?"

„Ja, es war die höchste Not! Aber die Hilfe mußte kommen! Ich klammerte mich an das Kreuz — und das hat mich geschützt und gehalten, bis Sie kamen! Ehe ich die letzte Rettung durch den entsetzlichen Sprung aus dem Fenster suchte!"

„Renate — das — wollten Sie thun?"

Ihr Kopf war tief gesenkt. „Es wäre mir keine Wahl geblieben!" —

Er sah auf sie nieder. Seine Pulse begannen zu fiebern. „Renate — — warum haben Sie nicht mich gerufen, statt Brünnow! Ich war da, ich hätte kommen können! So erfuhr ich es erst zwei, drei Stunden nachdem Sie sich hatten fortlocken lassen in diese Mordgrube."

Sein Vorwurf traf sie unerwartet. „Aber Hasso — das konnten Sie doch nicht von mir verlangen! Ich habe Sie gebeten, mir zu verzeihen, was ich Ihnen einst zuleide gethan. Sie schlugen es ab! Konnte ich danach jemals noch mit irgend einer Bitte zu Ihnen kommen?"

„Herr Gott!" rief er schaudernd. „Welche Verantwortung wälzen Sie auf mich! Durch meine Schuld also! — Sie haben mich gebeten, und ich — schlug es Ihnen ab — —"

„Ach, Hasso, das ist jetzt nicht mehr das Schlimmste!" rief sie leidenschaftlich aufschluchzend. „Nun haben Sie mich auch noch zu so tiefem, unendlichem Dank verpflichtet, und ich kann ihn nicht abtragen. Ihr Herz ist verhärtet gegen mich, ich weiß es wohl, seit ich Ihnen so bitteres Unrecht gethan! Nicht einmal verzeihen konnten Sie mir, als ich Sie bat! Was soll Ihnen da mein Dank! Eine lästige Bürde, die auf mich selbst wieder zurückfällt —" sie konnte nicht weiter.

Hasso ergriff ihre beiden Hände und zog sie an sein stürmisch pochendes Herz. „Meine Süße, Heißgeliebte, können Sie denn das nicht verstehen? Ein Wort nur kann es zwischen uns geben, ein Entweder — Oder! Als Sie mir sagten, daß Sie mich für einen feigen, jammervollen Kerl hielten und mich niemals lieben könnten — nur einen Helden — nicht mich —" noch einmal zitterte der grollende Schmerz nachklingend in seiner Stimme — „ja, da verhärtete ich mich gegen Sie! — Was soll mir Reue, Verzeihen und Dank! Lieben sollen Sie mich! Nichts weiter verlange ich auf der ganzen Welt!"

„Ach, Hasso!" Es klang wie jubelndes Erschrecken. Sie sah ihn an mit wirrem, aufleuchtend suchendem Blick. Dann beugte sie sich nieder und drückte ihr Antlitz auf seine Hände. „Hasso — ich will es gut machen, was ich Ihnen zuleide gethan! Wenn **Sie** kein Held sind, wer ist es dann? Mein Held sind Sie, der einzige — einzige!"

Hasso hielt ihre Hände fest, mit eisernem Griff. Die seinen erzitterten dabei. „Renate, ist das wahr?"

Er hob ihr Haupt zu sich empor. Wie in einen tiefen Born schaute er in ihre Augen. Was ihm daraus entgegenleuchtete, war Liebe, Hingebung, Seligkeit. Da kam es über ihn wie die große wogende Flut, die nun nichts mehr zurückdämmte — übermächtig, überwältigend. — —

Renate hatte beide Arme um seinen Nacken geschlungen, ihr Haupt sank an seine Brust. „Hasso, Du wolltest einen Menschen haben, dem Du alles in der Welt sein kannst! Das bist Du mir, mein Alles in der Welt!"

VII.

Sehr langsam gingen sie den Abhang hinunter, durch den Garten, der wie schlummernd dalag, eingehüllt in die weißen Nebel der Sommernacht, dem Wohnhause zu.

Aus dem Gartenzimmer über die Veranda her, kamen ihnen dunkle Gestalten entgegen, winkend und rufend. Der alte Hintze hatte Hassos und Renates

„Hasso!“ schrie Renate auf. Es war der herzerschütternde Jubelklang der Erlösung — der Seligkeit. Sie flog auf ihn zu, an seine Brust. Mit einem wilden Griff preßte Hasso sie an sich — einen Augenblick.

„Sacre mille tonnerre —“ fluchte der Franzose und warf sich wie ein Rasender auf die beiden. Hasso schlug ihn mit der Reitpeitsche zurück. Ein Pfiff — der alte Hintze stand neben ihm und zog Renate mit sich fort. Es war das Werk einer Sekunde. Die beiden Männer standen sich allein gegenüber.

Langsam, vor den Augen des Colonel, zog Hasso sein Weidmesser — Daricot wollte nach seiner Pistole stürzen. Doch zu spät. An der Kehle packte ihn Hasso mit eisernem Griff und setzte ihm das blanke Messer auf die Brust.

„Verfluchter Hund, Du bist des Todes, auf mein Ehrenwort, wenn Du Dich rührst oder um Hilfe rufst! — Die Dame ist jetzt in Sicherheit! Auch ich werde mich sogleich entfernen! Sollten Sie es wagen, mir auf den Flur zu folgen, oder einen Laut auszustoßen, so sind Sie nicht mehr! Dort steht mein Jäger postiert, dessen Kugel noch niemals gefehlt hat. Auf Hilfe brauchen Sie nicht zu rechnen. Ihre Kameraden lärmen da unten im Weinrausch, und hören und sehen nichts!“

Seine Hand gab die Kehle des Franzosen frei. Dieser starrte mit gläsernen Augen auf ihn und auf die blanke Klinge in seiner Hand.

Mit festem Schritt verließ Hasso das Zimmer, verschloß die Thür und zog den Schlüssel ab. Starr wie eine Bildsäule stand Colonel Daricot da — ein Gefangener in seinem eigenen Zimmer.

„Nun vorwärts, Junker, die Hintertreppe runter — ich führ' Euch!“ raunte Hintze. Er hielt das Fräulein am Arm und fort ging es, einen dunklen Gang, eine halsbrechende Stiege hinunter, an der Küche vorbei, aus welcher wüstes Schreien und Lachen ertönte — durch die offen stehende Thür ins Freie hinaus. Ein paar Schritte hart an den Fenstern und am Altan entlang — dann in das dichte Fliedergesträuch hinein — Tannendunkel — und in den geheimnisvollen Schatten des nächtlichen Waldes waren die drei Flüchtlinge verschwunden.

VI.

„So, gnädig Frölen, hier verpusten Sie sich ein bißchen,“ sagte der alte Jäger. „Wenn uns die Satansbrut auf den Hacken wäre, hätte sie uns in der Wiesenlichtung gefaßt, hier nicht!“

„Nein, nein, nur weiter!“ war Renates hastige Antwort. Sie hatte kaum noch das Bewußtsein, wo sie war, und wohin sie eilte. Nur weiter — fort von dem fürchterlichen Kerker, aus dem ihr der Tod Errettung bedeutet, nur immer fort aus der Nähe jenes entsetzlichsten aller Menschen! Daß sie frei war, beschützt und gesichert, diese Gewißheit vermochte sich in ihrer angstbetäubten Seele noch nicht zu befestigen.

Ihr Pfad führte schmal, verwuchert durch jungen Buchenaufschlag und wildes Gestrüpp. Feucht vom Tau war das Gezweig, der Nebel lag gleich weißen Streifen in den Gründen, aus denen die Baumgruppen auftauchten wie schwarze schattenhafte Inseln. Darüber breitete sich die opalfarbene Helle der Frühsommernacht.

Flüchtigen Fußes eilte Renate dahin. An ihrer Seite der alte Waldläufer, rüstig ausschreitend. Hasso ging hinter ihr, und nicht ein einziges Mal schaute sie zurück. Seine Blicke aber hingen an ihr und folgten jeder ihrer Bewegungen.

Täuschte ihn denn ein Traumgebilde seiner Phantasie, oder war sie das wirklich — sie, die ihn einst von sich gewiesen und ihm so bitter weh gethan? In seinem Ohr tönte jetzt der beseligte Jubelschrei, mit dem sie sich an seine Brust geworfen. Das war doch Wirklichkeit, und sie brach einen Riß in die Eisesrinde, die so lange sein Fühlen in grausamer Fessel gehalten. Wie eine heiße Flut quoll es darunter auf, befreiend, ungestüm. Was sollte daraus werden? Er sah wohl, so wie dort auf der Rosenveranda, als sie ihm nachgegangen, und er sie zurückgewiesen, konnte er Renate nicht wieder gegenüberstehen. Es war ihm, als schlügen die Wellen höher und raubten ihm Atem und Besinnung. Mit einem tiefen Atemzuge, einem kurzen Ruck blieb er plötzlich stehen.

„Thut dem Junker der zerschossene Fuß weh?“ fragte Hintze in seinem knurrenden Ton. „Wär' kein Wunder! Solche Fußpirsche taugt noch nicht für Sie!“

Wie ein Stich ging Renate dieses Wort durchs Herz, weckte sie aus ihrer Angstbetäubung und gab ihrem Empfinden eine andere Richtung. Auch sie blieb jetzt stehen, den Kopf wie in Beschämung gesenkt.

Das niedrige Dickicht lag hinter ihnen. Sie standen wie in der Eingangshalle des Hochwaldes, schwarze Nacht vor ihnen. Gleich einem weißen Nebelbilde hob sich die helle Mädchengestalt daraus ab.

Keines von beiden sprach ein Wort.

„Ein feiner Pirschgang war das aber!“ setzte der alte Weidmann seine Rede fort und lachte leise, daß es wie das Knarren eines Eichenastes klang. „Und was für ein Fangstoß wär' das geworden, wenn Sie zustießen, Junker! Ich kenn' Ihre Hand! Schade drum — keinen Muck hätt' der Franzose mehr gesagt!“

„Ja, freilich war es schade!“ Hasso zog sein Fangmesser heraus. Der geschliffene Stahl blitzte in der Dämmerung. „Hintze, ich hab' einmal einen groben Keiler abgefangen, zum Andenken daran bekam ich dies Messer geschenkt. — Prinz Ludwig, mein Held — daß diese Klinge mir helfen würde gegen den Erzfeind — im Dienste einer Dame — das geschah nach Deinem ritterlichen Sinn!“

Jetzt endlich wandte sich Renate ihm zu. Sie sah ihn vor sich stehen, in dunklen Linien gezeichnet, männlich und fest — leibhaftig so, wie er Tag und Nacht in ihrer Erinnerung gelebt. Er hatte sie gesucht, gerettet mit ritterlichem Mut und starkem Arm. Ach und sie wußte es ja — in seinem Schutz war sie vor der ganzen Hölle sicher. „Hasso, was haben Sie für mich gethan!“ rief sie aus.

Hasso antwortete nicht. Er wollte keinen Dank. Sein Auge ruhte auf ihr wie mit qualvoller Frage.

„Befehlen Sie weiter zu gehen, Renate?“ sagte

er. „So geben Sie mir bitte den Arm. Unser Weg ist uneben und dunkel. Dieses kleine Vorrecht darf ich mir heute wohl erbitten."

Gehorsam folgte sie ihm. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. War er denn das wirklich, der so heiß Ersehnte, verloren Geglaubte, unversöhnlich Zürnende, und sie lehnte schutzsuchend, vertrauend an seinem Arm? —

Stumm schritten sie nebeneinander her. Vor ihnen ging wegkundig, aufmerksam und doch scheinbar ohne zu sehen und zu hören, der alte Waldläufer.

Totenstille war um sie her. Nur zuweilen knackte ein Ast unter ihren Füßen. Hin und wieder strich frostig kühl der Atemzug der Nacht durch die Baumkronen, so daß sie seufzend erschauerten. Dann wieder das tiefe Schweigen.

Lang war der Weg.

„Sind Sie noch nicht müde, Renate?" fragte Hasso endlich.

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht müde! Ich könnte stundenlang so weitergehen! Aber Sie, Hasso — Ihr verwundeter Fuß —" sie zögerte, doch er wies mit abwehrender Handbewegung die Fürsorge zurück und zog sie weiter mit sich fort.

„Jetzt noch zehn Minuten, dann sind wir in Tiefensee!" tröstete Hintze mitleidig brummend. „Gnädig' Frölen wird sich auch schon die kleinen Füßchens wundgelaufen haben!"

Eine Anhöhe ging es hinauf, da lichtete sich der Wald.

Vor ihnen tief unten lag der See — wie mattes Silber zwischen den schwarzen Baumwipfeln heraufschimmernd. Jenseits das Herrenhaus von Tiefensee, mit den erhellten Fenstern in der dunklen Umrahmung.

„Da sind wir," erklärte der Alte. „Jetzt wissen die Herrschaften Bescheid. Ich werde vorausgehen und sichern. Ein Wagen kommt nämlich die Landstraße herauf — zu dieser Stunde — das muß etwas zu bedeuten haben!" Fort war er.

Hasso und Renate blieben stehen. Sie löste ihren Arm aus dem seinen und hob schüchtern den Blick zu ihm auf. „Hasso — Sie wollen es nicht — doch muß ich davon reden!" begann sie stockend. „Wie kamen Sie so plötzlich dorthin, unter die Feinde? Wie ein Engel Gottes erschienen Sie mir!"

„Aber ich kam so spät, Renate! Sie mußten so lange ausharren! Hat er Sie nicht fast zu Tode geängstigt, der Schurke?"

„Ja, es war die höchste Not! Aber die Hilfe mußte kommen! Ich klammerte mich an das Kreuz — und das hat mich geschützt und gehalten, bis Sie kamen! Ehe ich die letzte Rettung durch den entsetzlichen Sprung aus dem Fenster suchte!"

„Renate — das — wollten Sie thun?"

Ihr Kopf war tief gesenkt. „Es wäre mir keine Wahl geblieben!" —

Er sah auf sie nieder. Seine Pulse begannen zu fiebern. „Renate — — warum haben Sie nicht mich gerufen, statt Brünnow! Ich war da, ich hätte kommen können! So erfuhr ich es erst zwei, drei Stunden nachdem Sie sich hatten fortlocken lassen in diese Mordgrube."

Sein Vorwurf traf sie unerwartet. „Aber Hasso — das konnten Sie doch nicht von mir verlangen! Ich habe Sie gebeten, mir zu verzeihen, was ich Ihnen einst zuleide gethan. Sie schlugen es ab! Konnte ich danach jemals noch mit irgend einer Bitte zu Ihnen kommen?"

„Herr Gott!" rief er schaudernd. „Welche Verantwortung wälzen Sie auf mich! Durch meine Schuld also! — Sie haben mich gebeten, und ich — schlug es Ihnen ab — —"

„Ach, Hasso, das ist jetzt nicht mehr das Schlimmste!" rief sie leidenschaftlich aufschluchzend. „Nun haben Sie mich auch noch zu so tiefem, unendlichem Dank verpflichtet, und ich kann ihn nicht abtragen. Ihr Herz ist verhärtet gegen mich, ich weiß es wohl, seit ich Ihnen so bitteres Unrecht gethan! Nicht einmal verzeihen konnten Sie mir, als ich Sie bat! Was soll Ihnen da mein Dank! Eine lästige Bürde, die auf mich selbst wieder zurückfällt —" sie konnte nicht weiter.

Hasso ergriff ihre beiden Hände und zog sie an sein stürmisch pochendes Herz. „Meine Süße, Heißgeliebte, können Sie denn das nicht verstehen? Ein Wort nur kann es zwischen uns geben, ein Entweder — Oder! Als Sie mir sagten, daß Sie mich für einen feigen, jammervollen Kerl hielten und mich niemals lieben könnten — nur einen Helden — nicht mich —" noch einmal zitterte der grollende Schmerz nachklingend in seiner Stimme — „ja, da verhärtete ich mich gegen Sie! — Was soll mir Reue, Verzeihen und Dank! Lieben sollen Sie mich! Nichts weiter verlange ich auf der ganzen Welt!"

„Ach, Hasso!" Es klang wie jubelndes Erschrecken. Sie sah ihn an mit wirrem, aufleuchtend suchendem Blick. Dann beugte sie sich nieder und drückte ihr Antlitz auf seine Hände. „Hasso — ich will es gut machen, was ich Ihnen zuleide gethan! Wenn Sie kein Held sind, wer ist es dann? Mein Held sind Sie, der einzige — einzige!"

Hasso hielt ihre Hände fest, mit eisernem Griff. Die seinen erzitterten dabei. „Renate, ist das wahr?"

Er hob ihr Haupt zu sich empor. Wie in einen tiefen Born schaute er in ihre Augen. Was ihm daraus entgegenleuchtete, war Liebe, Hingebung, Seligkeit. Da kam es über ihn wie die große wogende Flut, die nun nichts mehr zurückdämmte — übermächtig, überwältigend. — —

Renate hatte beide Arme um seinen Nacken geschlungen, ihr Haupt sank an seine Brust. „Hasso, Du wolltest einen Menschen haben, dem Du alles in der Welt sein kannst! Das bist Du mir, mein Alles in der Welt!"

VII.

Sehr langsam gingen sie den Abhang hinunter, durch den Garten, der wie schlummernd dalag, eingehüllt in die weißen Nebel der Sommernacht, dem Wohnhause zu.

Aus dem Gartenzimmer über die Veranda her, kamen ihnen dunkle Gestalten entgegen, winkend und rufend. Der alte Hintze hatte Hassos und Renates

Ankunft schon verkündet. In dem Wagen, der vor kurzem des alten Jägers Verdacht erregt hatte, saßen, von Buggendorf kommend, das Zarchowsche Ehepaar und Hans Brünnow. Letzterer hatte zu eiligem Aufbruch nach Tiefensee getrieben, denn Frau Julies Botschaft an ihn, die er abends bei seiner Rückkehr aus der Stadt vorgefunden, und Hassos unerklärliches Ausbleiben flößte den treuen Freunden Angst und Besorgnis ein. Kurz vor ihnen war Paul Conreuth zu Hause eingetroffen. Ihn hatte Renates verhängnisvolle Fahrt nach Penzlow mit maßlosem Entsetzen erfüllt, welches kaum gemildert wurde durch die Kunde, daß Rochlitz ihrer Spur gefolgt war. Was sollte dieser allein helfen können? Sie schwebten nun beide in größter Gefahr. Die unerwartete Ankunft der Buggendorfer Freunde erschien als unendliche Erleichterung. Alsbald beschlossen die drei Männer einen sofortigen Aufbruch nach Penzlow. Doch jetzt erschien der alte Hintze mit seiner erlösenden Meldung. Und gleich darauf erblickte man in der nebligen Dämmerung die Gestalten der beiden Geretteten, sich langsam dem Hause nähernd. Warum nur so langsam? Sie eilten ihnen mit fliegendem Atem entgegen. Renate löste sich von dem Arm ihres Kavaliers und flog wie ein Vogel herbei, in die Arme ihrer Schwester, die sie laut weinend an sich preßte. Welche Qualen der Angst und Selbstvorwürfe hatte sie in diesen Stunden durchlebt, die Ärmste. Sie meinte, sich in ihrem ganzen Leben nicht wieder davon erholen zu können.

Unter lautem Jubel, Lamentieren, Händeringen wurden die beiden hineingezogen in das warme, helle Zimmer. Und nun ging es ans Fragen, Erzählen und Bestürmen. Frau Selma Zarchow schalt in Kraftausdrücken über ihre eigene Thorheit. Schwester Julie zerfloß noch immer in Thränen. Die Herren aber waren ungalant genug, einstimmig festzustellen, daß ihre drei verehrten Damen sich untereinander überboten hätten in Befolgung falscher Maßnahmen.

„Abscheuliche Gesellschaft, Ihr vier!" rief Selma. „Das ist nun wieder Wasser auf Eure Mühle! — Aber beste Julie, wahr ist es beinah! Nun kommen Sie endlich wieder zu sich! Das Kind ist fast erstarrt in seinem dünnen Sommerfähnchen, in der kalten, feuchten Nachtluft! Kommen Sie, Renate, kommt, wir ziehen die Kleine um! Am besten wäre es schon, wir steckten sie gleich ins Bett, doch wenn ich diese strahlenden Augen ansehe, wage ich kaum davon zu reden!"

Die drei Damen verließen das Gemach.

Hasso folgte ihnen mit den Augen. Dann warf er sich in einen tiefen Sessel, zog den schmerzenden, übermüdeten Fuß auf sein Knie und schloß die Augen.

Hans Brünnow heftete einen aufmerksamen Blick auf ihn. Seine Hochachtung für den Kriegsgefährten war so groß, daß er sich unwillkürlich verpflichtet hielt, die Ruhe zu behüten, deren jener augenscheinlich bedurfte.

„Führen Sie Ihre gute Absicht aus, Conreuth, und besorgen Sie ein Glas heißen Punsch oder Grog," mahnte Brünnow. „Unseren beiden Abenteurern wird die Stärkung gewiß nicht unwillkommen sein!"

Der Hausherr befolgte sofort diesen einleuchtenden Wink. Leise berieten die Herren miteinander über die Möglichkeit eines Racheunternehmens seitens der Franzosen. Brünnow hielt ein solches für unwahrscheinlich.

„Was wollen sie denn machen, es sind ja sogenannte Friedenszeiten," meinte er. „Schwerlich wird der Colonel die Geschichte an die große Glocke hängen, dazu ist die Rolle denn doch zu erbärmlich, die er dabei gespielt hat!"

Der kluge Brünnow sollte mit seiner Zuversicht recht behalten. Der Name des Colonel Daricot drang nicht wieder zu den Ohren Hassos und seiner Freunde.

Jetzt kehrten die drei Frauen zurück. Mit elastischer Bewegung sprang Hasso auf die Füße.

Renate trug ein warmes, dunkelfarbiges Kleid. Ihr Haar fiel in lockiger Wildnis frei über den Nacken hinab. Ihr Gesicht war weiß wie Lilienblätter, doch die Lippen rot und die Augen mehr denn je den dunklen Lichtern des scheuen, stolzen Rehes vergleichbar.

Mit fragendem Blick gingen diese Augen durch das Zimmer und blieben auf Hasso ruhen. Sie ging auf ihn zu, beide Hände ihm entgegenstreckend.

„Hasso!" —

Er ergriff diese Hände, beugte sich tief darüber und bedeckte sie mit Küssen.

„Aber Renate!" rief Julie fast erschreckt. Sie fühlte wohl, welchen großen Dank Renate ihm schuldete, aber dies machte doch einen zu merkwürdigen Eindruck!

Renate wandte lächelnd den Kopf zu ihr hin, ihre Hände fest in die seinen geschmiegt.

„Sie gehören ihm, Julie, es läßt sich nichts mehr daran ändern!" sagte sie und ihr Ton klang stolz und innig. „Er hat sich seine Braut aus der Hölle herausgeholt! Wenn er sie behalten will — sie gehört ihm!"

„Donner—wetter!" rief Brünnow, denn das Erstaunen machte ihn bis auf diesen ihm zu geläufigen Ausruf sprachlos. Freudig überrascht, stimmten die übrigen mit ihren Äußerungen ein. Nur Schwester Julie begann ihr Händeringen aufs neue.

„Um Himmels willen, Renate, auch das noch! Wie kannst Du denn so etwas thun, ohne mich oder Papa zu fragen!"

„Gnädigste Frau Julie, ich weiß, was Papa dazu sagen wird!" nahm jetzt Hasso das Wort. „Unmögliches kann er nicht fordern, und was die Hammerschläge des Schicksals in eins geschmiedet, das wird er nicht mehr trennen wollen! — Gegen meine Person kann er, denke ich, nichts einwenden, da sich Renate an derselben genügen lassen will! — Eine Stellung aber werde ich ihr, so Gott will, bieten können, die ihrer einigermaßen würdig ist!"

„Eine kühne Behauptung!" murmelte Paul Conreuth mit bewunderndem Blick auf seine Schwägerin. Wie sie zu ihm aufsah, stolze Hingebung aus den Augen strahlend, wahrlich, beneidenswert vor anderen Sterblichen erschien ihm dieser Mann, und ungewöhnlicher Auszeichnung mußte er würdig sein.

„Gewiß, die Behauptung mag kühn sein, da haben Sie recht!" bestätigte Hasso die halblaute Be-

merkung. „Brünnow, auf Abenteuer ins Ausland zieh ich nun nicht mehr, das ist vorbei. Aber die Frau eines preußischen Rittmeisters zu werden, bei den Blücherschen Husaren — vielleicht läßt sich meine Gebieterin das gefallen?“ Er küßte abermals ihre Hand. „Und sagt ihr diese Stellung nicht mehr zu, so steht es mir jeden Augenblick frei, sie als Herrin nach Reckentin zu führen! Sie hat nur zu befehlen! — Damit freilich sind dann die Schätze erschöpft, die ich ihr zu bieten habe!“

„Ich bin damit zufrieden!“ sagte Renate. „Aber ich glaube fast, doch noch mehr der Schätze zu kennen, die mir ein Hasso Rochlitz zu bieten vermag!“

VIII.

„Na, Rochlitz, sind Sie endlich da!“ rief Excellenz Blücher. „Dachte schon, Sie wären mich durchgebrannt, irgendwo ins Ausland, wie so viele von die Feuerköppe, die es nicht abwarten können, bis es bei uns losgeht!“

Der kommandierende General war soeben von einem Besichtigungsritt zurückgekehrt und stand noch mit Pelzmütze und Säbel, als er die Meldung des Lieutenants von Rochlitz entgegennahm. Dieser trug jetzt die Armeeuniform der Kavallerie, die den Schillschen gestattet war, bis sie verabschiedet oder anderen Regimentern zugeteilt wurden.

„Wo haben Sie sich denn so lange rumgetrieben? Erzählen Sie mich das doch!“

Rochlitz berichtete kurz, wo er sich seit Beendigung seiner Festungshaft aufgehalten und schließlich auch, daß er sich mit der Tochter des Oberstlieutenants von Velbegg verlobt hätte.

General Blücher, der sich des letzteren aus seiner Husarenzeit als guten Bekannten erinnerte, nahm die Nachricht wohlwollend auf, freute sich auch über die angelegentliche Empfehlung, welche Rochlitz von seinem künftigen Schwiegervater an den Feldherrn ausrichtete.

„Das war ein recht gescheiter Einfall, mein Sohn! Die Velbeggs — gute Familie, der Alte selber ein Ehrenmann! Ist ein gutes Zeugnis für Ihnen, daß Sie das Mädel kriegen! Jedem ersten besten wird der seine Tochter nicht geben! Ich habe mir auch sonst nach Ihnen erkundigt, bei dem von Lützow, der Eure Campagne da mitgeritten ist, und bei dem von Kleist, der auch beim Prinzen Louis Adjutant war. Beide sagen mich dasselbe von Ihnen! Danach müssen Sie Pech und Schwefel im Kopf, und sozusagen ein gutes Stück Satan im Leibe haben! Besonders wenn es auf dem Feinde druffgeht! Daß Sie dabei einen rechtschaffenen Sinn haben, der geradedurch geht und keine verfluchten Winkelzüge macht, das habe ich mich schon selber überführt! Eine Schwadron in Stolp ist frei, hab' Sie Ihnen offen gehalten, — und Ihre Ernennung zum Rittmeister muß auch bald herauskommen!“

Hasso sprach mit warmer Betonung seinen ganz gehorsamsten Dank aus.

„Is schon gut!“ sagte Blücher. „Ein kleines Douceur mußten Sie doch noch von mich haben für die Arnswalder Affaire mit dem Victor, dem Halunken! Heute zu Mittag können Sie bei mich essen — wir wollen mal zusammen ein Glas trinken auf den baldigen neuen Rittmeister, und auf gute Kriegskameradschaft, wenn es nun endlich losgehen wird auf die Satanskerle, die verdammten!“

Er brach plötzlich ab. Ein Ausdruck ging über sein Gesicht, der den jungen Offizier erschreckte, wie das zurückkehrende Bewußtsein eines erschütternden Schmerzes, der sich durch den frischen Eindruck nur flüchtig hatte zurückdrängen lassen und nun doppelt sein Recht geltend machte.

„Ja — jetzt ist's aber doch, als wollte unser Herrgott droben uns ganz und gar in der Patsche sitzen lassen und den Satanshöllenmächten allen Vorrang über uns einräumen! Das Beste, was wir überhaupt noch hatten in der weiten Gotteswelt — Rochlitz, wissen Sie es denn noch nicht?“

„Nein, ich weiß nicht, wovon Eure Excellenz sprechen, welcher neue Schlag uns getroffen hat?“

Blücher sah ihn an mit den blauen, feuerblitzenden Augen. — „Die Königin ist tot!“

Königin Luise von Preußen. Tot!

War es denn nicht genug, daß Preußen in Schmach und Elend zertreten im Staube lag — mußte ihm auch noch das Herz aus der Brust gerissen werden und das Licht seiner Augen ihm genommen?

Wie war es möglich, das Ungeheure, Entsetzliche zu fassen? In all ihrer Jugend und Schönheit — „schön unter Tausenden“ — Segen und Wonne spendend, wo sie vorüberging, die holdeste aller Frauen, die hehrste aller Königinnen! — Sie war tot! Verwaist war Preußens Land und Volk und zerschmetternd vor allen traf dieser Schlag das Haupt des unglücklichen Königs.

„Die Königin tot!“

Rochlitz prallte zurück, wortlos — versteinert von Entsetzen. Wie betäubt legte er die Hand vor die Augen. Der Stoß, der Preußen ins Herz traf — jeder Preuße fühlte ihn so im Herzensgrunde. Eine Pause schmerzerfüllten Schweigens folgte.

„Wann haben es Eure Excellenz erfahren?“ fragte Hasso endlich leise.

„Heute früh durch eine Stafette aus Berlin! — Vorgestern, am 19. Juli — in Hohen-Zieritz! Seine Majestät war da! — Ja — hol' mich der Teufel — nun ist es zu Ende mit uns!“ Und der alte Recke stieß im Grimm seines Schmerzes mit dem Säbel auf den Fußboden, daß es dröhnte.

Rochlitz hob mit lebhafter Bewegung den Kopf auf. In seinen dunklen Augen flammte eine heilige Glut.

„Verzeihen Eure Excellenz, nein, es ist nicht zu Ende! Königin Luise ist von uns gegangen, nicht um ihr Volk im Elend versinken zu lassen, sondern um es emporzuziehen! — Hat sie unsere Erhebung auf Erden nicht mehr erleben können, so wird sie vom Himmel darauf niederschauen, als der Stern, der uns voranleuchtet, als der Genius unseres Sieges und unserer Freiheit!“

General Blücher zog die eisgrauen buschigen

Ankunft schon verkündet. In dem Wagen, der vor kurzem des alten Jägers Verdacht erregt hatte, saßen, von Buggendorf kommend, das Zarchowsche Ehepaar und Hans Brünnow. Letzterer hatte zu eiligem Aufbruch nach Tiefensee getrieben, denn Frau Julies Botschaft an ihn, die er abends bei seiner Rückkehr aus der Stadt vorgefunden, und Hassos unerklärliches Ausbleiben flößte den treuen Freunden Angst und Besorgnis ein. Kurz vor ihnen war Paul Conreuth zu Hause eingetroffen. Ihn hatte Renates verhängnisvolle Fahrt nach Penzlow mit maßlosem Entsetzen erfüllt, welches kaum gemildert wurde durch die Kunde, daß Rochlitz ihrer Spur gefolgt war. Was sollte dieser allein helfen können? Sie schwebten nun beide in größter Gefahr. Die unerwartete Ankunft der Buggendorfer Freunde erschien als unendliche Erleichterung. Alsbald beschlossen die drei Männer einen sofortigen Aufbruch nach Penzlow. Doch jetzt erschien der alte Hintze mit seiner erlösenden Meldung. Und gleich darauf erblickte man in der nebligen Dämmerung die Gestalten der beiden Geretteten, sich langsam dem Hause nähernd. Warum nur so langsam? Sie eilten ihnen mit fliegendem Atem entgegen. Renate löste sich von dem Arm ihres Kavaliers und flog wie ein Vogel herbei, in die Arme ihrer Schwester, die sie laut weinend an sich preßte. Welche Qualen der Angst und Selbstvorwürfe hatte sie in diesen Stunden durchlebt, die Ärmste. Sie meinte, sich in ihrem ganzen Leben nicht wieder davon erholen zu können.

Unter lautem Jubel, Lamentieren, Händeringen wurden die beiden hineingezogen in das warme, helle Zimmer. Und nun ging es ans Fragen, Erzählen und Bestürmen. Frau Selma Zarchow schalt in Kraftausdrücken über ihre eigene Thorheit. Schwester Julie zerfloß noch immer in Thränen. Die Herren aber waren ungalant genug, einstimmig festzustellen, daß ihre drei verehrten Damen sich untereinander überboten hätten in Befolgung falscher Maßnahmen.

„Abscheuliche Gesellschaft, Ihr vier!“ rief Selma. „Das ist nun wieder Wasser auf Eure Mühle! — Aber beste Julie, wahr ist es beinah! Nun kommen Sie endlich wieder zu sich! Das Kind ist fast erstarrt in seinem dünnen Sommerfähnchen, in der kalten, feuchten Nachtluft! Kommen Sie, Renate, kommt, wir ziehen die Kleine um! Am besten wäre es schon, wir steckten sie gleich ins Bett, doch wenn ich diese strahlenden Augen ansehe, wage ich kaum davon zu reden!“

Die drei Damen verließen das Gemach.

Hasso folgte ihnen mit den Augen. Dann warf er sich in einen tiefen Sessel, zog den schmerzenden, übermüdeten Fuß auf sein Knie und schloß die Augen.

Hans Brünnow heftete einen aufmerksamen Blick auf ihn. Seine Hochachtung für den Kriegsgefährten war so groß, daß er sich unwillkürlich verpflichtet hielt, die Ruhe zu behüten, deren jener augenscheinlich bedurfte.

„Führen Sie Ihre gute Absicht aus, Conreuth, und besorgen Sie ein Glas heißen Punsch oder Grog,“ mahnte Brünnow. „Unseren beiden Abenteurern wird die Stärkung gewiß nicht unwillkommen sein!“

Der Hausherr befolgte sofort diesen einleuchtenden Wink. Leise berieten die Herren miteinander über die Möglichkeit eines Racheunternehmens seitens der Franzosen. Brünnow hielt ein solches für unwahrscheinlich.

„Was wollen sie denn machen, es sind ja sogenannte Friedenszeiten,“ meinte er. „Schwerlich wird der Colonel die Geschichte an die große Glocke hängen, dazu ist die Rolle denn doch zu erbärmlich, die er dabei gespielt hat!“

Der kluge Brünnow sollte mit seiner Zuversicht recht behalten. Der Name des Colonel Daricot drang nicht wieder zu den Ohren Hassos und seiner Freunde.

Jetzt kehrten die drei Frauen zurück. Mit elastischer Bewegung sprang Hasso auf die Füße.

Renate trug ein warmes, dunkelfarbiges Kleid. Ihr Haar fiel in lockiger Wildnis frei über den Nacken hinab. Ihr Gesicht war weiß wie Lilienblätter, doch die Lippen rot und die Augen mehr denn je den dunklen Lichtern des scheuen, stolzen Rehes vergleichbar.

Mit fragendem Blick gingen diese Augen durch das Zimmer und blieben auf Hasso ruhen. Sie ging auf ihn zu, beide Hände ihm entgegenstreckend.

„Hasso!“ —

Er ergriff diese Hände, beugte sich tief darüber und bedeckte sie mit Küssen.

„Aber Renate!“ rief Julie fast erschreckt. Sie fühlte wohl, welchen großen Dank Renate ihm schuldete, aber dies machte doch einen zu merkwürdigen Eindruck!

Renate wandte lächelnd den Kopf zu ihr hin, ihre Hände fest in die seinen geschmiegt.

„Sie gehören ihm, Julie, es läßt sich nichts mehr daran ändern!“ sagte sie und ihr Ton klang stolz und innig. „Er hat sich seine Braut aus der Hölle herausgeholt! Wenn er sie behalten will — sie gehört ihm!“

„Donner—wetter!“ rief Brünnow, denn das Erstaunen machte ihn bis auf diesen ihm zu geläufigen Ausruf sprachlos. Freudig überrascht, stimmten die übrigen mit ihren Äußerungen ein. Nur Schwester Julie begann ihr Händeringen aufs neue.

„Um Himmels willen, Renate, auch das noch! Wie kannst Du denn so etwas thun, ohne mich oder Papa zu fragen!“

„Gnädigste Frau Julie, ich weiß, was Papa dazu sagen wird!“ nahm jetzt Hasso das Wort. „Unmögliches kann er nicht fordern, und was die Hammerschläge des Schicksals in eins geschmiedet, das wird er nicht mehr trennen wollen! — Gegen meine Person kann er, denke ich, nichts einwenden, da sich Renate an derselben genügen lassen will! — Eine Stellung aber werde ich ihr, so Gott will, bieten können, die ihrer einigermaßen würdig ist!“

„Eine kühne Behauptung!“ murmelte Paul Conreuth mit bewunderndem Blick auf seine Schwägerin. Wie sie zu ihm aufsah, stolze Hingebung aus den Augen strahlend, wahrlich, beneidenswert vor anderen Sterblichen erschien ihm dieser Mann, und ungewöhnlicher Auszeichnung mußte er würdig sein.

„Gewiß, die Behauptung mag kühn sein, da haben Sie recht!“ bestätigte Hasso die halblaute Be-

merkung. „Brünnow, auf Abenteuer ins Ausland zieh ich nun nicht mehr, das ist vorbei. Aber die Frau eines preußischen Rittmeisters zu werden, bei den Blücherschen Husaren — vielleicht läßt sich meine Gebieterin das gefallen?“ Er küßte abermals ihre Hand. „Und sagt ihr diese Stellung nicht mehr zu, so steht es mir jeden Augenblick frei, sie als Herrin nach Reckentin zu führen! Sie hat nur zu befehlen! — Damit freilich sind dann die Schätze erschöpft, die ich ihr zu bieten habe!“

„Ich bin damit zufrieden!“ sagte Renate. „Aber ich glaube fast, doch noch mehr der Schätze zu kennen, die mir ein Hasso Rochlitz zu bieten vermag!“

VIII.

„Na, Rochlitz, sind Sie endlich da!“ rief Excellenz Blücher. „Dachte schon, Sie wären mich durchgebrannt, irgendwo ins Ausland, wie so viele von die Feuerköppe, die es nicht abwarten können, bis es bei uns losgeht!“

Der kommandierende General war soeben von einem Besichtigungsritt zurückgekehrt und stand noch mit Pelzmütze und Säbel, als er die Meldung des Lieutenants von Rochlitz entgegennahm. Dieser trug jetzt die Armeeuniform der Kavallerie, die den Schillschen gestattet war, bis sie verabschiedet oder anderen Regimentern zugeteilt wurden.

„Wo haben Sie sich denn so lange rumgetrieben? Erzählen Sie mich das doch!“

Rochlitz berichtete kurz, wo er sich seit Beendigung seiner Festungshaft aufgehalten und schließlich auch, daß er sich mit der Tochter des Oberstlieutenants von Velbegg verlobt hätte.

General Blücher, der sich des letzteren aus seiner Husarenzeit als guten Bekannten erinnerte, nahm die Nachricht wohlwollend auf, freute sich auch über die angelegentliche Empfehlung, welche Rochlitz von seinem künftigen Schwiegervater an den Feldherrn ausrichtete.

„Das war ein recht gescheiter Einfall, mein Sohn! Die Velbeggs — gute Familie, der Alte selber ein Ehrenmann! Ist ein gutes Zeugnis für Ihnen, daß Sie das Mädel kriegen! Jedem ersten besten wird der seine Tochter nicht geben! Ich habe mir auch sonst nach Ihnen erkundigt, bei dem von Lützow, der Eure Campagne da mitgeritten ist, und bei dem von Kleist, der auch beim Prinzen Louis Adjutant war. Beide sagen mich dasselbe von Ihnen! Danach müssen Sie Pech und Schwefel im Kopf, und sozusagen ein gutes Stück Satan im Leibe haben! Besonders wenn es auf dem Feinde druffgeht! Daß Sie dabei einen rechtschaffenen Sinn haben, der geradedurch geht und keine verfluchten Winkelzüge macht, das habe ich mich schon selber überführt! Eine Schwadron in Stolp ist frei, hab' Sie Ihnen offen gehalten, — und Ihre Ernennung zum Rittmeister muß auch bald herauskommen!“

Hasso sprach mit warmer Betonung seinen ganz gehorsamsten Dank aus.

„Is schon gut!“ sagte Blücher. „Ein kleines Douceur mußten Sie doch noch von mich haben für die Arnswalder Affaire mit dem Victor, dem Halunken! Heute zu Mittag können Sie bei mich essen — wir wollen mal zusammen ein Glas trinken auf den baldigen neuen Rittmeister, und auf gute Kriegskameradschaft, wenn es nun endlich losgehen wird auf die Satanskerle, die verdammten!“

Er brach plötzlich ab. Ein Ausdruck ging über sein Gesicht, der den jungen Offizier erschreckte, wie das zurückkehrende Bewußtsein eines erschütternden Schmerzes, der sich durch den frischen Eindruck nur flüchtig hatte zurückdrängen lassen und nun doppelt sein Recht geltend machte.

„Ja — jetzt ist's aber doch, als wollte unser Herrgott droben uns ganz und gar in der Patsche sitzen lassen und den Satanshöllenmächten allen Vorrang über uns einräumen! Das Beste, was wir überhaupt noch hatten in der weiten Gotteswelt — Rochlitz, wissen Sie es denn noch nicht?“

„Nein, ich weiß nicht, wovon Eure Excellenz sprechen, welcher neue Schlag uns getroffen hat?“

Blücher sah ihn an mit den blauen, feuerblitzenden Augen. — „Die Königin ist tot!“

Königin Luise von Preußen. Tot!

War es denn nicht genug, daß Preußen in Schmach und Elend zertreten im Staube lag — mußte ihm auch noch das Herz aus der Brust gerissen werden und das Licht seiner Augen ihm genommen?

Wie war es möglich, das Ungeheure, Entsetzliche zu fassen? In all ihrer Jugend und Schönheit — „schön unter Tausenden“ — Segen und Wonne spendend, wo sie vorüberging, die holdeste aller Frauen, die hehrste aller Königinnen! — Sie war tot! Verwaist war Preußens Land und Volk und zerschmetternd vor allen traf dieser Schlag das Haupt des unglücklichen Königs.

„Die Königin tot!“

Rochlitz prallte zurück, wortlos — versteinert von Entsetzen. Wie betäubt legte er die Hand vor die Augen. Der Stoß, der Preußen ins Herz traf — jeder Preuße fühlte ihn so im Herzensgrunde. Eine Pause schmerzerfüllten Schweigens folgte.

„Wann haben es Eure Excellenz erfahren?“ fragte Hasso endlich leise.

„Heute früh durch eine Stafette aus Berlin! — Vorgestern, am 19. Juli — in Hohen-Zieritz! Seine Majestät war da! — Ja — hol' mich der Teufel — nun ist es zu Ende mit uns!“ Und der alte Recke stieß im Grimm seines Schmerzes mit dem Säbel auf den Fußboden, daß es dröhnte.

Rochlitz hob mit lebhafter Bewegung den Kopf auf. In seinen dunklen Augen flammte eine heilige Glut.

„Verzeihen Eure Excellenz, nein, es ist nicht zu Ende! Königin Luise ist von uns gegangen, nicht um ihr Volk im Elend versinken zu lassen, sondern um es emporzuziehen! — Hat sie unsere Erhebung auf Erden nicht mehr erleben können, so wird sie vom Himmel darauf niederschauen, als der Stern, der uns voranleuchtet, als der Genius unseres Sieges und unserer Freiheit!“

General Blücher zog die eisgrauen buschigen

Brauen zusammen, daß seine Augen darunter funkelten, wie ein Paar stählerne Klingen.

„Gott's Blitz vom Himmel, Junge, ja, Sie haben recht! Dazu haben wir zu viel an unserer Königin gehabt, als daß wir sie jemals ganz verlieren könnten, wenn sie auch leider Gottes gestorben ist! Aus Gram über das verdammte Elend ist sie gestorben, also auch ihren Tod verdanken wir der Höllenbande! Und wir wollen es ihr entgelten lassen! — Ein Denkmal soll unsere gute Königin haben — von Blut soll es starren! Und von preußischen Schwertklingen wird es aufgebaut!" Und er riß seinen Säbel aus der Scheide mit klirrendem Ruck.

„Und ‚Preußens Freiheit' wird es heißen!" setzte Rochlitz hinzu, die Hand an den Säbelgriff legend. Er sprach es dem Feldherrn nach wie einen heiligen Schwur.

Und was die Männer geschworen, auf ihre Schwertklingen, dem heiligen Angedenken ihrer Königin, das haben sie gehalten — und Tausende mit ihnen. Unter Strömen freudig vergossenen Herzblutes richteten sie jenes Denkmal auf, dem verklärten Siegesgenius geweiht — Preußens Befreiung und Auferstehung.

Noch lag das Vaterland unter dem eisernen Joch der Schmach und Knechtschaft fast drei Jahre lang. Dann aber ging das Morgenrot auf und leuchtete ihm zu Freiheit, Sieg und Größe!

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommernacht.

O Sommernacht, so reich an Wonnen,
So friedevoll und dufteschwer:
Sehnsüchtig rauscht es in den Bronnen,
Und silbern leuchten Busch und Wehr.
Nur leise atmet's in den Fluten,
Die träumerisch den Nachen wiegen
Und sich wie müdgespielte Kinder
Ans schilfumsäumte Ufer schmiegen.

Sie mögen mich von dannen tragen —
Wohin der Weg? Ich frage nicht!
Noch grüßt mich fernher Zitherschlagen
Und froher Menschen trautes Licht.
O, könnt' ich doch der ewigen Stille
Die Arme jetzt entgegenbreiten
Und in dem lieben, kleinen Nachen
So lautlos in das Jenseits gleiten.

Gertrud Triepel.

Das freudige Testament.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Er zauderte ein wenig, doch der egoistische Magen flüsterte so dringend zu: „Nimm! Nimm!" Da hatte er das runde Ende in der Hand. Und es war sicher nicht die Ungeschicklichkeit Hannis, daß beim Brechen das weitaus größere Stück Hugo verblieb. Er wollte es austauschen, sie aber wies das zurück: „Jedem das Seine! Und nun im Takt hineingebissen. Eins, zwei, drei!"

Wirklich, Hugo biß an und wieder an, und so hatte es ihm noch nie geschmeckt im Leben. Hanni, die langsamer aß, gelangte mit ihm gleichzeitig zum Schluß.

Dem letzten Kauen folgte überströmender Dank Hugos, ein Beweis, daß die Liebesfreude und Lebensfreude unverdorbener Menschen, seien sie Studenten oder Soldaten, durch den Magen geht.

Hugo verlangte, daß Hanni ihn Du nennen und aufsuchen müsse, wenn sie an einem Sonn- oder Feiertage in die Stadt komme.

Sie wollte ausweichen und sagte, das „Du" werde ihr zu schwer und was sollte sie in der Stadt und bei ihm machen. Die Mutter wünsche, daß sie in der Sonntagszeit im Alten oder Neuen Testamente lese und höchstens im Garten der Nachbarin zuhorche, wie in der Schenke zum Tanze gefiedelt werde.

Hugo schlug alle diese Einwände siegreich nieder. Das „Du" sei so kurz wie das „Sie" und viel natürlicher. Weigere sie sich, so würde er Hanni auch „sietzen", was er erst lernen müsse. Das Alte oder Neue Testament könne seine Brotschwester von heute bei ihm auch lesen und sein Vater habe gar nichts dagegen. Dann führe er Hanni zu einem Karussell oder in einen wirklichen Tanzsaal, wo sogar Bäckermeisterstöchter sich herumdrehten und Zigeuner aufspielten. So öffnete er Hanni eine neue, bunte Märchenwelt, deren Verlockungen sie nicht widerstehen konnte. Namentlich das Tanzen bei Zigeunermusik kam ihr wie der Vorhof des Himmels vor, von dem aus nur noch einige Treppenstufen bis zum wirklichen Himmel waren.

Hanni errötete und erblaßte voll innerer Lust und listete bereits nach einem gangbaren Weg zu diesen Herrlichkeiten. Sie verriet gleich ihren Eva-Plan: „Da die Mutter doch etwas schwach wird und das Garn für die Strümpfe sich meistens durch den Landschlächtergesellen aus der Stadt mitbringen läßt, will ich der lieben Frau einreden, daß man durch Eigenkauf vielleicht billiger dazu kommen könne. Auch wird sie mir gestatten, daß ich beim Apotheker nachfrage, ob dieser nichts Heilsames für ihren schwachen Atem wisse. So machen wir es, wenn — Du damit einverstanden bist?"

Hugo hörte vergnügt dem Plaudermäulchen zu, das so kluge Anschläge bekundete, wie dies kaum ein Sekundaner zuwege brächte. Er lobte Hanni und ihre holde Verschmitztheit, drückte ihr die Hand, die sie ihm willig ließ, während ihre Augen sich seinen noch mehr näherten. Dann trabte er munter nach dem Preleuthnerschen Meierhofe hin.

Als er zu dem grünen Rain kam, den der Kaplan betreten und der zu Hugos Hauptweg führte, faßte ihn das Gefühl, er hätte irgend etwas vergessen. Sollte das vom nachzappelnden Gewissen herrühren? O nein! Plötzlich fiel

ihm bei, daß er Hanni keinen Kuß gegeben, obschon ihr Mund sich keine zwei Zoll von dem seinigen befunden hatte. Alle Liebesgeschichten fangen doch mit einem Kuß an und ganz zweifellos steckte er jetzt mitten in seiner ersten Liebesgeschichte. Hugo schlug sich an die Stirne und seufzte: „O! ich Schafskopf! Ich denke auch nur an Butter und Brot. Was nützt mir jetzt das Frühstück bei der Preleuthnerin, da ich mit durstigen Lippen hinkomme und mich meiner eigenen Dummheit schämen muß. Ja, die wichtigsten Sachen werden einem im Gymnasium nicht gelehrt. Doch ich werde das Versäumte in der Stadt nachholen.“ Und er hob die langen Schülerbeine und wirbelte den Staub des Weges auf.

* * *

Der Regen strömte nieder, als Hugo nach reichlicher Bewirtung der Preleuthnerschen Eheleute sich zum Rückmarsch entschloß. Auf dem Stoppelfeld, wo vor drei Stunden sich Hanni mit ihren Gänsen befunden hatte, lag tiefgrauer Nebel. „Eigentlich hätte sie warten oder mir entgegengehen können,“ murmelte er ungehalten, widersprach sich jedoch selbst: „So dumm ist die nicht. Aber lieb und nett trotz der vielen Sommersprossen.“

Hanni schlief an diesem Tage später ein. Immer wieder tauchte vor ihr das Bild Hugos auf, sie hätte in seinem dichten Haarbusch wühlen und ihn so lange necken mögen, bis —. Endlich lachte sie sich in den Schlaf.

Am Sonntag wußte sie es bei der Mutter durchzusetzen, daß sie in die Stadt gehen durfte. Das war eine Kreisstadt von bescheidenem Umfange, die noch immer Raum genug für Hausgärten, grüne Straßenalleen und nicht ängstlich abgeschlossene Kinderspielplätze enthielt. Das unebene Straßenpflaster aus Wellsteinen und die kleinbürgerliche Solidität der Bewohner paßten zu einander und die Laternen waren nicht zahlreicher als die gewohnheitsmäßigen Nachtschwärmer. Hanni klopfte das Herz stärker, als sie das gemalte Einhorn sah, das Wahrzeichen der einzigen Ortsapotheke. Sie zögerte in den Laden einzutreten, in dem ein älterer Herr mit blauer Brille irgend etwas in einer Porzellanschale verrieb. Durch die geöffnete Thür drang ein geheimnisvoller, kräftiger Mischgeruch heraus.

Auf einmal hörte sie von rückwärts rufen: „Hanni!“ Die Stimme kam ihr bekannt vor. Als sie sich umdrehte, sah sie niemand. Aber der Ruf wiederholte sich und schien von der dickstämmigen Linde zu kommen, die sich breitästig über einen offenen Röhrbrunnen spannte. Sie wandte sich der Richtung zu, und dann flogen ihr einige Wassertropfen in das Gesicht. Jetzt entdeckte Hanni Hugo, der halbversteckt unter der Linde stand. Er winkte ihr, und sie kam und faßte die dargereichte Hand.

„Ich habe Dich erlauert vom Fenster aus und wollte Dich hier treffen, damit Du keine Umstände hast. Meine Schwester Marie ist noch zu Hause und die thut gewöhnlich hochmütig und neugierig. Der Vater will in seiner Beschäftigung nicht gestört werden. Da bleibt es das Beste, wir machen gleich zusammen unsern Spaziergang. Du bist früh gekommen und nun wollen wir uns den Tag fröhlich vertreiben.“

Hanni merkte seine Verlegenheit, war jedoch zufrieden, daß er ihr den heiklen Weg in sein Haus und das viele Fragen und Gefragtwerden erspart hatte. Doch eine Schelmerei flog ihr durch den Sinn: „Wie wird es denn mit dem Lesen des Alten oder Neuen Testamentes, das Du mir zugesagt hast? Ganz ohne Gottesfurcht soll man den Sonntag nicht verbringen.“

Hugo prüfte noch immer ihre Erscheinung: „Wie hübsch Du Dich gemacht hast. Das helle Kleid, die kleinen Stiefelchen und der Strohhut: Du darfst Dich mit jedem Bürgermädchen vergleichen. Nur die Fibel fehlt, die ist wertvoller als Deine Brosche. Und wegen des Bibellesens brauchst Du Dich nicht zu grämen. Ich will Dir dafür von dem freudigen Testament zweier junger Leute erzählen, die sich in wahrer Nächstenliebe zusammenfinden.“

Hanni errötete leicht. „Ich fürchte mich, mit Dir so allein zu gehen. Und die anderen, denen wir begegnen, sind mir unbekannte Menschen.“

„Auf dem freien Felde, wo uns keiner sah, hast Du Dich nicht gefürchtet.“

„Da war ich die Königin — über die Gänse. Die hätten mich schon verteidigt, und selbst wenn ich Schuhe habe, holst Du mich doch nicht ein.“

„Will ich denn Schlimmes?“ fragte Hugo ehrlich betrübt.

„Nein,“ antwortete Hanni treuherzig, Dir traue ich. Aber man fürchtet sich vor dem Glück, wenn es auf der Landstraße kommt und nicht uns zu Hause aufsucht.“

„Ach, zu was solche Gedanken! Vorwärts! Dort um die Ecke zeigt sich schon der gelehrte Iltis, mein Lehrer im Griechischen. Der nimmt es mir übel, daß ich nicht daheim büffele.“

„Du schämst Dich wohl meiner?“

„Aber Hanni, hätte ich Dich sonst gebeten, mich aufzusuchen?“

„Nein, nein!“ erwiderte Hanni. „Ich will ja nichts, als Dich sehen.“

Sie eilte ihm, der bereits einige Schritte gethan, nach. Er führte sie durch eine stille, menschenleere Straße dem Ufer des Flüßchens zu, das die Stadt nach Westen abgrenzte. Mehrere Lastbote waren da verankert, alte Stumpfweiden wiegten lässig ihre grünen Gerten. Ein schmaler Pfad führte daneben und im Hintergrund dehnte sich dichteres Gehölz aus.

„Du bringst mich in den Wald. Von dem habe ich ja in meiner Gegend genug.“

„Fällt mir nicht ein. Wir wollen eine Wasserpartie machen und gleich um den Bug ist unser Kahn befestigt. Auf der Stadtpromenade trifft man vor der Kirchenzeit zu viel Bekannte. Wir frühstücken im Tannenwald, wo es gute Milch und Butterbrote giebt. Das hält bis Nachmittag aus. Dann bringe ich Dich in ein Tanzlokal, in dem die Gesellen mit ihren Schätzen walzen. Und haben wir uns ebenso vergnügt, so gehst Du abends wieder heim. Ich habe dem Vater gesagt, daß ich mit Schulkollegen einen Ausflug mache. Man erwartet mich nicht zum Mittagessen und in Rücksicht auf den Ausflug hat mir der Vater auch einiges Geld gegeben.“

„O, wie schlau Du bist! Doch es gefällt mir, was Du vorschlägst. So gut kann es mir ja im ganzen Leben nicht mehr gehen.“

„Warum nicht, es wird immer schöner werden, je länger wir uns kennen.“

Hanni sah ihn ernsthaft an: „Glaubst Du? Ich nicht. Den Armen wird so selten etwas Gutes zu teil.“

Hugo hatte die Kette des Kahnes gelöst, Hanni sprang auf seinen Wink leichtfüßig in diesen hinein.

„Jetzt mußt Du aber recht ruhig sitzen,“ mahnte Hugo. Er ergriff die Ruder und fuhr längs des Ufers dahin, unter

Brauen zusammen, daß seine Augen darunter funkelten, wie ein Paar stählerne Klingen.

„Gott's Blitz vom Himmel, Junge, ja, Sie haben recht! Dazu haben wir zu viel an unserer Königin gehabt, als daß wir sie jemals ganz verlieren könnten, wenn sie auch leider Gottes gestorben ist! Aus Gram über das verdammte Elend ist sie gestorben, also auch ihren Tod verdanken wir der Höllenbande! Und wir wollen es ihr entgelten lassen! — Ein Denkmal soll unsere gute Königin haben — von Blut soll es starren! Und von preußischen Schwertklingen wird es aufgebaut!" Und er riß seinen Säbel aus der Scheide mit klirrendem Ruck.

„Und ‚Preußens Freiheit' wird es heißen!" setzte Rochlitz hinzu, die Hand an den Säbelgriff legend. Er sprach es dem Feldherrn nach wie einen heiligen Schwur.

Und was die Männer geschworen, auf ihre Schwertklingen, dem heiligen Angedenken ihrer Königin, das haben sie gehalten — und Tausende mit ihnen. Unter Strömen freudig vergossenen Herzblutes richteten sie jenes Denkmal auf, dem verklärten Siegesgenius geweiht — Preußens Befreiung und Auferstehung.

Noch lag das Vaterland unter dem eisernen Joch der Schmach und Knechtschaft fast drei Jahre lang. Dann aber ging das Morgenrot auf und leuchtete ihm zu Freiheit, Sieg und Größe!

E n d e.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommernacht.

O Sommernacht, so reich an Wonnen,
So friedevoll und düfteschwer:
Sehnsüchtig rauscht es in den Bronnen,
Und silbern leuchten Busch und Wehr.
Nur leise atmet's in den Fluten,
Die träumerisch den Nachen wiegen
Und sich wie müdgespielte Kinder
Ans schilfumsäumte Ufer schmiegen.

Sie mögen mich von dannen tragen —
Wohin der Weg? Ich frage nicht!
Noch grüßt mich fernher Zitherschlagen
Und froher Menschen trautes Licht.
O, könnt' ich doch der ewigen Stille
Die Arme jetzt entgegenbreiten
Und in dem lieben, kleinen Nachen
So lautlos in das Jenseits gleiten.

Gertrud Triepel.

Das freudige Testament.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Er zauberte ein wenig, doch der egoistische Magen flüsterte so dringend zu: „Nimm! Nimm!" Da hatte er das runde Ende in der Hand. Und es war sicher nicht die Ungeschicklichkeit Hannis, daß beim Brechen das weitaus größere Stück Hugo verblieb. Er wollte es austauschen, sie aber wies das zurück: „Jedem das Seine! Und nun im Takt hineingebissen. Eins, zwei, drei!"

Wirklich, Hugo biß an und wieder an, und so hatte es ihm noch nie geschmeckt im Leben. Hanni, die langsamer aß, gelangte mit ihm gleichzeitig zum Schluß.

Dem letzten Kauen folgte überströmender Dank Hugos, ein Beweis, daß die Liebesfreude und Lebensfreude unverdorbener Menschen, seien sie Studenten oder Soldaten, durch den Magen geht.

Hugo verlangte, daß Hanni ihn Du nennen und aufsuchen müsse, wenn sie an einem Sonn- oder Feiertage in die Stadt komme.

Sie wollte ausweichen und sagte, das „Du" werde ihr zu schwer und was sollte sie in der Stadt und bei ihm machen. Die Mutter wünsche, daß sie in der Sonntagszeit im Alten oder Neuen Testamente lese und höchstens im Garten der Nachbarin zuhorche, wie in der Schenke zum Tanze gefiedelt werde.

Hugo schlug alle diese Einwände siegreich nieder. Das „Du" sei so kurz wie das „Sie" und viel natürlicher. Weigere sie sich, so würde er Hanni auch „sietzen", was er erst lernen müsse. Das Alte oder Neue Testament könne seine Brotschwester von heute bei ihm auch lesen und sein Vater habe gar nichts dagegen. Dann führe er Hanni zu einem Karussell oder in einen wirklichen Tanzsaal, wo sogar Bäckermeisterstöchter sich herumdrehten und Zigeuner aufspielten. So öffnete er Hanni eine neue, bunte Märchenwelt, deren Verlockungen sie nicht widerstehen konnte. Namentlich das Tanzen bei Zigeunermusik kam ihr wie der Vorhof des Himmels vor, von dem aus nur noch einige Treppenstufen bis zum wirklichen Himmel waren.

Hanni errötete und erblaßte voll innerer Lust und listete bereits nach einem gangbaren Weg zu diesen Herrlichkeiten. Sie verriet gleich ihren Eva-Plan: „Da die Mutter doch etwas schwach wird und das Garn für die Strümpfe sich meistens durch den Landschlächtergesellen aus der Stadt mitbringen läßt, will ich der lieben Frau einreden, daß man durch Eigenkauf vielleicht billiger dazu kommen könne. Auch wird sie mir gestatten, daß ich beim Apotheker nachfrage, ob dieser nichts Heilsames für ihren schwachen Atem wisse. So machen wir es, wenn — Du damit einverstanden bist?"

Hugo hörte vergnügt dem Plaudermäulchen zu, das so kluge Anschläge bekundete, wie dies kaum ein Sekundaner zuwege brächte. Er lobte Hanni und ihre holde Verschmitztheit, drückte ihr die Hand, die sie ihm willig ließ, während ihre Augen sich seinen noch mehr näherten. Dann trabte er munter nach dem Preleuthnerschen Meierhofe hin.

Als er zu dem grünen Rain kam, den der Kaplan betreten und der zu Hugos Hauptweg führte, faßte ihn das Gefühl, er hätte irgend etwas vergessen. Sollte das vom nachzappelnden Gewissen herrühren? O nein! Plötzlich fiel

ihm bei, daß er Hanni keinen Kuß gegeben, obschon ihr Mund sich keine zwei Zoll von dem seinigen befunden hatte. Alle Liebesgeschichten fangen doch mit einem Kuß an und ganz zweifellos steckte er jetzt mitten in seiner ersten Liebesgeschichte. Hugo schlug sich an die Stirne und seufzte: „O! ich Schafskopf! Ich denke auch nur an Butter und Brot. Was nützt mir jetzt das Frühstück bei der Preleuthnerin, da ich mit durstigen Lippen hinkomme und mich meiner eigenen Dummheit schämen muß. Ja, die wichtigsten Sachen werden einem im Gymnasium nicht gelehrt. Doch ich werde das Versäumte in der Stadt nachholen.“ Und er hob die langen Schülerbeine und wirbelte den Staub des Weges auf.

* * *

Der Regen strömte nieder, als Hugo nach reichlicher Bewirtung der Preleuthnerschen Eheleute sich zum Rückmarsch entschloß. Auf dem Stoppelfeld, wo vor drei Stunden sich Hanni mit ihren Gänsen befunden hatte, lag tiefgrauer Nebel. „Eigentlich hätte sie warten oder mir entgegengehen können,“ murmelte er ungehalten, widersprach sich jedoch selbst: „So dumm ist die nicht. Aber lieb und nett trotz der vielen Sommersprossen.“

Hanni schlief an diesem Tage später ein. Immer wieder tauchte vor ihr das Bild Hugos auf, sie hätte in seinem dichten Haarbusch wühlen und ihn so lange necken mögen, bis —. Endlich lachte sie sich in den Schlaf.

Am Sonntag wußte sie es bei der Mutter durchzusetzen, daß sie in die Stadt gehen durfte. Das war eine Kreisstadt von bescheidenem Umfange, die noch immer Raum genug für Hausgärten, grüne Straßenalleen und nicht ängstlich abgeschlossene Kinderspielplätze enthielt. Das unebene Straßenpflaster aus Wellsteinen und die kleinbürgerliche Solidität der Bewohner paßten zu einander und die Laternen waren nicht zahlreicher als die gewohnheitsmäßigen Nachtschwärmer. Hanni klopfte das Herz stärker, als sie das gemalte Einhorn sah, das Wahrzeichen der einzigen Ortsapotheke. Sie zögerte in den Laden einzutreten, in dem ein älterer Herr mit blauer Brille irgend etwas in einer Porzellanschale verrieb. Durch die geöffnete Thür drang ein geheimnisvoller, kräftiger Mischgeruch heraus.

Auf einmal hörte sie von rückwärts rufen: „Hanni!“ Die Stimme kam ihr bekannt vor. Als sie sich umdrehte, sah sie niemand. Aber der Ruf wiederholte sich und schien von der dickstämmigen Linde zu kommen, die sich breitästig über einen offenen Röhrbrunnen spannte. Sie wandte sich der Richtung zu, und dann flogen ihr einige Wassertropfen in das Gesicht. Jetzt entdeckte Hanni Hugo, der halbversteckt unter der Linde stand. Er winkte ihr, und sie kam und faßte die dargereichte Hand.

„Ich habe Dich erlauert vom Fenster aus und wollte Dich hier treffen, damit Du keine Umstände hast. Meine Schwester Marie ist noch zu Hause und die thut gewöhnlich hochmütig und neugierig. Der Vater will in seiner Beschäftigung nicht gestört werden. Da bleibt es das Beste, wir machen gleich zusammen unsern Spaziergang. Du bist früh gekommen und nun wollen wir uns den Tag fröhlich vertreiben.“

Hanni merkte seine Verlegenheit, war jedoch zufrieden, daß er ihr den heiklen Weg in sein Haus und das viele Fragen und Gefragtwerden erspart hatte. Doch eine Schelmerei flog ihr durch den Sinn: „Wie wird es denn mit dem Lesen des Alten oder Neuen Testamentes, das Du mir zugesagt hast? Ganz ohne Gottesfurcht soll man den Sonntag nicht verbringen.“

Hugo prüfte noch immer ihre Erscheinung: „Wie hübsch Du Dich gemacht hast. Das helle Kleid, die kleinen Stiefelchen und der Strohhut: Du darfst Dich mit jedem Bürgermädchen vergleichen. Nur die Fibel fehlt, die ist wertvoller als Deine Brosche. Und wegen des Bibellesens brauchst Du Dich nicht zu grämen. Ich will Dir dafür von dem freudigen Testament zweier junger Leute erzählen, die sich in wahrer Nächstenliebe zusammenfinden.“

Hanni errötete leicht. „Ich fürchte mich, mit Dir so allein zu gehen. Und die anderen, denen wir begegnen, sind mir unbekannte Menschen.“

„Auf dem freien Felde, wo uns keiner sah, hast Du Dich nicht gefürchtet.“

„Da war ich die Königin — über die Gänse. Die hätten mich schon verteidigt, und selbst wenn ich Schuhe habe, holst Du mich doch nicht ein.“

„Will ich denn Schlimmes?“ fragte Hugo ehrlich betrübt.

„Nein,“ antwortete Hanni treuherzig, Dir traue ich. Aber man fürchtet sich vor dem Glück, wenn es auf der Landstraße kommt und nicht uns zu Hause aufsucht.“

„Ach, zu was solche Gedanken! Vorwärts! Dort um die Ecke zeigt sich schon der gelehrte Iltis, mein Lehrer im Griechischen. Der nimmt es mir übel, daß ich nicht daheim büffele.“

„Du schämst Dich wohl meiner?“

„Aber Hanni, hätte ich Dich sonst gebeten, mich aufzusuchen?“

„Nein, nein!“ erwiderte Hanni. „Ich will ja nichts, als Dich sehen.“

Sie eilte ihm, der bereits einige Schritte gethan, nach. Er führte sie durch eine stille, menschenleere Straße dem Ufer des Flüßchens zu, das die Stadt nach Westen abgrenzte. Mehrere Lastbote waren da verankert, alte Stumpfweiden wiegten lässig ihre grünen Gerten. Ein schmaler Pfad führte daneben und im Hintergrund dehnte sich dichteres Gehölz aus.

„Du bringst mich in den Wald. Von dem habe ich ja in meiner Gegend genug.“

„Fällt mir nicht ein. Wir wollen eine Wasserpartie machen und gleich um den Bug ist unser Kahn befestigt. Auf der Stadtpromenade trifft man vor der Kirchenzeit zu viel Bekannte. Wir frühstücken im Tannenwald, wo es gute Milch und Butterbrote giebt. Das hält bis Nachmittag aus. Dann bringe ich Dich in ein Tanzlokal, in dem die Gesellen mit ihren Schätzen walzen. Und haben wir uns ebenso vergnügt, so gehst Du abends wieder heim. Ich habe dem Vater gesagt, daß ich mit Schulkollegen einen Ausflug mache. Man erwartet mich nicht zum Mittagessen und in Rücksicht auf den Ausflug hat mir der Vater auch einiges Geld gegeben.“

„O, wie schlau Du bist! Doch es gefällt mir, was Du vorschlägst. So gut kann es mir ja im ganzen Leben nicht mehr gehen.“

„Warum nicht, es wird immer schöner werden, je länger wir uns kennen.“

Hanni sah ihn ernsthaft an: „Glaubst Du? Ich nicht. Den Armen wird so selten etwas Gutes zu teil.“

Hugo hatte die Kette des Kahnes gelöst, Hanni sprang auf seinen Wink leichtfüßig in diesen hinein.

„Jetzt mußt Du aber recht ruhig sitzen,“ mahnte Hugo. Er ergriff die Ruder und fuhr längs des Ufers dahin, unter

duftigen Büschen, die manchmal Blätter auf das junge Paar streuten.

Hanni war völlig traumversunken. Ihre braunen Augen leuchteten und ein unendliches Wohlgefühl zog durch ihre Brust. Die Wellen kräuselten sich, farbige Schmetterlinge flatterten über die Wiesen und jetzt begannen die Glocken ihr feierliches Geläute. Hugo ließ die Ruder in der Nähe einer kleinen Insel ruhen. Die Sonne brannte zu heiß.

„Weißt Du, Hanni, daß Du mir noch etwas schuldig bist?"

Erschrocken fuhr sie aus ihrem seligen Dahinbrüten auf: „Was denn? Ich habe kein Geld bei mir."

Er lachte: „Du bist doch meine Brotschwester und hast mir noch nicht einen Kuß gegeben. In allen Liebesbüchern steht aber, daß, wenn zwei sich gerne haben, sie sich auch küssen müssen."

Ihr wurde wieder bange zu Mute. Als sie ihm in die guten Augen blickte, fühlte sie sich zu schwach, dem Hugo etwas zu versagen. Ihr leichtherziger Übermut war verschwunden, ein unbestimmtes Sehnen in ihr erwacht. Sie flüsterte nur: „Wenn es sein muß, so nimm den Kuß! Ich traue mich nicht, anzufangen."

Hugo ließ einen Juchzer erschallen, sprang auf, um sich Hanni zu nähern. Doch die Erregung machte ihn ungeschickt, er stolperte über das mittlere Querbrett und der Kahn kippte um.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Hanni und schon war auch sie von den Wellen herabgezogen. Sie spürte nur seine Nähe und klammerte sich unbewußt an Hugo an. Mit aller Kraft hob dieser seinen Kopf nochmals über die Wasserfläche, suchte vergebens den Kahn zu erhaschen, der vorbeigerutscht war, und rief verzweifelnd: „Laß los, Hanni, sonst sind wir beide verloren. Ich schwimme und fasse Dich bei den Haaren."

Doch Hanni ließ nicht mehr los, weil sie nimmer konnte oder wollte. Hugo drang das Wasser in den Mund, er sank mit ihr. Die Wellen strudelten noch kurze Zeit, und dann war es stille — ganz stille!

Sie sollten das „freudige Testament" der reinen, jungen Liebe nicht lesen.

Stiergefecht.

Von Dom Alfredo Saõ Mismo.

Seht Ihr das Volk gedrängt zu höchsten Stufen,
Erwartungsbang geht durch die Reih'n ein Zittern,
Schwül, wie's vorangeht heißen Lenzgewittern —
Dann kommt ein Donner von den Beifallsrufen.

Die Maja oben, die Marchesa unten,
Sie beben in der Seide, in den bunten
Mantillen bei dem Wechsel des Gefechtes.

Nun regnet Früchte es, Cigarren, Blumen!

Die Nelken aus des schwarzen Haargeflechtes
Mühsamem Bau, sie grüßen rot den Sieger —
Herzloser Hohn umschallt den Unterlieger!

Ein Toreador stirbt unter Stiereshufen,
Und während alle neuen Blutquell wittern,
Hört einen Fächer man im Krampf zerknittern —
Der Tod hat auch des Toten Lieb' gerufen . . .

(Deutsch von **Alfr. Friedmann.**)

A los Toros.*)

Von **Max Tilke.**

Die bunten Anschlagezettel haben in den Straßen Madrids schon vor einigen Tagen eine große „Corrida de Toros" angekündigt, in der sechs oder acht schöne Stiere aus den renommiertesten Züchtereien von dem berühmten Guerrita, von Fuentes und Bombita bekämpft und getötet werden sollen. Scharenweise drängte sich das Publikum schon drei bis vier Tage vorher um die kleine Bretterbude in der breiten und schönen „Calle Sevilla", in der Billets zum Stiergefechte verkauft werden. Billethändler haben bereits die besten Plätze in ihre Hände gebracht und verkaufen nun die Billets mit großem Nutzen, denn fast niemand möchte sich diese schöne „Corrida" entgehen lassen. In ganz Madrid spricht man von dem bevorstehenden Stierkampfe, jung und alt ist in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, aufgeregt, in den Cafés wird heftig disputiert und gewettet und in den Familien läßt man das Abendessen unter begeisterten Gesprächen kalt werden. Ja, es kommt sogar vor, daß viele der „Aficionados" zwei Nächte vorher nicht schlafen können. An dem Tage des Festes kennt nun die Begeisterung keine Grenzen mehr, die Straßen gleichen wimmelnden Ameisenhaufen, so dicht gedrängt wandern die Einwohner Madrids dem ziemlich weit im Osten vor der Stadt gelegenen Amphitheater zu, nach dem eine lange Allee hinführt. Von der „Puerto de Sol", dem größten Platze Madrids, aus ergießt sich der lärmende Menschenstrom durch die breiten Straßen. In diesen wimmelt es von dicht besetzten Omnibussen, die mit bunt betroddelten Maultieren bespannt sind, von Droschken, Equipagen und Pferdebahnen, bei denen sogar die seitlichen Trittbretter besetzt sind. Es gleicht einer wilden Jagd. Die Peitschen der Kutscher und ihr Geschrei und Zungenschnalzen treiben die dahinrasenden Tiere zu noch größerer Eile an, so daß der auch oben besetzte Wagen gefährlich wankend über den unebenen Erdboden dahinspringt, einen ungeheuren Staub aufwirbelnd, der das heitere Farbengewimmel in ein leichtes Graubraun hüllt. Die Sonne brennt heiß hernieder und hat bereits die Kehlen der schaulustigen Menge ausgetrocknet, die sich aber zur Fürsorge „Vino tinto" in Schläuchen und Kürbisflaschen mitgenommen hat. Dazu fehlen auch nicht die Wasserverkäuferinnen, die mit gellender Stimme ihr „agua fresca", kalt wie Schnee, feilbieten. Überhaupt herrscht ein furchtbarer Lärm, tausende und abertausende von Stimmen wogen durcheinander. Dazwischen hört man die singenden Töne der Ausrufer an den Apfelsinenwagen, der Fächerhändler oder Sonnenschirmchenverkäufer und vieler anderer kleiner Geschäftsleutchen mehr. Dem Theater zu wird das Geschrei immer wüster und das Gewimmel immer dichter, denn dort halten alle Wagen, Pferdebahnen und Omnibusse, d. h. sobald sie auf der Fahrt kein Rad verloren haben, wie es dem vom Schreiber dieser Zeilen benutzten passierte.

Aber die Toreros in ihrer reichen Tracht kommen eben in einigen Droschken an, ebenso die Picadores zu Pferde mit dem Burschen hinter sich, überall jubelnd begrüßt und angestaunt: Das ist das Zeichen, daß die Corrida bald beginnen wird, und wirklich hört man drinnen in der Arena

*) Aus Stangens „Illustrierter Reise- und Verkehrs-Zeitung", die wir unsern Lesern schon mehrmals empfohlen haben. (Stangen, Berlin, Mohrenstr.)

schon die Militärmusik die echt spanischen zerhackten Melodien spielen. Also hinein!

Die „Plaza de Toros“ ist ein schönes, großes Amphitheater im maurischen Stile mit einem gewaltigen hufeisenbogigen Eingangsportale und zierlichen Fenstern. Sie ist die größte in Spanien und faßt ungefähr 20000 Personen. Von einem Rundgange aus gelangt man auf die Sitzplätze, auf die Steinstufen mit Nummern und in die oberen Galerien. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von Plätzen: „Sol“ (Sonne) „Sombra“ (Schatten), und mit Recht, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob man bei 45 Grad Hitze in der Sonne oder im Schatten sitzt. Natürlich ist die Sonnenseite viel billiger als die andere, aber es ist auch im Schatten, wenigstens für einen Nordländer, kaum auszuhalten vor Hitze, da man wie in einer Bratpfanne sitzt, ohne daß der erfrischende Wind hinzutreten könnte. Infolgedessen fächeln sich alle, Männer wie Frauen. Das ganze Publikum macht den Eindruck einer farbig wogenden See, und das besonders auf der Sonnenseite, wo man sich mit runden, bunten Papierfächern als Sonnenschirmen versehen hat oder sich die Köpfe mit den rosafarbenen, gelben oder orange gefärbten Programmen bedeckt. Hier sitzen auch die rothosigen Soldaten und die Landleute in lumpiger Nationaltracht und schmutzigen Hemdsärmeln, mit unrasiertem Kinn und den breiten „Sombrero“ auf dem Kopfe; ferner die Mädchen und Frauen in den buntbestickten und langbefranzten Umschlagetüchern oder in bunten Blusen und mit Blumen in den schön und kunstvoll frisierten schwarzen Haaren. Ein bienengleiches Summen erfüllt das ganze Theater, das schon beinahe überfüllt ist; die unvermeidlichen Wasserverkäufer mit den porösen Thonkrügen auf der Schulter, die Apfelsinenhändler u. s. w. fehlen auch hier nicht und quälen sich mühsam durch das dichtgedrängte Publikum hindurch. Unten in der Arena ist eben der ausgetrocknete Sand besprengt worden, und das Publikum fängt schon an ungeduldig zu werden, was bald zu einem erwartungsvollen Gejohle und Pfeifen ausartet, obwohl das Stiergefecht immer auf die festgesetzte Minute anfängt — übrigens das einzige, was in Spanien pünktlich ist —, bis endlich die beiden schwarz gekleideten Reiter in altspanischer Tracht und Federhut in der Arena erscheinen, die von dem Präsidenten, der oben in seiner Loge, den Kopf mit dem Cylinder bedeckt, sich auf die mit rotem, goldbesticktem Sammet bekleidete Brüstung lehnt, den Schlüssel zu den Pforten bekommen haben.

Gleich darauf öffnen sich die Barrieren, und während die Musik den rauschenden Stierfechtermarsch spielt, findet unter ihrem Voranritte der malerische Aufzug der „Toreros“ statt. Es ist dies einer der schönsten Momente der Corrida. Die helle Sonne läßt die schweren Gold- und Silberverzierungen und Trodbeln auf den bunten, seidenen Anzügen grell aufblitzen, und die schönen Atlasmäntel, die sich die Stierfechter elegant um Schulter und Hüften geschlungen haben, glänzen farbig in dem Lichtmeere. Ein ungeheurer Jubel begrüßt die Aufmarschierenden, ein gewaltiges Durcheinander von Stimmen und Bravorufen durchbraust die Arena. Zuerst kommen die drei Espadas oder Matadores, die im vollen Bewußtsein ihres Wertes erhobenen Hauptes den nachfolgenden Banderilleros voranschreiten. Diesen folgen wiederum die Capeadores und denen die Picadores auf ihren alten Pferden, mit den breiten grauen Filzhüten auf dem Kopfe, unter denen die finsteren, rohen Gesichter hervorlugen. Den Schluß bilden die „Monosabios“ (weisen Affen), die Knechte der Picadores und die „Arastres“, Dreigespanne von buntgetrobdelten, mit Schellen-Sätteln und Fahnen geschmückten Maultieren.

Der prachtvolle Zug bewegt sich dem Präsidenten entgegen, der nach der Loge hinauf von den Toreros durch Schwenken der Hüte feierlich begrüßt wird. Ein helles Trompetensignal ertönt, die Maultiergespanne verschwinden wieder aus der Arena, die Stierfechter vertauschen ihre kostbaren Mäntel mit schlechten, bereits arg geflickten und blutigen „Capotes“, die schon von manchem heißem Kampfe zeugen. Die beiden schwarzen Reiter galoppieren aus der Arena, nachdem ein alter Schließer in dunklem Torerokostüm den vergoldeten, mit bunten Bändern geschmückten Schlüssel zum „Toril“ (Stierkäfig) empfangen hat. Eine lautlose Stille tritt jetzt ein, während der Alte die schwere, dicke, mit Eisen beschlagene Thür des tiefdunklen Käfigs öffnet . . . Eine kleine Pause, und der wilde Stier stürzt wütend und von der grellen Sonne geblendet auf den Kampfplatz; er hat die sogenannte „Devise“ bereits im Nacken. Es ist dies ein Widerhaken, an dem bunte, seidene Bänder in den Farben der Züchterei befestigt sind, und der ihm, während er sich noch eingeschlossen befindet, durch eine Öffnung hindurch vermittelst einer langen Stange zwischen die Schulterblätter gesteckt wird. Ein furchtbares Gejohle und Pfeifen empfängt ihn, er ist vollständig verwirrt und kann fast nichts unterscheiden als einige sich bewegende rote Tücher, die Capoten der Toreros.

Wütend rast er diesen nach, über den gelben, noch reinen Sand hinweg, aber der Torero ist flink auf den Beinen und verschwindet mit einem eleganten Satze über die Barriere. Verdutzt bleibt der Stier stehen, wird aber wiederum auf eine andere fliegende Capote aufmerksam gemacht und rast nun dieser nach, den ihn bereits erwartenden Picadores entgegen. Diese haben sich seitlich aufgestellt, nahe der Barriere, sitzen auf alten, elenden Kleppern, denen ein Auge verbunden ist, in hohen, arabischen Sätteln, die Füße in arabischen Kastensteigbügeln, deren Ecken zugleich als Sporen dienen. Unter ihren gelben langen Lederhosen haben sie eiserne Beinschienen, gleich denen der alten Ritter, die sie vor den gefährlichen Hornstößen des Stieres schützen. Eine schöne kurze Sammetjacke mit Gold- oder Silberstickereien, die ungefähr 10 Kilo wiegt und beinahe einen Panzer abgiebt, ebensolche Weste und eine seidene Leibbinde vervollständigen den Anzug. Die lange Lanze, die oben in einer festen Holzbirne endigt, aus der eine dreikantige, ungefähr drei Centimeter lange Stahlspitze hervorlugt, halten sie, fest unter den Arm eingestemmt, dem anrasenden Stiere mit der halb mit Leder geschützten Faust entgegen.

Der Stier, der bis dahin dem flinken Capeadore nacheilte, sieht sich plötzlich vor dem Pferde eines Picadore und geht auf den vermeintlichen Urheber der Neckereien mit gesenkten Hörnern los. In demselben Momente aber bohrt sich ihm die Lanze in den Nacken, die der Picador mit eiserner Kraft angesetzt hat. Von Schmerzen gefoltert, kehrt der Stier um und wird von den Capoten der Toreros zu einem anderen Pferde dirigiert. Lautes Bravorufen erfreut den geschickten Picador. Da rast der Stier dem zweiten Picadore entgegen und bohrt mit furchtbarer Kraft eines seiner spitzen Hörner dem schwankenden Pferde in den Leib, so daß aus dem geöffneten Magen des armen Kleppers der halbverdaute Häckſel über den breiten Kopf des Stieres fällt und ihn mit häßlichem Gelb und Blut besudelt. Der

duftigen Büschen, die manchmal Blätter auf das junge Paar streuten.

Hanni war völlig traumversunken. Ihre braunen Augen leuchteten und ein unendliches Wohlgefühl zog durch ihre Brust. Die Wellen kräuselten sich, farbige Schmetterlinge flatterten über die Wiesen und jetzt begannen die Glocken ihr feierliches Geläute. Hugo ließ die Ruder in der Nähe einer kleinen Insel ruhen. Die Sonne brannte zu heiß.

„Weißt Du, Hanni, daß Du mir noch etwas schuldig bist?“

Erschrocken fuhr sie aus ihrem seligen Dahinbrüten auf: „Was denn? Ich habe kein Geld bei mir.“

Er lachte: „Du bist doch meine Brotschwester und hast mir noch nicht einen Kuß gegeben. In allen Liebesbüchern steht aber, daß, wenn zwei sich gerne haben, sie sich auch küssen müssen.“

Ihr wurde wieder bange zu Mute. Als sie ihm in die guten Augen blickte, fühlte sie sich zu schwach, dem Hugo etwas zu versagen. Ihr leichtherziger Übermut war verschwunden, ein unbestimmtes Sehnen in ihr erwacht. Sie flüsterte nur: „Wenn es sein muß, so nimm den Kuß! Ich traue mich nicht, anzufangen.“

Hugo ließ einen Juchzer erschallen, sprang auf, um sich Hanni zu nähern. Doch die Erregung machte ihn ungeschickt, er stolperte über das mittlere Querbrett und der Kahn kippte um.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Hanni und schon war auch sie von den Wellen herabgezogen. Sie spürte nur seine Nähe und klammerte sich unbewußt an Hugo an. Mit aller Kraft hob dieser seinen Kopf nochmals über die Wasserfläche, suchte vergebens den Kahn zu erhaschen, der vorbeigerutscht war, und rief verzweifelnd: „Laß los, Hanni, sonst sind wir beide verloren. Ich schwimme und fasse Dich bei den Haaren.“

Doch Hanni ließ nicht mehr los, weil sie nimmer konnte oder wollte. Hugo drang das Wasser in den Mund, er sank mit ihr. Die Wellen strudelten noch kurze Zeit, und dann war es stille — ganz stille!

Sie sollten das „freudige Testament“ der reinen, jungen Liebe nicht lesen.

Stiergefecht.

Von Dom Alfredo Saõ Mismo.

Seht Ihr das Volk gedrängt zu höchsten Stufen,
Erwartungsbang geht durch die Reih'n ein Zittern,
Schwül, wie's vorangeht heißen Lenzgewittern —
Dann kommt ein Donner von den Beifallsrufen.

Die Maja oben, die Marchesa unten,
Sie beben in der Seide, in den bunten
Mantillen bei dem Wechsel des Gefechtes.

Nun regnet Früchte es, Cigarren, Blumen!

Die Nelken aus des schwarzen Haargeflechtes
Mühsamem Bau, sie grüßen rot den Sieger —
Herzloser Hohn umschallt den Unterlieger!

Ein Toreador stirbt unter Stiereshufen,
Und während alle neuen Blutquell wittern,
Hört einen Fächer man im Krampf zerknittern —
Der Tod hat auch des Toten Lieb' gerufen . . .

(Deutsch von **Alfr. Friedmann.**)

A los Toros.*)

Von **Max Tilke.**

Die bunten Anschlagezettel haben in den Straßen Madrids schon vor einigen Tagen eine große „Corrida de Toros“ angekündigt, in der sechs oder acht schöne Stiere aus den renommiertesten Züchtereien von dem berühmten Guerrita, von Fuentes und Bombita bekämpft und getötet werden sollen. Scharenweise drängte sich das Publikum schon drei bis vier Tage vorher um die kleine Bretterbude in der breiten und schönen „Calle Sevilla“, in der Billets zum Stiergefechte verkauft werden. Billethändler haben bereits die besten Plätze in ihre Hände gebracht und verkaufen nun die Billets mit großem Nutzen, denn fast niemand möchte sich diese schöne „Corrida“ entgehen lassen. In ganz Madrid spricht man von dem bevorstehenden Stierkampfe, jung und alt ist in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, aufgeregt, in den Cafés wird heftig disputiert und gewettet und in den Familien läßt man das Abendessen unter begeisterten Gesprächen kalt werden. Ja, es kommt sogar vor, daß viele der „Aficionados“ zwei Nächte vorher nicht schlafen können. An dem Tage des Festes kennt nun die Begeisterung keine Grenzen mehr, die Straßen gleichen wimmelnden Ameisenhaufen, so dicht gedrängt wandern die Einwohner Madrids dem ziemlich weit im Osten vor der Stadt gelegenen Amphitheater zu, nach dem eine lange Allee hinführt. Von der „Puerto de Sol“, dem größten Platze Madrids, aus ergießt sich der lärmende Menschenstrom durch die breiten Straßen. In diesen wimmelt es von dicht besetzten Omnibussen, die mit bunt betroddelten Maultieren bespannt sind, von Droschken, Equipagen und Pferdebahnen, bei denen sogar die seitlichen Trittbretter besetzt sind. Es gleicht einer wilden Jagd. Die Peitschen der Kutscher und ihr Geschrei und Zungenschnalzen treiben die dahinrasenden Tiere zu noch größerer Eile an, so daß der auch oben besetzte Wagen gefährlich wankend über den unebenen Erdboden dahinspringt, einen ungeheuren Staub aufwirbelnd, der das heitere Farbengewimmel in ein leichtes Graubraun hüllt. Die Sonne brennt heiß hernieder und hat bereits die Kehlen der schaulustigen Menge ausgetrocknet, die sich aber zur Fürsorge „Vino tinto“ in Schläuchen und Kürbisflaschen mitgenommen hat. Dazu fehlen auch nicht die Wasserverkäuferinnen, die mit gellender Stimme ihr „agua fresca“, kalt wie Schnee, feilbieten. Überhaupt herrscht ein furchtbarer Lärm, tausende und abertausende von Stimmen wogen durcheinander. Dazwischen hört man die singenden Töne der Ausrufer an den Apfelsinenwagen, der Fächerhändler oder Sonnenschirmchenverkäufer und vieler anderer kleiner Geschäftsleutchen mehr. Dem Theater zu wird das Geschrei immer wüster und das Gewimmel immer dichter, denn dort halten alle Wagen, Pferdebahnen und Omnibusse, d. h. sobald sie auf der Fahrt kein Rad verloren haben, wie es dem vom Schreiber dieser Zeilen benutzten passierte.

Aber die Toreros in ihrer reichen Tracht kommen eben in einigen Droschken an, ebenso die Picadores zu Pferde mit dem Burschen hinter sich, überall jubelnd begrüßt und angestaunt: Das ist das Zeichen, daß die Corrida bald beginnen wird, und wirklich hört man drinnen in der Arena

*) Aus Stangens „Illustrierter Reise- und Verkehrs-Zeitung“, die wir unsern Lesern schon mehrmals empfohlen haben. (Stangen, Berlin, Mohrenstr.)

schon die Militärmusik die echt spanischen zerhackten Melodien spielen. Also hinein!

Die „Plaza de Toros“ ist ein schönes, großes Amphitheater im maurischen Stile mit einem gewaltigen hufeisenbogigen Eingangsportale und zierlichen Fenstern. Sie ist die größte in Spanien und faßt ungefähr 20 000 Personen. Von einem Rundgange aus gelangt man auf die Sitzplätze, auf die Steinstufen mit Nummern und in die oberen Galerien. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von Plätzen: „Sol“ (Sonne) „Sombra“ (Schatten), und mit Recht, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob man bei 45 Grad Hitze in der Sonne oder im Schatten sitzt. Natürlich ist die Sonnenseite viel billiger als die andere, aber es ist auch im Schatten, wenigstens für einen Nordländer, kaum auszuhalten vor Hitze, da man wie in einer Bratpfanne sitzt, ohne daß der erfrischende Wind hinzutreten könnte. Infolgedessen fächeln sich alle, Männer wie Frauen. Das ganze Publikum macht den Eindruck einer farbig wogenden See, und das besonders auf der Sonnenseite, wo man sich mit runden, bunten Papierfächern als Sonnenschirmen versehen hat oder sich die Köpfe mit den rosafarbenen, gelben oder orange gefärbten Programmen bedeckt. Hier sitzen auch die rothosigen Soldaten und die Landleute in lumpiger Nationaltracht und schmutzigen Hemdsärmeln, mit unrasiertem Kinn und den breiten „Sombrero“ auf dem Kopfe; ferner die Mädchen und Frauen in den buntbestickten und langbefranzten Umschlagetüchern oder in bunten Blusen und mit Blumen in den schön und kunstvoll frisierten schwarzen Haaren. Ein bienengleiches Summen erfüllt das ganze Theater, das schon beinahe überfüllt ist; die unvermeidlichen Wasserverkäufer mit den porösen Thonkrügen auf der Schulter, die Apfelsinenhändler u. s. w. fehlen auch hier nicht und quälen sich mühsam durch das dichtgedrängte Publikum hindurch. Unten in der Arena ist eben der ausgetrocknete Sand besprengt worden, und das Publikum fängt schon an ungeduldig zu werden, was bald zu einem erwartungsvollen Gejohle und Pfeifen ausartet, obwohl das Stiergefecht immer auf die festgesetzte Minute anfängt — übrigens das einzige, was in Spanien pünktlich ist —, bis endlich die beiden schwarz gekleideten Reiter in altspanischer Tracht und Federhut in der Arena erscheinen, die von dem Präsidenten, der oben in seiner Loge, den Kopf mit dem Cylinder bedeckt, sich auf die mit rotem, goldbesticktem Sammet bekleidete Brüstung lehnt, den Schlüssel zu den Pforten bekommen haben.

Gleich darauf öffnen sich die Barrieren, und während die Musik den rauschenden Stierfechtermarsch spielt, findet unter ihrem Voranritte der malerische Aufzug der „Toreros“ statt. Es ist dies einer der schönsten Momente der Corrida. Die helle Sonne läßt die schweren Gold- und Silberverzierungen und Trodbeln auf den bunten, seidenen Anzügen grell aufblitzen, und die schönen Atlasmäntel, die sich die Stierfechter elegant um Schulter und Hüften geschlungen haben, glänzen farbig in dem Lichtmeere. Ein ungeheurer Jubel begrüßt die Aufmarschierenden, ein gewaltiges Durcheinander von Stimmen und Bravorufen durchbraust die Arena. Zuerst kommen die drei Espadas oder Matadores, die im vollen Bewußtsein ihres Wertes erhobenen Hauptes den nachfolgenden Banderilleros voranschreiten. Diesen folgen wiederum die Capeadores und denen die Picadores auf ihren alten Pferden, mit den breiten grauen Filzhüten auf dem Kopfe, unter denen die finsteren, rohen Gesichter hervorlugen. Den Schluß bilden die „Monosabios“ (weisen Affen), die Knechte der Picadores und die „Arastres“, Dreigespanne von buntgetrodbelten, mit Schellen-Sätteln und Fahnen geschmückten Maultieren.

Der prachtvolle Zug bewegt sich dem Präsidenten entgegen, der nach der Loge hinauf von den Toreros durch Schwenken der Hüte feierlich begrüßt wird. Ein helles Trompetensignal ertönt, die Maultiergespanne verschwinden wieder aus der Arena, die Stierfechter vertauschen ihre kostbaren Mäntel mit schlechten, bereits arg geflickten und blutigen „Capotes“, die schon von manchem heißem Kampfe zeugen. Die beiden schwarzen Reiter galoppieren aus der Arena, nachdem ein alter Schließer in dunklem Torerokostüm den vergoldeten, mit bunten Bändern geschmückten Schlüssel zum „Toril“ (Stierkäfig) empfangen hat. Eine lautlose Stille tritt jetzt ein, während der Alte die schwere, dicke, mit Eisen beschlagene Thür des tiefdunklen Käfigs öffnet . . . Eine kleine Pause, und der wilde Stier stürzt wütend und von der grellen Sonne geblendet auf den Kampfplatz; er hat die sogenannte „Devise“ bereits im Nacken. Es ist dies ein Widerhaken, an dem bunte, seidene Bänder in den Farben der Züchterei befestigt sind, und der ihm, während er sich noch eingeschlossen befindet, durch eine Öffnung hindurch vermittelst einer langen Stange zwischen die Schulterblätter gesteckt wird. Ein furchtbares Gejohle und Pfeifen empfängt ihn, er ist vollständig verwirrt und kann fast nichts unterscheiden als einige sich bewegende rote Tücher, die Capoten der Toreros.

Wütend rast er diesen nach, über den gelben, noch reinen Sand hinweg, aber der Torero ist flink auf den Beinen und verschwindet mit einem eleganten Satze über die Barriere. Verdutzt bleibt der Stier stehen, wird aber wiederum auf eine andere fliegende Capote aufmerksam gemacht und rast nun dieser nach, den ihn bereits erwartenden Picadores entgegen. Diese haben sich seitlich aufgestellt, nahe der Barriere, sitzen auf alten, elenden Kleppern, denen ein Auge verbunden ist, in hohen, arabischen Sätteln, die Füße in arabischen Kastensteigbügeln, deren Ecken zugleich als Sporen dienen. Unter ihren gelben langen Lederhosen haben sie eiserne Beinschienen, gleich denen der alten Ritter, die sie vor den gefährlichen Hornstößen des Stieres schützen. Eine schöne kurze Sammetjacke mit Gold- oder Silberstickereien, die ungefähr 10 Kilo wiegt und beinahe einen Panzer abgiebt, ebensolche Weste und eine seidene Leibbinde vervollständigen den Anzug. Die lange Lanze, die oben in einer festen Holzbirne endigt, aus der eine dreikantige, ungefähr drei Centimeter lange Stahlspitze hervorlugt, halten sie, fest unter den Arm eingestemmt, dem anrasenden Stiere mit der halb mit Leder geschützten Faust entgegen.

Der Stier, der bis dahin dem flinken Capeadore nacheilte, sieht sich plötzlich vor dem Pferde eines Picadore und geht auf den vermeintlichen Urheber der Neckereien mit gesenkten Hörnern los. In demselben Momente aber bohrt sich ihm die Lanze in den Nacken, die der Picador mit eiserner Kraft angesetzt hat. Von Schmerzen gefoltert, kehrt der Stier um und wird von den Capoten der Toreros zu einem anderen Pferde dirigiert. Lautes Bravorufen erfreut den geschickten Picador. Da rast der Stier dem zweiten Picadore entgegen und bohrt mit furchtbarer Kraft eines seiner spitzen Hörner dem schwankenden Pferde in den Leib, so daß aus dem geöffneten Magen des armen Kleppers der halbverdaute Häcksel über den breiten Kopf des Stieres fällt und ihn mit häßlichem Gelb und Blut besudelt. Der

duftigen Büschen, die manchmal Blätter auf das junge Paar streuten.

Hanni war völlig traumversunken. Ihre braunen Augen leuchteten und ein unendliches Wohlgefühl zog durch ihre Brust. Die Wellen kräuselten sich, farbige Schmetterlinge flatterten über die Wiesen und jetzt begannen die Glocken ihr feierliches Geläute. Hugo ließ die Ruder in der Nähe einer kleinen Insel ruhen. Die Sonne brannte zu heiß.

„Weißt Du, Hanni, daß Du mir noch etwas schuldig bist?“

Erschrocken fuhr sie aus ihrem seligen Dahinbrüten auf: „Was denn? Ich habe kein Geld bei mir.“

Er lachte: „Du bist doch meine Brotschwester und hast mir noch nicht einen Kuß gegeben. In allen Liebesbüchern steht aber, daß, wenn zwei sich gerne haben, sie sich auch küssen müssen.“

Ihr wurde wieder bange zu Mute. Als sie ihm in die guten Augen blickte, fühlte sie sich zu schwach, dem Hugo etwas zu versagen. Ihr leichtherziger Übermut war verschwunden, ein unbestimmtes Sehnen in ihr erwacht. Sie flüsterte nur: „Wenn es sein muß, so nimm den Kuß! Ich traue mich nicht, anzufangen.“

Hugo ließ einen Juchzer erschallen, sprang auf, um sich Hanni zu nähern. Doch die Erregung machte ihn ungeschickt, er stolperte über das mittlere Querbrett und der Kahn kippte um.

Ein Schrei des Entsetzens entfuhr Hanni und schon war auch sie von den Wellen herabgezogen. Sie spürte nur seine Nähe und klammerte sich unbewußt an Hugo an. Mit aller Kraft hob dieser seinen Kopf nochmals über die Wasserfläche, suchte vergebens den Kahn zu erhaschen, der vorbeigerutscht war, und rief verzweifelnd: „Laß los, Hanni, sonst sind wir beide verloren. Ich schwimme und fasse Dich bei den Haaren.“

Doch Hanni ließ nicht mehr los, weil sie nimmer konnte oder wollte. Hugo drang das Wasser in den Mund, er sank mit ihr. Die Wellen strudelten noch kurze Zeit, und dann war es stille — ganz stille!

Sie sollten das „freudige Testament“ der reinen, jungen Liebe nicht lesen.

Stiergefecht.

Von Dom Alfredo Saõ Mismo.

Seht Ihr das Volk gedrängt zu höchsten Stufen,
Erwartungsbang geht durch die Reih'n ein Zittern,
Schwül, wie's vorangeht heißen Lenzgewittern —
Dann kommt ein Donner von den Beifallsrufen.

Die Maja oben, die Marchesa unten,
Sie beben in der Seide, in den bunten
Mantillen bei dem Wechsel des Gefechtes.

Nun regnet Früchte es, Cigarren, Blumen!
Die Nelken aus des schwarzen Haargeflechtes
Mühsamem Bau, sie grüßen rot den Sieger —
Herzloser Hohn umschallt den Unterlieger!

Ein Toreador stirbt unter Stiereshufen,
Und während alle neuen Blutquell wittern,
Hört einen Fächer man im Krampf zerknittern —
Der Tod hat auch des Toten Lieb' gerufen . . .

(Deutsch von **Alfr. Friedmann.**)

A los Toros.*)

Von **Max Tilke.**

Die bunten Anschlagezettel haben in den Straßen Madrids schon vor einigen Tagen eine große „Corrida de Toros“ angekündigt, in der sechs oder acht schöne Stiere aus den renommiertesten Züchtereien von dem berühmten Guerrita, von Fuentes und Bombita bekämpft und getötet werden sollen. Scharenweise drängte sich das Publikum schon drei bis vier Tage vorher um die kleine Bretterbude in der breiten und schönen „Calle Sevilla“, in der Billets zum Stiergefechte verkauft werden. Billethändler haben bereits die besten Plätze in ihre Hände gebracht und verkaufen nun die Billets mit großem Nutzen, denn fast niemand möchte sich diese schöne „Corrida“ entgehen lassen. In ganz Madrid spricht man von dem bevorstehenden Stierkampfe, jung und alt ist in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, aufgeregt, in den Cafés wird heftig disputiert und gewettet und in den Familien läßt man das Abendessen unter begeisterten Gesprächen kalt werden. Ja, es kommt sogar vor, daß viele der „Aficionados“ zwei Nächte vorher nicht schlafen können. An dem Tage des Festes kennt nun die Begeisterung keine Grenzen mehr, die Straßen gleichen wimmelnden Ameisenhaufen, so dicht gedrängt wandern die Einwohner Madrids dem ziemlich weit im Osten vor der Stadt gelegenen Amphitheater zu, nach dem eine lange Allee hinführt. Von der „Puerto de Sol“, dem größten Platze Madrids, aus ergießt sich der lärmende Menschenstrom durch die breiten Straßen. In diesen wimmelt es von dicht besetzten Omnibussen, die mit bunt betroddelten Maultieren bespannt sind, von Droschken, Equipagen und Pferdebahnen, bei denen sogar die seitlichen Trittbretter besetzt sind. Es gleicht einer wilden Jagd. Die Peitschen der Kutscher und ihr Geschrei und Zungenschnalzen treiben die dahinrasenden Tiere zu noch größerer Eile an, so daß der auch oben besetzte Wagen gefährlich wankend über den unebenen Erdboden dahinspringt, einen ungeheuren Staub aufwirbelnd, der das heitere Farbengewimmel in ein leichtes Graubraun hüllt. Die Sonne brennt heiß hernieder und hat bereits die Kehlen der schaulustigen Menge ausgetrocknet, die sich aber zur Fürsorge „Vino tinto“ in Schläuchen und Kürbisflaschen mitgenommen hat. Dazu fehlen auch nicht die Wasserverkäuferinnen, die mit gellender Stimme ihr „agua fresca“, kalt wie Schnee, feilbieten. Überhaupt herrscht ein furchtbarer Lärm, tausende und abertausende von Stimmen wogen durcheinander. Dazwischen hört man die singenden Töne der Ausrufer an den Apfelsinenwagen, der Fächerhändler oder Sonnenschirmchenverkäufer und vieler anderer kleiner Geschäftsleutchen mehr. Dem Theater zu wird das Geschrei immer wüster und das Gewimmel immer dichter, denn dort halten alle Wagen, Pferdebahnen und Omnibusse, d. h. sobald sie auf der Fahrt kein Rad verloren haben, wie es dem vom Schreiber dieser Zeilen benutzten passierte.

Aber die Toreros in ihrer reichen Tracht kommen eben in einigen Droschken an, ebenso die Picadores zu Pferde mit dem Burschen hinter sich, überall jubelnd begrüßt und angestaunt: Das ist das Zeichen, daß die Corrida bald beginnen wird, und wirklich hört man drinnen in der Arena

*) Aus Stangens „Illustrierter Reise- und Verkehrs-Zeitung“, die wir unsern Lesern schon mehrmals empfohlen haben. (Stangen, Berlin, Rohrenstr.)

schon die Militärmusik die echt spanischen zerhackten Melodien spielen. Also hinein!

Die „Plaza de Toros“ ist ein schönes, großes Amphitheater im maurischen Stile mit einem gewaltigen hufeisenbogigen Eingangsportale und zierlichen Fenstern. Sie ist die größte in Spanien und faßt ungefähr 20 000 Personen. Von einem Rundgange aus gelangt man auf die Sitzplätze, auf die Steinstufen mit Nummern und in die oberen Galerien. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Arten von Plätzen: „Sol“ (Sonne) „Sombra“ (Schatten), und mit Recht, denn es ist wirklich ein Unterschied, ob man bei 45 Grad Hitze in der Sonne oder im Schatten sitzt. Natürlich ist die Sonnenseite viel billiger als die andere, aber es ist auch im Schatten, wenigstens für einen Nordländer, kaum auszuhalten vor Hitze, da man wie in einer Bratpfanne sitzt, ohne daß der erfrischende Wind hinzutreten könnte. Infolgedessen fächeln sich alle, Männer wie Frauen. Das ganze Publikum macht den Eindruck einer farbig wogenden See, und das besonders auf der Sonnenseite, wo man sich mit runden, bunten Papierfächern als Sonnenschirmen versehen hat oder sich die Köpfe mit den rosafarbenen, gelben oder orange gefärbten Programmen bedeckt. Hier sitzen auch die rothosigen Soldaten und die Landleute in lumpiger Nationaltracht und schmutzigen Hemdsärmeln, mit unrasiertem Kinn und den breiten „Sombrero“ auf dem Kopfe; ferner die Mädchen und Frauen in den buntbestickten und langbefranzten Umschlagetüchern oder in bunten Blusen und mit Blumen in den schön und kunstvoll frisierten schwarzen Haaren. Ein bienengleiches Summen erfüllt das ganze Theater, das schon beinahe überfüllt ist; die unvermeidlichen Wasserverkäufer mit den porösen Thonkrügen auf der Schulter, die Apfelsinenhändler u. s. w. fehlen auch hier nicht und quälen sich mühsam durch das dichtgedrängte Publikum hindurch. Unten in der Arena ist eben der ausgetrocknete Sand besprengt worden, und das Publikum fängt schon an ungeduldig zu werden, was bald zu einem erwartungsvollen Gejohle und Pfeifen ausartet, obwohl das Stiergefecht immer auf die festgesetzte Minute anfängt — übrigens das einzige, was in Spanien pünktlich ist —, bis endlich die beiden schwarz gekleideten Reiter in altspanischer Tracht und Federhut in der Arena erscheinen, die von dem Präsidenten, der oben in seiner Loge, den Kopf mit dem Cylinder bedeckt, sich auf die mit rotem, goldbesticktem Sammet bekleidete Brüstung lehnt, den Schlüssel zu den Pforten bekommen haben.

Gleich darauf öffnen sich die Barrieren, und während die Musik den rauschenden Stierfechtermarsch spielt, findet unter ihrem Voranritte der malerische Aufzug der „Toreros“ statt. Es ist dies einer der schönsten Momente der Corrida. Die helle Sonne läßt die schweren Gold- und Silberverzierungen und Trodbeln auf den bunten, seidenen Anzügen grell aufblitzen, und die schönen Atlasmäntel, die sich die Stierfechter elegant um Schulter und Hüften geschlungen haben, glänzen farbig in dem Lichtmeere. Ein ungeheurer Jubel begrüßt die Aufmarschierenden, ein gewaltiges Durcheinander von Stimmen und Bravorufen durchbraust die Arena. Zuerst kommen die drei Espadas oder Matadores, die im vollen Bewußtsein ihres Wertes erhobenen Hauptes den nachfolgenden Banderilleros voranschreiten. Diesen folgen wiederum die Capeadores und denen die Picadores auf ihren alten Pferden, mit den breiten grauen Filzhüten auf dem Kopfe, unter denen die finsteren, rohen Gesichter hervorlugen. Den Schluß bilden die „Monosabios“ (weisen Affen), die Knechte der Picadores und die „Arastres“, Dreigespanne von buntgetroddelten, mit Schellen-Sätteln und Fahnen geschmückten Maultieren.

Der prachtvolle Zug bewegt sich dem Präsidenten entgegen, der nach der Loge hinauf von den Toreros durch Schwenken der Hüte feierlich begrüßt wird. Ein helles Trompetensignal ertönt, die Maultiergespanne verschwinden wieder aus der Arena, die Stierfechter vertauschen ihre kostbaren Mäntel mit schlechten, bereits arg geflickten und blutigen „Capotes“, die schon von manchem heißem Kampfe zeugen. Die beiden schwarzen Reiter galoppieren aus der Arena, nachdem ein alter Schließer in dunklem Torerokostüm den vergoldeten, mit bunten Bändern geschmückten Schlüssel zum „Toril“ (Stierkäfig) empfangen hat. Eine lautlose Stille tritt jetzt ein, während der Alte die schwere, dicke, mit Eisen beschlagene Thür des tiefdunklen Käfigs öffnet . . . Eine kleine Pause, und der wilde Stier stürzt wütend und von der grellen Sonne geblendet auf den Kampfplatz; er hat die sogenannte „Devise“ bereits im Nacken. Es ist dies ein Widerhaken, an dem bunte, seidene Bänder in den Farben der Züchterei befestigt sind, und der ihm, während er sich noch eingeschlossen befindet, durch eine Öffnung hindurch vermittelst einer langen Stange zwischen die Schulterblätter gesteckt wird. Ein furchtbares Gejohle und Pfeifen empfängt ihn, er ist vollständig verwirrt und kann fast nichts unterscheiden als einige sich bewegende rote Tücher, die Capoten der Toreros.

Wütend rast er diesen nach, über den gelben, noch reinen Sand hinweg, aber der Torero ist flink auf den Beinen und verschwindet mit einem eleganten Satze über die Barriere. Verdutzt bleibt der Stier stehen, wird aber wiederum auf eine andere fliegende Capote aufmerksam gemacht und rast nun dieser nach, den ihn bereits erwartenden Picadores entgegen. Diese haben sich seitlich aufgestellt, nahe der Barriere, sitzen auf alten, elenden Kleppern, denen ein Auge verbunden ist, in hohen, arabischen Sätteln, die Füße in arabischen Kastensteigbügeln, deren Ecken zugleich als Sporen dienen. Unter ihren gelben langen Lederhosen haben sie eiserne Beinschienen, gleich denen der alten Ritter, die sie vor den gefährlichen Hornstößen des Stieres schützen. Eine schöne kurze Sammetjacke mit Gold- oder Silberstickereien, die ungefähr 10 Kilo wiegt und beinahe einen Panzer abgiebt, ebensolche Weste und eine seidene Leibbinde vervollständigen den Anzug. Die lange Lanze, die oben in einer festen Holzbirne endigt, aus der eine dreikantige, ungefähr drei Centimeter lange Stahlspitze hervorlugt, halten sie, fest unter den Arm eingestemmt, dem anrasenden Stiere mit der halb mit Leder geschützten Faust entgegen.

Der Stier, der bis dahin dem flinken Capeadore nacheilte, sieht sich plötzlich vor dem Pferde eines Picadore und geht auf den vermeintlichen Urheber der Neckereien mit gesenkten Hörnern los. In demselben Momente aber bohrt sich ihm die Lanze in den Nacken, die der Picador mit eiserner Kraft angesetzt hat. Von Schmerzen gefoltert, kehrt der Stier um und wird von den Capoten der Toreros zu einem anderen Pferde dirigiert. Lautes Bravorufen erfreut den geschickten Picador. Da rast der Stier dem zweiten Picadore entgegen und bohrt mit furchtbarer Kraft eines seiner spitzen Hörner dem schwankenden Pferde in den Leib, so daß aus dem geöffneten Magen des armen Kleppers der halbverdaute Häcksel über den breiten Kopf des Stieres fällt und ihn mit häßlichem Gelb und Blut besudelt. Der

Picador, der dem furchtbaren Ansturme nicht widerstehen konnte, fliegt über die Barriere, und der Stier wühlt in dem Leibe des Pferdes mit den Hörnern herum, auf denen er das unglückliche Tier eine Strecke fortschleift. Endlich haben die Capeadores den Wütenden von seinem Opfer abgelenkt. Der Stier stößt nach allen Seiten um sich und bleibt einen Augenblick, sich verschnaufend, stehen.

Aber da reitet schon der dritte Picador heran und hebt die gesenkte Lanze, wie zum Kampfe herausfordernd, dem Stiere entgegen. Aber auch dieser gepanzerte Reiter kann die gewaltige Bestie nicht hindern, daß sie ihn mit samt seinem Pferde umwirft. Hilflos liegt dann der Reiter unter dem blutenden Pferde, an dem der Stier seinen Zorn auszulassen scheint, und kann sich wegen der schweren Beinrüstung und dem daraufliegenden Pferdeleibe nicht bewegen. Aber es war kein schlimmer Fall, sondern nur eine sogenannte „Caida cubierta“, ein gedeckter Fall, denn er liegt ja durch den Leib des Pferdes gedeckt. Die Pflicht der Toreros ist es nun, durch sogenannte „Quites“ (von quitar „wegnehmen“), Schwenkungen mit dem „Capotes“, den am Boden Liegenden zu befreien, der sich umsonst bemüht hatte, sich mit dem Bauche platt auf den Erdboden zu legen, um sich so vor dem Stiere besser zu sichern. Nach einer Weile läßt dieser auch wirklich von seinem Opfer ab und verfolgt einen neuen Necker; es ist „Guerrita“ selbst. Er schwenkt seine Capote in schlangenähnlichen Windungen, während der Stier ihr immer mit den Hörnern folgt, bis „Guerrita“ plötzlich eine schnelle Wendung macht, sich in die Capote hüllt oder sie über die Schulter auf den Rücken wirft, und langsamen Schrittes, ohne sich scheinbar weiter um den Stier zu bekümmern, durch die Arena schreitet. Der Stier bleibt erst verdutzt stehen und folgt dann ebenso langsam dem sich Entfernenden. Jubelnder Applaus belohnt das großartige Kunststück. Hüte und Cigarren fliegen bereits, von dem begeisterten Publikum hinabgeworfen, in die Arena. Dankend und lachend wirft der Begünstigte seinen Gönnern die Hüte in kühnem Bogen mit großer Sicherheit wieder zu, während seine Burschen die Cigarren auflesen. Es ist dieses Manöver eines der schwierigsten, die es überhaupt in der Stierfechterkunst giebt, und setzt, ganz abgesehen von der größten Kaltblütigkeit, eine Kenntnis des Stiercharakters voraus, die sich nur durch jahrelanges Üben und Studieren erreichen läßt. Es giebt Stierfechter, die als Stiertöter sehr wenig leisten, aber trotzdem mit „echar tela“ (Leinwand werfen), wie sich die Torero selbst ausdrücken, die Gunst des Publikums ebenso errungen haben.

Inzwischen wurde der Stier wieder von einem Picador angegriffen, aber auch hier hob er das Pferd hoch auf seine Hörner, so daß der Picador auf den Rücken des Stieres niederfällt und so von diesem kräftig mit den Hörnern bearbeitet und wohl auch einige Meter in die Luft geworfen wird. Schon äußert sich der Unwille des Publikums gegen die „Tuchwerfer“ in lauten Verwünschungen und Flüchen, als es endlich gelingt, den rasenden Stier am Schwanze von seinem gepanzerten Spielball zu entfernen. Wutschnaubend erhebt sich der Picador mit blutendem Kinn und Wangen und besteigt unter der Hilfeleistung der Burschen zum zweiten Male das zitternde Roß, dem die Gedärme bereits weit zum aufgeschlitzten Leibe heraushängen. Aber das arme Tier will trotz verbundener Augen nicht vorwärts und bleibt sogar gegen die erbarmungslosen Stockschläge unempfindlich. Der Picador, der seine Ehre wiederherstellen möchte, schlägt ihm die Ecken der schweren Steigbügel in den Leib und flucht und schimpft wie ein Fuhrknecht, aber alles hilft nichts. Sobald der Stier herankommt, kehrt das geängstigte, gemarterte Pferd um und bekommt so die Hörner in sein Hinterteil, so daß der Reiter vornüberfliegt. Von neuem versucht der Picador wieder aufzusteigen, aber nun empört sich das Publikum doch endlich gegen die rohen Gesellen und man ruft von verschiedenen Seiten: „mata le“ (töte es), worauf dann auch wirklich die Kerle dem armen, zitternden Tier die Puntilla vier- oder sechsmal ins Genick zwischen die Ohren jagen, bis es endlich, die Beine weit und starr von sich streckend, gräßlich zuckend verendet.

So geht es weiter. Pferde und Picadores fallen, und ein Schimmel mit vom Blut rot gefärbten Beinen und lang nachschleifenden Därmen rast vor Schmerz in der Arena umher, während er sich die eigenen Eingeweide abtritt; ein anderes Pferd bekam eben ein Horn tief in die Brust, so daß ein dicker Blutsträhl, gleich einer Rotweinpumpe, auf den blutdurchtränkten Erdboden herniederplätschert. Endlich ertönt ein neues schmetterndes Trompetensignal. Die halbtoten Pferde führt man ab, um ihnen die Gedärme wieder hineinzustopfen und das Fell zuzunähen, damit sie dann zum nächsten Schauspiel noch einmal gebraucht werden können. Aber noch immer wird der Stier durch die fliegenden Lappen der Toreros hin und her gehetzt, bis ihn abermals eine neue Qual erwartet. Die Banderilleros treten auf. Jeder hat ein paar 1 m lange Stäbe (Banderillas) in den Händen, die oben scharfe stählerne Widerhaken aufweisen und deren Holzschäfte von bunten, gerollten oder gefederten Papierschnitzeln umhüllt sind. Diese Stäbe sollen dem Stier von vorn her auf beide Seiten des Nackens gesteckt werden; es ist dies eine sehr schwierige Aufgabe und eine große Geschicklichkeit dazu erforderlich, um so mehr, als die Hörner des Stieres beim Setzen dieser Harpunen den Leib des Banderillero fast streifen müssen. Die Art und Weise dieses „echar palo“ (Stockwerfens) geschieht so, daß sich der Banderillero ungefähr in die Mitte des Platzes stellt und den Stier mit den erhobenen bunten Stäben heranzulocken sucht. Kommt dieser dann heran, so läuft ihm der Kämpfer einige Schritte weit entgegen und biegt sich, wenn er dicht neben dem Stier ist, geschmeidig zur Seite, während er ihm die Stäbe in den Nacken stößt. Will der Stier nicht auf den Mann selbst losstürmen, so stellt sich der Banderillero ihm im Rücken auf, ein Capeador dreht ihn vermittelst einer elegant ausgeführten Quite herum, dem Wartenden zu, und dieser stößt dem ahnungslosen Stiere die Hölzer in den Nacken, wo sie dann lustig zusammenklappern. Der Stier springt nun wie besessen umher und sucht sich diese unbequemen Plagestöcke abzuschütteln, aber sie dringen mit jeder Bewegung nur tiefer in sein Fleisch hinein. Seine Wut kennt keine Grenzen, er kühlt seinen Rachedurst an den herumliegenden Pferdeleichen, in denen er mit den Hörnern herumwühlt. Aber immer und immer wieder locken ihn die „Capotes“, immer wieder bekommt er neue Banderillas, aber sein Quäler muß sich sehr vorsehen, denn beim Hineinstecken der Hölzer streifte ihn das linke Horn des Stieres und riß ihm die engen Seidentricothosen in der Leistengegend auf. Aber auch die Mäntelwerfer haben sich zu hüten, denn als einer von ihnen, vom Stiere verfolgt, sich über die Barriere schwingt, erreichen ihn noch die Hörner und dringen tief von hinten in den Unterleib hinein, so daß

er ohnmächtig in den Gang, der Zuschauer und Arena voneinander trennt und für die Toreros bestimmt ist, niederfällt und von einigen Gehilfen in das Krankenzimmer getragen werden muß, wo immer ein Arzt sich während der Corrida aufhält. Aber das stört nicht die Fortsetzung des Kampfes. Toreros und Zuschauer haben sofort wieder solche Zwischenfälle vergessen.

Das Publikum ruft nach den „Matadores“. Diese erscheinen dann auch, und da es berühmte Stierkämpfer sind, machen sie ihre Sache sehr gut. Sie stellen sich kurz vor dem Stier auf und stecken ihm mit famoser Grazie die Stecken in das Fell. Man nennt das „pareando en corto“. Außerdem hat man noch kurze Banderillas von ungefähr 50 cm Länge. Diese dem Stiere beizubringen, ist natürlich sehr schwer und gefahrvoll, und machen dies auch nur wenige Toreros. Natürlich kennt das Publikum mit seinem Applaus keine Grenzen, wenn die Banderillas gut gesteckt werden. Aber ebenso schnell wie zum Lobe ist es auch zum Pfeifen und Aushöhnen bereit.

Doch wiederum ein Trompetenstoß. Sie kündigt den Hauptakt der ganzen Corrida an. Stolz, hochaufgerichtet und gemessenen Schrittes erscheint der Held des Tages, der Espada. Es ist eine schöne männliche Erscheinung, die die reiche Tracht zu bester Geltung bringt. Sein Anzug besteht aus einer grünseidenen kurzen Jacke, die über und über von vergoldeten kleinen Flitterplättchen und Trobbeln besät ist, ebenso die Weste und die ganz eng sich an den Körper anschmiegenden Kniehosen. Er trägt eine rosaseidene Faja (Leibbinde), ebensolche Strümpfe und an den Füßen leichte niedrige Schuhe. Ein reich geziertes, schneeweißes Vorhemd vervollständigt den Anzug. Die „Montera“, eine oben schräg viereckige und unten runde Mütze, die mit einer unzähligen Menge von schwarzen Seidenkügelchen verziert ist, hat er auf seinem Haupte. Die schwarzen, kurzen Haare sind nach vorn und kokett in die Schläfen gekämmt, und am Scheitel hinten trägt er einen kleinen Zopf (das Zunftzeichen der Toreros), an dem eine schwarze Rosette befestigt ist, an der wiederum ein größerer, ungefähr 15 cm langer falscher Zopf hängt. Wie alle Toreros, ist er vollständig rasiert; es wäre ein Unding, sich einen Torero mit Schnurrbart vorstellen zu wollen. In der Hand hält er seinen starken geraden Degen, der oben einen ganz kleinen Griff hat, so daß nur drei Finger in die Rundung passen, und die „Muleta“, das rote Tuch, das an einem Stabe ausgebreitet hängt. Vor der Loge des Präsidenten spricht er einen improvisierten Reimspruch, der besagt, daß er den Stier töten werde, sollte er selbst auch dabei zu Grunde gehen. Hierauf wirft er, sich auf den Fersen umdrehend, seine Kappe in weitem Bogen ins Publikum, das sich darum reißt, als sei es ein Heiligtum. Festen, sicheren Schrittes geht er nun dem Stiere entgegen, den Degen in der Rechten, mit der Spitze nach unten gesenkt. Jetzt kommt das Interessanteste für den Kenner, denn es beginnen nun die Feinheiten des Kampfes zwischen dem Stiere und dem kaltblütigen Torero, die sogen. pases de muleta. Das Entzücken des Publikums kennt jetzt keine Grenzen mehr, und lautes Bravogebrüll ertönt im Amphitheater. Der mutige Kämpfer weicht sicher und elegant den täppischen Stößen des schon mit breiten Blutstreifen bedeckten Stieres aus, schwenkt ihm die Muleta von unten herauf über den Kopf hinauf, dreht den Stier durch raffinierte Schwenkungen der „Muleta“ um sich herum und bewirkt, daß dieser mit den Hörnern in die Luft stößt. Eins der größten Kunststücke ist das Wechseln der Muleta von einer Hand in die andere vor dem Körper vorüber, da dabei der Torero in Gefahr schwebt, von der Bestie in demselben Momente, in dem sich das rote Tuch, dem der Stier immer folgt, vor seinem Körper befindet, angerannt zu werden. Auf diese Weise hat jetzt der Espada den Charakter des Stieres erkannt und ist seiner Sache sicher geworden, er weiß, wie er das Tuch zu bewegen hat, um ihn zum Todesstoß zurechtzuplacieren. Der Stier ist durch das erfolglose Hin- und Herstoßen bereits müde geworden und bleibt einige Augenblicke ruhig, das Tuch beobachtend, stehen. Aber da hat sich der Espada schon mit staunenerregender Kaltblütigkeit und Ruhe in die Position zum Todesstoße gestellt. Die Füße geschlossen zusammen, die Rechte mit dem „espada“ (Degen) bis in die Augenhöhe erhoben, die Spitze auf den blutigen, banderillaverzierten Nacken des Stieres gerichtet, die andere Hand mit der Muleta an seinem Körper vorüber nach rechts unten zu vorstreckend, so wendet er seine linke Seite dem Stiere entgegen. Der hat das Tuch beobachtet, glaubt, da es sich nicht mehr bewegt, es jetzt fassen zu können und stürzt hastig mit gesenkten Hörnern darauf los. In diesem Moment aber streckt der Espada die Muleta noch weiter nach rechts und bohrt, sich etwas links zur Seite biegend, den Degen mit eiserner Kraft dem Stier bis ans Heft zwischen die Schultern. Das tödlich in die Lunge getroffene Tier streckt den Kopf mit hängender Zunge weit vor, zuckt einige Male zusammen; dann bricht ruckweise das Blut aus Maul und Nüstern hervor. Das Publikum tost, Beifall klatschend, und der Stier schreitet, gebrochen, mit wankenden Beinen, wie ein Betrunkener der Barriere zu, wo er sich zum Sterben niederlegt. Nun bekommt er noch den Gnadenstoß des „Puntilleros“, der ihn mit der „Puntilla“, einem scharfen schweren Dolche, zwischen Kopf und Hals stößt, worauf er sofort, die Beine starr von sich streckend, verendet. Jetzt schreitet der glückliche Matador rund um die Arena, sich für den stürmischen Beifall bedankend, während seine Begleiter die herabgeworfenen Cigarren einstecken und sich an den in mächtigem Bogen herabgeflogenen Weinschläuchen mit „Vino tinto Valdepeñas“ stärken, indem sie den Schlauch mit beiden Händen hochheben und aus der kleinen Öffnung den dünnen Weinstrahl in den geöffneten Mund schießen lassen (die spanische Art des Trinkens). Inzwischen kamen die bunten, klingelnden Maultiergespanne, welche die ekelhaft verstümmelten Pferdeleichen und den toten Stier in sausendem Galopp aus der Arena schleifen. Kaum ist der Stier hinaus, so ertönt schon wieder ein Trompetensignal, durch welches der zweite von den sechs Stieren angemeldet wird. Auch er ist ein schönes Tier, ein Prachtexemplar, vollständig schwarz und schlank gewachsen. Wie ein König steht er in der Mitte der Arena mit aufmerksam erhobenem Kopfe, aber auch er geht, wie alle anderen, die die Arena betraten, dem sicheren Tode entgegen, wenn er nicht etwa wegen Feigheit ausgepfiffen wird und das Publikum seine Entfernung verlangt.

Mag man über diese rohen Schauspiele sagen, was man will, der Spanier hängt doch mit Begeisterung an seinem Nationalfeste, verhöhnt alle Fremden, die das Theater während der Vorstellung der Scheußlichkeiten wegen verlassen, nennt sie „corazones de Manteca“ (Butterherzen) und belächelt sie mitleidig. Spanien ist eben ohne Stier-

Picador, der dem furchtbaren Ansturme nicht widerstehen konnte, fliegt über die Barriere, und der Stier wühlt in dem Leibe des Pferdes mit den Hörnern herum, auf denen er das unglückliche Tier eine Strecke fortschleift. Endlich haben die Capeadores den Wütenden von seinem Opfer abgelenkt. Der Stier stößt nach allen Seiten um sich und bleibt einen Augenblick, sich verschnaufend, stehen.

Aber da reitet schon der dritte Picador heran und hebt die gesenkte Lanze, wie zum Kampfe herausfordernd, dem Stiere entgegen. Aber auch dieser gepanzerte Reiter kann die gewaltige Bestie nicht hindern, daß sie ihn mit samt seinem Pferde umwirft. Hilflos liegt dann der Reiter unter dem blutenden Pferde, an dem der Stier seinen Zorn auszulassen scheint, und kann sich wegen der schweren Beinrüstung und dem daraufliegenden Pferdeleibe nicht bewegen. Aber es war kein schlimmer Fall, sondern nur eine sogenannte „Caida cubierta“, ein gedeckter Fall, denn er liegt ja durch den Leib des Pferdes gedeckt. Die Pflicht der Toreros ist es nun, durch sogenannte „Quites“ (von quitar „wegnehmen“), Schwenkungen mit dem „Capotes“, den am Boden Liegenden zu befreien, der sich umsonst bemüht hatte, sich mit dem Bauche platt auf den Erdboden zu legen, um sich so vor dem Stiere besser zu sichern. Nach einer Weile läßt dieser auch wirklich von seinem Opfer ab und verfolgt einen neuen Necker; es ist „Guerrita“ selbst. Er schwenkt seine Capote in schlangenähnlichen Windungen, während der Stier ihr immer mit den Hörnern folgt, bis „Guerrita“ plötzlich eine schnelle Wendung macht, sich in die Capote hüllt oder sie über die Schulter auf den Rücken wirft, und langsamen Schrittes, ohne sich scheinbar weiter um den Stier zu bekümmern, durch die Arena schreitet. Der Stier bleibt erst verdutzt stehen und folgt dann ebenso langsam dem sich Entfernenden. Jubelnder Applaus belohnt das großartige Kunststück. Hüte und Cigarren fliegen bereits, von dem begeisterten Publikum hinabgeworfen, in die Arena. Dankend und lachend wirft der Begünstigte seinen Gönnern die Hüte in kühnem Bogen mit großer Sicherheit wieder zu, während seine Burschen die Cigarren auflesen. Es ist dieses Manöver eines der schwierigsten, die es überhaupt in der Stierfechterkunst giebt, und setzt, ganz abgesehen von der größten Kaltblütigkeit, eine Kenntnis des Stiercharakters voraus, die sich nur durch jahrelanges Üben und Studieren erreichen läßt. Es giebt Stierfechter, die als Stiertöter sehr wenig leisten, aber trotzdem mit „echar tela“ (Leinwand werfen), wie sich die Torero selbst ausdrücken, die Gunst des Publikums ebenso errungen haben.

Inzwischen wurde der Stier wieder von einem Picador angegriffen, aber auch hier hob er das Pferd hoch auf seine Hörner, so daß der Picador auf den Rücken des Stieres niederfällt und so von diesem kräftig mit den Hörnern bearbeitet und wohl auch einige Meter in die Luft geworfen wird. Schon äußert sich der Unwille des Publikums gegen die „Tuchwerfer“ in lauten Verwünschungen und Flüchen, als es endlich gelingt, den rasenden Stier am Schwanze von seinem gepanzerten Spielball zu entfernen. Wutschnaubend erhebt sich der Picador mit blutendem Kinn und Wangen und besteigt unter der Hilfeleistung der Burschen zum zweiten Male das zitternde Roß, dem die Gedärme bereits weit zum aufgeschlitzten Leibe heraushängen. Aber das arme Tier will trotz verbundener Augen nicht vorwärts und bleibt sogar gegen die erbarmungslosen Stockschläge unempfindlich. Der Picador, der seine Ehre wiederherstellen möchte, schlägt ihm die Ecken der schweren Steigbügel in den Leib und flucht und schimpft wie ein Fuhrknecht, aber alles hilft nichts. Sobald der Stier herankommt, kehrt das geängstigte, gemarterte Pferd um und bekommt so die Hörner in sein Hinterteil, so daß der Reiter vornüberfliegt. Von neuem versucht der Picador wieder aufzusteigen, aber nun empört sich das Publikum doch endlich gegen die rohen Gesellen und man ruft von verschiedenen Seiten: „mata le“ (töte es), worauf dann auch wirklich die Kerle dem armen, zitternden Tier die Puntilla vier- oder sechsmal ins Genick zwischen die Ohren jagen, bis es endlich, die Beine weit und starr von sich streckend, gräßlich zuckend verendet.

So geht es weiter. Pferde und Picadores fallen, und ein Schimmel mit vom Blut rot gefärbten Beinen und lang nachschleifenden Därmen rast vor Schmerz in der Arena umher, während er sich die eigenen Eingeweide abtritt; ein anderes Pferd bekam eben ein Horn tief in die Brust, so daß ein dicker Blutsträhl, gleich einer Rotweinpumpe, auf den blutdurchtränkten Erdboden herniederplätschert. Endlich ertönt ein neues schmetterndes Trompetensignal. Die halbtoten Pferde führt man ab, um ihnen die Gedärme wieder hineinzustopfen und das Fell zuzunähen, damit sie dann zum nächsten Schauspiel noch einmal gebraucht werden können. Aber noch immer wird der Stier durch die fliegenden Lappen der Toreros hin und her gehetzt, bis ihn abermals eine neue Qual erwartet. Die Banderilleros treten auf. Jeder hat ein paar 1 m lange Stäbe (Banderillas) in den Händen, die oben scharfe stählerne Widerhaken aufweisen und deren Holzschäfte von bunten, gerollten oder gefederten Papierschnitzeln umhüllt sind. Diese Stäbe sollen dem Stier von vorn her auf beide Seiten des Nackens gesteckt werden; es ist dies eine sehr schwierige Aufgabe und eine große Geschicklichkeit dazu erforderlich, um so mehr, als die Hörner des Stieres beim Setzen dieser Harpunen den Leib des Banderillero fast streifen müssen. Die Art und Weise dieses „echar palo“ (Stockwerfens) geschieht so, daß sich der Banderillero ungefähr in die Mitte des Platzes stellt und den Stier mit den erhobenen bunten Stäben heranzulocken sucht. Kommt dieser dann heran, so läuft ihm der Kämpfer einige Schritte weit entgegen und biegt sich, wenn er dicht neben dem Stier ist, geschmeidig zur Seite, während er ihm die Stäbe in den Nacken stößt. Will der Stier nicht auf den Mann selbst losstürmen, so stellt sich der Banderillero ihm im Rücken auf, ein Capeador dreht ihn vermittelst einer elegant ausgeführten Quite herum, dem Wartenden zu, und dieser stößt dem ahnungslosen Stiere die Hölzer in den Nacken, wo sie dann lustig zusammenklappern. Der Stier springt nun wie besessen umher und sucht sich diese unbequemen Plagestöcke abzuschütteln, aber sie dringen mit jeder Bewegung nur tiefer in sein Fleisch hinein. Seine Wut kennt keine Grenzen, er kühlt seinen Rachedurst an den herumliegenden Pferdeleichen, in denen er mit den Hörnern herumwühlt. Aber immer und immer wieder locken ihn die „Capotes“, immer wieder bekommt er neue Banderillas, aber sein Quäler muß sich sehr vorsehen, denn beim Hineinstecken der Hölzer streifte ihn das linke Horn des Stieres und riß ihm die engen Seidentricothosen in der Leistengegend auf. Aber auch die Mäntelwerfer haben sich zu hüten, denn als einer von ihnen, vom Stiere verfolgt, sich über die Barriere schwingt, erreichen ihn noch die Hörner und dringen tief von hinten in den Unterleib hinein, so daß

er ohnmächtig in den Gang, der Zuschauer und Arena voneinander trennt und für die Toreros bestimmt ist, niederfällt und von einigen Gehilfen in das Krankenzimmer getragen werden muß, wo immer ein Arzt sich während der Corrida aufhält. Aber das stört nicht die Fortsetzung des Kampfes. Toreros und Zuschauer haben sofort wieder solche Zwischenfälle vergessen.

Das Publikum ruft nach den „Matadores“. Diese erscheinen dann auch, und da es berühmte Stierkämpfer sind, machen sie ihre Sache sehr gut. Sie stellen sich kurz vor dem Stier auf und stecken ihm mit famoser Grazie die Stecken in das Fell. Man nennt das „pareando en corto“. Außerdem hat man noch kurze Banderillas von ungefähr 50 cm Länge. Diese dem Stiere beizubringen, ist natürlich sehr schwer und gefahrvoll, und machen dies auch nur wenige Toreros. Natürlich kennt das Publikum mit seinem Applaus keine Grenzen, wenn die Banderillas gut gesteckt werden. Aber ebenso schnell wie zum Lobe ist es auch zum Pfeifen und Aushöhnen bereit.

Doch wiederum ein Trompetenstoß. Sie kündigt den Hauptakt der ganzen Corrida an. Stolz, hochaufgerichtet und gemessenen Schrittes erscheint der Held des Tages, der Espada. Es ist eine schöne männliche Erscheinung, die die reiche Tracht zu bester Geltung bringt. Sein Anzug besteht aus einer grünseidenen kurzen Jacke, die über und über von vergoldeten kleinen Flitterplättchen und Trobbeln besät ist, ebenso die Weste und die ganz eng sich an den Körper anschmiegenden Kniehosen. Er trägt eine rosaseidene Faja (Leibbinde), ebensolche Strümpfe und an den Füßen leichte niedrige Schuhe. Ein reich geziertes, schneeweißes Vorhemd vervollständigt den Anzug. Die „Montera“, eine oben schräg viereckige und unten runde Mütze, die mit einer unzähligen Menge von schwarzen Seidenkügelchen verziert ist, hat er auf seinem Haupte. Die schwarzen, kurzen Haare sind nach vorn und kokett in die Schläfen gekämmt, und am Scheitel hinten trägt er einen kleinen Zopf (das Zunftzeichen der Toreros), an dem eine schwarze Rosette befestigt ist, an der wiederum ein größerer, ungefähr 15 cm langer falscher Zopf hängt. Wie alle Toreros, ist er vollständig rasiert; es wäre ein Unding, sich einen Torero mit Schnurrbart vorstellen zu wollen. In der Hand hält er seinen starken geraden Degen, der oben einen ganz kleinen Griff hat, so daß nur drei Finger in die Rundung passen, und die „Muleta“, das rote Tuch, das an einem Stabe ausgebreitet hängt. Vor der Loge des Präsidenten spricht er einen improvisierten Reimspruch, der besagt, daß er den Stier töten werde, sollte er selbst auch dabei zu Grunde gehen. Hierauf wirft er, sich auf den Fersen umdrehend, seine Kappe in weitem Bogen ins Publikum, das sich darum reißt, als sei es ein Heiligtum. Festen, sicheren Schrittes geht er nun dem Stiere entgegen, den Degen in der Rechten, mit der Spitze nach unten gesenkt Jetzt kommt das Interessanteste für den Kenner, denn es beginnen nun die Feinheiten des Kampfes zwischen dem Stiere und dem kaltblütigen Torero, die sogen. pases de muleta. Das Entzücken des Publikums kennt jetzt keine Grenzen mehr, und lautes Bravogebrüll ertönt im Amphitheater. Der mutige Kämpfer weicht sicher und elegant den täppischen Stößen des schon mit breiten Blutstreifen bedeckten Stieres aus, schwenkt ihm die Muleta von unten herauf über den Kopf hinauf, dreht den Stier durch raffinierte Schwenkungen der „Muleta“ um sich herum und bewirkt, daß dieser mit den Hörnern in die Luft stößt. Eins der größten Kunststücke ist das Wechseln der Muleta von einer Hand in die andere vor dem Körper vorüber, da dabei der Torero in Gefahr schwebt, von der Bestie in demselben Momente, in dem sich das rote Tuch, dem der Stier immer folgt, vor seinem Körper befindet, angerannt zu werden. Auf diese Weise hat jetzt der Espada den Charakter des Stieres erkannt und ist seiner Sache sicher geworden, er weiß, wie er das Tuch zu bewegen hat, um ihn zum Todesstoß zurechtzuplacieren. Der Stier ist durch das erfolglose Hin- und Herstoßen bereits müde geworden und bleibt einige Augenblicke ruhig, das Tuch beobachtend, stehen. Aber da hat sich der Espada schon mit staunenerregender Kaltblütigkeit und Ruhe in die Position zum Todesstoße gestellt. Die Füße geschlossen zusammen, die Rechte mit dem „espada“ (Degen) bis in die Augenhöhe erhoben, die Spitze auf den blutigen, banderillaverzierten Nacken des Stieres gerichtet, die andere Hand mit der Muleta an seinem Körper vorüber nach rechts unten zu vorstreckend, so wendet er seine linke Seite dem Stiere entgegen. Der hat das Tuch beobachtet, glaubt, da es sich nicht mehr bewegt, es jetzt fassen zu können und stürzt hastig mit gesenkten Hörnern darauf los. In diesem Moment aber streckt der Espada die Muleta noch weiter nach rechts und bohrt, sich etwas links zur Seite biegend, den Degen mit eiserner Kraft dem Stier bis ans Heft zwischen die Schultern. Das tödlich in die Lunge getroffene Tier streckt den Kopf mit hängender Zunge weit vor, zuckt einige Male zusammen; dann bricht ruckweise das Blut aus Maul und Nüstern hervor. Das Publikum tost, Beifall klatschend, und der Stier schreitet, gebrochen, mit wankenden Beinen, wie ein Betrunkener der Barriere zu, wo er sich zum Sterben niederlegt. Nun bekommt er noch den Gnadenstoß des „Puntilleros“, der ihn mit der „Puntilla“, einem scharfen schweren Dolche, zwischen Kopf und Hals stößt, worauf er sofort, die Beine starr von sich streckend, verendet. Jetzt schreitet der glückliche Matador rund um die Arena, sich für den stürmischen Beifall bedankend, während seine Begleiter die herabgeworfenen Cigarren einstecken und sich an den in mächtigem Bogen herabgeflogenen Weinschläuchen mit „Vino tinto Valdepeñas“ stärken, indem sie den Schlauch mit beiden Händen hochheben und aus der kleinen Öffnung den dünnen Weinstrahl in den geöffneten Mund schießen lassen (die spanische Art des Trinkens). Inzwischen kamen die bunten, klingelnden Maultiergespanne, welche die ekelhaft verstümmelten Pferdeleichen und den toten Stier in sausendem Galopp aus der Arena schleifen. Kaum ist der Stier hinaus, so ertönt schon wieder ein Trompetensignal, durch welches der zweite von den sechs Stieren angemeldet wird. Auch er ist ein schönes Tier, ein Prachtexemplar, vollständig schwarz und schlank gewachsen. Wie ein König steht er in der Mitte der Arena mit aufmerksam erhobenem Kopfe, aber auch er geht, wie alle anderen, die die Arena betraten, dem sicheren Tode entgegen, wenn er nicht etwa wegen Feigheit ausgepfiffen wird und das Publikum seine Entfernung verlangt.

Mag man über diese rohen Schauspiele sagen, was man will, der Spanier hängt doch mit Begeisterung an seinem Nationalfeste, verhöhnt alle Fremden, die das Theater während der Vorstellung der Scheußlichkeiten wegen verlassen, nennt sie „corazones de Manteca“ (Butterherzen) und belächelt sie mitleidig. Spanien ist eben ohne Stier-



gefechte nicht zu denken, und die Beschöniger behaupten, daß diese Schauspiele der Bevölkerung den unerschrockenen, mutigen, festen Charakter bewahrten, den sie z. B. bei den napoleonischen Eroberungsversuchen bezeugt haben.

Die Hauptsitze der Stierfechterschule sind Sevilla und Córdoba. Dort werden Toreros unter Leitung guter Lehrer zunächst theoretisch ausgebildet, worauf sie dann die Praxis an den sogenannten „Novillos“ (jungen zwei- bis dreijährigen Stieren) üben, von denen sie allerdings manchmal schlimm genug behandelt werden, bis sie durch jahrelange Übung die nötige Geschicklichkeit errungen haben. Der größte und bekannteste Stierfechter der Jetztzeit ist Rafael Guerra (Guerrita), der bis zu 10 000 Frcs. für eine Vorstellung erhält. Er unternimmt mit seiner „Cuadrilla“ Gastspiele in allen Provinzen Spaniens, und der Wunsch, die Höhe seiner Kunst zu erreichen, beseelt alle angehenden Toreros. Sein Nebenbuhler Manuel Garcia (Espartero) der beliebter war als er, verunglückte bei dem Töten eines Stieres in der „Plaza de Madrid“ am 27. Mai 1894, was beinahe eine Nationaltrauer hervorrief. Die bunten Lithographien der bekanntesten Stierfechter sieht man in allen Tavernen und kleineren Geschäftsläden als Wandschmuck, und unzählige Zeitungen mit Tabellen, in denen die „Caidas“ der Picadores, die toten Pferde, die Pases de Muleta u. s. w. genau und rubrikmäßig aufgezählt sind, erscheinen gleich am Abend nach dem Stiergefecht.

Die Stiergefechte finden an allen Sonntagen, auch an einigen Donnerstagen statt, nur während der Wintermonate wird Pause gemacht. Man zählt jährlich ungefähr 500 Corridas de Toros, in den gegen 3000 Stiere und vielleicht 5000 Pferde getötet werden, in einem Werte von 2 000 000 Pesetas. Die Stiere, die zu den Stierkämpfen verwendet werden, beziehen die Unternehmer aus den Züchtereien zu hohen Preisen; man bezahlt für einen Stier 750—2000 Pesetas. Ein Aufhören dieser Kämpfe in Spanien darf man wohl vorläufig kaum erwarten, denn selbst der ärmste Spanier hängt mit wilder Leidenschaft daran und versetzt lieber seine Wertsachen, darbt und hungert, ehe er eine große Corrida versäumt.

Nächtliche Wanderung.

Auf düst'rem Pfade düst'res Schweigen;
Zu riesenhafter Höhe steigen
Der Eichenkronen schwarze Reih'n.
Sie reichen oben sich die Hände,
Und von dem Himmel blickt am Ende
Ein schmaler Streifen noch herein.

Und endlich ist es völlig düster;
Nur noch ein zitterndes Geflüster,
Wenn sich das Laub im Winde regt.
Der Wandrer spürt mit leisem Beben,
Wie auch des Waldes Wonneleben
Ein stilles Grauen in sich trägt.

Tilla Guignon.

Vermischtes.

Von Mommsens Zerstreutheit oder, besser gesagt, Vertiefung in seine Arbeit erzählt man folgendes Erlebnis von älterem Datum: Eines Tages bringt der Diener in das Arbeitszimmer des Herrn Professors das Mittagessen und bittet seinen Herrn zu Tische. Dieser aber, in seine Arbeit vertieft, nimmt davon keine Notiz. Es wird bereits der zweite Gang aufgetragen, und noch steht der erste unberührt. Beim Anblick der köstlichen Speisen kommt dem Diener ein „philosophischer“ Gedanke, der aber nirgends aufgezeichnet steht, in den Sinn. Schnell stellt er den zweiten Gang hin, nimmt den ersten Teller weg und verspeist seinen Inhalt. So erging es auch dem zweiten, dritten. Nach einigen Stunden verspürt der Gelehrte eine gewisse Leere im Magen, er begiebt sich selbst in die Küche und fragt ärgerlich: „Bekomme ich denn heute kein Mittagbrot?“ Worauf der Diener erwiderte: „Der Herr Professor haben ja schon gegessen.“ Und Mommsen setzt sich wieder an seinen Arbeitstisch und murmelt: „Wie konnte ich nur so vergeßlich sein?“

Jemand besuchte kürzlich die Westminsterabtei und fand eine Person, die im Schiff der Kirche auf den Knieen lag und eifrig betete. Doch bald erschien ein Kirchendiener, klopfte dem stillen Beter auf die Schultern und teilte ihm mit, er dürfe dort nicht beten. „Wenn wir dies erlauben,“ sagte der Diener mit einem verächtlichen Seitenblick, „haben wir bald das ganze Gebäude voll von Leuten, die beten wollen.“ Besser läßt sich die verknöcherte englische Engherzigkeit und der Buchstabengeist wohl nicht illustrieren.

Eine Zueignung. Im Jahre 1824 erschien: „Christlicher Tempel des Herrn, der häuslichen Andacht geweiht, Dünkelsbühl und Leipzig, bei Walther“, mit folgender Zueignung:

„Dir, König aller Könige und Herr aller Herren! Dreieiniger Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, geweiht vom Verleger.“

Die reisenden Handwerksburschen haben für jedes Gewerbe einen besonderen Spitznamen. Die Müller heißen „Roller“, die Bäcker „Lehmer“; Schmiede „Flammer“; Schneider „Stichler“; Barbiere „Wegschmeißer“; Schuhmacher „Pflanzer“; Klempner „Sonnenschmiede“; Fleischer „Katzhof“; Tischler „Hobeloffiziere“; Schlosser „Katzenkopf“.

Das ist ein lustiges Sterben . . .

Die Schnitter lachen und scherzen,
Die Lerche jubelt laut;
Es rauschen die Halme zur Erde,
Von Thränen licht betaut.

Aufküßt der Himmel die Thränen,
Hell klingt die Sichel drein:
Das ist ein lustiges Sterben
Im goldenen Frührotschein!

Ein Mägdlein hält wohl die Ähren
In ihrem braunen Arm:
Das ist ein lustiges Sterben
So lebenssonnenwarm!

Valentin Traudt.

Sprüche.

1.

Zerschellte auf Pfaden irr und steil
Dein Lebensfahrzeug auch in Stücken,
Du kannst daraus zu anderer Heil
Noch einen Wegweiser zusammenflicken.

2.

Grundsätze braucht, Vorsätze nicht
Ein fester Mann, ein ganzer:
Wer unverwundbar von innen ist,
Der schleppt auch keinen Panzer.

3.

Wenn Du Dir noch so weise schienst,
Dein Raten bringt Dir keine Huld:
Stets nimmt der Frager das Verdienst
Und giebt dem Rater stets die Schuld.

4.

Und trugst Du gestern centnerschwer,
Heut' drückt das Lot von heute mehr.

5.

Selbsttadel prüfst am besten Du,
Stimmst Du ihm, leicht entschuld'gend, zu:
Demütige Erkenntnis zeigt
Sich nie verletzt; sie nickt und schweigt.
Jedoch verkappte Eitelkeit
Ist zur Verteid'gung leicht bereit.

Hans Nordeck.

Briefkasten.

Herrn S. K. in C. Leider in der Form durchaus ungenügend. — Frl. G. L. in H. „Herbst" ist mir doch etwas zu düster. Auch sind im ersten Absatz einige Wendungen etwas zu sehr abgebraucht. Nichts für ungut! — Herrn Spr. in Str. Bedeutend besser. „Am Strande" werde ich wohl bringen können. In „Hafenstille" wiederholen Sie den Reim „Köpfen", was nicht gut wirkt. — Herrn Fr. G. v. O. in C. „Im Münster zu Worms" ist in Form unsicher, im Ausdruck etwas schrullig. Aber Sie können neue Versuche senden. — Frl. Luise M. Gedanke wäre an sich nicht übel, aber die Ausführung ist mißlungen. — Frl. H. St. in B. Über Kant „plaudert" man nicht. Mit einer Nußschale befährt man das Meer nicht. Wo wohnen Sie? Wenn Sie wollen, können Sie sich das Schriftstück in unserem Verlage abholen. Aber ein andermal plaudern Sie über alles, nur nicht über Philosophie. — Frl. W. D. in B. Sie sind ja ein „Weib des Schreckens"! In den zwei Balladen fliegen die Köpfe umher wie Schwalben im Sommer.

„Aufgehäuft wie hölzerne Kloben
Lagen sie jetzt Rumpf an Rumpf.
Und grimmverzerret gehet der Sultan
Lächelnd durch den blut'gen Sumpf.

Die abgehackten Köpfe schauen
Racheschnaubend hinter ihn
Und sie beten zum Christengotte:
‚Strafe, Herrgott, strafe ihn.'

In das Blut er taucht den Turban
Und presset ihn dann an die Brust.
Tamerlan, Du Scheusal, Satan,
So was macht Dir auch noch Lust!"

Wie können Sie „so was" schreiben! — Herrn G. W. in W—r. „Kann's anders sein?" wird wohl gelegentlich kommen. — Herrn P. R. in P. Obwohl das Gedicht feinen Formsinn und gewandte Sprache zeigt, kann ich es nicht bringen, da der Teil von Zeile 25—32 unklar ist. Aber Sie dürfen mir anderes senden. — Ungenannt aus Moskau. In solcher Lage giebt es nach meiner tiefsten Überzeugung nur eins, was die Seele retten kann: Wahrheit. Und dann nehmen Sie mit ruhiger Kraft die Buße auf sich. So weiterzuleben, hieße sich für immer entwürdigen. Möge Gott Ihnen die Kraft geben, zu thun, was die sittliche Pflicht von Ihnen jetzt unabweisbar fordert. Für Ihr Vertrauen Dank. Der Brief ist Ihrem Wunsche gemäß vernichtet. — Herrn Curt H. in B. Angenommen — Frau S. Th. in B. Das 1. Buch ist mir nicht zugesendet worden. 2. u. 3. werden gelegentlich besprochen. — Nr. 2. X. Leider kann ich Ihre Frage nicht beantworten. „Nacht" etwas unklar; „Taufstaat" kommt. Besten Gruß. — Herrn und Frau v. H. in L. Besten Dank für die freundliche Gesinnung! — Frau D. A. in H. 1) Nein. 2) Ja. 3) Lebt in Wien. — Herrn M. Th. in R. Wenden Sie sich an Prof. Jos. Kürschner in Eisenach, der Ihnen darüber die beste Auskunft geben kann.

Inhalt der No. 52.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Schluß. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Schluß. — **Beiblatt:** Sommernacht. Von Gertrud Triepel. — Das freudige Testament. Von Karl Pröll. Schluß. — Stiergefecht. Von Dom Alfredo Saö Mismo. (Deutsch von Alfr. Friedmann.) — A los Toros. Von Max Tilke. — Nächtliche Wanderung. Von Tilia Guignon. — Vermischtes. — Das ist ein lustiges Sterben… Von Valentin Traudt. — Sprüche. Von Hans Nordeck. — Briefkasten.

An unsere Leser!

Mit diesem Hefte (Nr. 52) schließt der 33. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir bitten unsere Abnehmer, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keine Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Aus umstehender Anzeige wollen unsere Leser Kenntnis von dem voraussichtlichen Inhalte des neuen Jahrganges nehmen.

gefechte nicht zu denken, und die Beschöniger behaupten, daß diese Schauspiele der Bevölkerung den unerschrockenen, mutigen, festen Charakter bewahrten, den sie z. B. bei den napoleonischen Eroberungsversuchen bezeugt haben.

Die Hauptsitze der Stierfechterschule sind Sevilla und Córdoba. Dort werden Toreros unter Leitung guter Lehrer zunächst theoretisch ausgebildet, worauf sie dann die Praxis an den sogenannten „Novillos“ (jungen zwei- bis dreijährigen Stieren) üben, von denen sie allerdings manchmal schlimm genug behandelt werden, bis sie durch jahrelange Übung die nötige Geschicklichkeit errungen haben. Der größte und bekannteste Stierfechter der Jetztzeit ist Rafael Guerra (Guerrita), der bis zu 10 000 Frcs. für eine Vorstellung erhält. Er unternimmt mit seiner „Cuadrilla“ Gastspiele in allen Provinzen Spaniens, und der Wunsch, die Höhe seiner Kunst zu erreichen, beseelt alle angehenden Toreros. Sein Nebenbuhler Manuel Garcia (Espartero) der beliebter war als er, verunglückte bei dem Töten eines Stieres in der „Plaza de Madrid“ am 27. Mai 1894, was beinahe eine Nationaltrauer hervorrief. Die bunten Lithographien der bekanntesten Stierfechter sieht man in allen Tavernen und kleineren Geschäftsläden als Wandschmuck, und unzählige Zeitungen mit Tabellen, in denen die „Caidas“ der Picadores, die toten Pferde, die Pases de Muleta u. s. w. genau und rubrikmäßig aufgezählt sind, erscheinen gleich am Abend nach dem Stiergefecht.

Die Stiergefechte finden an allen Sonntagen, auch an einigen Donnerstagen statt, nur während der Wintermonate wird Pause gemacht. Man zählt jährlich ungefähr 500 Corridas de Toros, in den gegen 3000 Stiere und vielleicht 5000 Pferde getötet werden, in einem Werte von 2 000 000 Pesetas. Die Stiere, die zu den Stierkämpfen verwendet werden, beziehen die Unternehmer aus den Züchtereien zu hohen Preisen; man bezahlt für einen Stier 750—2000 Pesetas. Ein Aufhören dieser Kämpfe in Spanien darf man wohl vorläufig kaum erwarten, denn selbst der ärmste Spanier hängt mit wilder Leidenschaft daran und versetzt lieber seine Wertsachen, darbt und hungert, ehe er eine große Corrida versäumt.

Nächtliche Wanderung.

Auf düst'rem Pfade düst'res Schweigen;
Zu riesenhafter Höhe steigen
Der Eichenkronen schwarze Reih'n.
Sie reichen oben sich die Hände,
Und von dem Himmel blickt am Ende
Ein schmaler Streifen noch herein.

Und endlich ist es völlig düster;
Nur noch ein zitterndes Geflüster,
Wenn sich das Laub im Winde regt.
Der Wandrer spürt mit leisem Beben,
Wie auch des Waldes Wonneleben
Ein stilles Grauen in sich trägt.

Lilia Guignon.

Vermischtes.

Von Mommsens Zerstreutheit oder, besser gesagt, Vertiefung in seine Arbeit erzählt man folgendes Erlebnis von älterem Datum: Eines Tages bringt der Diener in das Arbeitszimmer des Herrn Professors das Mittagessen und bittet seinen Herrn zu Tische. Dieser aber, in seine Arbeit vertieft, nimmt davon keine Notiz. Es wird bereits der zweite Gang aufgetragen, und noch steht der erste unberührt. Beim Anblick der köstlichen Speisen kommt dem Diener ein „philosophischer“ Gedanke, der aber nirgends aufgezeichnet steht, in den Sinn. Schnell stellt er den zweiten Gang hin, nimmt den ersten Teller weg und verspeist seinen Inhalt. So erging es auch dem zweiten, dritten. Nach einigen Stunden verspürt der Gelehrte eine gewisse Leere im Magen, er begiebt sich selbst in die Küche und fragt ärgerlich: „Bekomme ich denn heute kein Mittagbrot?“ Worauf der Diener erwiderte: „Der Herr Professor haben ja schon gegessen.“ Und Mommsen setzt sich wieder an seinen Arbeitstisch und murmelt: „Wie konnte ich nur so vergeßlich sein?“

Jemand besuchte kürzlich die Westminsterabtei und fand eine Person, die im Schiff der Kirche auf den Knieen lag und eifrig betete. Doch bald erschien ein Kirchendiener, klopfte dem stillen Beter auf die Schultern und teilte ihm mit, er dürfe dort nicht beten. „Wenn wir dies erlauben,“ sagte der Diener mit einem verächtlichen Seitenblick, „haben wir bald das ganze Gebäude voll von Leuten, die beten wollen.“ Besser läßt sich die verknöcherte englische Engherzigkeit und der Buchstabengeist wohl nicht illustrieren.

Eine Zueignung. Im Jahre 1824 erschien: „Christlicher Tempel des Herrn, der häuslichen Andacht geweiht, Dünkelsbühl und Leipzig, bei Walther“, mit folgender Zueignung:

„Dir, König aller Könige und Herr aller Herren! Dreieiniger Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist, geweiht vom Verleger.“

Die reisenden Handwerksburschen haben für jedes Gewerbe einen besonderen Spitznamen. Die Müller heißen „Roller“, die Bäcker „Lehmer“; Schmiede „Flammer“; Schneider „Stichler“; Barbiere „Wegschmeißer“; Schuhmacher „Pflanzer“; Klempner „Sonnenschmiede“; Fleischer „Katzhof“; Tischler „Hobeloffiziere“; Schlosser „Katzenkopf“.

Das ist ein lustiges Sterben . . .

Die Schnitter lachen und scherzen,
Die Lerche jubelt laut;
Es rauschen die Halme zur Erde,
Von Thränen licht betaut.

Aufküßt der Himmel die Thränen,
Hell klingt die Sichel drein:
Das ist ein lustiges Sterben
Im goldenen Frührotschein!

Ein Mägdlein hält wohl die Ähren
In ihrem braunen Arm:
Das ist ein lustiges Sterben
So lebenssonnenwarm!

Valentin Trandt.

Sprüche.

1.

Zerschellte auf Pfaden irr und steil
Dein Lebensfahrzeug auch in Stücken,
Du kannst daraus zu anderer Heil
Noch einen Wegweiser zusammenflicken.

2.

Grundsätze braucht, Vorsätze nicht
Ein fester Mann, ein ganzer:
Wer unverwundbar von innen ist,
Der schleppt auch keinen Panzer.

3.

Wenn Du Dir noch so weise schienst,
Dein Raten bringt Dir keine Huld:
Stets nimmt der Frager das Verdienst
Und giebt dem Rater stets die Schuld.

4.

Und trugst Du gestern centnerschwer,
Heut' drückt das Lot von heute mehr.

5.

Selbsttadel prüfst am besten Du,
Stimmst Du ihm, leicht entschuld'gend, zu:
Demütige Erkenntnis zeigt
Sich nie verletzt; sie nickt und schweigt.
Jedoch verkappte Eitelkeit
Ist zur Verteid'gung leicht bereit.

Hans Nordeck.

Briefkasten.

Herrn S. K. in C. Leider in der Form durchaus ungenügend. — Frl. G. L. in H. „Herbst" ist mir doch etwas zu düster. Auch sind im ersten Absatz einige Wendungen etwas zu sehr abgebraucht. Nichts für ungut! — Herrn Spr. in Str. Bedeutend besser. „Am Strande" werde ich wohl bringen können. In „Hafenstille" wiederholen Sie den Reim „Köpfen", was nicht gut wirkt. — Herrn Fr. G. v. O. in C. „Im Münster zu Worms" ist in Form unsicher, im Ausdruck etwas schrullig. Aber Sie können neue Versuche senden. — Frl. Luise M. Gedanke wäre an sich nicht übel, aber die Ausführung ist mißlungen. — Frl. H. St. in B. Über Kant „plaudert" man nicht. Mit einer Nußschale befährt man das Meer nicht. Wo wohnen Sie? Wenn Sie wollen, können Sie sich das Schriftstück in unserem Verlage abholen. Aber ein andermal plaudern Sie über alles, nur nicht über Philosophie. — Frl. W. D. in B. Sie sind ja ein „Weib des Schreckens"! In den zwei Balladen fliegen die Köpfe umher wie Schwalben im Sommer.

„Aufgehäuft wie hölzerne Kloben
Lagen sie jetzt Rumpf an Rumpf.
Und grimmverzerret gehet der Sultan
Lächelnd durch den blut'gen Sumpf.

Die abgehackten Köpfe schauen
Racheschnaubend hinter ihn
Und sie beten zum Christengotte:
‚Strafe, Herrgott, strafe ihn.'

In das Blut er taucht den Turban
Und presset ihn dann an die Brust.
Tamerlan, Du Scheusal, Satan,
So was macht Dir auch noch Lust!"

Wie können Sie „so was" schreiben! — Herrn G. W. in W—r. „Kann's anders sein?" wird wohl gelegentlich kommen. — Herrn P. R. in P. Obwohl das Gedicht feinen Formsinn und gewandte Sprache zeigt, kann ich es nicht bringen, da der Teil von Zeile 25—32 unklar ist. Aber Sie dürfen mir anderes senden. — Ungenannt aus Moskau. In solcher Lage giebt es nach meiner tiefsten Überzeugung nur eins, was die Seele retten kann: Wahrheit. Und dann nehmen Sie mit ruhiger Kraft die Buße auf sich. So weiterzuleben, hieße sich für immer entwürdigen. Möge Gott Ihnen die Kraft geben, zu thun, was die sittliche Pflicht von Ihnen jetzt unabweisbar fordert. Für Ihr Vertrauen Dank. Der Brief ist Ihrem Wunsche gemäß vernichtet. — Herrn Curt H. in B. Angenommen — Frau S. Th. in B. Das 1. Buch ist mir nicht zugesendet worden. 2. u. 3. werden gelegentlich besprochen. — Nr. 2. X. Leider kann ich Ihre Frage nicht beantworten. „Nacht" etwas unklar; „Taufstaat" kommt. Besten Gruß. — Herrn und Frau v. H. in L. Besten Dank für die freundliche Gesinnung! — Frau D. A. in H. 1) Nein. 2) Ja. 3) Lebt in Wien. — Herrn M. Th. in R. Wenden Sie sich an Prof. Jos. Kürschner in Eisenach, der Ihnen darüber die beste Auskunft geben kann.

Inhalt der No. 52.

Art zu Art. Roman von H. Schobert. Schluß. — Schwertklingen. Vaterländischer Roman von Hans Werder. Schluß. — **Beiblatt:** Sommernacht. Von Gertrud Triepel. — Das freudige Testament. Von Karl Pröll. Schluß. — Stiergefecht. Von Dom Alfredo Saõ Mismo. (Deutsch von Alfr. Friedmann.) — A los Toros. Von Max Tilke. — Nächtliche Wanderung. Von Tilia Guignon. — Vermischtes. — Das ist ein lustiges Sterben... Von Valentin Traudt. — Sprüche. Von Hans Nordeck. — Briefkasten.

An unsere Leser!

Mit diesem Hefte (Nr. 52) schließt der 33. Jahrgang der Deutschen Roman-Zeitung. Wir bitten unsere Abnehmer, ihre Bestellungen bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern, damit keine Störung im Bezuge der Zeitschrift eintritt.

Aus umstehender Anzeige wollen unsere Leser Kenntnis von dem voraussichtlichen Inhalte des neuen Jahrganges nehmen.

Der neue Jahrgang wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Ein doppeltes Ich.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Unter den Borgia.

Roman

von

Richard Voß.

Höhenfrost, Roman von Carl Busse.

Intriganten.

Historischer Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

Ohne Liebe.

Roman

von

E. v. Wald-Zedtwitz.

Wendepunkte.

Roman

von

Josefine Gräfin Schwerin.

Die Fremde.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Am Ende von Alt-Berlin.

Historischer Roman

von

Bruno Garlepp.

Schloß Geisberg.

Roman

von

A. Norden.
(A. Hinnius.)

Romane von **H. Schobert, E. Karl, L. Glaß** werden folgen, so daß wir unseren Lesern eine Abwechslung bieten, die von keiner anderen Zeitschrift erreicht wird.

Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung fortgeführt. Wie im Hauptteil unserer Zeitung im allgemeinen, so wird hier im besonderen **die Pflege deutscher Gesinnung, die Bekämpfung der Fremdsucht und des Materialismus** zum Ziele genommen. Otto von Leixners Grundsätze bei der Auswahl der Beiträge sind unseren Lesern bekannt, er wird diesem Teile des Blattes nach wie vor seine besondere Sorgfalt widmen.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Berlin, Anhaltstr. 11.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Der neue Jahrgang wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Ein doppeltes Ich.

Roman

von

Hermann Heiberg.

Unter den Borgia.

Roman

von

Richard Voß.

Höhenfrost, Roman von Carl Busse.

Intriganten.

Historischer Roman

von

Fedor von Zobeltitz.

Ohne Liebe.

Roman

von

E. v. Wald-Zedtwitz.

Wendepunkte.

Roman

von

Josefine Gräfin Schwerin.

Die Fremde.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

Am Ende von Alt-Berlin.

Historischer Roman

von

Bruno Garlepp.

Schloß Geisberg.

Roman

von

A. Norden.
(A. Pinnius.)

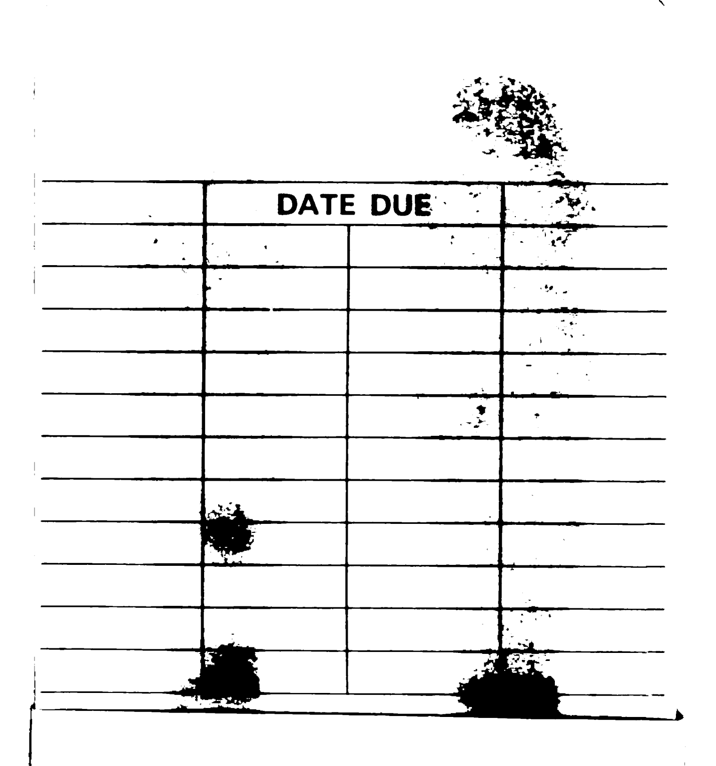
Romane von **H. Schobert, E. Karl, L. Glaß** werden folgen, so daß wir unseren Lesern eine Abwechslung bieten, die von keiner anderen Zeitschrift erreicht wird.

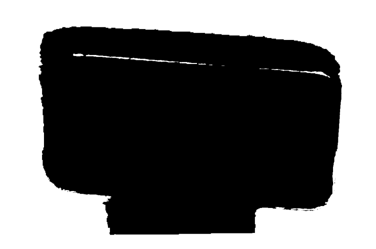
Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung fortgeführt. Wie im Hauptteil unserer Zeitung im allgemeinen, so wird hier im besonderen **die Pflege deutscher Gesinnung, die Bekämpfung der Fremdsucht und des Materialismus** zum Ziele genommen. Otto von Leixners Grundsätze bei der Auswahl der Beiträge sind unseren Lesern bekannt, er wird diesem Teile des Blattes nach wie vor seine besondere Sorgfalt widmen.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.
Berlin, Anhaltstr. 11.

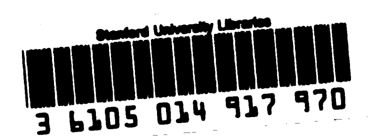
Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).


Stanford University Libraries
3 6105 014 917 970

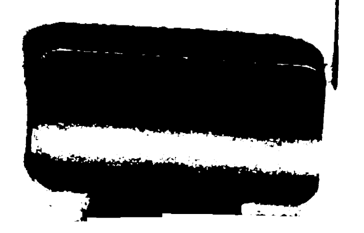

DATE DUE







	DATE DUE		





	DATE DUE		

